

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

VOM JAHRE 1814.

EILFTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition,
1814.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Die Psalmen übersetzt und ihrem Hauptinhalte nach erläutert* von Dr. *F. V. Reinhard*. Herausgegeben von Dr. *J. G. A. Hacker*, königl. sächs. evang. Hofprediger. 1813. VI u. 336 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Der selige *Reinhard* hatte, laut der Vorrede des Herausgebers, über die Psalmen, die für ihn einen besonderen Reiz hatten, nicht nur Vorlesungen gehalten, welche vielleicht dem Publicum späterhin mitgetheilt werden sollen, sondern auch während seiner Erholungsstunden eine deutsche Übersetzung derselben verfertigt. Da er diese seinen Zuhörern mittheilte: so wurde sie bald in einem weiteren Kreise bekannt, und es konnte nicht fehlen, dass man dem Vf. von mehreren Seiten her den Wunsch zu erkennen gab, diese Arbeit durch den Druck gemeinnütziger zu machen. Er erklärte sich auch dazu nicht ungeneigt, wollte jedoch das Ganze noch einmal einer strengen Prüfung unterwerfen, und dabey auf die neueren Werke über die Psalmen die nöthige Rücksicht nehmen, welches Unternehmen aber der Tod vereitelte. Der Herausgeber hielt es indess für einen grossen Verlust für das Publicum, und vornehmlich für *Reinhards* zahlreiche Verehrer, wenn ein Werk der Vergessenheit übergeben würde, das den Vf. nicht nur als gelehrten und glücklichen Forscher der orientalischen Sprachen bekannt mache, sondern auch von der ganz eigenen Gewandtheit, Kraft und Fülle im deutschen Ausdruck zeuge, die seine übrigen Schriften charakterisire, und sich insonderheit durch einleitende, den Inhalt eines jeden Psalmen andeutende Bemerkungen auszeichne, die man in keiner der vorhandenen Übersetzungen so gründlich und vollständig finde. *Reinhards* Name und des Herausgebers Lobpreisung lassen Viel erwarten; wir nehmen aber das Buch unparteyisch zur Hand.

Betrachten wir zuerst die Einleitungen. In der Einleitung zum II Ps. wird die davidische Abfassung dieses Liedes bewiesen aus dem Zeugniss einiger Abschriften der alexandr. Übersetzung, Justin des Märtyrers, des N. T. AG. IV, 25, und dem davidischen Charakter desselben, ohne dass gezeigt wird, worin dieser bestehe. Auch fänden sich Gelegenheiten in der Geschichte des Königs, bey denen er verfertigt seyn könnte. Man könne ihn in die Zeit setzen, wo David die Burg Sion eroberte, und nachher in langwierige Kriege mit auswärtigen Völkern verwickelt wurde. Auch könne man annehmen, dass er durch die 2 Sam. VII, 1 ff. befindliche Verheissung Gottes zu diesem Lied veranlasst worden sey. Es sey daher allezeit wahrscheinlicher, dass David selbst der Vf. dieses Psalms sey, als dass er es nicht sey. Sodann wird die Frage aufgeworfen, ob dieser Psalm eine Weissagung von Christo enthalte, und zugegeben, dass man ihn, wie viele Ausleger thäten, bloss von David selbst erklären könne, zumal wenn man annähme, dass er von einem Anderen auf die ausserordentlichen Siege desselben verfertigt sey. Bedenke man aber, dass es wahrscheinlicher sey, David habe diesen Psalm selbst gedichtet; dass bey dieser Voraussetzung der 8te und 12te Vers sehr unbescheiden und stolz klingen würde, wenn David so von sich hätte reden sollen; dass das N. T. dieses Lied oft auf Christum deute; dass das Ansehen keines Königs, nach V. 12, so auffallend durch Strafen Gottes bestätigt und verbreitet worden sey, wie das Ansehn Christi; dass die Geschichte Christi den starken Ausdrücken dieses Liedes überhaupt am besten Genüge thue; dass endlich die alten Juden selbst dieses Lied so verstanden hätten: so könne man allerdings annehmen, dass dieser Psalm als eine Weissagung von Christo betrachtet werden müsse. — Der 3 Ps. wird auf die gefährliche Nacht bezogen, in welcher nach Ahitophels Rath David hätte aufgehoben werden sollen; und warum? weil der Vf. den 6ten Vers unrichtig so übersetzt: *Ich lag und schlief, und bin erwacht, denn mich beschirmt der Herr.* Wo liegt nur ein Grund dafür, dass hier von einem einzigen Factum die Rede sey, und nicht von einem fortgehenden Zustand? Und dann ist 2 Sam. XVII, 1 f. nur gesagt, dass Ahitophel dem David des Nachts habe nachjagen, nicht aber, dass er geradezu des Nachts ihn aufheben wollen. Die Einleitungen der folgenden Psalmen haben theils nichts Eigenthümliches, theils halten sie sich in den Grenzen einer löblichen kritischen Vorsicht, wie die in den VI, VII, XII Ps.; aber beym XVI Ps. stösst man wieder auf eine messianische Erklärung, welche so begründet wird. Sollte dieses Lied von David handeln: so müsse man annehmen, er habe es zu einer Zeit verfertigt, wo er sich ausser seinem Vaterland befunden, und Reizungen zum Götzendienst, Vers 4, und mancherley Gefahren zu besorgen gehabt. Allein diese Voraussetzung habe ihre Schwierigkeiten. Die im ganzen Liede gebrauchten Redensarten passten am besten auf einen Priester der alten israelitischen Verfassung, und seyen mithin im Munde Davids unschicklich. Im 16ten Vers verspreche sich überdiess die redende Person das seltene Glück, nicht im

Grabe zu verwesen, sondern noch vor dieser Veränderung in ein Leben zurückkehren zu können, wo ihr die grössten Belohnungen zu Theil werden sollen (aber es ist im Text bloss von Rettung vom Tode die Rede!). Da nun dieser Umstand auf Niemand in der ganzen Geschichte passe, als auf Christum, der auch anderwärts unter dem Bild eines Priesters vorgestellt werde, z. B. Ps. CX (Cirkel im Beweis!), im N. T. aber dieser Psalm ausdrücklich von ihm erklärt sey: so müsse man ihn, nicht etwa mittelbar und typisch, sondern zunächst und wörtlich von Christo verstehen. Hat denn aber Christus Reizungen zum Götzendienst gehabt? — Ps. XXI, besonders V. 5 — 7, soll sich auf die dem David nach 2 Sam. VII, 12 ff. gegebene göttliche Verheissung beziehen; warum und wie? wird nicht gesagt. — Dass Ps. XXII vom Messias erklärt wird, versteht sich nach dem Dagewesenen von selbst; die doppelte Auslegung *Dathe's* wird verworfen, weil sie den Regeln einer richtigen Auslegungskunst nicht sehr gemäss zu seyn scheine. Nach welcher richtigen Auslegungskunst konnte der Vf. aber seine einzig messianische Erklärung zu rechtfertigen hoffen? Dass man doch bey solchen Erklärungen nur noch den Ausdruck Auslegungskunst im Munde führen kann! Zuletzt wird erinnert, die Meinung einiger Rabbinen, als ob man diesen Psalm auch von den Leiden des jüdischen Volks verstehen könne, verdiene keine Widerlegung. So schlägt man sich lästige Meinungen von der Hand! — Ps. XXIII lässt der Vf. mit *Michaelis* von David auf seiner Flucht vor Absalom während seines Aufenthalts jenseit des Jordans dichten, als er von einigen reichen und treuen Unterthanen mit Lebensmitteln versorgt wurde. Wer Geschmack hat, wird ihn wohl in dieser Hypothese nicht finden. — Ps. XL ist ein Gebet des Messias, der sich als das von Gott gefoderte Opfer für die Menschen betrachtet. Darum musste auch V. 9 so übersetzt werden: *Dir angenehm zu opfern, ist mein Wunsch;* es heisst aber nur: *deinen Willen zu thun ist meine Lust*, und Opfer werden ja vorher ausdrücklich verworfen. — Ps. XLIV bezieht der Vf. mit *Michaelis* auf den nesibenischen Krieg; in das Zeitalter des Antiochus will er ihn darum nicht setzen, weil das erste und zweyte Buch lauter alte Lieder enthalte. Das ist ja aber erst zu beweisen! — Ps. XLV wird wieder vom Messias erklärt. Von Salomo könne man ihn nicht verstehen, weil hier ein König beschrieben werde, der für die wahre Religion streite V. 5. 6 (Diesen Sinn findet nämlich der Vf. in den Worten: *Und mit ihm* (dem Schwerte), *deinem Schmuck, zieh hin und siege für Wahrheit, für geplagte Unschuld, und deine Hand verbreite Schrecken.* (!) Die Stelle heisst aber: *In deinem Schmuck fahr hin siegreich wegen* (עַל־דְּבַר) *deiner Wahrheit, Milde und Gerechtigkeit*), der ein ewiges dauernd Reich besitze V. 7, unter allen Königen der höchste sey V. 8, die Tyrier beherrsche V. 13, welches weder Salomo noch sonst ein israelitischer König gethan habe, und der endlich von allen Nationen der Erde gepriesen werde V. 18. Alle diese Dinge seyen aber im strengsten Sinne wahr, sobald man dabey an Christum denke. Hat denn aber Christus die Tyrier beherrscht, und muss man denn, wenn man an keinen israelitischen König denken kann, gleich an Christus denken, der doch — ohne Metapher zu reden — kein König war, der auch, zu seiner Ehre, die Völker nicht mit seinen Pfeilen zu Boden gestreckt hat? — Wie ängstlich der Vf. an den Überschriften hängt, beweist die Einleitung zu Ps. LXIII. Nach der Überschrift soll David dieses Lied verfertigt haben, als er sich in der Wüste Juda als ein Vertriebener befand, und zwar wahrscheinlich von Saul verfolgt. Aber dagegen ist V. 12, wo David ausdrücklich König heisst. Der Vf. sieht sich daher genöthigt, an Davids Flucht vor Absalom zu denken. Nun aber ist ja David auf dieser Flucht nicht in die Wüste Juda gekommen? Der Vf. weiss jedoch Rath. Nehme man die Stelle 2 Sam. XV, 23 zu Hülfe: so könne man, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, annehmen, David sey, ehe er über den Jordan ging, in diesen Gegenden gewesen, und habe Gelegenheit gefunden, dieses Lied zu verfertigen. — Auch Ps. LXXII wird von Christo erklärt, und diese Annahme hauptsächlich mit darauf gestützt, dass nach der ächten Überschrift Salomo Vf., und also nicht Gegenstand des Liedes sey. Ps. LXXIV, ein offenbar makkabäischer Psalm, wird, um die Überschrift zu retten und den Psalm dem Assaph beylegen zu können, auf die Invasion des Pharao Sisak unter Rehabeam, wobey der Tempel allerdings viel gelitten habe (nur aber nicht verwüstet wurde!), bezogen. — Jedoch der Raum verbietet, weitere Proben zu geben, und schon hinreichend machen die bisherigen den Werth der in diesen Einleitungen enthaltenen Sacherklärung der Psalmen offenbar: sie kommt um 30 — 50 Jahr zu spät, sie gehört in die Periode des sich eben entwickelnden exegetischen Lichts, und kann für die jetzige Zeit nur einen relativen Werth haben.

Wir wenden uns zu der Übersetzung, die, im Ganzen, besonders von Seiten der Auslegung, etwas mehr als die Einleitungen, befriedigt. Doch halten wir es für Pflicht, von den nicht seltenen Fehlern und Unvollkommenheiten einige Beyspiele zu geben. Ps. I, 5 giebt es einen falschen Sinn, wenn es heisst: *Die Sünder werden vor dem Volk der Gerechten nicht bestehen*, als wäre das Volk der Richter; der Sinn ist, sie werden nicht in demselben fort bestehen. II, 5 ist אז durch *einst* gegeben, was es erweislich und anerkannt nicht heisst. IV, 6. *Unschuldige Opfer* statt: *gebührende Opfer*, ein Opfer kann aber auch überhaupt weder *schuldig* noch *unschuldig* seyn. V, 4. *Am Morgen schicke* (ich?) *mich schon an, Auf meinem Platz vor dir zu seyn.* Das אערך לך erklären wir mit den besten Auslegern durch: *ich richte* (mein Gebet) *zu dir*, und אצפה durch: *ich hoffe*. VI, 11. *Ein Wink — sie fliehn beschämt zurück*, wörtlich: *sie weichen zurück beschämt plötzlich.* Wenn *ein Wink* Übersetzung von רֶגַע seyn soll: so ist es falsch. VIII, 6 ist אלהים

von den Engeln verstanden, was sich nicht vertheidigen lässt. V. 9. *Er* (der Mensch) *findet Wege durch die Meere;* es geht aber auf die Fische, und malet ihre Bewegung im Meere. IX, 21. *Setz das Scheermesser ihnen an;* falsch nach *Michaelis*, dem der Vf. etwas zu sehr folgt. XI, 6 ist *einst* eingeschoben. XII, 7. *Geläutert ist, was Gott verspricht, Wie reines Silber aus der Erde Werkstatt.* Was soll das heissen: *aus der Erde Werkstatt?* Soll es eine Umschreibung der Bergwerke seyn, oder soll eine Werkstatt unter der Erde verstanden werden? V. 9. *Kühn zeigen sich die Missethäter, wenn Niederträchtige das Land beherrschen.* Das Hebräische, zwar verschiedener Deutung fähig, kann doch auf keine Weise dieses heissen. Wir übersetzen mit den besten Auslegern: *Ringsum wandeln Frevler, wenn sich erhebt die Schmach der Menschenkinder.* XVI, 9. *Der bessre Theil von mir*, Missverstand des Hebraismus. XVII, 3. *Entreiss mich dem Verbrecher, Dem Schwerte deiner Rache, Dem Pöbel Herr, der deine Geissel ist; Dem Pöbel dieser niedern Welt.* Wenn wir auch den Vf. wegen der Erklärung, nach welcher er חרבך und ידך als Prädicate des Vorhergehenden genommen hat, entschuldigen wollen: so können uns doch die Ausdrücke *Pöbel*, und *Pöbel dieser niedern Welt*, nicht anders als sehr unpassend vorkommen. XVIII, 5. Was sollen *Belials Ströme* seyn? Etwa *Höllenströme?* so ist der Ausdruck unpassend; oder *Satansströme?* so lässt sich diese Übersetzung noch weniger philologisch rechtfertigen, als jene. V. 27. *Die Tückischen bestrafst du listig;* es heisst nur: *gegen den Treulosen bist du auch treulos.* XXI, 9. *Dein Arm reicht hin für alle deine Feinde;* מצא heisst hier *erreichen.* XXIV, 4. *Auf keinen falschen Gott die Seele richten*, eine unglückliche Auslegung, es ist vom Meineid die Rede. XXXII, 9. *Seyd dem Rosse nicht, Nicht dem Maulthier gleich, Das von keinem Zaum gewarnt, Nicht gebändigt in der Jugend, Dir nicht folgen wird;* der Sinn nicht ganz richtig, der Ausdruck gedehnt. Der Text heisst wörtlich: *Seyd nicht, wie Ross und Maul, ohne Verstand, die man mit Zaum und Gebiss ihres Geschirres fesselt, die sich dir nicht nahen wollen.* Die Bedeutung *Jugend*, von עדי ist ungewiss, und hier auf jeden Fall unpassend. LXV, 12. *Reich hast du deiner Güte Jahr gemacht.* Hier hat den Vf. der *stat. construct.* von שנת irre gemacht, der hier nicht das Genitivverhältniss bezeichnet. Wie aber der Vf. V. 14 die Worte לבשו כרים הצאן übersetzen konnte: *Es gatten sich die Widder und die Schaafe*, gehört für uns unter die Räthsel. Es heisst ganz unzweifelhaft: *Es kleiden sich die Anger mit Schaafen* (Heerden), und kein Schüler wird da irren. LXVIII, 11. *Nun wär es* (das Land) *für dein Wild ein Aufenthalt, Mit deiner Güte, Gott, ward es erquickt für ein bedrängtes Volk.* Ist das nicht völlig sinnlos? Überhaupt hat die Übersetzung dieses Psalmes ausserordentlich viel Fehler, und man sieht, dass der Vf. den Schwierigkeiten desselben nicht gewachsen war. Freylich konnte er auch noch nicht die Arbeiten *Schnurrers*, *Rosenmüllers* u. A. dabey benutz[en]. LXXIII, 2. Zweytes Hemistich: *Und wenig fehl[t'] so wär' ich entflohen.* שפכה אשרי kann diess w[ohl] nie heissen. V. 4. *Der Tod hat für sie keine F[es]seln.* Was soll das heissen, und nach welcher Grammatik kann man im Text diesen Sinn finden? 25. *Bin ich bey dir, so lieb ich nichts auf Erd[en]* עמך so schlechthin gesetzt, kann nur heissen: [*ne*]*ben dir.*

Im Ausdruck können wir „Gewandtheit, Kr[aft] und Fülle" nicht oft entdecken; dagegen Mattigke[it], Gedehntheit und Gemeinheit nicht schwer zu find[en] ist. Dieses Urtheil wird den Verehrern *Reinhar[d's]* hart vorkommen; auch glauben wir wohl, dass [sie] nicht mit uns denselben Geschmack theilen: aber mögen Beweise sprechen. Ps. XII, 6. *So will ich e[nd]lich auf; aufwollen* statt *aufstehn wollen* hält R[ec.] für verwerflich. XVIII, 33. *Gott ists, der Held[en]kraft mir giebt, und glücklichen Erfolg*, p[ro]saisch, statt: *Und meinen Pfad ebnet.* XIX, 5. H[ier] ist statt *Sonne*, um ein Masculinum zu erhalten, *S[on]nenglanz* gesetzt, und von diesem wird gesagt, d[ass] er ein Zelt habe, hervorgehe, seine Bahn durchlau[fe] u. s. w. XXII, 13. *Umkränzt von Basans wild[en] Stieren.* V. 27. *Da sollen die Bedrängten satt si[ch] essen.* LXV, 13. *Und lachend Grün bedeckt [die] Hügel.* Das treue: *Mit Jubel gürten sich die Hüg[el]* war dem Vf. zu poetisch. LXXVII, 9. *Ist's völ[lig] aus mit seiner Güte?* V. 18. *Dein Blitz fuhr über[all] herum.* Beides gewiss nicht edel! LXXVIII, 26. *N[un] macht' er einen Sturm am Himmel.* V. 50. [...] *machte seinem Zorn gebahnte Wege.* V. 61. *Sel[bst] seiner Ehre Thron liess er gefangen werden, [Der] Feind bekam den Sitz von seiner Herrlichkeit.* 66. *Schlägt seine Widersacher rücklings;* soll wo[hl] heissen: *zurück.* LXXIX, 7. *Denn Jakob haben [sie] fast aufgerieben.* Wie der Vf. den kräftigen sch[rei]genden Parallelismus des Originals zu schwächen u[nd] zu lähmen weiss, zeigt folgende Stelle Ps. C[XI] V. 5—7:

Erzittre nicht bey nächtlicher Gefahr,
Vor Pfeilen, die des Tages schwärmen;
Nicht wenn die Pest im Finstern schleichet,
Nicht wenn am Mittag Seuche wüthet.
Zwar Tausend wird sie neben dir erwürgen,
Und Myriaden um dich her:
Dir selber wird sie sich nicht nahen.
Du schaust sie nur mit eignen Augen,
Die Strafe, die den Frevler trifft.

Eine treue Übersetzung lautet also:

Du darfst nicht Schrecken fürchten Nachts,
Den Pfeil nicht, welcher fliegt bey Tag.
Die Pest nicht, die im Finstern wandelt,
Die Seuche nicht, die Mittags wüthet.
Fallen an deiner Seite Tausend,
Und Myriaden dir zur Rechten:
Mit deinen Augen nur erblickst du es,
Und der Verbrecher Strafe siehest du.

Um nicht weiter in diesem unangenehmen [Ge]schäft fortzufahren, heben wir einen Theil [von] der Übersetzung des XC Ps. aus, zum Beweise, [...]

wenig der Vf. verstand, das Gediegene und Kraftvolle des Originals wiederzugeben. Die ganz unrichtigen Ausdrücke wollen wir durch den Druck auszeichnen.

Herr, unser Zufluchtsort warst du,
Von einem Alter zu dem andern.
    Eh noch ein Berg entstanden war;
    Eh Welt und Erdkreis *ihren Schooss*
    Gebährend öffneten, warst du!

Du bist von Ewigkeit zu Ewigkeit, o Gott,
Die Menschen *stössest* du in ihren Staub zurück,
Sprichst: kehret um *zur mütterlichen Erde*.
    Denn tausend Jahre *dünken dir*
    Kurz wie der Tag, der gestern *schnell*
    Verschwand, und wie die Wachzeit in der Nacht.

Du strömst sie fort; wie *leichter Morgenschlaf*
Vergehen sie; wie Gras, das *schnell sich ändert*,
    Am Morgen blüht es auf, *verändert sich*,
    Am Abend welkt es, abgeschnitten.

Dein Zorn zehrt uns *so* auf;
So fället uns dein Grimm mit Todesschrecken.
    Du stellest unsre Missethat vor dich,
    Erblickst das *Heimlichste im hellsten Lichte*,

Es fliehen alle unsre Tage,
Dein Zürnen *zehrt uns auf*,
Und unsre Jahre sind gleich einer *Wasserblase*,
    Die Tage unsers ganzen Lebens,
    Kaum siebzig Jahr enthalten sie;
    Und achtzig *höchstens nur bey dem*,
    Der stärker noch als andre war.
    Das *was mit Unruh sie erfüllet*,
    Ist Unglück und Mühseligkeit.
    Auch diess fährt schnell vorbey.
    Dann eilen wir dahin.

Sollten *Reinhards* Verehrer glauben, dass man nicht besser übersetzen könne: so will es ihnen Rec. beweisen, indem er, ohne lange zu künsteln oder zu feilen, eine wirklich bessere Übersetzung hinwirft; und er will sich, um ihrem Geschmacke genug zu thun, auch die Fesseln des Jambus anlegen, obschon er überzeugt ist, dass dieses Versmass dem Original unangemessen, und dem ruhigen erhabenen Gange desselben nachtheilig ist; nur muss er sich, und mit Recht, kleine Unregelmässigkeiten erlauben.

Herr! unsre Zuflucht warst du für und für,
Bevor die Berg erzeuget worden,
    Und Erd' und Welt gebar,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
    Warst du, und bist du, Gott!

Du kehrst den Menschen in Zermalmung,
    Und sprichst: kehrt in den Staub, ihr Menschenkinder!
Denn tausend Jahre sind in deinen Augen
    Dem Tag von gestern gleich, wenn er vergangen,
    Und einer Wachzeit in der Nacht.

Du raffest sie hinweg, sie sind ein Traum,
    Am Morgen grünen sie, wie Gras,
Am Morgen blühen sie und grünen,
    Am Abend abgehauen, welken sie,
Denn wir vergehn vor deinem Zorn,
    Vor deinem Grimme fahren wir dahin.

Du stellest unsre Schulden dir vor Augen,
    Unsere verborgenen vor deines Blickes Licht,
All unsre Tage vergehn vor deinem Zorn,
    Es schwinden unsre Jahre, wie ein Laut,

Unsere Lebenszeit ist siebzig Jahr,
    Und, bey den Starken, achtzig Jahr;
Und all ihr Stolz ist Ungemach und Weh,
    Vorüber eilt es, und hin fliegen wir.

Vom Rhythmus ist gar nichts zu sagen; es sind die gewöhnlichen theologischen Jamben. Warum der Vf. hie und da die Verse absetze, sehen wir nicht ein: im Original ist kein Grund dazu, auch wird ja dadurch nichts im Rhythmus verändert. Der Parallelismus der Glieder ist im Ganzen mehr geschont worden, als in den gewöhnlichen metrischen Übersetzungen geschieht.

R.

NEUE AUFLAGEN.

THEOLOGIE. *Erfurt*, b. Hennings: *De usu Palaeographiae hebraicae ad explicanda Biblia sacra.* Dissertatio inauguralis theologica. — — Autore M. *Jo. Joach. Bellermann*, Theol. et Philos. P. P. O. in Acad. Erford. u. s. w. jam Gymnas. Berolino — Coloniensis Directore. *Cum tribus tabulis aeri incisis.* 1804. 44 S. 4. (15 Gr.)

Diese von schönen Kenntnissen und rühmlichem Fleiss zeugende Dissertation zerfällt in folgende Abschnitte: I. *De praecipuis Palaeographiae hebraicae momentis.* Hier handelt Hr. *B.* kürzlich: *de definitione Palaeographiae hebraicae, de scriptura antiqua in genere, de scriptura hieroglyphica, syllabica, alphabetica; de literarum alphabeti inventore; de literarum hebr. forma; de vocalium et accentuum ratione; de iis, qui scripserunt, quomodo scripserunt; de librorum hebr. ratione et forma externa.* Das Bekannte gut concentrirt. II. *De vario Palaeographiae usu ad explicanda Biblia sacra.* Der wichtigste Abschnitt, obgleich ohne neue Ausbeute. Der Vf. zeigt, welche Buchstaben gewöhnlich mit einander verwechselt werden, und wie auf diese Weise im A. T. mehrere Schreibefehler entstanden sind. S. 21 — 25 werden einige Stellen durch andere Abtheilung der *Scriptio continua* verbessert. Doch möchten wir Ps. 11, 1 nicht hieher rechnen. Hr. *B.* sagt S. 23: נודי הרכם צפור *vulgo: vola in montem vestrum, avis! Quid hoc sibi vult? Melius sic dividenda est phrasis:* נודי הר כמו צפור, *move te in montem sicut avis! Sic versiones veteres quaedam e. g. Aquila, Syr., Chald., Vulg.,* LXX: Μεταναστεύου ἐπὶ τὰ ὄρη ὡς στρουθίον." — Die Lesart des *Ketib* ist נודו, und das *Keri* נודי scheint bloss daher entstanden zu seyn, weil man einen Singular zu לנפשי haben zu müssen glaubte. Rec. lässt den Text unverändert, leitet den Infinitiv צפור von ضفر, *concitato ivit pede, cucurrit*, ab, und übersetzt: *Wie könnt ihr doch zu mir sprechen: Flieht (du David und sein Anhang) auf euern Berg in grösster Eile?* S. 30 — 33 erklärt sich Hr. *B.* entschieden gegen die *Formas mixtas*, und hält sie für blosse Schreibe- und Sprach-Fehler. Er hat diessmal nur 5 Beyspiele beygebracht, verspricht aber künftig noch andere zu liefern. Wir hätten doch noch Etwas für diese singulären Formen zu sagen. III. *Scripturae hebraicae specimina decem dissertationi adjecta illustrantur.* Schriftproben von verschiedenen hebräischen Handschriften in Erfurt, die zum Theil schon in der *kennicott*schen und *de-rossi*schen Variantensammlung benutzt worden sind, zum Theil aber hier erst mit viel Sachkenntniss und diplomatisch-kritischer Genauigkeit beschrieben werden.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JULIUS 1814.

JURISPRUDENZ.

MAGDEBURG, in d. Creutz'schen Buchhandlung: *Der Code Napoleon im gedrängten, vollständigen Auszug nebst Anmerkungen und Register: imgleichen einem kurzen Anhang in Bezug auf die K. Westphäl. Gesetzgebung.* Als Hand- und Hülfs-Buch für gebildete Staatsbürger überhaupt, insonderheit aber für Studirende (?!) und Praktiker. Zwey Bände mit fortlaufender Seitenzahl. VI und 464 S., sodann der Anhang von 24 S. ohne das nicht paginirte Register. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Zu den vielen Übeln, welche als eine Folge der Einführung des Code Napoleon und des franz. Processes in Deutschland anzusehen sind, kann man auch noch das literärische rechnen, dass gerade diese Einführung die Veranlassung zu einer Art Büchermacherey gab, welche vorher im Fache der juristischen Literatur, wo nicht ganz unbekannt, doch so selten war, dass man ihrer nicht weiter achtete, welche seitdem aber einen stehenden Artikel im leipziger Messkataloge bildete, und zwar zum grossen Scandal der deutschen Literatur. Junge Juristen, die kaum der Schule entlaufen waren, und dort kaum einen Vorschmack vom franz. Rechte erlangt haben mochten, warfen sich ungescheut zu Lehrern des gebildeten Publicums auf; Richter, Notare und Anwälde, die von wissenschaftlicher Bearbeitung des Rechts oft gar keinen Begriff hatten, denen alle dazu nöthigen Vorkenntnisse fehlten, und denen unter der Herrschaft des schon mehr ausgebildeten ältern Rechts das Schriftstellern nicht in den Sinn gekommen seyn würde, glaubten sich jetzt, wenn sie den neuen Codex, oder die neue Processordnung vielleicht einmal *ex officio* durchgelesen und etwa den *Maleville* oder einige franz. Formulare zu Hülfe genommen hatten, ohne Weiteres genugsam ausgerüstet, um ihre ganz neue, unverdaute Weisheit mit Hülfe der Buchdruckerpressen auszukramen: kurz, die Ordnung der Dinge war auch hier umgekehrt. Besonders aber war man sowohl in Frankreich, doch weit mehr noch in Deutschland bemüht, das neue Gesetzbuch auf jede Art, sowohl im Ganzen, als nach seinen einzelnen Lehren zu popularisiren, und dasselbe für Jedermann, für Gelehrte und Ungelehrte, für Bürger und Bauer, ja sogar auch für Damen geniessbar zu machen! Es ist in der That zum Erstaunen, welche Operationen man in dieser Hinsicht mit dem Code Napoleon vorgenommen hat. In Frankreich brachte man ihn zu dem Ende in Verse (was wenigstens ein sehr unterhaltender Scherz ist), in Deutschland in Katechismusform und in Auszüge mancherley Art, und es fehlte nichts, als dass man zu guter letzt noch ein A B C-Buch daraus gemacht hätte, wo es denn doch eine herrliche Sache gewesen wäre, wenn jedes Kind mit dem ersten Buchstabirregeln sogleich auch die ersten Grundsätze des neuen Rechts gelernt hätte! Wie sehr ein solches Verfahren der Würde der neuen Gesetzgebung schadete, wie verderblich jene unselige Popularisirmethode auf die Wissenschaft wirkte, davon schienen solche Sudler gar keine Ahndung zu haben; und was kümmerte sie es auch, wenn nur ihr Name im Messkatalog stand, und das Buchhändler-Honorar in ihren Beutel wanderte! Aber schon hat die rächende Nemesis auch sie ereilt, und die unreifen Kinder ihres Geistes, oder ihrer Thorheit, sinken, kaum erst vor wenigen Jahren geboren, schon jetzt in das furchtbar sich öffnende Grab der Maculatur! Dieses wohlverdiente Schicksal wird denn auch, trotz des prunkenden Titels, dasjenige Buch treffen, dessen ephemeres Daseyn Rec. hier bloss anzuzeigen im Begriff steht, und welches leider schon das vierte, oder fünfte, ihm zu Gesicht kommende, Machwerk dieser Art ist. Er begnügt sich darüber zu bemerken, dass dieser sogenannte Auszug ziemlich eben so stark ist, als das Original, dass die ganze Arbeit des Vfs. sich darauf beschränkt, einige Artikel abzukürzen, andere dagegen zu paraphrasiren, die zusammengehörigen zusammenzustellen, die Hauptworte eines jeden mit grösserer Schrift drucken zu lassen, um das Aufsuchen zu erleichtern (was, beyläufig gesagt, durch ein gutes Repertorium, z. B. das, womit die westphälische officielle Übersetzung versehen ist, noch weit mehr erleichtert wird), und hin und wieder einige Noten hinzuzufügen, welche indess fast bloss Hinweisungen auf *Lassaulx* und — *Dabelows* bekannte Archive enthalten. Man erwarte daher auch keine durchgeführte Kritik: ein solches Buch verdient sie nicht, und es wäre eine wahre Galeeren-Arbeit, es zu diesem Behufe von Anfang an bis zum Ende durchzulesen, und mit dem Originale zu vergleichen. Rec. hat es durchgeblättert und einige Lehren besonders nachgesehen, das war Alles, was er über sich gewinnen konnte, und darauf stützt sich sein Urtheil. Dass der Vf. sein Machwerk auf dem Titel und in der Vorrede auch den Studirenden als Hülfsbuch bey ihren Privatstudien empfiehlt, mag er selbst bey seinem Gewissen verantworten; Rec.

erblickt darin nichts weiter, als ein methodisches Bestreben, das Quellenstudium, das allein wahre Bildung zu geben vermag, auch bey denjenigen zu unterdrücken, die zum Glück noch mehr, als alte Praktiker, dafür empfänglich sind. Was ihn aber am meisten schmerzt, ist, dass er in dem Vf. einen als fruchtbaren Schriftsteller sehr bekannten, ehemals auch akademischen, Gelehrten zu erkennen glaubt, dem es, wie seine früheren Schriften beweisen, keinesweges an Geist und Kenntnissen gebricht, etwas recht Gutes und Brauchbares zu liefern, der es sich aber in neueren Zeiten leider zum Vorsatze gemacht zu haben scheint, das juristische Publicum nur mit recht vielen, wenn auch noch so unreifen Früchten seines Geistes zu beschenken, und, um es rein heraus zu sagen, ein Gespötte mit ihm zu treiben. Wenn jemand, durch Hunger und Noth getrieben, den Einfall bekäme, ein Buch, wie das vorliegende ist, zu machen, um nur das liebe Brod zu gewinnen: so könnte man damit, wie mit seiner traurigen Lage, Mitleiden haben; wenn aber ein Mann, wie der Vf., seine kostbare Zeit mit einer solchen Arbeit vergeudet: so muss die Kritik ein ernsthaftes Wort mit ihm reden, auf dass er seine literärische Sünde bereue. Und fast scheint es auch, als ob er selbst sich seiner Arbeit geschämt habe: denn warum nannte er sich nicht, er, der, so viel Rec. weiss, von seinen vielen Büchern noch keines anonym herausgegeben hat, und der sich auch sonst gar gern bey jeder Gelegenheit selbst anzuführen pflegt?

φ. μ.

1) Cassel, in der königl. Druckerey: *Mémoire sur cette question; savoir: Si la femme d'un failli est tenue généralement et dans tous les cas, de payer les dettes de son mari, d'après le Droit de la ci-devant Ville libre anseatique de Lubeck.* 1811. 32 S. 4.

2) Hamburg (ohne Angabe des Verlegers): *Untersuchung der Frage: Ist nach den Rechten der ehemaligen freyen Hansestadt Lübeck die Ehefrau eines Falliten überhaupt und in jedem Fall verbunden, die Schulden ihres Mannes zu bezahlen?* Aus dem Französischen mit einigen Zusätzen. 1811. 44 S. 8.

3) Hamburg, b. Müller: *Grundlinien einer neuen, von der gewöhnlichen durchaus abweichenden Theorie der ehelichen Gütergemeinschaft nach lübischem Rechte;* und insbesondere Widerlegung der über die Verpflichtung beerbter Ehefrauen für ihre verschuldeten Männer bisher angenommenen irrigen Meinung. 42 S. 8.

4) Cassel, in d. königl. Druckerey: *Exposition de la nature et des effets limités de la communauté des biens entre époux, suivant le droit de Lubeck.* Avec la refutation de deux erreurs capitales: L'une que l'épouse d'un failli, quand elle a de lui des enfans, est tenue indistinctement de payer ses dettes. L'autre qu'une coutume fait droit, quand elle n'est fondée que sur une interprétation erronée et vicieuse de la loi. 1811. 41 S. 4.

Die hier zusammengestellten vier Schriften sind in mannichfachen Hinsichten der Aufmerksamkeit des deutschen juridischen Publicums würdig. Die Person, deren Rechte zu vertheidigen sie beabsichtigen, ist die berühmte Madame *Rodde*, Tochter unsers verewigten grossen Landsmannes *Schlözer*. Der Verfasser der unter No. 1 aufgeführten Schrift, wie auch der Übersetzer von No. 4 (dessen Original No. 3 ist), ist Hr. Professor *v. Villers*, der Mann, der, ein Fremder, unserem Vaterlande und seinen grossen Söhnen so sehr Gerechtigkeit wiederfahren liess, und solche bey dem zweifelnden Ausländer geltend machte. Der Vf. von No. 3 ist ein sehr talentvoller Rechtsgelehrter, der ehemalige Archivar der Stadt Lübeck, und jetzige Advocat bey dem kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg, Dr. *Binder*. Die abgehandelte Materie selbst aber ist nicht nur eine der wichtigsten des lübischen Rechts, sondern betrifft gleichsam die Ehre unserer deutschen Vorfahren, indem es auf nichts weniger ankömmt, als auszumachen, ob diese im Stande gewesen, ein Gesetz zu geben, in welchem auch nicht eine Spur des gesunden Menschenverstandes zu finden seyn würde.

Das lübeckische Stadtrecht enthält, Art. 7. Buch I. Tit. 5. die Vorschrift:

„Wird ein Mann wegen Schuld *flüchtig*, hat er dann mit seinem Weibe Kinder, und ist die Schuld bekanntlich, oder wie Recht erwiesen, so soll dieselbe bezahlt werden von ihrer beyderseits Gute. Haben sie aber mit einander keine Kinder, und ist der Mann flüchtig, so nimmt die Frau ihren Brautschatz .... zu voraus."

Seit geraumer Zeit, wenigstens seit dem Anfange des 17 Jahrhunderts, erklärte nun die lübecksche Praxis das Wort *flüchtig* in diesem Artikel für gleichbedeutend mit *bankerot*, und beraubte die arme Ehefrau, sobald sie Kinder hatte, ihres Eigenthums, wenn ihr Mann fallirte. Lange zerbrach man sich darüber den Kopf, woher es wohl kommen möge, dass eine Ehefrau so hart darüber bestraft werde, *Kinder geboren zu haben, und weswegen man der Sterilität eine Belohnung darreichte?* Es war schwer, einen solchen Grund zu finden; doch glaubte man diesen Fund in der allgemeinen Gütergemeinschaft unter Eheleuten, wovon man annahm, dass sie in Lübeck Statt habe, und in dem Umstande zu finden, dass die Ehe durch die Erzeugung der Kinder gleichsam erst vollendet würde, und also erst hiedurch die völlige Gütergemeinschaft eintrete.

Die Unhaltbarkeit dieser Gründe, und die wahre Bedeutung des Gesetzes, sind in den angeführten Schriften auf das unwiderleglichste gezeigt, das Gesetz ist befriedigend ausgelegt, und die Absicht des Gesetzgebers dargethan.

Flüchtig heisst nichts als *flüchtig*, und nicht *bankerot*. Ein Kaufmann, der fallirt, kann unschuldig seyn, ist es vielleicht in der Regel; ein Mann, der sich seinen Verpflichtungen *durch Flucht* entzieht, ist *stets* schuldig, denn es hing von ihm ab, die Flucht zu unterlassen. Gegen diesen richtet der Gesetzgeber seine Härte, indem er seine zurückgelas-

fene Familie für ihn responsabel macht. Nicht nur glaubte er so ein Motiv aufgefunden zu haben, den Schuldner abzuhalten zu entfliehen, sondern mit Recht rechnete er darauf, dass ihn die Bitten der Frau und Kinder, welche seine Flucht des Ihrigen beraubte, zurückhalten würden. Hatte hingegen seine Frau keine Kinder von ihm: so, glaubte der Gesetzgeber, würde der Mann weder jene Rücksichten für die Frau, noch diese jene Gewalt über den Mann haben. Dieses Raisonnement unterstützt Hr. *v. Villers* dadurch, dass *flüchtig* nie in dem lübischen Codex für bankerot gebraucht, vielmehr dieser Begriff mit ganz anderen Worten bezeichnet wird; Hr. *Binder* aber zeigt, nicht weniger überzeugend, dass nach lübischem Stadtrechte gar keine allgemeine Gütergemeinschaft unter Eheleuten Statt habe.

Ein Fremder also zeigte, dass unsere Vorfahren vernünftige Gesetzgeber und keine Willkühr übenden Tyrannen waren! Diese Schriften haben ihres Zwecks nicht verfehlt: wie Rec. vernimmt, hat Mad. *Rodde* ihren Rechtsstreit vor dem vormaligen kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg gewonnen.

F....k.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Rein: *Materialien für die preussische staatswirthschaftliche Gesetzgebung.* Herausgegeben von *Friedrich von Cölln.* I Heft. 1811. 144 S. II Heft. 1811. 131 S. III Heft. (Berlin, bey Hayn) 1812. 131 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *v. Cölln*, der sich bey der Katastrophe des preussischen Staats durch Aufdeckung der Blössen und Gebrechen der Verfassung und Verwaltung seines Vaterlandes einen Namen zu erwerben beflissen war, sucht durch die vor uns liegenden Materialien diesen Namen zu befestigen; und zwar auf gedoppelte Weise, einmal als ein (freylich unberufener) Vertheidiger und Rechtfertiger der neuesten Anordnungen des Gouvernements, und dann wieder als dessen Rathgeber durch allerley hier bekannt gemachte Verbesserungsvorschläge. Doch in beiderley Hinsicht scheint ihm kein sonderlicher Dank zu gebühren; die Regierung braucht auch wirklich weder einen solchen Vertheidiger, noch einen solchen Rathgeber. — Was er in seiner Zuschrift *an die Landesdeputirten in Berlin* (Heft I S. 16—68) über die um desswillen, „weil der Souverain nicht zugleich Regent und Gutsbesitzer zugleich seyn kann", nothwendige Veräusserung der Domainen und die Herstellung eines zweckmässigen Abgabesystems sagt, ist nichts weiter als ein Gewebe von Ausfällen auf den begüterten Adel und oberflächlichen Raisonnements — man möchte beynahe sagen, tollen Einfällen — über die Dinge, von welchen der Vf., nach dem hier gegebenen Geschreibsel darüber, offenbar ganz und gar nichts zu verstehen scheint; und das *Gutachten eines Landwirths über diesen Aufsatz* (S. 69—75) ist nicht viel besser. Statt dass Hr. *v. C.* die Consumtionsabgaben hauptsächlich auf das Getreide und die aus diesem bereiteten Genussmittel gelegt, die *Müller* aber zu den Haupteinnehmern dieser Abgabe (S. 54 folg.) bestellt wissen will (wie in der Fabel einst der Bock zum Baumgärtner bestellt wurde), empfiehlt sein Beurtheiler (S. 74) zur Simplificirung der Abgaben eine *classificirte Kopfsteuer.* Und was von einem preussischen Landwirthe (S. 76 — 82) über den *Blasenzins in Gemässheit des Edicts v. 28 Oct.* 1810 gesagt wird, so wie das *ökonomische Bedenken zu Hermbstädts Bemerkungen über die Versteuerung des Brantweins durch den Blasenzins* (S. 83 — 92), verräth zwar technische Kenntnisse des Brantweinbrennens, aber über die angesprochene finanzielle Reform bleibt der Leser ganz ohne Belehrung. Die *Nationalbank*, durch welche das den preussischen Gutsbesitzern ertheilte *Moratorium überflüssig gemacht werden soll* (S. 93 — 109), möchte zwar nützlich seyn, wenn sie hergestellt wäre; aber ob sie sich so leicht auf dem vom Vf. (S. 107) angegebenen Wege herstellen lasse, wie *er* meint, diess müssen wir gar sehr bezweifeln. Uns scheint das Ganze nichts als ein unreifes Project zu seyn, gebaut auf die Idee, man könne sich durch Credit helfen, wo ein allgemeines Misstrauen nur eigentliche Pfänder — *Metallgeldmassen* — verlangt. Wahr mag übrigens der Inhalt der *Betrachtungen über die seit dem J. 1794 in Schlesien ausgebrochenen Bauernaufstände und ihre Ursachen* (S. 111—126) und *über den Festungsarrest der Staats- und Criminal-Gefangenen im Allgemeinen* (S. 127 — 144) seyn: indess der leidenschaftliche Ton, der in diesen Betrachtungen herrscht, kann ihm unmöglich Aufmerksamkeit verschaffen; er wird der guten Sache Eintrag thun, statt sie zu fördern, wie diess wirklich der Aufsatz: *Noch ein Wort über den Streit der Grundherrn und Unterthanen in Schlesien* (Heft II. S. 1—26) und die hier (S. 23) abgedruckte Erklärung der schlesischen Gutsbesitzer schon zeigt. Und Einfälle, wie den (S. 115 u. 116): „das Verhältniss des Bauern zum Grundherrn ist ein Domestikal, ein Familienverhältniss, auf Liebe gegründet, es ist ganz der Ehe gleich, welche wechselseitige Hülfsleistung (*mutuum adjutorium*) erfordert," kann man nicht anders als belächeln. Sie gehören unter die politischen Träumereyen unserer Tage; und die beissenden und unverdienten Vorwürfe, welche den „Juristen und ihrem Formensinn" gemacht werden, weil sie gern Jeden bey dem Seinen gelassen wissen wollen, diese Vorwürfe können nichts anderes wirken, als die höchste Erbitterung.

Die tollsten Einfälle enthalten die Aufsätze: *über Besteuerung im preussischen Staate,* geschrieben 1810 (Heft II S. 27 — 55), und: *über die Verwandlung des Getreides in Geld* (S. 56—62). In dem *Ersten* empfiehlt der geheime Rath *B. V. Ephraim* zu Berlin „als das beste und zuträglichste Mittel, im Fall die bisherigen gewöhnlichen Abgaben zu den ausserordentlichen momentanen Ausgaben nicht ausreichend seyn sollten," eine *Ausdehnung des im preussischen Staate bereits vorhandenen Stempelsystems* in der Masse, dass Jeder gehalten seyn soll (S. 33), alle in Händen habenden Documente, Verschreibungen, Versprechungen, Anwartschaften, Verträge, Staats-, ständische und Städte - Schuldverschreibun-

gen, Erbrecesse, Licentien, Assecuranzen, Testamente, Contracte, Pachtungen, Urkunden, Hypotheken, und mit einem Worte Alles, von welcher Art es auch sey, wodurch jeder sein Eigenthumsrecht, jetzt oder in Zukunft, begründen und sichern will, mit einem neuen Eigenthumsstempel gegen eine Abgabe von Ein Procent der Summe, worauf die Urkunden lauten, zu versehen. Doch soll der Inhaber nicht verbunden seyn, den Inhalt des Documents kund zu machen, sondern er löst nur einen Stempel auf eine beliebige Summe, und der gestempelte Bogen wird an das Document mit einem besonderen Siegel angehängt, und alle auf dieses Instrument zu leistenden abschlägigen Zahlungen oder Zinsen müssen auf diesem Bogen notirt und abgeschrieben werden. Auch braucht Niemand bey der Lösung des Stempels seinen Namen zu nennen; sondern erst nur dann, wenn über das Mein und Dein gerichtliche oder aussergerichtliche Verhandlungen und Discussionen entstehen, oder auch, wenn ein Unterschleif bekundet und sicher angezeigt worden, soll der Inhaber gehalten seyn, den Inhalt des Documents kund werden zu lassen, und auch erst dann sollen die Gerichte und sonstige Behörden verbunden seyn, die Richtigkeit des Stempels zu erforschen, und die sich etwa ergebende Ungebühr zu bestrafen. Übrigens soll es dem Abgabepflichtigen nachgelassen seyn, diese Eigenthumsstempelgebühr in *baarem Gelde* oder in *Getreide* zu entrichten, und damit dieses Getreide als Circulationsmittel gebraucht werden möge, sollen *Magazinnoten* creirt und in Umlauf gesetzt werden, fundirt auf überall im Lande zu errichtende Getreidemagazine, und nach Hn. *v. C's.* Vorschlage (S. 60) realisirbar durch Getreide aus diesen Magazinen; doch soll ein Theil des Getreides zu Realisationsbüreaus in baarem Gelde verwandelt werden, und zu diesen baaren Geldsummen will Hr. *Ephraim* etliche Millionen gegen Verpfändung des Getreides zu billigen Zinsen anschaffen. Was unsere Politikaster unseren Gouvernements doch für Vorschläge und Ansinnen machen! Der Versucher machte unserem Heilande den Antrag, aus *Steinen Brod* zu machen; sie wollen das *Brod* in *Geld* verwandelt wissen. Wie wenig sie mit den Bedingungen des allgemeinen Wohlstandes vertraut sind, und wie wenig sie darauf ausgehen, jene Bedingungen zu achten und geachtet zu erhalten, zeigt der Aufsatz (S. 63—79): *Wird es den Staat vernichten oder auch nur erschüttern, wenn das adeliche Grundeigenthum durch einen Banqueroût der jetzigen Besitzer eine Metamorphose erleidet?* wo Hr. *v. C.* (der ein grosses Staatsunglück überhaupt nur für eine wohlthätige Luftreinigung (S. 99) achtet) diese Frage (S. 77) verneint, ungeachtet er selbst wegen der mit der Aufhebung des Moratorium verbundenen Nachtheile für alle Classen von Vermögensbesitzern dessen Verlängerung auf etliche Jahre anräth. Was sich Hr. *v. C.* wohl unter der Auflösung des Staates denken muss? Sollte ein nach der Form der bürgerlichen Gesellschaft constituirter und organisirter Bettlerverein wohl ein Staat, in der dermaligen Deutung dieses Worts, genannt werden können? Für eine solche Bettlerhorde und den Organismus ihrer Verwaltung mag wohl eine Staatswirthschaft in *Adam Smiths* Sinne ein Unding seyn; allein für das, was unsere Staaten wirklich seyn sollen, ist sie es gewiss nicht; und wenn *Smith* zur Beförderung der allgemeinen Betriebsamkeit möglichste Unbeschränktheit alles Gewerbsbetriebes heischt: so verdient diese Foderung gewiss allen Beyfall, und ihre Gewähr leistet zuverlässig bey weitem mehr, als das geregelte Wesen, das sein unberufener und grösstentheils sehr fader Kritiker, Hr. *v. C.* (S. 89—131) empfiehlt, fodernd, dass die Regierung dahin wirken solle, eine physische und geistige Entwickelung Aller möglich zu machen, „die nur einen gewissen (?) Wohlstand, aber weder grossen Reichthum noch bettlerhafte Armuth zulässt, und die Völker mit Weisheit und Kraft begabt, um sich in ihrer Absonderung selbstständig und auf eigener Kraft ruhend zu erhalten", „indem sein (Hn. *v. C's.*) Ideal es mehr mit Köpfen, als mit melkenden Kühen zu thun habe". Das Aneignen der *Köpfe* für sein Ideal gönnen wir Hn. *v. C.* sehr gern; doch wünschen wir, dass die *Köpfe*, mit welchen er sich zu beschäftigen gedenkt, aufgeräumter und heller seyn mögen, als der seinige, der sich nicht entblödet, (S. 120) den Gouvernements den wohlgemeinten Rath zu geben, „zur Beförderung der Gleichheit des Privateigenthums — von der er sich überhaupt so äusserst viel verspricht — alle Collateralerbschaften *ab intestato* und *per testamentum* zum Besten des Staats aufzuheben, und diese dem Erziehungsfonds für arme Kinder zuzutheilen."

Was Hr. *v. C.* (Heft III S. 1—14) gegen das Spiel der politischen Phantasie des Hn. *Adam von Müller* — dessen *isolirte Landwirthschaft* — sagt, so wie das Mancherley *über Erziehung und Erziehungsanstalten* witzelnde Galimathias oder *Schreiben einer Frau, die jetzt einsam, aber ehemals in der grossen Welt lebte, an den Hn. Prof. Fichte*, veranlasst durch die bekannte *Luisenstiftung* und den *Aufruf an die tiefgebeugten Bewohner des preussischen Staats am 2 August* 1811 (S. 15—87), mag beantworten, wer Beruf dazu findet. Der *Beytrag zur Charakteristik Burke's* (S. 88—102) ist weiter nichts als ein Auszug einiger Stellen aus *Bisset the life of Edward Borke* (Lond. 1798), abzweckend auf eine Berichtigung oder vielmehr Widerlegung der vortheilhaften Äusserungen Hn. *A. von Müller* über *Burke*, wo indess Hr. *v. C.* Recht haben mag. Und eben so mag auch im Ganzen genommen das richtig seyn, was er in dem Aufsatze *der Bauer* (S. 103—131), über die Puncte, welche bey der Frage: Sind grössere Güter kleineren Wirthschaften vorzuziehen? und über die Bedingungen der Aufhebbarkeit der Erbunterthänigkeit, sagt; doch theils stimmt das hier Gesagte nicht immer mit den früherhin von ihm vertheidigten Grundsätzen überein, theils verräth er auch hier seinen Charakter und sein Streben, immer mit der Regierung in Opposition zu seyn; wenigstens spricht sich diess nach unserer Überzeugung in dem, was er (S. 119) über das Edict vom 9 October 1807 äussert, ganz klar aus.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1814.

MEDICIN.

Leipzig, b. Gnobloch: *Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien, während des Jahres 1811*, von *Eduard v. Loder*, der Heilkunde Doctor u. Professor zu Königsberg in Preussen. 1812. XXIV u. 508 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Als eines der ersten Opfer des verheerenden Nervenfiebers, welches in einer kurzen Zeit so viele ausgezeichnete Menschen, vor allen eine so grosse Zahl verdienstvoller Ärzte hinwegraffte, fiel der Vf. dieser Schrift. Wir haben seinen Tod um so mehr zu beklagen, da besondere Verhältnisse Deutschland schon früher des Besitzes seines berühmten Vaters, ehemals einer Zierde der Universität Jena, beraubten, und wir hoffen durften, in dem Sohne einen Ersatz für diesen empfindlichen Verlust zu finden. Durch Unterricht und Reisen zu seinem neuen Beruf, als Lehrer, vollkommen ausgebildet, liess sich unstreitig sehr Vieles von einem jungen Manne erwarten, welcher stets ein so treffliches Muster vor Augen gehabt hatte. Diese Hoffnung hat der frühe Tod des kaum zum Manne gereiften Jünglings, wie so viele andere, zerstört, und es bleibt uns nichts von ihm als das letzte Werk seines Fleisses, die Frucht seiner in Italien gemachten Reise.

Der Vf. hat durch diese Schrift seinen Beruf, für die Wissenschaft wirksam zu seyn, und seine Würdigkeit als zukünftiger öffentlicher Lehrer, hinlänglich beurkundet, wenn sie gleich von Einseitigkeit und manchen Schwächen nicht frey gesprochen werden kann. Die einseitigen, zum Theil leidenschaftlichen Urtheile über *Rasori* und dessen System, welche Rec. nicht gut heissen kann, müssen mehr der Jugend, dem noch nicht gereiften Urtheile des Vfs., als einer übeln Absicht, zugeschrieben werden. Dass *Rasori* keinesweges ein solcher einseitiger Theoretiker, noch vielweniger ein so roher Praktiker ist, wie ihn der Vf. hier mit grellen Farben schildert, wird Rec. bey einer anderen Gelegenheit zu erweisen suchen. *Rasori's* Ansicht des Contrastimulus ist zwar, wie so viele andere, eine ungenügende Hypothese, aber weder in ihren Principien so schlecht und einseitig, wie es Hr. *L.* hier vorstellt, noch seine Therapeutik so roh und gefährlich, als man nach den hier mitgetheilten Beyspielen urtheilen sollte. Rec. hätte zum Ruhm des verewigten Vfs. gewünscht, dass er sich zu diesen harten Urtheilen über das System eines Mannes nicht hätte verleiten lassen, welcher so grosses Auffehn in ganz Italien erregte, und welchem grosser Scharfsinn, Gelehrsamkeit und die Fülle der Erfahrung nicht abzusprechen ist. Rec. hat es daher für das Räthlichste erachtet, von dem, was der Vf. über *Rasori* und dessen System an mehreren Stellen dieser Schrift geäussert, gar nichts zu erwähnen.

Die Schilderung von Italiens Lehr- und Heilungs-Anstalten wird gewiss jedem Arzte eine sehr anziehende Lectüre gewähren. Es wäre sehr zu wünschen, dass wir über die Medicinalverfassung aller europäischen Länder ähnliche treue und ausführliche Darstellungen besässen. Wir würden dadurch am besten in den Stand gesetzt, mit einem Blick zu überschauen, welchen Einfluss die Eigenthümlichkeit der Länder und Völker auf die Cultur unserer Wissenschaft auszuüben vermag. Diesen Punct hat der Vf. besonders herausgehoben, und gezeigt, wie die Eigenthümlichkeit des Klimas, der Menschen, der Sitten und Gebräuche auch auf die klinischen Einrichtungen, auf die Bildung der Ärzte und die Weise des Unterrichts mächtig einwirken. Ohne uns auf eine ganz ausführliche Beurtheilung dieses Werkes einzulassen, glauben wir den meisten Lesern zu genügen, wenn wir sie mit der Einrichtung desselben im Allgemeinen bekannt machen, und aus der Schilderung der wichtigsten Heilungs- und Unterrichts-Anstalten Italiens das Merkwürdigste mittheilen.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Hauptabschnitte. In dem ersten werden die für sich bestehenden Staaten Italiens, die Königreiche Italien und Neapel, und das Fürstenthum Lucca, in dem zweyten die dem Kaiserthume Frankreich einverleibten italiänischen Provinzen, der Kirchenstaat, Toskana, Parma und Piazenza, abgehandelt. In einem besonderen Anhange theilt der Vf. einen klinischen Bericht von Hn. *Brera*, und Beyträge zur Kenntniss des Contrastimulus mit. Das Ganze beschliessen literarische Notizen und zwey Tabellen über die Irren- und Findel-Häuser in den vorzüglichsten Städten Italiens, mit genauer Angabe ihrer Bevölkerung.

Das Medicinalwesen des *Königreichs Italien*, womit der Vf. seine Schilderung beginnt, ist unter allen italiänischen Staaten das wohlgeordnetste. Sein Vorzug besteht darin, dass der grösste Theil dieses Reiches aus Staaten zusammengesetzt ist, welche schon früher wohl organisirt waren, und die drey allein bedeutenden Universitäten in sich fassen. Das

mailandiſche Gebiet zeichnet ſich in dieſer Hinſicht vorzüglich aus; dieſes iſt noch eine Frucht der milden öſterreichiſchen Regierung, welche ſich mit Liebe der für die leidende Menſchheit beſtimmten Anſtalten annahm. In einem ſchneidenden Contraſt ſtehen hiemit die ehemaligen venetianiſchen, dem Königreiche Italien einverleibten Staaten, und die Provinzen, welche der päpſtlichen Herrſchaft unterworfen waren, wo die Spuren früherer wohlgeordneter mediciniſcher Verfaſſung vergebens geſucht werden. Nur das, von Prinzen aus dem öſterreichiſchen Hauſe regierte Toskana beſitzt gleich gute und merkwürdige ärztliche Anſtalten; die übrigen Provinzen Italiens aber ſtehen hierin ſehr weit zurück. — Das Königreich Italien iſt auch deſshalb beſonders glücklich zu preiſen, weil die früheren Anſtalten, wo ſie irgend Vorzüge beſaſsen, im Beſitz der zu ihrer Subſiſtenz nöthigen Hülfsmittel geblieben ſind, welches in allen anderen Provinzen Italiens gerade der umgekehrte Fall geweſen iſt. Dieſer Vorzüge ungeachtet, bietet das Medicinalweſen des K. Italien manche groſse Mängel dar. So war es dem Vf. ſehr auffallend, wie wenig die Sorgfalt der das Ganze leitenden Männer ſich über die Hauptſtadt und einzelne andere Orte hinauserſtreckte. In vielen, ſelbſt bedeutenden Städten des Königreichs herrſcht eine auffallende Unordnung in dem Medicinalweſen, und faſt nirgends iſt auf eine Gleichförmigkeit in demſelben hingearbeitet. Die für das Militär beſtehenden ärztlichen Anſtalten ſind durchaus auf eine beſtimmte Weiſe organiſirt, nicht ſelten zum offenbaren Nachtheil der bürgerlichen Krankenhäuſer. Von mediciniſcher Polizey iſt faſt nirgends als in Mailand die Rede. Selbſt in der Verfaſſung der Univerſitäten und den übrigen öffentlichen Lehranſtalten finden ſich Mängel, von deren Wirklichkeit man ſich kaum überzeugen kann. So wird weder auf einer der drey groſsen Univerſitäten, noch in irgend einer anderen Lehranſtalt, auf die Geburtshülfe gehörige Rückſicht genommen. Zwar ſind an den Univerſitäten Lehrer der Geburtshülfe angeſtellt; allein keine einzige Stadt des Königreichs beſitzt eine praktiſche Anſtalt zu dieſem Behufe, ja es findet ſich nicht einmal die Gelegenheit zur Übung im Unterſuchen, noch zum bloſsen Anſchauen des Vorganges der Geburt. Gleiches Schickſal hat die Geburtshülfe in ganz Italien. Die berühmteſten Geburtshelfer Italiens, *Asdrubali*, *Assalini*, *Galletti*, *Malcarne*, ſind auf ſparſame Privatpraxis, und für jedem Anderen verſchloſſene Gebärhäuſer eingeſchränkt, und haben ſich ſämmtlich auſserhalb Italien gebildet. Der einzige Ort, wo Studirende einigen praktiſchen Unterricht in der Geburtshülfe finden, iſt Florenz. Diejenige Erweiterung der ärztlichen Cultur, welche durch die Kenntniſs ausländiſcher Literatur begründet wird, iſt unter den lombardiſchen Ärzten weiter gediehen, als unter den römiſchen und neapolitaniſchen. Der Vf. erklärt dieſe Erſcheinung, wie es uns ſcheint, ſehr richtig, aus der Nähe Deutſchlands und Frankreichs und den mannichfaltigen Beziehungen anderer Art zwiſchen dieſen Ländern und dem Norden von Italien, ſo wie aus dem gröſseren Verkehr des Buchhandels mit jenen Ländern. Dadurch wird es begreiflich, daſs die Ärzte des Königreichs Italien als die reichſten an wahrer wiſſenſchaftlicher Bildung unter allen italiäniſchen erſcheinen. Vereine von Männern, dergleichen zu Mailand, Pavia, Padua und Bologna ſich finden, hat kein anderer italiäniſcher Staat aufzuweiſen, und faſt kein einziger von allen dieſen Männern iſt anderes als lombardiſchen oder piemonteſiſchen Urſprunges.

Mailand ſteht in Abſicht guter mediciniſcher Einrichtungen unter allen Städten Italiens oben an. Der vortrefflichen praktiſchen Ärzte und Wundärzte giebt es daſelbſt viele, und der Staat hat zu ihrer Auszeichnung und Belohnung mehr gethan, als in der Regel anderwärts geſchieht. Die gefeyertſten Namen ſind *Moscati*, *Locatelli*, *Assalini*. In keiner anderen Stadt des Königreichs iſt die mediciniſche Polizey in ſo guter Verfaſſung; ja dieſe Hauptſtadt iſt die einzige, in welcher eine dergleichen Aufſicht auf das Gemeinewohl ſich findet, und durchgreifend gehandhabt wird. — Mailand verdankt ſeinen vorigen Beherrſchern aus dem Hauſe Öſterreich viele treffliche Anſtalten. Unter dieſen nimmt das groſse Hoſpital, *l'Ospedale maggiore*, die erſte Stelle ein. Es ſtammt aus der Regierungszeit von Maria Thereſia und Joſeph II her, und gehört nebſt dem Heiligengeiſt-Spital zu Rom, Hôtel-dieu zu Paris, und dem allgemeinen Krankenhauſe in Wien, zu den gröſsten und umfaſſendſten Inſtituten der Art. Das eigentliche *Sp. maggiore* iſt von den übrigen, ihm beygeſellten Anſtalten getrennt, und umfaſst das ganze Gebiet aller mediciniſchen und chirurgiſchen Krankheiten, bloſs mit Ausſchluſs der Geiſteszerrüttungen, der Krankheiten der Wöchnerinnen und Kinder, der unheilbaren Gebrechen und Altersſchwäche. Es iſt ſehr reich fundirt, verlor aber während der Revolution, durch die Eingriffe des Staats, 5 Millionen Lire und den gröſsten Theil ſeiner liegenden Gründe. Seine Lage iſt ziemlich frey, auſserhalb der bewohnten Stadtviertel. Die Faſſungsweite des ganzen Gebäudes erſtreckt ſich auf 2000 Betten; die meiſten Krankenſäle ſind höher und geräumiger, als in dem allgemeinen Krankenhauſe zu Wien. Die Bettſtellen ſind überall von Eiſen; Reinlichkeit vermiſst man nirgends; alles Erfoderliche iſt in Überfluſs vorhanden. Die Kranken ſind in mediciniſche und chirurgiſche geſondert, und bey beiden Geſchlechtern ſcharf von einander geſchieden. Die an Syphilis leidenden Weibsperſonen haben ein abgeſondertes Locale von mehreren Sälen; die männlichen Kranken dieſer Art ſind in den chirurgiſchen Sälen ihres Geſchlechts vertheilt. Pellagroſe, welche ſonſt jeden Abend zu Hunderten in das Spital kamen, um daſelbſt zu übernachten, ein warmes Bad zu nehmen, und ſich durch Nahrungsmittel zu erquicken, werden gegenwärtig nur in dem Fall aufgenommen, wenn ſie bey dem erſten Zeitraume dieſes Übels noch an anderen Gebrechen leiden. Hiedurch erſpart die

Anstalt jährlich sehr grosse Summen. Mit Recht findet der Vf. die Einrichtung tadelnswerth, dass der grosse Hof des Spitals als ein vollkommen freyer Durchgang, gleich einer Strasse, für Jeden offen steht, so dass sogar Wagen aller Art auf dem gepflasterten Boden fahren können. Die Todtenkammer ist reichlich mit Leichen angefüllt, da hiezu noch zwey andere Spitäler concurriren; nicht selten sind an einem Tage 15 Cadaver vorhanden. Diese Gelegenheit zur Übung in der Anatomie wird von den Studirenden aus Trägheit wenig benutzt. — Zwey Säle, einer mit männlichen, ein anderer mit weiblichen Kranken, sind dem klinischen Unterrichte gewidmet, und stehen gegenwärtig unter dem Professor *Rasori*. Die Direction des Spitals, in ökonomischer und wissenschaftlicher Rücksicht, wird in einem besonderen Büreau geführt. Gegenwärtiger Director ist Dr. *Strambio*, ein geschätzter praktischer Arzt, unter dessen Leitung das Ganze steht. Das ärztliche Personale dieses Hospitals ist ausserordentlich zahlreich. — Von der Direction des grossen Spitals abhängig sind die beiden Hospitäler *Sta. Catarina alla ruota* und *La Senavra*. In dem ersten sind zwey ganz heterogene Anstalten — ein Gebär- und ein Findel-Haus — vereinigt, und hiedurch zu vielen Mängeln der Grund gelegt. Da dieses Hospital aus zwey an einander stossenden Klöstern besteht: so könnte die so nöthige Trennung sehr leicht erzielt werden. Die Gebäranstalt ist ursprünglich nur ein Zufluchtsort für Personen, welche heimlich gebären wollen. Die Schwangeren werden daher auch alle insgeheim aufgenommen, und die Anstalt dient keinesweges zum Unterricht angehender Geburtshelfer. Dagegen schickt jedes Departement des Königreichs eine Hebammenzöglingin in dieses Haus, welche einen dreyjährigen Cursus in demselben machen, während dieser Zeit im Hause wohnen, und von der Anstalt erhalten werden muss. Die Einrichtung des Findelhauses ist gleichfalls sehr mangelhaft. Es werden alle Kinder, ohne Unterschied des Alters, Standes und der Gesundheit, aufgenommen. Es geschehen hiebey die grössten Unterschleife, indem oft fünf- bis sechsjährige Kinder, oder Kinder reicher Geitzigen und von ächt älterlicher Abkunft, eine Stelle in diesem Hause finden. Die Zahl der in dem engen, unreinlichen Locale wohnhaften Kinder ist daher übermäsig gross, und mit dem vorhandenen Raum in gar keinem Verhältniss. Es werden öfters an einem Tage 15 bis 18 Kinder aufgenommen. Da für eine so übermäsige Anzahl von Säuglingen nicht Ammen genug geschafft werden können: so hat man zur künstlichen Ernährung seine Zuflucht genommen; von diesen, durch allerley Breye und Suppen aufgezogenen Kindern starben aber die meisten. Diess hat zu einer neuen Ernährungsart in Italien die Veranlassung gegeben. Man legte nämlich die Säuglinge säugenden Ziegen unter, denen man die Zicklein genommen. Diese Versuche fielen jedoch sehr unglücklich aus, indem die Kinder nach kurzer Zeit erkrankten und dahin starben. Der Vf. suchte den Grund hievon in dem Umstand, dass man die Kinder zu lange an einer Ziege saugen liess, wo deren Milch nicht mehr zur Ernährung geschickt sey, Säure und einen tödtlichen Durchfall errege. Er schlägt daher vor, den Säuglingen alle zwey Monate eine neue Ziege, die vor Kurzem geworfen hat, beyzulegen. — *La Senavra* ist nach der Salpetrière zu Paris die grösste Irrenanstalt in Europa, da sie für 500 Gemüthsgestörte berechnet ist. Inzwischen fehlt der Raum zur Aufnahme so vieler Kranken. Das Haus liegt ausser der Stadt, mitten zwischen einsamen Feldern und Gärten, und in der Nähe eines wasserreichen Baches. Eine grosse Inconvenienz, trotz dieser schönen Lage, ist es aber, dass der Anstalt, ausser einem Hof und kleinen Gärtchen, kein Fuss breit Feld gehört. Auch in der inneren Einrichtung finden sich grosse Mängel, und nirgends ist auf die Trennung der verschiedenen Arten des Wahnsinnes, der heilbaren und unheilbaren Kranken, gehörige Rücksicht genommen. — In dieser Anstalt befinden sich eine grosse Anzahl von Pellagrosen, indem sich zu diesem Übel jedesmal eine bedeutende Geistesverwirrung hinzugesellt. Über die Heilmethode der Pellagra ist man in Italien noch keineswegs einig. Nach den entschiedensten Erfahrungen ist diese Krankheit nur in den früheren Zeiträumen heilbar. — Die für das Militär bestimmten Anstalten erfreuen sich einer durchaus besseren Einrichtung, als die für das Civil bestehenden. Das grösste und vorzüglichste Militärhospital des Staates ist das zu Mailand in dem ehemaligen Kloster St. Ambrogio errichtete. Die Lage und Einrichtung desselben ist vortrefflich; es umfasst 800 Betten. Director ist *Paolo Assalini*.

Die Medicinalanstalten in der ehemaligen Republik *Venedig* waren von jeher sehr vernachlässigt; auch unter der österreichischen und italiänischen Regierung haben sie sich nicht vervollkommnet. Die Anzahl der Ärzte und Wundärzte in Venedig selbst ist ungeheuer; als vorzügliche Männer nennt der Vf. *Aglietti*, *Pellegrini*, *Pezzi* und *Ruggieri*. Keines der vorhandenen Hospitäter hat einen besonderen Werth. In dem *Ospedale civico* sind Kranke und Unheilbare vereinigt, und der Raum dieses Hauses für eine Stadt von 100,000 Menschen viel zu beengt, da nur 600 Kranke aufgenommen werden können. Desshalb sieht man auch so ausserordentlich viele Menschen in Venedig, die mit körperlichen Gebrechen, grösstentheils Folgen der schlecht geheilten, bösartigen Fieber, auf den Strassen umherliegen. — Das Hospital *San Servolo* hat eine sehr günstige Lage, ist aber nur für chronische Übel und Geisteskranke bestimmt; die Reinlichkeit wird von den barmherzigen Brüdern sehr gut beobachtet. — Auch das für die Besatzung von Venedig bestimmte *Ospedale della Marina* ist höchst mangelhaft.

Bey der Betrachtung der Medicinalanstalten der, dem Königr. Italien einverleibten, römischen Provinzen der *Romagna* und der Mark *Ancona*, macht der Vf. die Bemerkung, dass hiebey der Einfluss der geistlichen Regierung unverkennbar sey, und alle Anstalten den Stempel der geistlichen Hierarchie an sich

tragen. Die Hospitäler wurden überall als kirchliche Anstalten betrachtet, und nach den Begriffen der Priester organisirt. Die Ärzte selbst sah man als ganz untergeordnete Personen darin an. Mehrentheils findet man einen grossen, kirchlich aufgeputzten Saal, voll unnützer Pracht, und ohne wahre Bequemlichkeit, und daneben die erbärmlichsten Löcher. Auch wurden die Krankenhäuser in dem päpstlichen Staate mehr unter dem Gesichtspuncte von Versorgungs- als Heil-Anstalten betrachtet. Deshalb findet man auch in den kleineren, weniger volkreichen Städten des Kirchenstaates solche Anstalten. Durch die Einziehung aller geistlichen Stiftungen war der grösste Theil derselben eingegangen. Da, wo sie noch bestanden, hatte das Militär Besitz davon genommen, wodurch die Bürger sich eines wichtigen Zufluchtsorts beraubt sahen.

So wie *Pavia* unter den europäischen Universitäten eine der ersten Stellen einnimmt: so gehört auch das allgemeine Krankenhaus dieser Stadt zu den vortrefflichsten Anstalten dieser Art. Es hat eine Fassungsweite von 400 Betten, und ist daher der Bevölkerung der Stadt (von 20,000 Menschen) vollkommen angemessen. Das Gebäude ist eigends dazu errichtet, und daher ungleich zweckmässiger, als bey den meisten italiänischen Spitälern. Die Säle sind hoch, luftig, und die Betten stehen hinlänglich weit aus einander. Die Reinlichkeit ist durchaus musterhaft, und alle Geräthschaften in Überfluss vorhanden. Jeder Arzt hat mit einem Assistenten nur 50 Betten zu besorgen; die Säle für die medicinischen und chirurgischen Krankheiten sind genau geschieden. Tadelnswerth findet der Vf. die auch in anderen italiänischen Hospitälern bestehende Gewohnheit, die Operation schon früh um 5 Uhr vorzunehmen. — Ohne Zweifel hat die oft unerträgliche Hitze in den späteren Morgenstunden hiezu die Veranlassung gegeben. — Ein Zimmer ist zur Aufnahme von Schwangeren und Gebärenden, ein anderes für Syphilitische bestimmt; Gemüthsgestörte werden nicht aufgenommen. Dagegen ist ein Findelhaus mit diesem Hospitale verbunden; die Findlinge werden aber meistens auf das Land gegeben. Diejenigen, für welche man nicht sogleich Ammen finden kann, werden im Hause selbst durch Kuhmilch aufgezogen. — Director der Anstalt ist Dr. *Raggi*, zugleich Professor der medicinischen Klinik bey der Universität. — Nach dem Urtheile des Vfs. giebt es wohl wenig Universitäten, welche eine günstigere Gelegenheit zur Einsammlung gründlicher empirischer Kenntnisse darböte, als die zu Pavia. Dieser Vorzug gründet sich sowohl auf die Besetzung der Lehrstellen durch Männer von erprobter Gelehrsamkeit, als auf den Reichthum an Sammlungen und Hülfsmitteln aller Art. Auch ist sie unter allen italiänischen Universitäten die besuchteste; die Anzahl der Studirenden beträgt selten weniger als 900, und unter diesen ist die Anzahl der Mediciner besonders ansehnlich. — Die Lage der Stadt in einer zwar fruchtbaren, aber einförmigen Gegend, und ihr Mangel an Merkwürdigkeiten jeder Art, ist dem Studium ernster Wissenschaften sehr günstig. Die Universität selbst ist sehr reichlich ausgestattet. Das Gebäude, worin sich ihre Sammlungen und Hörsäle befinden, ist prachtvoll und geräumig, und dem Krankenhause, in welchem die Klinik gehalten wird, ganz nahe gelegen. Sowohl die medicinische als chirurgische Klinik umfasst zwey Säle; in jedem derselben sind 8 Betten. In diesen ist die Pracht und Reinlichkeit noch grösser, als in den gewöhnlichen Krankensälen. — Die Sammlungen im Universitätsgebäude gehören zu den vortrefflichsten; die naturhistorische Sammlung, die Sammlung vulcanischer Producte von *Spallanzani*, *Volta's* physikalischer Instrumentalapparat sind einzig in ihrer Art. Die Sammlung anatomischer Präparate bietet ein zusammenhängendes Bild der gesammten Anatomie dar. — Der öffentlichen Lehrer, wovon jeder auf sein bestimmtes Fach beschränkt ist, sind sehr viele; dagegen giebt es fast gar keine Privatdocenten. Die ausgezeichnetsten Lehrer sind *Scarpa*, als Lehrer der chirurgischen Klinik, *Fattori*, Professor der Anatomie, *Jacopi*, Professor der Physiologie, *Racchetti*, Professor der Pathologie, *Borda*, Professor der Materia medica, *Brugnatelli*, Professor der Physik.

Auch das allgemeine Krankenhaus zu *Padua* ist zweckmässig angelegt, sehr gut eingerichtet, und wäre der Bevölkerung der Stadt (von 40,000 Menschen) vollkommen angemessen, wenn nicht das Militär den ersten Platz eingenommen hätte. Für die medicinische und chirurgische Klinik sind 4 Zimmer, jedes zu 10 Betten, vorhanden, für diese Zahl von Kranken aber nicht geräumig genug. — Die Universität von Padua, eine der ältesten in Italien, zeichnet sich nicht durch die Vorzüglichkeit ihrer Sammlungen, desto mehr aber durch ihre vortrefflichen Lehrer aus. Man darf nur die Namen: *Gallini*, *Brera*, *Malcarne*, *Caldani* anführen, um dieses Urtheil vollkommen zu bestätigen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlagsbuchhandlung: *Kosmetisches Taschenbuch für das Jahr 1815, oder die Kunst, die körperliche Schönheit zu erhalten, zu erheben, und ihren Mangel zu ersetzen.* Mit einer besonderen Abhandlung über die Erhaltung einer schönen Haut, von Dr. *Christian Gottfried Flitner*, königlichem Ober-Medicinal-Assessor. Zweyte Auflage. 1813. VIII u. 148 S. 12. (1 Rthlr.) Das Buch ist brauchbar gefunden worden, und wird diese Brauchbarkeit ferner bewähren.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

MEDICIN.

Leipzig, b. Cnobloch: *Bemerkungen über ärztliche Verfassung und Unterricht in Italien, während des Jahres 1811, von Eduard v. Loder,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bologna besitzt zwey geräumige, gut eingerichtete Hospitäler, das *Spedale della vita* und das *Spedale della morte*. In dem ersten werden alle medicinischen und chirurgischen Kranken, mit Ausschluss der Gemüthsgestörten und der an alten, eingewurzelten Übeln Leidenden, aufgenommen; solche Kranke finden in dem zweyten Spital eine Zuflucht. In der letzteren Anstalt ist während des Sommers zugleich eine grosse Anzahl von Syphilitischen und Krätzigen. In dem südlichen Italien ist es nämlich Sitte, diese Art von Kranken nur von April bis September aufzunehmen, indem man sie nur zu jener Zeit für heilbar hält. — Das *Findelhaus* ist sehr geräumig, gut gelegen und wohl organisirt. Die Ökonomie des Hauses umfasst, mit Einschluss der Dienstboten und Aufseher, gegen 1100 Köpfe. Es werden nur uneheliche Findlinge aufgenommen, und zum Theil auf dem Lande untergebracht. Die Sterblichkeit ist bey weitem nicht so gross als in ähnlichen grossen Anstalten, welches der günstigen Lage und der guten Einrichtung des Hauses beygemessen werden muss. Die Universität zu Bologna befindet sich in einem sehr glänzenden Zustande. Die Zahl der öffentlichen Lehrer übersteigt bey weitem die zu Pavia und Padua. Das grosse und prachtvolle Universitätsgebäude umfasst 9 grosse Sammlungen. Die Mineraliensammlung ist eine der vollständigsten und wohlgeordnetesten in ganz Italien. Von nicht geringerem Gehalt sind die anatomischen Sammlungen, welche durch einen jungen, trefflichen Anatomen, Hn. *Quadri*, einen bedeutenden Zuwachs gewonnen haben. — Unter den vielen trefflichen Lehrern leuchtet *Testa* als ein Stern erster Grösse hervor. Den Prof. *Azzoguidi* schildert der Vf. als einen der geistvollesten Physiologen unserer Zeit.

Auf den Zustand des Medicinalwesens und die Handlungsweise der Ärzte in dem *Königreiche Neapel* übt das äusserst milde Klima dieses glücklichen Landes einen nicht zu verkennenden, wichtigen Einfluss aus. Den Schlendrian, welchem sich die meisten neapolitanischen Ärzte ergeben haben, erklärt der Vf. aus der von Natur gesunden, kräftigen Constitution der Menschen, der fast durchaus gesunden Luft, und der Seltenheit und Einfachheit der Krankheiten, zu deren Heilung alle Bedingungen gegeben sind. Contagiöse Krankheiten sind in diesem Lande sehr selten. Nur das syphilitische Übel ist äusserst verbreitet, mehr als in irgend einem anderen europäischen Lande. Nach der Versicherung des berühmten neapolitanischen Arztes *Cotugno*, befinden sich unter Tausend Kranken zu Neapel mehr als 950, welche ihre Leiden der Lustseuche verdanken; dieses Übel verhüllt sich in die versteckteften Formen. Bey diesem im Ganzen so einfachen Verhältniss der herrschenden Krankheiten ist daher eine sehr einfache Heilmethode nothwendig und nützlich. Die ganze Medicin beschränkt sich fast allein auf die Diätetik, und auf die Anwendung von Aderlässen und Brechmitteln. — Die ausserordentlich grosse Frequenz der Lustseuche in Neapel hat zu einem besonderen Verfahren Anlass gegeben. Das Hauptmittel daselbst besteht nämlich in der Anwendung der bekannten neapolitanischen Salbe, wovon der Vf. die jetzt in Neapel gebräuchliche Mischung ausführlich mitgetheilt hat. Diese Salbe wird in die Fusssohle eingerieben, um die Salivation zu verhüten. Zur grossen Cur sind 8 Unzen Salbe in 34 Einreibungen erfoderlich. Zur Verrichtung dieser Einreibungen giebt es eigene Personen, *Unzionarii* genannt. Da die Gesundheit dieser Menschen nach wenigen Jahren sehr zu leiden pflegt: so ist die Erfindung einer eigenen Maschine zu diesen Einreibungen, deren sich zugleich mehrere Menschen bedienen können, als sehr nützlich anzusehn. Sie wird hier sehr ausführlich beschrieben. Der Erfinder derselben ist Hr. *Ruggieri*.

In dem Königreiche Neapel ist sehr wenig für das Medicinalwesen gethan. Nirgends bieten die Krankenhäuser etwas besonders Merkwürdiges dar. Die einst so berühmte Schule zu *Salerno* ist schon lange ausgestorben, und *Neapel* gegenwärtig der Sitz der vorzüglichsten medicinischen Unterrichtsanstalten. Die Krankenhäuser zu Neapel sind für die Grösse und Bevölkerung dieser Stadt keineswegs hinreichend. Überhaupt werden die Hospitäler in diesem Lande, statt als Heilanstalten, mehr als Häuser zur Aufnahme von Hülfsbedürftigen betrachtet, und die Ärzte den Krankenwärtern fast ganz gleich geachtet. Das *Spedale degl' Incurabili* ist das umfassendste, und überhaupt eins der grösten in ganz Italien; es hat 1200 Betten, welche fast immer angefüllt sind. Die unmittelbare Leitung des Inneren ist einem geistlichen

Herrn, *Rettore*, fast unbedingt überlassen. Das ärztliche Personale beläuft sich auf 50 Individuen; nach der Versicherung des Vfs. zeigen sich die Ärzte fast ohne Ausnahme höchst indolent und nachlässig in ihrem Dienst. Die für die Weiber bestimmten Säle sind ungleich reinlicher, als die von den Männern besetzten, indem barmherzige Schwestern hier die Kranken warten. Ehemals widmeten sich die vornehmsten und reichsten Damen, aus Religiosität, diesem Geschäft; von dieser wohlthätigen Äusserung der Frömmigkeit ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. In der Abtheilung für die Männer ist die Unsauberkeit unbeschreiblich; nicht selten werden die Kranken in schon gebrauchte Betten, ja in solche gelegt, welche erst kürzlich von Verstorbenen benutzt waren; auch wimmelt es von Insecten jeder Art.

Das ehemals für Pilger bestimmte *Spedale de' Pellegrini*, welches eine sehr vortheilhafte Lage hat, und 1000 Kranke fassen kann, steht bloss männlichen Kranken offen; seine Einrichtung ist sehr schlecht. In dem Kloster *della Pace* befindet sich ein Saal mit 50 Betten, nur für männliche, besonders Fieber-Kranke bestimmt, in welchem die Mönche die Wartung übernehmen. Ehemals wurden die Kranken hier ausserordentlich gut gehalten, erhielten die feinsten Speisen und Früchte. Auch jetzt noch ist die Verpflegung ungleich besser, wie in den meisten italiänischen Hospitälern. — In einem sehr grossen, ausserhalb der Stadt gelegenen Gebäude, *Casadi S. Francesco*, sind mehrere ganz heterogene Anstalten vereinigt. Im ersten Geschoss befinden sich die zur Kettenstrafe verurtheilten Weiber; im zweyten die mit der Lustseuche angesteckten Freudenmädchen, die verworfenste Classe dieser Art, welche irgendwo zu finden sind; im dritten ist das Spital der Gefängnisse, worin die noch nicht verurtheilten Missethäter aufbewahrt werden; im vierten Stockwerk endlich sind einige bequem eingerichtete Zimmer für vornehme Staatsgefangene vorhanden. — Das *Spedale di S. Giovanni Carbonara* ist zur Aufnahme kranker Seesoldaten bestimmt, und sehr gut eingerichtet. Auch werden in demselben die erkrankten Galeerensclaven gut und menschlich behandelt. Eine der trefflichsten Anstalten zu Neapel ist das *Findelhaus*, in dem Kloster der barmherzigen Schwestern, *l' Annunziata*. Zu diesem Zwecke sind 14 Säle bestimmt, in welchen die Betten der Ammen stehen; neben jedem Bett ist eine Wiege, worin drey bis vier Kinder liegen. In jedem Saal schläft eine Klosterfrau als Aufseherin. Alle aufgenommenen Kinder werden durch Ammen gesäugt. Durch gute Bezahlung (jede Amme erhält monatlich 10 Thaler) fehlt es der Anstalt nie an der hinlänglichen Zahl von Ammen.

Bey der Armuth und Sorglosigkeit des neapolitanischen Volkes, und der grossen Zahl unehelicher Geburten, ist diese Anstalt höchst wohlthätig, und für den Staat äusserst wichtig. Jährlich werden im Durchschnitt 2000 Kinder aufgenommen, oft 15 bis 20 an einem Tage. Von diesen starben im Laufe des Jahres ungefähr 900. — Die öffentlichen Unterrichtsanstalten in Neapel sind sehr unvollkommen. Die medicinische Section der Universität bietet die grössten Lücken dar. Es fehlt fast durchaus an brauchbaren Sammlungen, an einer Anstalt für klinische Übungen; eben so wenig ist für einen gehörigen Unterricht in der Chirurgie und Geburtshülfe gesorgt. Diese Mängel des Unterrichts sind in der einseitigen Bildung der meisten neapolitanischen Ärzte sehr auffallend. Unter ihnen ist der schon 80jährige *Cotugno* noch immer einer der thätigsten.

In *Rom* verdient das *Spedale di Sto. Spirito*, als eine der grössten Anstalten dieser Art in Europa, unsere besondere Aufmerksamkeit. Als Krankenhaus hat es keinen sehr grossen Umfang; nur die vorderen Säle sind geräumig und sogar prachtvoll decorirt. Die innere Einrichtung hat vor den übrigen Hospitälern des Kirchenstaats manche Vorzüge. Dieses gilt besonders von den reinlicheren Betten und den besseren Speisen und Getränken. Vorzüglich zeichnet sich die Apotheke durch ihre musterhafte Einrichtung vor allen römischen aus. Auf die Bereitung der verschiedenen Formen der China, deren Consumtion ins Ungeheure geht, wird eine vorzügliche Rücksicht genommen, und die hier befindliche Chinamühle scheint allen anderen zum Muster gedient zu haben. — Dieses Krankenhaus ist nur für Männer bestimmt, und es werden, mit Ausschluss der ansteckenden, nur fieberhafte und alle sogenannten chirurgischen Krankheiten darin aufgenommen. Die mit diesem Krankenhause verbundenen Gebäude sind von ungeheurem Umfange; das Ganze würde bequem 4000 Menschen fassen können, und gehört in dieser Hinsicht zu den grössten Anstalten Europas. Gewöhnlich enthalten sie aber nur 1100 Personen, mit Einschluss der zahlreichen Unterbedienten und Krankenwärter. Die ganze Anstalt ist ein widersinniges Gemisch durchaus heterogener Theile. Denn es sind hier in einem und demselben Gebäude die verschiedenartigsten Institute — das Kranken- und Findel-Haus, eine Aufbewahrungsanstalt erwachsener Mädchen, und eine Irrenanstalt — vereinigt. Das *Spedale di Sta. Maria* ist das grösste und beste Krankenhaus in Rom, aber nur für ansteckende Krankheiten bestimmt. Es ist sehr zweckmässig eingerichtet. Jede Gattung von Krankheiten ist von einander getrennt, nirgends sind die Säle überfüllt, und für Reinlichkeit ist sehr gut gesorgt.

Der *toskanische Staat* erfreute sich von jeher einer wohlgeordneten Medicinalverfassung, und *Florenz* enthält mehrere ganz vortreffliche Anstalten. Unter diesen behauptet das *Ospedale di Sta. Maria nuova* die erste Stelle, und ist unstreitig eines der vorzüglichsten Hospitäler in Italien. Es umfasst 1200 Kranke, die Säle sind hinlänglich hoch, die Reinlichkeit ist musterhaft, und alles Nothwendige in Überfluss vorhanden. Die Geschlechter sind, wie die verschiedenen Arten von Krankheiten, streng von einander gesondert. Die Altersschwachen, In-

ternisten und Externisten, die an contagiösen Krankheiten Leidenden, die Syphilitischen und Scabiösen befinden sich in abgesonderten Sälen. — In dem *Ospedale di S. Bonifazio* ist eine trefflich eingerichtete Irrenanstalt, welcher der Vf. aber vorwirft, dass sie mehr zu einer Aufbewahrungs - als zu einer Heilungs - Anstalt der Gemüthsgestörten bestimmt scheine. — Überhaupt hat man in Italien kaum eine Ahndung von der psychischen Behandlung, und ist in der Heilung dieser Krankheit gegen andere Länder noch sehr weit zurück. — Diese Irrenanstalt, welcher der Vorzug vor allen ähnlichen in Italien gebührt, in welcher die Kranken mit der grössten Humanität behandelt werden, verdankt ihre Entstehung dem trefflichen Leibarzte *Chiarugi*, welcher zu ihrer Gründung im Jahr 1787 am meisten beytrug. Eine der grössten Zierden von Florenz ist das *grosse Findelhaus, gl' Innozenti* genannt, eine der grössten und schönsten Anstalten dieser Art in Europa. Es kann, seiner Fundation gemäss, 2400 Kinder unterhalten, und dankt seinen jetzigen Ruhm vorzüglich dem regen Eifer seines trefflichen Directors, des Dr. *Bruni*, welcher viele sehr nützliche Einrichtungen darin getroffen hat. — Bey den Unterrichtsanstalten in Florenz verdient besonders die weltberühmte Vereinigung anatomisch - physiologischer Wachspräparate unsere Aufmerksamkeit. Schon in den ersten Zeiten der wiederaufblühenden Künste in Italien hatten sich mehrere Bildhauer damit beschäftigt, Theile des menschlichen Körpers in Wachs nachzubilden. Dieses that sogar *Michel Angelo Buonarotti* und der florentinische Maler *Cigoli*. Sie beschränkten sich jedoch auf die Nachbildung der äusseren allgemeinen Gestalt der Knochen und Muskeln. Der Sicilianer *Gaetano Zummo* bildete diese Kunst ungleich weiter aus, und machte sie für das Studium der Anatomie und Physiologie höchst wichtig. Von ihm ist in dieser Sammlung noch ein trefflich gearbeiteter Kopf vorhanden, welcher ein Präparat der Gefässe und Nerven des Kopfes darstellt, der in Verwesung überzugehn beginnt. Nach ihm hat *Clemente Susini* diese nützliche Kunst wieder mit Erfolg ausgeübt. Von ihm stammt eigentlich die ganze berühmte Sammlung der anatomischen Wachspräparate in Florenz her. Binnen 30 Jahren ist dieselbe durch Susini's grosse Betriebsamkeit so vollständig geworden, dass gegenwärtig kein Theil des menschlichen Körpers fehlt, über mehrere sogar doppelte Präparate vorhanden sind.

Über die musterhaft eingerichtete Quarantäneanstalt zu *Livorno*, besonders die zu diesem Zweck bestehenden drey Lazarethe, finden sich hier umständliche Nachrichten, worauf wir die Leser verweisen, um diese Anzeige nicht zu sehr über die Grenzen dieser Blätter auszudehnen. Durch das Bisherige hoffen wir ohnehin die Ärzte auf den wichtigen und zum Theil sehr interessanten Inhalt dieses Werks aufmerksam gemacht und sie zu dessen Studium eingeladen zu haben.

GG... R.

Constanz, b. Vf., u. in Commission in allen guten Buchhandl.: *Anweisung, die Beinbrüche der Gliedmassen, vorzüglich die complicirten und den Schenkelbeinbruchhals nach einer neuen, leichten, einfachen und wohlfeilen Methode ohne Schienen sicher und bequem zu heilen*, von *Johann Nepomuck Sauter*, grossherzogl. badischem erstem Stadt - und Bezirks - Physikus in Constanz u. s. w. Mit 5 Kupfertaf. 1812. 347 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. verdient den Dank der leidenden Classe der Menschheit für die Bekanntmachung dieser Schrift, in welcher er eine einfachere und bessere Methode, die Knochenbrüche zu heilen, empfiehlt. Denn obgleich Fussschwingen längst vor ihm empfohlen und angewendet worden sind, und *Braun*, *Löffler*, *Prael*, *Schmidt* u. A. durch Empfehlung und Verbesserung derselben sich verdient gemacht haben: so waren doch theils diese Maschinen noch zu unvollkommen oder zu kostbar für die Classe, welche sie gerade am häufigsten braucht, theils wurden immer dabey noch die Schienen zur Heilung der Fracturen angewendet. Das Hauptverdienst des Vfs. besteht also hauptsächlich darin, dass er eine einfachere und zweckmässigere Einrichtung der Fussschienen angiebt, und alle gewöhnlichen Schienen bey Behandlung der Fracturen verwirft. Die Schrift enthält zwey Abtheilungen. In der ersten erzählt er sechzehen Krankengeschichten, um durch die Erfahrung die im zweyten Abschnitte vorgetragene Behandlungsart der Beinbrüche der Gliedmassen nach seiner neuen Methode zu empfehlen. Rec. hat Gelegenheit gehabt, seit anderthalb Jahren die zahlreichsten Erfahrungen hierüber anzustellen, und kann, was die Behandlung der Fracturen, besonders der complicirten, des Schien - und Waden - Beins betrifft, diese Methode nicht genug empfehlen. Er hatte einst in einem Saale vierzehn Verwundete liegen, denen das Schien - und Waden - Bein durch Schüsse zerschmettert waren; und als einer von ihnen mit einer solchen Fussschwinge versehen war, und seinen Cameraden schilderte, wie wohl ihm jetzt gegen seine vorige Lage sey: so konnten sie es nicht erwarten, bis sie insgesammt in dieselbe Lage versetzt waren, und rühmten insonderheit, dass sie nun erst eines ruhigen und ungestörten Schlafes geniessen könnten. Dasselbe gilt auch von den Brüchen des Schenkelbeins, wenn sie nicht zu weit nach dem Halse zu Statt finden: denn für diese Fälle, so wie für Armbrüche und Schenkelhalsbrüche, fand Rec. diese Vorrichtung ganz und gar nicht passend. Was die Armbrüche betrifft: so ist diese Schwinge nicht anders anwendbar, als wenn der Kranke im Bette liegt, und sich darin nur wenig Bewegung erlaubt; sobald er sich aber aufrichtet, ist sie ihm nicht allein nichts nütze, sondern hindert ihn auch noch obenein. In allen den Fällen also, wo der Kranke in Hinsicht seines allgemeinen körperlichen Wohlbefindens in einem Zustande ist, der ihm das freye Umhergehen möglich macht, wird es nicht anzurathen seyn, ihn durch den Ge-

brauch dieser Vorrichtung so lange ans Bett zu fesseln, bis der Bruch heil ist, da sich sehr leicht ein Verband anbringen läſst, der selbst einen sehr complicirten Armbruch ohne Schienen in einer zweckmäſsigen Lage erhält. Auch die Schenkelbrüche in der oberen Gegend des *ossis femoris* können, nach Rec. Erfahrung, nicht bequem durch diese Bandage behandelt werden. Je höher oben, desto weniger bequem. Denn da diese Schwinge sehr beweglich ist, und nicht das Becken zugleich mit darauf ruhet: so geht bey der geringsten Bewegung des Körpers, an der das Becken Theil nimmt, die gerade Linie, die ruhige Vereinigung der Knochenenden, und mithin die Bedingung einer zweckmäſsigen Heilung verloren. Dazu trägt die unbequeme Lage des Kranken, der nur mit der einen Hälfte des Beckens fest aufliegt, viel zur Verrückung der nothwendigen Verbindung bey, und Rec. fand, bey der gröſsten Sorgfalt, die auf die Lagerung des Kranken gewendet wurde, doch oft des Morgens, daſs der Körper desselben sich nach der anderen Seite zu gewendet, und eine Störung der geraden Direction verursacht hatte. Es läſst sich auſserdem bey dieser Verbandart sehr schwer die nöthige, fortdauernde Ausdehnung bewerkstelligen, selbst auch dann nur sehr unbequem, wenn man die Vorrichtung anwendet, welche der Vf. zur Heilung des Bruches des Schenkelbeinhalses vorschlägt. Denn abgesehen davon, daſs die Anlegung der Bänder oder Binden um das Hüftgelenk an sich bey liegenden Kranken sehr beschwerlich ist: so wird hier, wo das öftere Abnehmen und veränderte Anlegen derselben, wegen der sonst leicht eintretenden, durch den Druck hervorgebrachten Entzündung und Gangrän, eine unerläſsliche Bedingung ist, nicht allein der Verband sehr mühsam gemacht, sondern heischt auch die tägliche Gegenwart des Chirurgus, und kann und wird selbst Veranlassung zu Verrückung und Verkürzung geben. Der Vf. erzählt zwar ein Beyspiel der Heilung eines Schenkelbeinhalsbruches durch seine Maschine, mit nur geringer Verkürzung; allein dieſs ist noch kein Beweis für die Vollkommenheit derselben, da durch die älteren Maschinen auch Brüche dieser Art geheilt worden sind. Dazu kommt noch, daſs, wenn Verwundungen, z. B. durch Schüsse, oder Quetschungen und dergleichen in der Gegend des Hüftbeins zugleich Statt finden, die nöthige Besorgung dieser Complicationen die Anlegung der Bänder in dieser Gegend ganz unmöglich, und daher diese Maschine in allen diesen Fällen ganz unbrauchbar macht. Ganz anders verhält sich dieſs bey der *hagedorn*'schen Bandage, wenn sie durch einige Veränderungen eine gröſsere Vollkommenheit und Zweckmäſsigkeit erhält, welches leicht geschehen kann, und von deren vortrefflicher Wirkung Rec. mehrere Beyspiele hat.

Die Kupfer bey diesem Werke geben eine klare und vollständige Ansicht von der Verbandart des Vfs., und dienen dem Texte zur zweckmäſsigen Erläuterung. Ob wir nun gleich nicht in Allem, wie aus dem bisher Gesagten einleuchtet, mit dem Vf. übereinstimmen: so müssen wir doch demselben ein bleibendes Verdienst zugestehen, das er sich durch die Herausgabe dieser Schrift erworben hat, und ersuchen ihn, seine ferneren Beyträge zur Vervollkommnung der Verbandlehre, wozu jetzt so mannichfache Gelegenheit sich darbietet, öffentlich bekannt zu machen.

DZ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Vogel: *Über die Ausmittelung eines Medicinalfonds in einem Staate.* 1811. 60 S. 8. (6 Gr.)

Vorschläge genug, die sich auf dem Papiere zum Theil recht gut ausnehmen, deren Ausführung aber die verhängniſsvolle Zeit, über welche hinüber zu kommen wir kaum erst von weitem einige Hoffnung erblicken, auf eine längere Periode hinausrückt, als der Vf. bey ihrer Herausgabe geahnt haben mag. Er versteht unter Medicinalfonds „die Summe von Geld, welche in der Absicht in einem Lande zusammengebracht wird, um zu der Gesundheitspflege der Staatsbürger überhaupt und bey Krankheiten derselben zumal verwendet zu werden." Doch schlieſst er davon die groſsen Anstalten zu gleichem Zwecke, z. B. groſse Kranken- und Findel-Häuser u. s. w., aus. Die ganze jährliche Einnahme wird in drey Theile getheilt, wovon einer zum Haupt- und bleibenden Fonds geschlagen, die beiden übrigen sogleich jährlich verwendet werden sollen. Das Geld wird besser in eine Hauptcasse als in kleinere für jeden Ort, unter Mitwirkung von Seiten der Regierung, gesammelt, und unter Aufsicht der Domainenkammern und Medicinalcollegien gesetzt. Seine Bestimmung besteht in Besoldung von Medicinalpersonen, in Errichtung von Krankenstuben und Krankenhäusern auf dem Lande und in kleinen Orten, im Ankaufe von nöthigen Mobilien und Geräthschaften in dieselben, zum Fortschaffen der Kranken in dieselben, zu Wohnungen und Einmiethungen für Dorfwundärzte, Hebammen u. s. w., zu Anschaffung von Arzneyen, Anlegung von Arzneykräutergärten, Anschaffung von Rettungsapparaten, Betreibung der Kuhpockenimpfung u. s. w., zu Prämien und Auszeichnungen, zu Bekanntmachung faſslicher Belehrungen fürs Volk durch den Druck, zu Reisen der gerichtlichen Ärzte bey Epidemieen und Revisionsreisen der Medicinalpersonen, zu Festen und damit verbundenen religiösen Feyerlichkeiten, zur Unterstützung der akademischen und anderer ärztlicher Bildungsanstalten. Herbeygeschafft soll er werden aus den Staatsfonds und den Domainencassen, aus dem eigenen Privatschatze des Fürsten, durch Abgaben auf Grundstücke, durch Actien, durch Ertheilung von Privilegien und Handel mit Gegenständen, die auf das Heilungsgeschäft sich beziehen (worüber freylich Vielerley zu sagen wäre; den folgenden Punct „durch Lotterie" setzt der Vf. selbst nur fragweise und mehr verneinend hinzu), durch Abgaben bey Ämtererlangungen, beym Eintritte der Scholaren in medicinische Bildungsanstalten, durch Collecten, durch bewilligte Beyträge zumal von den Landständen, durch freywillige Subscriptionen, durch Vermächtnisse und milde Stiftungen, durch anderweitige freywillige und gezwungene Einsammlungen, durch Lieferungen von Getreide, Holz und anderen Naturalien. Das Detail aller dieser Vorschläge müssen wir unseren Lesern selbst zur Beurtheilung überlassen.

Ka.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

PHILOSOPHIE.

RUDOLSTADT, in Commission der Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.* Eine philosophische Abhandlung von *Arthur Schopenhauer*, Doctor der Philosophie. 1813. 148 S. gr. 8.

Nach einer im Intelligenzblatt dieser A. L. Z. (1813. No. 48) mitgetheilten Nachricht hat der Vf. dieses Werk als Probeschrift zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde in Jena verfasst, und damit seinen gerechten Anspruch darauf hinlänglich begründet. Er hat darin nicht nur vielseitige philosophische Kenntnisse, sondern, was noch seltener ist, eine selbstständige Denkart bewiesen, welche nach der vollen Herrschaft über ihren Stoff ringt, und der eigenen Überzeugung folgt, wenn diese auch mit berühmten Autoritäten im Widerspruche steht. Es wäre unbillig, zu fodern, dass ein junger geistvoller Mann beym Anfange seiner Laufbahn sogleich gerades Weges seinem Ziele entgegen ginge, ohne zu straucheln, und auf Irrwege zu gerathen; es ist vielmehr öfters das Schicksal der ausgezeichneten und tiefen Geister, dass sie Anfangs den Irrthum mit der Wahrheit theils paaren, theils verwechseln, das Rechte mehr aus bewusstloser Divination, als aus deutlicher Erkenntniss treffen, nur nach vielen Versuchen mit sich zur Einigkeit gelangen, und gewöhnlich an einem ganz anderen Ziele mit Zufriedenheit und Beyfall ankommen, als sie sich beym Anfange vorgesteckt hatten. Wenn man daher gleich nicht allen Behauptungen des Vfs. beystimmen kann: so wird man doch seinem Willen und Streben den Beyfall nicht versagen, und sich erfreuen an der schon sehr geübten und viel versprechenden Kraft. Da aber der in der vorliegenden Schrift herrschende Geist zur Genüge beweist, dass es dem Vf. weniger um Lob als um gründliche Beurtheilung zu thun sey: so halten wir uns verbunden, dieser vernünftigen Foderung nach Vermögen zu entsprechen; und sollten wir in manchen Puncten ihn missverstanden haben: so wird diess doch, um uns seiner eigenen Worte zu bedienen, den Nutzen haben, vielleicht eine deutlichere Darstellung und festere Begründung der in Anspruch genommenen Sätze zu veranlassen.

Der Gegenstand dieses Werkes ist der *Satz vom zureichenden Grunde*, von welchem der Vf. glaubt, dass man bey seiner Anwendung die verschiedenen Bedeutungen, deren er fähig ist, nicht gehörig gesondert habe; seine Absicht ist nun, diese Sonderung vorzunehmen, und zu zeigen, dass jener Grundsatz nicht unmittelbar aus *einer*, sondern zunächst aus verschiedenen Grunderkenntnissen unseres Geistes fliesse, woraus dann folgen werde, dass die Nothwendigkeit, welche er als ein *a priori* feststehender Satz bey sich führt, ebenfalls nicht *eine* und überall *dieselbe*, sondern eine eben so vielfache als die Quellen des Satzes selbst sey! Da der Vf. in diese Untersuchung noch andere philosophische Gegenstände gezogen hat, von denen er S. 134 selbst rühmt, dass sie vielleicht mehr, gewiss aber eben soviel Interesse haben, als die zum Zweck gemachte Untersuchung selbst: so wird Rec. zum Behufe einer leichteren Übersicht beide soviel möglich trennen, und vorerst dem Hauptgegenstand, dann einigen der damit verbundenen Puncte seine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Hr. *Schopenhauer* erklärt den Satz vom zureichenden Grunde, den er nach *Wolf* so bezeichnet: *Nihil est sine ratione cur potius sit quam non sit*, für die Grundlage aller Wissenschaften, weil diese ein Ganzes nach dem Satze vom zureichenden Grunde verknüpfter Erkenntnisse sey; darauf giebt er eine kurze Übersicht des Hauptsächlichsten, was von *Platon* und *Aristoteles* bis auf *Kant* über diesen Satz gelehrt worden, und zeigt die Unzulänglichkeit aller bisherigen Darstellung davon. Das Treffendste, zu dem man allmählich gelangt sey, bestehe darin, dass man zwey Anwendungen dieses Satzes unterschieden habe, die eine auf Urtheile, die, um wahr zu seyn, immer einen Grund, die andere auf Veränderungen realer Objecte, die immer eine Ursache haben müssen. Er könne aber noch auf andere Fälle angewendet werden, die nicht unter jene beiden passen, nämlich 1) auf mathematische Sätze, wo man z. B. fragen könne, warum sind in diesem Triangel die drey Seiten gleich? Antworte man: weil die Winkel gleich sind: so könne man die Gleichheit der Winkel weder die *Ursache* noch bloss den *Erkenntnissgrund* von der Gleichheit der Seiten nennen, weil weder von einer Veränderung, noch von einer Folgerung der Begriffe aus einander die Rede sey. 2) auf Willensacte, bey denen man fragen könne, warum jemand so oder anders handle; die anzugebenden Motive seyen aber weder *Ursachen*, indem diese jederzeit *nothwendig* wirken, noch *Gründe*, weil nicht von Erkenntnissen, sondern von Veränderungen die Rede sey. Daraus folgert er nun, dass nicht alle Fälle der Anwendung

jenes Princips sich zurückführen lassen auf *Grund* und *Folge*, *Ursache* und *Wirkung*, und dadurch also dem Gesetz der Specification nicht Genüge gethan sey. Ehe er nun die Foderungen des letzteren selbst erfüllt, bezeichnet er den eigenthümlichen Charakter, welcher dem Satze vom zureichenden Grunde in allen Fällen nach seiner Meinung eigen ist, auf folgende Art: S. 24. „*Alle unsere Vorstellungen sind Objecte des Subjects, und alle Objecte des Subjects sind unsere Vorstellungen. Aber nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes kann Object für uns werden; sondern alle unsere Vorstellungen stehen in einer gesetzmässigen und der Form nach a priori bestimmbaren Verbindung.* Diese Verbindung ist diejenige Art von Relation, welche der Satz vom zureichenden Grund allgemein genommen ausdrückt. Betrachtet man ihn nach seiner möglichen Anwendung: so kann diess auf so vielfache Weise geschehen, als es Classen von Gegenständen unserer Vorstellungen giebt; dieser aber sind *Vier*, und in jeder tritt jener Satz in einer anderen Gestalt auf, giebt sich aber überall dadurch, dass er den eben angegebenen allgemeinen Ausdruck zulässt, als denselben zu erkennen." Von S. 28 an geht nun der Vf. in eigenen Capiteln die vier Classen von Gegenständen unserer Vorstellungen durch, und zeigt die in jeder herrschende Gestaltung des in Untersuchung genommenen Grundsatzes.

Die erste Classe der möglichen Gegenstände ist die der vollständigen, das Ganze einer Erfahrung ausmachenden Vorstellungen. Vollständige Vorstellungen nennt Hr. *Schopenh.* nach *Kant*, dem er im Wesentlichen durchaus zugethan ist, solche, die sowohl das Materiale als Formale der sinnlichen Anschauungen enthalten; sie machen ein Ganzes der Erfahrung aus, heisst, sie stehen in einem durch den Verstand allein erkennbaren Zusammenhang, sie sind das, was die objective reale Welt genannt wird. In dieser Art von Vorstellungen herrscht nun nach §. 23 der Satz vom zureichenden Grunde als *Gesetz der Causalität*, welches der Vf. in dieser Eigenschaft den Satz vom zureichenden Grunde des Werdens, *principium rationis sufficientis fiendi*, nennt; durch ihn sind alle Vorstellungen in der Erfahrung an einander geknüpft, und er bezeichnet es deswegen so, weil seine Anwendung überall eine Veränderung, ein Werden voraussetzt. Wenn er aber S. 44 noch beyfügt, zu seinem Charakter gehöre, dass die Ursache der Wirkung *allemal der Zeit nach* vorhergehe: so hätte er dieses noch schärfer beweisen sollen, indem auch scharfsinnige Denker einer anderen Meinung sind, voraussetzend, dass eine Ursache in einem Zeitmoment, wo sie noch keine Wirkung hervorgebracht, auch nicht Ursache genannt werden könne. Überhaupt ist es nothwendig, von dem Begriff „*Vorausgehen*" eine zweyfache Bedeutung zu unterscheiden: 1) kann er ein Früherseyn in der Zeit, 2) eines der Natur und Dignität nach bedeuten. Z. B. mit der Substanz sind zwar zugleich ihre Accidenzen gesetzt, aber jene geht doch diesen der Natur der Sache nach voraus. So ist es auch mit den Begriffen, Ursache und Wirkung. — Mit grossem Scharfsinn und lobenswerther Bescheidenheit widerlegt der Vf. in §. 24 die von *Kant* aufgestellte Behauptung, dass der Grundsatz des Causalverhältnisses Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung sey, d. h. dass die Ordnung der Succession der Veränderungen realer Objecte, allererst durch die Kategorie der Causalität für eine objective erkannt werden könne.

Die zweyte Classe der für unser Vorstellungsvermögen möglichen Gegenstände bilden nach dem Vf. die Vorstellungen von Vorstellungen, oder die Begriffe, deren Verknüpfungen Urtheile sind, und aus deren Verbindung nach dem Satze vom zureichenden Grunde Schlüsse entstehen. S. 80 macht er nun die Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde auf diese Art der Vorstellungen: „Begriffe dienen bloss zu Urtheilen, diese haben keinen Werth, als sofern sie wahr sind; ein Urtheil ist wahr, heisst, es hat einen zureichenden Grund. Dieser muss etwas vom Urtheil Verschiedenes seyn, worauf es sich bezieht. Wahrheit ist also die Beziehung eines Urtheils auf etwas ausser ihm. Unser Satz tritt also hier wieder auf, fährt der Vf. fort, als Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens, *principium rationis sufficientis cognoscendi.* Ein Urtheil ohne Grund ist nicht wahr." Dieser Definition der Wahrheit und wahrer Urtheile kann Rec. nicht beystimmen; wäre sie richtig: so würde es keine unmittelbar wahren Urtheile geben, die der Vf. doch selbst zugiebt, und die man für gewiss halten muss, sobald man sie nur versteht. Ja, es liesse sich noch mehr dagegen sagen: denn an sich ist keine Wahrheit von der anderen abhängig; jede hat vielmehr den Grund ihrer Gültigkeit in sich selbst, und es ist bloss ein dialektisches Verfahren, eine von der anderen abzuleiten, nur unsere Überzeugung davon zu wecken. Die innere Verwandtschaft und der daraus folgende wechselseitige Zusammenhang alles Wahren macht das Beweisen möglich. S. 81 u. folgg. giebt Hr. *Schopenh.* vier Arten von Gründen an, worauf ein Urtheil beruhen kann, und nach jeder Art ist auch seine Wahrheit eine verschiedene. Diese 4 Arten sind 1) die logische, 2) empirische, 3) metaphysische, und 4) metalogische Wahrheit. Weder die Gründe zu dieser besonderen Eintheilung, noch die Bestimmungen derselben haben uns eingeleuchtet, und wir glauben, dass es dem Vf. nicht gelingen werde, sie zu rechtfertigen.

Zu der dritten Classe der Gegenstände für das Vorstellungsvermögen rechnet er den formalen Theil der vollständigen Vorstellungen, nämlich die *a priori* gegebenen Anschauungen der Formen des äusseren und inneren Sinnes, des Raumes und der Zeit. Der Satz vom zureichenden Grunde auf sie angewendet giebt den Satz vom zureichenden Grunde des Seyns. S. 92. „Alle Theile von Raum und Zeit stehen in dem Verhältnisse zu einander, dass jeder derselben

durch einen anderen bestimmt und bedingt ist; das Gesetz nun, nach welchem die Theile einander bestimmen, nenne ich den Satz vom Grunde des Seyns, *princip. rat. suff. essendi.*" S. 93 u. folgg. erörtert nun der Vf. diesen Seynsgrund im Raume und in der Zeit, und was er bey dieser Gelegenheit von der Geometrie und der Art ihrer Beweise sagt, damit ist Rec. vollkommen einverstanden; jeder geometrische Satz und jede geometrische Demonstration muss sich auf Anschauung zurückführen lassen. Wenn er aber hier, wie schon oben S. 87, dergleichen anschauliche Beweise *metaphysisch* nennt: so ist das ein neuer Sprachgebrauch, und läst sich beym Vf. nur dadurch rechtfertigen, dass er als strenger Anhänger *Kants* die transcendentale Logik auch für Metaphysik gelten läfst.

Die vierte Classe der Gegenstände begreift nur *ein* Object, das unmittelbare des inneren Sinnes, das *Subject des Willens*, welches für das erkennende Subject Object ist. „Denn nach §. 42 wird das Subject nur erkannt als ein Wollendes, eine Spontaneität, nicht aber als ein *Erkennendes*, weil dieses als nothwendiges Correlat aller Vorstellungen nie selbst Object werden kann; daher ist das Erkennen des Erkennens unmöglich." Allein diese und ähnliche vom Vf. gemachte Trennungen der Geisteswirkungen hält Rec. weder nöthig, noch gegründet; denn sobald das Wollen ein Object des Erkennens wird, ist es auch nicht mehr ein Wollen, oder reine Activität. Was S. 106 weiter zur Bekräftigung jener Behauptung gesagt wird, befriedigt eben so wenig; z. B. der Satz: „ich weiss, dass ich erkenne, heisst nicht mehr, als ich erkenne, und dieser nur soviel, als: *Ich.*" Allein letzteres kann höchstens soviel heissen, als: ich erkenne mich. Das ist aber eben das Eigenthümliche der menschlichen Erkenntnifs, dass sie jederzeit von Selbstbewufstseyn begleitet wird, und demnach auch bey der Richtung nach Aufsen zugleich eine nach Innen auf sich selbst hat. Den Vf. leitet seine Subjectivitätsphilosophie irre; was sich nicht nach ihr begreifen läfst, hält er für absolut unmöglich. So heisst es S. 108: „Mit dem Subject ist sofort auch das Object gesetzt; demnach ist es ganz einerley, ob ich sage: die Objecte haben solche und solche ihnen anhängende und eigenthümliche Bestimmungen, oder: das Subject erkennt auf solche und solche Weisen; einerley, ob ich sage: die Objecte sind in solche Classen zu theilen, oder: dem Subject sind solche unterschiedenen Erkenntnifskräfte eigen." Das möchte doch wohl ein grosser Unterschied seyn; wie vielerley Erkenntnifskräfte würden wohl dann angenommen werden müssen? S. 112 nennt er auch die Identität des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject das Wunder κατ' ἐξοχήν, und warum? weil nach seiner Ansicht die Verhältnisse der Objecte begreiflich sind, und die Regeln für das Erkennen der Objecte nicht auf das Subject angewendet werden können. S. 115 bestimmt er nun das Gesetz, nach welchem das *Wollen* erfolgt, oder das Gesetz der *Motivation*: „Bey jedem wahrgenommenen Entschlufs halten wir uns berechtigt zu fragen: Warum? d. h. wir setzen als nothwendig voraus, es sey ihm etwas vorhergegangen, woraus es erfolgt ist, und doch sind wir uns oft bewufst, dass ein gefafster Entschlufs aus keinem Zustand von Vorstellungen aus den drey angeführten Classen nothwendig erfolgen musste. Es muss also hier eine eigene Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde herrschen, den ich den Satz *vom Grunde des Handelns, princ. rat. suff. agendi*, nenne, oder das Gesetz der Motivation, und den durch dasselbe vorausgesetzten Grund das Motiv nenne." Darauf heisst es S. 117: „Nach jeder Darlegung von Motiven sind wir uns ihrer Unzulänglichkeit bewufst, sie motiviren höchstens das Wünschen, nicht aber den Entschlufs, welcher der eigentliche Willensact ist." Rec. denkt hierüber anders. Würden wir den inneren und äufseren Menschen ganz kennen: so würden wir den Grund des jedesmaligen Handelns wohl einsehen; das einzelne Handeln wird bestimmt durch den Verstand und das herrschende sittliche oder unsittliche Princip im Menschen; letzteres aber ist nicht weiter begründet, es gehört lediglich dem freyen Willen an; diese erste Bestimmung kann und darf nicht weiter motivirt seyn, wenn Freyheit des Willens nicht soll aufgehoben werden. Der Satz vom zureichenden Grunde pafst also einerseits gar nicht auf das Wollen und Handeln, andererseits aber stehen beide Erscheinungen unter demselben in der ersten und zweyten vom Vf. angegebenen Bedeutung. Wenn der Vf. S. 122 sagt: „das Motiv ist also dem empirischen Charakter zureichender Grund des Handelns; doch sind die Umstände, welche eben Motive zum Handeln werden, nicht Ursache dieses als ihrer Wirkung": so scheint dieses nicht zu seinen früheren Behauptungen zu passen, worin der Satz vom zureichenden Grunde immer einen nothwendigen Zusammenhang fodert. Was für Motive sollen die seyn, welche nicht motiviren, nichts begründen? S. 124. „Motive können wir wissen, aber das folgenwerdende Handeln des Subjects wissen wir damit nicht." Man sieht also, dass auf das Gebiet der Freyheit der Satz vom zureichenden Grunde nicht nach der Art des Vfs. verpflanzt werden kann; denn wo er soll anwendbar seyn, muss ein nothwendiger Zusammenhang, das Verhältnifs einer wirklichen Abhängigkeit Statt finden. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über den intelligiblen Charakter und das Gedächtnifs sagt, gehört zu dem am tiefsten Gedachten in der ganzen Schrift.

Nachdem Rec. nun die Ansichten des Hn. *Schop.* über das Gesetz des zureichenden Grundes aus einander gesetzt hat, erlaubt er sich noch einige Bemerkungen darüber. Der Vf. giebt diesem Gesetze eine allgemeinere und umfassendere Bedeutung, als die seitherigen Philosophen, welche es blofs auf die vom Erkennen unabhängigen Erscheinungen, und auf die Erkenntnisse und Vorstellungen anwendeten, in beider Beziehung in dem Sinne, dass dadurch eine *einseitige* Abhängigkeit bezeichnet wird; er aber

dehnt es aus auf den Zusammenhang unserer Erkenntnisse überhaupt, behauptend, der nothwendige Zusammenhang unter den mannichfaltigen Erkenntnissen beruhe auf dem Satze vom zureichenden Grunde, S. 24; dadurch nun, dass er den Satz in einer grösseren Allgemeinheit nahm, konnte er auch mehrere darunter subsumiren; der Satz vom zureichenden Grunde drückt das einseitige Verhältniss der Dependenz aus; der aber von dem Zusammenhange unserer Erkenntnisse enthält nicht nur jenes besondere Verhältniss unter sich, sondern auch das der *Übereinstimmung* überhaupt, und das der *wechselseitigen* Abhängigkeit; man hat aber immer das Gesetz des wechselseitigen Zusammenhanges der Dinge und Erkenntnisse wohl gesondert von dem des zureichenden Grundes, ja dieses haben Mehrere nicht ohne Grund sorgfältig unterschieden von dem der Causalität, und beide als besondere Regeln betrachtet, jenes für die Abhängigkeit der Erkenntnisse, dieses für die der Erscheinungen von einander; nun erhebt der Vf. ersteres zu einem allgemeinen Gesetze, ordnet diese beiden demselben unter, und betrachtet sie als besondere Anwendungen davon. Wenn er S. 57 sagt: der Satz vom zureichenden Grunde überhaupt ist Ausdruck der im Innersten unseres Erkenntnissvermögens liegenden Nothwendigkeit aller unserer Vorstellungen, und S. 24 ihn so charakterisirt: „alle unsere Vorstellungen stehen in einer gesetzmässigen und der Form nach *a priori* bestimmbaren Verbindung, und diese Verbindung ist diejenige Art der Relation, welche der Satz vom zureichenden Grunde allgemein genommen ausdrückt:" so können wir ihm durchaus nicht beystimmen. Denn der Satz: „nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes kann Object für uns werden," wie der Vf. den Satz vom zureichenden Grunde auf negative Weise an derselben Stelle ausdrückt, lässt noch ganz andere Deutungen zu; er bezeichnet die mannichfaltigen Arten der Verbindungen unserer Erkenntnisse und Vorstellungen unter einander überhaupt, und derer sind im besonderen drey: a) das zwischen Subject und Prädicat, b) zwischen Grund und Folge, und c) das des wechselseitigen Zusammenhanges unter den Vorstellungen, gemäss den drey Principien alles Denkens, 1) dem der Identität, 2) des zureichenden Grundes, und 3) der Gemeinschaft alles Erkennbaren, welche wieder den drey objectiven Verhältnissen, zwischen Substanz und Accidenz, Ursache und Wirkung, und der Wechselwirkung der gleichzeitigen Gegenstände entsprechen. Da das Dritte immer die beiden ersten in sich schliesst: so ist es natürlich, dass man von ihm ausgehend auf die beiden anderen geleitet wird. Der Vf. ging von dem Princip der Gemeinschaft aller unserer Erkenntnisse aus, welches eben nichts anders sagt, als dass keine Erkenntniss für sich allein stehe, sondern jede mit allen anderen mittelbar oder unmittelbar in Verbindung sey. Hätte er nur dieses Princip consequent entwickelt: so hätte er alle Arten von Verbindungen unserer Erkenntnisse in den eben angegebenen besonderen Verhältnissen finden müssen. Nach unserem Dafürhalten liegt daher der dritten und vierten Anwendung des Satzes vom zureichenden Grunde, auf die *a priori* gegebenen Anschauungen der Formen des äusseren und inneren Sinnes, und auf die Willensacte, *sofern* sie von den beiden ersten verschieden sind oder seyn sollen, das Verhältniss zwischen Substanz und Accidenz, oder zwischen Subject und Prädicat zu Grunde; von dem Seynsgrunde hat es der Vf. selbst §. 40 in Beziehung auf die Geometrie dargethan, und von dem Princip der Motivation läst es sich eben so leicht nachweisen. — Doch genug! Wir lassen noch Einiges über andere von Hn. *Schop.* mit dieser Untersuchung verbundene Gegenstände folgen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *München*, b. Lindauer: *Ahnungen über die Schöpfung* von *Wolfgang Basilius Bottenhofer*, Prof. in München. 1813. VIII u. 96 S. 8. (9 Gr.)

Ahnungen oder vielmehr Ahndungen gehören zu dem Reiche der dunkelen Vorstellungen, welche auf individuellen Gefühlen, nicht auf objectiven Gründen beruhen, und um deswillen weder einer klaren Darstellung noch einer gehörigen Beurtheilung fähig sind. Schon dieser Umstand macht eine Recension der vorliegenden Schrift unmöglich; allein der Vf. gehört auch einer Schule an, welche eine, nur den Geweiheten verständliche Sprache redet, und Verzicht darauf leistet, von dem gesunden Menschenverstande begriffen zu werden. Rec. kann daher nur so viel berichten, dass dem Vf., als er über die Schöpfung und das Verhältniss der Natur und Menschheit zu Gott ruhig und besonnen nachdachte, ein besonderes Licht über diese so wichtigen Wahrheiten aufzugehen schien, und er glaubt es wagen zu dürfen, seine Gedanken (Ahndungen und Gedanken scheinen also dem Vf. synonym zu seyn) hierüber dem Denkenden mitzutheilen: Die mitgetheilten Gedanken sind nichts anders, als eine Religionslehre nach schelling'scher Philosophie. Diesem gemäss geht Hr. B. von dem unbedingten, reinen Ich aus, das sich selbst setzt, und durch dieses Setzen nicht bloss möglich, sondern wirklich ist, und gemäss seiner Unbedingtheit von sich selbst Einheit der Möglichkeit und Wirklichkeit ist. Dieses reine Ich setzt nun ferner, dass Alles, was wahrhaft ist, alle Thätigkeit und alles Seyn durch dieses Unbedingte bedingt ist, und ihm dem Urseyn nach nicht entgegenstehen kann, aus ihm, in ihm und durch ihn sey, alles dem Urseyn nach eins mit ihm sey. Daraus wird denn gefolgert, dass die Körperwelt nur ein Gegenbild der urbildlichen Welt sey, und die Ahndungen über Gott, Schöpfung und Vorsehung diesen Principien gemäss ausgesprochen. Auch werden die kirchlichen Dogmen, als Dreyeinigkeit, Versöhnung, Auferstehung, wenigstens ihren Formeln, wenn auch nicht dem Sinne, nach dargestellt. Wer in Gott drey Personen will erkennen lernen, findet diess S. 15 nachgewiesen. Wem die Religion mehr ist, als ein müssiges Spiel mit leeren Formeln und Phantasieen, der dürfte daher in der angezeigten Schrift keine Nahrung finden.

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

PHILOSOPHIE.

Rudolstadt, in Commission der Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.* Eine philosophische Abhandlung von *Arthur Schopenhauer*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn der Vf. gleich im Ganzen und Wesentlichen ein treuer Anhänger *Kants* ist: so weicht er doch auch in mehreren anderen Stücken von diesem seinem Vorbilde wesentlich ab, und sucht, oft im Widerspruche mit den grössten Denkern der alten und neuen Zeit, seine subjectiven, ihm allein eigenen Ansichten geltend zu machen. Z. B. S. 75 und 84 behauptet er, dass die erste Classe von Vorstellungen, nämlich die der vollständigen, das Ganze einer Erfahrung ausmachenden Vorstellungen, wozu Sinnlichkeit und Verstand nöthig sind, den Menschen mit den Thieren gemein sey, und aus der beystehenden Anmerkung ersieht man, dass er zwischen den Sinnen und dem Verstande der Thiere und der Menschen nicht eine qualitative, sondern bloss eine quantitative Verschiedenheit annehme, so dass also Thiere wie Menschen dem Gesetze der Causalität gemäss erkennen. Zugleich will er diese erste Classe von Vorstellungen nicht ein *Denken*, sondern nur ein *Anschauen* genannt wissen, weil er sie S. 77 durchgängig bestimmte Vorstellungen nennt. Allein wenn einmal der Verstand das sinnlich Angeschaute verbunden hat: so hört es auf, durchgängig bestimmt zu seyn; der Verstand entsinnlicht und abstrahirt. Wir hätten also hier einen ganz neuen Begriff vom Verstande. Deswegen spricht der Vf. dem Verstande auch das Vermögen zu urtheilen und zu schliessen ab, und legt es der *Vernunft* ausschliesslich bey, von welcher er auch einen neuen, vorher nie gehörten Begriff aufstellt, §. 34 u. §. 58; sie ist nach ihm lediglich das Vermögen der Begriffe und Urtheile, so wie der Principien *a priori*, und nur in *dieser letzteren Beziehung* konnte *Kant*, wie er glaubt, das Moralgesetz aus der Vernunft entspringen lassen, weil er nämlich auch dieses für ein *principium a priori*, wahrscheinlich aber aus Irrthum, ansah. Die Vernunft setzt uns nach Hn. *Sch.* in den Stand, unser Handeln nach Begriffen, und nicht bloss nach einzelnen Vorstellungen, wie die Thiere, zu leiten, und ein Handeln nach Begriffen heisst ein *vernünftiges Handeln*. Die Vernunft ist aber nicht die Quelle der Tugend, der Heiligkeit (wie alle Philosophen von Cartesius an — unseres Wissens auch von Platon und Zenon dem Stoiker an — irrig glaubten), sondern sie ist als das Vermögen der Begriffe nur eine nothwendige Bedingung zu jenen, sie ist nur Werkzeug: denn eben sie ist auch Bedingung zum vollendeten Bösewicht. Damit hängt zusammen seine Ansicht von den Gefühlen §. 49, die gleichfalls so neu und sonderbar ist, dass er die Ausdrücke: *moralisches, religiöses und ästhetisches Gefühl*, durchaus verwirft, und sie für Geburten eines blinden Synkretismus erklärt. Endlich ist er auch mit der in neueren Zeiten angenommenen Bestimmung der Phantasie ganz unzufrieden. Wenn man Phantasie und Einbildungskraft wohl unterschied, und erstere als die Kraft ansah, das Übersinnliche zu versinnlichen, das Allgemeine in dem Besonderen auszudrücken, zu individualisiren, das so geschaffene Mannichfaltige zu einem schönen Ganzen zu ordnen, und sie deswegen für einen wesentlichen Bestandtheil des productiven künstlerischen Genies ansah, während die bald re — bald pro-ductive Einbildungskraft für das Vermögen gehalten ward, die einmal gehabten sinnlichen Wahrnehmungen theils unwillkührlich theils willkührlich ins Bewusstseyn zurückzurufen, oder zu einer neuen beliebigen Einheit zu verbinden: so vermengt nun unser Vf. beide mit einander, und schreibt beiden bloss die letzteren, eben von der Einbildungskraft producirten Wirkungen zu, und S. 143 meint er, dass die Phantasie die Bedingung grosser Narrheit sey. So hätte denn also Hr. *Sch.* die von den tiefsten Denkern gestempelten Begriffe von dem Verstand — der Vernunft — dem Gefühl und der Phantasie auf den Kopf gestellt und vom Grunde aus umgewandelt! Wozu soll diese babylonische Sprachverwirrung führen? Da er auch nicht Eine dieser von ihm vorgenommenen Metamorphosen wissenschaftlich gerechtfertigt hat, sondern uns hoffen lässt, dass dieses Alles ihm einmal der Gegenstand einer grösseren Schrift werden könne, deren Inhalt zu dem der gegenwärtigen sich verhalten werde, wie *Wachen zum Traum*: so wollen wir darüber bis zur Erscheinung dieser Schrift ein gänzliches Stillschweigen beobachten, einstweilen aber bey unserem alten Glauben darüber verharren.

M. A.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Cnobloch: *Commentationes mathematico-philologicae tres, sistentes explicationem duorum locorum difficilium, alterius Virgilii, al-*

terius Platonis, itemque explicationem duorum mensurarum praeceptorum Columellae. Adjecta est epistola ad *Joann. Godofr. Schneider, de excerptis geometricis Epaphroditi et Vitruvii Rufi;* scripta ab auctore harum commentationum *Carolo Brandano Mollweide,* Astronom. in acad. Lipf. Professore. 1813. 122 S. 8. Nebst einer Kupfertafel. (16 Gr.)

Die Stelle aus dem Virgil, mit deren Erklärung fich die erste diefer Abhandlungen befchäftigt, ist die von der Zeit der doppelten Honigärndte. Georg. IV, V. 231 — 235. *Petavius* und *Käftner* haben die Verfuche, die Stelle aftronomifch zu erläutern, für erfolglos erklärt. *Riccioli* hat in feinem Almageft eine ungenügende Auslegung verfucht. Der fcharffinnige Vf. diefer Abhandlungen fucht die Schwierigkeit diefer Stelle, die fich hauptfächlich um die Frage dreht, von welchem Sternbild des Fisches man dichterisch fagen könne, dafs es die Pleiaden verfolge, wieder auf dem aftronomifchen Wege zu entfernen. Seine Abhandlung wurde zuerst in dem 5ten Bande der *monatlichen Correfpondenz* S. 416 bekannt gemacht. In der Zwifchenzeit hat der Bifchof *Horsley* abermals eine aftronomifche Erläuterungsart verfucht, welcher aber der Vf. — mit vollem Rechte — nicht beytritt. Der Vf. fetzt zuvörderst voraus, dafs das poetifche Bild der Flucht eines Sternbilds vor einem anderen im Allgemeinen anwendbar fey, wenn das erftere zu der Zeit untergeht, wo das andere aufgeht. Bey den gemeinen täglichen Auf- und Untergängen ist diefe Vorausfetzung ganz natürlich. Auch auf einige Arten der fogenannten poetifchen Auf- und Untergänge angewendet, fpricht fich die Anfchaulichkeit des Bildes unzweydeutig aus, nämlich wenn beym akronyctifchen Untergang des Fliehenden der Verfolgende kosmifch aufgeht; ingleichen beym heliakifchen Untergang des Erfteren, und dem gleichmäfsigen Aufgang des Zweyten. Wenn aber das fliehende Gestirn mit Tagesanbruch (*cosmice*) untergeht, und das Verfolgende mit Eintritt der Nacht aufgeht: fo ist diefes Bild wenigftens minder anfchaulich, als künftlich, und in gleichem Grade kommt Rec. die darauf begründete Auslegung des Vfs. gezwungen vor, um fo mehr, da die Zeiten des Untergangs und Aufgangs beider Sterne ziemlich weit von einander fallen. Der füdliche Fifch, oder vielmehr der Stern erfter Gröfse in diefem Sternbild, geht nämlich am 6ten oder 13ten October mit Einbruch der Nacht auf, und die Pleiaden gehen am 26ften Oct., oder am 16 Nov., mit Anbruch des Tages unter, je nachdem man die wahren oder die fichtbaren Auf- und Untergänge diefer Sterne nimmt. Da die Stelle alfo noch immer nicht befriedigend erklärt feyn dürfte: fo kann Rec. nicht umhin, die Interpretation mitzutheilen, mit welcher er fich vor anderthalb Decennien durchgeholfen hat, als er den Beruf hatte, diefes Gedicht zu erklären. Wenigftens wird daraus erhellen, dafs die Reihe möglicher Verfuche noch nicht gefchloffen fey.

Das *Os ostendit honeftum* deutet auf eine *fichtbare* Erfcheinung hin. Da es eine Zeitbeftimmung in fich fchliefst: fo pafst es nur auf den *ortus heliacus*, und fomit ist auch unleugbar ausgemacht, dafs v. 232 und 233 die Frühlingszeit andeute. In Folge deffen, was die *fcriptores rei rufticae* von der Honigärndte fagen, kann in den beiden folgenden Verfen keine andere, als die Herbftzeit, angedeutet feyn. Dadurch ist der kosmifche Untergang der Pleiaden gegeben, welcher allerdings zur Zeitbeftimmung bey den Alten häufig gebraucht wird. Um nun diefe Data in den Worten des Dichters zu finden, braucht man nur zu wiffen, dafs der helle Stern der Pleiaden am 14ten April heliakifch untergeht, d. i. durch die Sonnenftrahlen verborgen wird, und bis zum 3ten Mai unfichtbar bleibt, wo er das erfte Mal wieder am Morgenhimmel zu fehen ist. Um die zuerst genannte Zeit, nämlich am 15ten April, fängt der helle Stern im füdlichen Fifch wieder an, am Morgenhorizonte fichtbar zu werden, oder heliakifch aufzugehn. Er erfcheint wieder, wenn gerade die Pleiade fich verbirgt. Denken wir uns nun in dem Gemälde des Dichters den Anfang des landwirthfchaftlichen Jahres (*quem taurus aperit I*, V. 216) in den Vordergrund, wozu man aus dem Gange des Gedichts und aus poetifch-hermeneutifchen Gründen berechtigt ist: fo ist gerade die Zeit, wo die Pleiaden unter den Sonnenftrahlen verborgen find, und der Fifch wieder aus denfelben hervorgetreten ist, das Tempus praefens für den Dichter, und die profaifche Paraphrafe der 4 Verfe lautet, wie folgt. Die Honigärndte beginne (zum erften Male), wenn die Pleiaden wieder aus den Sonnenftrahlen hervorgetreten find, d. i. am 3ten May, und (zum zweyten Male) wenn diefelben, die *jetzt* vor dem Fifche fich verbergen, kosmifch, d. i. bey Sonnenaufgang, untergegangen find, nämlich nach dem 26 October. Der Umftand, dafs *fugiens* in der gegenwärtigen, und die übrigen Zeitwörter in der vergangenen Zeit ftehen, fpricht diefer Erklärung das Wort, und die Ausdrücke *ἀνατέλλεσθαι* und *κρύπτεσθαι*, welche Hefiod von diefen aftronomifchen Erfcheinungen braucht, paffen ganz, der erftere auf den verfolgenden, der zweyte auf den fliehenden Stern.

So Rec. Er verkennt nicht, dafs auch bey diefer Erklärung Einiges Anftand erregen wird, unter anderen die bey den obigen Beftimmungen gebrauchten Sehungsbogen (*arcus vifionis*) von 6° und 8°, welche für die Sichtbarkeit der beiden Sterne zu klein fcheinen dürften, befonders da Hefiod den Pleiaden eine 40tägige *κρύψις* zufchreibt. Allein diefer Zweifel läfst fich auch einfach löfen, oder, wenn man lieber will, durch das *horsley*'fche *δ Pifcium* (jedoch ohne die Interpretation diefes Gelehrten anzunehmen) entfernen, fo dafs wenigftens in aftronomifcher Hinficht alle Anftände gehoben find.

Rec. gedenkt noch eines Vorzugs, den diefe gelehrte Abhandlung unabhängig von der erklärten Stelle befitzt, und der in einer deutlichen Ausein-

anderſetzung der ſogenannten *ortuūm et occaſuum poeticorum* beſteht, mit der Anweiſung, wie die davon abhängigen Aufgaben graphiſch und trigonometriſch aufzulöſen ſeyen.

Die zweyte Abhandlung betrifft eine ſchwierige Stelle im Meno des Plato, deren Erläuterung ſchon auf mancherley Art vergeblich verſucht worden iſt. Sokrates behandelt die Frage, ob die Tugend gelehrt werden könne oder nicht. Eine Hypotheſe, meint er, werde die Entſcheidung erleichtern. Um den Meno über den Gang der Unterſuchung zum Voraus recht ins Klare zu ſetzen, erläutert er durch ein Beyſpiel aus der Mathematik, was er unter dem ἐξ ὑποθέσεως σκόπεσθαι verſtehe. Das Beyſpiel iſt aber leider ſelbſt für den Mathematiker dunkel, und das ſcheint dem Zweck deſſelben gerade entgegen zu zu ſeyn. Die Stelle iſt: Ἐπειδαν τις ἔρηται αὐτοὺς (γεομέτρας), οἷον περὶ χωρίου, εἰ οἷόντε ἐς τόνδε τὸν κύκλον τόδε τὸ χωρίον τριγωνον ἐνταθῆναι, εἴποι ἄν τις, ὅτι οὔπω οἶδα, εἰ ἔστι τοῦτο τοιοῦτον· ἀλλ' ὥσπερ μὲν τινα ὑπόθεσιν πρϋργου οἶμαι ἔχειν πρὸς τὸ πρᾶγμα τοιάνδε· εἰ μέν ἐστι τοῦτο τὸ χωρίον τοιοῦτον, οἷον παρὰ τὴν δοθεῖσαν αὐτοῦ γραμμὴν παρατείναντα, ἐλλείπειν τοιούτῳ χωρίῳ, οἷον ἂν αὐτὸ τὸ παρατεταμένον ᾖ, ἄλλό τι συμβαίνειν μοι δοκεῖ, καὶ ἄλλο αὖ, εἰ ἀδύνατόν ἔστι ταῦτα παθεῖν. Der Verfaſſer überſetzt die ſchwierige Stelle εἰ μὲν ἔστι τοῦτο κ. τ. λ. auf folgende Art: *Wenn dieſes Dreyeck ein ſolches iſt, dergleichen an der Grundlinie deſſelben entworfen, von eben einem ſolchen Dreyecke ergänzt wird, als das Entworfene iſt: ſo* u. ſ. w. Der gelehrte Commentar weiſt durch eine allgemeine analytiſche Entwickelung der geometriſchen Aufgabe nach, daſs Plato bey dieſer Stelle nur an die Beſchreibung des rechtwinklichten Dreyecks in den Kreis gedacht habe, und klärt das Gezwungene, welches auch nach dieſer Erläuterung noch in der Stelle liegt, mit der Vorliebe des Plato zum myſtiſchen Ausdruck und insbeſondere damit auf, daſs die Verdoppelung des Würfels, bey welcher ähnliche Sätze vorkommen, für die damaligen Geometer ein Lieblings-Problem geweſen ſey. Rec. iſt mit dieſer wohlgelungenen Erklärung im Ganzen einverſtanden; nur iſt es ihm problematiſch, ob dem Plato geradehin alle Bekanntſchaft mit der allgemeinen Auflöſung abzuſprechen ſey. Die griechiſchen Geometer hatten viele Sätze der Geometrie im Reinen, zu deren Erkenntniſs wir uns jetzt der Analyſis bedienen. Die Entwickelung, auf welchem Wege ſie zu dergleichen Sätzen gelangt ſind, iſt eine intereſſante, aber noch nicht genug beleuchtete Region in der Geſchichte der Mathematik. Was die vorliegende Stelle betrifft: ſo iſt klar, daſs Sokrates das Beyſpiel aus der Geometrie ſchnell verläſst, ohne es bis zum Reſultat durchzuführen. Dieſes ſetzt voraus, daſs es für einen damaligen Geometer hinlänglich war, die Aufgabe nur anzudeuten, um daran zu erinnern, wie die Methode der geometriſchen Schule ſie weiter verfolgte. In dieſem weiteren Verfolg läſst ſich denn wohl die Schluſsfolge ſo denken: „Wir wollen erſt ſehen, ob das gegebene Dreyeck (was ein leichterer Fall iſt) ein rechtwinklichtes ſey, oder nicht. Im bejahenden Falle folgt etwas ganz anderes als im verneinenden (wo die Kriterien über die Möglichkeit der Auflöſung *altioris indaginis* ſind).“ Daraus, daſs hier des leichteren Falles beſonders gedacht iſt, möchte wenigſtens Rec. nicht folgern, daſs dem Plato die allgemeine Auflöſung unbekannt geweſen ſey.

Zur analytiſchen Beleuchtung der beiden Vorſchriften des Columella über Erfindung des Flächengehalts in zwey gegebenen, die Figur der Fläche beſtimmenden Fällen (*Col. de re ruſtica* l. V. C. II. §. 5 et §. 9 Ed. Gesner.) hat Rec. nichts hinzuzuſetzen. Beide Vorſchriften geben nur einen genäherten Inhalt; was Anlaſs gab, daſs die älteren Mathematiker, wie z. B. *Hamberger* in der *gesneri*ſchen Ausgabe, ſie rundweg für falſch erklärten. Hr. *M.* zeigt aber gründlich, daſs man bey der erſten nur um $\frac{1}{3119}$ und bey der zweyten *in maximo* nur um $\frac{1}{180}$ fehle, was für den Zweck des Columella, ja für gewöhnliche Feldmeſſerarbeiten überhaupt, hinlänglich genau iſt.

Die Stellen, welche der Vf. in dem Sendſchreiben an Hn. Prof. *Schneider* in Breslau aus den Fragmenten des *Vitruvius Rufus* und *Epaphroditus* aushebt und commentirt, ſind ebenfalls als Beyträge zur Geſchichte der Mathematik anzuſehen.

— e —

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Göttingen,* b. Baier: *Conchoidis Nicomedeae aequatio et indoles.* Quas examini ſubmiſit et figuris illuſtravit *Carolus Witte*, Lochavienſis, literarum in alma Georg. Aug. Studioſus. 1813. 30 S. 4.

Es iſt eine ſo ſeltene, als erfreuliche Erſcheinung, in einem zwölfjährigen Knaben den Vf. einer mathematiſchen Abhandlung zu erblicken, welche als Inauguraldiſſertation allenfalls auch einem zu promovirenden Doctorand Ehre machen würde, wenn er, ſo wie der Vf., Selbſterfinder der vorgetragenen Wahrheiten wäre. Um unſeren Leſern ſowohl die Veranlaſſung dieſer Schrift, als eine kleine Probe von des jungen Vfs. Schreibart zu geben, ſetzen wir den Eingang der Vorrede hieher. „*Celeberrimus Thibaut — volente cariſſimo Patre, ut profectuum meorum in matheſi ſpecimen quoddam exararem, et rogante ipſo Viro celeberrimo, propoſuit mihi ex ſublimiori matheſi problema: Curvae, cujus nomen mihi innoteſcere noluit, aequationem et indolem indagandi. Libris igitur huc facientibus deſtitutus, proprio marte feci periculum, quid teneri valeant humeri. Neque invita Minerva me ſuſcepiſſe la orem, nec adverſa fortuna eum me eſſe proſecutum, ex annuente cariſſimi Praeceptoris animo ſumma cum voluptate percepi. Si quae manca ſunt quodammodo, neque perfecta, ignoſcatis velim, honoratiſſimi Viri, ſtudioſo nondum togato, ſed duodecimum annum vix transgreſſo; ac repu-*

totis modo, me opus esse adgressum eo tempore, quo celeberrimus Thibaut in praelectionibus suis conicas quidem sectiones, sed conchoidem Nicomedeam, me auditore, nondum pertractasset." Die Aufgabe selbst, zu welcher man sich die Zeichnung leicht entwerfen kann, war wörtlich diese: „*Sit AB linea indefinita, C punctum datum, ex quo in istam cadat normalis CD = a.*

Ducantur pro lubitu ex puncto C lineae CE, CF, eandem AB intersecantes. Sumatur in illarum quavis, inde a puncto decussationis, segmentum cognitum et invariatum EP = FQ = b. Puncta segmentorum extrema curvam constituent. Quaeratur curvae hujus aequatio, ex aequatione indoles, ratione habita trium casuum sponte ocourrentium 1) a > b, 2) a = b, 3) a < b.

Der Vf. beginnt mit Bestimmung der Gleichung für die Conchoide, die er auf die gewöhnliche Weise findet. Aus ihr werden sodann in XVII Zusätzen die wichtigsten Eigenschaften dieser Curve mit Gründlichkeit und Klarheit abgeleitet. Diese Betrachtungen bilden den ersten Theil der Schrift, welcher auch solchen Anfängern verständlich seyn wird, welche sich noch nicht in das Gebiet des höheren Calculs gewagt haben. Nun findet der Vf. das Verhältniss von $dy : dx$ für die Curve, woraus sodann die Formeln zur Bestimmung der Subtangente, Tangente, Subnormale und Normale kurz und bündig abgeleitet werden. Hierauf wird das Differentialverhältniss des *zweyten* Grades entwickelt, und die Anwendung davon auf die Bestimmung des Maximum und Minimum, auf die grösste Breite des Knotens, auf den Berührungskreis, auf die Concavität und Convexität der Conchoide und deren Wendungspunct mit vieler Geschicklichkeit gemacht. Zum Schlusse wird noch die Cubatur und Quadratur dieser Linie, nebst der zu integrirenden Formel für ihre Rectification, vorgetragen, und ein einfaches Werkzeug angegeben, um dieselbe auf mechanische Weise durch einen steten Zug zu beschreiben.

Zu welchen Hoffnungen berechtiget diess aufkeimende Genie für die Zukunft! — Einigemale waren wir in Versuchung, den Inhalt der Abhandlung nicht ganz als Geistesproduct des jungen Vfs.anzuerkennen. Doch benahm uns die kurze Nachschrift des Hn. Prof. *Thibaut* jeden Argwohn. Er sagt: „*Nomen curvae initio celavi, ut in illa enodanda sine auxilio ac proprio Marte auctor desudaret. Neque postea, quum sensim mihi traderet dissertatiunculae nascentis particulas, opem tuli, errores quosdam initio commissos nonnisi indigitans, corrigendos ipsi relinquens. Atque sic persuasum habeo, profecta ex ipsius autoris ingenio, quae attulit. Nova et graviora expectare in argumento jamdudum absoluto, iniquum foret; inesse propositionibus quae contrahi, succinctius explicari, elegantius exhiberi potuissent, scientiae comperti intelligent. Sed haec ipsa arguunt auctorem, de quo in tramite recto pergente, majora sperare licet.*

Δ.

Breslau, b. Korn: *Des Herrn Encontre*, Prof. zu Montpellier, *Näherungsmethode das Neuneck, Elfeck und Neunzehneck zu beschreiben, und die Kreisperipherie vollständig einzutheilen.* Den Liebhabern der Wissenschaft bekannt gemacht von Dr. *R.* 22 S. 8. Mit 1 Kupf.

Da von dieser kleinen Schrift nur wenige Exemplare abgedruckt sind, und sie also nicht so viele Leser finden kann, als sie verdiente: so wird es uns erlaubt seyn, ihren Inhalt hier etwas vollständiger mitzutheilen.

Die Regel für die Inscription des Neunecks ist kürz folgende. Des Kreises Halbmesser sey = r, man beschreibe um seinen Mittelpunct einen neuen Kreisbogen mit dem Halbmesser = $\frac{5}{11}$. r, und trage in diesen letztern eine Sehne = r ein. Nach beiden Endpuncten dieser Sehne zieht man Radien, welche auch den kleineren, eigentlich zu theilenden Kreis schneiden; man trägt nun im kleineren Kreise eine Sehne = $\frac{1}{2}$ r von einem dieser Einschnittspuncte an nach der vom anderen Einschnittspuncte abgekehrten Seite ein: so ist auf diese Weise auf dem Umfange des kleineren Kreises ein Bogen von fast genau 65 Graden zwischen denjenigen unserer drey Puncte, welche am entferntesten von einander liegen, abgeschnitten, und es ist nur noch nöthig, von diesem Bogen 45 Grade abzuschneiden, um den Bogen von 20 Graden, mithin die Seite des 18 Eckes und 9 Eckes zu haben.

Diese Construction, die sehr leicht ausführbar ist, giebt den Bogen von 65 Graden zwar nicht geometrisch strenge; aber man fehlt nur, wie die Rechnung ergiebt, um 2 Tertien, um welche unser gefundener Bogen kleiner als 65 Grade ist. Sie dient nun nicht bloss, um das Neuneck zu construiren, sondern auch, um den Kreis in einzelne Grade einzutheilen, welches sich aus Folgendem übersehen lässt. Der Bogen des 5 Ecks, welcher sich strenge genau zeichnen lässt, dreymal genommen, giebt einen Bogen von 216 Graden, an diesen füge man auf dem Kreise fortgehend den Bogen des 6 Ecks = 60 Graden, und schneide nun den oben gefundenen Bogen von 20 Graden (eigentlich 20° — 2''') ab: so bleibt ein Bogen, der genau = 256 Gr. + 2 Tert. ist. Dieser giebt durch eine achtmal wiederholte Halbirung den Bogen von 1 Grad, und diesen nur um $\frac{1}{128}$ einer Tertie zu gross.

Hiedurch ist also schon eine sehr genaue Eintheilung des Kreises in Grade möglich; aber der Vf. zeigt nun auch noch, wie man die Annäherung zu einer strengen Eintheilung noch weiter, ja so weit man will, treiben kann. Wir können hier, ohne eine Seite der Abhandlung fast ganz abzuschreiben, seine Methode nicht vollständig entwickeln, und bemerken daher nur, dass er jenen zuerst um 2''' fehlerhaften Bogen von 256 Graden durch eine ganz strenge Construction auf eine Genauigkeit bis zu $\frac{1}{3375}$''' zurückführt, und ihn durch ähnliche Methoden zu jedem Grade von Genauigkeit bringen könnte.

Nimmt man den Bogen von 65 Gr. als genau construirt an: so lässt sich der Bogen von 1°, von 2°, von 3°, kurz alle ganzen Grade mit eben der Genauigkeit auftragen. Es ist z. B. der Bogen von 72 — 60 = 12 Gr., und auch der Bogen von 90 — 72 = 18 Gr. leicht zu zeichnen, folglich auch der Unterschied beider = 6°; aber die eben gelehrte Methode lehrt auch die Bogen von 72 — 65 = 7 Graden und von 65 — 60 = 5 Graden, mithin die Bogen von 1°, 2°, 5°, 6°, 7° finden, und andere Combinationen geben die Bogen von 3°, 4°, und so weiter. Wir dürfen nicht dabey verweilen, die übrigen Anwendungen zu erwähnen, welche der Vf. von dieser Construction macht, und hoffen, dass auch das schon Mitgetheilte hinreichen wird, um zu zeigen, wie interessant diese kleine, mit grösster Klarheit geschriebene Abhandlung sey. — Einige auffallende Druckfehler, die sich indess leicht verbessern lassen, wird jeder um so eher entschuldigen, da der Vf. durch kriegerische Ereignisse genöthiget wurde, gerade während des Druckes seinen Wohnort zu verlassen, und die Correctur ungeübten Personen zu übergeben.

i. e. e.

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Blumenlese aus Frankreichs vorzüglichsten Schriftstellern für Deutschlands Töchter, die bey der Erlernung der französischen Sprache den Geist bilden und das Herz veredeln wollen*, von *J. W. H. Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. Erster prosaischer Theil. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1814. XXXIV und 352 S. 8. (22 Gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 272.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Die Staatshaushaltung.* Eine Skizze. Zum Behuf öffentlicher Vorlesungen; als Vorbereitung und Einleitung zu der Kunde sämmtlicher Zweige der Staatshaushaltung oder der sogenannten Cameral-Wissenschaften. Entworfen von *Julius Grafen von Soden.* 1812. 93 S. 8. (10 gr.)

Diese Schrift soll ein nach den Ansichten des Vfs. vom Wesen, der Bestimmung und dem Endzwecke der Staatshaushaltung entworfenes Tableau der gesammten Staatsverwaltungslehre, nach allen ihren Zweigen, seyn, zunächst bestimmt zur Aufhellung des Systems des Vfs. und zur Erleichterung des Studiums der einzelnen Zweige jener Wissenschaft, damit Jeder, der sich dem Staatsdienste widmet, erkenne, was er zu wissen bedarf, und nicht principienlos in eine Sphäre trete, wo principienloses Wirken nachtheiliger ist, als vielleicht irgendwo im Gebiete des menschlichen Wissens und Treibens. — Und als ein solches Tableau verdient diese Skizze um so mehr Aufmerksamkeit, da es unseren Staatswissenschaften an einer solchen gedrängten Zusammenstellung der einzelnen Theile der Staatsverwaltungslehre wirklich noch fehlt. — Das vom Vf. hier gegebene zerfällt in drey Bücher: allgemeine Grundsätze (S. 7—22), Eintheilung der Staatshaushaltungskunde (S. 23—41) und einzelne Staatshaushaltungszweige; und es ist wohl unleugbar, dass sich seine Arbeit durch richtige Ansichten vom Wesen und dem Endzwecke des bürgerlichen Vereins und eine klare, natürliche und vollständige Zusammenstellung der nach diesen Ansichten dem Gouvernement zukommenden Pflichten und Rechte vor manchem grösseren Werke derselben Bestimmung sehr zu ihrem Vortheil auszeichnet. Mit Recht setzt der scharfsinnige Vf. das Wesen und den Endzweck des Staats (S. 11) in die vollkommenste Erreichung des Zwecks des menschlichen Daseyns, oder Genussvollkommenheit in rein ethischem Sinne, nicht bloss eingeengt auf sittliche Vollendung im strengsten Sinne, sondern nächstdem auch in sich fassend physische Wohlhabenheit, als die Vorbedingung der Cultur und des moralischen Theils; mit Recht erklärt er diesen Zweck als das Princip der gesammten Staatshaushaltung, und der richtigen Organisation ihrer einzelnen Zweige; mit Recht versteht er unter Staatshaushaltung (S. 12) die Leitung der Gesellschaft (des Staats) zum reinen Staatszwecke, und unter Staatshaushaltungskunde den Inbegriff der aus dem reinen Begriffe des Staats und des Staatszwecks fliessenden Grundsätze, und hienach organisirten Vorschriften und Regeln zu dieser Leitung; mit Recht verlangt er, dass sich aus jenem Zwecke, und (S. 11) rein einzig aus ihm, die gesammte Staatshaushaltung nach allen ihren Zweigen entfalte, ohne einigen Vorrang für die unter diesem Endzwecke begriffenen beiden Hauptzwecke, möglichst höchste sittliche Ausbildung und möglichst höchste physische Genussvollkommenheit; mit Recht will er, weil (S. 66) der Organismus des Staats geschlossen seyn muss, die Staatshaushaltung als eine geschlossene mathematische Figur gedacht wissen, deren einzelne Zweige und Abtheilungen sie, ohne Zurücklassung eines leeren Raumes, vollständig ausfüllen; mit Recht verlangt er (S. 25), dass bey der Abtheilung dieser verschiedenen Zweige sorgfältig die Natur der Verhältnisse beachtet werde, welchen jeder dieser Zweige gewidmet ist, dass die Grenzen dieser Abtheilung scharf und schneidend bestimmt seyen, dass jeder dieser Zweige einen von ihm ressortirenden, dem Regenten, als Centrum der ganzen Staatshaushaltung, zunächst untergeordneten Centralpunct (Ministerium, Departement), und jeder sein bestimmtes Gebiet habe; und über diesen letzteren Punct insbesondere sagt der Vf. (S. 28 folg.) manches sehr Treffende. Indessen so sehr Recht, nach unserer Ansicht, der Vf. in allem diesem hat: so können wir dennoch sein hier aufgestelltes Tableau keinesweges in allen seinen Puncten für ganz befriedigend achten. So sehr richtig die äusseren Umrisse desselben gezeichnet sind: so wenig scheint uns die innere Vertheilung der einzelnen Parthieen den Foderungen zu genügen, welche, selbst nach den von dem Vf. gegebenen Bestimmungen, über die Bedingungen ihrer Zulänglichkeit, sich desfalls machen lassen. Die einzelnen Zweige der Staatshaushaltung, durch welche der Cyklus derselben geschlossen seyn soll, ordnet der Vf. (S. 93) folgendermassen:

I. Die *collective Gesellschaft* betreffend.
 1) Staats-National-*Bildung.*
 2) Staats-National-*Wirthschaft.*
 3) Staats-*Administration.*
  A) *Aussere* Sicherheit.
   a) Kriegerische (Militär).
   b) Friedliche (Diplomatie).
  B) *Innere.*
   Staatspolizey.

II. Die Verhältnisse der *einzelnen* Staatsglieder zu und gegen einander betreffend (Staats-Justiz).
 1) Ordnende (bürgerliche, civil-), und zwar

a) die formende,
b) — vermittelnde,
c) — entscheidende:
2) Verhütende (Straf- oder Criminal-) Justiz.

Nun billigen wir es zwar sehr, dass der Vf. diejenigen Zweige, welche das Ganze der Gesellschaft zunächst im Auge haben, von denjenigen getrennt wissen will, deren Wirksamkeit nur auf das Wohl einzelner bürgerlicher Individuen berechnet ist: denn diese Trennung rechtfertiget sich allerdings durch die Natur der Sache. Wir billigen es auch ferner, dass er die Nationalbildung und die Staats-National-Wirthschaft als eigene besondere Zweige der Staatshaushaltung und der öffentlichen Verwaltung aufgestellt hat; und was er über den Umfang des Ressorts dieser öffentlichen Verwaltungszweige, und der Berechtigung des Staats zu ihrer Constituirung, so wie über die Bedingungen ihrer Wirksamkeit (S. 43 folg. und S. 53 folg.) sagt, verdient alle mögliche Beherzigung. Allein bey der Rangirung der Polizey scheint ihm dasselbe widerfahren zu seyn, was auch die meisten früheren Bearbeiter der Staatslehre traf. Hier vertritt offenbar eine auffallende Willkührlichkeit die Stelle einer durch die Natur der Sache geregelten Achtung des wahren Verhältnisses der Dinge; und wir können uns keinesweges überzeugen, dass es dem Vf. gelungen sey, durch seine Darstellung dieses Zweiges der öffentlichen Verwaltung „die dichten Wolken gänzlich zu zerstreuen", die er dadurch (S. 75) zerstreut zu haben wähnt. Der Begriff von Polizey, den er (S. 68) aufstellt, sie sey „die Bewahrung der inneren Sicherheit im Staate durch ordnende Verhütung alles aus dem geselligen Beysammenseyn, und einzig nur aus ihm, für die collective Gesellschaft unmittelbar entstehenden Nachtheils", — diesem Begriffe kann man mit Grund dieselben Vorwürfe machen, welche der Vf. den bisherigen Definitionen dieses Zweiges der öffentlichen Verwaltung macht. Er ist beides, zu eng, und zu weit, wie man es nimmt. Wirklich wird dadurch das Wesen und der eigenthümliche Charakter der Polizey keinesweges genau und scharf genug bestimmt, um nicht eine Menge Grenzirrungen zwischen ihr und anderen Zweigen der öffentlichen Verwaltung zu veranlassen; und namentlich sind bey dieser Darstellung Grenzirrungen zwischen der Polizey und der Justiz ganz unvermeidlich. Nicht bloss die Tendenz der Polizey ist negativ und verhütend, sondern dieselbe hat auch — wenn man ihr Wesen ganz genau analysirt — die Justiz; und zwar nicht bloss die Criminal-Justiz, (was selbst der Vf. S. 83 zugesteht), sondern auch selbst die Civil-Justiz. Freylich sagt der Vf. (S. 70), und mit ihm der grosse Haufe unserer Politiker: „das Princip der Civil-Justiz sey Entscheidung entstandener Rechtscollisionen, und Verhütung sey ihr fremd." Aber was ist denn wohl der Endzweck dieser Entscheidung? Entscheidet die Civil-Justiz die entstandenen Rechtsstreitigkeiten bloss, um sie zu entscheiden? oder ist es bey diesem Entscheiden noch um etwas Höheres, etwas mehr im Hintergrunde Liegendes, abgesehen? und was ist dieses? Dass es nicht bloss auf das Entscheiden abgesehen sey, diess ist wohl keine Frage; aber das Höhere und tiefer im Hintergrunde Liegende ist gewiss nichts anders, als dasselbe, was als der Endzweck der Polizey aufgestellt wird; — gewiss nichts Anderes, als ein Verhüten von Rechtscollisionen, die den Frieden im Innern des Staats stören können, dessen Herstellung und Erhaltung einer der nächsten und ersten Zwecke des bürgerlichen Vereins ist. Sollte sich in der Entscheidung eines Rechtshandels etwas mehr erkennen lassen, als nur ein solches Verhüten: so müsste die Entscheidung die entschiedene Rechtscollision in jeder Beziehung heben, sie müsste den bey dem Rechtsstreite gefährdeten Rechtszustand unbedingt herstellen. Aber welche Entscheidung thut diess wohl? und welche kann diess wohl thun? Die Entscheidung giebt nach der Natur der Sache nichts weiter, als höchstens nur formelles Recht; materiell aber wird das Recht, das sie formell giebt, nur durch ihre Vollstreckung hergestellt; diese, die Vollstreckung, hebt die Collision, nicht das Erkenntniss, das ihr vorangging. Die Entscheidung eines Rechtsstreites ist — wenn ihr Wesen ganz genau bestimmt werden soll, weiter nichts, als: eine *Belehrung* der streitenden Theile über den Umfang und die Grenzen ihres wechselseitigen Rechtsgebietes; und der Zweck dieser Belehrung ist nichts anders, als: *durch dieselbe* die streitenden Theile dahin zu leiten, dass jeder das Rechtsgebiet des Andern gehörig achten möge, oder kürzer: die Collisionen zu *verhüten*, welche durch die Ungewissheit jener Grenzen und durch die irrigen Meinungen der Parteyen über solche veranlasst werden können. Damit also, dass der Polizey das Verhüten von Rechtscollisionen zugetheilt wird, ist ihr eigenthümlicher Charakter keinesweges bestimmt ausgesprochen. Und auch selbst dann noch, wenn man das Verhüten schon entstandener Collisionen der Justiz, das Verhüten zu befürchtender aber der Polizey zutheilt, ist man über die Sache nicht im Reinen. Eines Theils braucht die Polizey keinesweges ihre Wirksamkeit nur auf Verhütung zu befürchtender Collisionen zu beschränken, sondern sie muss auch für die Beylegung schon entstandener wirksam zu seyn suchen. Andern Theils ist der Unterschied und die Grenzlinie zwischen zu befürchtenden und schon entstandenen Collisionen in der Regel so fein, dass er sich oft kaum mit der grössten Mühe bemerken lässt. Und soll das Kriterium der Polizey und Justiz hievon abhängen: so sind Grenzirrungen zwischen diesen beiden Branchen der öffentlichen Verwaltung nur zu sehr zu fürchten. Um diese zu vermeiden, muss gewiss das Kriterium für die Regulirung ihres Ressorts irgend anderswo gesucht werden, als da, wo der Vf. es gesucht hat. Dass dem wirklich so sey, scheint der Vf. selbst zu fühlen; und um desswillen mag er (S. 80) der Polizey die directe Verhütung aller aus den geselligen Verhältnissen entspringenden Nachtheile zur Pflicht gemacht haben. Doch leider hat er sich nirgends

genau erklärt, was er unter dieser directen Verhütung versteht. Er sagt weiter nichts, als (S. 81): „der Wirkungskreis der Staatspolizey bestehe, ihrer Natur nach, mehr im augenblicklichen, lebendigen Wirken, Handeln und Einschreiten (Praxis), als in der legislativen Beschäftigung (Theorie)." Allein, da er hier Wirken und Handeln, und legislative Beschäftigung nur vergleichungsweise, nicht aber ausschliesslich einander entgegensetzt: so sieht man ohne unsere Erinnerung, dass er von der directen Verhütung der Polizey keinen klaren Begriff habe. Und dennoch liegt gerade darin ihr eigenthümlicher Charakter, und das Moment, durch welches sie sich von der Justiz unterscheidet, der Civil-Justiz sowohl als der Criminal-Justiz. Wirken und Handeln ist das charakteristische Merkmal der Polizey; Befehlen das der Justiz und Gesetzgebung: und lediglich nur in der Eigenheit ihrer Thätigkeit liegt das so lange gesuchte Kriterium der Polizey; keinesweges aber in den Objecten, oder in dem Endzweck, worin es der Vf. sucht, und mit ihm der gewöhnliche Haufe unserer Polizeymänner. Der Endzweck beider, der Polizey und der Justiz und der Gesezgebung, ist einer und derselbe, Herstellung der Herrschaft des Rechts im Staate, und ganz dieselben sind auch die Objecte, auf welche beide ihre Wirksamkeit verbreiten mögen; nur ergreift jede ihr Object auf eigene Weise. Die Polizey ergreift die That; Justiz und Gesetzgebung den Willen. Jene will die Herrschaft des Rechts materiell herstellen, diese nur formell. Hätte der Vf. bey der Polizey diesen Gesichtspunct aufgefasst: gewiss er würde die Wirksamkeit der Polizey nicht bloss auf die collective Gesellschaft, und nur auf die aus dem geselligen Beysammenseyn unmittelbar entstehenden Verhältnisse beschränkt wissen wollen, und dadurch nicht (S. 83) in die Verlegenheit gerathen seyn, der Criminaljustiz Manches zuzutheilen, was keiner anderen Behörde, als nur der Polizey, zugetheilt werden kann. Unmittelbare Einschreitungen, um dem Verbrechen zuvorzukommen, — welche nach der Ansicht des Vfs. (S. 84) zum Ressort der Criminaljustiz gehören — gehören nirgends anders wohin, als für das Ressort der Polizey. Der Criminaljustiz sie zu überlassen, wie der Vf. will, kann nichts Anderes bewirken, als diese in ihrer Wirksamkeit auf eine für das Ganze höchst nachtheilige Weise irre zu machen, und ihrer Thätigkeit eine Form zu geben, die weder dem Wesen der Polizey entspricht, noch dem der Justiz. Die nach den Ideen des Vfs. organisirte Criminaljustiz wird da rasch einschreiten, wo sie mit der höchsten Bedächtlichkeit zu Werke gehen sollte, und mit der höchsten Bedächtlichkeit wird sie zu Werke gehen da, wo sie rasch handeln sollte. Auch können wir nicht recht begreifen, warum die Polizey es nur mit der collectiven Gesellschaft zu thun, und nur auf Verhütung der aus dem geselligen Beysammenseyn unmittelbar entspringenden Nachtheile wirkend seyn soll. Schutz und Sicherstellung des Einzelnen gegen Gefahren, welche ihn treffen mögen, liegt der Polizey gewiss eben so sehr ob, und fodert Jeder eben so wohl von ihr, wie Schutz des Ganzen. Und wenn der Vf. (S. 78) die sogenannte willkührliche Gerichtsbarkeit aus dem Gebiete der Polizey verweiset, und der Civiljustiz zutheilt, „weil sie nicht die collective Gesellschaft, sondern nur die Rechte Einzelner gegen Einzelne betrifft": so scheint er den Umstand übersehen zu haben, dass es hier nicht die Entscheidung streitiger Rechtsverhältnisse gilt, sondern bloss ein Ordnen der Rechtsverhältnisse, um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, oder solche zu verhüten, was selbst nach seiner Darstellung nur Sache der Polizey ist. — Kurz wir mögen die Ansichten und den Begriff des Vfs. von Polizey betrachten, von welcher Seite wir wollen: überall scheint er uns nicht genügend zu seyn, und überall nicht geeignet, um der Polizey im Cyklus der einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung den ihr gebührenden Kreis mit Bestimmtheit und Sicherheit anweisen zu können. Überhaupt scheint uns eine Bestimmung jenes Cyklus nie genügen zu können, wenn man nach der gewöhnlichen Bestimmungsweise dabey nur auf die Objecte der einzelnen Zweige der Verwaltung sieht, ohne Rücksicht auf die Form, wie sich die Wirksamkeit der Staatsgewalt für öffentliche Zwecke äussern mag. Diese Form ins Auge gefasst, möchte etwa folgendes Tableau erscheinen:

I. Wirksamkeit der öffentlichen Gewalt für den *Staatszweck selbst*

1) *indirect*, durch Leitung des *Willens* der Bürger zur Thätigkeit für diesen Zweck, und zwar

a) *positiv*, durch wirkliche Beförderung eines wahrhaft guten Willens, und aus einem wahrhaft guten Willen entspringender Handlungen, durch

α) Staats-National-Bildung (Unterrichts- und Cultur-Anstalten)

β) Staats-National-Wirthschaft (Anstalten zur Beförderung des Nationalwohlstandes und Reichthums)

b) *negativ*, durch Leitung des Willens der Bürger zur Achtung (Nichtverletzung) der Gesetze des Rechts und der bürgerlichen Ordnung, durch

α) *Gesetzgebung* (Bestimmung allgemeiner Regeln über die Grenzen des Rechtsverhältnisses der Bürger unter sich, und gegen den Staat, ohne Rücksicht auf gegebene Fälle);

β) *Justiz* (Bestimmung der Grenzen des Rechtsverhältnisses für einzelne wirklich streitige Fälle); und zwar

א) für solche Fälle, wo zur Erhaltung der Rechtssicherheit es nichts weiter als lediglich dieser Grenzbestimmung bedarf, weil der Wille der Bürger nur verkehrt, aber nicht widerrechtlich erscheint, *Civiljustiz;*

ב) für solche Fälle, wo in dem Willen eine wirkliche, durch psychologischen Zwang zu beseitigende, Widerrechtlichkeit sich darstellt, *Strafjustiz.*

2) *direct*, durch unmittelbare Wachsamkeit für die beabsichtigten Zwecke ohne Rücksicht auf den Willen der Bürger; und zwar

a) in Bezug auf äussere Sicherheit, mittelst

α) kriegerischer Vertheidigungsanstalten (*Militärgewalt*);

β) friedliche Vertheidigungsanstalten (*Diplomatie*);

b) in Bezug auf innere Sicherheit, *Polizey*;

II. Wirksamkeit für die *Aufbringung und Verwaltung der Gütermassen*, welche das Gouvernement für öffentliche Zwecke nöthig hat, Finanzgewalt im weiteren Sinne, zerfallend in

a) Aufbringung der nöthigen Gütermassen, Finanzgewalt im engeren Sinne (*Besteuerungsrecht*);

b) Verwaltung und angemessene Verwendung der aufgebrachten Massen, *Staatsrechnungswesen*.

Ob dieses Tableau, zu dessen Rechtfertigung wir hier aus Mangel an Raum nichts sagen können, richtig und erschöpfend sey, überlassen wir der Beurtheilung sachkundiger Leser.

ZC.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Über die Justiz-Verwaltung auf dem Lande.* 2te Auflage. 1811. 48 S. 8.

Von einem bairischen Edelmann und Gutsbesitzer, der mit nicht unkräftiger Hand zeichnet, wie heut zu Tage die meisten Formen verschwunden seyen, an denen der menschliche Geist sich ehemals veredeln konnte. Der gemeine Mann werde roher, die Polizey aber schwieriger auszuüben, gegen deren Trennung von der Justiz sich der Vf. stark erklärt. Es sey in den wenigsten Fällen möglich, die Vorfrage zu entscheiden, ob eine Sache rein zur Polizey oder zur Justiz gehöre. Wolle man sie auch als wissenschaftlichen Gegenstand trennen: so sollte sie doch in den ausübenden Personen vereinigt bleiben. (Gerade darin aber scheint das Zweifelhafte zu liegen, ob *Ein Mann* diesen beiden Functionen gewachsen seyn kann, und ob nicht zu viele Willkühr in die Hand Eines Mannes gelegt sey, der zwey Herren dienend, Jedem nur nothdürftig gehorcht, oder Einem partheyisch anhängt, der der Justiz vorgreift, indem er Verbrechen, oder Gegenstände des Rechts, hier lösend, dort fester bindend, polizeylich behandelt, und die Absicht der Polizeyverordnungen vereiteln kann, wenn er sie nach Gutbefinden in den Weg des Rechts einleiten darf.) Da es aber einem Landrichter in jetziger Lage unmöglich falle, bey einer Bevölkerung seines Amtes von 20,000 Seelen (in der *Regel* sind es nur 12 bis 13,000) Criminal und Justiz, Polizey und Landescultur, Schulen, Kirchen, Strassen, Handel, Militär und Conscriptionssachen mit gleicher Kraft zu umfassen: so schlägt er die alten *Patrimonialgerichte* als jenes wirksamere Mittel vor, den ihnen näher liegenden gemeinen Mann in Schranken zu halten, denen man den Umfang von 2 bis 3 Steuerdistricten mit Unterordnung auch der königlichen unmittelbaren Unterthanen geben, und sie zur Entschädigung den Edelleuten als *erblichen Gerichtsherren* übertragen sollte. Diesem Vorschlag, der aus dem kostbarsten Regentenrecht eine adeliche Beneficial-Justiz bilden würde, getrauen wir uns nicht beyzustimmen: die Geschichte hat auch schon hinlänglich gezeigt, welches der Gang der Dinge ist, wenn der Staat seine Rechte in die Hände erblicher Beamten legt. Mit unserer Militär- und Steuer-Verfassung wird das alte Institut der Gaugrafen wohl nicht mehr zu vereinigen seyn.

D. d. u. n.

Ohne Druckort: *Über staatswirthschaftliche Haushaltung und deren erstes Princip als Grundlage des Staats-Credits*, von dem Verfasser der kleinen Flugschrift: *Über die Justizverwaltung auf dem Lande.* 1811. 52 S. 8.

So wie der Gesichtspunct des Vfs. hier etwas mehr von dem einzelnen Interesse seines besondern Standes abgerückt ist, wird er auch reichhaltiger und vielseitiger. In einem angenehmen, öfters launigen Vortrage kommen besonders folgende Aphorismen in Erwägung. Die gröfste politische Weisheit besteht vielleicht darin, nicht zu handeln, wo man nur nachtheilig handeln kann, sondern nur die Hindernisse des Wohlstands aus dem Wege zu räumen. Es ist nicht zu hoffen, dass die strenge Controlle der jetzigen Verwaltungsformen das Gewissen der früheren Zeit ersetzen werde. Man dürfte sich vielleicht jetzt noch sicherer auf dieses, als auf jene, verlassen. Je verwickelter man eine Maschine macht: desto gebrechlicher wird sie. Zuverlässig würde bey einer Haushaltung jeder Zweig an sich besser besorgt seyn, wenn er eine isolirte Verwaltung hätte, z. B. eine eigene Inspection über den Ziegelposten, eine andere über das Brauhaus, noch eine andere über das Hosholz; bey den vortrefflichsten Etats und Conspecten aber würde der Aufwand den Vortheil bey weitem übersteigen. In der Privathaushaltung ist auch kein Zweifel, ob sich die Decke nach uns, oder wir uns nach der Decke strecken sollen. Man ist sehr irrig, wenn man wähnt, die Natur habe nicht durch den Krieg gelitten; die vernachlässigten Felder verlernen gleichsam ihre Fruchtbarkeit. Bis jetzt, glaubt der Vf., aber offenbar irrig und ungerecht, habe man von der rastlosen Thätigkeit des Staats in den neuen Umstaltungen die beabsichtigten guten Folgen noch nicht verspürt, sondern alles fahre, wie in einem jüngst aufgeräumten Saale, gleich unruhigen Staubwolken durch einander, und ohne die ausgeräumten Meublen wieder zusammen finden zu können, müsse man sich mit Aufopferung seiner Bequemlichkeit schlafen legen. Grosse Reformen machten, gleich den rückwärts geworfenen Steinen des Deukalion, ein Heer von Staatsdienern entstehen. Der ganze Staats-Credit beruhe auf dem *Vermögen* des Schuldners und auf der Meinung, die der Gläubiger von seinem *guten Willen* habe. Eine Nation mache sich zum Selbstschuldner dadurch, dass sie sich durch ihre Repräsentanten dazu bekenne. Dieses sey das wirksamste Mittel, dem Staats-Credit aufzuhelfen; das Mittel zur Befriedigung aber sey, die Gründung eines neuen Wohlstandes. Die einzelnen Städte seyen noch diejenigen, die viel thun könnten, wenn man ihnen für ihre Anstrengung eine höhere Art bürgerlicher Freyheit und Selbstständigkeit zugestehen würde, wobey Wohlstand und Cultur ehedem so glücklich vorgerückt, und durch welche der in Bildung noch so viel tiefer stehende Landmann erst allmählich in den höheren Grad der bürgerlichen Freyheit übergegangen. Unterdessen aber würde der Repräsentation kein anderes Hülfsmittel übrig bleiben, als ein allgemeines, sowohl in seiner Sicherheit als in der Verwendung garantirtes grosses National-Anlehen.

D. d. u. n.

Arnstadt, b. Müller: *Untersuchungen über die Frage: sind geheime Verbindungen im Staate erlaubt?* 1807. 112 S. 8.

Der Titel dieser Schrift entspricht ihrem Zwecke durchaus nicht. Es ist nichts weiter, als ein unschicklich gewählter neuer Titel einer älteren Schrift — wenn wir nicht irren, der schon im J. 1801 bey Tasché und Müller zu Giessen herausgekommenen Schrift von *Bernhard Turin über das Verbrechen geheim zu seyn, und dessen Strafbarkeit im Staate*, mit deren Tendenz und Grundsätzen freylich diese Wiedertaufe einen auffallenden Contrast bildet. Der Vf. wünscht durch jene Schrift die Erfüllung des Wunsches möglich zu machen, *dass der zweydeutige Hang nach geheimer Wirksamkeit versiege und Liebe zur Publicität die Oberhand gewinne*; und zu diesem Wunsche wollen wir ihm durch die eben gemachte Bemerkung förderlich seyn. Ihn selbst aber bitten wir, seinen Grundsätzen künftighin mehr treu zu bleiben, als diess Mal. — Die Frage, welche der neue Titel als den Hauptgegenstand seiner Schrift angiebt, hat er nur nebenbey im 4, 5, 7, 9 und 10 Capitel behandelt. Und sein Benehmen bey der Umwandelung des Titels ist, zum gelindesten beurtheilt, äusserst illiberal, — beym eigentlichen Namen genannt aber, widerrechtlich.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JULIUS 1814.

PHYSIK.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Handbuch der Naturlehre*, enthaltend das Wissenswürdigste und Gemeinnützigste aus derselben, u. s. f. Von *Joh. Gottlob Süskind*, Diakonus zu Sindelfingen im Königreiche Wirtemberg. Mit 7 Kupfert. 1812. XVI u. 576 S. 8. (2 Rthlr.)

„Diese Schrift ist bestimmt zum Selbstunterrichte für solche, die keine Gelegenheit zum Unterrichte von Anderen, und noch keine physikalischen Vorkenntnisse, sondern nur Sinn dafür haben. Aber auch bey dem Unterrichte Anderer soll sie zum Grunde gelegt werden können, und besonders auch zum Nachlesen zu Hause dienen, um über das Gehörte weiter nachzudenken, es desto deutlicher zu verstehen, und sich dasselbe um so mehr zu eigen zu machen." — Diesen Zweck hat Hr. S. vollkommen erreicht. Reichhaltigkeit des Stoffs, Deutlichkeit und Schärfe in der Darstellung, ungezwungene Verbindung einzelner Materien, und vorzüglich eine grosse Mannichfaltigkeit überaus wohl gewählter Beyspiele zur Erläuterung und Anwendung der Theorie, sind die Vorzüge, welche uns diese Schrift bey dem aufmerksamen Durchlesen sehr werth gemacht haben. Besonders möchten wir sie als Hülfs- und Nachlese-Buch in den Händen aller Jünglinge wissen, welche sich auf Lyceen oder Universitäten zum Erstenmale dem Studium der Physik widmen. Sie werden hier über die wichtigsten Naturerscheinungen nicht nur eine angenehme und nützliche Belehrung, sondern von vielen Phänomenen, die uns täglich im gemeinen Leben vorkommen, Erklärungen finden, welche man in anderen Schriften der Art vergeblich sucht. Zugleich bemerken wir, dass der Vf., *Baco's* Worten getreu: *non fingendum aut excogitandum, sed experiendum, quid natura faciat aut ferat*, nirgends bloss aus der Luft gegriffenen Hypothesen huldiget, sondern der Physik, als *Erfahrungswissenschaft*, ihr eigenes Gebiet anweiset, über welchem hinaus die physischen Speculationen sich so leicht in blosse Träumereyen verlieren.

Diese allgemeinen Betrachtungen begleiten wir nun mit folgenden kritischen Bemerkungen. Der Begriff der *Dichtheit* wird (§. 4) auf gewöhnliche Weise aus Vergleichung der Masse eines Körpers mit dessen Volumen abgeleitet, und eine Substanz zwey, dreymal u. s. f. dichter als eine andere genannt, wenn solche, bey gleichem Raume, zwey, dreymal u. s. w. so viele Materie als jene enthält. Hiebey hätte, zur vollständigen Bestimmung dieses Begriffs, auch bemerkt werden sollen, dass bey gleicher Masse die Dichtheit im verkehrten Verhältnisse der Volumen stehe, dass also hier jener Körper zwey, dreymal .... dichter sey, welcher die Hälfte, das Drittheil .... des Volumen erfüllt. Diesem hätte sodann noch die Bestimmung des Verhältnisses der Dichtheit zweyer Körper von verschiedenen Massen und verschiedenen Voluminen leicht beygefügt werden können. — §. 13 vermissten wir die Entwickelung des Unterschiedes zwischen *Dämpfen* und *Gasen*, der hier schon eine Stelle verdiente. — Die Elasticität wird §. 15 nur als eine Eigenschaft *fester* Körper aufgeführt, was wir desshalb nicht billigen können, weil auch den *luftförmigen* Stoffen, z. B. der atmosphärischen Luft, die Fähigkeit zukömmt, sich wieder auszudehnen, wenn sie durch mechanische Kräfte in einen engeren Raum gepresst worden ist. Von dieser Elasticität luftförmiger Stoffe ist jedoch ihre *Expansivkraft* wohl zu unterscheiden, vermöge welcher z. B. Ein Cubikfuss atmosphärischer Luft den *leeren Raum* von zehn Cubikfuss gleichförmig erfüllen, und hiedurch eine zehnfache Verdünnung erleiden würde. — In dem Abschnitte von den mancherley Erscheinungen der Adhäsion (§. 19) hätten auch die interessanten Phänomene des scheinbaren Anziehens und Abstossens leichter Körperchen, welche auf Flüssigkeiten schwimmen, aufgeführt und erklärt werden sollen, weil diese sich gleichsam von selbst an obige Lehre anschliessen. — Die Erscheinungen der *Haarröhrchen* (§. 20) würden dem Anfänger fasslicher geworden seyn, wenn der Vf. eine kleine Tabelle beygefügt hätte, woraus man die Höhen ersähe, auf welche sich Flüssigkeiten von verschiedener Art in diesen engen Röhrchen erheben. Ohne dieses bleibt der uneingeweihte Leser immer über das Mass der hiebey wirksamen Kraft in Ungewissheit. Dass sich einerley Fluidum in dem engeren Haarröhrchen von derselbigen Art höher als in dem weiteren erheben werde, ist in b) nicht verständlich genug erklärt, indem hier leicht erwiesen werden kann, dass die Flüssigkeit in dem halb so engen Röhrchen noch einmal so hoch stehen müsse, als in dem noch einmal so weiten. — Die *Auflösung* wird (§. 22) durch das Eindringen einer Flüssigkeit in die Zwischenräume eines festen Körpers, oder durch das gegenseitige Eindringen zweyer Flüssigkeiten in die Poren derselben erklärt. Hieraus (so wie schon früher §. 3 von den Zwischenräumen) ersieht man, dass der Vf.

sich zur Lehre der Atomisten bekennt. Was auch die Dynamiker gegen diese Vorstellungsweise erinnern mögen: so finden wir sie den Fassungskräften der ersten Anfänger am angemessensten. Übrigens erscheint Hr. S. nirgends in seiner Schrift als Vertheidiger des groben Atomismus, indem er auch hier noch die richtige Bemerkung beygefügt, dass *beide* Körper bey der Auflösung *thätig* wirken, und der feste Körper sich nicht *bloss leidend* verhalte. Aufrichtig gestanden, sind wir über das Wesen dieses chemischen Processes noch nicht aufgeklärt. Denn was soll man sich nach der Ansicht der Dynamiker unter einer *vollendeten Theilung ins Unendliche* denken, die nach ihrer Vorstellung die Natur der Auflösung bestimmt? — Ungern vermissten wir hier den Unterschied zwischen der *Auflösung im eigentlichen Sinne* und der blossen *Lösung*, so wie den zwischen der *totalen* und *partiellen* Auflösung. — Die Krystallisation ist (§ 27) allzu kurz behandelt. Warum sind hier nicht wenigstens die von *Hauy* entdeckten *Urformen* der Krystalle aufgeführt? — Bey den Folgen der Schwere (§. 32) hätte vorzüglich bemerkt werden sollen, dass die irdischen Körper durch Wirkung der Fliehkraft, welche aus der Axendrehung der Erde entspringt, sich von derselben entfernen müssten, wenn die Schwerkraft sie nicht zurückhielte. Die Begriffe von *Geschwindigkeit* und *Grösse der Bewegung* (§. 37) werden in ihren Anwendungen fasslicher, wenn bey der ersteren ihre Verhältnisse für gleiche Zeiten, gleiche Räume, und ungleiche Zeiten und Räume; bey der letzteren ihr Verhalten bey gleicher Masse, gleicher Geschwindigkeit, und ungleicher Masse und Geschwindigkeit klar auseinandergesetzt werden. Die Formeln: $S = CT$, $T = \frac{S}{C}$ und $C = \frac{S}{T}$, so wie auch $Q = MC$, $M = \frac{Q}{C}$ und $C = \frac{Q}{M}$ sind sehr geschickt zur deutlichen Einsicht in die Natur dieser Verhältnisse. — §. 39 vermissten wir die Gesetze für die *gleichförmig beschleunigte* Bewegung, welche, ihrer grossen Wichtigkeit wegen, nicht nur angezeigt, sondern, wenigstens auf die einfache geometrische Weise, hätten erwiesen werden sollen. Wie kann der Schüler ohne dieses eine befriedigende Einsicht in die Erscheinungen des freyen Falls der Körper erlangen? Da der Vf. den Fall der Körper auf der schiefen Ebene nicht betrachtet, was wir nicht billigen: so kann er auch die Schwingungsbewegungen des Pendels (§. 44) nicht überzeugend vortragen. Will man einmal dergleichen rein mechanische Lehren in ein Handbuch der Physik aufnehmen: so legt man sich auch, nach unserer Meinung, die strenge Verbindlichkeit auf, von allen Sätzen, bey denen es ohne besondere Schwierigkeit geschehen kann, befriedigende Beweise zu geben, und sich nicht allzusehr mit bloss *historischem Erzählen* zu behelfen. — §. 51 fanden wir die Theorie des Flaschenzugs nicht mit der gehörigen Klarheit entwickelt. Die Worte: „Jede der Rollen in der unteren Flasche trägt ihren Theil der Last, und wirkt so, dass nur die Hälfte der Kraft nöthig ist, sie zu tragen", werden dem Anfänger die wahre Ursache dieser Ersparniss an Kraft sicher nicht überzeugend vor Augen legen. Der Lehrer muss vielmehr bemerken, dass alle Seile, welche um die unteren Rollen gewunden sind, deshalb gleiche Theile der Last zu tragen haben, weil man sich bey je zwey zu einer Rolle gehörigen einen Hebel der zweyten Art denken muss, der seinen Unterstützungspunct sowohl zur Rechten als zur Linken dieser Rolle hat, woraus denn nothwendig folgt, dass, weil die Last in der Mitte wirkt, jedes dieser Seile einen *gleichen* Theil der Last zu erhalten hat, wie diess z. B. der Fall ist, wenn eine Stange, in deren Hälfte ein Gewicht hangt, an ihren beiden Enden von zwey Menschen horizontal gehalten wird. — Nach unserer Überzeugung wird der Übergang zur Erklärung der *chladni*schen Klangfiguren (§. 59) schicklicher durch die Bestimmung der Schwingungsknoten an gespannten, und nach verschiedenen Theilen ihrer Länge durch einen Steg unterstützten Saiten eingeleitet. Der Gang vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren bewährt sich überall als der beste. Auch hätten die Verhältnisse der Zahl der Schwingungen bey gespannten Saiten nach ihrer verschiedenen Länge, Spannkraft und Dichte (§. 60) genau angegeben werden sollen. — Bey den Fortpflanzungsmitteln des Schalles wäre es sehr belehrend gewesen, wenn der Vf. auch der neueren französischen Versuche (an einer langen eisernen Röhrenleitung) Erwähnung gethan hätte, woraus der Schluss hervorgeht, dass der Schall sich durch contractile Körper mit grösser Geschwindigkeit als in der Luft fortpflanzt. — Zum Schlusse der Lehre von dem Schalle wünschten wir endlich eine kurze Beschreibung der Haupttheile des menschlichen Gehörorgans, nebst Erklärung der Art und Weise, wie wir diesem kunstreichen Werkzeuge die Empfindung des Hörens verdanken. — Der Satz (§. 83), dass ein in eine Flüssigkeit getauchter fester Körper so viel von seinem Gewichte verliert, als dieses Fluidum in dem Raume des festen Körpers wieget, scheint uns nicht bündig genug erwiesen, und verdient doch, seiner Wichtigkeit wegen, offenbar eines strengen Beweises, der denn auch, wie bekannt, sehr leicht geführt werden kann. — Bey Beschreibung der Saugepumpen (§. 94) hätte die Einrichtung, Wirkung und Vorzüge der Druckpumpe nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen, da sie im gemeinen Leben so häufig vorkommen. Auch der zweystiefeligen Pumpen hätte kurz erwähnt werden mögen. — Was der Vf. (§. 129) über das *Aufwärtssteigen* der Wärme bemerkt, kann wohl nicht so unbedingt aus einem sehr geringen Gewichte des Wärmestoffs abgeleitet werden, wie hier nach bloss hydrostatischen Gesetzen geradezu behauptet wird. Der Schluss: Die obere Luft eines hohen Zimmers, welchem von unten eine Quelle neuer Wärme zugeführt wird, besitzt eine höhere Temperatur als die untere, folglich muss der Wärmestoff nach den Gesetzen der Hydrostatik in der Luft des Zimmers er-

hoben werden, ist nicht weniger als bindend. Gleichwie, nach bekannten Versuchen, in einem engen und hohen Glascylinder, welcher mit reinem Wasser angefüllt und *von unten* erwärmt wird, *sichtbare* Strömungen entstehen, indem die zuerst erwärmten unteren Wassertheilchen specifisch leichter werden, in dem oberen noch unerwärmten, und specifisch schwereren Wasser emporsteigen, und somit den Wärmestoff, den sie bey sich führen, nach oben leiten: so erfolgen offenbar auch ähnliche Strömungen in der ungleich erwärmten atmosphärischen Luft, wodurch die unteren mehr erwärmten Luftschichten erhoben werden, und die Wärme mit sich nach Oben führen. — Der Versuch mit einem unter dem Recipienten der Luftpumpe senkrecht gestellten Metalldrathe, auf dessen Mitte man den Brennpunct eines Linsenglases leitet, dessen Resultat eine frühere und stärkere Erwärmung am oberen als am unteren Ende seyn soll, ist, so viel wir wissen, noch nicht in einem eigentlichen Vacuum, und mit gehöriger Sorgfalt angestellt worden. — Damit der Leser sich eine deutliche Vorstellung von den Hygrometern machen könne, sollte die kurze Beschreibung dieser Werkzeuge nach *de Luc* und *Saussure* (§. 135) beygebracht seyn. — Auch würde es über die Lehre von der Wärme ein grosses Licht verbreitet haben, wenn es dem Vf. gefallen hätte, die so äusserst wichtigen Gesetze über Bindung und Entbindung der Wärme, nebst ihren Anwendungen, etwa in so lehrreicher Kürze zusammen zu stellen, wie diess z. B. in *Gren's* Naturlehre der Fall ist. — Da der Vf. sich nur selten der Beyhülfe der Arithmetik oder der Geometrie zur Begründung und Erläuterung seines Vortrages bedient: so konnte auch die Darstellung der Erscheinungen der hohlen und erhabenen Kugelspiegel meist nur *historisch* ausfallen, wodurch freylich der nach tieferer Belehrung strebende Leser nicht befriedigt wird. Eben diess gilt von einigen Lehren der Dioptrik. — Was Hr. S. von den einfachen und zusammengesetzten Stoffen (S. 324—373) vorträgt, ist durchaus wohlgerathen. — In der Lehre von den Luft- oder Gas-Arten bemerken wir (S. 383) die irrige Bestimmung des Verhältnisses vom Sauerstoffgas in der atmosphärischen Luft, nach welchem diese *beynahe ein Drittel* von jenem enthalten soll. Dieser Irrthum, musste natürlich später (S. 402) bey dem Stickgase und der Bestimmung seines Verhältnisses wiederholt werden, welches auf *beynahe drey Viertel* der atmosphärischen Luft gesetzt wird. — Die Lehre von der Elektricität ist ziemlich vollständig und sehr befriedigend. Der Vf. giebt die Erklärungen nach dem System der Dualisten. So wenig wir dagegen zu erinnern haben: so scheint es doch zu einseitig, dass Hr. S. der *franklinischen* Theorie (die wir der *symmerischen* vorziehen) mit keiner Sylbe erwähnt. Besonders belehrend und ausführlich handelt der Vf. (S. 463—495) von dem Gewitter und den Erscheinungen, die damit in Verbindung stehen. — Von der galvanischen Elektricität sollte etwas mehr, besonders in Rücksicht der Theorie, beygebracht seyn. Dagegen wird die Lehre von dem Magnetismus wieder sehr ausführlich und mit grösserer Gründlichkeit vorgetragen, als diess in den Handbüchern der Physik gewöhnlich zu geschehen pflegt, indem sämmtliche Erscheinungen des Magnets aus der Annahme eines + M und — M abgeleitet werden. Nur hätte der Vf. besser gethan, die beiden §§. 246 und 247, deren jeder 6 volle Seiten einnimmt, in kleinere Abschnitte zu theilen, weil die Geduld des Lesers, zumal des Anfängers, bey dem Verfolgen so lange ausgesponnener Fäden sehr leicht ermüdet. — Ein mit Genauigkeit und Fleiss verfertigtes Sachregister erhöht den Werth dieses höchst brauchbaren Werkes noch mehr. Auch die Kupfertafeln sind wohl gerathen.

Δ.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Die schöne Literatur Deutschlands, während des achtzehnten Jahrhunderts.* Dargestellt von *Franz Horn.* Zweyter und letzter Theil. 1813. X u. 278 S. 8. (1 Rthlr.)

„Ich erkannte zwey Mängel an dem ersten Theile dieses Werkes. Eines Theils waren manche deutsche Dichter und Prosaisten mit einer fast epigrammatischen Kürze behandelt worden; anderen Theils vermisste ich selbst manche schätzbare, so wie noch mehrere, wenigstens in temporärer Beziehung nicht unwichtige Schriftstellernamen gänzlich. So dachte ich auf Ergänzungen und Nachträge, die dergestalt anwuchsen, dass sie ein ganzes Buch bilden, welches, unmittelbar sich anschliessend an jenes frühere Werk, als dessen zweyter und beschliessender Theil zu betrachten ist." — So äussert sich Hr. *H.* über Entstehung und Zweck des vor uns liegenden Buches, für dessen Mittheilung wir ihm aufrichtig danken. Denn wenn es wohl nicht zu leugnen ist, dass diese Ergänzungen, verschlungen und verarbeitet in das Hauptwerk, etwas Vollständigeres und mehr Ganzes gegeben haben würden: so haben dieselben doch ein eigenes, besonderes Interesse. Ja, wir scheuen uns nicht zu sagen, dass wir sie mit grösserem ungestörterem Genuss gelesen haben, als jenen ersten Theil. Die Recension über denselben, (J. A. L. Z. 1813. No. 71) tadelte den Mangel an Einheit in ihm, und dass er den Gang des Wachsthums der deutschen Literatur von *Lessing* an bis zu *Goethe's* gebildetster Periode, diesen grossen Aufschwung geistiger Kraft, nicht gross genug behandelte; denn die beschränkten Urtheile über die beiden eben genannten Heroen. Zu solchen missfälligen, störenden Betrachtungen konnte der zweyte Theil nicht Anlass geben. Er konnte keine Einheit wollen; er berührt jene Männer nicht. Rec. möchte ihn gern als ein für sich bestehendes Buch, etwa unter dem Titel: „Beyträge zur Ge-

schichte der schönen Literatur Deutschlands", betrachten. Was in dem ersten Bande Rec. besonders anzog, das fand er hier fast in reicherem Masse: milde, geistvolle Urtheile über manchen fast vergessenen, oder verkannten Schriftsteller unserer Nation; eben so Berichtigung falscher, durch Unbekanntschaft mit der Sache entstandener Urtheile, die im gelehrten Publicum gäng und gäbe sind, wie z. B. der Vorstellung, die man gewöhnlich von *Thomasius* hat. Auch darf nicht vergessen werden, dass der Vf. nicht Mühe, noch Fleiss gescheut hat, um etwas Ernstes und Umfassendes zu geben. *Vollständiges* und *Erschöpfendes* sagen wir mit Fleiss nicht: denn Vollständigkeit war wohl des Vfs. Zweck nicht; er wollte, im strengsten Sinn des Wortes, keine Literaturgeschichte schreiben, sondern nur eine geistvolle Ansicht derselben, wie sie sein Studium in ihm erzeugt, mittheilen.

Nicht weniger als sechs und funfzig Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts sind zu denen im ersten Theil hinzugekommen; zum Theil sehr bedeutende, die in diesem Buch durchaus nicht fehlen durften; so z. B. *J. A. Schlegel*, *Klotz*, *Maler Müller*, *Eschenburg*, *v. Gemmingen*, *A. Wall*, *S. la Roche*, *Fessler*, *Neubeck* u. A. m., Recht innig hat es uns gefreut, über *Stilling's* Leben so sprechen zu hören, und den einzig schönen und deutschen Charakter Vater *Stillings*, der wahrlich nicht seines Gleichen hat, so anerkannt zu sehen, wie hier geschehen ist.

Nicht unbedeutend sind auch die Zusätze zu anderen, im ersten Bande aufgeführten, Schriftstellern. Dagegen hat es Rec. befremdet, nichts Ausführlicheres über *J. Müller* zu finden, der zuvor eigentlich nur genannt war. In einer Darstellung der künstlerischen Bestrebungen des 18 Jahrhunderts sollte von diesem Manne, der auf eine so eigenthümliche, in viele andere künstlerische Bestrebungen eindringende Weise kräftig gewirkt hat, durchaus ernstlich die Rede seyn. Dass über ihn schon so viel geredet sey, ist keine Entschuldigung; wir wollten Hn. *H.* in diesem Buche über ihn hören; und es ist noch lange nicht gesagt, was gesagt seyn sollte.

Was den Stil des Vfs. betrifft: so ist derselbe leicht und geistvoll, aber häufig manierirt, auch abgesehn von dem Worte *betrübt*, das fast in jedem Paragraphen zum Überdruss wiederkehrt. Hr. *H.* sagt oft etwas Ungewöhnliches; aber zuweilen merkt man es ihm an, dass es ihn Zwang gekostet, dergleichen zu sagen. In den §§. über *Schikaneders* Zauberflöte, besonders §. 149, findet man eine Probe.

Nachdem Rec. nun, was ihm in dieser Schrift beyfallswürdig und was missfällig erschienen, ausgeführt, und nach seines Herzens Meinung gesagt hat, wie das Erstere ihm Letzteres zu überwiegen scheine, schliesst er mit dem Wunsche, Hr. *H.* möge bald auch eine Geschichte der schönen Literatur des 17 Jahrhunderts, wozu Hoffnung gemacht ist, dem Publicum mittheilen. Bey der Liebe, die derselbe für diesen Theil der deutschen Literatur hegt, und da das 17 Jahrhundert, als mehr abgeschlossen und uns ferner liegend, eine historische Darstellung natürlich leichter macht, dürfen wir etwas Ausgezeichnetes erwarten.

α. β. γ.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Bamberg*, auf Kosten des Vfs.: *Bartholomäus Döring*, ehemaliger Professor der Philologie in München, geschildert für die studirende Jugend von *Joachim Heinrich Jäck*. 1812. 20 S. 4.

Bartholomäus Döring, geb. den 6 Nov. 1777, war der Sohn eines Stadtchirurgen in Bamberg. Auf dem Gymnasium zu Bamberg zeichnete er sich so aus, dass er jedes Jahr Preise davon trug. Er suchte hier „seinen Geist aus der unversieglichen Quelle der alten Griechen und Römer sowohl als des unsterblichen *Klopstocks* und *Wielands* u. s. w., mit unermüdeter Thätigkeit zu beleben und zu bereichern." „Kein mathematisches Problem ermüdete seinen Forschungsgeist, ehe er es enträthselt hatte; und die abstractesten Lehren *Kants*, dessen Geist im ernsthaften Professor *Sommer* wohnte, und *durch ihn verdaut auf uns Schüler überfloss*, waren dem Verewigten eine *Feuerprobe seiner Talente*." Im Jahr 1801 wurde ihm die Stelle eines Professors der drey unteren Schulen am Gymnasium zu Bamberg übertragen, und im J. 1808 wurde er nach München berufen. Diess war ihm höchst unangenehm: er machte Gegenvorstellungen, sie waren aber umsonst, „damals war nämlich die *kantische* Idee von den Vortheilender Vermischung verschiedener Menschenraçen (Königsberg 1775 — 85)? im Königreiche Baiern herrschend geworden; man wollte durch ein allgemeines Versetzen der Staatsdiener ein wohlthätiges Vermengen der Franken, Schwaben, Salzburger, Rheinpfälzer, Tyroler und Norddeutschen mit den Altbaiern bewirken, durch dieses Amalgama die ganze Nation als solche zur höchsten Stufe der Bildung erheben, allen Provincialismus unterdrücken, und die volleste Eintracht der verschiedenartigsten Menschen und Verfassung unter der jetzt vergrösserten Nation nachr einkosmopolitischen Grundsätzen herstellen." Selbst in Hinsicht seiner Geldeinnahme war er verringert worden. Die Gegenstände, über welche er hier Unterricht zu ertheilen hatte, waren Theorie des historischen Stils und der lyrischen Poesie, deutsche Sprache nach Pölitzens Elementarbuch, griechische Archäologie und Mythologie, und allgemeine Geschichte; ausserdem hatte er den Livius und Ovidius von Lateinern, von den Griechen aber den Homer zu erklären. Er starb den 8 Febr. 1812. Nach diesem kurzen Abriss seines Lebens spricht der Vf. von des Verstorbenen Mässigkeit, Empfindsamkeit, hohem Sinn für Freundschaft, Offenheit, Mitleiden, Weltklugheit, Bescheidenheit, Behandlung der Schüler, Patriotismus, Religiösität u. s. f. Das Ganze schliesst mit einigen Reflexionen für uns selbst, zu denen aber auch fast jeder andere Todesfall hätte Veranlassung werden können. Von dem Stile des Vfs. sind schon einige Proben mitgetheilt worden; die stille Einfalt geht ihm fast gänzlich ab.

Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

CHEMIE.

Berlin, b. Hitzig: *Ein neues System des chemischen Theils der Naturwissenschaft* von *John Dalton.* Aus dem Englischen übersetzt von *Fried. Wolff.* Zweyter Band. Mit 4 Kupfertafeln. 1813. IV u. 392 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Wir eilen, die Leser mit dem Inhalte des zweyten Theils dieses originellen Werkes, der nicht minder reich an schönen und neuen Entdeckungen und Beobachtungen, als der erste (Vgl. 1813. No. 173. 174) ist, bekannt zu machen. Er zerfällt in zwey Capitel: I. *von den einfachen Stoffen,* II. *von den Zusammensetzungen aus zwey Elementen.* Mehrere Gründe nöthigten jedoch den Vf., zwey bis drey der wichtigsten Abschnitte, vorzüglich den von den metallischen Oxyden und den von den schwefelhaltigen Verbindungen, für den folgenden Band aufzubewahren. Dieser soll die aus drey und mehreren Elementen zusammengesetzten Körper, und zwar die vegetabilischen und anderen Säuren, von denen bisher noch nicht die Rede seyn konnte, die schwefelwasserstoffhaltigen Verbindungen, die Neutralsalze, die zusammengesetzten brennbaren Körper u. s. w. umfassen. Demnach werden noch Jahre verstreichen, bevor *Dalton* dieses Werk beendigen kann, und zwar um so mehr, da er das schöne Versprechen ablegt, nicht sowohl eine Chemie zu liefern, in welcher die Versuche und Erfahrungen Anderer bloss angenommen werden, sondern welche Thatsachen und Erfahrungen enthalten soll, die das reife Resultat eigener, wiederholter oder neuer und nur gelungener Versuche sind.

Cap. IV. *Von den einfachen oder elementarischen Stoffen.* I. *Sauerstoff.* Unter den mannichfaltigen Bereitungsarten dieses Gases empfiehlt der Vf., ausser der Darstellung durch Glühen des schwarzen Manganoxyds, vorzüglich dem Anfänger die Bereitung desselben aus 2 Th. rothem Bleyoxyde, die mit 1 Th. concentrirter Schwefelsäure ohne Anwendung der Wärme behandelt werden. — 2 Unzen Mennig geben 30 Cubz. Gas, welche $\frac{1}{7}$ Kohlensäure enthalten, die durch Kalkwasser abgesondert werden können. II. *Wasserstoff.* III. *Stickgas* wird als einfache Substanz charakterisirt; von der möglichen Zusammengesetztheit dieser Stoffe ist hier gar nicht die Rede. IV. *Kohlenstoff* und *Kohle.* *D.* setzt die Menge Kohle, welche das Holz enthält = 15 bis 20 p. C. Aus einigen Versuchen, besonders dem Verhalten der frisch rothgeglühten Kohle zu dem kohlensauren Gas, schliesst er, dass die Kohle nicht das Vermögen besitze, Gas zu absorbiren, sondern dass die Gewichtszunahme der geglüheten Kohlen von Feuchtigkeit herrühre, welche sie aus der Atmosphäre absorbiren, und dass die beym Rothglühen der Kohle so reichlich sich entwickelnden Gasarten einzig von der Zersetzung des Wassers und der Vereinigung seiner Elemente mit Kohle herrühren. Mit diesen Versuchen und Folgerungen lassen sich jedoch die von *Vogel* nicht gut vereinigen. Denn dieser fand, dass Gasarten von der Kohle sehr begierig absorbirt werden, dass aber ihre Beschaffenheit hiebey berücksichtiget werden müsse. Reine, geglühete, mit Wasser angefeuchtete Kohle absorbirte z. B. kein Stickgas, während die völlig trockene Kohle das Gas absorbirte; ja er fand sogar, dass die atmosphärische Luft durch die Eigenschaft der Kohle, Gas in sich zu nehmen, gewissermassen zerlegt werde: denn das Gas einer gewissen Menge atmosphärischer Luft, welches sie nach der Absorption zurücklässt, enthielt mehrere p. C. Oxygengas weniger, als das reine atmosphärische Gas, und die Kohle hatte so vielmehr aufgenommen, um sich zu oxydiren. Durch Übergiessen mit Wasser entbindet sich aus der Kohle ein Theil der absorbirten Luft unter Aufbrausen. Aus *Vogels* Versuchen geht jedoch hervor, dass die entfärbende Eigenschaft der Kohle Folge der Verwandtschaft des Pigments zu der schwarzen Kohle, und dass die Luft hiebey weiter nicht in Betracht zu ziehen sey. *Dalton* ist geneigt, den Meinungen *Allen's* und *Pepy's* (welche aus gleichen Theilen Diamants und Kohle durch das Verbrennen gleiche Mengen kohlensaures Gas erhielten) beyzupflichten, dass der Diamant aus Kohlenstoff und Sauerstoff bestehe, und dass er sich von der Kohle nur durch den Aggregatzustand unterscheide. *Berthollets* Meinung von dem Hydrogengehalt des Demants verwirft er. Rec. ist in Hinsicht des letzten Punctes mit *D.* völlig einverstanden; allein er trägt Bedenken, mit ihm den ersten anzunehmen. Die Verbrennungsversuche sind mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und können nur dann, wann sie oft wiederholt sind, zu einem festen Resultate führen. Wenn überhaupt der Aggregatzustand die Kohle von dem Diamant unterscheidet: so müsste dieser durch ein heftiges Glühen in verschlossenen Gefässen nothwendig aufgehoben werden; allein der Diamant verändert sich nach den Versuchen mehrerer Chemiker nur dann, wann er an der Luft geglühet wird. — V. *Schwefel.* Der Vf. setzt Zwei-

fel in *Davy's* Theorie über den Sauerstoffgehalt, und in dessen und *Berthollets* Ansicht über den Wasserstoffgehalt des Schwefels, und betrachtet ihn als einen einfachen Körper. — VI. *Phosphor*. Nach *Davy's* Ansichten geht der Phosphor nur einen zweyfachen Zustand der Oxydation ein, indem er entweder phosphorige Säure (die er als ein Oxyd des Phosphors betrachtet) oder Phosphorsäure darstellt. Das rothe Oxyd hält er, wie wir in der Folge sehen werden, für eine Verbindung des Phosphors mit Kohle. VII. *Metalle*. Von den allgemeinen Eigenschaften derselben, als Undurchsichtigkeit, Glanz, Dehnbarkeit, Schmelzbarkeit, den Verbindungen, dem Gewichte, wobey der Vf. seiner Theorie, dass das specifische Gewicht der Metalle nicht in einem genauen Verhältnisse mit dem Gewichte der Atome stehe, eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, geht er zur Betrachtung der einzelnen Metalle über. Er theilt sie nach *Thomson's* Beyspiel in vier Classen: 1) streckbare Metalle: Gold, Platin, Silber, Kupfer, Palladium, Rhodium, Iridium, Osmium, Eisen, Nickel, Zinn, Bley, Zink, Potassium, Sodium; 2) spröde und leicht schmelzbare: Wismuth, Antimonium, Tellurium, Arsenik; 3) spröde und strengflüssige: Kobalt, Manganesium, Chromium, Molybdän, Uranium, Schelium; 4) unschmelzbare: Titan, Columbium, Tantalum, Cererium. — Zuletzt werden die Erde — Metalle und das Junium erwähnt. — Dieser Abschnitt gehört nicht zu *D's.* besten Ausarbeitungen. Die Metalle sind ungemein kurz abgehandelt, und die wenig angegebenen Eigenschaften derselben reichen oft kaum hin, sie zu charakterisiren. Auch scheint der Vf. die deutsche und französische Literatur nicht immer gehörig berücksichtiget zu haben; sonst würde er bemerken, dass nach *Vauquelin* das Cererium reducirbar ist, dass *John* und *Karsten* das specifische Gewicht des Manganesium nicht 7,000 sondern über 8,000 fanden, und dass *John* es ausser allen Zweifel gesetzt hat, dass das Metall nur dann magnetische Eigenschaften zeigt, wann es eisenhaltig ist.

Cap. V. *Zusammensetzungen aus zwey Elementen.* — *D's.* Ansichten von der Zusammensetzung der Körper zufolge (wovon das 3 Cap. des 1 Theils handelt) werden unter zweyfachen Zusammensetzungen nicht Verbindungen aus zwey Elementen, z. B. Sauerstoff und Stickstoff, in dem Verhältnisse, in welchem sie Salpetersäure bilden, verstanden, sondern er bezieht diess auf die Verbindung zweyer Atomen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob jeder derselben einfach, wie z. B. der Sauerstoff und Wasserstoff, oder zusammengesetzt ist, wie das Wasser, die Salpetersäure u. s. w. In jedem der folgenden Abschnitte werden die Zusammensetzungen aus irgend zwey der elementarischen oder unzersetzten Körper näher erörtert. Jeder Abschnitt hebt mit den zweyfachen Zusammensetzungen an; von diesen geht der Vf. zu den dreyfachen über, d. h. zu denen, welche aus 3 Atomen bestehen. Letztere können nach *D's.* Sinn auch zweyfache seyn. Dann sollen die mehr zusammengesetzten folgen. — In diesem Capitel werden alle luftförmigen Körper, die in dem vorhergehenden keinen Platz fanden, mehrere Säuren, die Alkalien, die Erden, die metallischen Oxyde, die schwefelhaltigen, kohlenstoffhaltigen und phosphorigen Verbindungen abgehandelt. I. *Sauerstoff und Wasser.* 1. *Wasser.* *D.* spricht hier unter andern von den verschiedenen natürlichen Wassern in Hinsicht ihrer Reinheit oder dem Nichtvorhandenseyn fremder Beymischungen. Rec. muss bemerken, dass das Schneewasser (besonders wenn man den Schnee in heiteren Wintertagen sammelt, an welchen es hintereinander fortschneiet), in jeder Hinsicht dem destillirten Wasser zur Seite gesetzt werden kann. Das Regenwasser muss jenem schon nachgestellt werden, weil es leicht Stoffe aus der Luft aufnimmt, und daher, wenn es auch von erdigen Theilen frey ist, zur Bildung der grünen Materie Veranlassung giebt. — Nach *D.* enthält das atmosphärische Gas, welches im Wasser enthalten ist, 38 Sauerstoffgas und 62 Stickgas. Seiner Theorie zufolge verbindet sich 1 Atom Wasserstoff mit 1 Atom Sauerstoff zu einem Atom Wasser, und die relativen Gewichte der Atome jener Gasarten verhalten sich wie 1 zu 7. 2. *Flusssäure.* Aus theoretischen Schlüssen, der Analogie und Versuchen folgert *D.*, dass diese Säure als eine Verbindung aus 2 Atomen Sauerstoff und 1 Atom Wasserstoff zusammengesetzt sey. Er fand ferner, dass der flusssaure Kalk 60 Kalk und 40 Säure enthalte. Die Versuche, welche die Zusammengesetztheit der Flusssäure beweisen sollen, sind vorzüglich die von *Henry*, welcher bey dem Elektrisiren des flusssauren Gases Wasserstoffgas erhielt (*Philos. Transact.* 1800), und von *Davy*, der darin Potassium verbrannte, und einen Rückstand von Wasserstoffgas erhielt (Ebend. 1808), so wie seine eigenen, welche theils eine Bestätigung, theils eine Erweiterung der ersteren sind. Er fand z. B., dass bey dem Elektrisiren des Wasserstoffgases, und des flusssauren Gases eine Verminderung des Volumen Statt hatte, und dass wahrscheinlich das Sauerstoffgas des flusssauren Gases mit dem Wasserstoffgas Wasser bilde. Wie schätzbar diese Versuche über die Zerlegbarkeit dieser Säure auch seyn mögen: so ist es doch unumgänglich nothwendig, dass sie durch die Synthesis bestätiget werden, weil man sonst jene Erscheinungen immer noch von anderen Ursachen herleiten kann. Wenn das flusssaure Gas aus Sauer- und Wasser-Stoff zusammengesetzt ist: woher kömmt es denn, dass jedes Verhältniss jener beiden Gasarten durch den Funken der Elektricität stets nur Wasser, oder dieses und einen Rückstand von Gas bildet? — 3. *Salzsäure.* *Davy's* Versuchen zufolge, welcher Potassium in salzsaurem Gas verbrannte, salzsaures Kali und im Rückstande Wasserstoffgas fand, glaubt *D.*, dass auch die Salzsäure (im Werke steht durch einen Druckfehler *Salpetersäure*) aus Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sey. Nach seiner Berechnung ist das Gewicht eines Atoms Salzsäure 22 mal so gross, als das eines Atoms Wasser-

stoff, und 1 Atom Säure besteht aus 3 Atomen Sauerstoff und 1 Atom Wasserstoff. —. 4. *Oxydirte Salzsäure.* Sie wird hier als eine Verbindung der Salzsäure mit Sauerstoff charakterisirt, *Davy's* Theorie aber als unhaltbar verworfen. Der Vf. fand, dass gewisse Verhältnisse von salzsaurem Gas und Wasserstoffgas sich unter Einwirkung der Sonnenstrahlen mit Explosion so stark verdichteten, dass fast ein luftleerer Raum entstand. Synthetische und analytische Versuche überzeugten ihn, dass 100 Mass gasförmiger oxydirter Salzsäure aus 53 Mass Sauerstoffgas und einer noch nicht bestimmten Menge salzsaurem Gas bestehen, oder dass in 100 Theilen 76 Salzsäure und 24 Sauerstoff enthalten seyen, und dass 1 Atom Wasserstoff und 4 Atome Sauerstoff die Säure constituiren. 5. *Überoxydirte Salzsäure.* Sie ist im freyen Zustande noch nicht dargestellt. 100 Theile bestehen der Berechnung nach aus $1\frac{1}{2}$ Wasserstoff und $98\frac{1}{2}$ Sauerstoff (dem Gewichte nach). II. *Sauerstoff mit Stickstoff.* Die hieher gehörigen Verbindungen sind, mit Rücksicht auf *D's.* Anordnungsmethode nach dem Princip der Einfachheit der Zusammensetzung: das Salpetergas; das oxydirte Stickgas; die Salpetersäure; die oxydirte Salpetersäure. *D.* fängt damit an, die Theorie über diese Zusammensetzungen genau aus einander zu setzen, das Gewicht der Gasarten und ihre Atome zu bestimmen, um danach jene zu untersuchen. Er fand, dass die Zusammensetzungen der Gasarten desto einfacher waren, je leichter sich ihre specifischen Gewichte fanden. Dann folgt ein tabellarisches Verzeichniss von *Davy's* und *Cavendish's* Angaben der specifischen Gewichte der Zusammensetzungen und der Verhältnisse dieser Verbindungen. Hierauf prüft der Vf. die Arbeiten jener Physiker, beschreibt seine eigenen Versuche, und schliesst mit einer Tabelle, die das Resultat derselben in Hinsicht des Gewichtes der Atomen jener Zusammensetzungen, deren Bestandtheile und Mischungsverhältnisse umfasst. Wir müssen uns auf diese blosse Übersicht beschränken, weil eine genaue Erörterung des Inhaltes dieses interessanten Abschnittes die Grenzen zu weit überschreiten würde. — 1. *Salpetergas.* 1 Atom besteht aus 1 Atom Stickstoff und 1 Atom Sauerstoff, und 100 Theile enthalten 42,1 Stickstoff und 57,9 Sauerstoff dem Gewichte nach. — Eine besondere Aufmerksamkeit widmet *D.* der Eudiometrie in diesem Abschnitt. 2. *Oxydirtes Stickgas.* 1 Atom entsteht, wenn sich 2 Atome Stickgas mit 1 Atom Sauerstoff verbinden, und 100 Theile sind aus 59,3 Stickstoff und 40,7 Sauerstoff zusammengesetzt. 3. *Salpetersäure.* Mit grosser Schärfe prüft *D.* unter anderen die verschiedenen Bestimmungen über die Menge wirklicher Säure, welche in 100 Theilen tropfbarflüssiger Salpetersäure enthalten ist, und zuletzt entwirft er eine Tabelle, welche nach seinen Erfahrungen die wahren Verhältnisse bestimmt. Ein Atom Stickstoff bedarf 2 Atome Sauerstoff, um 1 Atom Säure zu bilden, und diese enthält 26,7 Stickstoff und 73,3 Sauerstoff. 4. *Oxydirte Salpetersäure.* *D.* will diese Säure durch Verbindung des Salpetergases mit dem Sauerstoffe bereitet haben. Die dadurch bewirkte Verbindung besass ähnliche Eigenschaften, wie die Auflösung der Salpetersäure. Sie hatte einen sauren Geschmack; sie röthete die blauen Pflanzenfarben, und neutralisirte die Alkalien. 1 Atom besteht aus 1 Atom Stickstoff und 3 Atomen Sauerstoff, und ersterer enthält 19,5 Stickstoff und 80,5 Sauerstoff. 5. *Salpetrichte Säure.* 1 Atom besteht aus 8 Atomen Stickstoff und 3 At. Sauerstoff, und 100 Theile enthalten 32,7 Stickstoff und 67,3 Sauerstoff dem Gewichte nach. III. *Sauerstoff mit Kohlenstoff.* 1. *Gasförmiges Kohlenoxyd.* *D.* fand, dass eine Verbindung von gasförmigem Kohlenoxyd und oxydirter Salzsäure durch den elektrischen Funken gar nicht zersetzt wurden. Durch Einwirkung des lebhaften Sonnenlichtes aber geschah die Zersetzung augenblicklich, indem sich Kohlensäure und Salzsäure bildeten. Wir heben diesen interessanten Versuch vorzüglich aus dem Grunde aus, weil er *D's.* Ansichten von der Mischung der oxydirten Salzsäure zugleich zeigt. — Wasser vermag $\frac{2}{27}$ seines Volumen von diesem Gas in sich zu nehmen. — Er betrachtet es als eine zweyfache Verbindung, indem 1 Atom Kohlenstoff, welcher 5,4 wiegt, mit einem Atom Sauerstoff, der 7 wiegt, zu 1 Atome desselben zusammen treten. 2. *Kohlensäure.* Sie ist als eine dreyfache Zusammensetzung aus 1 Atom Kohlenstoff und 2 Atomen Sauerstoff zu betrachten. IV. *Sauerstoff mit Schwefel.* 1. *Schwefeloxyd.* Eine Zusammensetzung aus 1 Atom Schwefel mit 1 Atom Sauerstoff. Da ersterer nach *Thomson* 13, letzterer 7 wiegt; so müssen 100 Theile aus 65 Schwefel und 35 Sauerstoff bestehen. 2. *Schweflige Säure.* Sie ist aus 1 Atom Schwefel und 2 Atomen Sauerstoff zusammengesetzt, und 100 Theile enthalten aller Wahrscheinlichkeit nach, 48 Schwefel und 52 Sauerstoff. 3. *Schwefelsäure.* 1 Atom besteht aus 1 Atom Schwefel und 3 Atomen Sauerstoff, und 100 Theile Schwefelsäure enthalten 38 Schwefel und 62 Sauerstoff. Diese Angabe weicht ungemein von derjenigen ab, welche andere Chemiker festgesetzt haben. — V. *Sauerstoff mit Phosphor.* 1. *Phosphorige Säure.* Der Vf. ist geneigt, diese Säure als eine Verbindung der Phosphorsäure, welche Phosphor aufgelöst enthält, zu betrachten. 2. *Phosphorsäure.* 100 Theile bestehen aus 40 Phosphor und 60 Sauerstoff nach *D's.* eigenen Versuchen. VI. *Wasserstoff und Stickstoff.* 1. *Ammonium.* Dieser Abschnitt umfasst einen vorzüglich schönen Überblick der Zersetzung und Zusammensetzung des Ammonium, der Bestimmungen des vom Wasser absorbirten Gases nach dem specifischen Gewichte, der Verbindungen desselben mit verschiedenen anderen Körpern u. s. w. *D.* bestimmt die Mischung des Ammonium in 100 Mass = 72 Mass Wasserstoffgas, und 28 Mass Stickgas. — 2. *Wasserstoff und Kohlenstoff.* Ölmachendes Gas und kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas sind die beiden Verbindungen dieser Gattung. Das erstere betrachtet *D.* als eine binäre, das andere als eine dreyfache Zusammensetzung. Aus seinen elektrischen Versuchen

schliefst er, dafs jenes keinen Sauerstoff enthalte, wodurch *Berthollets* Ansicht in Anspruch genommen wird. — 3. *Kohlenstoffhaltiges Wasserstoffgas.* Ein Atom besteht aus 1 Atom Kohle und 2 Atomen Wasserstoff. Das Kohlengas, welches man durch Destillation der Steinkohlen erhält, enthält nach *Henry* 4 bis 5 p. C. Kohlensäure, schwefelhaltiges Wasserstoffgas und ölmachendes Gas, und, wenn die Destillation der Steinkohlen lange genug fortgesetzt wurde, auch Kohlenoxydgas. VIII. *Wasserstoff und Schwefel. Schwefelhaltiges Wasserstoffgas*, aus 1 Atom Schwefel und 1 Atom Wasserstoff. 2. *Schwefelhaltiges Wasserstoffgas, mit einem Überschuss von Schwefel* aus 1 Atom Wasserstoff mit 2 Atomen Schwefel. *D.* behauptet, dafs es mehrere Verbindungen von schwefelhaltigem Eisen gebe, und dafs eine derselben erhalten werde, wenn man weifsgeglühtes Eisen mit einer Stange Schwefel reibt, wobey das sich bildende, tropfbarflüssige Product, welches aus 1 Theil Eisen und 2 Theilen Schwefel besteht, und in der Kälte erhärtet, gesammelt wird. Nur diese Verbindung allein diene zur Bereitung eines reinen, wasserstofffreyen, geschwefelten Wasserstoffgases. 2. *Schwefelhaltiger Wasserstoff mit einem Überschuss von Schwefel.* Man erhält diese Verbindung durch Kochen einer Unze Schwefelblumen, und eben so viel Kalkhydrat in einem Quart Regenwasser. 6 Unzen der erhaltenen Auflösung (von 1,01 bis 1,02 spec. Gew.) werden mit $\frac{1}{2}$ Unze Schwefelsäure verbunden. Die halbflüssige, braune Masse, welche sich in diesem Falle bildet, und deren Menge 20—40 Gran beträgt, ist das Präparat, das schon *Scheele*, *Proust* und *Berthollet* untersucht haben. Zugleich mit jenem wird aber auch Schwefel und Schwefeloxyd gefället. IX. *Wasserstoff und Phosphor.* Phosphorhaltiges Wasserstoffgas. *D.* bereitet dasselbe durch Erhitzung einer Verbindung von 2 Unzen Kalkhydrat, dem 40 bis 50 Gran Phosphor hinzugefügt werden. — Ungeachtet dieses Gas in einem hohen Grade an der Luft entzündlich ist; so läfst es sich dennoch nach *D's.* 20 mal wiederholten Versuchen in einer Röhre, welche $\frac{3}{10}$ Zoll Durchmesser hat, ohne dafs eine Explosion erfolgt, mit Sauerstoffgas vermischen. Unter diesen Umständen erzeugt ein elektrischer Funke ein sehr lebhaftes Licht, ohne heftige Explosion, und es werden Phosphor- und phosphorige Säure gebildet. — X. *Kohlenstoff mit Schwefel, mit Phosphor, und Phosphor mit Schwefel.* 1. *Kohlenstoff mit Schwefel.* Diese Verbindung, welche *Clement* und *Desormes* entdeckten, und die *Berthollet* für Wasserstoff und Schwefel hielt, ist nach *D.* eine dreyfache Zusammensetzung aus Schwefel, Kohle und Wasserstoff. Es bleibt jedoch ferneren Versuchen noch viel zur Überzeugung übrig. — Man erhält diese Verbindung bekanntlich, wenn über glühende Kohlen Schwefeldämpfe getrieben werden. 2. *Kohlenstoff und Phosphor.* *D.* selbst scheint mit dieser Verbindung, welche *Proust* (im *Journal de Phys.*) unter dem Namen der phosphorhaltigen Kohle beschreibt, und die unter anderen erhalten wird, wenn frisch bereiteter Phosphor durch Leder gedrückt wird, selbst keine Versuche angestellt zu haben. *Thenard*, welcher unlängst durch Verbrennen dieser Substanz etwas Kohlensäure erhalten haben will, betrachtet sie, wie der Vf., als Kohlenstoff-Phosphor. Den neuesten Versuchen *Vogels* zufolge (*Neues allg. Journal für Chemie* B. 7. Heft 1) enthält jedoch diese rothe Substanz, welche ebenfalls beym Verbrennen des Phosphors an der Luft unter Zutritt des Lichtes zurückbleibt, keine Kohlensäure, sondern alles spricht für die Meinung anderer Chemiker, dafs die rothe Materie ein Oxyd des Phosphors sey. 3. *Schwefel und Phosphor.* —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Mathematik. *Berlin* in Commiss. der Vossischen Buchhandlung: *Lehrbuch der ebenen Trigonometrie für diejenigen, welche gründliche Anwendungen davon zu machen sich vorsetzen.* Entworfen von *J. A. E. Matke*, königl. Regierungs-Conducteur. Mit einer Kupfertafel. 1812. VII u. 72 S. (12 gr.)

Unter der Classe der praktischen Feldmesser ist die Trigonometrie und der Vortheil, den sie bey geodätischen Arbeiten gewährt, noch immer nicht hinlänglich bekannt. Diese Reflexion scheint den Vf. zur Herausgabe dieses Lehrbuchs bewogen zu haben. Ob nun gleich dasselbe in Hinsicht auf Materie und Form nichts Neues enthält: so ist doch der Inhalt desselben von etwas gröfserem Umfang, als die Trigonometrie gewöhnlich in den Lehrbüchern der Arithmetik abgehandelt wird. Der Vortrag ist deutlich und für jeden verständlich, der mit der Elementargeometrie und der Buchstabenrechnung vertraut ist. Im ersten Abschnitte werden die trigonometrischen Linien ausreichend erklärt, und 63 Formeln entwickelt, durch welche sie auf mancherley Art unter sich verglichen werden. Der zweyte Abschnitt enthält die eigentliche Trigonometrie. Die Aufgaben, die gelöst werden, beschränken sich nicht blofs auf Seiten und Winkel, sondern erstrecken sich auch auf Umfang und Inhalt der Dreyecke. Rec. vermifst hiebey den Satz von der Proportion zwischen den Summen und Differenzen zweyer Seiten und den Tangenten der halben Summen und halben Differenzen der beiden gegenüber stehenden Winkel. Es hätte dieser Satz um so weniger wegbleiben sollen, als die Auflösungsart, durch welche er entbehrlich ist, in manchen Fällen eine unbequeme Anwendung findet, übrigens aber auch die Ableitung dieses Satzes bey der eingeschlagenen analytischen Methode sehr einfach war, da unter den oben genannten Formeln auch die für den Sinus der Summe zweyer Winkel vorkommt. Im dritten Abschnitte werden Anwendungen der Trigonometrie auf Gegenstände der Geodäsie gezeigt. Die sogenannte pothenot'sche, Aufgabe kommt hierunter mit vor, wobey füglich die von *Burkhard* in der monatlichen Correspondenz IV Band mitgetheilte Auflösung hätte benutzt werden sollen. Dieses Capitel hätte durch mehrere praktische Aufgaben, z. B. durch Reduction schiefer Winkel auf den Horizont, durch das Centriren der Winkel und ähnliche, zweckmäfsig erweitert werden können. Der Anfänger hätte dadurch lernen können, wie die oben erwähnten Formeln zu benutzen sind.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

CHEMIE.

BERLIN, b. Hitzig: *Ein neues System des chemischen Theils der Naturwissenschaft* von *John Dalton* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

XI. *Feuerbeständige Alkalien.* Ungeachtet *D.* im 1 Abschnitt das Kali und Natrum als eine Verbindung des Sauerstoffs mit Potassium und Sodium charakterisirte: so entwickelt er doch hier eine ganz entgegengesetzte Meinung, nämlich, dass diese Metalle viel wahrscheinlicher als Verbindungen des Kali und Natrum mit Wasserstoff zu betrachten seyen, und dass beide feuerbeständige Alkalien noch immer den unzerlegten Stoffen hinzugezählt werden dürften. 1. *Kali.* Die Frage des Vfs., „ob das Kali ein Bestandtheil der Pflanzen sey, oder ob es während des Verbrennens derselben erst gebildet werde", dürfte wohl heut zu Tage überflüssig seyn, da die Präexistenz des Kali in den Pflanzen nicht dem geringsten Zweifel unterworfen ist: denn aus allen Pflanzen lässt sich Kali auf nassem Wege darstellen, alle enthalten Salze mit verbrennlicher Säure, deren Basen beym Verbrennen der Pflanzen nothwendig frey gemacht werden müssen. Die Frage aber, ob die Alkalien auch auf eine andere Weise, als durch den Vegetationsprocess, z. B. durch das Verbrennen Alkali freyer Substanzen, gebildet werden können, bedürfte wohl jetzt mehr Aufmerksamkeit. 2. *Kalihydrat.* 3. *Kohlensaures Kali.* 4. *Potassium* oder *Hydrure des Kali* (*Hydruret of Potash*). *D's.* Theorie zufolge besteht das Potassium aus 1 Atom Kali + 1 Atom Wasserstoff, welche zusammen 43 wiegen, nicht aber aus 1 Kali + 1 Sauerstoff, welche zusammen 36 wiegen, wie er oben angab. In allen Fällen, in welchen sich dasselbe bildet, wird das Wasser des Kalihydrats, woraus es dargestellt wurde, zerlegt, indem der Wasserstoff an das Kali tritt. Demnach betrachtet er diese Verbindung als eine dem Schwefel — Phosphor — u. s. w. Wasserstoff sich nähernde Zusammensetzung. 5. *Natrum.* 6. *Natrumhydrat.* 7. *Kohlensaures Natrum.* 8. *Sodium* oder *Natrumhydrüre.* Auch hier sucht *D.* zu beweisen, dass diese Verbindung nicht, wie *Davy* behauptet, reines Metall, sondern, wie das Kalihydrure, eine Verbindung des Natrum mit Wasserstoff sey. So werden wir also wieder zu den Theorieen der französischen Chemiker zurückgeführt. Zu wünschen aber bleibt es gar sehr, dass man in der Folge die Natur der Alkalien strenger untersuche, als *D.* es gethan hat. XII. *Erden.* Nach *D's.* neuester Theorie gehören auch diese Substanzen zu den einfachen Stoffen. Er rechnet hieher: Kalk -, Talk -, Baryt -, Kiesel -, Ytter -, Glycin -, Zirkon - Erde, und bemerkt, dass einige derselben alkalische Eigenschaften besitzen, während andere diese nicht zeigen. Tadelnswerth bleibt es, dass *D.*, diesen Thatsachen gemäss, die Erden nicht nach Namen und Classen angiebt. Er betrachtet sie als einfache metallische Körper, deren Hydrüre nach *Davy's* Theorie Metalle seyen. 1. *Kalkerde.* Der Vf. macht die Bemerkung, dass, da gebrannter Kalk sich nicht lösche, wenn man eine sehr reichliche Menge Wasser darauf giesst, welches vielleicht davon herrühre, weil die zu grosse Wassermenge die Erhöhung der Temperatur verhindere, und das Wasser dann keine Kalkerde auflöse, es scheine, als wenn die reine Kalkerde in Wasser unauflöslich sey, und dass nur das Kalkhydrat sich leicht und in geringer Menge auflöse. Diese Bemerkung beruht aber wohl auf einem Irrthum, da Rec. sich überzeugte, dass das Wasser in allen Fällen Kalk aus dem gebrannten Kalkstein auflöse, es mochte sich dieses nun aus dem angeführten Grunde, oder wegen eines nur geringen Grades der Causticität nicht löschen. — Kalkhydrat muss freylich wohl immer zuerst entstehen. — *D.* fand, dass kaltes Wasser mehr Kalk, als das warme, auflöse. 2. *Talk* —, 3. *Baryt* —, 4. *Strontian* —, 5. *Alaun* —, 6. *Kiesel* —, 7. *Ytter* —, 8. *Glycin* —, 9. *Zirkon-Erde.* Bekanntlich ist *Klaproth* der Entdecker dieser Erde, was wir hier nicht angemerkt finden. — In einem Nachtrage fügt der Vf. noch einige Bemerkungen über die gasförmigen Säuren hinzu. *Davy's* Hypothese über die Salzsäure verwirft er. Er schliesst endlich das Werk mit dem Entwurfe zweyer Tabellen über die Elemente der elastischen Flüssigkeiten, und mit der Erklärung der 4 angehängten Kupfertafeln über die einfachen und zusammengesetzten Stoffe, der Vertheilung und Anordnung der Theilchen, welche die elastischen Flüssigkeiten darbieten, und über den Siedepunct verschiedener tropfbarer Flüssigkeiten von irgend einem Grade der Stärke. — Noch verdient bemerkt zu werden, dass *D.* fast zu jedem Abschnitte eine Tabelle entworfen hat, welche die Menge irgend eines abgehandelten auflöslichen Stoffes in 100 Th. Wasser angiebt.

I. A.

NATURGESCHICHTE.

SCHWELM, b. Scherz: *Anfangsgründe der Naturgeschichte*, zum Gebrauch für höhere und niedere Schulen, bearbeitet von Dr. *Johann Karl Fischer*, Prof. zu Dortmund. 1812. IV u. 406 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Obgleich an sehr brauchbaren Compendien der Naturgeschichte bisher gar kein Mangel war: so fand dennoch der Vf. des vorliegenden Lehrbuchs Beruf dazu, das seinige zu Tage zu fördern, weil er an den bisherigen bemerkt haben will, dass das Thierreich mit zu grosser Weitläuftigkeit bearbeitet, hingegen das Pflanzen- und Mineral-Reich viel zu kurz abgefertigt sey. Überdiess will er es sich zu einer besonderen Pflicht gemacht haben, nur das Wichtige und Wissenswürdige für die Jugend herauszuheben. Jene Beschuldigung scheint doch unsere neueren Lehrbücher nicht zu treffen, da mehrere derselben auch das Pflanzen- und Mineral-Reich, sehr zweckmässig bearbeitet, geliefert haben, auch das Wichtigere und Wissenswerthe für die Jugend allerdings hervorgehoben ist. Da nun dieses Lehrbuch keine neue Anordnung (es folgt nämlich überall dem *blumenbach*schen Handbuche), noch weniger neue Ansichten enthält: so ist seine Herausgabe wenigstens nicht unter die grossen Bedürfnisse der gegenwärtigen Zeit zu rechnen. Der Vf. hat übrigens fleissig zusammengetragen, und dieses Lehrbuch würde immer im Ganzen mit Nutzen zu gebrauchen seyn. Indess ist dabey nicht zu übersehen, dass der Vf. Manches gar zu dürftig und oberflächlich behandelt hat, und Rec. zählt diess unter die wesentlichen Mängel dieses Lehrbuchs. So ist z. B., um diese Bemerkung zu bestätigen, die Naturgeschichte der Affen höchst unbefriedigend ausgefallen, oft nicht einmal das Vaterland (was doch besonders für die Jugend von Bedeutung ist) bey den verschiedenen Gattungen angegeben. Die ganze Naturgeschichte der Meerkatzen ist in vier Zeilen zusammengedrängt. Eben so ist die Geschichte der Fettgans mit ein paar Worten beendigt. Rec. könnte noch mehrere Beweise dieser Unvollständigkeit beybringen, wenn es nicht zu weit führte. Nur selten findet die Jugend, was doch bey dem Studium der Naturgeschichte so bildend für den Geist ist, deutliche und belehrende Fingerzeige für die Beachtung weiser Einrichtungen und Absichten des Schöpfers, wozu der Veranlassungen so viele und natürliche sich darbieten. Noch bedeutender scheinen aber in einem Lehrbuche für die Jugend wirkliche naturhistorische Unrichtigkeiten, von denen sich Rec. folgende als die wichtigsten angemerkt hat, und die in einer auch noch so schonenden Beurtheilung nicht übergangen werden dürfen. Möge der Vf. hierin den Beweis finden, dass Rec. dieses Werk nicht durchblättert, sondern wirklich studirt habe! Die Meerkatzen sind keinesweges blöss in dem wärmeren Südamerika einheimisch, sondern auch, wie z. B. der Maki (*Lemur*), in den heissen Zonen von Asien und Afrika; der *Mongos* unter andern auf Ceylon. Aller Erfahrung und Beobachtung ist die Bemerkung zuwider, dass die Ratte an dem Igel einen Feind habe; der Igel, ein furchtsames Wesen, macht sich, nach Rec. eigenen Erfahrungen, nie an die muthige Ratte. — Die Stacheln des Stachelschweines endigen sich, wie hier behauptet wird, keinesweges in kleine Häkchen; Rec. hat in diesem Augenblicke mehrere dieser Stacheln vor sich; alle endigen sich aber in gerade dünne Spitzen. — Nicht nur die Körner fressenden Vögel, sondern auch mehrere Raubvögel haben einen wirklichen Kropf. — Der Schwarzspecht (*Picus Martius*) nährt sich, wie häufige Zergliederungen es gelehrt haben, keinesweges auch von Tannensaamen, sondern einzig von Insecten. — Der Salamander findet sich nicht nur, wie hier gelehrt wird, *manchmal*, sondern sehr häufig in Deutschland; in den deutschen Gebirgen findet man ihn nach warmen Regen oft in grosser Menge. — Unrichtig ist, dass die Insecten in ihrem vollkommenen Zustande meistens nicht fressen; vielmehr fressen die meisten. Die Laufkäfer, die Melolonthen, die Borkenkäfer und viele andere Insecten beweisen das Gegentheil. — Genaue Untersuchungen lehren, dass alle Käfermaden ihre Füsse haben; das Gegentheil erscheint nur zuweilen dem unbewaffneten Auge. — Die Erdflöhe legen ihre Eyer nicht an die untere Seite der Blätter, sondern in die Erde. — Ein sehr grösser, und wenig Bekanntschaft mit der wirklichen Natur verrathender Irrthum ist es, dass die sogenannten Holzböcke, die sich oft im Sommer mit ihren Zangen in die Haut der Menschen und Thiere festsetzen, zu der Gattung der Holzkäfer (*Cerambyx*) gehören, da sie doch bekanntermassen zu den Milben gehören. — Diese Andeutungen mögen hinreichen. In Hinsicht des Systems bemerkt Rec. noch: die Hyäne gehört wohl nicht unter das Geschlecht: *canis*; vielmehr bildet sie ein eigenes Geschlecht. Die Giraffe kann eben so wenig unter die Ziegen und Stiere gestellt werden; sie eignet sich zu einer besonderen Familie. — Der sogenannte Lämmergeyer gehört weder zu den Adlern noch zu den Geyern, und macht auch eine eigene Gattung aus. — Die Sprache ist im Ganzen correct; doch sollte in einem Lehrbuche eine Stelle wie die folgende S. 76 nicht vorkommen: „*die* Nachtigall ist ein Zugvogel, welcher gegen den May zu uns kommt; *sie hören* meistens um Johannis auf zu *singen*“.

Sollte es dem Vf. gefallen, bey einer zweyten Ausgabe in mehreren Artikeln den Fehler des *Dürftigen*, und jene Unrichtigkeiten zu verbessern: so kann seiner Arbeit der Nutzen für die Jugend nicht abgesprochen werden. Ein brauchbares Register beschliesst das Ganze.

— d —

GESCHICHTE.

HERSFELD, mit mehrschen Schriften: *Grundriss der Weltgeschichte nach den einzelnen Staaten und im synchronistischen Zusammenhange.* Von *Georg Philipp Schuppius*, Conrector des Gymna-

sums zu Hersfeld. Erster Theil. Ältere Geschichte. Erste Abtheilung. 1813. XII und 296 S. 8. (20 gr.)

Hr. *Schuppius* erscheint nach diesem Buche als ein verständiger, nachdenkender, kenntnifsreicher und gründlicher Schulmann; man sieht seinem Buche fast den Eifer an, mit welchem er darauf hält, dass seine Schüler etwas lernen. Die Geschichte aber, urtheilt er gewifs richtig, könne man nur ordentlich lernen, wenn man einmal die Begebenheiten jedes einzelnen Volkes für sich wirklich auswendig lerne, dann aber synchronistisch sie der Jugend zusammenstelle, oder von den Lehrlingen zusammenstellen lasse; und weil der junge Geist so leicht vergifst, müsse man von Anfang an darauf bedacht seyn, dem Schüler das, was er hörte und auffasste, durch Tabellen und öftere Wiederholung lebendig und gegenwärtig zu erhalten. Gewifs betrachtete auch Hr. *Sch.* den Druck eines eigenen Buches als ein Mittel, diesen Zweck bey seinen Schülern um so vollkommener zu erreichen. Denn sonst ist seine Idee durchgeführt in Eichhorn's Weltgeschichte; und kleinere Bücher, welche die Geschichte ethnographisch erzählen, und in angehängten Tabellen die synchronistische Übersicht geben, sind wohl nach demselben Gedanken gearbeitet. Hn. *Sch.* Buch dürfte aber wohl zu weitläufig werden: denn diese erste Abtheilung des ersten Theils reicht nur bis auf Alexander, und so muss das Ganze wenigstens 3½ Alphabet umfassen, und, wie billig der Preis gesetzt ist, an 4 Rthlr. zu stehen kommen. In der That enthält auch das Buch Manches, was wir nicht erwarteten, und von dessen Zweckmäsigkeit wir uns nicht überzeugen können. Dahin gehört besonders unmittelbar nach der Geographie, aller Geschichte voraufgehend, S. 54—76 eine Culturgeschichte, nicht blofs der Wissenschaften, sondern auch der Zeichenkunst, der Malerey, der Baukunst, der Musik, der Palästrik u. s. w., der Religionen, der Regierungsformen. Es gehören aber auch dahin die speciellen Geschichten der pelasgischen Stämme in Thessalien, der Samier, der Rhodier, der Cyrenäer u. s. w., die nur in einem grosen allgemeinen Geschichtswerke eigene Rubriken machen können. Und wenn wir gleich wiederholt dem Vf. bezeugen müssen, dass er eine reiche Geschichtskenntnifs habe: so müssen wir es um so mehr bedauern, dass sein Fleifs ihn nicht auf genauere und mit schärferer Kritik gearbeitete Werke geführt hat. Er dringt so sehr auf Chronologie, und seine Chronologie ist grosentheils so, dass die Schüler sie später müssen vergessen lernen. Alexanders Tod 320 ist S. 198 vielleicht nur Druckfehler, deren das Buch mehrere enthält, als dem Vf. lieb seyn dürfte; denn S. 190 steht richtig 323. Aber über Alexander hinaus reihet sich Irrthum an Irrthum: Philipp wird König von Macedonien 358, und die Schlacht bey Kunaxa fällt schon 401; Athen wird von Sparta erobert 403; Cimons unbezweifelter Friede wird geschlossen 448; die persische Flotte geht schon unter bey Atos 493, und die Schlacht bey Marathon fällt erst 489; Hipparch wird getödtet 512, und für den Anfang der jährigen und zehnjährigen Archonten in Athen sind Jahre (686 u. 756) angenommen, welche beweisen, dass dem Vf. keines der gründlicheren und umfassenderen Werke über die griechische Zeitrechnung muss zu Gebote gestanden haben, so wie er bey der röm. Geschichte Allmeloveen's Fasti nie verglichen haben muss. Auch fehlt unter den historischen Vorkenntnissen, auf die Hr. *Sch.* so eifrig dringt, gänzlich eine Anweisung, die Jahre in der alten Geschichte zu berechnen. In Ansehung der Begebenheiten wird der gelehrte Vf. auch Manches zu berichtigen finden; nur freylich muss er diese Berichtigungen nicht in Remers alter Geschichte suchen; Remer hatte wirkliche Einsicht in mehrere Theile der neueren Geschichte, die alte Geschichte kannte er nur aus neueren Bearbeitungen. Damit der Leser selbst urtheilen könne, geben wir eine kurze Probe, die freylich nicht so kurz seyn sollte, denn es ist die Geschichte der *Phönizier*, die hier S. 96—99 auf drey Seiten abgethan wird. „Quellen sind die griechischen Geschichtschreiber von Herodot an. [Also Homer nicht?] Aus der ältesten Geschichte der Phönizier wissen wir nur, dass sie Hamiten waren [damit wissen wir freylich wenig], und erst lange am *arabischen* [?] Meerbusen wohnten, bis sie sich des Handels und der Schifffahrt *wegen* [?] an der Küste des Mittelmeers *zwischen* [?] Palästina und Syrien niederliessen. [Ist nicht Sidon Canaans erstgeborner Sohn?] Ihr Hauptgewerbe war Handel mit eigenen —, mit fremden Producten und Fabricaten. Ihre Schifffahrt reichte in Asien vom schwarzen Meer bis Indien. Umfasste in Afrika die Nord- und West-Küste [soll wohl Ostküste heissen?], ging in Europa bis zur *Ostsee* [!]. Folgen ihres Handels waren National-Reichthum und Kolonieen; ihre Erfindungen, ausser Glas und Purpurfärberey, auch die Buchstabenschrift. Unter mehreren kleinen Königreichen, die *alle* auf das Gebiet *einer* Stadt eingeschränkt waren [?], und blofs durch ein religiöses Band zusammenhingen, sind die bekanntesten Sidon und Tyrus. — *Sidon's Flor* 1720. [?] Seit 1047 wahrscheinlich mit Tyrus unter einer Regierung, nachher wieder unter eigenen Königen. [Von Sidon's Handel, Meerfahrt, schönen Häusern und angestaunten Kunstarbeiten im trojanischen oder homerischen Zeitalter kein Wort!] 717 erliegt Sidon dem Salmanassar! 583 erobert es Nebukadnezar, und verbindet es mit Babylonien. 537 persisch, empört sich 351, kömmt unter Alexander 332. — *Tyrus* gegründet 1251. Abibal, der erste bekannte König 1047. Hiram, sein Sohn. 885 Pygmalion, Dido's Flucht. 717 Tyrus hält sich gegen Salmanassar [von der Blüthe, den Artikeln und den Gegenden des tyrischen Handels kein Wort, wiewohl die bekannten Stellen in Jesaias und Hesekiel hier so passend verglichen werden], 577 [?] erobert durch Nebukadnezar. Inselstadt Neutyrus, seitdem der Sitz des Welthandels, nach einigen ba-

bylonisch, nach anderen unabhängig, wird 537 dem Cyrus zinsbar, empört sich 351, und 332 trotzt unter allen phönizischen Städten nur Tyrus der macedonischen Oberherrschaft; nach schrecklicher Belagerung erobert und zerstört." — Ebenso hat der Vf. bey der ägyptischen Geschichte dem mündlichen Unterricht viel nachzutragen überlassen: es scheinen ihm hier, wie in anderen Theilen der alten Geschichte, die besseren Ausgaben der alten Autoren und Gelegenheit, neuere Werke zu vergleichen, gefehlt zu haben. Mitford, den er doch citirt, kann er unmöglich selbst verglichen haben. Von Chateaubriand's Reise muss keine Kunde zu ihm gekommen seyn: denn Sparta liegt ihm noch auf dem heutigen Misitra (die Ruinen Sparta's heissen bey den Umwohnenden *Paläochori*). Überhaupt empfehlen wir dem Vf., weil er es nirgends anführt, auch keine Spur ist, dass er es benutzt habe, Beck's allgemeine Welt- und Völker-Geschichte, besonders nach der neuen Ausgabe, von der wir 1813 den ersten Theil erhalten haben: nach dieser kann er ziemlich zuverlässig durchweg die Versehen seines Buchs, vorzüglich die chronologischen Bestimmungen, bessern und berichtigen.

V. S. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Heidelberg*, b. Engelmann: *Traité sur la question de savoir si, et en quel sens, les donations entre vifs de biens présens font passer au donataire les dettes et charges du donateur.* Par *E. Theodore Hilgard*, licencié en droit. 1812. 76 S. 4. (12 gr.)

Eine sehr wohlgerathene Abhandlung über einen sehr interessanten Gegenstand! Die französischen und deutschen Schriftsteller über den Code Napoleon übergehen die hier aufgeworfene Frage entweder ganz mit Stillschweigen, und das ist der gewöhnliche Fall, oder aber sie folgen blindlings dem von *Grenier* aufgestellten Systeme, und das ist wo möglich noch schlimmer. *Greniers* System ist im Wesentlichen folgendes: 1) Bey einer Schenkung unter einem Singular-Titel, d. h. welche nur eine, oder mehrere Species, oder einen absolut bestimmten Theil (*pars quanta*) des Vermögens des Gebers zum Gegenstande hat, haftet der Donatar in der Regel gar nicht für die Schulden des Gebers, es wäre denn, dass er sich zur Bezahlung aller, oder eines Theils derselben verpflichtet hätte, in welchem Falle er dann aber auch direct von den Gläubigern soll in Anspruch genommen werden können. Auch verstehe es sich von selbst, dass die Rechte hypothekarischer Gläubiger durch die Schenkung nicht beeinträchtigt werden. 2) Macht hingegen das ganze Vermögen, oder ein aliquoter Theil desselben den Gegenstand der Schenkung aus: so hat sich der Donatar entweder zur Bezahlung aller, oder eines Theils der Schulden verpflichtet, oder nicht. Im ersten Falle haftet er den Gläubigern direct und unbedingt für die übernommene Summe; im zweyten Falle ist derselbe zwar auch von Rechtswegen und persönlich zur Bezahlung der Schulden nach Verhältniss des ihm geschenkten Vermögenstheils den Gläubigern verpflichtet, jedoch kann er nicht *ultra vires donationis* darauf belangt werden. — Dieses System, welches offenbar seinen Grund in einer Verwechselung des Donatars und Legatars hat, greift der Vf. als den allgemeinen Rechtsprincipien, dem römischen Rechte und dem Code Napoleon widerstreitend an, und widerlegt es mit vieler Gründlichkeit. Sodann stellt er sein eigenes System auf, welches sich im Wesentlichen auf folgende Sätze zurückbringen lässt: 1) Reallasten gehen mit der Sache, auf welcher sie haften, unbedingt auf den Donatar über. Eben so kann derselbe 2) wegen einer persönlichen Schuld des Schenkers mit der hypothekarischen Klage in Anspruch genommen werden, wenn er die für jene verpfändete Sache erhalten hat. 3) In Ansehung aller übrigen persönlichen Schulden des Schenkers können die Gläubiger in keinem Falle, die Schenkung mag nun das ganze Vermögen, oder einen relativ, oder absolut bestimmten Theil desselben begreifen, der Donatar mag sich zur Bezahlung aller, oder gewisser Schulden gegen den Schenker verpflichtet haben, oder nicht, den Donatar selbst und persönlich in Anspruch nehmen, sondern sich der Regel nach immer nur an den Schenker halten (a. 1165), es wäre denn, dass vom Donatar die Bezahlung einer Schuld bey der Schenkung ausdrücklich zum Vortheil und zur Begünstigung eines Gläubigers (*dans l'intérêt du créancier et pour lui faire une liberalite*) übernommen wäre, in welchem Falle dieser den Donatar (nach a. 1121) persönlich in Anspruch nehmen kann, so wie es denn übrigens den Gläubigern (nach a. 1166. 1167), im Fall der Schenker durch die Schenkung insolvent geworden seyn sollte, frey steht, sowohl seine etwanigen Rechte gegen den Donatar in seinem Namen (*en son nom et comme des ayant cause*) geltend zu machen, und den Umständen nach die Schenkung — als *in fraudem creditorum* vorgenommen, anzufechten. — Dieses System, welches, wie man bald bemerken wird, im Wesentlichen auch mit den Grundsätzen des römischen Rechts übereinstimmt, entwickelt und vertheidigt der Vf. mit solcher Deutlichkeit und so siegreichen Gründen, dass sich gegen die Richtigkeit desselben wohl schwerlich etwas möchte einwenden lassen. — Angehängt sind einige Disputirsätze aus dem römischen und französischen Rechte.

Φ. μ.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Über körperliche Verletzungen in so weit, als sie das Verbrechen der Tödtung bilden.* Von Dr. *Johannes Kopp*, Hofgerichts-Advocaten zu Hanau. 1812. 44 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat die Grundsätze von der Zurechnung körperlicher Verletzungen, je nachdem sie mit und ohne die Absicht zu tödten zugefügt wurden, und den Tod allein und ohne Hinzukommen anderer zufälliger Umstände, oder nach Einwirkung derselben u. s. w. hervorgebracht haben, desgl. die Verschiedenheiten der körperlichen Verletzungen selbst, richtig und in bündiger Kürze dargelegt. Allein etwas Neues und Besonderes giebt er nicht. Alles, was hier gesagt ist, findet sich schon umständlicher in den Schriften von *Grolman*, *Salchow*, *Stübel*, *Tittmann* u. A. m. Von der Nothwendigkeit, diese Lehre gesetzlich durch eine Verordnung zu normiren, nach welcher der Eintritt der Strafe bloss von der *vollkommenen Beendigung der Handlung*, *ohne Rücksicht auf den Erfolg derselben*, abhängig gemacht wird, hat der Vf. nichts erwähnt. Das *österreichische* und neue *baierische* Strafgesetzbuch bringt diese Lehre durch Aufnahme dieses Grundsatzes um Vieles weiter, und diess verdient allgemeine Nachahmung. — Der Anhang zur Geschichte der Obductionen S. 37 u. f. enthält mehrere Stellen aus allgemeinen und Local-Gesetzen, welche den frühen Gebrauch der Secanten in den Criminalgerichten beurkunden, und ist recht interessant.

Gr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1814.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Maurer: *Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher.* Von *Franz Passow*, zweytem Director des Conradinum zu Jenkau. Zweytes Programm des Conradinum bey dem Michaelis-Examen 1812. 140 S. 8. (14 Gr.)

Es liess sich erwarten, dass die vieljährigen Bemühungen des Hn. *Passow*, *Schneiders* kritisches griechisch-deutsches Wörterbuch durch allerley Nachträge zu bereichern, ihn zu besonderen Betrachtungen über eine zweckmässige Anlage griechischer Wörterbücher veranlassen würden, deren Resultat das vorliegende Programm enthält. Diese Betrachtungen empfehlen sich jedem Kenner der griechischen Sprache eben so sehr durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, als die vielfach eingestreuten Ergänzungen und Berichtigungen des *Schneider*'schen Wörterbuches, und die drey besonderen Beylagen zu gleichem Zwecke, von des Vfs. Fleiss und Belesenheit zeugen. Zwar äussert der bescheidene Vf.: „Niemand solle sich einbilden, dass die allgemeinen Bemerkungen geschrieben seyen, um neue Dinge zu lehren: sie sollten nur manches Vergessene wieder in Erinnerung bringen, manches an vielen Orten Zertrennte auf einen Punct zusammenfassen, endlich als Einleitung und Erklärung der drey Beylagen dienen." Dennoch hält sie Rec. der Beherzigung eines Jeden werth, welchem Vervollkommnung der Lexikographie nicht unwichtig dünkt, und indem er sie hier in der möglichsten Kürze darstellt, erlaubt er sich einige Gegenbemerkungen in denjenigen Puncten, worin er, wo nicht ganz verschiedener, doch abweichender Meinung ist.

Der Zweck eines Wörterbuches kann objectiv (bloss wissenschaftlich) oder subjectiv (besonderen Bedürfnissen angepasst) seyn: nur jenen bestimmt der gelehrte Vf. aus dem Standpuncte der lexikalischen Sprachforschung, weil sich diesem keine feste Grenze ziehen lässt. Das lexikalische Gebiet grenzt auf der einen Seite an das grammatische, auf der anderen an das hermeneutische oder exegetische Gebiet. Die Abgrenzung von jenem bestimmt die aufzunehmenden Wörter, die Abgrenzung von diesem die aufzunehmenden Bedeutungen derselben. Beide Abgrenzungen sind in einzelnen Fällen schwankend, so leicht sie im Allgemeinen zu bestimmen scheinen. Das Formale der Sprache gehört ins grammatische, das Materiale ins lexikalische Gebiet. Wenn aber ein Wort unter mehreren Formen vorkömmt: so muss jede Form, nicht bloss die gebräuchlichste, im Wörterbuche aufgeführt seyn. Hr. *P.* ist sogar geneigt, alle Wortformen, welche von der allgemeinen Regel abweichen, aus den Sprachlehren, deren Zweck bloss wissenschaftlich ist, in die Wörterbücher zu verweisen, und in jene nur die Gesetze aufzunehmen, die wieder Regel in das scheinbar Regellose bringen, so dass das Wörterbuch einer besonderen Sprache auch alle einzelnen Wortformen aufzunehmen hat, welche von den durch Analogie begründeten Eigenthümlichkeiten derselben abweichen. Dasselbe gilt von den isolirt dastehenden dialektischen Formen, in der griechischen Sprache besonders auch von den einzelnen Wortformen des lakonischen, böotischen, makedonischen, alexandrinischen Dialektes, u. dgl. Rec. glaubt, dass solche Formen als neutral zu betrachten seyen, und daher eben sowohl in die Grammatik, als in das Lexikon gezogen werden können. — Zwischen dem lexikographischen und hermeneutischen Sprachgebiete wagt Hr. *P.* keine feste Grenzlinie zu ziehen. Rec. scheint dieses nothwendiger, als die scharfe Abgrenzung zwischen Grammatik und Lexikon. Seinem Bedünken nach verhält sich das Lexikon zur Exegese, wie nach Hn. *P's.* Urtheil die Grammatik zum Lexikon. In das Wörterbuch, welches den gesammten Reichthum einer Sprache im Allgemeinen umfasst, gehört nämlich nur die Angabe allgemeiner und daraus fliessender besonderer Bedeutungen, deren Gebrauch jedem Schriftsteller überhaupt oder in einer besonderen Gattung des Stiles zu irgend einer Zeit freystand. Alle Bedeutungen aber, die nur an einzelnen Stellen isolirt dastehen, oder als Licenzen eines Schriftstellers zu betrachten sind, die kein anderer sich erlaubt hat, gehören bloss für Commentare oder exegetische Lexika einzelner Schriftsteller.

Ein wissenschaftlich angelegtes Wörterbuch der griechischen als einer ausgestorbenen Sprache soll mit möglichster Vollständigkeit alle Wörter und Wortformen umfassen, welche sich auf Denkmalen des Alterthums finden, sey es auch nur auf Scherben und Bruchstücken von Antiken und auf kunstlosen Münzen. Aber es soll nach Hn. *P's.* Meinung nur die historisch bekannten Formen aufnehmen, für deren Daseyn irgend ein Denkmal zeugt, nicht selbstgeschaffene Atomen, woraus der Sprachforscher die wirklich vorhandenen Wörter entstanden glaubt. Rec. unterscheidet hier zwischen alphabetisch- und etymologisch-geordneten Wörterbüchern. In beiden

hält er es für nothwendig, die Stammformen eines jeden Wortes anzudeuten; während aber in einem alphabetischen Wörterbuche die blosse Angabe derselben, bey einem historisch bekannten Worte genügt, müssen sie in einem etymologischen Wörterbuche, wenn gleich mit unterschiedenem Drucke bezeichnet, wirklich aufgeführt werden. Es versteht sich dabey von selbst, dass die angegebenen Stammformen nicht willkührlich angenommen, sondern auf eine erweisbare Analogie begründet seyn müssen. In Schulwörterbüchern würde sich Rec. mit der Aufführung historisch begründeter Wörter begnügen, aber keinesweges mit Hn. *P.* alle Wörter ausschliessen, die sich nach regelmässigen Ableitungen und Zusammensetzungen aus den Grundformen von selbst erklären. Sie müssen wenigstens angedeutet werden, und wo nicht vollständig erklärt, doch aus den bezeichneten Stammformen leicht erklärbar seyn. Die Frage, ob auch die Wörter aufzunehmen seyen, welche nur an sichtbar verdorbenen oder doch verdächtigen Stellen vorkommen, beantwortet Hr. *P.* dahin, dass sie auszuschliessen seyen, wenn sie offenbar den Stempel der Unrichtigkeit an sich trügen; aufzunehmen hingegen, sobald sie analogisch gebildet wären, und ihre Quelle bezeichnet würde. Nach Rec. Urtheil sind nur diejenigen Wörter auszuschliessen, welche auf blossen Conjecturen der Herausgeber beruhen, alle anderen verdächtigen Wortformen müssen mit der Andeutung des Zweifels an ihrer Ächtheit aufgenommen werden. Wenn Hr. *P.* dagegen mit *Schäfer* auch Eigennamen von Ländern und Personen aufgenommen wissen will, obwohl ohne die weitläuftigen geographischen, historischen und mythologischen Belehrungen, wie wir sie in den lateinischen Wörterbüchern eines *Forcellini* und *Scheller* finden: so kann Rec. nicht geradezu darin einstimmen, weil jede, auch noch so kurze, Erklärung von Eigennamen, selbst griechischer Länder und Personen, nicht den Sprachlexicis, sondern den Realwörterbüchern angehört. Ein Wort, das nicht vermöge seiner Ableitung oder Zusammensetzung, sondern nur durch Willkühr des Namengebers, eine Bedeutung erhält, kann nicht zum Sprachschatze eines Wörterbuches, am allerwenigsten eines wissenschaftlichen etymologischen Wörterbuches, gezählt werden. Nur solche Benennungen gehören, unserem Bedünken nach, in ein Sprachlexikon, die entweder durch den Gebrauch zu Appellativen geworden, oder aus Appellativen zu Eigennamen gestempelt, irgend eine Eigenschaft von Ortern oder Personen bezeichnen, wie Ὄλυμπος, Τέμπη, Ζεύς u. a. Götternamen, Ὅμηρος, Στησίχορος, Προμηθεύς u. a. mythologische Personennamen. Wenn aber Ableitungen oder Zusammensetzungen von Eigennamen gebildet, appellativisch gebraucht werden: so sind die Eigennamen wie Wörter aus einer fremden Sprache anzusehen, welche durch heimische Gestaltung das Bürgerrecht erhalten haben, und bloss als Stammformen der aufzuführenden Wörter zu erklären.

Die Zusammenreihung der Wörter als Materialien des Lexikons kann alphabetisch oder etymologisch seyn. Hr. *P.* billigt bloss die letztere Art, zumal für den wissenschaftlichen Zweck. Rec. trägt Bedenken, ihm hier beyzustimmen, und hält ein alphabetisches Lexikon mit einem etymologischen Register für das zweckmässigste: dieses zur Belehrung und Übersicht des ganzen Sprachschatzes nach Geschlechtern und deren Branchen, jenes zur Bequemlichkeit des Gebrauches. Rec. redet damit nicht der Faulheit der Benutzers das Wort; sondern die gewöhnliche Bestimmung eines Wörterbuches als blosser Materialiensammlung scheint ihm eine alphabetische Anordnung der Wörter nothwendig zu machen. Soll ein Wörterbuch das tiefere Eindringen in den Geist der Sprache und ihrer Wortbildung befördern: so muss es freylich etymologisch angelegt, aber mehr im systematischen Vortrage einer Grammatik, als in der gewöhnlichen lexikalischen Form abgefasst seyn, damit es von Anfange bis zu Ende durchstudirt, nicht bloss zum Nachschlagen und Aufsuchen unbekannter Wörter gebraucht werde. Ein zum Nachschlagen bestimmtes Wörterbuch kann nur durch die alphabetische Anordnung seinen Zweck vollkommen erreichen. Denn wer darf sich einer solchen Infallibilität im Etymologisiren rühmen, dass er vor Fehlern in der etymologischen Anordnung gesichert wäre? Jedes falschgeordnete Wort ist aber so gut als verloren für den, welcher ein Wörterbuch bloss zum Nachschlagen gebraucht. Und gesetzt, der Vf. des etymologischen Wörterbuches hätte nirgends gefehlt: wie kann er von Anderen, zumal von Anfängern, eine gleiche Einsicht in die Sprache erwarten, dass er immer wissen könne, wo er das gewünschte Wort zu suchen habe? Wer vermag überdiess die Grenzen zu bestimmen, wie weit man in der Etymologie eines Wortes zurückgehen soll? Je mehr der Vf. eines etymologischen Wörterbuches die Entstehung der Sprache erforscht hat; desto kühner wird er in der etymologischen Anordnung seyn, aber auch desto unbrauchbarer wird das Buch für jeden Anderen, welcher der kühnen, wenn gleich noch so begründeten, Etymologie zu folgen nicht im Stande ist. Dazu kömmt, dass die zusammengesetzten Wörter (und streng genommen sind alle Derivata nur Composita, ja selbst die Flexionen ursprünglich eigene Wörter, die ein Etymologikon nicht unerklärt lassen darf), selbst nach Hn. *P's.* Geständniss, in einem etymologischen Wörterbuche eine doppelte und dreyfache Stelle einnehmen müssen, wenn man nicht einem Theile der Zusammensetzung vor dem anderen den Vorzug einräumen will. Dass aber dieses Letztere wieder mit allerley Nachtheilen verknüpft sey, hat Hr. *P.* selbst nicht verkannt, und darum eine mehrfache Aufführung zusammengesetzter Wörter, wiewohl nur mit einmaliger Erklärung unter dem Hauptworte, angerathen. Eben dieses wird der Fall seyn, wo die Abstammung eines Wortes streitig ist, ohne dass gleichwohl ein alphabetisches Register zur Auffindung der Wörter mit ungewisser Herleitung entbehrt werden könnte. Endlich widerspricht sich Hr. *P.* gewissermassen

selbst, wenn er eines Theils auch die Aufnahme geographischer und historischer Eigennamen fodert, die sich nicht immer auf ein griechisches Stammwort zurückführen lassen, anderen Theils nur historisch bekannte Wörter ins Lexikon aufgenommen wissen will, da doch ein Etymologikon nothwendig von muthmasslichen Atomen ausgehen, und alle verlorenen Zwischenglieder in der Reihe der von einander abstammenden Wörter ergänzen muss. Ein wissenschaftlich und systematisch abgefasstes Etymologikon, dem es mehr um Entwickelung der analogischen Gesetze der Wortbildung, als um Aufschichtung des ganzen Sprachschatzes zu thun ist, muss sogar mehr die ursprünglichen Atomen und muthmasslichen Zwischenglieder in der Reihe historisch bekannter Wörter berücksichtigen, als die vielfachen Ableitungen und Zusammensetzungen, deren Bedeutung sich aus den erläuterten Stammformen nach voraufgeschickten allgemeinen Regeln von selbst erklärt.

Was die Behandlung eines jeden einzeln aufgeführten Wortes im Wörterbuche betrifft: so muss 1) bey jedem Worte die grammatische Flexion angedeutet, und wo sie von der gewöhnlichen Regel abweicht, ausdrücklich angegeben seyn. *Adverbia qualitatis* wie die auf ως ausgehenden Adverbia der griechischen Sprache, können zur Ersparung des Raumes um so mehr als blosse Flexionen der Adjective betrachtet werden, da sie sich auch von Participien nach allgemeinen Regeln bilden lassen; aber ihr wirklicher Gebrauch darf niemals unbezeichnet bleiben. Wie mangelhaft noch *Schneider's* Wörterbuch in dieser Hinsicht ist, zeigt Hr. *P.* durch kleine Verzeichnisse von Communibus, die Hr. *Schneider* nur als Masculina angegeben hat, von Adjectiven zweyer und dreyer Endungen zugleich, von Vergessenheit in der Angabe abweichender Formen der Vergleichungsgrade, oder der Adverbien auf ως, besonders von Participiis Praeteriti Passivi. — Jedes Wort muss 2) nicht nur richtig accentuirt seyn, bey welcher Gelegenheit Hr. *P.* mehrere Mängel des *Schneider*'schen Wörterbuches, besonders aber die philologische Unsitte rügt, den griechischen Wörtern, die ausser allem logischem Zusammenhange als blosse Vocabeln dastehen, den Gravis zu geben; sondern auch die prosodische Aussprache und der metrische Gebrauch der Wörter muss überall, wo es sich nicht von selbst ergiebt, hinter dem aufgeführten Worte besonders eingeklammert seyn. *Schneiders* Vernachlässigung dieses Punctes wird von Hn. *P.* mit Recht stark getadelt. — Bey jedem Worte muss 3) sein schriftstellerischer Gebrauch genau angegeben und erwiesen seyn. Es dürfen also in einem vollkommenen Wörterbuche die Citate nicht fehlen, wodurch auf ihre Quelle und ihren Gebrauch hingewiesen wird; aber in diesen Citaten muss keine Willkühr, sondern ein so strenges Gesetz obwalten, dass dessen gänzliche Erfüllung sich von keinem Einzelnen, sondern erst nach langer Zeit von den vereinten Bemühungen mehrerer Philologen erwarten lässt. Die geringste Foderung ist es, dass die Citate nicht nur richtig, sondern auch genau seyn, nicht bloss den Schriftsteller nennen, sondern auch zur Selbstprüfung Buch und Capitel oder Vers angeben müssen. Bey Sammlungen von Stücken verschiedener Verfasser und aus verschiedenen Zeitaltern, z. B. bey der griechischen Anthologie, ist gegen *Schneiders* Sitte die nähere Bestimmung der Stelle schon darum unerlässlich, weil aus den Citaten besonders hervorgehen soll, in welchem Zeitalter und in welcher Gattung von Schriftstellern ein Wort im Allgemeinen oder in einer besonderen Bedeutung gebraucht worden. Wie mangelhaft in dieser Hinsicht *Schneiders* Wörterbuch noch sey, beweist Hr. *P.* durch kleine Sammlungen von Druckfehlern und Verstössen in den beygebrachten Citaten, oder von Citaten aus späteren Zeiten für Wörter, die schon im hohen Alterthum gebräuchlich waren, oder von Beyspielen, wo Hr. *Schneider* den Glossator mit dem Schriftsteller verwechselte, aus welchem der Scholiast das Wort anführt; ferner durch mehr oder weniger reichhaltige Verzeichnisse, woraus es sich ergiebt, dass Hr. *Schneider* einerseits fälschlich Formen aufführte, die gar nicht vorhanden waren, andererseits Wörter ohne Grund als zweifelhaft bezeichnete. So sehr in allen diesen Bemerkungen und vielfachen Belehrungen der fleissige, belesene und kenntnissreiche Philolog sich ankündigt: so sehr wundert es uns, die am schwersten zu befriedigenden Erfodernisse eines Wörterbuches fast gar nicht beachtet zu finden. Unserem Bedünken nach muss nämlich nicht bloss der älteste Schriftsteller, der ein Wort gebrauchte, citirt seyn, sondern auch der jüngste, wenn sich das Wort späterhin aus dem Gebrauche verlor; und nicht nur bey jedem Worte, sondern auch bey jeder Bedeutung muss, wo möglich, angegeben werden, wo si[e] zuerst, und wo sie zuletzt gefunden wird, damit das Zeitalter des Gebrauchs, so weit es sich chronologisch bestimmen lässt, für jede Bedeutung klar werde. Endlich muss bey jeder Bedeutung nicht nur durch Citate begründet seyn, in welcher Wortverbindung sie Statt findet, sondern auch, für welche Gattung des Stils sie gehört. Überhaupt ist 4) noch zu bemerken, dass man die Bedeutungen eines Wortes auf dreyerley Weise, historisch, logisch und ästhetisch bestimmen kann. In der ersten Hinsicht geht die Urbedeutung den späteren, in der zweyten die Grundbedeutung den abgeleiteten, in der dritten die allgemeine den bloss technischen, rhetorischen oder poetischen voran. Die Urbedeutung lässt sich selten durch ein Citat, meistens aber durch die Etymologie erweisen, welche deshalb bey keinem alphabetisch aufgeführten Worte fehlen darf. In der etymologischen Bestimmung der Urbedeutung geht man am besten immer nur auf das nächste wirklich vorhandene Wort zurück, wofern nicht das erklärte Wort selbst das erste historisch bekannte seines Stammes ist. Die Grundbedeutung eines Wortes ist von der Urbedeutung sehr verschieden, und geht erst aus der Absonderung des allgemeinen Begriffes aus allen

einzelnen in Gebrauch gekommenen Bedeutungen hervor, ohne jemals im Gebrauche gewesen zu seyn. In diesem Falle schickt man am besten die einzelnen etymologisch und historisch bestimmten Bedeutungen voran, und abstrahirt daraus am Ende die Grundbedeutung, mit Unterscheidung derselben von anderen Synonymen oder sinnverwandten Wörtern. Der technische, rhetorische oder poetische Gebrauch läfst sich meistens sogleich bey jeder historisch entwickelten Bedeutung durch Citate begründen; jedoch mufs dieses nicht ohne Bestimmung des ästhetischen Werthes geschehen, damit man die gemeinen Ausdrücke von den edeln unterscheiden lerne.

Alles dieses, was Rec. für das Wichtigste und Schwierigste hält, hat Hr. *P.* ganz aufser Acht gelassen; dagegen eifert er am Ende seiner Abhandlung ohne allen triftigen Grund wider diejenigen, welche ein deutsch-griechisches Wörterbuch für zweckmäfsig gehalten haben. Freylich kann ein schlecht abgefafstes deutsch-griechisches Wörterbuch mehr schaden als frommen; allein der Misbrauch hebt die Sache selbst nicht auf. Man mufs sich vielmehr bestreben, die deutsch-griechischen Wörterbücher nach gleichen Grundsätzen zu vervollkommenen, wie die griechisch-deutschen. Um in solchen Wörterbüchern ein schlechtes Griechisch zu verhüten, werden sie am besten ganz aus den vollkommensten griechisch-deutschen entworfen, so dafs beiderley Lexika fast gleichen Inhalt haben, und nur darin sich unterscheiden, dafs diese der alphabetischen Ordnung der griechischen, jene der alphabetischen Ordnung der deutschen Wörter folgen. Auf diese Weise wird durch die deutsch-griechischen Wörterbücher die Kenntnifs des Reingriechischen weit mehr befördert als gehindert, indem der verschiedene Geist der beiden Sprachen stärker in die Augen springt.

Angehängt sind die Beylagen zur Vervollkommnung der Lexika: 1) Übersicht der bey *Schneider* fehlenden Heterogenea. 2) Übersicht der Lücken, welche durch Oppianos Gedicht vom Fischfang, und das ihm zugeschriebene von der Jagd, in *Schneider's* Wörterbuch ausgefüllt werden, und zwar: a) Wörter, die bey *Schneider* ganz fehlen (ein sehr reichhaltiges Verzeichnifs mit vielen anderen eingestreuten Bemerkungen); b) Wörter, die *Schneider* mit Unrecht bezweifelt (ein sehr verzeihlicher und sogar lobenswerther Fehler, wenn er hier nicht eine Folge der Nachläfsigkeit wäre: denn ein Lexikograph soll jede Form so lange bezweifeln, bis er deren Quelle kennt.); c) von *Schneider* mangelhaft angegebene Endungen der Adjectiva; d) Unrichtige oder ungenügende Citate; e) Vermischtes, besonders Mängel in Angabe der Bedeutungen. 3) Übersicht der bey *Schneider* fehlenden Adjectiva auf ειδης und ωδης (beynahe 300 fehlende Beyspiele). Es ist nicht Rec. Sache, Nachträge zu diesen Nachträgen zu liefern: nur einige Bemerkungen mögen hier Raum finden.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Giefsen, b. Heyer: *Französisches Lesebuch für Anfänger und untere Schulclassen.* Bearbeitet von *A. de Beauclair*, grofsherzoglich-hessischem Hofrath, Director eines Handlungsinstituts und Lector der französischen Sprache am grofsherzogl. Gymnasium. Zweyte verbesserte Auflage. 1814. 125 S. 8. (6 Gr.) (S. die Recension Jahrgang 1808. No. 17.)

Halle, in der Waisenhausbuchhandlung: *Handbuch der gemeinnützigsten Kenntnisse für Volksschulen.* Beym Unterrichte als Materialien, und bey Schreibeübungen als Vorschriften zu gebrauchen. (Von *Friedrich August Junker*, Feldprediger.) Erster Theil. Achte Auflage. 18 Bogen 8. (24 Gr.) (Die erste Auflage erschien bereits 1787.)

Leipzig, b. Gräff: *Giebt es kein Schutzmittel gegen das Scharlachfieber und gegen die schrecklichen Menschenblattern?* Eine Unterredung zwischen dem Schulmeister und Richter zu Liebdorf, dem Wirthe, und der Wirthin zu Altheim, und dem Cantor zu Lobethal. Entworfen von M. *Christ. August Menzmann*, Pastor zu Leippa in der Ober-Lausitz. Dritte, ganz unveränderte Auflage. 1814. 122 S. 8. (6 Gr.)

Halle, in Commission der Waisenhausbuchhandlung: *Sonntagsbuch für Christen.* Auch in den Wochentagen erbaulich zu lesen. Zweyte verbesserte Auflage. Erstes Bändchen. 1814. XVI u. 192 S. Zweytes Bändchen. 1813. 244 S. Drittes Bändchen. 1813. 243 S. 8. (18 gr.)

Breslau, b. Wilh. Gottl. Korn: *Erweckungen zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit*, von *Daniel Krüger.* Neue vermehrte Ausgabe. VIII u. 266 S. 12. (8 Gr.)

Prag, b. Calve: *Katholisches Gebet- Erbauungsbuch im Geiste der Religion Jesu.* Verfafst von *J. J. Natter*, Commandeur des Ritterordens der Kreuzherren, geistlichem Rathe und Pfarrer an der Karlskirche zu Wien. Fünfte verbesserte, und durch 14 neue Betrachtungen vermehrte Auflage. 1814. VI u. 284 S. 8. — Dasselbe Buch in 12. 252 S. (20 Gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1804. No. 307.)

Gmünd, b. Ritter: *Gebetbuch für katholische Christen*, von *Joh. Th. Vogt.* Zweyte verbess. u. vermehrte Auflage. 1814. X u. 326 S. 8. (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 154.)

Altona, b. Hammerich: *Der schleswig-holsteinische Kinderfreund.* Ein Lesebuch für die Jugend besonders der vaterländischen Volksschulen. Zweyte Ausgabe, durchgesehen u. verbessert von *J. C. Möller*, Katecheten am Waisenhause in Altona. 1814. VIII u. 200 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Maurer: *Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher.* Von *Franz Passow*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In einer Nachlese von Heterogeneen wäre es nicht überflüssig und unzweckmäsig gewesen, eine Untersuchung vorauszuschicken, woher die Heterogeneen kommen. Es würde sich alsdann gezeigt haben, dass die meisten Heterogeneen mehr Folge verschiedener Numeralflexionen und veränderter Bedeutungen als verschiedener Wortformen sind. Untersucht man die homerischen Heterogenea: so findet man, dass auch bey den Griechen Statt fand, was man in unserer Muttersprache schon längst, weniger in der lateinischen, bemerkt hat. So wie es in der deutschen Sprache Wörter von doppeltem Pluralis, distributivus und collectivus, giebt, z. B. *Wort, Wörter* und *Worte; Ort, Örter* und *Orte; Land, Länder* und *Lande; Band, Bänder* und *Bande:* so giebt es dergleichen auch in der lateinischen, z. B. *locus, loci* und *loca; jocus, joci* und *joca;* und noch mehr in der griechischen Sprache, z. B. δεσμός, δεσμοί und δεσμά; θεσμός, θεσμοί und θεσμά, da denn das Neutrum den Pluralem collectivum bezeichnet. Hierauf gründet sich auch die veränderte Bedeutung vieler pluralischer Formen, die collectiv gebraucht werden; aber auch veränderte Bedeutung erzeugte Heterogenea, so wie Heteroclita. *Pierson* unterscheidet die Heterogenea νῶτος und νῶτον ungefähr wie die Lateiner die Heteroclita *tergus* und *tergum;* wir machen nur noch auf die lateinischen Wörter *dies* und *domus* aufmerksam. *Dies* als Masculinum ist der Tag, daher *meridies* der Mittag; *dies* als Femininum ist der Termin, die Frist, die Zeit im Allgemeinen, daher auch nur in Singular gebräuchlich. *Domus, us*, ist das Haus als Gebäude; *Domus, i*, das Haus als Wohnung und Heimat, daher nur *domi, domum, domo, domorum* und *domos* in der zweyten Declination vorkommen. So wie man eine Bedeutung zuweilen nur in einzelnen Casibus findet: so fügt es bald der Zufall, bald die Natur der Sache, dass entweder von einem masculinen Singular nur der neutrale Pluralis collectivus, oder von einem neutralen Singular nur der masculine Pluralis distributivus vorkömmt, z. B. *coelum, coeli* Himmel; *tartarus* (locus), *tartara* (loca) der Verdammungsort der Unterwelt. Mit der Zeit vergass man, woher ursprünglich Heterogeneen entstanden, und beobachtete theils die Unterschiede nicht genau, theils ahmte man sie in anderen Formen fälschlich nach. Daher schuf der spätere Sprachgebrauch, der die verschiedenen Geschlechter nur als verschiedene Formen ansah, viele Heterogeneen aus bloser Willkühr; noch andere Heterogeneen und verschiedene Pluralformen sind blose Provincialismen, wie im Deutschen *Hemde, Hemder* und *Hemden*, im Niedersächsischen *der Mantel* für Männer, und *die Mantel* für Frauen. Untersucht man nun das Verzeichniss von Heterogeneen bey Hn. *P.*: so sind die meisten davon willkührliche Schöpfungen späterer Dichter; fast alle sind Masculina Singularis und Neutra Pluralis, nur selten auch Masculina Pluralis, als: βόστρυχος, δάκτυλος, δεσμός, δίφρος, δρυμός, θεσμός, θύρσος, λύχνος, μοχλός, μυχός, ῥύπος, ταρσός, τάρταρος, τράχηλος, φιμός, χαλινός. Rec. will hier weder Nachträge liefern, noch einzelne Berichtigungen, z. B. dass ἐρετμά, die einzige Pluralform bey Homer, als die viel seltenere bezeichnet wird. Nur den Grundsatz tadelt er, nach welchem in der Übersicht der Adjective auf ειδής und ώδης die Form αἱμώδης um des Substantivs αἱμωδία willen als mit grösstem Unrecht von *Schneider* bezweifelt angegeben wird. Wenn man nicht Alles bezweifeln dürfte, wofür man kein sicheres Citat angeben kann: so hätte auch Hr. *P.* nicht die Adverbien auf ειδῶς und ωδῶς unbezeichnet lassen dürfen, wofür er kein Citat kannte. Bey θεώδης *gottähnlich* aus Hesychius, wofür Hr. *P.* θειώδης *schwefelicht* lesen will, hätte noch bemerkt werden sollen, dass Hr. *Schneider* mit anderen Philologen die homerischen Formen θεοειδής und θεουδής auf eine der gesammten griechischen, wie der besonderen homerischen Sprache ganz fremde Weise für gleichbedeutend hält. Θεουδής bedeutet bey Homer überall *gottesfürchtig*, und scheint daher aus θεοδδεής durch falsche Veränderung der ursprünglichen Schreibart θεοδεής entstanden zu seyn. Dergleichen Verwechselungen verschiedener Formen bey Homer giebt es mehrere: wir bemerken hier nur δῖος *edel* und θεῖος *göttlich*, ἀντίθεος *Göttern gewachsen im Kampf* (wie ἀντιάνειρα) und θεοειδής *Göttern gleich an Gestalt*, θυήεις *opferreich* (von θύος) und θυόεις oder θυώδης *wohlriechend* (von θύον), μέλλω mit dem Infinitivo Futuri *ich gedenke zu thun* u. s. w. und μέλλω mit dem Infinitivo Präsentis oder Aoristi *ich werde thun, thue vermuthlich* u. s. w., der missverstandenen Wörter nicht zu gedenken, wie σχέτλιος

launig (von σχίσις), ὢ πόποι eine Interjection mit wiederholter Stammform, wie *μαμαι, παμφαίνω hellstrahlen*, nicht *ganz strahlen*, als wäre es ein Compositum. VI — VII.

PÄDAGOGIK.

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Anweisung zum Gebrauch der Bibel in Volksschulen.* Erster Theil. Grundsätze der Behandlung. 1813. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein herrliches Buch, das wir allen Schullehrern nicht genug empfehlen können, wenn sie auch nicht in allen Puncten mit den darin geäusserten Grundsätzen übereinstimmen sollten. Ungeachtet der Vf. sich nicht genannt hat: so verrathen ihn doch die ganze Schreibart, besonders die kurzen Perioden, die oft so treffenden Vergleichungen, und die sonst schon geäusserten Meinungen. Es ist derselbe, welcher uns schon mit so vielen nützlichen Schulbüchern aus derselben Verlagshandlung beschenkt, und die in gewisser Hinsicht originellen Predigten zum Vorlesen geliefert hat. Welcher Schullehrer seine Bibel, dieses alte heilige Buch, in seiner Schule auf eine würdige und zweckmäsige Art brauchen will, der nehme dieses Buch zur Hand; er wird darin, wenn auch nicht immer neue, doch gewiss sehr nützliche Belehrungen finden. Wir halten es der Mühe werth, den Inhalt der Schrift etwas näher anzuzeigen, die in Capitel eingetheilt ist. Cap. 1. *Wichtigkeit des Gegenstandes.* Dieses Capitel dient statt der Vorrede und Einleitung, und giebt von der Absicht dieser Schrift Nachricht. „Weil mir es so scheint (S. 3), als ob nicht wenige meiner Amtsbrüder kaum recht wüssten, was sie mit diesem herrlichen Lehrmittel (der Bibel) anfangen, was sie aus der Menge der Gegenstände überhaupt ausheben, vielleicht auch für jede Classe der Lehrlinge besonders hingeben sollen, weil in ihr so vieles Unverstandene, Missverstandene, so vieles oft Gemissbrauchte daliegt, was der päpstlichen Kirche wenigstens den Vorwand darbot, sie den Händen des Volks gar nicht zukommen zu lassen: so fühle ich um desto tiefer die Nothwendigkeit, auf die Mittel, sie recht zu verstehen, auf die Weisheit, mit der sie in der Schule behandelt werden muss, meine ganze Aufmerksamkeit zu richten." Cap. 2. *Schwierigkeiten bey Behandlung der Bibel in Volksschulen.* Der Vf. findet sie theils in dem fast zu grossen Umfange der biblischen Bücher für die wenigen Lehrstunden, worin so Vielerley getrieben werden soll, theils in dem für unsere Sitten ganz fremden Tone, welcher in den biblischen Büchern herrscht, theils endlich in den verschiedenen Erklärungsarten, welche der Schullehrer, der gelehrten Sprachen unkundig, nicht immer gehörig prüfen kann. Cap. 3. *Eigenthümliche Vorzüge, welche die Bibel dem Volksschullehrer werth machen müssen.* Die Mannichfaltigkeit des Tones und des Inhalts, die schönen Gleichnissreden, die herrlichen Sentenzen, die oft rührenden Geschichten passen alle für das Kindesalter. In einer Schule giebt es Kinder von verschiedenen Bildungsstufen, und für jedes Alter giebt die Bibel befriedigende Nahrung. Der kleine Knabe nimmt keinen Anstoss daran (S. 14), wenn es auch Gott einmal bereuet, dass er Menschen gemacht hat; er steht ungefähr eben da, wo die damaligen Völker standen, die diess dachten. Der Knabe, näher dem Jünglingsalter, bedarf eines Gottes, in dem keine Veränderung, kein Wechsel des Lichts, und der Finsterniss ist, und er findet ihn in derselben Bibel, nur in einem Zeitraume, wo die Jünglingskraft des Menschengeschlechts es fähig machte, bald den unmittelbaren Unterricht zu entbehren. Selbst die Erzählungsart der Bibel, die häufigen Verbindungen durch *Und* und *Da*, das Anführen der redenden Personen, die Sitte, die einzelnen Dinge herzunennen, wo die gebildete Sprache die Gattung nennt — diess alles entspricht dem kindlichen Sinne. Selbst, heisst es S. 17 sehr gut, der Umstand, dass ich in der Bibel so Manches erklären muss, dürfte, genau angesehen, meiner Schule mehr Gewinn als Nachtheil bringen. Was ist denn die Hauptabsicht, warum sich meine Kinder um mich versammeln. Wahrhaftig nicht die Mittheilung einer gewissen Masse von Wahrheiten, sondern die Bildung ihrer Kraft. Mit dieser sollen sie einst wuchern und mehr gewinnen, als ich ihnen zu geben vermochte. Dem Lehrer, der bloss Erkenntnisse mittheilen will, ist das Buch, das nichts zu erklären übrig lässt, das Liebste. Dem Lehrer aber, dem die Kraftbildung seiner Kinder am Herzen liegt, wäre mit einem Buche, in dem es nichts zu erklären giebt, gar nichts gedient. — Unser Volk soll keine fremden Schriftsteller studiren. Aber die im morgenländischen Tone geschriebene Bibel giebt dem Lehrer die schönste Gelegenheit an die Hand, den Geist des Volks in Thätigkeit zu setzen, wie der Geist des Gelehrten durch die Griechen und Römer in Thätigkeit gesetzt wird. Cap. 4. *Mittel, die Achtung gegen die Bibel schon bey den Kindern hervorzurufen.* Sehr zweckmäsig; nur halten wir es nicht ganz für verwerflich, Kindern, die zum ersten Male die Bibel in die Hände bekommen, sie mit einer gewissen, freylich nicht theatralischen Feyerlichkeit zu übergeben. Die Sonne, spricht der Vf. zwar, macht keine Musik, wenn sie aufgeht; aber, antworten wir, sie verbreitet dafür desto mehr Glanz und strahlendes Roth bey ihrem Aufgange. Cap. 5. *Wie der Bibel ihre Achtung auch für die Zukunft gesichert werden soll.* Genau genommen, war diess Capitel unnöthig. Denn beruht die Achtung gegen die Bibel auf sicheren Gründen: so ist sie auch für die Zukunft gesichert. Cap. 6. *Was soll die Bibel?* Nicht recht zufrieden kann die Logik mit den hier gegebenen fünf Ansichten seyn, die der Vf. bey den Bibellectionen berücksichtiget wissen will: denn No. 3, 4 und 5 sind offenbar denen von No 1 und 2 untergeordnet. Cap. 7. *Wie viel von der Bibel gehört für die unteren Clas-*

sen? Mit Recht wird bewiesen, dass die ganze Bibel nur für die Oberclasse gehört, zugleich aber eine Auswahl von leichten Sprüchen gegeben, welche in der unteren, und wieder von anderen, welche in der mittleren Classe gelehrt werden können. Cap. 8. *Aus allen Haupttheilen der Bibel werde in der Oberclasse gelesen.* Gern einstimmen wird jeder Denkende, wenn es S. 76 heisst: Daher schien mir immer unter den unzähligen Schulthorheiten diese eine der thörichtesten, dass man ehemals das Kind von der Lesung des neuen Testaments erst zur Benutzung des alten leitete, dass man ihm das Elementarbuch zuletzt gab, und es also gleichsam von der Höhe herabsteigen liess, anstatt es allmählich zu erheben. Die einzelnen Theile der Bibel greifen in einander ein. Das neue Testament ohne das alte ist eine Fortsetzung, die nur zur Hälfte verständlich ist, wenn man den Anfang nicht gelesen hat." Cap. 9. *Nicht die ganze Bibel kann und soll gelesen werden.* Es werden sechs Ursachen angeführt, eine Bibelstelle zu überschlagen: Armuth an Gehalt überhaupt, Mangel an Wichtigkeit für die Verhältnisse unserer Gegenden und Zeiten (nur verlangt oft der historische Zusammenhang, dass man solche Stellen, wo nicht lesen lasse, doch wenigstens den Zusammenhang ergänze), Schwierigkeit der Erklärung, unfruchtlose (soll heissen: fruchtlose) Wiederholung, allzugrosse Weitschweifigkeit und bedenkliche Erwähnung der Geschlechtsneigungen. Cap. 10. *Verzeichniss derjenigen Stellen, welche* a) *gelesen werden müssen,* b) *gelesen werden können, aber nicht müssen,* c) *überschlagen werden müssen.* Der Vf. sagt mit Recht, dass hiebey Vieles auf die Einrichtung der Schule, ob nämlich die Bibel das einzige Lesebuch der Oberclasse ist oder nicht, auf den fleissigen oder nicht fleissigen Schulbesuch, und auf die Kraft der Mehrzahl unter den Kindern ankomme. Dass nicht Mancher an der hier gegebenen Auswahl noch Manches geändert wissen sollte, ist freylich nicht zu erwarten. Indessen empfehlen wir diese Auswahl den Schullehrern, die nicht immer selbst prüfen können, von ganzem Herzen. Cap. 11. *Äussere Einrichtung der Bibellectionen.* Weder Auszüge noch neue Übersetzungen billiget der Vf. zum Gebrauch in Schulen. Weniger stimmen wir ihm darin bey, dass er auch das Sprücheaufschlagen verwirft. Zuweilen bloss diese Übung vorgenommen, ist sie gewiss den Kindern eben so nützlich, als sie ihnen Vergnügen gewährt. Cap. 12. *Über Einleitungen in die Bibel überhaupt.* Man befolgt in Schulen in dieser Hinsicht gewöhnlich drey Wege. Entweder man wählt für die Einleitung in die Bibel eine besondere Lection; oder man giebt diese Einleitung, so oft man mit dem Lesen der Bibel wieder einmal von vorn anfängt; oder man verwebt das Dahingehörige gelegentlich in den ganzen Bibelunterricht. Natürlich wird die letzte Art gebilliget. Cap. 13. *Über Einleitungen in die einzelnen biblischen Bücher.* Es wird der Rath gegeben, entweder gar keine oder nur sehr kurze Einleitungen zu geben, und das Meiste bey dem Lesen des Buchs selbst einzuschalten. Beyspiele solcher kurzer Einleitungen in die biblischen Bücher werden hier mitgetheilt. Cap. 14. *Unvollkommene Begriffe der Vorzeit in Bezug auf Gott, seine Eigenschaften und Offenbarungen.* Dieses Capitel sollte eigentlich überschrieben seyn: Wie sich der Lehrer in der Schule bey den unvollkommenen Begriffen von Gott und seinen Eigenschaften, die man hie und dort im A. Testamente findet, verhalten soll? Und die Winke, die hier gegeben werden, sind sehr zweckmässig. Cap. 15. *Unvollkommene Begriffe der Vorzeit in Bezug auf Vorsehung und ihre Werkzeuge, Engel und Wunder.* Cap. 16. *In Bezug auf Tugend und ihre Foderungen.* Bey beiden Capiteln gilt die vorige Bemerkung in Ansehung der Überschrift. Möchten die hier gegebenen Rathschläge von allen Schullehrern befolgt werden! Cap. 17. *Die Bibel als Übung im Lesen.* S. 243. „Ich würde zum gewandtesten Declamator sagen: kannst du die Bibel recht lesen, so bist du Meister in deiner Kunst." Wenn aber der Vf. zwischen richtig, mit Verstand und mit Ausdruck lesen, unterscheidet: so begreift das richtige Lesen schon die beiden letzteren; wenigstens kann man nicht wohl mit Ausdruck lesen, wenn man nicht mit Verstand lieset. Cap. 18. *Die Bibel als Erkenntnissquelle der christlichen Glaubenslehre.* Darin möchten dem Vf. doch nicht Alle beystimmen, dass er bey Bibelsprüchen, die zum Beweise gewisser Lehren angeführt werden, alle Ausdrücke, die nicht gerade zum Zwecke führen, entweder ganz unberührt lässt, oder schneller bey ihnen vorübergeht. Das Letzte ist nothwendig; aber wenn sie schwer sind, sollen sie da nicht erklärt werden? Soll der Ausdruck, der S. 269 zum Beyspiel angeführt wird, bey der Lehre von der Erniedrigung Jesu: er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu seyn, den Kindern so unverständlich bleiben, wie er es ist? — Cap. 19. *Die Bibel als Gesetzgeberin im Reiche der Sittlichkeit.* Cap. 20. *Behandlung der biblischen Geschichte.* Cap. 21. *Behandlung der Gleichnisse Jesu.* Cap. 22. *Katechisation über einzelne Bibelverse.* Cap. 23. *Die Bibel als Gedächtnissübung.* Cap. 24. *Die Bibel als Hülfsmittel bey den unmittelbaren Verstandesübungen der Oberclasse.* Cap. 25. *Die Bibel als Hülfsmittel zur Bildung des Geschmacks.* Cap. 26. *Die Bibel als Veranlassung, dem Volke die nothwendigsten Nebenkenntnisse mitzutheilen.* Cap. 27. *Die Bibel als Material zu schriftlichen Ausarbeitungen in der Volksschule.* Letztes Capitel. *Die Bibel als Erbauungsbuch für den Lehrer selbst.*

Von Pflicht und Gewissen gedrungen, bitten wir Prediger und Schullehrer, diese Schrift nicht ungelesen zu lassen. R.

LEIPZIG, b. Rein: *Beyträge zur Vertheidigung der pestalozzischen Methode,* von *Johann Ernst*

Plamann. Erstes Heft. 1812. XIV u. 123 S. 8. (12 Gr.)

Der Beyträge, welche dieses Heft enthält, sind zwey. Der erste ist überschrieben: *Des Herrn ... Bernhardi Begriff von Methode.* Der zweyte: *Fragen an den Hn. ... Snethlage über einige seiner Meinungen und Behauptungen von Pestalozzi's Methode.* Man begreift sofort, dass der zweyte Aufsatz hieher gehört: in welchem Sinne aber auch der erste als Beytrag zur Vertheidigung der pestalozzischen Methode geltend gemacht wird. Dieses, und damit das ganze Unternehmen erklärt und charakterisirt sich in folgenden Worten des Vfs.: „Nun ist es wirklich befremdend (S. 4), wenn man Hn. *B's.* Lehrgebäude betrachtet, und sich wundert, wie schön alles Fachwerk in seinen Theilen abgemessen und abgecirkelt und in allen Nuthen, Fugen und Gelenken verschränkt und verkröpft ist, auch *P's.* Methode so *bey- und untergeordnet* zu finden, als ob des Künstlers ordnendes Princip das einzig wahre wäre, dem zufolge *P's.* Leben (*sic*) nur so hie und da in eine Fuge eingezwängt werden müsse. *Wir können also nicht umhin*, jenes Lehrgebäude sowohl in seinem Fundament als in seinem Fachwerk näher zu beschauen, um, der Wahrheit getreu, auszumitteln, ob *Pestal's.* Methode *eine so schmackvolle Einmaurerey* verdiene."

So wie der Vf. schlechthin keinen anderen Ruhm mehr kennt, als den, *ein Pestalozzischer*, nicht aber *Er Selbst* zu seyn: so theilt er, wie man sieht, auch jene bekannte Sprache der Schule, in welcher häufig ein widriges Gemisch kleinlich ausgepinselter Bilder und nichts sagender Tautologieen eine bündige Gedankenfolge und einen bestimmten Ausdruck ersetzen soll. Da übrigens Hr. *Bernhardi* nach Allem wenigsten, was hier von ihm bekannt wird, gar nicht als eigentlicher Gegner der pestalozzischen Methode aufgetreten ist, sondern seine ganze Versündigung nur darin zu bestehen scheint, dass er einen Begriff von Methode zu haben wagt, nach welchem er pestalozzische Ideen auf eigenthümliche Weise zu gebrauchen versucht: so kommt in diesem ganzen Aufsatze von eigentlichen Anfechtungen der pestalozzischen Methode, die von Hn. *B.* ausgegangen wären, auch gar nichts vor. Wer aber nach der vorliegenden Schrift etwa zu beurtheilen wünscht, was Hr. *Pl.* an und für sich, und wenn er einigermassen *Er Selbst* zu seyn wagte, an Entwickelung und Feststellung allgemeiner pädagogischer Begriffe vielleicht vermöchte, der lese als das Gehaltenste und Zusammenhängendste, was in dem Buche sich findet, S. 57—92, die Parallele zwischen *der absoluten und relativen Methode.* Wir, die wir nicht nur überzeugt sind: 1) eine *wirklich auszuführende* absolute Methode sey ein pädagogisches Unding; sondern auch 2) *es gäbe gar nichts Relativeres*, als die *pestalozzi*'sche Methode, in ihrer in und ausser Yverdun getriebenen Praxis: *wir* finden keinen Beruf, uns näher in einen Streit einzulassen, der eigentlich kein Object hat. Nur ein Paar dieser Gegensätze geben wir daher zur Probe, und begleiten sie mit Antworten, so wie sie unseres Erachtens die relative Methode zu geben hat. „I. *Die relative Methode entwickelt mit dem Object; die absolute an dem Object.*" Die relative Methode entwickelt im Unterrichten, und unterrichtet im Entwickeln — *da, wo sie es deutlich und zuverlässig zu thun vermag;* die absolute Methode verliert sich in Selbsttäuschung und Missbrauch jugendlicher Kräfte, weil sie von dieser Beschränkung nichts wissen will. „III. *Die relative Methode kann keine Einheit des Formalen und Realen bewirken; die absolute macht sie durchaus nothwendig, und gründet darauf die Entwickelung in allen Stufengängen.*" Die relative Methode leistet die Einheit des F. und R., wo sie solche *unter obgedachter Bedingung* zu leisten vermag; die absolute Methode bringt (oder vielleicht richtiger: flickt) in das Bildungsganze *ein Stück von Vereinigungsschein*, welches, je grösser es ist, um desto mehr Verwirrung in diesem Ganzen hinterlässt. — „VIII. *Die relative Methode wirkt der Einheit der Natur entgegen, die ein Grundgesetz der absoluten ist.*" Die relative Methode *thut das Mögliche, und lässt das Unabhängige geschehen*, damit die Einheit der Natur (im Zöglinge) sich erhalte, befestige, ausbilde; die absolute Methode endigt damit, diese Einheit zu verwirren oder gar zu zerstören, weil sie dieselbe, eben kraft ihrer verengeten Absolutheit, im Ganzen wie im Einzelnen, und im Einzelnen wie im Ganzen, sichtbar leisten zu können nicht vermag.

Was Hn. *Snethlage* betrifft: so hatte derselbe sich wirklich unterfangen, die pestalozzische Methode unter die Hindernisse der Erziehung zu zählen. Seinen Absichten über das, was pädagogisch fördert oder hindert, scheint es im Allgemeinen an Wahrheit und Würde keinesweges zu fehlen. Ob er den vorliegenden besonderen Gegenstand in hinreichende Betrachtung gezogen, um über denselben bestimmt zu urtheilen, geht hier nicht näher hervor. Dass ein sclavisches Anhangen an pestalozzischen Ideen in der Praxis zu Beschränktheit, Einseitigkeit und Übertreibung führe, demnach der Erziehung eher nachtheilig als heilsam sey, davon liegen Erfahrungen vor; und dahin geht unsere aufrichtige Meinung, wenn wir auch eben so unbedingt zugeben, dass in den pestalozzischen Ideen Stoff zu nützlichen Anregung, so wie zur Fortbildung des Erziehungswesens, gelegen habe, und noch immer daraus zu entnehmen sey; wogegen Ansichten und Entschliessungen, wie Hr. *Pestalozzi* sie hier giebt und bekennt, weder dem Erziehungswesen überhaupt, noch selbst der Verbreitung und Benutzung *pestalozzi*'scher Ideen förderlich seyn können.

Ml.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Giessen, b. Heyer: *Theorie der französischen Sprache* von *F. L. von Meseritz.* 1813. XVI u. 306 S. 8. (20 gr.)

Nach den Äusserungen, die der Vf. in der Vorrede vorausschickt, scheint er diese Theorie vornehmlich für Lehrer der französischen Sprache bestimmt zu haben. Er glaubt, dass sein Buch von einem jeden Lehrer mit Nutzen bey seinem Unterrichte könne gebraucht werden, „in so ferne derselbe genug Scharfsinn besitze, nach Massgabe des Alters und der Fassungskraft seiner Schüler dasselbe anzuwenden" — und, setzt Rec. hinzu, wenn derselbe das, was der Vf. für die Brauchbarkeit des Buches zu thun unterlassen hat, aus eigenen Mitteln zu ersetzen im Stande ist. Wer es wie der Vf. sich zum Gesetze gemacht hat, im Vortrage der französischen Grammatik sich sklavisch an die französischen Sprachlehren zu halten, dem mag es, wie Rec. keinesweges bezweifeln will, erwünscht seyn, ihre Orakelsprüche in einer etwas strengeren Ordnung hier gesammelt und in deutscher Sprache bearbeitet zu finden; und gewiss ist es, dass sich dieses Werk bey allen Mängeln seines Stils noch immer besser lesen lässt, als das vor Kurzem herausgekommene nach eben derselben Methode angelegte des Hn. *Louis de Graimberg* (*Cours de Langue et de littérature françoise T. I. Grammaire*), wovon die Anzeige eines andern Recensenten in unserer A. L. Z. (1812. No. 85. 86) unseren Lesern vielleicht noch im Andenken ist. Aber wieviel an einer solchen Behandlung der Sprache, besonders für Deutsche, die deutsche Gründlichkeit auszustellen finde, das hat eben jener Recensent, dünkt uns, zur Gnüge dargethan; und wir dürfen nur, um uns Wiederholungen zu ersparen, auf die trefflichen Bemerkungen der genannten inhaltschweren Recension verweisen. Denn die dort gerügten Mängel sind grösstentheils Mängel aller französischen Sprachlehren, und finden sich auch in dem vorliegenden nach französischen Mustern bearbeiteten Werke wieder.

Hr. *v. M.* macht eben keine sehr hohen Foderungen an eine Grammatik. Denn sie ist ihm (S. V der Vorr.) „eine *blosse* Compilation der von Sachverständigen über ihren Gebrauch festgesetzten Regeln; das einzige Verdienst des Vfs. besteht in der Anordnung und in der Vermeidung von Unrichtigkeiten, zu welchem Behuf er aus den besten Quellen schöpfen muss." Dass diese Sachverständigen keine anderen seyn können, als die bekannten Dictatoren im Gebiete der französischen Sprachkunde, *de Wailly*, *Levizac*, *Beauzé*, *Boinvilliers* und vor Allen die Herren der *Académie françoise*, versteht sich von selbst; aber dass unter den besten Quellen, aus welchen Hr. *v. M.* geschöpft zu haben versichert, auch Hr. *von Graimberg* glänzt, das befremdet Rec. um so mehr, da Hr. *v. G.* selbst seine Arbeit für nichts mehr als eine Compilation ausgegeben hat. Also eine Compilation aus einer Compilation! Unser Vf. nennt das graimbergische Werk das einzige bisher in Deutschland erschienene dieser Art, das gelesen zu werden verdiene; und er scheint es als eine nicht geringe Empfehlung für das seinige zu betrachten, dass er, noch ehe ihm dasselbe bekannt wurde, eben dieselbe Unterrichtsmethode bey seinen Zuhörern mit dem glücklichsten Erfolge angewendet hat.

Und worauf gründet sich diese gepriesene Methode, die in dem französischen Sprachunterricht schier eine Revolution bewirken zu wollen scheint? Vornehmlich auf das wichtige Geheimniss, dass es in der französischen Sprache keine Declination giebt. Die Schüler sollen nicht mehr mit Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ und Ablativ gequält werden, sie brauchen nur unterscheiden zu lernen, was in einem Satze das *Sujet*, das *Verbe* und das *Régime* ist. Ein Nomen oder Pronomen nun steht entweder *en sujet* (Nominativ) und *en apostrophe* (Vocativ) oder *en régime* (in den *casibus obliquis*). Steht es *en régime*: so kann dieses auf mehr als eine Weise geschehen. Wird das Nomen unmittelbar durch das Verbum ohne Dazwischenkunft einer Präposition mit seinem Subjecte verbunden: so steht es *en régime direct* (Accusativ); aber es steht *en régime indirect*, wenn diese Verbindung mit dem Verbo oder einem anderen Nomen durch Präpositionen, vornehmlich *de* und *à* geschieht (Genitiv, Dativ und Ablativ). Die vermeintliche Declination des bestimmten Artikels (von einem unbestimmten will unser Vf. gar nichts wissen, er verweist *un*, *une* unter die Zahlwörter) ist nichts anders als die Zusammenziehung desselben mit den Präpositionen *de* und *à*; statt *de le*, *de les* spricht der Franzose *du*, *des*, statt *à le*, *à les* sagt er *au*, *aux*. Die persönlichen Pronomina *me*, *te*, *se*, *le*, *la*, *lui*, *leur*, *les*, die sonst bescheiden unter ihre Personen als Casus derselben zurücktraten, gehen jetzt als besondere, selbstständige Wörter hervor, und werden von ihren Verwandten *je*, *tu*, *il*, *elle* u. s. w. leicht dadurch unterschieden, dass sie nie *en sujet*, sondern immer *en régime* stehen, und zwar *en régime direct*, wenn sie sich mit keiner Präposition auflösen lassen (*Dieu nous aime*), oder *en régime indirect*, wenn sie sich durch ein ihnen entsprechendes *Pronom absolu* mit

à erklären laſſen (*Dieu nous donne tous les biens de la vie* d. i. *à nous*). Wer begreift nicht, daſs durch dieſe Anſicht ein groſser Theil der angenommenen grammatiſchen Terminologie ſich ändert? Wer macht nicht daraus ſogleich den Schluſs, daſs unter dieſer Vorausſetzung die meiſten Regeln der Syntax eine veränderte Geſtalt gewinnen müſſen?

Rec. geſteht, daſs er die Sache nie für ſo wichtig angeſehen hat, als ſie von den neueſten Sprachlehrern dargeſtellt wird. Es gehörte in der That wenig Scharfſinn zu der Entdeckung, daſs die franzöſiſche Sprache, ſo wie die italiäniſche, ſpaniſche, engliſche und andere Töchter der lateiniſchen, die verſchiedenen Verhältniſſe eines Nennwortes zu dem Verbo oder zu anderen Wörtern des Satzes nicht durch verſchiedene Endungsſylben bezeichnet, und alſo eine Declination der Nennwörter im eigentlichen Verſtande nicht hat. Aber ſind denn die perſönlichen Fürwörter in allen dieſen neueren Sprachen nicht deutlich genug die lateiniſchen Pronomina nach ihren verſchiedenen Beugungsfällen? Iſt es nicht unnatürlich, *me, te* von *je, tu* zu trennen, und jene als von dieſen unabhängige Wörter aufzuſtellen? Wird die nach der alten Methode ſo leichte Überſicht der perſönlichen Fürwörter dadurch nicht verwirrt? Und wie nennt man das Prädicat, wenn es durch das Verbum *être, devenir* und ähnliche dem Subject beygelegt wird? Iſt das auch ein *régime*? Darüber laſſen uns die Herren ganz im Dunkeln. — Indeſſen iſt Rec. weit entfernt, *Wailly* und ſeine Nachfolger zu tadeln, daſs ſie die Declination aus ihren Sprachlehren verbannten. Da ſie für Franzoſen ſchrieben, bey welchen nicht durchaus die Kenntniſs der lateiniſchen Sprache vorausgeſetzt werden durfte: ſo war es wenigſtens des Verſuches werth, ihnen die Grundſätze ihrer eigenen Sprache ohne Rückſicht auf die Terminologie der lateiniſchen Grammatik vorzutragen, und die Vergleichung der franzöſiſchen Formen mit den lateiniſchen denen, die ſie anzuſtellen im Stande wären, zur eigenen Denkübung zu überlaſſen. Auch will Rec. nicht leugnen, daſs es möglich ſey, jedem durch gelehrtes Sprachſtudium nicht vorbereiteten Franzoſen den Unterſchied in den Verhältniſſen der Nenn- und Fürwörter zu den übrigen Theilen eines Satzes durch die Erklärung von *sujet* und *régime direct* oder *indirect* eben ſo deutlich zu machen, als durch ordentliche Declinationsübungen. Aber eine ganz andere Frage iſt es, ob es gerathen ſey, dem Deutſchen, der durch die Natur ſeiner Sprache auf Caſusunterſchied und Declination nothwendig hingeführt wird, das Franzöſiſche ſo vorzutragen, daſs ihm die nothwendige Vergleichung deſſelben mit den entſprechenden Formen ſeiner Mutterſprache, wo nicht aus dem Auge gerückt, doch wenigſtens ſehr verdunkelt werden muſs. Rec. möchte es ſehr bezweifeln. Um einen Deutſchen gründlich im Franzöſiſchen zu unterrichten, wird es nach Rec. Einſicht und Erfahrung immer nothwendig bleiben, die deutſche Declination den damit übereinſtimmenden Formen der franzöſiſchen Nenn- und Fürwörter gegenuber zu ſtellen. Mag es ſeyn, daſs der ſogenannte *article partitif* oder, wie der Vf. ſich ausdrückt, der Artikel im partitiven Sinne eigentlich eine Ellipſe iſt: immer wird man den deutſchen Schüler die deutſchen Hauptwörter nach ihren Caſibus mit jenen franzöſiſchen Arten des Ausdrucks zuſammen lernen laſſen müſſen. Eben daher rührt ja die Untauglichkeit der meiſten gebornen Franzoſen zum Elementarunterricht für Deutſche, daſs ſie zur Vergleichung der Formen beider Sprachen nicht genug Kenntniſs der deutſchen beſitzen. Rec. fürchtet daher ſehr, daſs die Lehrer, welche dieſes Buch zur Grundlage bey ihrem Unterrichte wählen möchten, es dem Vf. wenig Dank wiſſen werden, daſs er über die Nennwörter, den Artikel und die Pronomina alle Paradigmen weggelaſſen hat, die doch ſelbſt ſein Vorgänger, Hr. *von Graimberg*, ein geborner Franzos, für unentbehrlich gehalten zu haben ſcheint. Überhaupt ſcheint Hr. *v. M.* bey der Ausarbeitung dieſes Werkes, zu ängſtlich an ſeine Führer ſich haltend, nicht immer, wie er ſollte, erwogen zu haben, daſs er für Deutſche ſchrieb. Die Verſchiedenheit im Ausdrucke beider Sprachen war gerade einer der Hauptpuncte, die er im Auge behalten muſste. Aber kaum findet ſich darüber hie und da ein beyläufiges Wort, und ſchwere Gallicismen, die dem Deutſchen immer am meiſten zu ſchaffen machen, werden, wenn ſie im Vorbeygehen in Erwähnung kommen, als bekannt vorausgeſetzt.

Daſs Hr. *v. M.* im Vortrage der grammatiſchen Regeln den analytiſchen Weg ging, darüber wird ihm wohl Niemand einen Vorwurf machen; denn er wollte ja eine *Theorie* ſchreiben. Aber ſehr Unrecht hat er, wenn er ſich (S. VII der Vorr.) über diejenigen ereifert, welche zur Erläuterung der Regeln die ſynthetiſche Methode vorziehen. Er hält es „für die gröſste Abgeſchmacktheit, eine Grammatik etwas anders ſeyn zu laſſen, als eine bloſs theoretiſche Darſtellung der Regeln einer Sprache, zu deren Faſslichkeit es keiner läppiſchen Aufgaben zur Anwendung derſelben bedarf." Leben und leben laſſen! Alles kommt auf den Zweck an, den man ſich vorſetzt. Die ſogenannten praktiſchen Sprachlehren haben für die Erlernung des Franzöſiſchen recht vielen Nutzen geſtiftet, und Rec. iſt der Meinung, ein guter Unterricht muſs immer beide Methoden mit einander vereinigen. Und was die Aufgaben betrifft, die zur Erläuterung und Anwendung der Regeln gegeben werden: ſo müſſen ſie ja nicht nothwendig *läppiſch* ſeyn. Die Sprachlehrer, denen Hr. *v. M.* etwas damit abgeben will, könnten ihm leicht die Artigkeit erwiedern, wenn ſie ſeine franzöſiſchen Beyſpiele muſtern wollten, unter denen manche eben nicht geiſtreich zu nennen ſind, z. B. *le manger est plus nécessaire que le boire — Le prince de York, le prince du sang, le plus riche de l'Europe!*

Wenn der Vf. auf die Erklärung jedes Redetheiles ſogleich alle dahin gehörigen ſyntaktiſchen Regeln folgen läſst: ſo betritt er im Vortrage der Grammatik zwar einen neuen, aber gewiſs keinen glücklichen Weg. Hatte er denn gar keine Ahndung davon, daſs die Abſonderung des etymologiſchen Theiles von der Syntax, eine Einrichtung, die ſeit undenklichen Zeiten in der Grammatik beſteht, doch wohl nicht etwas Willkührliches ſeyn könne, ſon-

dern in der Natur der Sache gegründet seyn müsse? Müssen nicht vernünftiger Weise alle Redetheile mit ihren Formen erklärt seyn, ehe man von ihrer Verbindung unter einander sprechen kann? Durch diese unnatürliche Einrichtung, die Hr. v. M. seinem Buche gegeben hat, setzt er diejenigen, welche es zum Unterrichte gebrauchen wollen, in die unangenehme Nothwendigkeit, es mit ihren Schülern in beständigen Sprüngen vor- und rückwärts zu durchlaufen; und Wiederholungen und Nachweisungen sind dadurch nicht, wie er meinte, erspart, sondern erst recht unvermeidlich geworden.

Logische Schärfe und Bestimmtheit im Erklären und Unterscheiden ist eben nicht die Stärke unseres Vfs. Er mag sich hierin vielleicht mit seinen französischen Vorgängern rechtfertigen wollen; aber wir Deutsche sind nun einmal gewöhnt, es mit solchen Dingen genauer zu nehmen. Nur einige Beyspiele statt vieler! S. 108. „Man braucht statt *auquel, dans lequel* das Adverbe *où*, und statt *duquel, par lequel* das Adverbe *d'où, par où*, wenn die Nennwörter, auf die das Relatif sich bezieht, oder die Verbes, bey denen es steht, *eine Art von Ruhe und Bewegung wenigstens im figürlichen Sinn anzeigen.*" Es sollte heissen: wenn von einem Orte, wenigstens im figürlichen Sinn, die Rede ist. Dann wäre der in der folgenden Anmerkung angegebene Unterschied des Ausdruckes von selbst einleuchtend. Man muss nämlich sagen *la maison d'où il est sorti*, wenn von einem wirklichen Hause, und *la maison dont il est sorti*, wenn von der Familie die Rede ist. Ganz recht, denn eine Familie ist auch figürlich kein Ort. S. 109. „Man bedient sich derselben (der *Pronoms absolus*) in den Fragesätzen und *in denen, welche Ungewissheit, Zweifel, Unwissenheit ausdrücken.*" Wie unbestimmt und schwankend! Warum nicht kürzer: in directen und indirecten Fragen? S. 111: „Die Sprachlehrer bezeichnen unter *pronoms démonstratifs ce* und dessen Zusammensetzungen, sey es nun, dass diese Wörter bloss eine Person oder Sache bedeuten, die unter dem weiten Begriff gedacht wird, dass sie sogleich näher bestimmt werden soll, oder dass die Gegenstände ohne Rücksicht auf ihre Beschaffenheit bloss örtlich charakterisirt werden," und S. 116: „Unbestimmte Fürwörter, *pronoms indéfinis*, sind gewisse Wörter, die eine Person oder Sache durch den sehr weiten Begriff bezeichnen, dass sie irgend ein, übrigens unbestimmter Gegenstand sey." Wie dunkel und schleppend! Warum hielt sich der Vf. nicht an *Wailly*? *Les pronoms démonstratifs*, sagt dieser, *indiquent et mettent, pour ainsi dire, sous les yeux la personne ou la chose dont ils tiennent la place. Les pronoms indéfinis expriment un objet vague et indéterminé.* S. 225. *Prépositions* sind Wörter, welche dazu dienen, Beziehungen anzuzeigen, in denen *andere Wörter* (was für welche?) zu einander stehen." Der Vf. möchte sie lieber *mots unitifs*, Vereinigungswörter, nennen. Schöner Vorschlag! Sind *nicht* auch die meisten Conjunctionen, ja sogar die Verba, Vereinigungswörter? — Und so trifft man in diesem Buche noch auf viele Dinge, die von des Vfs. Unfähigkeit zum philosophischen Sprachlehrer zeugen.

Manches, was Hr. v. M. den neueren Sprachlehrern nachgeschrieben hat, ist ohne wesentlichen Nutzen oder aus der Luft gegriffen, und wäre also besser weggeblieben. Die ganze schlechtbegründete Lehre von der Quantität hätte mit ein paar Worten abgefertigt werden können; hier nimmt sie 14 Seiten ein, S. 20—33. Dass die Franzosen eine geschärfte Sylbe, wenn sie gleich nothwendig lang ist, eine kurze (*brève*) nennen, darüber lässt sich mit ihnen nicht streiten; wir wissen längst, dass ihre Prosodie ein seltsames Spiel der Willkühr und des Zufalls ist. Die Unterscheidung der gleichlautenden Wörter (*homonymes*) nach ihrer Länge und Kürze ist in den meisten Fällen nichts als eine Grille, die *Olivet*, der sie zuerst ausgeheckt hat, auch verantworten mag. Wir möchten wohl wissen, welches unbefangene Ohr in *avânt* und *avĕnt*, *bônd* und *bŏn*, *châir* und *chĕr*, *clâir* und *clĕrc*, *cŏrps* und *cŏr*, *cŏurs* und *coŭr*, *mônt* und *mŏn* und unzähligen anderen die angebliche Länge und Kürze unterschieden hätte? — Der *Ampliatif* und *Diminutif* S. 70. 71 sind ein unnützer Auswuchs. Wenn jede Modification, die ein Begriff durch hinzukommende Nebenbegriffe erleidet, mit einem eigenen Kunstworte bezeichnet werden soll: wie viele Namen müssen dann noch erfunden werden! und wozu sollen sie nützen? — Der Vf. ist nicht mit vier Modis des Verbi zufrieden, er hat deren (S. 133) sechs. Er setzt nämlich zu den gewöhnlichen noch einen *Suppositif* oder *Conditionnel* und die *Participes* hinzu. Das Particip einen Modus des Verbi zu nennen, ist ein Unsinn, der keine Widerlegung verdient. Auch der vermeintliche *Suppositif* oder *Conditionnel*, der einen gewissen Schein für sich hat, bewährt sich bey einer genaueren Prüfung nicht als einen besonderen Modus. Denn von den drey Temporibus, welche denselben ausmachen sollen, versichern zwey bestimmt, was unter einer gewissen Voraussetzung geschehen würde, als *je viendrois, je serois venu*, und gehören also dem Indicativ an, und das dritte sagt eben diess als *ungewiss* oder *möglich* aus, als *je fusse venu*, und ist daher ein Theil des Conjunctivs, zu welchem es ohnehin in Hinsicht seines übrigen Gebrauches mit Conjunctionen unleugbar gehört. Es ist ein trauriges Übel für das französische Sprachstudium, dass mit jedem Jahrzehend, ja man kann fast behaupten mit jedem Jahre, die grammatische Terminologie sich ändert. Jeder Sprachlehrer bildet sich die seinige, und bald wird man sich genöthigt sehen, um ein Tempus genau zu bezeichnen, dem Namen, wie in der Naturgeschichte, eine ganze Synonymik beyzufügen.

Obgleich Hr. v. M., wie wir oben gesehen haben, das grösste Verdienst seiner Arbeit in Vermeidung von Unrichtigkeiten setzt: so können wir doch nicht rühmen, dass er darin überall glücklich gewesen ist; wenigstens hat er die Quellen, aus denen er schöpfte, nicht immer mit der strengsten Kritik benutzt. Rec. hebt, um dieses Urtheil zu belegen, einige der Bemerkungen aus, welche bey der Durchsicht des Buchs sich ihm dargeboten haben. Zu den sogenannten *Monothongues* wird S. 4 mit Unrecht *ie* in *prie*, *mie* gerechnet. Denn wenn auch das *e* dieser und ähnlicher Endungen in der schnellen Aus-

ſprache des gemeinen Lebens wenig oder nicht gehört wird: ſo lautet es doch gewiſs in der feyerlichen Ausſprache und in Verſen; bey den Dichtern iſt *prie* und *mie*, wenn das *e* nicht durch einen darauf folgenden Vocal elidirt wird, nothwendig zweyſylbig. S. 8 leſen wir von Diphthongen, die es nur in Proſa ſind, in Verſen aber zwey Sylben bilden. Alſo giebt es proſaiſche und poetiſche Diphthongen! S. 11 lehrt der Vf., daſs *Septembre* ohne Naſenlaut, in *ennui* und *ennoblir* aber das *en* mit dem Naſenlaut ausgeſprochen werden ſoll. Rec. hat noch von allen Franzoſen nur die entgegengeſetzte Ausſprache dieſer Wörter gehört! — Unrichtig iſt es, wenn es S. 56 heiſst, daſs die Titel *Monsieur*, *Madame*, *Monseigneur* dem Artikel ſeine Stelle rauben, z. B. *Monsieur le Comte*, *Madame la Comtesse*. Es war ja vorher richtig bemerkt, daſs die *Adjectifs pronominaux mon*, *ton*, *son* u. ſ. w. Stellvertreter des Artikels ſind, weil durch ſie der Begriff des Hauptwortes genau beſtimmt wird. Sind denn nicht *Monsieur*, *Madame* ſolche Hauptwörter mit dem *adjectif pronominal* ſtatt *mon sieur*, *ma dame*? ſteht nicht alſo eigentlich in *Monsieur le Comte* und *Madame la Comtesse* ein doppelter Artikel? — S. 65 iſt die Stelle: *les blus belles fleurs sont de bien peu de durée; la moindre pluie les ternit; le vent le fane et le soleil les brûle — naturelle et veritable image de la beauté des femmes!* als ein Beyſpiel aufgeführt, daſs oft mehr der Geſchmack als eine beſtimmte Theorie uns zeigen müſſe, ob der Artikel geſetzt werden ſolle oder nicht. Nun dann ſteht es in der That traurig um die Theorie unſeres Vfs., wenn ſie ihn nicht ſogleich finden lehrt, daſs *naturelle et veritable image* hier Appoſition iſt, und alſo der Fall unter No. 4 der vorhergehenden Seite gehört. — S. 74 lehrt uns Hr. *v. M.* die Phraſen unterſcheiden: *cette femme a l'air bon* und *cette pomme a l'air bonne*. In dem erſteren Fall, ſagt er, modificirt das *Adjectif bon* das Prädicat *air*; in dem zweyten aber modificirt *bonne* das Subject *pomme*. (Wie iſt das möglich, da es mit *air* und nicht mit *pomme* verbunden iſt?) Doch, ſetzt er hinzu, wäre es vielleicht beſſer, die Ellipſe zu ergänzen und zu ſagen: *cette pomme a l'air d'être bonne*. Nur vielleicht? Nein, ſo *muſs* man ſagen: *cette pomme a l'air bonne* iſt eine Nachläſſigkeit, die man ſich allenfalls in dem Munde einer artigen Pariſerin recht gern gefallen läſst, die uns aber um des Himmels Willen ein Grammatiker, und noch dazu ein theoretiſcher, nicht als eine Sprachregel aufdringen ſollte! Es ſpreche ſo wer da will, es iſt ein Sprachfehler. Rec. erklärt ſich die Entſtehung deſſelben ſo: Der Sprechende vergiſst die eigentliche Bedeutung der Zuſammenſetzung *a l'air*, und denkt ſich nur den Begriff als einfaches Verbum, er hat *semble* oder *paroit* in Gedanken, indem er *a l'air* ſagt, und ſo iſt die falſche Beziehung des Adjectivs auf das Subject leicht begangen, und verliert nach und nach durch die Wiederholung ihre Ohr und Sinn beleidigende Wirkung. S. 64 will Hr. *v. M.*, daſs man ſagen ſoll: *rendez-vous plus justice*, weil die Redensart *rendre justice à quelqu'un* und nicht *de la justice* heiſst. Mit der Redensart hat es ſeine Richtigkeit; aber doch iſt *plus justice* eine Härte, welche der Franzos ſich ſchwerlich erlauben wird; er wird trotz der Regel unſers Vfs. ſagen *plus de justice*. Und er muſs ſo ſagen! Denn wenn *plus* zu der Redensart hinzutritt: ſo wird der Sinn partitiv, was er in der einfachen Redensart nicht war. S. 180 vermiſst Rec. die Angabe des veränderten Accents und des veränderten Ausſprache des *e*, wenn das Pronomen *je* hinter ſein auf *e muet* ausgehendes Verbum tritt, z. B. *aimé-je, dussé-je*. S. 189 ſollte bey Beſtimmung der Stelle, welche die *régimes* einnehmen, wenn das Verbum deren zwey bey ſich hat, nothwendig bemerkt ſeyn, daſs die gewöhnliche Ordnung ſich ändert, wenn das eine derſelben, welches ſonſt zuerſt ſtehen würde, einen Relativſatz bey ſich hat, der es näher beſtimmt. Denn in dieſem Falle tritt es in die letzte Stelle, um dem Relativpronomen ſich ſo nahe als möglich anzuſchlieſsen. Man ſagt: *donnez cet argent à votre frère;* aber man muſs ſagen: *donnez à votre frère cet argent que je lui dois.* S. 249 rechnet Hr. *v. M. voici* und *voilà* aus Achtung für die Academie unter die Präpoſitionen. Bewahre der Himmel! Welcher lateiniſche Sprachlehrer hat wohl *ecce*, oder welcher deutſche *ſiehe* eine Präpoſition genannt? Keine Autorität in der Welt kann etwas Unvernünftiges vernünftig machen! — Falſch iſt S. 302 die Regel über das Comma, welches zwiſchen die gleichartigen Theile eines Satzes geſetzt werden ſoll, nicht allein, wenn ſie nicht durch eine Conjunction verbunden, ſondern auch, wenn ſie von einer gewiſſen Länge ſind, z. B. *les anciens moeurs* (das iſt doch hoffentlich ein Druckfehler ſtatt *anciennes?*), *un certain usage de la pauvreté*, *rendoient à Rome les fortunes à peu près égales*. Das zweyte Comma, welches ohne Dazwiſchenkunft eines andern Gedanken das Verbum von ſeinem Subjecte reiſst, iſt nach Rec. Einſicht durchaus verwerflich. — Unter den orthographiſchen Zeichen (der Vf. ſagt zierlich Zeichen *in der Schreibart*) hätten die unſchuldigen *Anführungszeichen* (*guillemets*) doch wenigſtens eine Erwähnung verdient, da ſie den franzöſiſchen Schriftſtellern ſo bekannt und oft ſo nothwendig ſind als den deutſchen.

Ein groſser Übelſtand an dieſem Buche iſt das buntſcheckige Gemiſch des Deutſchen mit franzöſiſchen Kunſtwörtern. Warum getraut ſich der Vf. nicht zu ſagen und zu ſchreiben: Singular, Plural, Adjectiv, Verbum, Präpoſition, Conjunction u. ſ. w., da dieſe Fremdlinge nun einmal uns ſo geläufig, ja geläufiger ſind als ihre Überſetzungen? Warum hält er überall ſo pedantiſch feſt an der franzöſiſchen Form? Noch mehr; mitten in einer deutſchen Regel kommt eine *phrase déterminative* und *explicative* vor. Da prangt ſogar *der Antecédent* und *der Conséquent!* Wie barbariſch! Wuſste denn der Vf. nicht, daſs ſolche Wörter den deutſchen Artikel im Neutro fodern? Endlich müſſen wir unſer groſses Miſsfallen darüber zu erkennen geben, daſs das Buch von Druckfehlern wimmelt. Es iſt zwar am Ende eine ſtarke Liſte davon ausgezeichnet, aber noch bleiben ihrer eine Anzahl zu verbeſſern übrig. Iſt es auch ein Druckfehler, wenn man in der Vorrede (S. VIII) von einer *Technologie* und Claſſirung der Wörter lieſt?

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1814.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Hitzig: *Der Krieg der tyroler Landleute im Jahre* 1809. Von *J. L. S. Bartholdy*. Mit einer Charte von Tyrol, einer Musikbeylage und Fac simile's von Hofers und Speckbachers Handschriften. 1814. XXu. 396 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Eine Darstellung der Begebenheiten des letzten Aufstandes der Tyroler müsste schon deshalb willkommen seyn, weil sie eine Lücke in der neuesten Geschichte des Vaterlandes ausfüllt. Die Kraftäusserungen eines tapfern, gutmüthigen Volkes, das, mit warmer Liebe an seinem alten Regentenhause, an seiner Verfassung, an verjährten Herkommen und an den Sitten und Gewohnheiten seiner Vorfahren hangend, einer neuen, ihm aufgedrungenen Herrschaft sich hauptsächlich aus dem Grunde widersetzt, weil sie neu und ihm aufgedrungen ist, müssen den lebhaftesten Antheil des Lesers erregen. Besonders aber muss es das Gefühl jedes Deutschen erheben, hier von Mitbürgern im Kampf gegen ein ihnen fremdes Joch, und für ihnen heilige Rechte alle die Anstrengungen geleistet, alle die Opfer gebracht zu sehen, welche er bey den Nationen des südwestlichen Europa bewundert hat. Mögen die Tyroler auch irre geleitet gewesen seyn: Wille und That treten deshalb nicht minder herrlich hervor; und wenn sie unterliegen mussten: so lag es nicht am Mangel des Muths und der Ausdauer, selbst nicht an der geringen Masse einer Bevölkerung von noch nicht 700,000 Seelen, sondern nur daran, dass ihnen die Unterstützung und der feste Anlehnungspunct fehlte, welche die Spanier bey den Engländern fanden.

Die Geschichte des tyroler Aufstandes hat den Vortheil, dass sie unabhängig, als ein in sich selbst geschlossenes Ganzes, dasteht; dennoch musste die Darstellung derselben mit allen den Schwierigkeiten verknüpft seyn, welche jeder Beschreibung der Gegenwart so naher Ereignisse ankleben. Der Vf. hat sie sich nicht verhehlt. Er giebt von seinen Quellen genaue Rechenschaft, und fügt auch am Ende des Buches noch eine allgemeine Übersicht derselben hinzu. Bedeutende Hülfsmittel standen ihm zu Gebote; er konnte die vollständigen Amtsberichte der österreichischen Behörden, und besonders des Intendanten, Frhrn. *v. Hormayr*, benutzen, und noch mehr unterstützten ihn die schriftlichen Aufsätze und Briefe, so wie die sorgfältig aufgezeichneten, und durch Vergleichung mit anderen Nachrichten erläuterten und berichtigten mündlichen Aussagen der Anführer. Aber, erinnert er in dem zweyten der anstatt der Vorrede vorausgeschickten Briefe (an den englischen Gesandten zu Wien, Lord *Aberdeen*, und an Hn. *v.* . . . . ., tyroler Landmann), „wer schön handelt, erzählt oft verwirrt. Naturmenschen werden leicht durch die Einbildungskraft hingerissen; Unglücksfälle schwächen das Gedächtniss, und manche, der Hauptsache nach, wahre Geschichte verbreitet sich schon entstellt im Lande selbst." — „Es wurde mir nicht leicht," fährt er S. XV fort, „von Mitleid und Unmuth bewegt, den leidenschaftlosen Ton beyzubehalten, der einzig geziemte. Die Thaten der Tyroler bedurften beym Vortrage weder des Schmucks noch der Blumen; aber es kostete Überwindung, diese nicht auszustreuen, oder anspruchlos die Worte hinzuwerfen, wenn das Herz von Wehmuth und Bewunderung schwoll." — Diese Geständnisse des Vfs. charakterisiren sein Werk. Überall leuchtet die Vorsicht hervor, mit welcher er seine Quellen durch die strengste Prüfung gesichtet hat; nirgends sucht er das Urtheil des Lesers zu bestechen, eher möchte man ein gewisses, beynahe ängstliches Bestreben wahrnehmen, ja nicht zu viel zu sagen, damit das Wahre nicht an Glaubwürdigkeit verliere. Der gediegene Vortrag verschmäht jeden rednerischen Prunk und in dem Tone des Ganzen herrscht eine besonnene Mässigung, durch welche der Schmerz über das Unglück eines des besten Schicksals würdigen Volkes nur gerade genug hervorschimmert, um der Zusammenstellung so mannichfaltiger, zerstückelter und von einander unabhängiger Begebenheiten Einheit und Haltung zu geben.

Die Einleitung handelt in zwey Capiteln zuerst von der Lage, den Producten, dem Handel und der Verfassung des Landes, schildert dann die Lebensweise, die Sitten und den Geist der Einwohner, und zeigt nun, wie dieses alles auf die Art der Führung des Krieges, und auf die Möglichkeit, ihn mit so geringen Mitteln zu führen, Einfluss haben musste. Vaterlandsliebe verbindet Alle Tyroler, und ist mächtiger bey ihnen, als der Geist der Casten oder des Priesterthums. „Fest halten die Tyroler zusammen," schreibt Hr. *v. Hormayr* (S. 276), „denn sie betrachten ihr Land als ein untheilbares Ganzes. Verfassungsmässige Freyheit und Gleichheit vor dem Gesetz ist das Ideal, durch dessen Gewährung Österreich fünf Jahrhunderte lang mit ihnen gemacht hat, was es wollte. Der Bauer zieht nicht aus, wenn nicht der

Bürger und der Herr auch dasselbe thun. Gleich ist Stillstand im Norden, wenn irgend eine Gemeinde im tiefsten Süden die Zuzuchtspflicht weigert oder verzöget." Der Tyroler strebt nicht nach einem nur undeutlich erkannten Gespenst von Freyheit; er weiss, was er will. Für das Alte opfert er Gut und Leben, alles Neue, und wäre es auch Verbesserung, verabscheuet er. Bey frommer Religiosität, Aberglauben, Beschränkung und Mangel an Kenntnissen fehlt es ihm doch nicht an einem hellen und sicheren Blick und an einer Art von Weltklugheit, welche durch die Handelsreisen der Landleute und die Zusammenkünfte zu Gerichtswahlen und gemeinschaftlichen Berathungen immer mehr geschärft wird. Der Krieg ist ihm nicht fremd, in seinen Volksdichtungen feyert er die Thaten der Väter, und seit Jahrhunderten hat die Einrichtung des Landsturms bestanden. Wo es das Vaterland und das Althergebrachte gilt, ist er gleich bereit, die Waffen zu ergreifen; aber den Krieg selbst, der ihn in seinem Erwerb und Beginnen stört, liebt er nicht, und kehrt, um den weiteren Erfolg unbekümmert, in seine Wohnung zurück, sobald er durch irgend einen geglückten Streich die nahe Gefahr abgewendet glaubt. In den neuesten Zeiten waren die Aufgebote von 1797 bis 1805 eine gute Vorübung gewesen, und hatten selbst das Volk an einen gewissen, wenn gleich nicht strengen Gehorsam gegen die aus seiner Mitte gewählten Anführer gewöhnt. Die Erhaltung der Kriegszucht war jedoch nicht immer möglich, besonders da die Mannschaften weder gehörig besoldet, noch auch mit Lebensmitteln versehen werden konnten, und die Liebe zum Trunk hinderte das Gelingen mancher mit Glück begonnenen Unternehmung.

Die Häupter des Aufstandes im Jahr 1809 waren grösstentheils aus dem Bauernstande, vermögende Männer, meistens Gastwirthe, und als solche mit dem Lande und in demselben bekannt. Ihr Ansehen gründete sich auf das Vertrauen, welches ihre Verdienste um das Vaterland einflössten. „Viele unter ihnen zeigten einen Scharfsinn, eine praktische Klugheit und eine Aufmerksamkeit, die in Erstaunen setzen. Ihre Verträge, Unterhandlungen, Aufrufe u. s. w. tragen das Gepräge des Genies und der Eigenthümlichkeit." (S. 11.) In den Angelegenheiten der Verwaltung sowie in der Leitung des Krieges entwickelten sie nicht gewöhnliche Fähigkeiten, aber oft konnten sie weder lesen noch schreiben. Eine Vollmacht, welche der berühmte *Andreas Hofer* für Anton Stegern ausstellte, lautete buchstäblich folgendermassen:

„Den Andoni Steger wirth die Comendantschaft
„auf Ein neies gegöben, und verneiet, dass der
„solle in ganz Pusterdall wegen der Verdeidigung
„Mannschaft zu commendiren, und haben sich
„alle Padelions - Comendanten Bey selb zu mel-
„den, und haben sich auch alle Schutz Depodactio-
„nen mit ihm zu verstehndigen. — — — An-
„dere Hofer Ober - Comendant in Diroll."

Die österreichische Regierung ermahnte bey der Abtretung Tyrols im Jahr 1805 die Einwohner selbst zur Unterwerfung, und tröstete sie durch den 8 Art. des Friedenschlusses, dass das Land ungetheilt bleiben und seine alte Verfassung behalten würde. Sie glaubten dadurch nicht nur ihren neuen Oberherrn verpflichtet, alles beym Alten zu lassen, sondern auch sich selbst berechtigt, gegen ihn aufzustehen, wenn er diese Verpflichtung nicht erfüllte. „Auch in der Seele des gewissenhaftesten Tyrolers ist kein Zweifel gegen die Rechtmässigkeit der Empörung aufgestiegen." (S. 59.) Baiern hatte bey dem Tausche gegen Würzburg eingebüsst. „*Wir können nicht baierisch werden*," sagte (S. 301) ein Abgeordneter Hofers zu dem Vicekönig von Italien, „*denn der König vermag uns nicht* (kann nicht leisten, was wir bedürfen), *und wir nicht den König*." — „In der Ökonomie eines grossen Staates konnte Tyrol mit seiner constitutionellen Freyheit fortexistiren, in die Ökonomie eines fremden, aufstrebenden Königreichs passt es nicht. Für Österreich, das dieses Land als einen unter seiner Hoheit stehenden Freystaat behandelte, hatte es eine grosse politische und strategische Wichtigkeit; Baiern wollte finanzielle und militärische Hülfsquellen daraus ziehen." (Man s. den merkwürdigen Bericht des Hn. v. Hormayr S. 61.) — Es bedurfte daher kaum der Aufmunterungen des wiener Hofes im Jahr 1809, um das Volk zum Aufstande zu bewegen. Am 8 April rückte ein österreichisches Corps unter dem General *Chasteller* in das Land, und schnell brachen von allen Seiten die Colonnen des Landsturms aus den Gebirgen hervor. Die überraschten Baiern und Franzosen wurden geschlagen, zum Theil gefangen, Insbruck ergab sich am 12ten, und in wenig Tagen waren die Feinde bis an die Grenzen zurückgedrängt.

In einer planmässigen Leitung der ersten Feindseligkeiten bestand aber auch beynahe Alles, was für die Tyroler gethan wurde; weder Geld, noch, woran es ihnen vorzüglich mangelte, Pulver konnten sie erhalten. „Die Regierungen hatten noch nicht erkannt, dass die Kraft des Krieges auf dem Willen der Völker beruht." (S. X.) Die Bildung in Bataillone, welche Chasteller einführen wollte, war den kühnen Schützen zuwider. Die Baiern kamen mit verstärkter Macht zurück, und nahmen eine fürchterliche Rache. (S. 110 — 113.) Der österreichische Feldherr erlitt bey Wörgl im nördlichen Tyrol eine Niederlage, und war vor dem Volke, das bey jedem Unfall Verrath ahndete, nicht mehr sicher. Von Napoleon vogelfrey erklärt, und durch die Wendung des Krieges in Italien zum Rückzuge genöthigt, gab er die Tyroler auf. Die wichtigsten Posten wurden verlassen, und am 19 May rückte der Marschall *Lefebvre*, Herzog von Danzig, in Insbruck ein.

Chasteller hatte eine Unterwerfung auf Bedingungen vorgeschlagen; aber die Anführer fühlten sich stark genug zu kühnem Widerstand. Einige österreichische Anführer liessen sich durch anschei-

nende Gewalt zur Mitwirkung bewegen, überall ertönte die Sturmglocke, und die Schlacht auf dem Berge Isel am 29sten zwang den Marschall, Insbruck zu verlassen. Nach einer Reihe blutiger Gefechten war Tyrol, bis auf Kufstein, zum zweyten Mal von den Feinden befreyet.

Die Schlacht auf dem Isel war die einzige, in welcher Hofer selbst im Gedränge mitfocht. Redlich, uneigennützig, und ein warmer Vaterlandsfreund, war er mehr geeignet, die Liebe des Volks zu gewinnen und zu erhalten, als die Unternehmungen des Krieges zu lenken. *Joseph Speckbacher*, ein begüteter Landmann aus Rynn, und der Capuziner *Haspinger* zeichneten sich als die fähigsten Anführer im Felde aus. Während Hofer mit den österreichischen Behörden an der inneren Einrichtung des Landes arbeitete, verfolgte Speckbacher die errungenen Vortheile; und schon war die Festung Kufstein im Begriff, sich zu ergeben, als plötzlich durch die unerwartete Nachricht von dem Waffenstillstande bey Znaym die ganze Gestalt der Dinge verändert wurde.

Die Österreicher mussten nunmehr Tyrol räumen, und ungeachtet man einen ferneren Widerstand nicht ungern sehen konnte, liess man doch weder Geschütz noch Pulver zurück. An der Spitze von 30,000 Mann bereitete sich der Herzog v. Danzig zu einem neuen Einfall, und der österreichische General *Buol* rieth jetzt selbst zur Unterwerfung, und redete den Anführern zu, mit ihm das Land zu verlassen. Am 31 Julius waren die Franzosen in Insbruck. Hofer, dem man Anfangs den Rückzug als eine Unternehmung nach Kärnthen vorgespiegelt hatte, kehrte voll Verzweiflung nach seiner Heimath im Passeyerthale zurück. Unterweges begegnete er Speckbachern, der, zur Auswanderung entschlossen, mit einigen österreichischen Officieren im Wagen sass. So schnell diese auch zufahren liessen, erkannte er doch seinen Freund, und rief ihm zu: „Auch Du willst mich verlassen!" Diese Worte schnitten tief in die Seele des Tyrolers, und trotz aller Vorstellungen, entfernte er sich heimlich, um sich wieder mit seinen Landsleuten zu vereinigen.

Im Pusterthale allein leistete ein kühner Anführer, Anton Steger, noch Widerstand, und schlug den General *Rusca* mit ansehnlichem Verluste zurück. Haspinger war nach der Schlacht auf dem Isel in sein Kloster nach Clausen zurückgegangen; am 2ten August kam er zu einer Procession nach Brixen, dort versammlete er bey dem Gastwirth Schenk noch zwey andere Patrioten, und las ihnen einen Brief Hofers vor, der sie zur Gegenwehr ermahnte. Sie beschlossen, Tyrol zu retten. Schnell beredeten sie sich über die Massregeln; Schenk sorgte für Pulver und Lebensmittel, die beiden anderen riefen das Volk zu den Waffen, und der Capuziner durchzog die Thäler und predigte den Krieg.

Speckbacher kam zu ihm, aber schon war die Gefahr näher, als sie glaubten. Der Herzog v. Danzig drang über Sterzing vor, und sein Vortrab von 7000 Mann stiess am 4ten auf die Tyroler. Sie mussten der Übermacht weichen; aber die Feinde verloren 1200 Todte, und unter diesen 53 Officiere. Die Versuche des Marschalls bis zum 9ten, sich die Strasse nach Brixen zu öffnen, kosteten ihm viel Blut, und die Bauern, deren Anzahl mit jeder Stunde zunahm, machten 800 Gefangene. Speckbacher und Haspinger führten, jeder auf einem anderen Punct, den Oberbefehl, am 7ten stiess Hofer mit ansehnlicher Verstärkung zu dem ersten, und am 11ten gelang es diesem, sich mit Haspingern zu vereinigen. Der Marschall, in Gefahr eingeschlossen zu werden, musste die errungenen Vortheile aufgeben und den Rückzug antreten. Er hatte sich nicht hart benommen, und keine übertriebenen Foderungen gemacht. (S. 205.)

Erst am Iselberg konnte er sich setzen, und Verwirrung herrschte in seinem Heer. Aber auch die Macht der Tyroler war sehr geschmolzen. So schnell der Landsturm sich versammelte: so schnell lösete er sich auch wieder auf. „Die Pusterthaler kehrten um, weil der Feind bey ihnen vertrieben war, und die vom Etschlande, weil er sie eben jetzt bedrängte." (S. 215.) Dennoch wurde der Angriff beschlossen. Am 13 las der Capuziner die Messe, und stellte sich dann an die Spitze seiner Abtheilung. Die Schlacht wüthete von früh 6 Uhr bis in die Nacht; mit dem Verlust vieler Todten und 1700 Gefangenen räumte der Marschall die Wahlstatt, und in der folgenden Nacht auch Insbruck. Die Feinde waren zum dritten Male vertrieben, aber aus Mangel an Pulver konnte man sie nur schwach verfolgen.

Jetzt war Hofer in der That Regent von Tyrol. Er nannte sich *Obercommandant*, blieb aber stets bescheiden und seinen alten Sitten getreu. Für seine Person bedurfte er sehr wenig, und seine ganze Hofhaltung kostete der Stadt in 6 Wochen nicht über 500 Fl. Die Verordnungen, welche er erliess, sind in den Beylagen angeführt, sie machen seiner Rechtlichkeit und seinem gesunden Verstand Ehre; aber nicht selten wurde seine Gutmüthigkeit von schlauen Betrügern gemissbraucht.

Am 26sten Sept. stellte sich der gefangene baierische Lieutenant v. Volderndorf, der in Auswechselungsgeschäften auf sein Ehrenwort verschickt gewesen war, wieder ein, und brachte die niederschlagende Nachricht von dem nahen Frieden und der Aufopferung des Landes mit. Einige Tage später lebten jedoch bey der Ankunft zweyer, mit dem General Buol ausgewanderter Tyroler die Hoffnungen wieder auf; man hatte ihnen im kaiserlichen Hauptquartier eine Gnadenkette mit der österreichischen grossen Verdienstmedaille, für Hofern, und 3000 Ducaten mitgegeben. Auf dieses Geld beschränkte sich die ganze Unterstützung. Es war das erste, welches an seine Bestimmung kam, eine, hier (S. 245) nicht benannte, Summe, welche der Kaiser im April bewilligt hatte, war durch den übe-

len Willen einiger Beamten verloren gegangen, und die unzweckmäfsige Vertheilung eines Beytrags aus London für die Hülfsbedürftigen erregte mehr Misvergnügen als Freude.

Haspinger und Speckbacher führten unterdessen mit Glück den Angriffskrieg gegen Baiern. Die Salzburger erhoben sich, und Speckbacher schlug die Feinde bis über Hallein zurück; der kühne Capuziner aber machte den Plan, Salzburg zu nehmen, in Kärnthen und Steyermark den Aufruhr zu predigen, und bis Wien vorzudringen. Um Hofers Einwilligung zu erhalten, meldete er ihm einen grofsen Sieg des Erzherzogs Johann und der Russen, und schmeichelte sich, den Kaiser Napoleon selbst gefangen zu nehmen. Dem kälteren Speckbacher leuchtete die Unmöglichkeit der Ausführung ein; einen verstärkten Angriff voraussehend, schilderte er die Gefahr der jetzt schon viel zu weit ausgedehnten Stellung, und trug darauf an, sie zu verlassen, und sich auf die Vertheidigung einer, mit ächt militärischem Blick gewählten und befestigten Reihe von Pässen zu beschränken. Den ausschweifenden Anschlag auf Wien abgerechnet, würde des Capuziners Plan in Kärnthen ein nicht unbedeutendes Zwischenspiel erregt haben; weiser, und den Umständen angemessener, war Speckbachers Vertheidigung. Aber Hofer hatte nicht Festigkeit genug, ein bestimmtes System anzunehmen. Er wählte das Schlimmste, indem er einen Mittelweg einzuschlagen gedachte, und untersagte sowohl das Vorrücken als auch den Rückzug aus der gegenwärtigen unsicheren Stellung. Ein Verlust, den Speckbacher erlitt, rechtfertigte seine Besorgnisse, und noch tiefer, als die Gefangenschaft seines zehnjährigen Sohnes, und der Schaden, den er an seiner Gesundheit genommen hatte, beugte ihn das Unglück des Vaterlandes nieder. Auch Haspinger mufste sich zurückziehen, und die Feinde brachen mit überlegener Macht über Kufstein, und zugleich über Trient ein. Die Aufgebote wufsten nicht, wohin sie sich wenden sollten, es fand sich Niemand, sie zu leiten.

Speckbacher arbeitete in seiner Krankheit einen neuen Plan aus; aber Hofer, von eiteln, schwindelnden Menschen, die sich in sein Vertrauen eingeschlichen hatten, umgeben, verwarf ihn. Seine Mafsregeln verrathen von nun an Unentschlossenheit und Schwanken. In einem Briefe vom 29 October gesteht er, die Nachricht von dem Frieden aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Johann erhalten zu haben, und dennoch hätte er sie gern wieder bezweifelt, als der General Drouet sie zu Insbruck bekannt machte. Er suchte Zeit zu gewinnen; doch nach der Rückkunft seiner, an den Vicekönig von Italien geschickten Abgeordneten erliefs er am 8ten November einen Aufruf an die Tyroler, worin er sie von dem Friedensschlufs benachrichtigte, und zur Unterwerfung ermahnte. Die vornehmsten Anführer liefsen nun den Landsturm aus einander gehen; aber *Kolb*, einer von denen, die Hofers Vertrauen misbrauchten, erneuerte die Feindseligkeiten bey Brixen. Er erklärte die Häupter, welche sich unterworfen hatten, für Verräther, und das Friedensinstrument für untergeschoben. Der Grund, dafs man ja selbst Bankozettel, also noch viel leichter eine Unterschrift verfälschen könne, leuchtete den Bauern ein. Sie fochten wie Verzweifelte im Pusterthal, und konnten erst im December überwältigt werden. Kolb rettete sich mit der Flucht, und entkam über Wien und Constantinopel nach London.

Durch die Siegesnachrichten dieses unruhigen Menschen irre geleitet, machte sich auch Hofer strafbar. Am 15 November rief er das Volk von Neuem zu den Waffen. Sein offener Brief an die Vintschgauer und Ober-Innthaler wurde die vermuthliche Ursache seiner Hinrichtung, und — setzt der Vf. (S. 321) hinzu, — leider auch die gerechte.

Der Capuziner Haspinger sowohl als Speckbacher hatten zum Frieden gerathen, und ihre Leute entlassen. Hofers neuer Aufstand, und der von ihm ertheilte Wink, dafs die Friedensnachricht verdächtig sey (S. 337), bewog auch sie, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Aber es war nicht mehr möglich, Übereinstimmung und Verbindung in die Unternehmungen zu bringen. Hofer, mit sich selbst uneins, überliefs sich nicht mehr der Leitung seiner alten Rathgeber, und trauete doch auch den neuen nicht ganz; Unordnung und Argwohn hatten die Gemüther der Landleute entzweyet, dennoch schlugen sie sich tapfer gegen die Generale *Rusca* und *Broussier*, welche das Land mit Feuer und Schwert verheerten. Als aber *Baraguay d'Hilliers* an ihre Stelle trat, gelang es ihm, indem er Nachdruck mit Schonung und Sanftmuth paarte, die nicht mehr zusammenhängende Empörung zu dämpfen. Er hielt Mannszucht, stellte keine strengen Untersuchungen an, und schob die Schuld des Geschehenen auf die im Kampf gebliebenen Anführer. Jedem, der unterhandeln wollte, gestand er leichte Bedingungen zu; auch Hofern und seinen Freund, den Bauernhauptmann Holzknecht, lud er zu sich ein, und verpfändete seine Ehre für ihre Sicherheit. Holzknecht erschien, wurde anständig behandelt, und erhielt Schutzbriefe; Hofer foderte drey Tage Bedenkzeit, und benutzte sie, um zu entfliehen. In den letzten Tagen des Januars 1810 wurde er im Gebirge ergriffen und nach Mantua geführt, um dort als Rebell gerichtet zu werden.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Ansbach, b. Gassert: *Die letzten Lebensstunden Jesu, oder religiöse Unterhaltungen über das sieben und zwanzigste Capitel der evangelischen Geschichte des Matthäus, von Heinr. Theod. Stiller.* Zweyte verbess. Aufl. 1814. VIII u. 80 S. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1814.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Hitzig: *Der Krieg der tyroler Landleute im Jahre* 1809. Von *J. L. S. Bartholdy*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Haspinger lief Gefahr, von den Bauern als Abtrünniger erschossen, und nachher, von den Schweizern ausgeliefert zu werden. Der angebotenen Amnestie trauete er nicht, und rettete sich im November 1810 durch Italien nach Wien, wo er eine kleine Pension geniesst. Im höchsten Grade abentheuerlich ist die Geschichte von Speckbachers Flucht. Seine Ländereyen waren verheert, sein Vieh geraubt, seine Häuser verbrannt, und sein ganzer Wohlstand vernichtet. Nur ein kleiner Hof im Gebirge war ihm geblieben, aber er durfte sich nicht dahin wagen. Auf seinem Kopfe stand ein Preis, sein Name wurde von allen Kanzeln verlesen, und sein Bildniss im Holzschnitt überall ausgetheilt. In der einsamen Wohnung eines Freundes überfallen, entspringt er, da schon die eine Thür von den Baiern besetzt ist, auf der anderen Seite; aber auch hier kommen sieben Mann von dem Berge herab. Mit seltener Gegenwart des Geistes ergreift er einen kleinen Schlitten, wirft ihn auf die Schultern, und geht den Soldaten entgegen. Sie rufen ihm zu, Platz zu machen, er antwortet dreist: diess sey an ihnen, er habe noch drey Lasten Holz zu holen. — weicht aber zugleich aus, und entkömmt glücklich in den Wald. Auf dem unzugänglichsten Gebirge hatte er eine Höhle mit Gewehren, Patronen und Lebensmitteln versehen; um nicht durch seine Spur im Schnee verrathen zu werden, muss er eine stürmische Nacht abwarten, und kann nur mit Lebensgefahr eine Zuflucht erreichen, die ihm zwar gegen seine Verfolger, aber nicht gegen die Elemente Schutz gewährte. Der Sturz einer Lawine, die ihn weit mit fortrollt, verrenkt ihm das Hüftbein. Sieben Stunden braucht er, um sich nach dem Hause eines Freundes zu schleppen. Ein Landmann, der chirurgische Kenntnisse besitzt, (auch seine Verdienste sind der Aufzeichnung werth, m. s. S. 345) renkt ihm die Hüfte wieder ein, und in der folgenden Nacht tragen ihn beide Freunde zwey Stunden weit auf Seitenwegen, und im tiefsten Schnee, nach der Wohnung seiner Frau. In einem Stall, wo sie ihn niedergelegt haben, findet ihn am folgenden Morgen sein treuer Knecht *Zoppel*; aber in dem Hause liegt baiersche Einquartierung, er kann weder bleiben noch weggebracht werden. Zoppel gräbt ihm unter dem Stand einer Kuh ein Loch, in welchem er, lebendig verscharrt, sieben Wochen zubringt. Selbst der Frau muss sein Aufenthalt verborgen bleiben, damit ihre Angst ihn nicht verrathe, wenn die Soldaten in den Stall gehen. Der Knecht versorgte ihn mit Brod und Milch, seiner einzigen Nahrung. Als er im May sich herauswagte, war sein Schaden gänzlich geheilt; er entkam unter manchen Gefahren nach Wien, und lebt gegenwärtig von der Verwaltung des kleinen Gutes, welches der Kaiser dem minderjährigen Sohne Hofers geschenkt hat.

Rec. hat auf diesen gedrängten Auszug, der von der Vollständigkeit des Werkes einen Begriff geben wird, den Geist nicht übertragen können, welcher das Ganze belebt. Das Ausgezeichnete desselben liegt in der Art, mit welcher der Charakter des Volkes aufgefasst und dargestellt ist. Durch die örtlichen und äusseren Verhältnisse kräftig ausgeprägt, spiegelt er sich in den Begebenheiten, denen er seine Eigenthümlichkeit mitgetheilt hat. Die Schicksale der Einzelnen verflechten sich als ergänzende Theile mit der Geschichte, und das Gemälde, aus welchem sie mit schärfer bezeichneten Umrissen hervortreten, gewinnt durch sie Wahrheit und Farbe. Nicht ohne Rührung wird man die Leiden der Familie Speckbachers lesen, so wie die Briefe seiner Frau, der es schwer wird, ihre geliebte Heimath zu verlassen, und des Sohnes aus München, wo die Menschenliebe des Königs sich seiner annahm. Nichts hatte den heldenmüthigen Kleinen abhalten können, seinem Vater in die Schlacht zu folgen. Als dieser ihn, selbst mit Schlägen, zurückwies, ging er nur so weit, dass er ihm aus den Augen kam, und grub dann mit seinem Taschenmesser die Flintenkugeln aus, die vor ihm in die Erde schlugen. Am folgenden Morgen brachte er sie in seinem Hute gesammelt, weil er gehört hatte, dass es den Vertheidigern des Vaterlandes daran fehlte. — Ein anderer Knabe antwortete einem Officier auf die Frage, wo sein Vater wäre? treuherzig: „Er ist gegangen Baiern zu schiessen." — Ueberall theilten Weiber und Kinder die Erbitterung der Männer, und trotzten unerschrocken der Gefahr. Sie untersuchten den Verband der Zurückkommenden, um zu sehen, ob auch ihre Wunden sie zum Kampf unfähig machten, und schoben beladene Heuwagen gegen die feindlichen Kartätschenkugeln vor. In der Schlacht vom 13 August trugen sie den Schützen Erfrischungen bis auf die äussersten Vorposten zu, und

eine Frau würde bey dieser Gelegenheit tödtlich getroffen. — Die Kühnheit der Tyroler äusserte sich oft durch Muthwillen und Neckerey. Einer Batterie, die schlecht schoss, gegenüber, stellten sie eine Scheibe auf, und zeigten jedesmal an, ob getroffen worden sey, oder warfen sich in ganzen Reihen zur Erde nieder, und sprangen dann spottend wieder in die Höhe; aber nicht leicht fehlte ein Schütze den feindlichen Officier, auf den er aus weiter Entfernung gezielt hatte. Ein Bauer hatte einen Doppelhaken, den er anlegte, wie eine Flinte; bey jedem Schuss warf ihn der Rückstoss zu Boden, aber er hörte nicht eher auf, als bis sein dickverschwollenes Gesicht ihn dazu nöthigte. Ein Anderer sprang mitten in die feindlichen Reihen, und mit den Worten: „Ihr habt mir meinen Stutzen (Kugelbüchse) genommen, ohne Gewehr kann ich nicht seyn," entriss er einem Soldaten die Musquete, und brachte sie glücklich davon. Ganz unbefangen gestand aber auch ein Tyroler, dass er eine Schanze verlassen hätte, denn „da ist von den baierischen Kanonkugeln so viel Koth hineingesprützt, dass mein ganz Gewandt (Anzug) hingewesen wär. Nachher bin ich gangen" — u. A. m. Auch Sagen und Gesänge, die auf den Charakter des Volkes, den sie schildern, zugleich mächtig zurückwirkten, hat der Vf. mit Recht aufgenommen; und sollte ja hie und da vielleicht durch eine etwas veränderte Stellung oder Folge einzelner Gegenstände das Werk an Klarheit gewinnen können: so darf doch auch die Schwierigkeit, einen so vielseitigen, reichen Stoff zu ordnen, und dabey nichts Wesentliches zu übergehen, nicht unbeachtet bleiben. Kein Leser wird dieses Buch, welches sich der Zueignung an den Kaiser von Russland würdig bewährt, unbefriedigt aus der Hand legen.

Als Beylagen sind hinzugefügt: 1) Ein Schreiben des Landrichters Senn an Hofer, vom 8 Junius 1809, in welchem unter manchen patriotischen Sorgen und Wünschen auch die Kehrseite dieses, so wie jedes Volksaufstandes gezeigt wird, der nicht auf den Beystand einer grossen, regelmässig bestehenden Macht sich stützen kann. 2) Sechs, zum Theil merkwürdige Verordnungen aus der Zeit von Hofers Regierung. 3) Die von österreichischen Officieren über die von Speckbachern geleisteten Dienste ausgestellten Zeugnisse. 4) Ein Auszug aus den Acten über die Kolonie *Königsgnade*, welche für die ausgewanderten Tyroler an der türkischen Grenze gegründet wurde; und 6) eine Anzeige der Quellen dieses Buches. — Druck und Papier sind schön, und die Handschriften auf der Kupferplatte gut nachgestochen. Die zu der Übersicht der Begebenheiten unentbehrliche Charte von Tyrol hat das Verdienst der Deutlichkeit. Rec. erinnert sich nicht, einen der in der Erzählung vorkommenden Orte vergebens darauf gesucht zu haben; aber er hätte eine deutlichere Bezeichnung des Strichs der Gebirge und der Thäler gewünscht.

Kf.

GIESSEN, b. Heyer: *Amalia Elisabeth, Landgräfin von Hessen.* Versuch einer Darstellung ihres Lebens und Charakters von Dr. *Karl Wilh. Justi*, Superint. Consistorialrathe und Professor in Marburg. Mit den Bildnissen Amaliens und Wilhelms V. XVI und 238 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nur der kleinere Theil dieser Schrift beschäftigt sich eigentlich mit Amalie; der bey weitem grössere gewährt bloss eine Übersicht der hessischen Geschichte während des dreyssigjährigen Krieges, und hier ist Vieles so erzählt, dass es dem Leser wenigstens in den früheren Jahren der Regentschaft dieser Fürstin, nicht ganz klar werden kann, ob und in wieviel sie unmittelbaren Antheil an den grossen Geschäften gehabt, ob sie bey denselben mehr eigener Einsicht und Überzeugung, als fremden Eingebungen gefolgt sey. Amaliens politisch-diplomatische Selbstständigkeit recht anschaulich zu machen, war aber offenbar Pflicht ihres Geschichtschreibers, besonders wenn dieser, wie es hier der Fall ist, nicht ihr inneres Leben, noch ihre Wirksamkeit für Hessen, sondern ihre Theilnahme an dem dreyssigjährigen Kriege zum Hauptgegenstande seiner Erzählung machte. Freylich nur der Gebrauch öffentlicher Archive würde dem Vf. die Erfüllung dieser Obliegenheit möglich gemacht, und ihm zugleich neue Aufhellungen für Amaliens Geschichte und die Geschichte des erwähnten Krieges überhaupt gewährt haben. Allein er hat, wie es scheint, den Zutritt zu dieser Quelle nicht gesucht, oder nicht erhalten. Zwar sind ihm aus Familien-Archiven *„fünf Briefe Amaliens an eine vertraute Freundin, und eine Sammlung von mehr als hundert Briefen der Landgräfin an den Oberst-Lieutenant Adolph von May, dergleichen viele Instructionen für diesen"*, mitgetheilt worden. „Dieser Adolph von May wurde," sagt der Vf. S. 190 ff., „von Amalien zu den wichtigsten Geschäften gebraucht. Seine vielen Versendungen nach Stockholm, Warschau, Nürnberg, an die Kreis-Versammlungen, mehr als hundert Briefe Amaliens an ihn, viele Briefe von Landgr. Wilhelm VI, L. Georg II von Darmstadt, den Bischöfen von Würzburg, Bamberg, Fulda, den commandirenden Generalen Wrangel, Torstensohn, Geissau u. A., welche noch alle im Original vorhanden sind, beweisen das grosse Ansehen dieses Mannes im diplomatischen Fache. Die bedeutendsten Männer bewarben sich um seine Verwendung. Einer handschriftlichen Nachricht zufolge, war er auch ein Mitglied des von dem schwedischen Obergenerale, Pfalzgrafen Carl Gustav, dem Nachfolger Christinens auf dem schwedischen Throne, gestifteten Sonnenordens, dessen Gesetze in einem gleichzeitigen handschriftlichen Aufsatze also lauten: 1) Die Ordensgenossen sollen unter einander sich getreu seyn, und einer des Andern Ehr, Reputation, Nutzen und Contentement suchen zu befördern. 2) Sollen dahin trachten, alle ehrliche Cavalier nach Gelegenheit zu obligiren, und aller wackern Damen

gute Renommée immer grösser zu machen. 3) Sollen bey begebender Gelegenheit ihr Bestes thun, sich in der wackern Damen gute Grace zu bringen, und dabey die Verschwiegenheit sich zum Höchsten lassen anbefohlen seyn. 4) Wann zwey oder drey von dem Orden mit einander essen oder trinken, sollen sie sich der *Sonne* erinnern, und dabey des Ordens Gesundheit trinken. 5) Ein jeder Ordensgenosse soll dem Stifter desselben nach Verfliessung eines Jahres, mündliche oder schriftliche Rechenschaft von seinen amoureusen Rencontren und Avanturen geben. 6) Wann die Ordensglieder einander antreffen, und einer das gemachte Ordens Emblema nit am Hals unter dem Wamms trägt, derselbe soll den Armen 50 Rthlr. geben, der ihn aber gar verloren hätte, soll nit allein die gemelldte Straf geben, sondern soll auch nicht eher wieder darin aufgenommen werden, bis er alle Ordens-Brüder gebührlich darum begrüsst, für ihn desswegen bey dem Stifter des Ordens zu intercediren. — Am 11 Jun. 1649 zählte der Orden mehrere deutsche Fürsten, den schwedischen Feldmarschall Carl Gustav Wrangel, und unter anderen auch Herrn Adolph von May unter seinen Mitgliedern." — Allein leider erstrecken sich die von may'schen Papiere nur über die späteren Regentschafts-Jahre Amaliens, und obwohl durch sie die politische Thätigkeit dieser Fürstin anschaulicher wird: so ist doch, wenigstens danach zu urtheilen, was Hr. *J.* geliefert hat, die Ausbeute aus denselben nicht gross. Fast scheint es aber, als ob der Vf., in dessen Schrift übrigens Sammler-Fleiss, Unbefangenheit und historische Treue unverkennbar sind, auch aus einem reicheren Vorrathe historisches Stoffes doch kein lebendiges Bild seiner Fürstin zusammengesetzt hätte. Wenigstens ist Alles, was er in dieser Hinsicht anbringt, gar zu sehr lobpreisend, auch nicht individuell genug, und bleibt weit hinter der, wenn auch etwas idealisirenden, Zeichnung Amaliens zurück, welche in *Schillers* Geschichte des dreyssigjährigen Krieges enthalten ist. Überdiess trifft man nicht selten auf einen Verstoss gegen die historische Kunst. Öfters glaubt man bloss trockene Auszüge aus dem *Theatr. Europ.* zu lesen. Wo dieses, über fürstliche Leichenbegängnisse und ähnliche Ceremonieen sich, nach seiner Weise, weitläuftig verbreitet, scheint es dem Vf. fast wehe zu thun, diese leblosen Schilderungen abkürzen zu müssen. Dabey erregen die Anführungen aus modernen Schriftstellern und Dichtern, wie *Kalidas, Schakespear, Gotter* u. A., welche bisweilen an dürre Zeitungsnachrichten angeknüpft sind, nicht selten das Lächeln des Lesers. S. 31 f. heisst es im Texte: Was rühmen wohl u. s. w., sagt der in der Anmerkung angeführte Schriftsteller; S. 223: worüber eine Anmerkung im ersten Abschnitte dieser Schrift Auskunft giebt; S. 234: Ein anderes Beyspiel von Amaliens Dienstfertigkeit hat der Vf. anderswo mitgetheilt. Mehrere Stellen aus den Handschriften, welche der Vf. vor sich hatte, sind selbst im Texte mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt, welche in solcher Gestalt, besonders auch wegen der Verdorbenheit des deutschen Geschäftstils in der damaligen Zeit, offenbar in die Noten zu verweisen waren. S. 8 wird Amalie eine kluge *Staatsfrau* genannt. Lieber noch *Staatsmännin.* Auch der Einleitung dieses Buches müssen wir unseren Beyfall versagen, indem dieselbe eine allgemeine, mitunter etwas poetische, Schilderung der bekannten traurigen Folgen des dreyssigjährigen Krieges enthält. Weit zweckmässiger wäre es unstreitig gewesen, wenn der Vf. den Zustand Deutschlands überhaupt und Hessens insbesondere in dem Zeitpuncte, da Amalia die Zügel der Regierung ergriff, gründlich dargestellt, dagegen am Schlusse seiner Schrift eine genaue Schilderung der besonderen Folgen des verheerenden Krieges für Hessen, etwa wie *Spittler* bey Wirtemberg gethan hat, gegeben hätte. Indessen S. XVI giebt Hr. *J.* selbst diese Schrift für mehr nicht, als für den *ersten Versuch*, Amaliens Leben und Charakter darzustellen; und in dieser Hinsicht mag sie eine billige Kritik nicht misslungen nennen. J. S.

Landshut, b. Hagen: *Kurzer Auszug aus den Jahrbüchern des baierischen Volkes.* Von *Karl Edlen von Hellersberg.* 1812. 195 S. 8. Nebst 5 genealogischen Tabellen in Folio.

Wir erinnern uns nicht, ein Buch gelesen zu haben, welches auf gleich engem Raum eine so reiche Masse von Thatsachen und abgeleiteten Grundsätzen der prüfenden Welt darbietet. Der Vf. muss sehr viel, muss bey weitem das Meiste, was über bairische Geschichte je erschienen ist, mit reifer Überlegung gelesen haben: ein desto lobenswürdigeres Verdienst, da es in unseren Tagen immer seltener wird, weil man es bequemer findet, über aufgehaschte Sätze den reicheren oder kärglicheren Vorrath seines Räsonnements auszugiessen, als mit Anstrengung den genauen geschichtlichen Zusammenhang selbst zu erforschen. Rec. bekennt gern, aus diesem Buche Manches gelernt zu haben. Compendium ist es, wahrscheinlich zu den Vorlesungen des Hn. *v. H.* über die bairische Geschichte auf der Universität Landshut bestimmt; diess ergiebt sich unverkennbar aus den in dem Texte oft mehr durch hingeworfene Winke, als durch wirkliche Erzählung aufgestellten, grösstentheils weitere Entwickelung erfodernden Sätzen. Aber es ist zugleich weit mehr, ein wahres allgemeines Repertorium durch die jedem Absatze beygefügten Noten. Über manchen wichtigen, im Texte mit ein paar Worten berührten Gegenstand findet hier schon der Studirende näheren Aufschluss, er lernt die Hauptpuncte kennen, auf welche die Auseinandersetzung und sein eigenes Bemühen sich stützen muss; er findet häufig die beweisenden, aus Diplomen, Friedenshandlungen u. s. w. entlehnten Worte selbst. Auch der mit der Geschichte schon vertrautere Mann erhält durch diese Hinweisungen nicht selten Anleitung zur nochmaligen Revision seiner eigenen Ansichten; vorzüglich aber gewinnt er durch die äusserst vollständige, über alle einzelnen Abschnitte verbreitete Literatur, bey welcher wir bloss öfters die Auszeichnung des Wichtigern von dem Unwichtigern, die Angabe des Hinstrebens der oft sich widersprechenden Schriftsteller zu erhalten gewünscht hätten.

Das Ganze zerfällt mit ungekünstelter Eintheilung in drey Bücher, deren erstes die älteste Geschichte Baierns bis zum bleibenden Besitze des Hauses Wittelsbach im Herzogthum umfasst. Das zweyte reicht bis auf Maximilian I, nicht nur weil er als ausgezeichneter Fürst unter die vorzüglichen Regenten Baierns gehört, sondern weil er die dem alten Herzogthume so lange Zeit entzogene Kurwürde wieder an Baiern brachte, und auch im Inneren seiner Staaten als Gesetzgeber u. s. w. kräftig wirkte. Eine passende Unterabtheilung bietet die durch Herzog Albrecht IV, unter vielen Schwierigkeiten, im J. 1506 durchgesetzte Untheilbarkeit des Landes und Einführung der Primogenitur. Das dritte Buch verbreitet sich über die Verhältnisse des Staats von Kurfürst Maximilian I bis auf unsere Tage. In der ältesten Geschichte weiss der Vf. mit Klugheit zwischen den so sehr abweichenden Ansichten seiner Vorgänger durchzugehen, führt ihre Schriften an, erklärt sich für die deutsche Abstammung der Bajuwarier, hält sich aber übrigens grösstentheils an die nicht streitigen Angaben. Nach der carolingischen Periode erklärt er zwar mit Recht den Herzog Arnulf als wirklichen Landesregenten, wie es die übrigen Fürsten Deutschlands erst in einem viel späteren Zeitalter wurden; aber er gesteht auch zu, dass mit seinem Tode diese Verhältnisse sich wieder änderten, und die bairischen keine weiteren Vorzüge vor den übrigen deutschen Herzogen hatten. Auch geht er mit Stillschweigen über die ungeheure Ausdehnung Baierns bis an den Spessart weg, welche einige Schriftsteller im vollen Ernste behaupteten. Vorzüglich reichhaltig wird der Vortrag unter der Regierung der Wittelsbacher; und da der Vf. keine blosse Regierungsgeschichte der Herzoge liefern, sondern über die Schicksale des Landes, die inneren Verwickelungen und abweichenden Verhältnisse in den verschiedenen Zeiträumen unterrichten will: so folgt von selbst, dass ein bedeutender Theil des Lehrbuchs der Lage des Adels und der durch sie allmählich unter den getheilten Regierungen der Wittelsbacher sich entwickelnden Landstände, so wie der Umwandlung der uralten Dorfgerichte in Patrimonialgerichte, gewidmet ist. Unstreitig richtig ist die Behauptung, dass die Zahl der Dienstmänner, aus welchen in Zukunft der niedere Adel erwuchs, die Theilungen des Landes, die Minderjährigkeiten, die Geldverlegenheiten der Herzoge benutzten, um ihren Privilegien und Vorrechten immer grössere Ausdehnung zu geben, dass sie in Verabredung handelten, nicht selten Gewalt der Waffen anwendeten, und schriftliche Versprechungen der Fürsten sich erzwangen. Auch sind wir d. Vfs. Meinung, dass die Verbindung des Adels, durch welche er Handfeste v. Herzog Otto in Niederbaiern erzwang, so wie einige folgende ähnliche Vereinigungen der Ministerialen gegen ihren Landesfürsten, noch lange nicht für das Daseyn von Landständen im Anfange des 14ten Jahrhunderts beweise; dergleichen Austritte erlebte man in allen Provinzen Deutschlands, in welchen sich die frühe Entstehung der Stände nicht erweisen lässt; die Landesherren konnten ohne Beyhülfe ihrer Lehensleute nach damaliger Verfassung nichts ausführen, und diese benutzten ihr Übergewicht zur Erwerbung immer grösserer Vorrechte. Landstände mit regelmässiger Verfassung entstanden erst viel später durch den Beytritt der Städte, und endlich der höheren Geistlichkeit; da war denn aber ihr Gewicht auch so gross, dass auch der vorzüglichste Landesfürst in immerwährenden Streit mit ihnen verwickelt wurde, und dass Max. I kein anderes Mittel wusste, ihrem Streben zu begegnen, als dass er keine Landtage weiter berief, wie denn auch seit dem Anfange des 17 Jahrhunderts keine allgemeinen weiter zusammenberufen sind, s. S. 139. Wirklich hatten sie in früherer Zeit ihre Anmassungen, nach S. 120, so weit getrieben, dass die Herzoge gezwungen waren, eine vormundschaftliche Regierung der Landschaft bis zur Erreichung ihres 24sten Lebensalters anzuerkennen. Bloss durch das Machtwort K. Maximil. I, der in dieser Anstalt Gefahr gegen das Ansehen aller Regenten erblickte, wurde das schon entworfene Gesetz noch hintertrieben. Diese und andere Eingriffe in die Rechte der Landesfürsten sind wohl die Ursache, dass sich Hr. *v. H.* bey mehreren Gelegenheiten gegen die ihm ungerecht dünkenden Vorrechte des Adels erklärt; und ob er sich gleich in der Vorrede gegen den Vorwurf, ein Feind des Adels zu seyn, rechtfertigt: so wird er doch wohl wegen mancher niedergelegter Sätze Widersacher finden, da der nämliche Gegenstand schon häufig von ganz anderen Seiten betrachtet worden ist. Aber selbst dieser Widerspruch, wenn er mit Bescheidenheit geführt wird, ist Gewinn für das Publicum, welches Interesse daran findet, diesen kritischen Gegenstand zur Sprache gebracht zu sehen, und bald wird die Arbeit des Vfs. in vielen Händen seyn. Merkwürdige einzelne Angaben heben wir nicht aus, weil ihre Zahl zu gross ist; z. B. S. 145, dass die Oberpfalz seit Maximilian I keine Landstände hatte, dass aber dem Adel dessenungeachtet die Landsassenfreyheit nebst der eigenen Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern ertheilt wurde. Oder S. 147, dass am Ende des dreyssigjährigen Kriegs 1400 verödete Höfe sich in Baiern vorfanden, so wie die übrigen Folgen dieses allgemein verwüstenden Kriegs; S. 157 die merkwürdigen Verhandlungen wegen Baiern und seiner Königswürde auf dem utrechter und badener Frieden u. s. w. — Der Vortrag ist gediegen und kräftig, nur selten verfällt er in das Kostbare und zu sehr Gedrängte, wodurch Dunkelheit entsteht; auch erregt der zu häufige Gebrauch des Participii Präsentis, z. B. S. 159, wo es viermal vorkommt, zuweilen Monotonie. Aber dergleichen unbedeutende Flecken verschwinden bey den vielen Vorzügen des Buches, und verwischen sich leicht bey der gewiss nicht fehlenden zweyten Auflage. Ohne Tabellen findet man sich bey einer so verwickelten Regentengeschichte, wie die bairische ist, schlechterdings nicht zurecht; die hier dem Compendium beygefügten sind also vollkommen zweckmässig: nur wünschte Rec., dass wenigstens für die neueren Zeiten die Geburtsjahre der Regenten beygefügt seyn möchten; man lernt aus ihnen z. B. nicht, wann der jetzige König oder der Kronprinz geboren sind.

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

MEDICIN.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Ignaz Döllingers*, der Med. Dr. ord. Lehrers der Anatomie und Physiologie auf der Universität zu Würzburg u. s. w., *Beyträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirns.* Mit zwey Kupfertafeln. 1814. VIII u. 31 S. in gr. Folio. (gebunden 3 Rthlr.)

Diese Beyträge tragen, was sich nicht von allen Schriften dieses Namens rühmen läfst, wirklich etwas dazu bey, die Geschichte des menschlichen Gehirns, und so die Lehre vom Gehirn überhaupt, einen starken Schritt vorwärts zu fördern; und wenn irgendwo der entscheidende Einfluss der vergleichenden Zergliederungskunst auf eine wissenschaftliche Erkenntnifs des thierischen Baues recht anschaulich geworden ist: so ist es sicher hier, wo der räthselhafte Gegenstand, durch eine lange Reihe von Jahren mit sorgsamem Fleifse, doch leider ohne leitende Ideen, mechanisch verfolgt, nun schnell, auf einem anderen Standpuncte, neue überraschende Ansichten enthüllt. Da es bey Werken dieser Art schwer, ja unmöglich ist, den Inhalt in einem Auszuge so darzulegen, dafs man daraus den Zusammenhang der Theile erkennen, und den wissenschaftlichen Gewinn im Einzelnen danach abmessen könnte: so begnügen wir uns hier, mehr im Allgemeinen auf die uns vorzüglich ansprechenden Hauptmomente, nach welchen in dieser Schrift das Gehirn des Fötus in seiner Entwicklung betrachtet wird, anzudeuten. Ohnehin kann kein Anatom die Schrift selbst entbehren, und die Kürze des Ausdrucks, der hier nur, wie ein erläuterndes Wort, die ungetrübte Anschauung eines in seiner Ganzheit aufgefafsten organischen Gebildes, wir möchten sagen episch, begleitet, würde noch überdiess den Versuch, Einzelnes hervorzuheben, wider unseren Willen, in ein leichtes Ausschreiben verkehren.

Wir berühren zuerst einige merkwürdige Vergleichungspuncte zwischen den verschiedenen Entwicklungsstufen des Gehirns unter sich, und der Theile desselben gegen einander, wie diese entweder in der Schrift selbst bestimmt ausgesprochen werden, oder uns daraus, als allgemeine Gesetze, hervorleuchten. 1) Der grofse Gehirnwulst ist vorzugsweise der Ausdruck der fortschreitenden Entwicklung des grofsen Gehirns; und, in ihm, *des Menschlichen* über *das Thierische* im Menschen. 2) Der gestreifte Körper steht durchgängig in dem umgekehrten Verhältnisse zu der Masse des Wulstes. Wo jener hervortritt, tritt dieser zurück. So verhält sich das Gehirn des Fötus zu dem des Erwachsenen; — aber auch in der Einheit dieser Gebilde selbst beharrt dieser Gegensatz. Wo der gestreifte Körper sich verdickt, verdünnt sich die Lage des Wulstes, und schwillt an dem entgegengesetzten Ende an. 3) Das Gehirn des Fötus verhält sich zu dem des Erwachsenen wie das Thiergehirn zum menschlichen. 4) Die vorwärts gelegenen Gebilde des Gehirns evolviren sich aus der Sonderung zur Verknüpfung, die nach hinten gerückten hingegen aus dem Einfachen zur Mannichfaltigkeit. 5) Darum endlich läfst sich der Bau des Gehirns im Erwachsenen nur aus der genauen Verfolgung der frühesten Bildungsmomente in dem Geiste, wie sie hier angeschaut und dargestellt worden sind, begreifen, und eine genetische Einsicht in den Bau dieses Organs, welches bisher mehr, als irgend ein anderes, dem unverständigen Messer erlag, herbeyführen.

Blofs um diese letzte Behauptung einleuchtender zu machen, wollen wir hier die eine Seite der Metamorphose des Gehirns, die Bildung der grofsen Gehirncommissur, des Ammonshorns, und des *Pes Hippocampi*, nach Hn. *D's.* Ansicht, noch etwas näher beleuchten.

Alle Gebilde des grofsen Gehirns werden §. 2 eingetheilt in solche, welche jeder der beiden Hälften zukommen, und darum sich paar weise vorfinden, und in solche, welche, beide Hälften verbindend, ihnen gemeinschaftlich angehören. Zu jenen gehören: die Hirnschenkel, die gestreiften Körper, der um sie gelegte und über sie zusammengerolte grofse Gehirnwulst, die Masse des Thals, die Sehnervenhügel und die gezähnten Leisten. Die Theile der zweyten Classe sind wieder theils ursprüngliche, schon in den frühesten Perioden der Entwickelung vorhandene, als: die vordere kleine Gehirncommissur, das *Infundibulum* mit der *Hypophysis*, die Zirbeldrüse sammt dem gerollten Blättchen, an dem sie befestigt ist, und die Vierhügel, — theils im Verlaufe der Entwickelung entstandene, wohin die grofse Hirncommissur, oder der Balken, gerechnet werden muss, deren ursprüngliche Duplicität sich wieder in den paarweissen, ihr untergeordneten Theilen: den Schenkeln des Bogens, den Lamellen der Scheidewand, den Säumen und Markhügeln, offenbart. Im Fötus erscheint diese letztere Reihe von Gebilden noch in ihrer durchgreifenden Sonderung, welche hier durch eine sehr genaue, und mit gröfster

Sorgfalt durchgeführte Zergliederung, oder richtiger *Aufwickelung*, zahlreicher Embryonen-Gehirne von 20 Wochen bis zu 7 Monaten, nach ihrem senkrechten Durchschnitte anschaulich gemacht wird. Wir übergehen die Bildung der vorderen Ventrikel durch den sich nach Innen einschlagenden grosen Hirnwulst, der, in den frühsten Epochen noch dünn und blattartig, von dem Rande des gestreiften Körpers jeder Seite nach der ganzen Länge desselben entspringt, und nach Aussen in drey, mit der Fortbildung des Gehirns das Anfangs weit geöffnete Thal mit seiner eigenthümlichen Schichte weisser und grauer Substanz allmählich von der Seite verschliessende Lappen getheilt ist. Die Ventrikeln, die nach der gewöhnlichen Methode, das Gehirn zu zerlegen, nur unvollkommen aufgefasst werden konnten, erhalten durch die hier, wenn auch nicht zuerst, doch wenigstens consequenter als je durchgeführte Seitenansicht des Gehirns nicht nur eine grössere Deutlichkeit, sondern treten auch zu der Gesammtbildung des Gehirns in ein neues, und zwar mehr untergeordnetes Verhältniss, wodurch sie sich den übrigen Höhlen des thierischen Körpers in Bedeutung und Beziehung näher anschliessen.

Der sich einwärts über den gestreiften Körper jeder Seite umschlagende Theil des grosen Hirnwulstes, der sich beym Fötus noch als dünne Markschichte zeigt, bildet, dem Laufe des gestreiften Körpers parallel, die *lange Hirnfalte*, indem er, sobald er die Längsaxe des Gehirns erreicht hat, sich wieder rückwärts in die von ihm gebildete Hirnhöhle, und dann nochmals gegen die Gehirnaxe umschlägt. Vom vorderen unteren und vorderen oberen Theil der unteren Lamelle dieser Falte entspringen, dort aufwärts gerichtet, hier absteigend, die dünnen Markblättchen, welche, unter sich verschmelzend, die beiden Lamellen des *Septum lucidum* darstellen; während zugleich der sich etwas fortsetzende Rand dieser unteren Lamelle, an den der entgegengesetzten Seite sich anschliessend, die grosse Hirncommissur vorbereitet. Indem aber die grosse Hirnfalte sich über die Sehnervenhügel fortsetzt, und bey der auseinanderweichenden Richtung der Sehnervenhügel, welche sie begleitet, stets mit ihrem inneren Rande die Längsaxe des Gehirns begleitet, legt sich das dem Blättchen der Scheidewand analoge Gebilde mit seinem Saume horizontal, als dreyeckige Decke, über die Sehnervenhügel, und steigt endlich mit dem hinteren verdünnten Ende des gestreiften Körpers, als Ammonshorn, zur Basis des Gehirns hinab. Dieses Ammonshorn aber ist beym Fötus kein einfaches Gebilde, oder ein bloser Fortsatz der äusserlich herabsteigenden Windung des grosen Gehirnwulstes, von dem hier die Falte nach Innen ausgeht, sondern es besteht aus der Falte selbst, an deren innerem Rande nun der Saum unmittelbar aufsitzt, und aus der *gezähnten Leiste*, die als eigener und ursprünglicher, bisher von dieser Seite noch nicht gewürdigter Theil des Gehirns, vom oberen hinteren Rande der Falte bis dahin herabsteigt, wo sich der Raum in ein ovales Markblättchen endigt, an der Öffnung der Duplicatur beym frühen Fötus der Länge nach anliegend, — bis sie später durch die auch nach Innen anschwellende Windung des Gehirns in die Spalte selbst gepresst wird, und diese wieder einwärts nach den Gehirnhöhlen zu austreibt. Das untere knotige Ende dieser gezähnten Leiste wird zugleich immer mehr nach Innen von dem ovalen Blättchen des Saumes bedeckt, nach Aussen von dem stumpfen Ende der Gehirnwindung, das hier den hinteren äusseren Lappen des grosen Gehirnwulstes schliesst, immer dichter umfasst und gedrängt, und von dem aus einer eigenen, graulichen, ursprünglich fast teigartigen Masse allmählich hinzugebildeten *Haken* nach Unten und Innen, zur vollendeten Bildung des *Pes Hippocampi* geschlossen. Der *Pes Hippocampi* ist also das gemeinschaftliche Product der Verschmelzung des Knötchens der gezähnten Leiste, des ovalen Blättchens des Saumes und des Hakens, im Vereine mit dem Ende der grosen Hirnfalte, und Niemand kann ohne das lebhafteste Vergnügen die klare Darstellung des Vfs. verfolgen, welche die wunderbare Mischung der Marksubstanz dieses Gehirntheils durch die Anschauung ihrer Genesis völlig befriedigend aufschliesst. Man darf nur die Natur eines jeden der constituirenden Theile in Hinsicht seiner Substanz überhaupt, oder des in ihm vorwaltenden Verhältnisses der beiden Gehirnmassen insbesondere, scharf ins Auge fassen, um den Profildurchschnitt des ganzen ausgebildeten *Pes Hippocampi* vollständig zu begreifen. So entstehen durch eine fleissige, ideenreiche Erforschung der Fötusgehirne die wichtigsten Theile des ausgebildeten Gehirns gleichsam vor unseren Augen. Zuletzt sehen wir auch, mit der fortschreitenden Verknüpfung der beiden Hemisphären, die Spaltung der Scheidewand sich zum Ventrikel schliessen, und die hintere grosse Fissur in ihrem klaren Zusammenhange hervortreten.

Wie hier der Scharfsinn in der Entwickelung sehr verworrener Formationen des Gehirns die Aufmerksamkeit kräftig in Anspruch nimmt: so überrascht dagegen in dem Folgenden die Bildungsgeschichte der Vierhügel u. s. w. aus dem einfachen Ursprunge der beiden, kaum hervortretenden weissen Binden auf der inneren Seite der Sehnervenhügel, in denen die queerliegende gerollte Lamelle der kleinen hinteren Commissur gleichsam wurzelt, durch die zwangloseste Anschaulichkeit.

Mit den Gebilden des grosen und kleinen Gehirns werden die vorderen und hinteren Gehirnanhänge, das Infundibulum und die Zirbel, als Drüsen der Function ihrer Höhlen, auf eine anziehende Weise in Beziehung gesetzt, und die Bildung sowohl des kleinen Gehirns als des verlängerten Marks beym Fötus mit gleicher Treue und Ausführlichkeit so entwickelt, dass das ganze Gewächs des Gehirns, auf seinen Knoten aufgesetzt, sich gleichsam in seinem wechselseitigen Durchgangspuncte vor uns schliesst. Möge es doch dem Vf. gefallen, die Gehirnlehre auf

diesem Wege immer weiter auszubilden, und uns, wo möglich, künftig von Zeit zu Zeit ähnliche Entwickelungsgeschichten dieses Organes auch aus den verschiedenen Ordnungen der höheren Thierclassen zu schenken! Das müsste tief in die Natur der verschiedenen Thierbildungen und in das wahre Verhältniss ihrer Evolutionen hineinführen. Auch die Methode, die Gebilde in ihrer Einheit und in ihrem Zusammenhange zu betrachten, müsste dadurch immer mehr einleuchten und grössere Nachahmung gewinnen, als ihr bisher doch noch zu Theil geworden ist. Wie viel vorzüglicher würde z. B. das übrigens vortreffliche, mit unermüdetem Fleisse gearbeitete und von Beobachtung gleichsam strotzende *wenzelsche* Werk über das Gehirn ausgefallen seyn, wenn nicht in ihm Alles so zerstückt, im Text durch die Rede, in der Abbildung durchs Messer getrennt, vor uns ausgebreitet würde! Man vergleiche z. B. Seite 136 u. f. des wenzelschen Werks mit der Beschreibung des embryonischen *Pes hippocampi* nebst dem Ammonshorne im §. 21 der gegenwärtigen Schrift, und man wird nicht nur das hier Geäusserte einleuchtend, sondern auch den Satz aufs Neue bestätiget finden: *duo si faciunt idem, non est idem.* — Das Gehirn ist der Knoten, in welchem die Natur die Einheit des Lebens schürzt; es kann nur aus der Einheit und in ihr angeschaut und begriffen werden.

Was die Form der vorliegenden Schrift anlangt: so müssen wir an ihr vorzüglich die plastische Einfalt rühmen, mit der sie das Gegebene und Angeschauete ohne störende Rückblicke auf die Vorgänger, und fast ohne alle Beziehung auf die subjective Function des Anatomen selbst, in die Sprache aufzunehmen und durch Worte zu beleben strebt. Vielleicht wäre hie und da grössere Ausführlichkeit oder eine wiederholte Bezeichnung des abgehandelten Theils zu wünschen gewesen. Doch man sieht deutlich, dass überall nach Einheit und Rundung des Ganzen gestrebt, und darum jede einseitige Ausbildung des Theils gescheut wurde. Der Verleger hat das Werk, das auf gutes Velinpapier gedruckt ist, mit Geschmack und Würde hervortreten lassen, so dass es sich, auch von der typographischen Seite, den ausgezeichnetsten anatomischen Werken an die Seite stellen darf. — Die beiden Kupfertafeln stellen Fötusgehirne verschiedenen Alters, die erste in Lineärumrissen mit Bezeichnung der Theile, die zweyte in schwarzer Kunst ohne diese Bezeichnung, sehr nett und sauber dar. Zur Vergleichung ist noch ein Profildurchschnitt des *Pes Hippocampi* von einem Erwachsenen aufgenommen worden.

Wir können nicht umhin, diese Recension mit einer Stelle aus einer kleinen Schrift des Vfs.:

WÜRZBURG, b. Nitribit: *Über den Werth und die Bedeutung der vergleichenden Anatomie*, ein Programm von Dr. *Ignaz Döllinger*, Prof. der Anatomie, Physiologie und vergleichenden Anatomie, 1814. 46 S. 8.

welche so eben erschienen ist, zu schliessen, weil uns diese Stelle eine, unter dem praktischen Treiben und Streben unserer Studirenden oft sündlich vernachlässigte Wahrheit in Erinnerung bringt. S. 29 heisst es: „Bey allem vernünftigem Forschen und Studiren ist sich der Mensch selbst der eigentliche Zweck: die Ausbildung der Menschheit ist das, was man sucht. Die Menschheit, unter der Form des Staatenvereins strebt, nach Stärke und Kraft; in dem Individuum strebt sie nach Beruhigung: kräftige Ruhe ist in jeder Beziehung das Höchste, was die Menschen erlangen mögen. — Das gesammte Naturstudium kann nicht unmittelbar die Kraft der Menschheit im Staate vermehren, desto mehr ist es geeigenschaftet, in den einzelnen Menschen, die sich ihm widmen, jene glückliche Beruhigung hervorzubringen, welche nicht auf einer Unterdrückung der Geisteskräfte, sondern auf einer gleichmässigen Vertheilung derselben beruht, und aus der klaren Erkenntniss der Wahrheit entspringt. Aber ich glaube nicht, dass ein zum Forschen fähiger Mensch die stille Kraft, welche sich in der Entwickelung der thierischen Organe äussert, die Mannichfaltigkeit der Mittel, deren sich der Lebenstrieb zur Erreichung seiner Zwecke bedient, die Herbeyführung der organischen Einheit durch das Ineinandergreifen verschiedenartiger Gebilde lange werde betrachten können, ohne selbst dadurch zu einer ruhigen, aber desto kräftigeren Betriebsamkeit, und zu einem harmonischen Gebrauche seiner Geisteskräfte hingeleitet zu werden, oder dass er lange die tiefe Wahrheit in den organischen Gebilden werde anschauen können, ohne an Wahrhaftigkeit zu gewinnen."

* * s.

ZERBST, b. Füchsel: *Über die kränkliche Laune.* Ein psychologisch - medicinischer Versuch von Dr. *Joh. George Friedr. Henning*, herz. fürstl. Hofrathe, wirkl. Hofmed. u. Stadtphys. zu Zerbst. 1810. 86 S. 8. (8 gr.)

Aus dem Gesichtspuncte der reinhardischen philosophischen Grundsätze wünscht der Vf. beurtheilt zu seyn, da er den verstorbenen Oberhofpred. Reinhard als seinen Lehrer in der Philosophie verehrt. Auch Rec. ist ein Schüler Reinhards, und so hätte denn der Zufall dem Vf. gerade den Rec. zugeführt, den er wünscht. Doch nur ein sehr kleiner Theil der Schrift des Vfs. beruht auf jenen Grundsätzen, einige Sätze aus der Theorie des Vorstellungsvermögens, in der Einleitung; die ganze Schrift übrigens ist, da sie dem Titel zufolge von der *kränklichen Laune* handelt, von jener Philosophie ganz unabhängig. Der Inhalt der Schrift ist kürzlich folgender. Das Seelenorgan oder Gehirn erhält durch die Nerven, wahrscheinlich vermittelst eines eigenen Fluidum, vielleicht auch zugleich durch Oscillationen, Eindrücke oder Bilder der Aussendinge, aus welchen Vorstellungen erfolgen. Jene Eindrücke sind entweder angenehm oder unangenehm. Wenn nun das Seelenorgan gehabte Eindrücke sich vorstellt: so

müssen entweder angenehme oder unangenehme Empfindungen in ihm entstehen. Waren die Eindrücke nicht rein und bestimmt: so werden daraus undeutliche Vorstellungen, ein verworrenes Gefühl, und im Ganzen ein Zustand für das Seelenorgan entstehen, der dem Beobachter eine kranke Form darbietet. Diess ist dem Vf. zufolge die kränkliche Laune. Die Ursachen derselben können mannichfach seyn, physische Anstrengung, moralische Gefühle, physische Genüsse, Störung des Kreislaufs, wahre körperliche Krankheiten, gewisse Gefühle, Klima, Umgebungen, Lebensweise, Gewohnheiten, Nervenconsens, Leidenschaften. Nun spricht er noch auf drey Seiten von der Cur der kränklichen Laune, und empfiehlt eine doppelte, nämlich einmal in physischer, dann in psychischer Hinsicht. Rec. verkennt nicht die gute Absicht des Vf., findet auch das Thema an sich sehr interessant, und mehrere der Quellen der kränklichen Laune ganz richtig angegeben, und durch treffende Beyspiele erläutert; allein es thut ihm Leid, gestehen zu müssen, dass er in Hinsicht der Natur der kränklichen Laune und ihres Sitzes durchaus verschieden denkt. Schon der Grund, auf welchem der Vf. seine Theorie erbaut, ist ganz unhaltbar: denn die Erfahrung lehrt, dass die Eindrücke, welche uns von den Aussendingen kommen, nicht bloss entweder angenehm oder unangenehm sind, wie er S. 23 behauptet, sondern dass die gröste Anzahl derselben indifferent sey, d. h. dass sie auf die Stimmung unseres Gefühls durchaus keinen Einfluss haben, und mithin die aus ihnen entstehenden Vorstellungen von derselben Beschaffenheit seyn müssen. Dasselbe gilt auch von den undeutlichen Vorstellungen, die nach dem Vf. hauptsächlich die Quelle der kränklichen Laune seyn sollen, indem sie „ein verworrenes Gefühl und einen Zustand des Seelenorgans hervorbringen, welcher dem Beobachter eine kranke Form darbietet, oder mit anderen Worten: welcher eben die kränkliche Laune ist". Undeutliche, verworrene Vorstellungen bringen an sich weder angenehme noch unangenehme Gefühle hervor; der gröste Theil der Menschen lebt und stirbt grösstentheils mit undeutlichen Vorstellungen; selbst der Vf. hat eine undeutliche Vorstellung von der Natur der kränklichen Laune, und doch wird er dabey keine Anwandlunge von kränklicher Laune gespürt haben. Wenn die kränkliche Laune von undeutlichen, verworrenen Vorstellungen herrührte: so müssten wir insgesammt, die wir unter dem Monde wohnen, keinen Augenblick unseres Lebens von kränklicher Laune frey seyn. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass unsere Stimmung bisweilen von unsere Vorstellungen hervorgebracht werde: allein die sogenannte kränkliche Laune hängt im Allgemeinen durchaus nicht von den Vorstellungen ab. — Dann irrt der Vf. auch darin, — und hiemit fällt seine ganze Theorie, — dass er den Sitz des Gefühls und der kränklichen Laune ins Gehirn setzt. Die Stimme aller Nationen, von den ältesten bis auf die neuesten, vom רחמים der Hebräer, σπλαγχνα der Griechen, bis auf unser Herz u. s. w., sowie eine aufmerksame Beobachtung unser selbst, stimmt darin überein, dass der Sitz aller Gefühle in der Brust, höchstwahrscheinlich im *Ganglio solari* oder *semilunari* sey. Hier ists, wo auch die kränkliche Laune ihren Sitz hat, nicht im Gehirn. — So viel über die Hauptsache: jetzt noch über einige kleine Unrichtigkeiten ein Wort. S. 3. Nicht in der feineren Ausbildung unserer Nerven, sondern in der grösseren Vollständigkeit des Gehirns, in eigenen, den Thieren mangelnden Theilen desselben sind die höheren Vollkommenheiten der Menschen zu suchen. S. 15. Nicht bloss angenehme Gegenstände und Eindrücke erregen unsere Aufmerksamkeit, und unser Interesse, sondern auch unangenehme, oft mehr als wir wünschen. S. 31. Statt *indifferente* sollte es heissen *differente*, da es mit widrig als identisch gesetzt wird. S. 31. Überfüllung des Magens mache desswegen mürrisch, weil dem Gehirne eine Menge nervöser zur Verdauung nöthiger Säfte entzogen werde. Diess ist nicht allein ganz hypothetisch, sondern auch unrichtig. Ausserdem vermisst man auch bey der Aufzählung der Ursachen eine zweckmässige logische Anordnung.

ff. ff. ff.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Giessen*, b. Schröder: *Observationes in Horatii Epistolarum quaedam loca.* 1809. 18 S. 4.

Diese beym Prorectoratswechsel vom Hn. Prof. *Rumpf* verfasste Gelegenheitsschrift verbreitet sich über folgende Stellen des Horaz. Lib. I. Epist. 8, v. 3 sq. *Haberfelds* Erklärung wird bescheiden widerlegt. Hr. *R.* ergänzt bey *multa et pulcra*, nach Sat. 3, 19, *scripta*, und versteht *recte et suaviter vivere*, vom *munter und fröhlich leben*, wie so oft in Ciceros Briefen; hier also von der heiteren, behaglichen Musse, die den Geisteswerken unentbehrlich ist. — Epist. 9, v. 10. *Frontis ad urbanae descendi praemia.* Nach einer scharfsinnigen Erörterung der früheren Auslegungen, giebt Hr. *R.* die seinige: *eo descendi, ut captarem praemium* (γέρας), *i. e. honorem sive gloriam hominis urbani. cf. Cic. pro Milone* C. 35. *Odyss.* α, 295. *Pind. Ol.* 8, 86 — — — *verba frons urbana hic nihil aliud significant nisi speciem, i. e. rationem se gerendi, urbanam, s. liberalem. Quam vero liberalem, s. urbanam se gerendi rationem appellant homines immodesti, cum accurate severeque judicantes nominent impudentiam: hanc ipsam, si sensum spectes, vocabulis frontis urbanae hic innui, recte potest affirmari. Urbanitatis denique ejus, qua immodesti superbiunt, praemium reportasse, quia non vera est gloria: facile est intellectu, cur Horatius dixerit, ad illa praemia se descendisse.* — Zu Epist. 12, 21 ist passend auf Diog. Laert. VIII, c. 2. §. 2 verwiesen. — Die übrigen Bemerkungen zu Epist. 10, 25. 11, 19. 15, 11 u. 16, 56 enthalten mehr Gutes als Neues.

M. D. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

ÖKONOMIE.

Aarau, b. Sauerländer: *Landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl.* Herausgegeben von *Emmanuel Fellenberg.* Erstes Heft. 1808. XVI u. 151 S. Zweytes Heft. Mit 8 Kupfertaf. 1809. X u. 142 S. Drittes Heft. Mit 12 Kupfert. 1811. 216 S. Viertes Heft. Mit 5 Kupfertaf. 1813. 211 S. 8. (4 Rthlr. 6 gr.)

Das grosse Unternehmen des Hn. *F.* zu Hofwyl, von dessen Entstehen und Fortgange hier die Actenstücke geliefert werden, ist eins der merkwürdigsten und folgenreichsten. Wegen der festen Begründung und consequenten Ausführung nach einer grossen und erhabenen Idee erregt es nicht nur ein allgemeines Aufsehen bey deutschen Völkern und Fürsten, sondern es erhebt auch die Landwirthschaft zu einem so erhabenen Zweck, den man nach dem allgemeinen Laufe der Wissenschaft noch nicht ahnden durfte. Anstatt dass bisher mancher arme Tagelöhner bey der Landwirthschaft mit seinem Tagelohne herabgesetzt und gedrückt wurde, so dass er und seine Familie aus Armuth an Sitten verderben und verwildern musste: verbindet dagegen der edle Mann Landwirthschaft und Menschenbildung auf das genaueste, und macht die letzte zur unerlässlichen Bedingung der ersteren. Landwirthschaft in *Fellenbergs* Sinne ist nicht mehr das entehrende Geschäft des niedrigen Gelderwerbs, sondern das verehrungswürdigste, zur allgemeinen Menschenbildung erhoben. Der hohe Gedanke ist nicht etwa Chimäre und fromme Schwärmerey, er ist schon realisirt, und das Werk hat mehrere Jahre einen so glücklichen Fortgang gehabt, dass es seiner Vollendung sehr nahe gebracht ist. Alles gründet sich auf Thatsache. Wie nun diesem weitumfassenden Unternehmen ein dauerhafter Grund zu seiner Selbstständigkeit und unwandelbaren Fortdauer gegeben worden sey, diess erregt natürlich das Interesse eines Jeden, die landwirthschaftlichen Blätter zu lesen. Die Abhandlungen sind vermischten, d. i. pädagogischen und ökonomischen Inhalts, und vermöge des Princips konnten sie nicht anders seyn: daher sind diese Blätter für den Pädagogen eben so anziehend als für den Ökonomen. Welche Hindernisse Hr. *F.* auch im pädagogischen Fache entdecken und wegräumen, und ob es mit seinem Werke ihm gelingen werde, auch den niedergedrückten und noch immer verachteten Stand der Schullehrer zu seiner gebührenden Würde zu erheben, darüber sind wir in gespannter Erwartung. Eins der grössten Hindernisse ist wohl die Armuth, welche den Stand der Schullehrer wie den Stand der Tagelöhner niedergedrückt und unter seine Würde gestellt hat. Zu grossen Erwartungen berechtiget uns der hohe Zweck des Unternehmens, wenn es, wie seither, in seinem glücklichen Fortgange nicht gehemmt wird, und wir freuen uns auf den Anbruch des Tages jener glücklichen Zeit. — Jetzt wenden wir uns zum Inhalt dieser Blätter.

Erstes Heft. Ausser der Zueignung und Vorrede enthält dasselbe: *Erste über die Landwirthschaft von Hofwyl als bewährt bekannt gemachte Notizen,* S. 1; *Fernere Erklärungen über das Unternehmen von Hofwyl, und über die Endzwecke seines Stifters,* S. 7; *Ansichten der schweizerischen Landwirthschaft und der zweckmässigen Mittel sie zu vervollkommnen,* von dem Stifter der Anstalten zu Hofwyl, S. 35; und *Etwas über die dringendsten Bedürfnisse unseres Zeitalters in besonderer Hinsicht auf die Schweiz und auf Europa,* S. 141. Zum Unternehmen selbst hatte der Stifter einen tiefdurchdachten und reiflichen Plan gemacht; aber zu dieser Zeitschrift nicht. Man sieht ihn bey seinem Werke, das noch ein Chaos ist, mit einer grossen und erhabenen Idee beschäftigt, nach welcher er die ersten Elemente entwickeln und bilden will. Ob und wenn die anderen Hefte erscheinen sollen, daran ist nicht gedacht. Nur soviel sagt er in der Vorrede, dass der Leser Wiederholungen, die bey einer Planlosigkeit unvermeidlich sind, hier nicht so hoch anrechnen werde, wie in einem bloss didaktischen Werke. Eben so dürfen wir auch in Hinsicht des Vortrags, der oft durch die Gedankenfülle dunkel wird, und der Sprachfehler, worüber Hr. *F.* sich erst im 2 Heft entschuldigt, nicht so strenge verfahren, da wir in den folgenden Heften alles Fehlerhafte verschwunden sehen. Doch wünschten wir, dass Hr. *F.* hier mehr Erklärungen vorausgeschickt hätte: denn mancher Leser wird schon auf der zweyten Seite fragen: Was ist eine Juchart? was sind cerealische Ärndten?

Die erste Abhandlung ist ein Schreiben an den Redacteur des bernerischen Beobachters, und soll nach einer Anmerkung schon im bern. Beobachter vom Christmonat 1806 gedruckt erschienen seyn. Es wird darin eine merkwürdige Maschine beschrieben, die von 1 bis 2 Pferden, welche ein Knabe führt, gezogen, und von einem Manne gehalten wird; dieselbe pflüge 2 — 6 Zoll tief, in einem Gange 6 Furchen von 6 Schuhen Breite, und in einem Tage acke-

re man damit 240,000 □ Schuhe. Hr. *F.* ist ein Freund des Tiefpflügens, und verlangt eine doppelte Ackerkrume; um deswillen betrachtet er S. 8 Hofwyl als ein verdoppeltes Gut. Ob wir gleich dem Tiefpflügen, wenn es die Beschaffenheit der unteren Erdschicht erlaubt, nicht abgeneigt sind: so möchten wir es unbedingt und unvorsichtig, wie Hr. *F.* in der Folge selbst eingesteht, doch nicht empfehlen; auch möchte das Tiefpflügen in schwerem oder fettem und thonigtem Boden das Versenken der überflüssigen Feuchtigkeit nicht unbedingt zur Folge haben. Denn die Ackerkrume erhält nur ihre befruchtende Kraft, wenn sich dieselbe nicht in eine todte Erde in der Unterschicht versenken kann, und die Feuchtigkeit der Oberfläche verliert sich nur dann, wenn der Pflug in eine lockere Erdschicht eingedrungen ist, welche das Wasser in sich versenken läst. Überdiess ist auch der Begriff vom Tiefpflügen noch sehr relativ. Wenn S. 12 wider den Graswuchs, den man zu verschiedenen Zeiten mähet, geeifert, und gleichzeitartige Grassaamen ohne sonstige Vorbereitung auf Wiesen zu säen zur Verbesserung derselben empfohlen wird: so glauben wir, dass zuvor eine physikalische Untersuchung nöthig sey, um die Ursache der Ausartung zu erforschen, und danach zu bestimmen, ob eine solche Wiese des Grassaamens oder vielleicht noch zweckmässiger des Düngers bedürfe: denn auch im letzteren Falle können die guten Grasarten wieder freudig wachsen, und die schlechteren verdrängen. Der Wylhof kostete, nach S. 14, 200,000 Pfund Ankaufspreis, und nach Beschaffenheit dieser Kaufsumme war der Jahrzins 5000 Pfund. Hr. *F.* verwendete aber 100,000 Pfund auf Verbesserungen, damit gewann er noch 10,000 Pfund, d. i. noch 2 Drittel hinzu. Man sieht also, mit welchem Unterschiede Capitalien zum Nutzen bey der Landwirthschaft anzulegen sind. Diesen Gewinn, der von Jahr zu Jahr noch zu einer unglaublichen Höhe steigen soll, betrachtet der edle Mann mit Selbstverleugnung als einen sichern und nachhaltigen Fonds, mit welchem er die Kosten für seine Erziehungsanstalten zu bestreiten hofft. Die Grundlinien sind vom Mittelpuncte aus mit vieler Weisheit so gezogen, dass sie zu einem ungemeinen Umfange auslaufen, und den grosen Zweck der allgemeinen Menschenbildung, sowie das Glück und die Wohlfahrt des Vaterlandes und aller europäischen Länder, erreichen und befördern. Man hat sogar eine solche Landwirthschaftsmethode angenommen, welche die Menschen unvermerkt zum allgemeinen Zweck hinführt. S. 24 heisst es: „Wenn es eine Landwirthschaftsmethode von höchst überwiegendem Ertrag giebt, deren wesentlicher Betrieb das Volk zugleich in der Aufmerksamkeit üben würde und im Überlegen, in einer gewissen Umfassung sowohl dessen, was gleichzeitig neben einander besteht, und in einer sehr wichtigen Ordentlichkeit, Pünctlichkeit und Subordination, und die zugleich einen vortheilhaften Einfluss auf seinen sittlichen und religiösen Charakter hätte: so wäre das erwähnte Problem durch die Einführung dieser Landwirthschaft bey uns befriedigend gelöst." In der Vergleichung dieser neuen Landwirthschaft gegen die alte schweizerische sind 12 Vortheile aufgestellt. Überdiess bestrebt man sich nach S. 62, für jede Dorfschaft landwirthschaftliche Zeughäuser zur Einführung nützlicher Ackergeräthschaften zu errichten, als Leihanstalt für den gemeinen Mann. Warum gab aber Hr. *F.* seine Berechnungen im Nachtrage zu dieser Abhandlung für Deutsche in französischen Münzsorten?

Zweytes Heft. Dieses enthält, ausser der Zueignung, *eine Entwickelung der Endzwecke des Stifters von Hofwyl*, S. 1; einen *Plan des landwirthschaftlichen Unterrichts für das Institut zu Hofwyl*, entworfen von *Wilhelm Albrecht*, S. 26; einen *landwirthschaftlichen Bericht* des Herausgebers, S. 79; *Übersicht der Localitäten von Hofwyl*, S. 100; und *Auszug aus einem Briefe des Herausgebers an Hn. Geh. Rath Thaer*, S. 124. Nach der Anmerkung S. VII erklärt Hr. *F.*, dieses Heft sey wieder gemischten Inhalts; aber in Zukunft werde sich die Zeitschrift ausschliesslich mit ökonomischen Gegenständen befassen. Alles, was zu Hofwyl in das Erziehungswesen einschlüge, solle dem pädagogischen Journal überlassen seyn. Rec. scheint diese Absonderung wenigstens der Geschichte nach hier unschicklich, da ja diese Blätter die Actenstücke von dem grosen Unternehmen zu Hofwyl enthalten sollen; und müssen denn die ökonomischen Gegenstände selbst nicht jedesmal auf den grosen Endzweck der Menschenbildung bezogen werden? Da in den folgenden Heften noch keine Abänderung gemacht worden ist: so scheint sich dieses blos auf Wissenschaft der Pädagogik zu beziehen, oder es ist eine Übereilung gewesen. Auch lesen wir S. 4 wieder, dass ohne höhere Tendenz der Landbau an sich als Endzweck einer ausserordentlichen Anstrengung Bewegungsgrund nicht seyn könnte. Diese Abhandlung ist ganz pädagogischen Inhalts, und sehr interessant. Es war (S. 8) dem Stifter der Anstalten eingewendet worden, man begreife nicht, was neben dem Elementarerziehungs- und dem landwirthschaftlichen Institut für höhere Stände noch eine Armenschule und eine Schulmeisterbildungs-Anstalt zu bedeuten hätten. Die Kräfte eines Privaten könnten zu so vielen verschiedenen Unternehmungen unmöglich hinreichen, die Besorgung der einen müsse dem guten Erfolg der anderen hinderlich seyn u. s. w. Diese Bedenken hat er der sorgfältigsten Prüfung würdig geachtet, und in der Folge umständlich dargethan, dass (S. 11) ein Typus der Elementarschulen für die grosse Menge, und eine mit diesem in Verbindung stehende Schulmeisterbildungsanstalt dem Erziehungsinstitut für höhere Stände keinesweges so fremd zur Seite stünden, als man wohl denken möchte. Dann fährt er fort, die heutigen Schulen zu schildern. „Bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Volksschulen, sagt er, können blos Gewohnheiten des Müssiggangs, der Gesetzlosigkeit und einer heimtückischen Ausgelassenheit aus ihnen hervorgehen, und die Gesund-

heit des Volks muss wesentlich darunter leiden. Wie könnte es wohl anders seyn, so lange die Kinder zu Hunderten, auf die nachtheiligste Weise, in enge und niedrige Räume zusammengepresst, ihre Tage in einer verdorbenen Luft zubringen, und die natürliche Regsamkeit der Schuljahre unter heilloser Zucht gefangen geben, oder dem jugendlichen Drange, thätig zu seyn, durch die verborgene Befriedigung geheimer Triebe genug thun müssen, während dem sich der Schulmeister immer nur mit einigen Wenigen aus der grossen Anzahl beschäftigen kann." Er hält sich dagegen S. 12 versichert, einzig durch die auffallendste und unbestreitbarste Realität zweckmässiger Industrieschulen, in Verbindung mit den erfoderlichen Schulmeister-Bildungsanstalten, eine Reform besserer Sitten bewirken zu können. „Wo fände sich, sagt er S. 20, irgend ein anderes Mittel, das mit geringem Aufwande so umfassend und ohne den geringsten Nachtheil wohlthätig durchgreifend, wie eine solche Schulmeisterbildungsanstalt, zu bewirken vermöchte, was Noth thut? Ich darf jeden Beobachter, der die Schulmeister, an deren Bildung in Hofwyl gearbeitet ward, vor und nach ihrem dasigen Aufenthalt genauer wahrgenommen haben möchte, auffodern, zu erklären, ob sie nicht anmassungsloser, pflichtgetreuer und geschickter von Hofwyl wieder heimgekehrt, als wie sie dahin gekommen sind? Es ist auch zuverlässig, dass mehrere der ihnen anvertrauten Schulen in Folge des hofwyler Curses vermittelst besserer Localeinrichtungen, einer zweckmässigeren Schuldisciplin, und einer vollkommneren Unterrichtsmethode sehr bedeutend gewonnen haben. Zudem ist auch schon ungemein Vieles durch sie geschehen, um die Aufmerksamkeit des Landvolks ihrer Gegenden auf die vervollkommnete Bewirthschaftungsart von Hofwyl zu ziehen, und ihre allgemeine Verbreitung einzuleiten." Wir sehen hieraus, wie ernstlich es Hn. *F.* darum zu thun ist, eine bessere Ausbildung der Menschen um sich her zu verbreiten. Um so mehr wundern wir uns, dass er zur Erreichung seines Endzwecks eine besondere Bildungsanstalt der Töchter nicht für eben so wirksam als eine Schulmeisterbildungsanstalt geachtet hat. Wir wissen aus einer längeren als dreyssigjährigen Erfahrung, dass nichts tiefere Wurzel schlägt, als was eine Mutter ihre Kinder lehrt; und gerade die vernachlässigte Bildung der Töchter in den niederen Ständen halten wir für die Hauptquelle des Verderbens. Das Verhältniss des Vaters zu den Kindern ist nicht eben so, wie das der Mutter. Ein Vater kann in einer Sache bey seinen Kindern nichts ausrichten, wenn die Mutter noch eine heimliche Abneigung dagegen hat; was soll aber dann der Schulmann ausrichten? Wenn also in keiner wichtigen Angelegenheit das weibliche Geschlecht zu Rathe gezogen werden dürfte: so muss es hier geschehen, bey der wichtigsten Angelegenheit des Menschen. S. 137 erklärt Hr. *F.*, dass er keine Hülfe für seine Particularwirthschaft verlange. Aber für die Nationalanstalten, die er bis dahin einzig und allein aus dem Ertrage seiner Particularwirthschaft und der damit verbundenen Industriefächer bestritten habe, dürfe er wohl auch die Hülfsmittel des Staats in Anspruch nehmen. Auf den Kupfertafeln fehlen Tab. 2 die Buchstaben L, M, N und r; Tab. 4 der Buchstabe c, und bey Tab. 7 steht im Texte S. 118 H, und auf dem Kupfer 11. Die Wasserleitungen aber sind musterhaft.

Drittes Heft. In der vorausgeschickten Anmerkung (S. 3) drückt der Herausgeber seine Freude darüber aus, dass sein Unternehmen im zwölften Jahre noch seinen Fortgang und so merklich zugenommen habe. Die Zunahme und Ausbreitung desselben ergiebt sich besonders aus den *Beyträgen zur Berichtigung der Urtheile über das Institut zu Hofwyl* (S. 7), welche Actenstücke von den Stellvertretern der gesammten Schweizer-Nationen und der hohen Regierung von Bern enthalten. Der Schultheiss und Rath des Cantons Bern beschenkt den Stifter mit einem Privilegium, räumt ihm die oberamtlichen Wohngebäude zu Buchsee sammt dem kleinen Kornhause auf 10 Jahre unentgeltlich ein, schenkt ihm zur Einrichtung für seine landwirthschaftliche Unterrichts-Anstalt die Summe von 800 Franken, so wie auf 10 Jahre das benöthigte alljährliche Wagnerholz an 20 Klaftern; die eidsgenössische Tagsatzung beschenkte ihn mit 100 Stück Louisd'or, die er unter seine fleissigen Lehrer vertheilen sollte. Auch sind die zwey Klöster Altenryf im Canton Freyburg, und Kreuzlingen im Canton Thurgau, Hofwyl nachgefolgt. Die *Rede des Vorstehers dieses Instituts an die im May 1809 bey ihm versammelten Landwirthschaftsbeflissenen* (S. 36), ist ermüdend, und muss auch bey den aufmerksamsten Zuhörern ihre Wirkung verfehlen. Der Redner schweift von seinem Satze ab, und man weiss nicht, warum die Rede angefangen oder geschlossen ist. Besser gefällt uns die *Beschreibung der hofwyler Acker-Instrumente*, vom Hn. Architekt *Bloy* aus Anhalt-Bernburg, mit einer Anmerkung des Herausg. (S. 80). Sie bestehen aus verschiedenen Arten Exstirpatoren, einem Scarificator, verschiedenen Furchenziehern — worunter auch einer für ein Pferd oder einen Ochsen ist —, einem Cultivator, einer Rüb-Säemaschine, einer Klee-Säemaschine, und einer Kleesamen-Reinigungsmaschine. Die Beschreibungen und die Kupfertafeln sind so deutlich, dass man sie alle danach bauen lassen kann. Dass nach der Beschreibung eines jeden Instruments der besondere Gebrauch desselben gelehrt wird, ist sehr zu loben. S. 208 findet man auch eine Preisnote derjenigen Instrumente, welche in Hofwyl bereits auf Bestellung verfertigt werden. Die übrigen Abhandlungen sind: *Chemische Beleuchtung einiger landwirthschaftlicher Aufgaben*, von Hn. Prof. *Giesberger* von Anspach, S. 123; *landwirthschaftlicher Bericht des Herausgebers vom Jahr* 1809, S. 150; *Miscellen*, S. 171; *Beyträge zur Würdigung der landwirthschaftlichen Literatur*, S. 214.

Viertes Heft. Die *Bruchstücke aus den Vorlesungen des Herausgebers im Jahr* 1810 (S. 9) kann man als eine Einleitung zur folgenden *Darstellung*

der Armenerziehungsanstalt in Hofwyl (S. 37) betrachten. Hier schildert Hr. *F.* alle die physischen und moralischen Gebrechen der bey der Landwirthschaft höchst unentbehrlichen Handarbeiter. Er schreibt diese Gebrechen, die so überhand genommen haben, dass diese Menschenclasse für ihren Beruf höchst ungeschickt und unbehülflich ist, der allgemeinen Verachtung und der versäumten Bildung zu. Die Klagen des Vfs. sind allerdings gegründet; die Nothwendigkeit, diesen Übeln des Zeitalters abzuhelfen, leuchtet Jedem ein. Der Verfall dieser Menschenclasse ist zu tief, als dass sie ohne besondere zweckmässige Bildungsanstalten sich zu der Stufe der Cultur erheben könnte, auf welcher sie im Verhältniss zur verbesserten Landwirthschaft stehen soll. Und wird sie nicht in dieses Verhältniss gebracht, und in demselben erhalten, in welchem sie von je her gestanden hat: so fällt sie, wie Hr. *F.* S. 35 sagt, durch ihre Unsittlichkeit und Erwerblosigkeit der Gesellschaft zur Last, und verzehrt bloss ihre Habe. Dazu aber giebt es nach Hn. *F.* nur Ein zuverlässiges Mittel; dieses besteht in der Abscheidung der aufwachsenden Generation von der Verdorbenheit unserer Zeit, und sofort in ihrer Erziehung zur würdigen Erfüllung ihrer Bestimmung. Aber woher ist ein solches dauerhaftes und befriedigendes Hülfsmittel zu nehmen, als eine solche Erziehungsanstalt erheischt? Hr. *F.* sagt S. 42: „Wir wissen keinem Menschen anders als durch sich selbst zuverlässig zu helfen." Und von diesem Grundsatze ist er ausgegangen, und hat alle dazu erfoderlichen Hülfsmittel, unter der Voraussetzung der nöthigen Entwickelung, in des Armen ganz eigenem Productionsvermögen selbst gefunden. Wie Mancher mag mit der unverhofften leichten Auflösung einer so schwierigen Aufgabe überrascht worden seyn! In der Darstellung der Armenerziehungsanstalt selbst handelt der Vf. in drey Abschnitten: 1) von der Auswahl und Bildung tüchtiger Volkserzieher. Er zeichnet die verderblichen Sitten der Schullehrer, wie uns dünkt, mit richtigen Farben. Möchte jeder Schullehrer vor diesen Sittenspiegel treten, und sich aufrichtig prüfen! Die Schullehrer für die Armenschule zu Hofwyl werden mit der grössten Vorsicht in den Hütten der Armen, aus Familien von einfachen und unverdorbenen Sitten, gesucht und ausgewählt, und zu ihrem Berufe in Hofwyl selbst erst ausgebildet. Die Bildungsanstalt hat bereits ein musterhaftes Beyspiel aufzuweisen, dem alle Schullehrer nachahmen möchten. Wir freuen uns, dass *Hr. F.* auch mit Errichtung der Mädchenschule sich eifrigst beschäftigt, obgleich es uns Leid thut, dass es ihm damit bis jetzt noch nicht gelungen ist, weil er zur Bildung würdiger Führerinnen noch keine ächten Gertruden gefunden hat. 2) Von der Auswahl und Behandlung der Kinder. Vortreffliche Grundsätze zur Erziehung und Bildung für die früheste Jugend, nebst einer Charakteristik der angekommenen neuen Zöglinge. Die erste Aufgabe der Armenerziehung ist: Stärkung, Abhärtung und Übung der physischen Kräfte; die zweyte: eine unbefangene, frohe und wohlwollende Gemüthsbildung; die dritte intellectuelle Entwickelung; die vierte Sittlichkeit; die fünfte endlich Berufsbildung, wozu der Landbau insonderheit geschickt und als ein wesentliches Elementarerziehungsmittel der grossen Menge zu betrachten sey. Im dritten Abschnitte kommen die Aufgaben vor, welche die Erziehungsanstalten und insonderheit die Armenschule zu lösen haben. Dann folgt eine Acte, vermöge welcher eine immerwährende Commission niedergesetzt wird, um die Armenerziehungsanstalt von Hofwyl zu beaufsichtigen. Den Beschluss der Abhandlung machen zwey lehrreiche Tabellen von dem Gesundheitszustand der Zöglinge, und von ihren verrichteten Arbeiten bey der Landwirthschaft. — Die übrigen Abhandlungen sind ökonomischen Inhalts. Musterhaft ist die *Anlage der Düngerstätten und Jauchenbehälter zu Hofwyl* (S. 128), welche mit den im zweyten Hefte gedachten Wasserleitungen in zweckmässiger Verbindung stehen, und Taf. 1 und 2 abgezeichnet sind. „Das Verfahren bey der Bereitung des Düngers und der Jauche in Hofwyl zeichnet sich vor dem gewöhnlichen deutschen, und sogar vor dem sorgfältigsten schweizerischen vortheilhaft aus. Es erfodert aber eine besondere Bauart der Düngerstätten und Jauchenbehälter." S. 136 fügt der Herausgeber in einer Anmerkung hinzu: „Was uns das Stroh für den festen Dünger leistet, das gewährt uns das Wasser besonders für die flüssigen und mit Koth vermengten Excremente des Viehes. Vermittelst ihrer Vermengung wird das Wasser auch schneller in Fäulniss gebracht, welcher Umstand, als sehr vortheilhaft, keineswegs zu übersehen ist. Durch unsere Einrichtung gewinnen wir übrigens den grossen Vortheil, jedes Strohhalm oder jedes Strohröhrchen auch auf dem Miststock noch so sehr leicht mit der befruchtendsten Jauche — mit der Essenz des Mistes — durchdringen und anfüllen zu können. So oft die Hitze, in Folge der warmen Gährung, zu stark wird, welches sich aus den aufsteigenden Dämpfen leicht erkennen lässt: so wird der Miststock mit jener Jauche begossen."

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Giessen, b. Heyer: *Kleines Lesebuch zur Veredelung und Belebung des Lesetons in Volksschulen.* Einzeln abgedruckt aus dem Denkfreunde, einem Lesebuche für Volksschulen von *Joh. Ferdinand Schlez.* Zweyte verbesserte Auflage. 1814. 57 S. 8. (3 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

ÖKONOMIE.

Aarau, b. Sauerländer: *Landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl.* Herausgegeben von *Emmanuel Fellenberg,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die S. 139 beschriebene *Säemaschine,* welche nach verschiedenen Ansichten, nicht auf Kupfert. 1, 2, 3, sondern 3. 4. 5 gezeichnet ist, hat der Hr. Graf von Magnis in Eckersdorf in der Grafschaft Glatz gekauft; der Herausgeber theilte sie, nach S. 156, mehr wie eine landwirthschaftliche Merkwürdigkeit mit, als um sie zu allgemeiner Nachahmung zu empfehlen. „Ein solches Instrument, sagt er, befindet sich wohl bey einer Wirthschaft, die so ausgezeichnet ist, wie die der unvergleichlichen Herren Grafen von Magnis, auf dem ihm recht eigentlich gebührenden Platze; für jeden anderen Landwirth aber würde dasselbe zu künstlich zusammengesetzt und zu kostbar seyn." Unter dem Artikel: *Chemische Beleuchtung einiger landwirthschaftlicher Aufgaben,* von Hn. Prof. *Giesberger* (S. 164), befinden sich fünf kurze, aber interessante Aufsätze. Der erste ist eine Analyse des vom Hn. Apotheker *Götz* in Freyburg zusammengesetzten Pulvers, gegen mehrere Pflanzenkrankheiten, namentlich gegen den Brand im Getreide. Dieser, nicht völlig genauen, Analyse zufolge bestünde dieses Pulver aus

389	Gran schwefelsaurem Kupfer und Eisen und aus Arsenik	=	77⅘ p. C.
55	Gran kohlensaurem Kupfer und Eisen	=	11 —
45	Gran Schwefel	=	9 —
8	Gran wegen dieser geringen Menge ununtersuchbarer Rückstand	} =	2⅕ —
8	Gran Verlust		
500 Gr.			100 p. C.

Diese Bestandtheile, fügt Hr. *G.* hinzu, sind einzeln, den Schwefel ausgenommen, häufig gegen den Brand gerühmt worden, ohne diesen Ruhm so ganz zu verdienen; wenn daher dieses Mittel wirklich das leistet, was Hr. *Götz* verspricht: so müsste das Wirksame desselben nur in dem quantitativen Mischungsverhältniss liegen, in welchem diese einzelnen Bestandtheile zu einander stehen. Der zweyte Aufsatz beantwortet die Frage: Welches sind die Ursachen des schlechten Brennens und Wärmegebens des nach dem Ausgraben nass gefrornen Dorfes? Der dritte enthält einige Worte über das Füttern des Viehes mit gegohrnem und ungegohrnem Heu. Hr. *Götz* folgert aus einer ehemaligen quantitativen chemischen Analyse, dass das gegohrne Heu zwar immer als Nahrungsmittel, mehr aber doch als Reizmittel wirke, und warnt in einer Anmerkung den in der Chemie unkundigen Landwirth bey der Gährung des Heues, wenn es zu feucht eingefahren würde, vor Entzündung und daraus entstehender Feuersgefahr. Der vierte Aufsatz enthält eine Ansicht des besseren Gedeihens einiger Pflanzen im Kalk-, Thon- oder Sand-Boden; und der fünfte einige Bemerkungen über den Syrup aus Milchzucker und aus Kartoffelstärke, und über die bey ihrer Bereitung eintretenden Erscheinungen. Da nach einer Anmerkung des Herausgebers die Direction des Instituts in Hofwyl fortfahren will, alle mehr oder weniger wichtigen land- oder hauswirthschaftlichen Probleme, auf welche sie in ihrem Geschäftsgange stossen dürfte, durch diejenigen Lehrer der Anstalt lösen zu lassen, in dessen Fach sie einschlagen: so giebt diese Versicherung die Hoffnung, dass diese Zeitschrift in der Folge ihr Interesse für jeden Leser behalten werde. Die *Nachricht über das landwirthschaftliche Institut* (S. 198) zeugt von der trefflichen Einrichtung desselben. Als Lehrer der Anstalt haben sich mit dem Stifter verbunden: 1) Hr. Dr. *Giesberger* aus Ansbach, 2) Hr. Prof. *Hesse* aus Darmstadt, 3) Hr. D. *Schübler* aus Stuttgardt, 4) Hr. *Kortum* aus Mecklenburg, 5) Hr. *Stählin* aus Interlaken, und 6) Hr. *Lips* aus Erlangen. — Die Bekanntmachung einer vollkommenen Säemaschine, für alle Arten von Getreide, unter der sonderbaren Überschrift: *Der Vorsteher der hofwyler Institute an das landwirthschaftliche Publicum* (S. 206), macht den Beschluss.

Ks.

Nürnberg, in der steinischen Buchhandlung: *Über den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft in den rheinischen Bundesstaaten* von Dr. *D. A. Höck,* grossherzogl. würzburgischem Landes-Directionsrathe u. s. w. 1813. VII u. 149 S. 8. (20 Gr.)

Bey der Menge von geographischen Schriften, sagt der Vf. in der Vorrede, durch welche für das Bedürfniss aller Stände gesorgt worden ist, vermisse man dennoch eine Geographie für einen der nützlichsten Stände, nämlich den der Landwirthe. Eine landwirthschaftliche Geographie über die rheinischen Bundesstaaten bey dem Mangel ökonomischer Topographieen ist, wie man leicht einsehen kann, ein mühsames Geschäft, wenn die allenfalls vorhandenen, aber in allerley Schriften zerstreueten Materialien so zusammengetragen werden sollen, wie sie Hr. *H.* zusammengebracht hat. Es war zwar ein Versuch einer landwirthschaftlichen Geographie vorhanden; allein Hr. *H.* fand ihn so beschaffen, dass er diesen

Namen keinesweges verdiene. Er führt an, dass England in den neuesten Zeiten ökonomische Topographieen in sehr grosser Anzahl auf Veranlassung des *Board of agriculture* erhalten habe, und auch Frankreich diesen Gegenstand der Aufmerksamkeit zu würdigen scheine; aber von den rheinischen Bundesstaaten habe man ausser *Mayers* Beschreibung der Landwirthschaft von Kupferzell, *Höslins* Beschreibung der wirtembergischen Alp, und einigen in *Thaers* Annalen, den ökonomischen Heften und der landwirthschaftlichen Zeitung befindlichen Bruchstücken keine, sämmtliche Staaten umfassende Schilderung ihres landwirthschaftlichen Zustandes: mithin betrachte er auch sein Werk nur als einen Versuch, und hoffe, bey Kennern auf Nachsicht rechnen zu dürfen.

Die Schrift ist gut geordnet; sie zerfällt in zwey Abschnitte. Der *erste* schildert den *Zustand der Landwirthschaft in den rheinischen Bundesstaaten, wie er ist und wie er seyn sollte*, in drey besonderen Abtheilungen: die erste begreift die geographische Beschreibung der Länder, die zweyte den Getreidebau, die Handlungsgewächse, den Obstbau, Gemüsebau, Weinbau, Wiesen- und Futterkräuterbau und den Hülsenfrüchtebau in sich, die dritte enthält noch die Rindviehzucht, Pferdezucht, Schaafzucht und Schweinezucht; die Federviehzucht, Fischerey und Bienenzucht sind nur oberflächlich erwähnt. Für diejenigen Leser, welche Mangel an statistischen Kenntnissen haben, sind allgemeine Notizen von dem Flächeninhalt und der Volkszahl der rheinischen Bundesstaaten vorausgeschickt. Bey der Darstellung des Zustandes der Landwirthschaft selbst hatte der Vf. die Absicht, seine Leser in den Stand zu setzen, die Productionsfähigkeit dieser Staaten zu beurtheilen, und die Mittel und Grundsätze kennen zu lernen, welche die Regenten dieser Länder angewandt haben, um den Grund und Boden zu benutzen, und die Industrie der Einwohner zu beleben. Die Grundsätze, welche ihn hier leiteten, sind S. 3 f. in einer Stelle enthalten, welche aus *Lüders* Einleitung in die Staatenkunde hergenommen ist: „Zur Kunde des Zustandes des Ackerbaues einer Nation ist es nicht genug, dass man überhaupt wisse, ob der Landbau im Flor, oder im Verfall ist, ob das Land zu den Getreideländern der ersten, zweyten oder dritten Classe gehört, und worin gerade die eigenthümlichen Mängel und Vorzüge seines Ackerbaues bestehen. Man muss auch das Verhältniss des bebaueten Landes zu dem öden unbebaueten und besetzten wissen, man muss den Flächeninhalt der zur Erzeugung der verschiedenen Producte gebrauchten Länder angeben können; man muss das Verhältniss zwischen Ackerbau und Viehzucht und den Aufwand kennen, den die Erzeugung jedes Products erfodert, man muss auch wissen, welche Producte und in welchen Quantitäten und von welchem Werthe das Land überhaupt und jede Provinz besonders erzeugt. Erst dann, und nach Vollendung mehrerer ähnlicher Untersuchungen, lässt sich der Werth des Ackerbaues einer Nation vollständig beurtheilen; dann erst lässt sich bestimmen, welcher Anbau noch vorzüglich zurück ist, welcher befördert, welcher eingeschränkt zu werden verdient, und ob noch neue Producte, und welche zu erzeugen sind." Mit welcher Mühe Hr. *H.* diesen Foderungen zu entsprechen suchte, sieht man nicht nur aus der Schilderung selbst, sondern auch aus der ungeheuren Menge der Citaten in den Noten, worin die Schriften, aus welchen die Auszüge genommen sind, angeführt werden. Alle Nachrichten sind nicht immer so neu, wie sie für den gegenwärtigen Zustand erfoderlich sind, manche sind beynahe vor dreyssig Jahren geschrieben, weil keine neueren vorhanden waren. Manche Angaben sind berichtigt, manche bezweifelt. Kurze Auszüge mögen die Beweise hievon seyn.

I. *Geographische Beschreibung der Länder.* II. *Der Getreidebau.* Baiern ist von Natur ein gesegnetes Land, aber die Cultur noch um ein Jahrhundert zurück. Beynahe ein Drittheil des Isar-Kreises besteht aus ungeheuren Haiden, Viehtriften, Filzen und Mösern (?); obgleich in Niederbaiern der Getreidebau so ergiebig ist, dass beträchtliche Summen ausgeführt werden können. Sachsen führt auch in mittleren Jahren Getreide aus. Westphalen hat 7,869,531 Morgen Acker, 993,476 Morgen Gärten, 1,370,198 Morgen Wiesen 3,063,919 Morgen Weiden, 3,714,640 Morgen Forsten, 1,175,858 Morgen ungebautes Land. Die Regierung hat die Leibeigenschaft und die Zehenten abgeschafft. Wirtemberg erbauet mehr Getreide, als das Bedürfniss erfodert; der Landbau wird durch Zertrennung der Bauergüter und durch die starke Bevölkerung sehr begünstigt. Baden zeichnet sich vor vielen anderen deutschen Ländern durch fleissige Wartung und Benutzung eines trefflichen Bodens aus. In Mecklenburg ist der Getreidebau sehr ansehnlich. An Winterkorn werden jährlich im Durchschnitt an 100,000 Scheffel ausgesäet, an Sommerkorn noch einmal so viel. Man erntet das 5te und 6te Korn. In Hessen ist der Getreidebau, besonders in der Provinz Starkenburg, sehr bedeutend, und veranlasst einen beträchtlichen Ausfuhrhandel, vorzüglich an Mehl. In den Ämtern Darmstadt, Pfungstadt, Kelsterbach und Seeheim allein sind 160 Mühlen, welche ausser allen Arten von Mehl, von dem weissesten und feinsten geschwungenen Vorschuss bis zu dem gröbsten Schrotmehl, eine Menge verschiedener Grütze oder Gries, Graupen, Perlgerste liefern, und einen beträchtlichen Handel in die Rheindepartements und nach Holland führen. Würzburg gehört unter die vorzüglichsten Getreideländer. Sachsen-Gotha hat ein rauhes Klima, aber einen fruchtbaren Boden, der das 10te bis 12te Korn trägt. In Sachsen-Weimar besteht die Dreyfelderwirthschaft noch, selbst bey der herrschaftlichen Meierey zu Oberweimar, welche 1500 sächsische Äcker enthält. Im Anhalt-Cöthenschen macht Getreidebau den Hauptzweig der Landwirthschaft aus. An Roggen und Weizen gehen gewiss ⅔ ins Ausland. Der achte Theil der Äcker wird mit Weizen besäet, welcher 12 bis 16fachen Ertrag giebt. Die Wintergerste giebt 16 bis 20fache Ausbeute. Im Anhalt-Dessauischen, wo man im Durchschnitt nur das 7te Korn Ertrag rechnen kann, hat der Fürst, ausser dem Ökonomiegute zu Wörlitz, noch mehrere grosse Ökonomieen; durch deren Beyspiel — weil er sie nur

geschickten Männern anvertraute — sowie durch Verwandlung aller Zehenten in Sackzehenten und der Spanndienste in Geld, die Landescultur aufs höchste verbessert worden ist. Im Waldeckschen wird Getreide in Menge gebaut, und der Überfluss nach Westphalen ausgefahren. — *Handlungsgewächse.* In Braunschweig macht der Flachs den Hauptgegenstand der Nationalindustrie aus. In keiner Gegend Niedersachsens wird auf Bearbeitung, Wartung und Pflege dieses Products so viel Fleiss und Mühe gewandt. Dem Tagelöhner und Handarbeiter ist er das erste Erfodernifs seiner Nahrung; bey dem Dienstboten besteht ein Theil seines Lohns darin, und der wirkliche Ackerbauer lebt in einigen Gegenden ganz von der Flachscultur. Hanf wird in Baiern, Sachsen, Westphalen, Baden und Sachsen-Meiningen in Menge erbaut. Der Krappbau in Westphalen ist wichtig, Königslutter gewinnt daraus 18,000 Rthlr., und der Gewinn des Weserthals beläuft sich gewiss auf 10,000 Rthlr.; auch in Baden wird viel Krapp erbaut. Hopfen wird besonders viel in Baiern und Westphalen erzeugt; Cichorie auch in Westphalen, besonders bey Braunschweig und Magdeburg, wo man, wie im Halberstädtischen, auch viel Rübsaamen erbauet. — *Obstbau.* In Westphalen ist der Obstbau in seiner Kindheit. Sachsen aber erbaut im thüringischen und meissnischen Kreise viel Obst. In Wirtemberg sind die obstreichsten Gegenden die Thäler zwischen den Alpen, das Uracher-, Mezinger-, Pfullinger-, Lemmgerthal, und mehrere. Die beträchtlichste Baumschule im Wirtembergischen ist die des Pfarrers Neidhardt zu Andelmannsfelden bey Ellwangen. In Baden hat die Regierung die Obstbaumzucht schon vor länger als 50 Jahren sehr ermuntert. Es wurden Landgärtner aufgestellt, um theils in einer Hauptpflanzschule unter ihren Augen und eigenen Händen, theils mittelst Visitationen der Ortsbaumschulen, vielfältige und die besten Obstgattungen nebst der besten Behandlungsweise empor zu bringen, auch im Setzen, Oculiren u. s. w. unentgeltlichen Unterricht zu ertheilen. Die beträchtlichste Baumschule, unweit Durlach, umfasst über 4 Morgen. In Hessen giebt es sehr obstreiche Gegenden; auch in Frankfurt ist ein beträchtlicher Obstbau. In Würzburg hat derselbe in den neueren Zeiten sehr zugenommen. Unter der Regierung Franz Ludwigs bekam mit der Einführung der Industrieschulen die Obstbaumzucht einen neuen Schwung. Es wurden Industriegärten angelegt, unter welchen der zu Arnstein einer der ausgezeichnetsten seyn muss. Die Kinder übten von frühester Jugend an sich im Oculiren, Pelzen, Copuliren, und gewannen überhaupt die Wartung der Bäume lieb. Mecklenburg-Schwerin und Strelitz versendet Obst in grosen Parthieen nach Petersburg. — *Gemüsebau.* Hierin zeichnen sich in Baiern die Städte Bamberg und Nürnberg sehr aus. Zu Baiersdorf bey Erlangen wird Meerrettig von vorzüglicher Güte und in solcher Menge gebaut, dass davon jährlich für mehr als 20,000 Fl. ausgeführt wird. In Westphalen ist der Gemüsebau sehr blühend, besonders in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel, wo alle Arten feiner Gemüse und anderer Gartenfrüchte in vorzüglicher Güte erbauet werden. In Hessen rühmt man den darmstädter Spargel, den gerauer Weisskohl, die seeheimer Rüben, und die griesheimer Zwiebeln. Und im Würzburgischen sind die gochsheimer Zwiebeln auf 20 Meilen weit bekannt. In Anhalt-Cöthen bauet man zu Baasdorf und Arensdorf den schönsten und mehrsten Kohl, mancher Bauer erntet hier 50 bis 80 vierspännige Fuder, und nimmt für Saamen und Pflanzen 5 bis 600 Thaler ein. — *Weinbau.* In Baiern, Westphalen und Sachsen ist der Weinbau unbeträchtlich; die vorzüglichsten Weinländer sind dagegen Wirtemberg, wo Altwirtemberg allein 49,289½ Morgen hatte, Baden, welches 74,000 Morgen enthalten soll, Hessen, Frankfurt, Würzburg, Nassau-Usingen und Isenburg. — *Wiesen- und Futterkräuter-Bau.* Der Wiesenbau ist in Baiern im Ganzen noch sehr zurück. Im Ansbachischen wurden im Jahre 1805 schon über 2000 Morgen mit Klee besäet, und die Wiesen, wovon die futterreichsten an der Altmühl liegen, rechnete man mit den Gärten und Huthen auf 72,000 Morgen. In Westphalen bestanden die Wiesen, wie schon oben gedacht, in 1,370,198, die Weiden in 3,063,919 Morgen, und so verhalten sich die Wiesen zu den Äckern wie 1 zu 5. In Sachsen findet man die besten natürlichen Weiden (warum nicht auch Wiesen?) an der Spree, Elbe, Mulde, Elster, Saale, Unstrut und Helme; die besten künstlichen Wiesen bey Pirna, Radeberg, Dresden, Meissen, Torgau und anderen meissnischen Ämtern. Wirtemberg hat vorzüglichen Wiesenwachs, bloss in Altwirtemberg werden auf 247,802 Morgen im Durchschnitt jährlich 376,449 Wannen (?) Heu und Ohmet (Grummet) gewonnen. Baden enthält 335,000 Morgen Wiesen. Der Kleebau ist hier schon seit 40 Jahren bekannt, und durch das Beyspiel auf herrschaftlichen Grundstücken sehr befördert worden. In Hessen haben die Bemühungen der Regierung den Wiesenwachs sehr gehoben. Würzburg hat, die Hochwiesen abgerechnet, an den Ufern viele Trifften, die vorzügliches Gras in Menge tragen. Der Kleebau, vom Prof. *Ulrich* eingeführt, nimmt immer mehr zu. Mecklenburg hat vortrefflichen Wiesenwachs, an den Ufern Warnow, Elbe und Sude, auch Futterkräuterbau. Anhalt-Cöthen hat Mangel an Wiesen, und der künstliche Futterkräuterbau ist doch nicht geschätzt. *Hülsenfrüchte.* Nur kurz.

III. Die *Rindviehzucht.* Dieser Zweig der Landwirthschaft ist in Baiern sehr bedeutend; ein kurzer Auszug läst sich aber hier nicht wohl geben. Westphalen zählte im Jahre 1810 711,452 Stück Rindvieh, mithin auf einer □ Meile 862. In Sachsen zählte man 702,785, mithin auf einer □ Meile 981 Stück. Wirtemberg hat eine beträchtliche Rindviehzucht. Man schätzt die Anzahl des Rindviehes bloss in Altwirtemberg auf 250,000 Stück. Baden zählt wenigstens 130,200 Stück. Hessen hat in der Provinz Starkenburg eine blühende Rindviehzucht. Man erzieht die trefflichsten Zuchtstiere, und mästet vorzügliches Schlachtvieh auch fürs Ausland. Von der beträchtlichen Rindviehzucht in Mecklenburg giebt schon die jährlich

für 2500,000 Rthlr. ausgeführte Butter einen Beweis. Dagegen werden jährlich einige Tausend Stück Kühe aus Holstein und Jütland eingeführt. In Anhalt-Cöthen ist die Viehzucht im Ganzen genommen nicht unbeträchtlich; aber nicht verhältnissmässig mit dem Ackerbau. Man hält überall auf grosses und gutes Vieh. Viele grosse Güter finden das friesische Hornvieh sehr vortheilhaft. In Hohenzollern befördern ein starker Kleebau und gute künstliche Wiesen die Rindviehzucht. In Lippe-Detmold zählte man im J. 1788 31,819 Stück Rindvieh. In Waldeck haben die Mennoniten die Viehzucht sehr vervollkommnet. Auch die reussischen Länder besitzen eine ansehnliche Rindviehzucht. — *Die Pferdezucht.* In Baiern kann man sicher 350,000 Pferde annehmen, auf einer □ Meile also beynahe 200 Stück. In Westphalen, wo man im J. 1810 711,452, mithin auf einer □ Meile 862 Pferde zählte, ist dennoch die Pferdezucht, besonders in Braunschweig, nicht hinreichend für ein Land, das seinen so starken Ackerbau fast ganz mit Pferden treibt. Sachsen hat im wittenberger Kreise schon seit langen Jahren eine starke Pferdezucht; vorzüglich zeichnen sich die Dörfer Rednitz und Apin aus. Königliche Gestüte sind bey Torgau, Merseburg, Wendelstein und Vesra angelegt. In Wirtemberg ist die Pferdezucht nach der Anzahl des Rindviehes nicht stark, und macht nur den zehnten Theil derselben aus. Baden erzeugt nicht so viel Pferde, als für die Ökonomie erfoderlich sind. Sehr bedeutend ist dagegen die Pferdezucht in Mecklenburg, wo das Stück oft mit 6-800 Rthlr. bezahlt wird. Auch Hessen erzieht, besonders in der Provinz Westphalen, vortreffliche Pferde. In Nassau hat man die Pferdezucht durch eine sehr zweckmässige Belehrung empor zu bringen gesucht. In Anhalt-Cöthen ist sie gering. Lippe-Detmold aber, welches ein wildes Gestüte auf der Sennerhaide hat, zählte im Jahr 1788 31,498, mithin auf einer □ Meile 1312 Pferde. — *Die Schaafzucht.* Westphalen zählte im Jahr 1810 2,055,651, folglich auf einer □ Meile 2491 Stück Schaafe. In Magdeburg sind auf jeder □ Meile 6153, in Halberstadt 4528, in Paderborn 1868 Schaafe. Baiern hat eine ansehnliche Schaafzucht im Mainkreise. Auch in Sachsen ist sie bedeutend. Im J. 1787 betrug sie in der Anzahl 1,564,364, folglich auf einer □ Meile 2184 Stück. In Wirtemberg ist die Schaafzucht sehr beträchtlich. Jeder Ort hat eine verhältnissmässige Anzahl nach der Menge und Güte der Weiden. Die meisten und besten Schaafe sind auf den Alpen, wo sie auf den vielen ungebauten Plätzen und an den Bergen gute Weide finden. Von der bestimmten Anzahl der Heerde darf der Schäfer eine gewisse Zahl halten, und die Bürgerschaft auch eine gewisse Zahl. Den Schäfern sind Zahlmeister, und diesen ein Oberaufseher vorgesetzt. Die Hauptlade der Schäfer ist zu Gröningen, ausser welcher noch zu Heidenheim, Urach und Wildberg drey Laden sind. In diesen vier Orten werden auch jährlich sogenannte Schäfermärkte oder feyerliche Versammlungen der Schäfer aus dem ganzen Lande gehalten. Baden zählte im J. 1788 in der Markgrafschaft 21,238, und in der Rheinpfalz 5557 Stück Schaafe. Würzburg hat beynahe durchgängig eine sehr ansehnliche Schaafzucht; jedoch hält Hr. *H.* die Anzahl von 306,186 Stück, wie sie vom J. 1799 angegeben ist, für sehr übertrieben. In Mecklenburg ist die Schaafzucht seit geraumer Zeit als Nebensache betrieben worden. In Hessen ist sie besonders in dem Herzogthum Westphalen sehr gut. In Anhalt-Cöthen wird auf die Schaafzucht sehr viel gehalten. Die sehr beträchtlichen Schaafheerden auf den fürstlichen Gütern sind von veredelter Race. Die Wolle ist im hiesigen Lande ein ansehnlicher Landwirthschafts- und Handlungs-Zweig. Cöthen selbst hat einen starken Wollhandel. In Anhalt-Dessau ist die Schaafzucht durch den Ankauf polnischer und schlesischer Böcke sehr verbessert worden. — *Die Schweinezucht.* Baiern hat zwar in vielen Gegenden eine starke Schweinezucht und Mastung; im Ganzen werden jedoch nicht so viele Schweine gezogen, als das Bedürfniss erfodert. Es geht daher aus mehreren Kreisen für diesen Artikel eine nicht unansehnliche Summe besonders nach Böhmen aus. Sachsen hat eine beträchtliche Schweinezucht in allen Provinzen; ihre Anzahl betrug im J. 1787 702,785 Stück. Westphalen hatte im J. 1811 402,923, mithin auf einer □ Meile 488 Schweine. In Wirtemberg ist die Schweinezucht sehr bedeutend. Eben so in Baden, wo man im J. 1788 in der Markgrafschaft 57,893, und in der Rheinpfalz 29,835 Schweine zählte. Aus Mecklenburg werden jährlich viele Schweine nach Hamburg, Lübeck und Nordhausen ausgeführt.

Der *zweyte* Abschnitt handelt *von den Mitteln, die Landwirthschaft in den rheinischen Bundesstaaten zu verbessern.* Diese Mittel sind theils allgemeine, welche die Beförderung der Landwirthschaft überhaupt, theils besondere, welche einzelne Zweige derselben zum Gegenstande haben. Zu den allgemeinen Anstalten zur Beförderung der Landwirthschaft rechnet Hr. *H.* eilf Mittel. Warum gerade so viel, nicht mehr und nicht weniger, darüber ist nichts gesagt. Von S. 140 bis 149 legt Hr. *H.* denen, welche ökonomische Topographieen ausarbeiten wollen, die Hauptrubriken dazu vor. Bey einer künftigen Verbesserung dieses Werkes möchten wir dem Vf. vorschlagen, den geographischen Theil dem der Landwirthschaft mehr entsprechend zu machen, damit der Leser sich besser orientiren könne. Auch merken wir einige unverständliche Stellen und Provincialismen an, als: S. 5. Z. 7 v. u. Nagelfluh, die ganze Periode ist unverständlich. S. 7. Z. 1 von oben desgleichen und widersprechend. S. 8. Z. 5 v. o. ist unverständlich. S. 9 Z. 2 von unten: Sudeten. S. 39 Z. 2 v. o. mit $\frac{1}{8}$ Weizen u. s. w. statt $\frac{1}{8}$ mit Weizen. S. 81 heisst es: Mit Kopfkohl versieht der Bauer nicht allein seine Haushaltung, sondern auch die Städte; und diese überlassen ihn als Sauerkraut den Städten — wen? den Kopfkohl oder Bauer? Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung, für Zweifelnde und Trauernde.* In einigen Religionsvorträgen von Dr. *Karl Gottlieb Bretschneider*, Pfarrer und Superint. zu Annaberg. 1813. VI u. 146 S. 8. (12 gr.)

Wenn der Vf. nach der Vorrede darüber Belehrung wünscht, was diese seine Predigten Gutes oder Tadelnswürdiges enthalten: so können wir uns, den Gesetzen dieses Instituts gemäss, nur auf einige wenige Bemerkungen einlassen. Diese acht Predigten handeln folgende Themata ab. I. *Der wichtige Unterschied zwischen dem sterbenden Menschen und dem sterbenden Thiere.* Wir finden, heisst es S. 22, in diesem Unterschiede die kräftigste Ermunterung für unseren (zum) Eifer in Weisheit und Tugend, die sicherste Bürgschaft unserer Unsterblichkeit, und den reichsten Trost im Tode. Allein dieser Unterschied ist nur in sofern Ermunterung zum Eifer in Weisheit und Tugend, in wiefern er Bürgschaft unserer Unsterblichkeit ist. Mithin sind die Glieder, welche die Unterabtheilungen des zweyten Theils ausmachen, nicht coordinirt, sondern subordinirt. Überhaupt ist die Folgerung auf ein ewiges Daseyn schon dem ersten Theile einverwebt worden, und hier unnütz wiederholt. II. *Die trostvolle Ähnlichkeit des sterbenden Erlösers mit den fallenden Streitern im Kriege.* Die Ähnlichkeit wird darin gefunden, dass beide in der Blüthe ihrer Jahre, gewaltsam und schmerzlich, als ein Opfer menschlicher Leidenschaften, mit unerfüllt gebliebenen Ansprüchen auf Glück und Belohnungen starben. Gesetzt, diess sey in allen Fällen wahr: was ist nun dadurch gewonnen? Höchstens diess, dass manche Familie sich damit trösten kann, ihr im Felde gebliebenes Mitglied habe mit Jesu Ein Schicksal gehabt. Wie weit ragt aber Jesu Tod in anderer Hinsicht über den Tod fallender Krieger empor, man mag entweder die erhabenen Absichten desselben oder seine weit verbreiteten Wirkungen betrachten! Rec. würde eher über die Unähnlichkeit beider gesprochen haben. III. *Wie sehr es den Glauben an Unsterblichkeit befestiget, wenn wir den Tod als eine zweyte Geburt betrachten.* Eine sehr gute Predigt. Aber wie viel würde sie an Klarheit und Überzeugung gewonnen haben, wenn die Ähnlichkeitspuncte des Todes mit der Geburt besonders aufgestellt und bewiesen worden wären! Denn so bleibt immer der Zweifel übrig, ob diese Betrachtungsart des Todes auch die richtige sey. IV. *Warum hat es Gott nicht verstattet, dass die Seelen der Verstorbenen den Lebenden, um die Unsterblichkeit der Seele über allen Zweifel zu erheben, wieder erscheinen dürfen?* Der Vf. antwortet: es sey unmöglich, überflüssig, nutzlos. Die beiden letzten Theile fliessen auch bey der feinsten Unterscheidung zusammen. Ob überhaupt der Ausspruch des Dichters: *Facilis descensus Averni. Sed revocare gradum superasque evadere ad auras hoc opus, hic labor* — einer weitläuftigen Ausführung bedurfte, lassen wir dahin gestellt seyn. V. *Über die Wiedervereinigung mit unseren Freunden in der Ewigkeit.* Eine ziemlich vollständige Sammlung aller Wahrscheinlichkeitsgründe: denn weiter als bis zur Wahrscheinlichkeit lässt sich die Sache doch nicht treiben. VI. *Welchen Einfluss der Glaube an die Wiedervereinigung mit unseren Freunden in jener Welt auf unsere gegenseitigen Verbindungen in dieser Welt haben müsse.* Unsere Verbindungen sollen dadurch herzlicher und inniger, gerechter und billiger, edler und wohlthätiger werden. Wie können, dürfte Jemand fragen, Verbindungen dadurch gerechter und billiger werden, wenn sie es nicht schon an sich sind? Aus der Ausführung sieht man aber den Sinn des Vfs., dass man bey diesen Gedanken die Seinen gerechter und billiger behandeln werde. VII. *Der Unterricht des Evangelii über die Schicksale unserer Seele nach dem Tode und die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens.* Wenn S. 112 aus den Worten Jesu: Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn, geschlossen wird, dass unsere Seele unmittelbar nach dem Tode in die zukünftige Welt eintritt: so möchte die Sache Mancher aus anderen Gründen nicht leugnen, nur nicht aus dem Worte Heute in seiner hebräischen Bedeutung folgern. VIII. *Von der Auferstehung der Leibes.* S. 132. „Einst wenn die Erde zerstört oder doch völlig umgewandelt werden soll, wird Gott zuvor den Staub, in welchen die Körper der Menschen zerfallen waren, wieder zusammen bringen, ihn wieder zur menschlichen Gestalt bilden, und mit der Seele aufs neue vereinigen." Braucht es bey Gott dieses Zusammenbringens, wenn er uns mit neuen Körpern bekleiden will? — Wir zweifeln dieser Bemerkungen ungeachtet keinesweges, dass diese Predigten, welche nicht nur immer passende Eingänge haben, sondern sich auch durch eine edle reine Sprache auszeichnen, Nutzen gestiftet haben, und beym Lesen stiften werden.

— R —

Prag, b. Widtmann: *Der betende Christ in verschiedenen Lagen, Umständen und Zeiten seines Lebens.* Ein Gebetbuch für aufgeklärte Christen von *Michael Kajetan Herrmann*, Consistorialrath und Pfarrer in Dohlau. 1813. 222 S. 8. (12 gr.)

Wer dieses Gebetbüchlein, das viele gute Ideen aufstellt, und zu recht würdigen Entschliessungen veranlasst, sich beylegt, muss sich begnügen, theils nur von dem kleineren Theil des hier Mitgetheilten Gebrauch machen zu können, theils mehr Erweckung zu frommen Gefühlen, als den Ausdruck derselben selbst, zu finden. Die Gebete nämlich, welche es enthält, sind mehr als der Hälfte der Seitenzahl nach so sehr auf die speciellesten Lagen und Zeiten des Lebens berechnet, dass die Meisten nur des einen oder anderen zu ihrer Erbauung, und dann auch vielleicht nur einmal in ihrem Leben, sich bedienen können. Denn so befindet sich unter andern hier das Gebet eines Christen, der in den Ehestand treten will, eines Kindes, das alte abgelebte Ältern hat, solcher Ältern, die mehrere Kinder haben, um deren Erhaltung und Versorgung ihnen bange ist, eines Ehegatten, dessen Ehehälfte durch eheliche Untreue sein Herz betrübt, eines Verläumdeten u. s. w. Sollten wir denn wirklich solcher ganz specieller Formulare bedürfen? Sollte der, welcher in solchen Lagen zu beten sich gedrungen fühlt, nicht selbst es vermögen, seine Gefühle und Entschliessungen dem Ewigen vorzutragen? Und wer könnte alle die besonderen Fälle erschöpfen, für die solche Formulare, wenn sie für nothwendig erkannt werden, zu geben wären? — Die Betrachtungen, die in diesen seyn sollenden Gebeten angestellt, und die Entschliessungen, die da gefasst werden, sind recht gut und erbaulich: aber Gebete sollten diese Aufsätze nicht genannt werden. Denn wenn solche Selbstgespräche und Prüfungen, wie sie hier gegeben werden, nicht dadurch, dass bisweilen die Anrede an Gott eingeschaltet ist, zu Gebeten werden: so ist der Gebetston in diesem Büchlein meist gänzlich verfehlt. Einige Stellen mögen unser Urtheil belegen. S. 47 betet die Jungfrau: „Wohlmeinend hast du, o Schöpfer, einen grössern Theil von Schamhaftigkeit in das weibliche Herz gelegt, weil diese dem schwachen, weiblichen Geschöpfe als Schutzmauer zur Erhaltung ihrer Keuschheit dienen soll. Ist diese einmal niedergerissen: dann wird es der Wollust bald gelingen, auch das keuscheste Herz zu erobern und zu verwüsten. Ich will demnach sorgfältigst alle Gelegenheiten meiden, wo man meiner Schamhaftigkeit und Keuschheit nachstellen könnte. Ich will vorzüglich zu öfteres Aus- und Spazierengehen und gefährliche Zusammenkünfte mit Personen des anderen Geschlechts, mit leichtsinnigen Jünglingen meiden. Nie will ich schmutzige Bücher oder solche Liebesgeschichten und Gedichte lesen, die den Geschlechtstrieb aufregen, und wollüstige Bilder in der Seele erzeugen. Ich will so leicht keine Geschenke von Mannspersonen annehmen, welche oft die Keuschesten mit dem Verluste ihrer Unschuld bezahlen mussten. Ich will jede buhlerische Entblössung und üppige, ganz zum Luxus und zur sinnlichen Wollust eingerichtete Gastmähle, worauf berüchtigte Personen eingeladen sind, verabscheuen. Dagegen will ich mich der Arbeitsamkeit weihen, öfters an dich, Heiligster, an dein Wort und an die Ewigkeit denken. Und so hoffe ich, unter deinem Beystand, den Jungfrauenkranz unverwelkt zum Traualtar zu bringen, und ein glückliches Weib zu werden." Heisst das beten? Und wird eine reine Jungfrau so beten? Was lässt sich über folgende Stelle in einem Frühlingsgebete sagen? „Ohne Blumen wäre es genug an Wermuth, Nesseln und einigen anderen Kräutern; die Baumblüthe könnte ohne allen Geruch seyn; statt der grünen Farbe könnte blendendes Roth oder ekles Schwarzgrau die Farbe der Saaten und Blätter seyn; Vögel könnten stumm seyn, wie einige unter ihnen zu unserer Erinnerung auch sind; oder die Nachtigallen könnten ja schreyen wie die Pfaue, Lerchen zischen wie die Eule, und die Wachteln heulen wie der Uhu — und wozu bedurfte es des Obstes?" —

V. Pf.

Prag, b. Widtmann: *Erbauungsreden für Akademiker*, Von *Bernard Balzano*, Weltpriester, Doctor der Weltweisheit u. k. k. ord. Prof. der Religionsphilosophie an der Karl - Ferdinandschen Universität. 1813. XX und 354 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Erbauungsreden verdanken ihre Abfassung der Verordnung des Kaisers von Österreich, dass an allen philosophischen Lehranstalten in den k. k. Erbstaaten ein eigener Professor unter dem Namen eines Religionslehrers angestellt werde, zu dessen Obliegenheiten es mit gehöre, an allen Sonntagen des Schuljahres religiöse Vorträge zu halten, welche bey den Akademikern die Stelle von Predigten vertreten sollen. Sie sind also wirklich gehalten worden. Entschieden hat der Mann, der an eine solche Lehrstelle berufen wird, ganz eigene Foderungen an sich zu machen, und den gemeinen homiletischen Vorschriften eine ganz eigene bestimmte Anwendung auf die Abfassung solcher Vorträge zu geben, da sie vor einem so enge geschlossenen Kreise gehalten werden, wie sich ausser ihm kaum ein anderer denken lässt, die vielfachen Schwierigkeiten, welche bey allen anderen öffentlichen Vorträgen aus der grossen Mischung der Zuhörer fliessen, hier gänzlich hinwegfallen, und bey der Wahl und Ausführung der Materien die speciellesten Hinsichten auf die Bedürfnisse einer solchen geschlossenen Versammlung zu nehmen sind. Die Vorrede zeigt sehr befriedigend, dass der Vf. den Beruf zu solchen Vorträgen aus seinem eigenthümlichen Gesichtspuncte richtig betrachtete, und es ist aus seinen dort aufgestellten Ansichten hier nur zu bemerken, dass er sich verbunden glaubte, den in seinen Reden zu bearbeitenden Stoff erschöpfend zu behandeln und bis in die innerste Tiefe der Sache einzudringen, da er bey seinen ge-

bildeten Zuhörern voraussetzen zu dürfen glaubte, dass sie für eine gründliche Erörterung auch die nöthige Empfänglichkeit besäsen. Der Vf. beurtheilt in der Vorrede seine Vorträge selbst mit solcher Freymüthigkeit und Strenge, dass wir eher ihn über die meisten seiner Befürchtungen zu beruhigen, als sie für gegründet zu erklären uns verbunden fühlen, indem seine Arbeiten seinen gründlichen Kenntnissen, seinen geläuterten Ansichten und seinem Amtseifer Ehre machen. Dass er die biblischen Texte frey wählte, dass er sie in einer eigenen, öfters paraphrasirenden Übersetzung giebt, wird jeder Vernünftige so wenig unzweckmäsig finden, dass er vielmehr jene freye Wahl aus den oben berührten Eigenheiten seiner Lehrvorträge nothwendig fliesen sieht. Denn wollte der Vf. nicht manche Perikope müssig bey Seite liegen lassen: so musste er, um auch in der Wahl der Materien ganz den speciellen Geistesbedürfnissen seiner Zuhörer zu entsprechen, freye Texte wählen. Dass es, wie er weiter meint, protestantischen Lesern auffallen werde, „die Person des Katholiken in diesen Vorträgen so deutlich hervortreten zu sehen," — darf in Beziehung auf den Beyfall der richtig Urtheilenden nicht befürchtet werden. Denn wer dürfte die Vorträge eines Religionslehrers anders als nach den Lehrsätzen seiner Kirche beurtheilen, und mehr verlangen, als dass er diese mit Geist auffasse, und mit Würde praktisch behandle? Dass manche dieser Vorträge, besonders vor einem Kreise von Jünglingen gehalten, durch ihre Länge ermüden möchten, und dass dem Stile des Vfs. mehr Gewandtheit, Lebendigkeit und rednerische Fülle zu wünschen sey, möchte sich weniger leugnen lassen. Wir fügen, um unsere Leser über das Interesse der hier behandelten Materien selbst urtheilen zu lassen, die Angabe einiger Hauptsätze bey. *Über die eigene Art von Bescheidenheit, welche wir bey Erwartung ungewöhnlicher Gnaden des Himmels beobachten sollen.* Am Feste der Verkündigung Mariens nach Ephes. 6, 18 — 20. Der Vf. versteht unter Gaben des Himmels diejenigen Vorzüge, welche Gottes weise Fürsehung bey weitem nicht allen, nicht einmal den meisten Menschen, sondern nur sehr wenigen, besonders begünstigten Personen mitzutheilen pflegt. Die Materie ist mit vieler Umsicht, und besonders im praktischen Theil sehr gut behandelt. *Über den Begriff des Glücks.* Am Neujahrstage nach Matth. 6, v. 16 — 31 verglichen mit Luc. 12, v. 1 — 7. *Von der Aufmerksamkeit, welche auch der Vernünftige den Träumen schenken soll.* Am Feste der Erscheinung Christi, nach Matth. 2, 1 — 12. Ein sehr gelungener Vortrag. *Über das stete Fortschreiten des Menschengeschlechts in der Vollkommenheit*, drey Vorträge, die uns nicht ganz befriedigten, so sorgfältig sie auch ausgearbeitet sind. *Über das eigene Mittel zur Erhöhung der Glückseligkeit* unsers Lebens, das *in Verschiebung des Genusses* besteht, nach 1 Mose 43, v. 15 bis 45, 15 abgekürzt. *Über das Vorurtheil, dass die Tugend der Herzensreinigkeit in blossen Unterlassungen bestehe*, nach 1 Mose 39, v. 1 — 23. *Über das Vorurtheil, dass die Tugend der Herzensreinigkeit nur bloss vor Schmerz und Vorwürfen bewahre*, nach Buch d. Weisheit 3, 14 — 4, 2. Da der Vf. in beiden Vorträgen von der Tugend der Keuschheit spricht, warum hat er nicht dieses weit mehr passende Wort gewählt?

V. Pf.

Frankfurt a. M., b. Brönner: Dr. *Franz Volkmar Reinhards Ansichten und Benutzungen der Sonn- und Festtags-Evangelien*, aus dessen sämmtlichen über diese Lehrtexte vorhandenen Predigten zusammengestellt und mit dessen Genehmigung herausgegeben von *Ernst Zimmermann*, Pfarrer zu Büttelborn u. Diac. zu Grossgerau. *Dritter Theil.* 1813. 391 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch mit dem Titel:

Homiletisches Handbuch für denkende Prediger. Dritter Theil. —

In seiner Manier, die wir bey Anzeige der ersten Theile (Jahrg. 1813 uns. A. L. Z. No. 156) hinlänglich bezeichnet zu haben glauben, und die ihm selbst kein sonderliches Verdienst durch diese Arbeit zu erringen übrig lässt, fährt Hr. Z. fort, nach der Reihe der Sonntage die reinhardischen Evangelien-Predigten in chronologischer Ordnung zu excerpiren. Wir beziehen uns darüber auf unsere bey der angezogenen Rec. gemachten Bemerkungen. Nur bitten wir noch Hn. Z., sich nicht allzutief in die Liebhaberey an dergleichen excerpirenden Arbeiten zu versenken. Er spricht in der Vorrede (obwohl er jetzt bis zum letzten Sonntage des Jahres fertig ist) noch von einem *vierten* Theil, worin er nicht nur Auszüge aus den noch erscheinen sollenden reinhardischen Predigtsammlungen, sondern auch aus den Predigten über die Episteln und die neuen sächsischen Perikopen geben will. Das Letztere wäre eine mit nichts zu entschuldigende Erweiterung seines ersten Plans, wonach das etwanige Interesse seiner Arbeit allein aus der verschiedenen Benutzung derselben evangelischen Texte hervorgehen sollte. Auch hoffen wir, dass das grössere Publicum, auf welches er sich beruft, die Einstimmung zu dieser beliebigen Erweiterung kaum geben werde, so wunderlich sein Geschmack zuweilen seyn mag. Es ist eine Kunst, welche die fleissigen Scribenten homiletischer Magazine, Auszüge u. s. w. am wenigsten zu verstehen scheinen — die, zu rechter Zeit aufzuhören.

g. b.

Halle, in d. rengerschen Buchhandl.: *Predigten über Bedürfnisse unseres Herzens und Verhältnisse unseres Lebens zur häuslichen Erbauung für christliche Familien* von *R. Eylert*, königl. Hofprediger und Consistorialrathe zu Potsdam. 1813. 415 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Was von den bisherigen Predigten des Vfs. zu ih-

rem Lobe in öffentlichen Blättern gesagt worden ist, gilt auch von der vorliegenden Sammlung. Auch sie empfiehlt sich durch zweckmässige Wahl der Hauptsätze, Benutzung des Textes, logische Anordnung, Gründlichkeit in der Ausführung, Gedankenfülle und Wärme des Ausdrucks, besonders aber durch die überall hervorleuchtende religiöse Ansicht und Gesinnung und durch die weise Berücksichtigung der Zeitumstände, unter denen sie gehalten wurden, und die der Vf. im eigentlichen Sinne des Wortes religiös zu benutzen weiss; daher er auch gewiss seinen Zweck bey der Herausgabe dieser Predigten erreichen wird, den Zweck, ächten Christenglauben und den religiösen Sinn, welchen dieser Glaube giebt, bey Allen zu beleben und zu stärken, welche diese Vorträge lesen möchten, die Rec. mit voller Überzeugung zur Familienerbauung empfehlen kann. Es sind ihrer vier und zwanzig an der Zahl. Rec. begnügt sich, nur einige der interessantesten Hauptsätze hier anzugeben. No. 3. Was sollen unsere sonntäglichen, öffentlichen religiösen Zusammenkünfte seyn? über 2 B. Mos. 20, 8. — No. 5. Fromme Rückblicke auf die heiteren Stunden unseres Lebens, über Ps. 36, 6 — 10. — No. 6. Über die Beschaffenheit unseres Lebens, über Ps. 90, 10 am letzten Sonntage des Jahres. — No. 9. Das Eigenthümliche des Geburtsfestes Jesu, über Luc. 2, 11. — No. 11. Über den grossen Werth einer religiösen Begeisterung, über 2 Cor. 3, 6 am Pfingstfeste. — No. 18. Wie wichtig es sey, sich bey dem Zeugnisse eines guten Gewissens von dem Urtheile der Welt unabhängig zu machen, nach 1 Cor. 4, 3 — 4. — No. 20. Über den hohen Werth eines religiösen Naturgenusses, über Hesek. 3, 22 — 23. — No. 24. Die Erde, ein Schauplatz der Zerstörung, über Luc. 19, 41 — 44, nach der Zerstörung von Moskau. Doch nicht bloss diese, sondern alle in der Sammlung befindlichen Vorträge verdienen gelesen und beherzigt zu werden. Das Einzige, was Rec. an dieser Sammlung bemerkt zu haben und erinnern zu müssen glaubt, ist, dass der Vf. wider seine sonstige Gewohnheit bisweilen etwas schwülstig in seinem Vortrage wird.

7. 4. 5.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Dürr: *Religiöse Betrachtungen über den Krieg zur Belehrung und Beruhigung besonders für den nachdenkenden Bürger und Landmann* von *Carl Friedrich Hempel*, Prediger zu Stünzhayn bey Altenburg. 1809. VI und 82 S. 8. (8 gr.)

Wenn jeder Versuch zu ehren ist, der geeignet ist, um die Gemüther bey dem Drucke des Elends, welches über Deutschland lastete, zu beruhigen und in ihren religiösen Überzeugungen zu stärken: so hat gewiss auch der Vf. obiger Predigten den Dank seiner Gemeinde verdient. Es sind fünf Vorträge, deren Inhalt folgender ist. 1) Der Krieg ein schreckliches Übel, *a*) für den leiblichen, *b*) für den geistigen Zustand der Menschen. Den ersten Theil hätte der Vf. sich ersparen können: denn wer kennt nicht die leiblichen Übel des Krieges, oder was wird durch eine solche Schilderung genützt? Dagegen hätten die moralischen Übel des Krieges noch ausführlicher geschildert werden können. 2) Der Krieg ist zwar nicht unbedingt nothwendig; aber er ist, wie die Menschen gewöhnlich sind, schwer zu vermeiden. Auch hier brauchte der erste Satz nicht den ganzen ersten Theil auszufüllen; zu geschweigen, dass er gar nicht im Texte Jacob. 4, 1 liegt. 3) Der Krieg darf uns nicht in unserem Glauben an eine weise Vorsehung irre machen. Der erste Theil, der zeigen soll, dass Gott den Krieg nicht wolle, ist wieder eben so überflüssig, als er gar nicht zum Thema gehört. 4) Der Krieg, eine nachdrückliche Auffoderung, an der Besserung des menschlichen Geschlechts zu arbeiten. Eigentlich ein recht guter Gedanke; aber wie sonderbar die Behandlung! Denn so theilt der Vf. ein: *a*) er lehrt uns die Gebrechen des menschlichen Geschlechts und die traurigen Folgen derselben kennen, und *b*) fodert uns daher auf, an seiner (des Kriegs oder des menschlichen Geschlechts?) Verbesserung eifrig zu erbieten. So giebt also der zweyte Theil erst die Behandlung des Thems. 5) Die Übel des Kriegs können zwar für den Glauben an Unsterblichkeit leicht gefährlich werden; aber sie sollen ihn dennoch nicht schwächen; sie können uns vielmehr in diesem Glauben befestigen. Welche Zweydeutigkeit! Erst können die Übel des Kriegs dem Glauben an Unsterblichkeit gefährlich werden; dann können sie ihn wieder befestigen. Welches ist denn nun das Wahre? — Es ist nicht zu zweifeln, dass diese Predigten der Landgemeinde, vor der sie gehalten, Erbauung gewährt haben. Aber um den Druck zu verdienen, hätten sie doch mehr in die Sache eindringen sollen.

— R —

Eisenach, in der wittekindschen Hofbuchhandlung: *Dass da, wo Noth und Gefahr den höchsten Gipfel erreicht hat, die rettende Vorsehung sich besonders verherrlicht.* Predigt, gehalten am 21 Sonntage nach Trinitatis und herausgegeben von *Johann Friedrich Haberfeld*, herzogl. sächs. Ober-Consistorialrathe, General-Superintendenten und Pastore Primario zu Eisenach. 1813. 20 S. 8.

Diese treffliche Predigt ist über das sonntägliche Evangelium gehalten, welches zur Ableitung des Hauptsatzes aus demselben mit einigen Worten recht gut benutzt ist. Der Hauptsatz ist nach den Bedürfnissen der Zeit treffend gewählt und behandelt. Beredt wird gezeigt, dass die Gemeine des Vfs. in Allem, was sie betraf, neben vielfachen Ursachen der Sorgen und Thränen dennoch eine die Hülfe unbemerkt vorbereitende, eine die Gefahr schnell vorüberführende, eine die Noth erleichternde und eine Alles zum Besten lenkende Vorsehung entdeckte, und dass die Überzeugung von dem behandelten Hauptsatze uns die Trübsal der Gegenwart erleichtere, unsere Hoffnungen wegen der Zukunft belebe, und alles Bessere an uns veredle. Reichhaltig ist überdiess diese Predigt an treffenden Trostsprüchen der Schrift, und besonders ergreifend die Ausführung des praktischen Theils, die des segnendsten Eindrucks auf die Gemüther besonders in dem Zeitpuncte, wo sie der religiösen Stärkung so sehr bedurften, nicht verfehlt haben wird.

V. Ps.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JULIUS 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Cnobloch: *Gründliche Anweisung, zeichnen zu lernen*, zum Privat- und Selbst-Unterricht, in einer Folge von 26 Lehrblättern mit erläuterndem Text, nach *A. T. Öser*, von *A. Rossmässler*. 1812. IV u. 72 S. 4. Mit 24 Kupfern in 4 u. 2. in Folio. (3 Rthlr.)

2) Dresden, in der beyerschen Buch- und Kunst-Handlung: *Anleitung im* (zum) *Landschaftzeichnen*, zum Privat- und Selbst-Unterricht, in 12 Vorlegblättern von *J. F. Kleinig*. Queerfolio. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche auf dem Wege des eigenen Studiums und ohne den Unterricht eines Lehrers erworben werden, gehen weit sicherer in das Eigenthum des Lernenden über, als die Früchte des empfangenen Unterrichts. Der Weg des Erlernens ist zwar, bis man sich auf demselben zurecht gefunden hat, mühsamer und länger; allein er ist dafür auch folgenreicher für die Entwickelung der jugendlichen Kräfte. Die Selbstthätigkeit wird schneller geweckt, und schneller tritt die inwohnende Originalität hervor. Es ist daher sehr zu billigen, dass auch für die Bedürfnisse derer geschrieben wird, welchen der lebendige Unterricht abgeht. Schriften dieser Art müssen freylich gut, und ihr Plan in Bezug auf Methode wohl berechnet seyn; aber selbst auch dann, wenn sie diesen Foderungen nicht genügen, haben sie doch das Gute, dass sie die Fähigkeit, ohne mündlichen Unterricht lernen zu können, in Erinnerung bringen, und Versuche zum Selbststudium veranlassen. Aus diesem Gesichtspunct betrachtet Rec. die beiden vorliegenden Anweisungen.

Der Vf. von No. 1 äussert in der Vorrede, dass er mehr für den Liebhaber als für den Kunstschüler gearbeitet habe. Allein Rec. scheint diese nähere Bestimmung lediglich darauf zu beruhen, dass der Vf. selbst die Unzulänglichkeit seines Zeichenunterrichts gefühlt hat. Es hat eine eigene Schwierigkeit, den Plan des Unterrichts im Zeichnen auf den Liebhaber zu beschränken. Allerdings ist dem Liebhaber manche Kunstfertigkeit entbehrlich, die der Künstler wesentlich braucht; aber die Bestimmung der Schrift zum Selbstunterricht fodert Planmässigkeit und Ordnung: denn für den Dilettanten wird eine Lücke eben so empfindlich, als für den Kunstschüler. Auch, mit der Beschränkung auf die ersten Elemente ist diese Grenzbestimmung nicht abgemacht. Der Dilettant sucht Genuss, und gerade diesen gewähren die ersten Anfangsgründe am wenigsten. Der Vf. hat sich um diese Schwierigkeit nicht bekümmert. Den Foderungen, die man an eine *gründliche* Anleitung zum Zeichnen zu machen berechtigt ist, hat er daher nicht Genüge geleistet. Dem erläuternden Text fehlt es an methodischer Ordnung, an Vollständigkeit, an Klarheit und Richtigkeit. Die meisten Materien sind zu oberflächlich abgehandelt, zum Theil sehr unvollkommen, wie z. B. die Lehre von der Beleuchtung. Manche fehlen ganz. Vom Ausdruck, von Zeichenmanieren kommt gar nichts vor. An praktischen Winken, wie sich der Anfänger in verschiedenen Fällen mit Vortheil zu helfen habe, fehlt es — wenn man die Anleitung zur Perspective abrechnet — durchgängig. Die Fertigkeit, gegebene Muster nachzuzeichnen, ist vom Zeichnen nach der Natur, und dieses wieder vom Entwerfen eigener Ideen verschieden. Auf diesen so deutlich heraustretenden Unterschied hätte der Plan einer progressiven Fortschreitung gegründet werden sollen, statt dass bey der vorliegenden Beschaffenheit der Schrift die Ausfüllung der Lücken dem guten Genius des Lernenden überlassen ist. Mit diesem Urtheile will jedoch Rec. die Brauchbarkeit des Werks keinesweges ganz in Abrede stellen. Die gerügten Mängel treffen hauptsächlich den erläuternden Text. Die Vorlegeblätter, als die Hauptsache, sind im Durchschnitte wohlgelungen, und ihre Folge passend angeordnet. Rec. empfiehlt sie daher besonders zum Gebrauch in Zeichenschulen, und für solche Lehrer, denen es an hinlänglichen Vorlegeblättern fehlt, um eine fortschreitende Folge zu bilden. Anfänger, welche diese Blätter mit Beharrlichkeit nachzeichnen, werden auch beym Mangel des nachhelfenden Unterricht den guten Erfolg spüren, und es dient noch zur Empfehlung des Ganzen, dass der perspectivische Theil ausführlich abgehandelt worden ist.

Was die einzelnen Blätter selbst betrifft: so ist das erste mit zu vielen Hülfslinien überladen. Rec. fällt dabey die vor einigen Jahren beliebt gewordene Methode, das Schreiben zu lehren, ein, bey welcher 6 bis 8 Hülfslinien den Lernenden im Geleise halten. Beym Lichte der Erfahrung betrachtet, ist dieses ein Umweg, welcher die jugendlichen Kräfte in demselben Grade verzärtelt, in welchem sie durch richtig angemessene Schwierigkeiten gestählt werden. Dagegen wäre zu wünschen gewesen, dass das Skizziren der Umrisse durch Anwendung gerader Linien und Kreisbögen in allen Lagen sogleich bey den er-

ſten Elementaraufgaben gezeigt worden wäre, zumal da der Vf. am Ende doch auf dieſe ſo natürliche Erleichterungsmethode zurückkommen muſste. Die 3 der Perſpective gewidmeten Blätter ſind beſonders gut, und ſo wohlgeordnet, daſs ſie die Unbeſtimmtheit des Textes ergänzen. Als Anwendung der perſpectiviſchen Lehren iſt auch ein aus verſchiedenen Augpuncten in Umriſs gezeichneter Kopf ſehr lehrreich. Aber das zur Erläuterung der Lehre von Licht und Schatten beſtimmte Blatt iſt ſo mangelhaft als der Text, ſowohl in Rückſicht der Wahl der Objecte, als in Rückſicht der Ausführung. Vier Kupfertafeln enthalten 34 fertig gezeichnete Köpfe aus verſchiedenen Augpuncten, die als Lehrblätter beſonders zu empfehlen ſind. Vorzüglich iſt die Zeichnung der Haare. Nur miſsbilligt Rec. die blaſsrothe Tinte, welche auf zweyen dieſer Blätter angewendet iſt. Der Anfänger entfernt ſich ohnedieſs leicht vom Kräftigen, indem er einem Zuge zum Sanfteren zu folgen wähnt. Der Lehrer muſs dieſem Hang entgegen wirken. Von hier an ſcheint der Vf. mehr auf die Anleitung zum Entwerfen eigener Ideen bedacht geweſen zu ſeyn. Denn auf den folgenden 8 Blättern ſind Hände und Füſse in mancherley Lagen, Verhältniſſe der Glieder am menſchlichen Körper in verſchiedenen Altern, dann Umriſſe von Figuren in Ruhe und Bewegung vorgezeichnet. Alles dieſes iſt recht brauchbar; aber damit und mit den 2 Knochen- und Muskel-Männern in Folio und den dazu gehörigen 200 anatomiſchen Namen im Texte iſt eine ſolche Anleitung nicht abgethan. Den Schluſs macht eine Aurora nach einem *öſeriſchen* Gemälde auf 3 Blättern, wovon das eine die erſte Skizzirung, das zweyte die nähere Conturirung, das letzte die vollſtändige Auszeichnung enthält. Der Text giebt einige praktiſche Winke über den Gang der Arbeit, und die Zeichnung iſt gut gerathen, nur iſt den ſchwebenden Figuren mehr ätheriſche Haltung zu wünſchen.

No. 2 iſt ohne Text. Auch dieſe Blätter können nicht als vollſtändiges und gründliches Unterrichtsbuch für Selbſtlehrlinge gelten. Der Titel läſst eine Anleitung über das Ganze der Landſchaftszeichnung erwarten. Allein nach den vorliegenden Lehrblättern kann höchſtens von den erſten Elementen der Landſchaftszeichnung die Rede ſeyn. Sie enthalten Vorſchriften zum Baumſchlag, Pflanzenzeichnungen in gröſserem Maſsſtabe, wie ſie in Vordergründen angewendet werden, einige Gruppen von Pflanzen, Bäumen, Steinen und Häuſern, von denen die 3 letzten als Vorübungen zur Landſchaftszeichnung angeſehen werden können. Es wäre ſehr gut, wenn für jede Schrift ein richtiger Titel ausgemittelt würde; auch der Solidität des Buchhandels würde dieſes erſprieſslich ſeyn. Hätte der Vf. Übungen in den Anfangsgründen der Landſchaftszeichnung in 13 Lehrblättern angekündigt: ſo konnte ſich Niemand in dem Inhalte täuſchen. Jetzt muſs dieſs offenbar der Fall ſeyn, da es an Vorſchriften zu den weſentlichſten Erfoderniſſen einer Landſchaft fehlt. Es kommt keine Vorſchrift vor, welche die Behandlung des Hintergrunds und der Mittelgründe andeutete, mithin nichts, was dem Anfänger eine Vorſtellung von den Wirkungen der Luftperſpective erzeugte. Keine Wolken, ſelbſt kein Himmel iſt in den Vorſchriften angebracht, und die Landſchaften auf den letzten Blättern laſſen zu wenig lebendigen Hauch an den abgebildeten Naturgegenſtänden bemerken. Inzwiſchen ſind die Lehrblätter als A, B, C der Landſchaftszeichnung nicht ohne Nutzen für den Nachzeichner. Der Baumſchlag iſt ausdrucksvoll, und dem Anfänger wird es ſehr zu Statten kommen, daſs die Blättelung vorzüglich beym Anfang in etwas gröſserem Maſsſtabe ausgeführt iſt. Das Detail in den Pflanzenparthieen hat ebenfalls ſehr viel Ausdruck. Als Übungsblätter zum Selbſtunterricht werden ſie jedoch das Bedürfniſs einer mündlichen Anleitung öfters anregen. Dieſem Mangel wäre leicht abzuhelfen geweſen. Es durften nur z. B. die Namen der Baumgeſchlechter der Zeichnung beygefügt, vor allen Dingen aber die Richtung des einfallenden Lichtſtrahls angedeutet werden. Da dieſe Richtung bey einzelnen Vorſchriften auf einem und demſelben Blatte divergent, ja ſelbſt entgegengeſetzt angenommen iſt: ſo iſt ſich der Anfänger in einem höchſt wichtigen Punct ſelbſt überlaſſen. Verſchiedene Baumgruppen haben auch nicht die gehörige Beleuchtung erhalten. Das Licht trifft zu gleichförmig auf das Auge, und dieſes benimmt den Laubparthieen diejenige Rundung, welche die Natur vorſchreibt.

— e —

Leipzig u. Rostock, b. Stiller: *Der Cid.* Tragödie in fünf Aufzügen. Überſetzt von *C. G. Kleſſel.* 1807. 124 S. 8. (9 Gr.)

Als eine zur Übung unternommene Arbeit betrachtet, mag dieſe Überſetzung nicht ohne Werth ſeyn; ob ſie aber auch verdiente, öffentlich bekannt gemacht zu werden, daran läſst ſich aus guten Gründen ſehr zweifeln. Was zuvörderſt die Form anlangt: ſo hat der Vf., nach dem Beyſpiele ſeiner Vorgänger, die Alexandriner in Jamben aufgelöſt, und nun hin und wieder ſich erlaubt, Reime einzumiſchen; ein Monolog der Infantin im letzten Acte ausgenommen, welcher ganz in Reimen, und zwar in ungleichen Versmaſsen wiedergegeben iſt. Da die Form der franzöſiſchen Verſe durch den gleichmäſsig wiederkehrenden Reim ſo feſt beſtimmt und eng begrenzt iſt, und die Diction, in dieſe Schranken ſich fügend, ein epigrammatiſches Streben nach ſtrenger Präciſion und Abrundung in jedem einzelnen Theile äuſsert: ſo müſſen die Jamben, in welche die Alexandriner umgeformt werden, ſo gebauet ſeyn, daſs man in ihnen jene Präciſion und Abrundung des Einzelnen ſo viel möglich wieder findet. Die jambiſchen Verſe des Hn. *K.* erfüllen dieſe Foderung keinesweges, ja ſie ſind nicht einmal von den gewöhnlichen Fehlern frey. Der Gebrauch des Reims iſt ganz willkührlich, und der erwähnte Monolog völlig miſslungen. Zum Beweis des letzteren werden folgende wenige Verſe hinreichend ſeyn. Die Infantin ſagt S. 127:

Himmel! zu welcher Zahl von Thränen
Muss sich mein armes Auge gewöhnen,
Wenn's nie gelingt, nach peinvoll ewigem Verlangen
Die Lieb' zu tilgen, noch den Theuren zu umfangen!

Von der Übertragung des Inhaltes selbst lässt sich nichts Besseres sagen; der Sinn ist zwar im Ganzen getroffen, aber der Ausdruck ist selten treffend, und giebt dem Original bald zu Viel bald zu Wenig; an Nachbildung von *Corneille's* Eigenthümlichkeit ist vollends gar nicht zu denken. Jede Seite liefert Belege zu diesem Urtheil. Es mag folgende Stelle hier stehen; im Original lautet sie also:

L'Infante.

— — — Je l'ai presque forcé
A recevoir les traits dont son ame est blessée
Elle aime Don Rodrique, et le tient de ma main
Et par moi Don Rodrique a vaincu son dédain.
Ainsi de ces amans ayant formé les chaînes,
Je dois prendre intérêt à voir finir leurs peines.

Leonor.

Madame, toutefois parmi leurs bons succès,
Vous montrez un chagrin qui va jusqu' à l'excès.
Cet amour, qui tous deux les comble d'allegresse,
Fait-il de ce grand coeur la profonde tristesse;
Et ce grand intérêt que vous prenez pour eux,
Vous rend-il malheureuse alors qu'ils sont heureux?

Infantin.

— — — Fast hab' ich sie gezwungen,
Der Liebe, die sie quält, das Herz zu öffnen.
Sie liebt Don Rodrigo; von meiner Hand
Erhält sie ihn, durch mich hat sie besiegt
Ihr widerstrebend Herz. — Da ich geknüpft
Das Band der Liebenden, darf ich ja wohl
An ihrer Quaalen Ende Antheil nehmen.

Leonore.

Und trotz des guten Glücks erblick' ich immer
Des namenlosen Kummers Spur an euch!
Erregt diess Band, mit Wonne jene füllend,
In diesem edlen Busen düstre Schwermuth?
Diess hohe Mitgefühl für Jener Ruhe
Macht es denn euer Unglück jetzt, da sie
Am Ziele sind? —

Diese Probe wird zugleich die Fehlerhaftigkeit der Jamben zur Genüge beweisen. — Zwey Stellen hat der Vf. gänzlich missverstanden. Den Vers:

Mais je n'en veux point suivre où ma gloire s'engage,

übersetzt er:

Doch folg' ich dieser Spur des Ruhmes nicht,

da der Sinn ist: Solchen Beyspielen will ich nicht folgen, wo mein Ruhm Gefahr läuft.

Die Verse:

D. Diego.

Rodrique, as-tu du coeur?

Rodrique.

Tout autre que mon pere
L'éprouveroit sur l'heure.

D. Diego.

Agréable colère!
Digne ressentiment à ma douleur bien doux!

werden, da doch ihr Sinn ganz klar ist, zu einem völligen Gallimathias entstellt. S. 35:

Don Diego.

Rodrigo, hast du Muth?

Rodrigo.

Ganz andern wohl,
Als grade jetzt mein Vater fodern möchte!

Don Diego.

O lieblich ist dein Zorn mir, dein empört
Gefühl so würdig meines sanften (!!) Schmerzes.

Den Ausdruck: *encore un coup*, hat der Übersetzer nicht verstanden, und er weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er ihn ganz wörtlich überträgt, und da heisst es denn zweymal sehr lächerlich: *noch ein Schlag*, statt: noch einmal. — Das spanische *Don* braucht er auf eine neue Weise, nämlich ganz allein, ohne Hinzufügung des Vornamens, und erlaubt sich auch, seinen Helden bald Rodrigo, bald Rodrigo zu nennen.

c. f. r. z.

BERLIN, b. Hayn: *Gedichte.* Herausgegeben vom *Grafen Pückler von Muskau.* Erster Band. 1811. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

In diesen Gedichten weht mehr ein philosophischer als poetischer Geist: denn zum Dichtertalente gehört zugleich auch die aus natürlicher Anlage hervorgehende Kunst, das Gedachte und Empfundene äusserlich so zu gestalten und zu verkörpern, dass es vor der anschauenden Phantasie ein wohlgefälliges, abgerundetes, selbstständiges Ganzes bilde. Indem der Vf. vor allen Dingen dem Geist der Welt, dem Sinne und der Bedeutung der ihn umgebenden Erscheinungen nachstrebt, vergisst er nach dem Beyspiele vieler neuerer Dichter aus irriger Scheue vor Correctheit, eigentlich aus Mangel an rechtem Gefühl für Vollendung und Ausbildung zur Schönheit, die äusseren, wohlgefügten Glieder des Körpers, worin der Geist sich regen und bewegen muss, wenn man an ein wirkliches Daseyn und Leben glauben soll. Bey ihm hat sich das Werk noch nicht ganz vom Schöpfer getrennt, wir sind genöthigt, selbst zu ihm in die Werkstätte zu treten, wo das Werden, nicht das Werk uns erfreut, oder mit anderen Worten, wir hören ihn, bald mit Vergnügen, bald mit Ungeduld, phantasiren, statt eine fertige Composition zu finden. Wer aber immer fort und fort phantasirt, und nur nach dem Wechsel des inneren Antriebes seine Gedanken und Regungen sich vorspricht, der wird — so geistreich er auch ist — doch zuletzt einem nicht immer willkommenen redseligen Menschen ähnlich, der sein Bedürfniss, nicht das Wohlgefallen Anderer, sich zum Mass und Ziel setzt. Es sind also diese Gedichte bey ihrer geistreichen und oft formlosen Beschaffenheit eher interessant als schön, und indem sie fast überall Reiz und Nahrung und Unterhaltung gewähren, versagen sie grösstentheils doch Eins, nämlich den Genuss der Schönheit. Zur Eigenschaft des Phantasirens rechnen wir eine grosse Ungleichheit des Ausdrucks, bald ein Aufstreben, das in Dunkelheit sich verliert, bald eine Hinneigung zum Einfachen und Nüchternen, das ins Leere und Prosaische versinkt, wobey wieder geniale Dissonanzen mit unterlaufen, die das Ganze mehr unterbrechen als aufrecht erhalten; z. B. wenn es in dem Gedichte *Sappho* heisst:

Nach dir wandl' ich
Überall umher,
Erblicke lauter Lücken,
Die Welt ist *entzwey*.

Dabey tönen oft, wie es auch häufig beym Phantasiren geht, andere schon gehörte Melodieen durch, und wir glauben oft, dem Klange nach, *Goethen* zu vernehmen, z. B. in dem Verse:

Irren zwar ist Loos auf Erden,
Schon am Schaden sey's genug —
Lasst mich auch unglücklich werden —
Ach, doch nur zu spät nicht — klug!

So ist auch das Gedicht *an den unzufriedenen Künstler* S. 132. Doch kommen natürlich bey so ungleichem Wesen auch viele einzelne schöne Stellen vor, die man gern zweymal liest, z. B. in dem langen Gedichte: *die Weihe*, und in einem anderen: *Abschied von Griechenland*. Zuweilen wallt auch ein kleines Lied in gleichen Ufern fort, und übereilt und verweilt sich nicht, z. B. S. 142. *Ruhe*.

Wie? Kein Trieb und keine Lust!
Sag, o Herz, wo ist dein Lieben?
Wo die ew'ge Glut geblieben?
Selbst kein Hass in deiner Brust!

Alles ruht in gleichem Licht,
Ohne Reiz und ohne Regung,
Sonst des Schönsten Glanzbewegung
Blendet, wärmt, erregt mich nicht.

Also ruht in Luna's Schein
Thal und Wald in tiefem Schweigen.
Alles schläft. Nichts will sich zeigen;
Und kein Auge sieht darein.

So mag andern immer seyn!
Heut erkenne, liebes Leben,
Was die Musen dir gegeben!
Jetzt, Erinn'rung, sing mich ein.

E.

Ohne Angabe des Verlegers: *Der Garten der Liebe* von *Wilhelm von Schütz*. Erstes Buch. Ohne Jahrzahl. 290 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir wollten an diesem Garten der Liebe, der in sogenannter poetischer Prosa mit untergemischten Versen durch einander geschlungene Liebesverhältnisse zwischen fein organisirten Schäfern, schäferlichen Hofleuten und schwärmenden Fürstenkindern in grosser Menge enthält, und lange noch nicht beendigt zu seyn scheint, gern den magischen Duft eines südlichen Himmels, die schwelgerische Blumenfülle und den hellen, farbenreichen Glanz der Bilder, in welchen ein nach ätherischen Genüssen schmachtender Liebessinn sich taucht, geziemend loben, wenn ein geläuterter Kunstgeschmack die innere Poesie des Vfs. und seine Originalität, die er durch eine geflissentliche Nachahmung südlicher Dichtung verkünstelt hat, zu einer glücklichen Geburt befördert, und zur Gewinnung einer völligen, wahrhaft erfreuenden Wohlgestalt hätte kommen lassen, wenn im Ton und in der Anordnung der umhergereichten Phantasiebilder weise Mässigung, Harmonie und Klarheit herrschte, wenn in dem mit Fleiss verwickelten, gewaltsam umherschweifenden, über Stock und Stein stolpernden Stil die schönen Blumen nicht gar zu sehr durch nordisches Gestrüpp, durch Nesseln und Dornenhecken hindurchgewunden wären, wenn nach der mühsamen Durchirrung der mancherley labyrinthischen, düftereichen Gartengänge nicht bloss eine süsse Betäubung und schwärmerische Stimmung des Gemüths, sondern zugleich der Eindruck eines bestimmten, wohlgefälligen Bildes, wie nach dem Anschauen eines schön gefügten Kunstwerkes zurückbliebe, wenn nicht oft selbst die kühnste, orientalisch genährte Phantasie an Vergleichungen, wie diese, Anstoss finden müsste: „wie die harmlos, und halb noch Genossin des Schlummers, beynahe ermüdet im Geschäft, die weithin flutenden Locken mit den *Schleusen der Kämme* einzuführen in die *Teiche ihres Hauptschmucks*," oder wenn der aufmerksame Sinn mitten im Flusse der Rede nicht oft durch solche Verschlingungen, wie diese, gehemmt und verdriesslich gemacht würde: „Wer ihr auch seyn mögt, Ritter, so wisset, dass Euch der Zufall zu einem nicht nur Fremdlingen verbotenen, sondern auch von je an nur wenigen Auserwählten *zu betreten gestatteten* Ort geführt hat;" und wenn in den oft sehr lieblich und wohlklingend anhebenden Versen das Ohr des Lesers nicht häufig durch steif und unvollendet gebliebene Stellen beleidigt oder unbefriedigt gelassen würde.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Erdkunde. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Kleine Geographie oder Abriss der mathematischen, physischen und besonders politischen Erdkunde, nach den neuesten Bestimmungen für Gymnasien und Schulen*, von Dr. *Christ. Gottfried Daniel Stein*, Prof. am berlinisch - kölnischen Gymnasium zum grauen Kloster u. s. w. Mit einer hydrographischen Charte der ganzen Welt. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. 1813. X u. 253 S. 8. (16 Gr.)

Die erste Auflage dieses als nützlich anerkannten Buches erschien 1808, die zweyte 1810, und die dritte 1811. Bey dieser vierten Auflage hat der Vf. sich bemüht, alle diejenigen Verbesserungen zu geben, die ihm für den Zweck dieses Buches nöthig schienen, und alle Veränderungen darzulegen, welche die Geographie in den beiden letzten Jahren erlitt. Die dieser vierten Auflage beygelegte hydrographische Charte der ganzen Erde ist nach *Mercators* Projection entworfen, giebt eine deutliche Übersicht aller Hauptländer der ganzen Erde, und zeigt auf eine sehr instructive Art ihre Verbindung, die verschiedenen Theile des Oceans, und zugleich den Cours von E. *Marchands Reise um die Welt*. — w —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Nicole, LONDON, b. Murray, und BERLIN, b. Hitzig: *De L'Allemagne*, par Madame *la Baronesse de Stael-Holstein.* 1813. 1814. To. I. XV u. 139 S. To. II. 112 S. To. III. 160 S. To. IV. 126 S. To. V. 208 S. To. VI. 107 S. 8.

Die Vorrede giebt uns Nachricht, wie dieses Buch unter der letzten Regierung Frankreichs unterdrückt, und die Vfn. seinetwegen genöthigt ward, das französische Reich zu verlassen. Durch den mitgetheilten Brief des Polizeyministers wird man indess im Voraus bewahrt, sich darüber zu verwundern: denn nicht sowohl diess Buch, als dass *sie* es geschrieben hatte, und ihr fortgesetztes Benehmen eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch, war Schuld daran. Weit mehr befremden die einzelnen Stellen, die von den Censoren, indem sie die Erscheinung des Ganzen erlaubten, unterdrückt wurden. Sie sind fast alle der Art, dass die Furcht, sie öffentlich sprechen zu lassen, auf das deutlichste zeigt, wie niedrig diese Männer überhaupt und über Napoleon Bonaparte dachten. Wir glauben, dass er in heftigen Zorn über sie gerathen wäre, wenn er die unterdrückten Stellen gesehen hätte. Dass wir übrigens mit der Vfn., welche acht Tage Frist benutzt, um sich Geld und Kutsche zur Antretung ihres Exils, und zu welchen Völkern, zu welcher Belehrung, kommen zu lassen, nicht in unseren Zeiten, wo viele der gebildetsten Menschen so unendlich leiden mussten, jammernd über sie ausrufen: „*hélas, mère de trois enfans! etc.*," wird sie uns um so weniger verargen, je zuversichtlicher wir nach diesem Buch hoffen dürfen, auch noch von ihr zu vernehmen, welche Genüsse ihr Exil ihr verschafft habe.

In den vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen werden die vornehmsten Nationen Europa's in drey Raçen abgetheilt, die latinische, germanische und slawische. Sollten wir nicht glauben, dass die Italiäner, Franzosen, Spanier und Portugiesen, die zu der ersten gezählt werden, einerley Geschlecht mit den alten Bewohnern Latiums wären? Allein sie heissen blos eine latinische Raçe, weil sie ihre eigentliche geistige Cultur von den Römern, von dem Heidenthum, bekommen haben sollen, so wie die übrigen Völker von dem Mittelalter, dem Christenthum, wesshalb auch jene viel früher cultivirt wären, als diese.

Gewiss könnten wir diese Bemerkung geistreich nennen, wenn sie historische Wahrheit hätte. Waren z. B. die Engländer nicht schon unter Elisabeth gross in ihrer Literatur durch Shakespear allein, als bey den Franzosen noch keine Rede von ihrer Literatur war? Und was hatte diese, als sie unter Ludwig dem Vierzehnten, nach Zermalmung der Stände zu einer Volksmasse, sich bildete, viel mit dem römischen Alterthum zu schaffen? und waren nicht eben ritterliche Manier und christliche Denkart von wichtigem Einfluss darauf? Je weiter man diese Betrachtungen fortsetzt, desto mehr schwindet die ganze Behauptung der Vfn. zu der richtigen Bemerkung zusammen, dass die von ihr benannte latinische Völkerraçe ihre Sprachen vorzüglich durch den Einfluss der lateinischen gestaltete, und in ihren Ländern Reste des römischen Alterthums, der römischen Herrschaft häufig gefunden werden.

Überhaupt tragen diese allgemeinen Bemerkungen, wie die meisten anderen Abschnitte des Buchs, zahlreiche Spuren an sich, wie der Autor durch Geist ergänzen will, was ihm an hinlänglicher Kenntniss seines Gegenstandes abgeht, und ungleich hätte dieses Werk an Gehalt und Anmuth gewonnen, wenn es uns nicht so viele Resultate hätte geben sollen.

Mit der Unzulänglichkeit jener Eintheilung der Völker in Raçen hängt dann das Unbefriedigende der Betrachtung zusammen, wie es in der literarischen Welt Europa's zwey durchaus verschiedene Hälften gäbe, die eine, welche ganz auf Nachahmung der Alten beruhe, und die andere, die ihre Entwickelung vornehmlich durch das Mittelalter und das Christenthum habe. Wenn man sich diese beiden Classen nicht als gesondert nach Nationen und Ländern, sondern wie zwey verschiedene Hauptarten denkt, die auf das Mannichfaltigste gemischt durch die Literatur aller neueren Völker gehen: so wäre mehr Wahrheit in ihrer Abtheilung, als wenn sie, wie hier geschieht, nach der gerügten Classificirung in latinische und unlatinische Völkerraçen bestimmt wären.

Alle Bemerkungen, welche ihr eigene Anschauung und Erfahrung in Deutschland und Bücher über dasselbe zugeführt haben, theilt die Vfn. in vier Sectionen. Die erste soll über Deutschland, die zweyte über Literatur und Kunst, die dritte von der Philosophie und Moral, die vierte von Religion und dem Enthusiasmus handeln. Sie macht selbst die Bemer-

kung, daſs der Inhalt dieſer verſchiedenen Abtheilungen ſehr in einander ſpielen werde; und wir brauchen nicht hinzuzufügen, daſs man ſchwerlich da irgend eine Erſchöpfung der Beobachtungen über ein Land und Volk erwarten darf, wo ihnen eine ſolche Eintheilung zum Grunde liegt. Wir müſſen die ganze Schrift wie eine geiſtreiche Streiferey durch Deutſchland betrachten, und nach dem Contraſt, worein dieſes mit Frankreich geſtellt iſt, mehr darauf ſehen, wie Frankreich hier den Deutſchen, als Deutſchland den Franzoſen begreiflich gemacht wird. Jenes Erſte kennt offenbar die Vfn. weit beſſer, als dieſes, welches dereinſt kennen zu lernen, die franzöſiſche Nation durch das gegenwärtige Buch hinlänglich gereizt werden kann. Es hat wahrſcheinlich ſeinen ganzen Zweck erreicht, wenn es die Vorurtheile beider Völker gegen einander mildert.

Iſt man nur an den Anblick der Natur im Süden und Weſten Europa's gewöhnt: ſo mag Deutſchland wohl den erſten Eindruck machen, daſs es einige Spuren unbewohnter Natur an ſich trage. Wir zweifeln aber, daſs es rathſam ſeyn könnte, unſeren Boden dem mittäglichen ähnlich zu machen, „der faſt keine Bäume mehr bewahrt." Denn entblöſsen wir ihn zu ſehr von unſeren Eichen, Tannen u. ſ. w.: woher ſollen wir Mittel nehmen, uns gegen unſer Klima zu ſchützen? Für den Eindruck, welchen die deutſche Natur überhaupt macht, haben wir keinen befriedigenden Aufſchluſs, als den auch für unſere geiſtigen Anlagen gültigen, daſs bey uns der Übergang vom mittäglichen Weſen zu dem nördlichen iſt. Miſst man beides zu ſehr nach Vergleichungen mit Europa's Mittag, wie die Vfn.: ſo faſst man uns aus einem ſchiefen Geſichtspunct.

Vortrefflich iſt das Bild, welches ſie vom Rhein giebt, und wie ſchön wird geſagt, daſs nur er die Gegenden, die er durchſtrömt, angebauet und ausgeſchmückt zu haben ſcheine, und die Menſchen von heute daſelbſt nichts ſind. Heiſst es dann aber weiter, daſs dieſer Strom im Vorübergehen die hohen Thaten der Vergangenheit erzähle: ſo wäre dieſs ſelbſt in deutſcher Proſe zu kühn und zu koſtbar geſagt; und wenn der Schatten Hermanns noch auf dem ſchroffen Rheinufer herumirren ſoll: ſo ſehen wir nicht ein, warum er nicht lieber an der Weſer weilt, wo er ſeine groſsen Thaten vollbrachte. Es iſt eine herrliche Sache, die Vergangenheit in der Gegenwart zu faſſen; nur wird die Empfindſamkeit, wenn ſie dieſs auch mit Witz unternimmt, immer etwas lächerlich, ſobald ſie eine Vergangenheit da aufgreift, wo ſie nicht war. So ſtutzt man gleich darauf über eine Vergangenheit, welche Fr. *v. St.* in unſerer Gegenwart entdeckt hat. Die Bewohner des Nordens, verſichert ſie, der Welt Beſieger, lieſsen bey ihrem Auszug von Deutſchland dort ihr Andenken unter ſo verſchiedenen Formen zurück, daſs nun dieſes ganze Land dem Aufenthalt eines groſsen Volkes gleicht, welches es vor grauer Zeit verlaſſen hat; und als Beleg dafür wird erwähnt, daſs in den meiſten Arſenälen der deutſchen Städte ſich Ritterfiguren von angeſtrichenem Holz finden, die noch ganz mit ihrer Rüſtung angethan ſind, und den Arm erhaben halten, um den Gegner niederzuſchlagen. Wir wollen hinzuſetzen, daſs dieſe Figuren Schwerter, Morgenſterne, Harniſche tragen, denen unſer Geſchlecht wenigſtens erſt nach langer Übung, gewachſen ſeyn würde, um uns dadurch wirklich mit der Vergangenheit eines gröſseren Volkes zu täuſchen; was aber in aller Welt haben gleichwohl dieſe Ritterfiguren mit jenen nordiſchen Männern gemein, die von Deutſchland ausgingen, um die Welt zu beſiegen, und uns ſo viele Andenken ihrer Gröſse hinterlaſſen haben ſollen? Sie vollbrachten ihre Eroberungszüge im vierten, fünften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, und dieſe Figuren ſind aus dem zwölften, dreyzehnten. Ehrfurcht hegen wir Deutſche übrigens gegen unſere Altvordern; wir mögen kein Leben, wie die Franzoſen, das nur auf den heutigen Tag geht, und unſeren groſsen Zuſammenhang mit der Vorzeit zerreiſst. Darum ſind die Trümmer der Burgen uns werth, und ein erhebender Anblick; ſie machen uns nicht wie der Fr. *v. St.* einen peinlichen Eindruck, und dem deutſchen Herzen hat es wehe genug gethan, daſs viele Trümmer am linken Rheinufer geſchleift wurden während der Franzoſentyranney daſelbſt.

In dem Capitel über die Sitten und den Charakter der Deutſchen ſollen nur die Züge hervorgehoben werden, welche von der ganzen deutſchen Nation gelten, nicht bloſs einzelnen ihrer Stämme, ihrer Landſtriche angehören. Wir müſſen doch ſehr zweifeln, daſs eine überaus groſse Liebe zur Muſik darunter gehöre, daſs unſere Einwohner in Städten und auf dem Lande, Soldaten und Arbeiter, wie hier behauptet iſt, faſt alle die Muſik verſtehen. Bisweilen mag wohl begegnen, daſs man in ein armſeliges von Tabackrauch durchſchwärztes Zimmer tritt, und ſeine Inhaber auf dem Klavier improviſiren; ob wie, nach dem hier angeſtellten Vergleich, die Italiäner ihre Verſe improviſiren, iſt noch eine andere Frage. Dagegen wollten wir die Vfn. durch Landſtriche Deutſchlands führen, wo der Arbeiter und Soldat, der da Muſik inne hätte, eine groſse Seltenheit wäre. Auch die Schüler, welche nach ihrem Ausdruck *des Sonntags* in unſeren Straſsen promeniren und Pſalmen in einem Chor ſingen, ſcheinen uns nicht ein ſo bedeutender Beweis, wie ihr, von unſerer Liebe zur Muſik. Für welchen ärmlichen Lohn ſie, mit einigen Ausnahmen, ein unmuſikaliſches Geſchrey auf den Straſsen zu Gott erheben, iſt uns nur in gar zu gutem Andenken; *des Sonntags* nur ſahen wir uns immer gewiſs damit verſchont, dann waren ſie dieſer Frohnarbeit überhoben. Zu Eiſenach ſah die Vfn. an einem Wintertage, der ſo hart war, daſs kein Menſch die verſchneyeten Gaſſen betrat, einen Zug junger Leute in ſchwarzen Manteln durch die Stadt ziehen, mit Lobgeſängen auf Gott. Wir merken, es war die Currende. So ſtark fror es, daſs kein Menſch wagte, die Fenſter zu öffnen; aber die Vfn. bemerkte doch, wie hinter den vereiſten Glasſcheiben die Geſichter mit Freude den

religiösen Trost empfingen, welchen die sanfte Melodie ihnen darbot; und wir wollen ihr herzlich bekennen, dass zwar der ganze Zusammenhang dieser Schilderung etwas ins Komische hinüberspielt, uns aber gleichwohl die phantasiereiche Empfindsamkeit an ihr, wie sie den Klang der Menschenstimme durch die erstarrte Natur zu Gott hinauf empfunden hat, so rührte als freute.

Auch die armen Böhmen, die mit ihrer Musik in Deutschland herumziehen, führt sie als Beweis des deutschen Sinnes für die Musik an. Auf die Heimath dieser Fremdlinge passt Alles, was sie unserem Talent zur Instrumentalmusik anrühmt, und dort würde sie im höchsten Mass vereint gefunden haben, was sie unter Deutsche und Italiäner vertheilt, die Freude an Instrumental- und Vocal-Musik; dort hätte sie bey jeder Procession einer kleinen Dorfschaft eine Fülle melodischer Stimmen vernommen, die sich mit sicherem Takt vereinigen, und es mag wenig geborene Böhmen unter Soldaten und Arbeitern geben, die nicht entweder des Gesanges, oder eines Instrumentes mächtig wären. Überhaupt sind die Slawen weit reicher mit musikalischen Anlagen ausgestattet, als die Germanen. Diesen genügt nicht einmal das blosse Lied, und die blosse Melodie, sie wollen dieselben durch eine Erzählung, durch etwas Episches gleichsam ausgefüllt wissen: mit der blossen Harmonie der Klänge, mit dem reinen Lyrischen sind die Slawen weit leichter zufrieden. Im Ganzen aber hat Fr. *v. St.*, indem sie unseren Sinn für Musik so sehr übertrieb, vielleicht nichts sagen wollen, als dass in uns mehr Poesie des Klanges sey, wie in dem klanglosen französischen Volk; und darin hat sie gewiss Recht.

Eine der feinsten Bemerkungen in diesem Capitel ist die Befremdung, dass sich in Deutschland der Sinn für schöne Künste, ja der Enthusiasmus dafür, häufig mit den gemeinsten Sitten und Gewohnheiten des Lebens zusammenfinde: was uns begreiflich scheint, da die gesellschaftliche Ausbildung nicht hoch und allgemein genug ist, um unser Thun und Lassen mit einem feinen Zwang von selbst zu umgeben, die äussere Freyheit bey uns immer noch ein besonderes Studium, wenigstens besondere Aufmerksamkeit haben will, und eben derjenige, welcher Wissenschaft und Kunst im Inneren hegt, dazu am wenigsten Zeit und Stimmung hat. Darum finden wir jene Erscheinung auch bey solchen Anhängern der schönen Kunst in Deutschland, bey welchen die von der Vfn. angeführte Ursache nicht gilt, „dass wir in einer dumpfen Atmosphäre von Ofenhitze, Bier und Rauchtaback leben, aus welcher hinaus zu gehen nicht behage."

Über die Schwächung des kriegerischen Geistes in Deutschland, wovon jetzt freylich die Rede nicht mehr seyn kann, finden wir hier die Betrachtung, dass Liebe für Vaterland und Freyheit, Liebe zum Ruhm, und Religionsschwärmerey die vornehmsten Hebel des kriegerischen Geistes wären; der Deutsche aber sein Vaterland nicht sehr habe lieben können, wo sich ein Theil der Nation immer mit dem anderen, und gewöhnlich auf fremdes Anstiften schlug; die Ruhmliebe bey ihm nicht stark werden mochte, weil es keinen Mittelpunct des Lebens gab, keine Gesellschaft, wo sie genugsam gekrönt würde; für die Religion endlich das Interesse in Deutschland ebenso wie für das Vaterland und aus gleichem Grunde lau geworden sey, weil es von vielen Parteyen und Secten durchschnitten ward. Nun aber haben wir dargethan, dass die Liebe zum Vaterland tiefer in uns war, als wir selbst dachten, freylich durch die Hoffnung geweckt, dass es uns neu belebt, und nicht in seiner alten, todten, durchaus zersplitterten Gestalt zurückgegeben werde. Mit der Ruhmliebe der Deutschen verhält es sich eigen. Sie gründet sich in der Regel auf unsere Selbstanerkennung unsers Verdienstes, und ist dann so emsig, die Bestätigung der eigenen Erkenntniss in den nächsten Kreisen, welche diess Verdienst berührt, vorzüglich auch von den gesetzlichen Obern zu erringen, als wäre ein groser gesellschaftlicher Mittelpunct vorhanden, um dessen Beyfall sie sich bewürbe. Gewiss hat kein französischer Soldat, wiewohl in Frankreich die eigentliche Gesellschaft, und eine Hauptstadt im strengsten Sinne des Wortes zu Hause sind, eifriger nach dem Ludwigskreuz und der Ehrenlegion getrachtet, als jetzt der preussische Krieger nach dem eisernen Kreuze. Die Religion des Deutschen, insonderheit des protestantischen, wird als Cultus und positives Dogma freylich mit ungemeiner Freyheit behandelt, und schwerlich möchte durch ihren Fanatismus irgendwo in Deutschland kriegerischer Sinn entzündet werden können; aber sie ist, nach dem richtigen Ausdruck der Vfn., im Grunde unserer Herzen, und dort muthig. Wiederum ward in dem gegenwärtigen preussischen Heere kundbar, wieviel kriegerischen Muth, kriegerische Zucht und Tugend uns eine solche Religion durch das Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache geben kann. Auch die Liebe zur Freyheit soll uns nicht zu heroischer Denkart beseelt haben; und es war verzeihlich, vor unserer letzten Entwickelung so zu urtheilen, wiewohl das Wort „deutsche Freyheit" eine sprichwörtliche Kraft in Europa erhalten hat. Auch ist sehr wahr und fein bemerkt, dass wir um Sicherstellung dieser Freyheit wenig besorgt waren, weil wir fast in allen Verhältnissen einer ausgezeichneten Unabhängigkeit genossen, und aus gar zu grossem Behagen an der Freyheit Gefahr liefen, die Freyheit zu verlieren. Welche Flamme des Krieges und des Ruhmes aus unserer Liebe für die Freyheit der deutschen Nation emporschlug, sobald man dieselbe wirklich fast verloren sah, hat Fr. *v. St.* gewiss mit der seelenvollsten Theilnahme gesehn.

Weit sicherer, als in diesen allgemeinen Bemerkungen über Sitten und Charakter der Deutschen, ist ihr Takt in Beobachtung der deutschen Frauen. „Sie haben, heisst es hier, einen ganz eigenthümlichen Zauber, und einen rührenden Klang der Stimme; sind bescheiden, doch weniger furchtsam als die Engländerinnen; man sieht, dass sie weniger oft mit Män-

nern zusammentrafen, die ihnen überlegen waren, und ausserdem weniger ein strenges Urtheil des Publicums zu fürchten haben." Den letzten Grund geben wir ohne Bedenken zu, den ersten vor der Hand. Er wird durch die frühere Bemerkung beleuchtet, dass in Ländern, wo der Mann durch die politische Einrichtung berufen ist, alle Kräfte des Friedens und Krieges zu üben, öffentlich zu gelten, er in sein Recht eintritt, Herr der Welt zu seyn; dagegen aber in Ländern, wo er verdammt ist, in Actenstuben sclavisch zu arbeiten, den geschäftigen Müssiggang des Soldatenlebens zu treiben, er zuletzt seine Kraft gegen sich wende, sich mit gemeinen, dunkeln Bemühungen, und trägen Vergnügungen abnutze, oder den Körper mit roher Thätigkeit im Rossebändigen, auf der Jagd, in geistlosen Tänzen erschöpfe. Über solche Männer erheben sich leicht die Frauen, weil das geistige Geschäft der Liebe, die stille Sorge und Musse im häuslichen Leben, die sich bey aller Beschränkung doch selber Zweck ist, weder rohe noch sclavische Thätigkeit zulassen. Der Art sind wir Männer, sind die Frauen in Deutschland grösstentheils gewesen: es gab Wenige unter uns, an welche ein edles Weib mit Freude hinaufsehen konnte. Das lag nicht in unserer Natur, sondern in unserem Geschäftsleben, in unserem soldatischen Treiben; und wird anders werden, sobald wir nur ein öffentliches Seyn erhalten, in welchem der Schwung fortdauern kann, der nun unsere Kraft beseelt hat. Alsdann ist keine Frage, dass die deutschen Frauen häufiger mit Männern zusammentreffen werden, die ihnen überlegen sind, als die englischen; denn bey allem Schwung durch das öffentliche Seyn, bey aller ächt vaterländischen Tugend und Grösse, werden dann die deutschen Männer durch eine vielseitigere Cultur, als bey den englischen Männern gefunden wird, mehr Berührungspuncte mit den Frauen haben, wodurch dieselben ihres Gehaltes inne werden.

Von allen deutschen Frauen, die nur zu einiger Ausbildung gelangen, ist hier richtig bemerkt, dass ihnen die Sprache der Poesie und der schönen Künste bekannt sey, dass sie durch Empfindsamkeit zu gefallen, durch Einbildungskraft zu rühren suchen; mit dem Enthusiasmus Koketterie treiben, wie die französischen Weiber mit Witz und Scherz. So wird die Liebe den Frauen in Deutschland eine Art von Religion, aber eine poetische Religion, welche nur gar zu gern Alles duldet, was die Empfindsamkeit zu entschuldigen weiss. Damit geht es wirklich ganz gewöhnlich so weit, dass man die meisten unserer weiblichen Wesen nach dem hier angeführten Beyspiel mit melancholischem Ausdruck sagen lassen könnte: „ich weiss nicht, wie das kommt, aber der abwesende Geliebte gleitet mir aus dem Herzen."

Wenn indess die Vfn. aus eben jenen Beobachtungen die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit ableitet, womit eine deutsche Protestantin sich von ihrem Ehemanne scheiden lasse: so möchten wir die Richtigkeit dieser Thatsache bezweifeln. Das deutsche Weib kettet sich mehr wie irgend ein anderes durch die häuslichen Verhältnisse an den Mann, und es giebt viele Gegenden des nördlichen Deutschlands, wo eine Ehescheidung beynahe etwas Unerhörtes ist.

Die Beobachtungen über unser weibliches Geschlecht führen auf Betrachtungen über den Einfluss des Geistes der Chevalerie auf Liebe und Ehre. Im Norden sey das ritterliche Wesen entstanden, aber in Frankreich habe man es durch Dichtkunst und Liebe verschönt. Wie wenig die Minnesänger, gleichsam nur ein Nachhall der Troubadours, gegen diese bedeuteten, von welchen aus sich eine ächte Nationalpoesie der Franzosen hätte bilden sollen (wir drücken hier diesen Gedanken anders aus, als Fr. *v. St.*; denn der Vorschlag, dass die Franzosen noch jetzt aus den Troubadours eine Nationalliteratur schöpfen sollten, klingt eben so ungereimt, als wenn wir jetzt unsere Literatur auf dem Niebelungenlied aufbauen sollen); allein diess ward unmöglich, als die Chevalerie, die unter Ludwig dem Vierzehnten auf alle Art abgeglättet war, unter den folgenden Regierungen mit dem gesellschaftlichen Leben Frankreichs überhaupt in einen Sumpf versank. Wir lasen gern, dass Fr. *v. St.* mit Lacretelle sagt: an die Stelle der Chevalerie wäre bey den Franzosen die *Geckenhaftigkeit* getreten. Anstatt auf Beschirmung der Frauen, gehe der Mann darauf aus, sie zu verderben, und anstatt der ächten Ritterehre sich zu befleissigen, durch das Duell Schande und Sünde zu bedecken. Man sah oft in Frankreich Männer der guten Gesellschaft, welche bey Erwähnung ihres verdammungswürdigen Beginnens äusserten: Mag seyn, dass es schlecht ist; aber wenigstens wird sich Niemand erkühnen, diess mir ins Gesicht zu sagen. In Deutschland dagegen könnte sich ein Mensch zehnmal des Tages im Duell schlagen, und gelangte dadurch zu keiner Achtung in der Gesellschaft wieder, wenn er die Gesetze wahrer Ehre und der Sittlichkeit beleidigt hat; und die Liebe behielt hier immer Etwas vom Geiste der Chevalerie, weil Philosophie und schöne Kunst sie zu einer Art von religiösem Cultus erhoben: die Empfindungen derselben werden von den Deutschen wie eine Pflicht betrachtet, welche sie höher achten, als die Pflichten der Ehre, insofern dieselben bloss gesetzlich sind, was bey den Franzosen völlig umgekehrt ist.

Mit den Nuancirungen, welche wir in den hier mitgetheilten Gedanken der Vfn. angebracht haben, halten wir sie für richtig. Zu allgemein ausgedrückt, wie bey ihr, sind sie es nicht mehr; und darum ist auch ihr Resultat falsch, dass die Ehe bey uns weniger unverletzlich gehalten werde, als bey der französischen Nation. Denn indem wir das bloss Gesetzliche an derselben leichter nehmen, ist die innere Pflicht und Treue, oder die Seele der ehelichen Verbindung, für uns viel fesselnder. In Frankreich geben sich beide Ehehälften einander alle mögliche Freyheit, und sind viel weniger eifersüchtig auf einander, weil sie die Entdeckung scheuen, und innerlich nicht fürchten, dass das Gesetzliche von ihnen beleidigt sey: in Deutschland halten sie sich gezwängter, weil sie für einander die Gelegenheit fürchten, die innere Treue zu verletzen.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Nicole, LONDON, b. Murray, und BERLIN, b. Hitzig: *De L'Allemagne*, par Madame *la Baronesse de Stael-Holstein*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Richtig war auch die geistreiche Bemerkung von dem alten Deutschland, d. h., wie es noch vor anderthalb Jahren war, dass der Geist der Chevalerie daselbst noch gleichsam passiv fortdaure, dass seine Bewohner einen ritterlichen Abscheu vor Lug und Trug und Innigkeit in ihren Verhältnissen hatten, aber nur einen Schatten jener ernsten Kraft, die den Männern so viele Aufopferungen, den Frauen so viele Tugenden gebietet. Allein in dem neuen Deutschland hat sich der ritterliche Geist wieder activ offenbart, und er soll nicht wieder einschlummern, und in viel höheren und weiteren Sphären, als das Ritterthum kannte, sich dessen frische Regsamkeit erhalten.

Der fernere Inhalt des ersten Theils zerfällt in Beobachtungen über das mittägliche und das nördliche Deutschland; und beide werden sogleich mit der Bemerkung gegen einander gestellt, dass es in jenem keine Literatur gab, und man nur den Freuden des physischen Lebens nachging, und wenn dort auch Menschen von Genie geboren wurden, sie sich im deutschen Norden ausbilden mussten; dagegen in diesem von Weimar bis nach Königsberg, und von Königsberg bis nach Kopenhagen (warum denn umfasst die gezogene Linie Göttingen, Hannover, die Mündungen der Weser u. s. w., warum Riga, Reval u. s. w. nicht mit?) Nebel und Frost das natürliche Element der Menschen von starker und tiefer Einbildungskraft schienen.

Davon abgesehen, dass diese Bemerkung gleichfalls zu allgemein gesagt ist, und auch mehr von ehemals als von unseren Tagen gilt, darf man sie unterschreiben. Viel schwieriger scheint uns eine andere Behauptung, wodurch hier jene unterstützt wird, dass nämlich Klima und Natur, wie im mittäglichen Deutschland gemäsigt, mehr für die Geselligkeit, als für Poesie sich eignen, und nur das Entzücken des Südens und die Rauhigkeit des Nordens die Einbildungskraft sattsam erschüttern, es also dadurch begreiflich werde, warum das mittägliche Deutschland in der Literatur so weit hinter dem nördlichen zurückstehen. Wir müssen dagegen zuerst erinnern, dass zur Entstehung auch bloss der dichterischen Literatur (denn wir wollen nicht darüber rechten, dass dieses Raisonnement für die philosophische, historische u. s. w. keine Gültigkeit haben kann) es nicht auf Erschütterung der Phantasie durch ein gewisses Äusserstes, sondern auf ununterbrochene Belebung und Aufregung derselben ankomme, und besonders auf das Ebenmass in den Gebilden, die ihr zugeführt werden; und wo kann in dieser Hinsicht mehr Befriedigung seyn, als in Harmonie und Mäsigung der Natur und des Himmels in Erdstrichen, wie das mittägliche Deutschland? Darum glauben wir, dass dort einst die Heimath der *wahrhaftig schönen* Literatur der Deutschen seyn werde. Denn unserer gegenwärtigen sogenannten sieht man ihren nordischen Ursprung zu sehr an, und das heitere Ebenmass der Schönheit entsteht ihr noch zu durchgängig. Schon einmal war ja dort unsere Poesie heimisch. Der Hauptgrund von dem Vorsprung, welchen der deutsche Norden in der Literatur gewonnen hat, liegt unbezweifelt in der Reformation, welche ihn durchaus frey machte; und zweytens hat die pestartige Verderberin des deutschen Nationalwesens, die französische Cultur, auf ihn bey weitem nicht so gedrückt, wie auf das mittägliche Deutschland, wo gleichwohl diejenigen Landstriche, über welche der Geist der Reformation wehete, wie fruchtbare Oasen der Literatur mitten unter der Öde gedeihen.

Das Gemälde von Österreich hat, möchten wir sagen, eine sinnliche Wahrheit: die Ruhe, das Wohlbehagen aller Classen von Menschen daselbst spricht uns aus demselben an. „Man findet in Österreich viel herrliche Dinge, aber wenig wahrhaftig überlegene Menschen, sagt Fr. v. St.: denn es bringt dort eben nicht viel Vortheil, mehr Werth zu haben, als ein anderer; beneidet wird man darob nicht, aber vergessen, was noch mehr niederschlägt." Wir glauben, dass bey dieser Bemerkung ein optischer Betrug des Geistes vorwalte. Wegen der wohlbehaglichen Ruhe im Österreichischen, welche durch die ungestörte und väterliche Billigkeit der Regierung, des Bodens fast für alle Menschenbedürfnisse hinreichende Ergiebigkeit, den Nationalreichthum, und besonders dadurch entsteht, dass die ständische Macht weit genug und nicht zu sehr gebrochen ist, um den Zustand des Wohlbehagens zu fördern und zu sichern, ist das einzelne Streben immer so gemildert, dass auch die Kräfte und Eigenschaften der Individuen gar nicht sehr von einander abzustechen scheinen. Übrigens möchte sehr problematisch seyn, ob nicht die grossen Momente, die sich in der österreichischen Geschichte mehr einander drängten, als in der Geschichte al-

ler übrigen deutsche n Staaten zusammen; ob nicht die vielen alten noch bestehenden Geschlechter, welche während des Kampfes der übermächtigen Stände mit dem regierenden Hause, oder auch für dasselbe; ob ferner der Glanz, die Macht, womit einige derselben noch Alles überstrahlen, was es sonst an Privatansehen in Deutschland giebt, ob endlich das Beyspiel, wie der einzelne, talentvolle Mann zu einem Wirkungskreise in der österreichischen Monarchie gelangen konnte, dem kein anderer in den deutschen Staaten glich, ob diess Alles nicht eine Masse von hervorragender Individualität im Österreichischen veranlasst habe, wie sie verhältnissmäsig in den umherliegenden Staaten nicht gefunden wird.

Mit Recht wird hier das System getadelt, den Eingang fremder Bücher zu *verbieten*; allein im Österreichischen gilt es nicht, man *erschwert* nur denselben. So gebildete Menschen, dass man ihnen zutraut, ihnen selbst werde kein Buch schaden, und durch sie kein Missbrauch davon entstehen, erhalten nicht schwer die Erlaubniss, sich jegliche Schrift des Auslandes kommen zu lassen. Ein abgeschmackter Missbrauch der Masregeln der Regierung ist es allerdings, wenn in Wien, wie hier versichert ist, die öffentliche Bibliothek nicht Montesquieu's Geist der Gesetze mittheilen darf, indem Crebillons schandvolle Werke im allgemeinen Umlaufe sind; und eben so wenig kann der hier aufgestellte Satz bestritten werden, dass in dem Zeitalter, worin wir leben, dem Einflusse schlechter Schriften nur durch die Gegenwirkung von guten das Verderbliche genommen werden könne. Aber dadurch ist die Frage noch nicht widerlegt, ob, nach gewissen Örtlichkeiten, einer Regierung nicht anzurathen wäre, nur für gute und helle Schriften die Schleusen aufzuziehen, und nicht jegliche Bücherfluth hereinströmen zu lassen. So möchten wir z. B. rathen, dass man zu Wien den Geist der Gesetze auf alle mögliche Weise verbreite, und dagegen Schriftsteller wie Crebillon, die eine üppige Sinnlichkeit zur Schande verführen, gar nicht hereinlasse.

Die Schilderung Wiens gehört zu den gelungensten Parthieen des ganzen Werkes; und wie schön sind die Gedanken über die Kirchen, „den einzigen Raum, wo alle Classen der Nation sich versammeln, den einzigen, welcher nicht nur die öffentlichen Begebenheiten, sondern die geheimen Gedanken, die verborgenen Neigungen zurückruft, welche die Häupter und das Volk in seinen Umkreis trugen; wie die Gottheit selbst, scheint ihr Tempel den verschwundenen Jahrhunderten gegenwärtig." Wie des Gegenstandes so ganz würdig ist die Beschreibung der Vermählung zwischen Kaiser Franz dem Zweyten und seiner jetzigen Gemahlin! Man sah dabey nichts als eine Pracht, welche von Jahrhunderten übertragen, vorbereitet war, und dem Volke keine neuen Opfer kostete; und die Vergnügungen, welche der Einsegnung der Ehe folgten, waren fast so würdevoll, wie diese Feyerlichkeit selbst.

Als einer der vornehmsten Nachtheile für die Gesellschaft in Wien wird mit Recht angegeben, dass sich die Adelichen und die Gelehrten nicht mit einander vermengen, woran nicht Stolz des Adels, sondern vorzüglich die Seltenheit ausgezeichneter Schriftsteller Schuld sey. Wir glauben, dass in diesen beiden Dingen der Grund nicht liege. Es sieht in ganz Deutschland mit der geselligen Mischung des reichen und bedeutenden Adels und der Gelehrten noch übel aus; und die wahre Ursache davon ist, dass die deutschen Schriftsteller von bedeutendem Range nicht bemittelt genug sind, um eine gewisse Gleichheit des geselligen Verkehrs mit dem Adel zu pflegen, und zu selbstständig, zu stolz, um ohne dieselbe, wie die französischen Gelehrten zur Zeit der besten Gesellschaft in Frankreich, mit Untergebenheit herumzuschmausen. In der österreichischen Monarchie hat freylich dieser Grund nicht gleiches Gewicht. Denn weil ihre meisten literarischen Männer ehemals Lehrer und dergleichen in den grössten Familien waren: so sind sie an Abhängigkeit von denselben gewöhnt, und überhaupt hat sich in ihr noch kein eigentlicher Gelehrtenstand gebildet. Desshalb ist nun die Ungleichheit zwischen jenen und dem hohen Adel zu abstechend, als dass ein eigentlich gesellschaftlicher Ton zwischen ihnen entstehen könnte.

Indessen hat uns die obige Bemerkung über die Gesellschaft in Wien bey weitem nicht so schmerzlich getroffen, als jene, dass man in den Sälen der Hauptstadt von Deutschland auf nichts weniger stösst, als auf Deutsche. Sie führt auf ein Capitel voll der geistreichsten Gedanken über diejenigen Ausländer, welche den französischen Geist nachahmen wollen. Am wenigsten möge sich dessen berechnungsvolle Frivolität mit dem deutschen Charakter vereinbaren, der fast ein Nichts auf der Oberfläche sey, und das Bedürfniss habe, zu ergründen, um etwas zu fassen. Hört es, ihr Grossen Germaniens, *dass Ihr durch solche Nachahmung viel eher Deutsche ohne Verdienst, als liebenswürdige Franzosen seyn werdet!*

Wien könnte, glaubt die Vfn., wenn es das Franzosenthum von sich werfe, für eine deutsche Gesellschaft die wahre Hauptstadt werden. Allein dagegen streitet, dass die Maximen der österreichischen Regierung die Freyheit der deutschen Geister plötzlich zu Wien noch mehr begünstigen müssten, als bisher irgend eine beträchtliche deutsche Stadt gethan hat. Denn selbst in freyen republicanischen Städten, wie Hamburg, war der literarischen Verfolgung genug, wenn es diesem oder jenem Gesandten beliebte. Dann liegt Wien zu fern an einer Grenze Deutschlands, wo es als eine Burg für dessen Unabhängigkeit wohl die Kaiserstadt, aber nicht der Aufenthalt für Kaiser und Reich, nicht der Nationalmittelpunct für die Deutschheit, seyn kann. Sowie wir für den Nationalsitz des deutschen Bundestages einen Ort in der Mitte unseres Vaterlandes vorschlagen möchten, eben so denselben zu einer deutschen Hauptstadt, wo neben unseren Gesetzgebern, unserem hohen Verwaltungsrathe, die Blüthe unserer Männer in Wissenschaft und Kunst versammelt wäre, wo eine deutsche Universität gediehe, auf welcher die edlen Jünglinge, die

nicht bloss für die gewöhnlichen Geschäfte, für einen beschränkteren Culturkreis, sondern für die ächtdeutsche Universalität Ausbildung suchten, den hohen germanischen Bund schlössen. Es ist gar nicht zu berechnen, wie sich alle Nationalherrlichkeit nach einem solchen Orte, der nicht österreichisch, nicht preussisch u. s. w., sondern nur deutsch heissen könnte, hindrängen und dort erst zu einer Krone emporarbeiten würde. Es möchte daselbst ganz etwas Anderes werden, als was wir jetzt eine Hauptstadt Frankreichs nennen: denn von da würde so die Freyheit für die ganze deutsche Nation, wie von hier die Sclaverey für die ganze französische, sowohl in politischer als literarischer Hinsicht gespendet werden. Die Kunst der Conversation, die auch mit den blossen Worten ein Kunstspiel treibt, und welche uns die Vfn. als Eigenthum der Franzosen mit einer Behaglichkeit schildert, die uns begreiflich macht, wie häufig sie sogar in Schriften, und vorzüglich in dieser, ein solches Kunstspiel übt, würde sich freylich in jener deutschen Hauptstadt nicht ausbilden, aber eine lichtvolle Sprache, in welcher sich der tiefe deutsche Geist so hell abspiegelte, dass unsere Denker gezwungen würden, sich selbst zu verstehen.

Den Norden Deutschlands sah Fr. *v. St.* zuerst an einem kalten und stürmischen Tage, da sie über den Rhein schiffte, und sich das Schreckenswort aussprach: „Du bist ausserhalb Frankreichs", welches sie hoffentlich sich nun niemals bey dem Rheinübergang wieder sagen kann, und sich auch damals nicht hätte sagen sollen. Denn das, was sie als französische Eigenthümlichkeit sehr richtig aufgefasst hat, fand sie im Vergleich mit deutschem Wesen gewiss noch wenig am linken Rheinufer. Wir hätten Lust, bey ihren Klagen über die todte Öde des nördlichen Deutschlands, wie das alte Weib, welches mit ihr auf der Fähre des Rheins war, einfältig zu sagen: Wozu der Lärm? Aber sie spricht während dieser Klagen zwey ganz herrliche Wahrheiten aus, erstens, dass es im nördlichen Deutschland so todt sey, weil es in Verwaltung seiner öffentlichen Angelegenheiten fast nichts von Repräsentation des Volkes gäbe (dass diese Quelle des Lebens dort fliesse, dürfen wir doch nun bald hoffen?); und zweytens, dass trotz aller Hindernisse sich der Norddeutsche einen belebten und unabhängigen literarischen Freystaat geschaffen habe, wo man den Mangel an Interesse der Ereignisse durch das Interesse der Ideen ergänze.

Sachsen ist mit Recht das erste Land, das im deutschen Norden betrachtet wird, und wir unterschreiben ganz die Behauptung, dass es in keinem Strich der Erde so viel Unterweisung gebe, wie in Sachsen und im nördlichen Deutschland überhaupt, wenn wir gleich nicht eben so versichern mögen, dass dort in jeder kleinen Stadt eine recht gute Bibliothek, und selbst in Dörfern Professoren des Griechischen und Lateinischen sind. Doch möchte man wohl aus jenem Gesichtspunct Provinzen von Frankreich und Deutschland auf drey Jahrhunderte der Cultur von einander verschieden glauben.

Von der anderen Seite ist gewiss übertrieben, dass die literarischen und die Geschäfts-Männer in Sachsen so sehr gesondert wären. Vielleicht giebt es kein Land, wo unter den letzteren ein solches Zusammenfliessen des literarischen und Geschäfts-Bemühens gefunden würde. Wenn aber Fr. *v. St.* will, dass sie in ihrer Behauptung Recht habe, weil sich kein öffentlicher Geist in Sachsen zeige: so hängt diese Erscheinung von ganz anderen Bedingungen ab, welche sich jetzt auch ändern werden.

Weimar ist der lichte Punct, auf dem sie mit Liebe verweilt. Es ist zu stark, wenn sie es eine literarische Hauptstadt Deutschlands nennt: denn auch in seiner glänzendsten Periode, wo es sich mit der höchsten Blüthe, welche Jena jemals hatte, gleichsam wie ein Ganzes zeigte, war das Gegengewicht von Niedersachsen und den preussischen Staaten zu gross, als dass man ihm jenen Titel beylegen dürfte. *Herder* starb kurz vor ihrer Ankunft zu Weimar, aber *Wieland*, *Goethe* und *Schiller* sollen von ihr geschildert werden. Die Bemerkung, dass die Bücher derselben ganz ihrem Wesen und ihrer Unterhaltung ähnlich sind, gilt von jeglichem deutschem Autor; wie sollte er anders seyn, als der Ausfluss seines Geistes? Aber wir sind überzeugt, dass sie ungefähr im gleichen Grade von dem Autor, nicht Schriftsteller oder Schreiber, eines jeglichen anderen Volkes gültig ist: denn wie kann irgend Jemand ein Product des Geistes liefern, das ihn nicht selbst abdruckt?

Unbestritten wird immer das Lob bleiben, welches hier über den weimarischen Hof ausgesprochen ist, dass er der einzige in Deutschland war, welcher verstand, das einzige Nationale, was wir in Deutschland haben, wie ein Nationalinteresse zu behandeln: die deutsche Literatur ward die Seele seines Lebens, und alles Lebens, worauf er einwirkte. Das Unbequeme in der Eintheilung, dass die Vfn. zuerst Deutschland überhaupt, welchem sie doch wesentlich nur die literarische Seite abgewinnt, dann die Literatur desselben beschreiben will, fühlt sich hier peinlich: wir müssen von Weimar scheiden, ohne uns über die Individualität jener berühmten Männer hier schon weiter mit ihr zu besprechen.

Sie wendet sich auf Preussen, und glaubt die Einleitung zur Kenntniss desselben befriedigend abgethan zu haben, wenn sie bemerkt, dass dieser Staat zu einer Macht geworden sey, weil ein Krieger, wie Friedrich der Zweyte, an seiner Spitze war, und man in diesem, um den Charakter von Preussen hinlänglich kennen zu lernen, zwey verschiedene Menschen unterscheiden müsse, nämlich den Deutschen der Natur, und den Franzosen der Erziehung nach. Als schon völlig bestätigte Wahrheit hoffen wir bald unterschreiben zu können, was Fr. *v. St.* versichert, dass nur, was er als Deutscher in seinem deutschen Reich gestiftet habe, daselbst von Dauer, hingegen Alles unfruchtbarer Keim gewesen sey, was er als Franzose versuchte. Überhaupt aber wird man Preussen aus ihrem Gesichtspuncte misskennen. Friedrich der Zweyte benutzte, frischte zum Theil nur auf, was

er vorfand, trieb den Geist gleichsam nur auf die Spitze, welchen frühere Verhältnisse geschaffen hatten. Dass die preussische Macht ihre erste Grundlage durch kluge Benutzung einer Geldverlegenheit des deutschen Kaiserhauses gewann, den Zug muss man zuerst festhalten. So von Anfang an auf eine gewisse Opposition gegen jenes angewiesen, bekam es früh das Interesse, durch den Bund der deutschen Staaten sich wider dasselbe zu behaupten, und ward darin durch die Reformation offenbar gefördert, wenn gleich zufällige Umstände diess in dem dreyssigjährigen Krieg eben nicht hervorheben. Dass der grosse Fürst, welcher zuerst sein ganzes Staatsinteresse umfasste, Kurfürst Friedrich Wilhelm, als deutscher Patriot gegen Frankreich gestellt wurde, und Anlass fand, durch Aufnahme der französischen Cultur sein Volk zu beleben, dadurch wurden demnächst zwey Hauptzüge des preussischen Charakters bestimmt, deren Entstehung hier erst in Friedrich dem Zweyten aufgesucht wird. Es ist ungemein, wie sie sich in unseren Tagen offenbart haben. Das so eingeführte Franzosenthum hatte den preussischen Staaten Unterjochung, und beynahe gänzliche Auflösung auf mannichfaltige Art, deren Erörterung nicht hieher gehört, vorbereitet, als der durchbrechende deutsche Patriotismus derselben sie rettete. Wie Folge davon hoffen wir bewährt zu sehen, was Fr. *v. St.* oben schon als vollendete Thatsache behauptete. Allerdings waren in Friedrich dem Zweyten, wie die ökonomiereiche Opposition gegen die Kaisermacht, so die beiden anderen Hauptzüge Preussens der Deutschheit und des Franzosenthums zugleich sehr bemerkbar. Auffallend genug giebt uns die Vfn., nachdem sie der ersten bey ihm erwähnt hat, keine weiteren Beweise von ihr. Uns scheint sie vorzüglich an ihm hervorzubrechen, wenn er allen Schein hasste, und die einsame Natur der gesellschaftlichen Ergötzung vorzog.

Wahr ist der Charakter Berlins aufgefasst, dass es nicht einen genug ernsten und gewichtvollen Eindruck mache, weil es durchaus keine Denkmale vergangener Zeit enthalte, und nur wie ein Werk von heute erscheine. Wenn aber dabey erinnert wird, dass diess nicht anders seyn könne, weil es eine Schöpfung des einzigen Friedrichs sey: so braucht man nur zu bedenken, dass die historischen Kenntnisse der Vfn. fast immer wie von heute erscheinen. Auch ist ihr übriges Gemälde von Berlin so dürftig, als unbestimmt. Sie spricht von den gelehrten Männern, welche der König daselbst zu fixiren gewusst habe; aber von den wenigen genannten sind *Ancillon* und *Wilhelm von Humboldt* geborne Berliner, und der Bruder des letzten, *Alexander*, ist nicht zu Berlin fixirt. *Fichte* ward dahin gleichsam verschlagen, und fand daselbst nur nach langer Bemühung einen Aufenthalt, der auch Unterhalt war. Warum und wie *Johannes von Müller* dort einlief, und auslief, ist hinlänglich bekannt; nur der Arzt *Hufeland* ward von den genannten Gelehrten durch freyen Entschluss der Regierung in Berlin fixirt; ob als Gelehrter, oder als königlicher Leibmedicus? Indessen sollen diese Bemerkungen nur gegen die hier gelieferten Angaben gerichtet seyn. Viel ehrwürdiger erscheint die preussische Regierung in ihren Instituten, ihren Anstrengungen für Wissenschaft und Gelehrsamkeit überhaupt, als in ihren Berufungen einzelner Männer für dieselben, wobey Verbindungen, und die beschränkten Einsichten Einzelner, die sich gegen einander geltend machen wollten, immer von grossem Einfluss waren.

Ingleichen ist es eine betrübte Wahrnehmung, dass die Vfn. viel darauf giebt, wenn zu Berlin von den Staatsministern auch Gelehrte zu den Männerdiners eingeladen werden. Wie sollte diess denn nicht, da an derselben Tafel die den Ministern untergebenen Beamten sitzen? Nur da erst wird in unseren Staaten sich der eigentliche Zauber geselliger Mischung einfinden, wo der Gelehrte, als ausserhalb alles Standes befindlich, in völlige Gleichheit mit dem ersten der Stände eintritt, und uns scheint, dass zu diesem geselligen Zauber die gegenwärtige Beschaffenheit des preussischen Militärs am nächsten führen wird, sowie er durch die ehemalige am meisten verhindert wurde.

Als die Hauptzierde des nördlichen Deutschlands sind hier mit Recht seine gelehrten hohen Schulen betrachtet, wenn es gleich einiger Einschränkung für die Behauptung bedarf, dass der literarische Ruhm Deutschlands einzig von diesen Instituten herrühre. Die Koryphäen desselben, *Leibnitz*, *Lessing*, *Klopstock*, *Wieland* und *Goethe*, waren keine Universitätsgelehrte, und soviel man von ihrer Bildungsgeschichte weiss, gründete sich ihre individuelle Cultur schon in früherer Zeit, ehe sie auf der hohen Schule den Wissenschaften oblagen.

Auch der Vfn. ist nicht entgangen, wie wohlthätig unsere Universitäten dadurch wurden, dass ein Geist der Freyheit und Gleichheit, eine republicanische Erhebung, welche im nachherigen Leben der Deutschen nur zu sehr verschwanden, die dort versammelten Jünglinge befeuerte. In solcher Hinsicht verdient *Jena* in blühenden Perioden, welche immer wieder, wie nach Regel einer Naturordnung, zu denselben zurückkehren, vor allen anderen den Vorzug; und in solcher Hinsicht nimmt *Göttingen* den untersten Platz ein. Nur auf dieser Universität war die Einrichtung, dass die Grafen einen besonderen Platz an einem Tisch, auf einem Stuhl hatten, indem die übrigen Studenten, unter ihnen auch die alten Freyherrn, die doch nach den strengsten aristokratischen Begriffen den Grafen gleichstehen, auf Bänken und an Pulten sassen, und im Urtheil über den Lehrer nur curienweise, nicht männiglich wie die Grafen, eine Stimme zu haben schienen. Diese Ungleichheit fiel in Göttingen so wenig auf, dass man an keine Abstellung derselben dachte, wenn gleich der geistreiche *Spittler*, als einst zwey Grafen bey ihm hörten, und statt des Einen, welcher der Vorlesungen bald überdrüssig geworden, sich nur bisweilen sein Hund einfand, an den Gang einmal gewöhnt, immer bey seiner besonderen Anrede an die hochgebornen Herrn, wie sie in Göttingen üblich ist, treu verharrte.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Nicole, LONDON, b. Murray, und BERLIN, b. Hitzig: *De L'Allemagne*, par Madame *la Baronesse de Stael - Holstein*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Übrigens ist das Capitel über die deutschen Universitäten sehr dürftig, und verbreitet sich, anstatt ihre Eigenthümlichkeiten zu entwickeln, weitläuftiger über Erziehung überhaupt, welche Betrachtungen sich noch durch ein Capitel fortspinnen, indem sie den gewiss zu beherzigenden Gedanken aufregen, dass eine Vereinigung der alten Basis unserer Erziehung, des Studiums der alterthümlichen Sprachen mit der *pestalozzi*schen Methode, vielleicht am sichersten zur Erreichung der Zwecke der früheren Erziehung leite.

Der Name *Pestalozzi* hat bey der Vfn. die Bilder der Schweiz erweckt, und darum müssen wir uns nicht zu sehr wundern, dass ein kleines Buch über einen so fruchtbaren Gegenstand, wie der allgemeine Charakter Deutschlands und der besondere seiner beiden Haupthälften, des südlichen und nördlichen, plötzlich mit einem eigenen Capitel schliesst, welches eine Beschreibung des Festes von Interlaken zum Andenken des Gründers von Bern enthält. Wenn dabey erwähnt wird, man finde in der deutschen Schweiz nicht so viele Gelehrte und Denker, wie im nördlichen Deutschland, und die Schweizer seyen keineswegs ein poetisches Volk, wie die Deutschen: so macht diess den Übelstand nicht wieder gut, und eben so wenig kann die Theilnahme des schweizerischen Volkes an jenem einen Feste darthun, dass es gleichwohl durchaus nicht des Enthusiasmus unfähig sey.

II Band. Zu den Betrachtungen über Literatur und Kunst führt uns eine Untersuchung, warum die Franzosen ungerecht gegen die deutsche Literatur sind. Die französischen Schriftsteller, heisst es, sind allezeit in Gesellschaft, selbst wenn sie ihre Bücher verfassen; denn sie haben immer die literarische Autorität vor Augen, welche das Publicum in einer bestimmten Epoche ausübt: in Deutschland lebt der Autor fast einsam, und nur von seinem inneren Geiste getrieben, erkennt er auch diesen nur als Richter. Aus solcher an sich richtigen Beobachtung, die nur wieder zu allgemein und zu scharf gesagt ist, wird witzig hergeleitet, warum die deutschen Schriftsteller so selten verstehen, zur rechten Zeit aufzuhören: kaum werde ein Autor selbst durch seine eigenen Producte ermüdet werden; nur der Leser oder Zuhörer könne ihm sagen, wann sie aufhören Theilnahme zu erwecken.

Mit jener Beobachtung hangen noch viele andere Bemerkungen zusammen, die hier den Franzosen immer auf das schärfste treffen, von dem Deutschen etwas richtig aufgreifen. Um die Kluft zwischen beiden anschaulich zu machen, stellt die Vfn. scharfsinnig die dramatische Kunst beider Völker gegen einander. „Alles, sagt sie, was sich auf Handlung, Intrigue, das Interesse der Ereignisse bezieht, ist viel besser aufgefasst, und tausendmal besser combinirt bey den Franzosen; alles, was zur Entwickelung der Eindrücke des Herzens, zu den verborgenen Stürmen starker Leidenschaft gehört, ist viel tiefer bey den Deutschen ergründet."

Dieses ganz verschiedene Seyn, das in der äusseren Gesellschaft, oder im Inneren des Menschen sein Hauptelement hat, wird Franzosen und Deutsche wohl sicherer trennen, als die ewige Schranke des Rheins, nach dem Ausdruck der Vfn., wodurch zwey intellectuelle Regionen getrennt würden, die sich einander nicht weniger fremd seyen, als die beiden Landschaften. Da sie uns selbst im ersten Theil den Rhein als den eigentlich deutschen Strom geschildert hat: wie will sie denn, dass sein ganzes linkes Ufer von dem französischen Geist beherrscht werde? Und wie wäre Land und Volk jenseits dem unseren dann so fremd? Und wie überhaupt ein Strom, die Ader eines Landes, eine ewige Schranke für dasselbe? So viele Jahrhunderte haben wir Deutsche die Weinlese auf beiden Ufern des Rheins zugleich als ein gemeinschaftliches Fest gefeyert, und so wird sie Gottlob in diesem Jahre wieder gefeyert werden.

Dass die Engländer unsere Literatur besser kennen, als die Franzosen, nicht nur, weil sie überhaupt mehr fremde Sprachen lernen, sondern vorzüglich, weil die Deutschen mit ihnen mehr Ähnlichkeit haben, als mit jenen, ist so wahr bemerkt, als scharfsinnig entwickelt wird, warum man auch in England doch Vorurtheile wider die deutsche Literatur und Philosophie hege. Dort ist das Volk durch seine politische Verfassung, durch sein öffentliches Leben zu sehr beschäftigt und befriedigt, als dass es über Wahrheiten nachforschen sollte, die keinen unmittelbaren Einfluss auf die Wirklichkeit haben, und darum sind ihm die Speculationen des Deutschen,

welcher der Wahrheit ihrer ſelbſt wegen nachgeht, und kein öffentliches Leben kennt, an welches er das Reſultat ſeiner Forſchung ſogleich halten möchte, theils zum Verdruſs, theils lächerlich. Hoffentlich blüht nun auch in Deutſchland ein Leben auf, welches uns freylich nie ſo ſtark feſſeln kann, wie den Engländer das ſeine, weil es durch kein ſo groſses inſulariſches, zugleich kaufmänniſches und politiſches, und ſchon ſo lange kräftig wurzelndes Intereſſe beſeelt wird; aber uns doch aus den Lüften auf die Erde herabziehen wird, und uns dann vor allen Nationen eben den Schwerpunct giebt, welcher ſich für den Philoſophen am beſten eignet, ſo daſs er rein ſpeculire, und zugleich praktiſch fühle und denke.

Auch unſere Poeſie wird von dem neuen öffentlichen Leben gewinnen, weil wir dadurch poetiſchen Stoff in unſerer nationalen Wirklichkeit erhalten werden, woran es uns jetzt gar ſehr gebricht; daſs wir mit demſelben für die Dichtkunſt, wie für die Philoſophie, beſſer ſtehen, als die Britten mit dem ihrigen, dem das poetiſche Gebilde erliegt, weil es ein zu ſtarkes praktiſches Gepräge hat. Hierin ſcheint uns auch der Grund zu liegen, warum ſich die engliſche Poeſie ſo früh zu dem Didaktiſchen hinneigte: ſie ſollte nützlich werden, und Nützliches lehren, inzwiſchen ſich die deutſche über eine Wirklichkeit, die wenig bedeutete, leicht hinausſchwang, um ſo poetiſcher, aber auch weſenloſer wurde, und wohl gar darauf ausging, das didaktiſche Gedicht als einen Baſtard ganz aus unſeren Gauen zu verbannen. Hiedurch glauben wir das Vorurtheil, welches in England, und, wie wir geſehen, nicht ganz ohne Grund, hin und wieder gegen die deutſche Dichtkunſt herrſcht, mehr erklärt zu haben, als durch die Bemerkung der Vfn. geſchieht, daſs das Princip des Schreckens, welches einer der groſsen Hebel der deutſchen Poeſie ſey, weniger über die Einbildungskraft der heutigen Engländer vermöge; zumal, da wirklich der Schrecken in unſeren guten Dichtern keineswegs, nur in ephemeren ritterlichen Romanen und Schauſpielen eine Rolle geſpielt hat, und die Britten dagegen in ihren neueſten Werken der Art, die bey ihnen mehr Bedeutſamkeit haben, als jene bey uns hatten, an ſchreckhaften Begebenheiten, Scenen und Entwickelungen, dieſelben weit übertrumpfen.

Über die Epochen unſerer Literatur iſt hier nur das Allergewöhnlichſte geſagt; und warum ſoll *Klopſtock* gerade eine engliſche, *Wieland* eine franzöſiſche Schule eröffnen? Wer will nach der äuſserſt ſchwachen Färbung, welche des Erſteren Geiſt durch die engliſchen, von der etwas ſtärkeren, welche der Zweyte durch Leſung der franzöſiſchen Dichter bekam, ihr Weſen benamen, das in ſo ganz etwas Anderem beſteht? Wer will überhaupt nach ſo ſchwachen Anzeigen von Schulen in der deutſchen Literatur ſprechen, wo ein ſolcher Geiſt der Unabhängigkeit zu unſerem Glücke herrſcht, daſs diejenigen bald lächerlich werden, welche in der Wuth, Alles nachzuahmen, und um ächt künſtleriſch zu erſcheinen, die unerträgliche Affectation hegen, ſich zu einem Meiſter, oder einer Schule bekennen zu wollen? Fr. *v. St.* verurtheilt ſich ſelbſt ob dergleichen Charakteriſirung, wenn ſie weiterhin von *Wieland* ſagt, daſs er ein deutſcher Dichter und ein franzöſiſcher Philoſoph geweſen ſey. Denn was heiſst das anders, als daſs ſeinem eigentlichen Weſen irgend etwas Auſserweſentliches von Maximen und Anſichten beygemiſcht wurde? Dieſe Beymiſchung nun eben ſagt im Ganzen dem deutſchen Charakter wenig zu, was die Vfn. nach ihrer Art ſo ausdrückt, als ob *Wieland* wenig Schüler gehabt habe. Jene hätte vielleicht unter ſeiner Fahne mehr Anhang gefunden, wenn nicht kurz vorher eine alberne Sucht des franzöſiſchen Geſchmacks, beſonders unter dem bleyernen Scepter *Gotſcheds*, obgewaltet hätte, und der Deutſche überhaupt immer doch nur eine beſtimmte Zeit irgend einem Auslande fröhnte; wiewohl es auch davon hier übertrieben heiſst, daſs *Hagedorn* u. ſ. w. nichts waren, als ſchwerfällige Franzoſen; denn eben jener genannte Dichter hat einige Lieder geſungen, in welchen die kernhafte deutſche Fröhlichkeit iſt; und warum denn keine Sylbe von dem faſt gleichzeitigen *Günther*, von dem früheren *Flemming?* In ihnen war gar keine Spur weder von franzöſiſcher noch engliſcher Dichtkunſt. Aber das Unheil geht durch das ganze Buch, daſs Fr. *v. St.* uns bald mit den Franzoſen, bald mit den Engländern zuſammenhält, obgleich es immer nur die Oberfläche der Deutſchen geſtreift hat, was ſie von anderen Nationen berührte.

Die Perſönlichkeit *Wielands* iſt mit feinem Takt aufgefaſst. Er war, wie wenige Menſchen, ſchnell dahin zu bringen, mit ſeiner ganzen reichen Natur gegenwärtig zu ſeyn, und zwar durch das liebenswürdigſte Mittel, daſs irgend ein Miſsmuth, den er gegen ſich ſelbſt trug, aufgeregt wurde. Was über *Klopſtock* geſagt wird, iſt ein ſchwacher Vorklang, und doch ſchon als ſolcher von Werth, von demjenigen, was im zweyten Theil der *goethe*ſchen Selbſtbiographie über Leben und Weihe dieſes Dichters geſagt iſt. Treffend kann das Epigramm über *Leſſing* genannt werden, daſs ſeine Art zu ſehen deutſch, ſeine Art ſich auszudrücken europäiſch war. Daran hätten wir Deutſche über ihn genug gehabt; aber was weiter über ihn geurtheilt wird, iſt trefflich auf die Franzoſen berechnet, und wie groſs muſs dieſen die Behauptung klingen, daſs *Leſſing*, ein Deutſcher, den Muth hatte, den berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller zu kritiſiren, und mit dem Fürſten der Scherze, mit Voltaire, ſelbſt einen Spaſs zu treiben! Eben ſo ſinnreich, wie jenes Epigramm, iſt ein anderes über *Winkelmann*, daſs der Cultus der Schönheit, den einſt die Griechen kannten, in ſeiner Bruſt wieder Religion ward; und ſo möchten wir wünſchen, daſs dieſes Buch, wenn es ſeinen Zweck, die Franzoſen beſſer über Deutſchland zu belehren, und die plumperen unter den Deutſchen für die Tugenden ihres Vaterlandes zu ſtacheln, nicht ſo ſchnell, als Gehalt und Verdienſtlichkeit deſſelben wünſchen laſ-

ſen, erfüllen kann, für die erleſenen Deutſchen etwa in einen Bogen ſolcher viel bedeutenden Epigramme, die es wirklich enthält, zuſammengepreſst würde. Uns iſt oft ſo zu Muthe geweſen, als hätte ſich die Vfn. ein ſolches Epigramm früher gedacht, als das ganze Capitel, worin es gleichſam chemiſch aufgelöſet iſt.

Über *Goethe* hat ſie die denkwürdige Wahrheit, daſs er allein die ganze deutſche Literatur repräſentiren könnte, wiewohl es unter gewiſſen Beziehungen in derſelben ihm überlegene Autoren gäbe, und daſs in ihm eine Phantaſie ſpiele, an welche weder Italiäner, noch Franzoſen, noch Engländer irgend Anſpruch haben; und dafür wollen wir den ſchalen Ausgang des Capitels über ſeine blinden Bewunderer, und die Bemerkung verzeihen, daſs ein Mann groſses Vermögen ſo zum Guten als Böſen haben müſſe, der ſolchen Fanatismus für ſich erwecken könne, zumal da ſich auch hier wieder die uns ergötzende Furcht ausſpricht, welche Fr. *v. St.* vor einer gewiſſen dämoniſchen Gewalt in *Goethe* gar nicht verbergen kann.

Den hohen ſittlichen Genius in *Schiller* ahndet ſie recht wohl, beſonders auch die ungemeine Wahrheit, welche in ſeinem ganzen Thun und Laſſen war. Gleichwohl hat uns das Capitel über ihn den Eindruck hinterlaſſen, als nähme ſie ihn nicht genug in ſeiner ätheriſchen Region, und von dem Rieſenkampf, der in ihm zwiſchen dem Dichter und dem Philoſophen nie endete, ſcheint ſie gar nichts zu wiſſen. Die Scene, wie er in einem Hofcirkel das deutſche Theater gegen das franzöſiſche in franzöſiſcher Sprache, die er nicht reden kann, gegen Fr. *v. St.* vertheidigt, hat uns geſchmerzt. *Leſſing* mit ſeinem ächtdeutſchen und kecken Freymuthe hätte ſich nie zu dergleichen hergeliehen.

Über Stil und Verſification in der deutſchen Sprache iſt Manches geſagt, was die Vorſtellungen der Franzoſen berichtigen kann; aber auch Manches, was uns ſelber ſehr frommen mag. Richtig wäre, daſs die langen Perioden, wie Griechen und Römer ſie haben, für die Deutſchen weniger tauglich ſind, weil wegen unſerer unſcheinbaren und beynahe ſtummen Declinationen die zuſammengehörenden Ausdrücke ſchwer bemerkt werden; aber widerrathen ſoll man ſie deſshalb uns Deutſchen keineswegs. Wir können ſie wenigſtens viel gröſser und ſchöner bauen, als irgend eine andere neuere Sprache, und dem deutſchen Charakter, der gern viel auf einmal faſst, ſind ſie ſehr angemeſſen. Wie wenig durch ihre Länge die Klarheit und Harmonie zu leiden brauche, könnte eine Periode, die ſich nicht verfehlen läſst, in *Goethe's Trauerrede auf die Herzogin Amalia von Weimar* darthun; und doch wird man, von ihm weniger, wie irgend einem anderen unſerer berühmteſten Autoren, behaupten, daſs er durch übertriebene Wendungen unſerer Proſa eine Bürde aufgelegt habe. Über dergleichen zu urtheilen, geziemt nur dem deutſchen Manne, der mit eindringendem Geiſt und mit unbeſiegbarer Kraft viele Jahre ſeine Mutterſprache auf das mannichfaltigſte gehandhabt; und ſomit bedarf es auch keiner weiteren Rüge, wenn Fr. *v. St.* über den Homer von *Voſs* urtheilt, daſs der Stil in demſelben griechiſch ſey, indem die Worte deutſch wären.

Unbedeutender, als die Urtheile über die Perſönlichkeit einiger unſerer groſsen Dichter, wobey der feine pſychologiſche Takt, der geiſtreichen Frauen, und beſonders der Welt ſo kundigen, wie die Vfn., nicht entſtehen kann, thätig wurde, ſind ihre Mittheilungen über einige deutſche poetiſche Werke. Was über *Wielands* Oberon, *Klopſtocks* Meſſias, Bardiete und Oden, die Luiſe von *Voſs*, Hermann und Dorethea von *Goethe*, die lyriſchen Gedichte von *Bürger*, *Goethe* und *Schiller* u. ſ. w. hier eine *franzöſiſche Weltfrau* urtheilt, kann auf eine fruchtbare Weiſe mit den kaum bekannt gewordenen Urtheilen eines *deutſchen Weltmanns*, des Freyherrn von *S—a*, in den neueſten Stücken der *Minerva* verglichen werden.

Neugierig ſind wir, was die deutſchen Überſetzer dieſes Buches mit den hier befindlichen proſaiſchen Überſetzungen einiger Oden von *Klopſtock* u. ſ. w. anfangen werden. Ehrenveſt ſetzen ſie wahrſcheinlich das Original hin; aber wozu ſoll das nützen? Möchten ſie doch eine genaue proſaiſche Verdeutſchung der hier gelieferten franzöſiſchen Überſetzung geben. Daraus würde uns doch handgreiflich werden, worin eigentlich das Weſen unſerer Poeſie beſtehe, nämlich in demjenigen, was wir dann in den obigen Gedichten gar nicht mehr fänden. Die Commentarien der Fr. *v. St.* über die mitgetheilten Poeſieen könnten die Herrn Überſetzer des Werkes auch noch durch weitere Commentarien erläutern, z. B. beſonders ausführen, warum *Goethe's* Fiſcher ein *pauvre homme* genannt werde? Wahrſcheinlich würden ſie den Grund darin finden, weil er einen *nackten Fuſs* hat (netzt ihm den nackten Fuſs), wiewohl es wiederum Bedenken erregen könnte, ob der Fiſcher nicht ſeine recht guten Strümpfe der Kühlung wegen, oder um etwas im Waſſer zu plätſchern, ausgezogen habe? ob überhaupt nicht beſſer ſey, anzunehmen, derſelbe ſey von gutem Herkommen und guter Ausbildung des Geiſtes geweſen, da ihn tiefe Ahndung der Phantaſie ins Waſſer hinabzog, anſtatt daſs der *pauvre homme* bey der Klage, wie die Fiſche in die heiſse Gluth gelockt werden, vielleicht nur ſehnſuchtsvoll an ſeinen ſiedenden Keſſel gedacht hätte.

Schlieſslich erinnern wir noch die Herrn Überſetzer dieſes Werkes, daſs ſie trotz unſerer obigen Bitte den Adler und den Schwan von *A. W. Schegel* wieder in den deutſchen Verſen ſprechen laſſen. Einzig durch den wechſelnden Wohllaut derſelben hat das Gedicht einigen Werth; und hätte um ſo weniger, da ihm die franzöſiſche Proſa denſelben ganz abſtreifen muſste, bey einer ſo groſsen Fülle von herrlichen lyriſchen Gedichten unſerer Literatur, die es durch einen unvertilgbaren Geiſt ſind, hier den Franzoſen vorgelegt werden ſollen.

Ihre Betrachtungen über die dramatiſche Poeſie der Deutſchen eröffnet Fr. *v. St.* im *dritten Bande* mit der ſpielenden Bemerkung, daſs ein Theaterſtück

die Literatur in Action sey, welchen Titel man doch nur einem solchen Schauspiel geben könnte, worin Philosophie, Poesie u. s. w. in einer bestimmten literarischen Gestalt aufträten, oder gar ein paar der neuesten deutschen Metaphysiker und christlich-romantischen Poeten eine Action wider einander lieferten. Treffender wird bemerkt, dass ein gutes Theaterstück eine so seltene Erscheinung sey, weil es sowohl eine geschickte Berechnung äusserer Umstände und des Publicums, als poetische Begeisterung voraussetze, welche beide nicht leicht vereinigt wären. Auch geben wir zu, dass jene Geschicklichkeit und Schlauheit mehr auf dem Theater und in der dramatischen Poesie der Franzosen, als der Deutschen, gefunden werde, wenn man unseren Dramatikern dagegen mehr poetischen Geist beymisst.

Keinesweges aber kann der Unterschied, welcher hier zwischen der Tragödie, deren Stoff aus der Mythologie, oder deren Fabel aus der Historie entlehnt sey, zu irgend eindringenden Betrachtungen über das französische und deutsche Theater führen. Allerdings mag auch eine grosse Handlung viel einfacher dargestellt werden, wenn göttliche Mächte mit ihrer schnell auflösenden Kraft in dieselbe verflochten sind, und darin liegt eine der Ursachen, warum das Trauerspiel der Griechen so viel einfacher ist, als das neuere. Auch weiss Jedermann, dass die Franzosen viel häufiger, als wir, die Fabel ihrer dramatischen Poesie aus der mythisch-historischen Zeit der Griechen nahmen. Allein sie haben dieselbe im eigentlichsten Sinn entgöttert; und wenn sie nach dem Geständniss der Vfn. selbst ihre Sitten und Empfindungen, moderne Politik und Galanterie den hohen alten griechischen Figuren liehen; so sehen wir nicht ein, warum diese gezwängten, nach Auspumpung ihrer Natur mit der mittleren und neuen Zeit ausgestopften Gestalten die dramatische Poesie der Franzosen zu einer classischen machen sollten, und die unserige im Gegensatz die nichtclassische, die romantische sey, weil sie die neuere Zeit nicht in fremdartigen, sondern ihr angehörigen Personen auftreten lässt. Überhaupt kann der Stoff nicht, am wenigsten ein sich so gleichartiger, wie der mythische und historische, eine wesentliche Verschiedenheit der dramatischen Poesie von zwey Nationen begründen, und das Wahre, nach welchem das Gefühl der Vfn. auch hier herumtastet, und glücklicher spüren würde, wenn sie nicht, wie häufig, ein geistreiches Wahrnehmen zum Resultat tiefer Forschung stempeln wollte, kommt endlich darauf hinaus, dass die Franzosen den Moment einer historischen Handlung, von welchem aus sie am anschaulichsten gemacht werden kann, richtiger zu treffen und geschickter zu behandeln wussten, als unsere dramatischen Dichter. Wir sprechen hier nicht von ihren neuesten grösseren theatralischen Werken. Wer, wie *Renouard*, die Tempelherren binnen vier und zwanzig Stunden anklagt, richtet, verdammt und verbrennet, versteht gewiss nicht, in der Geschichte die Einheit zu entdecken, wodurch ihr Stoff sich für die schöne Kunst eignet. Wenn aber *Corneille*, *Racine* und *Voltaire* eben so gut, als sie verstanden, den historischen Moment zu wählen, der einfach und klar sich auf dem Theater gruppiren liess, die mannichfaltige und reiche Individualität der menschlichen Natur mit *Shakespears* Kraft auf die Bühne gezaubert hätten; wer will leugnen, dass sie alsdann nicht bloss auf dem Theater, sondern als dramatische Dichter überhaupt, eine ungleich grössere Wirkung hervorgebracht haben würden, als der bewunderte Britte?

So thöricht und pedantisch die berüchtigten drey Einheiten der französischen Bühne sind: so ergreift uns ein dramatisches Gedicht um so tiefer, je mehr die Leidenschaften, Gestalten und Ereignisse auf einen Hauptpunct ungehemmt in Einheit zusammenwirken; und wie hoch wir *Shakespears* historische Stücke, *Goethe's* Götze von Berlichingen, Egmont, schätzen: so glauben wir dennoch, dass die eigentliche Palme der dramatischen Dichtkunst so von den Engländern, als den Deutschen, noch zu erringen sey. Der würde sie erreichen, welcher eine grosse historische Handlung in ihrem entscheidenden Moment so einfach klar und zugleich mit solcher Umfassung zu dramatisiren verstände, dass zugleich ihre Vergangenheit sich in der Gegenwart aufthäte, und ihre Figuren ihr inneres Seyn vor uns hinlänglich entwickeln, wie beschränkt Raum und Zeit auch sind, innerhalb welcher es geschehen muss. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir an einzelnen historischen Beyspielen zeigen wollten, wie ein solcher Verein möglich sey, und sich die Ökonomie des französischen mit dem tiefen Reichthum eines brittischen oder deutschen Theaterstücks verbinden lasse. Wir fügen über die Ansicht der Vfn., als wären unsere dramatischen Dichter darauf erpicht, das Geschichtliche in Begebenheit, Person, Sitte, pünctlich zu befolgen und sichtbar zu machen, und als liege ihnen diese Aufgabe ob, nur noch die Bemerkung hinzu, dass die dramatische Poesie, wie überhaupt die schöne Kunst, wenn sie aus der Geschichte einen Stoff entlehnt, damit nach den ihr inwohnenden Gesetzen eben so frey schalten dürfe, als mit einem gänzlich erdichteten. Wesentlich kommt es nur darauf an, dass der Poet den Personen und Begebenheiten ein solches Element der Umgebung anweiset, in welchem sie so empfinden und handeln, sich so ereignen können, wie wir sehen. Berücksichtigt er indess sein Publicum: so ist es allerdings bey der Stimmung der Menschen, dass sie sich weit mehr für etwas interessiren, was einmal wirklich war, als für das schönste Werk der blossen Künstlerphantasie, ein Vortheil für ihn, wenn er einen historischen Gegenstand wählt. Aber auch dann bedarf es nicht der Treue gegen die Geschichte, wenn sich der Dichter nur in Acht nimmt, nicht an die Vorstellungen anzustossen, welche die Zuschauer im Allgemeinen von Zeitalter, Personen, Begebenheit und Sitten haben, die in seinem Gedicht vorkommen: denn er würde dadurch den Vortheil wieder einbüssen, dass man an seine Schöpfung wie an eine Wirklichkeit glaube. Es könnte daher selbst ein Fall eintreten, in welchem er jene Vorstellungen schonen müsste, auch wenn sie historisch unrichtig wären.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Nicole, London, b. Murray, und Berlin, b. Hitzig: *De L'Allemagne*, par Madame *la Baronesse de Stael-Holstein* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die Auszüge, welche Fr. *v. St.* viele Seiten hindurch aus unſeren berühmteſten dramatiſchen Gedichten giebt, ſind für den Deutſchen ſo unbedeutend, daſs ſie hoffentlich kein Verdeutſcher dieſes Buches überſetzt. Auch ſind ſelten tiefere Bemerkungen über Werth und Geiſt dieſer Werke darein verwebt. Von *Schillers* Wallenſtein (dieſer berühmte Feldherr hieſs *Waldſtein*, wie das noch jetzt blühende Geſchlecht, aus welchem er entſproſs, die Franzoſen verdarben den Namen zuerſt in *Wallenſtein*, die Vfn. nun gar in *Walſtein*) wird hier behauptet, daſs er die nationalſte Tragödie ſey, welche bis jetzt auf der deutſchen Bühne vorgeſtellt worden. Im Grunde aber iſt doch Wallenſtein in keiner Ader ein deutſcher Charakter, eben ſo wenig als ſeine vornehmſte Umgebung, wie Piccolomini, Terzky, Illo u. ſ. w. Auch war die ganze Handlung, welche ſich in den Piccolomini und Wallenſteins Tod entwickelt, wenn gleich von Wichtigkeit für Deutſchland, doch von keinem nationellen deutſchen Weſen. Die groſse damalige Bewegung unſeres Vaterlandes durch den Krieg zwiſchen dem alten und neuen Glauben, durch das Fortſtreben unſerer Reichsſtände zur Souveränetät, und durch das kräftige Gegenwirken des Kaiſerhauſes, Deutſchland durch Eine wahrhaftige Souveränetät in Einheit zu erhalten, dieſe ächt nationale Bewegung wird durch *Schillers* Tragödie kaum beleuchtet. Ein deutſches Gemüth redet nur aus den imaginären liebenden Perſonen, welche er in die Hiſtorie verwebt hat, um ſeine eigene Dichternatur einmal wieder ungezwängt ergieſsen zu können; und nur in dem allerdings genialen Vorſpiel, *Wallenſteins Lager*, regt ſich ein Leben, das an die deutſche Nation jener Zeit erinnert. Wie ungleich mehr, als *Schillers* Tragödie, iſt *Götz von Berlichingen* ein deutſches Nationaltrauerſpiel, wo der Held ein Deutſcher im eigentlichſten Sinn, wie faſt alle übrigen Figuren ächtdeutſch, die Begebenheit aus dem eigentlichen Kern unſerer vaterländiſchen Hiſtorie geſchnitten iſt, und die Hauptepoche der Entwickelung unſeres Nationalcharakters bezeichnet.

Für *Maria Stuart* von *Schiller*, und beſonders für die allerdings kunſtreiche Scene zwiſchen Eliſabeth und der Königin von Schottland, äuſsert Fr. *v. St.* eine ſo ungemeine Vorliebe, daſs wir dieſelbe relativ nennen möchten. An der *Jungfrau von Orleans* tadelt ſie ſcharfſinnig die Auflöſung, daſs Johanna durch ein Wunder ihre Ketten zerbricht, und ſich zu einem neuen Siege befreyt: denn allerdings raubt die Beymiſchung des Wunderbaren durch Fiction dem Wunderbaren in der Geſchichte ſelbſt von ſeiner Kraft und Würde. An der *Braut von Meſſina* wird getadelt, daſs die Ereigniſſe dieſes Stücks gräulich wären, und gleichwohl das Entſetzen, welches ſie einflöſsten, ruhig bliebe. Uns ſcheint dieſs ſogenannte *ruhige Entſetzen* eine ungemein poetiſche Wirkung. Die Handlung würde uns zerfleiſchen, wie in *kotzebue*ſchen Stücken geſchieht, wenn wir ſchwach genug ſind, ſie auf uns wirken zu laſſen, hätte ſie nicht durch die ſchöne Kunſt, die hohe allgemeine Betrachtung, die Fülle lyriſcher Poeſie, von ihrer zerſtörenden Kraft verloren. Nie hat *Schiller* die reine Leidenſchaft in ſolcher Gewalt gezeigt, wie in dieſer Tragödie, und er würde dem Zuſchauer durch die Ausbrüche derſelben die Bruſt zerſprengen, wenn ſein lyriſcher Genius nicht daneben ſtünde, und die Wuth des Schmerzes linderte. Uns hat von allen ſeinen dramatiſchen Arbeiten die Braut von Meſſina den reinſten Genuſs gewährt. Um ſolche Individuen, wie in ihr erſcheinen, objectiv aufzufaſſen und darzuſtellen, reichte ſein dramatiſches Genie hin, und ſein lyriſcher und didaktiſcher Geiſt hat hier eine Form gefunden, worin er auch auf der Bühne ſich ergieſsen darf, ohne fehlerhaft zu wirken.

Über ſeinen *Wilhelm Tell* ſchlieſst die Vfn. ihre Betrachtungen auf eine Art, deren herbeygezerrte Geſchmackloſigkeit wirklich Entſetzen erregt, daſs der menſchliche Verſtand zu ſolcher Verirrung kommen kann, wenn er immer geiſtreich ſeyn will. „*Auf der Bühne*, heiſst es, *fällt der Vorhang in dem Augenblick, wo der Pfeil das Herz des Vogts Geſsler durchbohrt. Kurz nach der erſten Vorſtellung von Wilhelm Tell traf der Todespfeil auch den würdigen Urheber dieſes ſchönen Werkes. Geſsler kam in dem Augenblick um, wo die grauſamſten Vorſätze ihn beſchäftigen: Schiller hatte in ſeiner Seele nur edelmüthige Gedanken. Dieſe zwey ſich ſo entgegengeſetzten Willen hat der Tod, der Feind aller Pläne des Menſchen, gleich gebrochen.*" Sollte man nicht glauben, daſs der edle Dichter, wie der böſe Landvogt, von irgend einem Feind erſchoſſen ſey? und muſste ſeine letzte vollendete Dichtung der helvetiſchen Freyheit geweiht ſeyn, damit ſein Tod mit

dem Tode eines so schwarzen Sündenbockes in der Geschichte, wie Gessler ist, zusammengestellt werde?

Über *Goethe's* dramatische Werke wird hier die Bemerkung vorausgeschickt, dass in den Stücken, welche er gemacht habe, um vorgestellt zu werden, viel Grazie und Geist, sonst aber nichts sey; in seinen übrigen aber ein ausserordentliches Talent. Unter die ersten scheint Fr. *v. St.* auch *Götz von Berlichingen* zu rechnen, der freylich in *gewissen Redensarten* besonders graziös ist. Wir wollen darüber nicht mit ihr rechten, und nur bemerken, wie sie davon nicht die geringste Ahndung hat, dass *Goethe* nicht nur unser grösster, sondern auch unser einziger dramatischer Genius ist, weil nur er von allen Deutschen, welche für die Bühne gearbeitet haben, Gestalten, Treiben und Schicksal der Menschen mit solcher objectiven vielseitigen und tiefen Wahrheit aufzufassen und darzustellen wusste, dass nicht ein Werk des Verstandes, oder der Poet selbst, in mancherley Figuren, oder eine schattenhafte Copie des Lebens, sondern das Leben selbst, und ein bedeutendes, uns vor die Augen gebracht wird.

Mit Recht scheint uns hier die Auflösung im *Egmont*, wie in der Jungfrau von Orleans, getadelt zu seyn. Die wunderbare Entwickelung, dass Klärchen, dem schlummernden Egmont in himmlischem Glanz erscheint, und den künftigen Triumph der Freyheit ankündigt, nimmt allerdings der Geschichte das Interesse, warum der dramatische Dichter einen historischen Stoff wählt, und es ist etwas Wahres an der Bemerkung der Vfn., dass die Deutschen immer in Verlegenheit sind, wenn sie endigen sollen. Die *Iphigenie auf Tauris* nennt sie das Meisterstück der classischen Poesie bey den Deutschen, indem sie nämlich dabey bleibt, nicht das classisch Ausgebildete, sondern Alles, was sich auf das Alterthum der Griechen und Römer bezieht, classisch zu nennen. Es könnte uns vergnügen, nach der freylich ganz unbefriedigenden Eintheilung der Poesie in die classische und die romantische, die Iphigenie von *Goethe* ein *romantisches* Stück zu nennen. Denn es ist in derselben unbeschreiblich gross, dass eine so zarte Scheu vor dem Trug, wie sie nur aus dem trugvollen Conflict und wissenschaftlichen Eifer der neueren Jahrhunderte hervorgegangen ist, zur Seele der Handlung, und in antiken Figuren, in antiker Fabel, gemacht worden ist.

Es mag seyn, dass das südliche Colorit im *Tasso* nicht genug vorleuchte, dass überhaupt in den Charakteren dieses Drama mehr deutsche als italiänische Natur sey. Darauf kommt im Grunde gar nichts an. Die Figuren sind in Harmonie mit der äusseren Umgebung, in welche sie versetzt sind, und Italien ist nur zum Schauplatz gewählt, weil Gestalt und Handlung nicht in die allgemeine Vorstellung von unserer deutschen Welt hineinpassen, wenn sie sich gleich in derselben so zusammengefunden haben und finden mögen. Für das zarteste, feurigste geistigste Leben in uns wünschen wir nördlichen Menschen oft eine gewisse Beleuchtung des südlichen Himmels, als wenn es sich in unserem rauheren Klima nicht blicken lassen dürfte, und an der Vorstellung, welche sich die nordische Phantasie ungefähr vom Colorit der Natur und Menschen in Italien macht, hatte *Goethe* genug: eine genauere Wirklichkeit und Wahrheit desselben hätte nicht für seine Personen getaugt. Damit fällt auch der Tadel, den Fr. *v. St.* wider die Sprache im Tasso erhebt, dass sie oft zu metaphysisch sey. Mag immerhin die Narrheit des Urhebers vom befreyten Jerusalem, wie hier gesagt wird, nicht vom Missbrauch philosophischer Reflexionen, noch von Ergründung dessen, was in der Tiefe des Herzens vorgeht, hergekommen seyn, sondern vielmehr von einem zu lebhaften Eindruck äusserer Gegenstände, von Berauschung in Stolz und Liebe; mag er sich der Rede nur als eines harmonischen Gesanges bedient haben: *Goethe* hat ja gar nicht den wirklichen Tasso darstellen, keinen historischen Tractat über denselben verfassen wollen; genug, dass sein Tasso aus den oben angeführten Gründen, dem Bilde, welches wir uns von einem reizbaren Dichter in den gegebenen Verhältnissen in einem südlicheren Lande, also auch von Tasso im Allgemeinen machen, sattsam entspricht, um uns die Illusion von einer bestimmten Wirklichkeit der Handlung zu lassen.

Eine Tragödie, wie die *natürliche Tochter*, meint Fr. *v. St.*, sey wahrlich gemacht, um in Odins Pallast gespielt zu werden, wo die Todten noch die Sitte hätten, die Beschäftigungen ihres vormaligen Lebens fortzusetzen, und will damit andeuten, dass die Phantome des Jägers, des Kriegers, die dort noch den Hirsch, den Feind verfolgen, eben so wirklich seyen, wie der *Herzog*, der *König*, in jenem Gedichte. Sie setzt hier noch hinzu, der *Vater*, die *Tochter*, die daselbst gar nicht als Repräsentanten einer Gattung vorkommen, und verräth schon dadurch, dass sie keineswegs begriffen hat, warum die Figuren in der natürlichen Tochter nicht besondere Namen tragen, bis auf Eugenie, die sich, ihre Persönlichkeit und ein persönliches Schicksal, zwischen den einmal vorhandenen Ständen einer bürgerlichen Gesellschaft, die man doch nicht Peter und Claus nennen kann, vorstellen soll. Naiver kann man sich nicht selbst schildern und verrathen, als wenn man eine so tüchtige und in einander schaffende Wirklichkeit, wie in jenem Drama offenbar wird, darum der Schattenwelt in der Phantasie barbarischer Völker ähnlich findet, weil die Figuren nicht mit Namen getauft sind. Fr. *v. St.* wird sich wohl erinnern, dass in der homerischen Schattenwelt die wesenlosen Figuren noch mit ihren ehemaligen Namen bezeichnet sind, und so könnte sie dereinst als Schatten noch immer ihre Beschäftigung des ehemaligen Lebens fortsetzen, und Bücher wie das gegenwärtige schreiben, ohne dass sie ihren Namen einzubüssen braucht; und wo wäre denn gleichwohl eine lebendige Kraft auch nur bey ihr gewesen, wie in dem namenlosen Herzog, Juristen, Weltgeistlichen *Goethe's*?

Über den *Faust* von diesem ist sie besonders ausführlich. Wir sind abermals neugierig zu sehn, ob

uns die Verdeutscher den beträchtlichen Auszug und die hier übersetzten Scenen treuherzig wieder in einer Übersetzung auftischen werden. Mit Mephistopheles hat sie gute Bekanntschaft gemacht, und nennt ihn treffend einen Censor, der das Universum wie ein schlechtes Buch nimmt. Die Franzosen werden diesen Herrn mit seiner teuflischen Ironie durch die hier gelieferte Schilderung kennen lernen. Über Faust hingegen erfahren sie nicht viel mehr, als dass er einen unbeständigen Charakter hatte. Von dem Hauptzug in ihm, dass er von einem ungemeinen Drang nach Liebe erfüllt war, ihn durch Wissenschaft und Genuss zu befriedigen strebte, anstatt sich mit Gelassenheit in die Klarheit unendlicher Liebe zu begeben, und dass er darum sich selbst und Alles aufreiben musste, was von ihm ergriffen ward, weiss die Vfn. nichts, und es bedarf daher keiner weiteren Kritik, wie sie das Ganze auffasst.

Wir übergehen, was sie über die sämmtlichen Stücke von *Werner* sagt, der seit *Schillers* Tod, und da *Goethe* nichts mehr für das Theater componire, der vornehmste dramatische Schriftsteller in Deutschland sey. Das mag seyn, denn es bedeutet wenig; aber die Hoffnung, welche man aus den *Söhnen des Thales* schöpfen durfte, dass ihr Urheber dereinst im Stande seyn könnte, umfassende historische Schauspiele zu schaffen, ist durch seine folgenden Arbeiten als nichtig bewiesen.

Einige deutsche Schriftsteller sind, heisst es hier, gegen das dramatische Talent *Kotzebue's* nicht gerecht genug gewesen; doch müsse man die Beweggründe dazu achten: denn es sey geschehen, weil *Kotzebue* die strenge Tugend und die positive Religion bisweilen hintenangesetzt habe, um mehr Wirkung auf dem Theater hervorzubringen. Von einem solchen Beweggrunde haben wir wirklich nie etwas verspürt. Der achtungswürdigste Grund tadelnder Kritik über die dramatischen Arbeiten jenes Schriftstellers lag und liegt bey den Deutschen darin, dass ihm das *poetische Genie* abgeht; und bitterer ward sie darum, weil er die Künste des Theaters, die französische Geschicklichkeit für das Publicum, besser versteht, als alle unsere übrigen dramatischen Dichter, und daher den schwankenden Geschmack der Volksmasse in Deutschland von wahrer Poesie immer weiter abführt.

Indem Fr. *v. St.* von der deutschen Tragödie zur Komödie übergehen will, erwähnt sie, dass die Schriftsteller der neuen literarischen Schule in Deutschland, die ihr freylich nach den einzelnen Berichten, die ihr eben zugekommen, als etwas Bestehendes erscheinen mag, übrigens wie alle Schulen in unserer Literatur ein Unding ist, mehr als *alle anderen*, etwas Grossartiges in Auffassung der schönen Künste hätten. Wer sind denn *alle die anderen?* Gehören darunter auch *Goethe*, *Schiller*, *Winkelmann*, *Lessing* u. s. w.? Gewiss nicht, da sie dieselben bisher schon weitläuftig kritisirt hat. Sie nennt von dieser neuen Schule nur *Tieck*, und so kann man ungefähr errathen, welche Namen sie in der neuen Schule aufführen würde, wo man sich des Lächelns über jenes Urtheil dann nicht enthalten mag. Sie behauptet ferner, dass die dramatischen Producte dieser Schriftsteller alle nach Reflexionen und Gedanken abgefasst wären, deren Analyse interessire. Diess mag seyn: denn es ist eben die Unart jener sogenannten Schule, irgend einen an sich armseligen Entwurf so auszustaffiren, dass er, nach ihrer gewöhnlichen Art zu reden, etwas ganz Herrliches und Wunderbares und Unerhörtes sey. Indessen kann man auch bey sehr mittelmässiger Geistesfähigkeit und bey reicher poetischer Lectüre, die zu allen Nationen und Zeitaltern streift, wohl einen guten Gedanken zu einem poetischen Product aufjagen, und Formen aufbauen, die mitunter ein grossartiges Ansehn haben, aber näher beleuchtet durchaus keinen poetischen Schöpfer verrathen. Mancher von unseren deutschen Zeitgenossen, der an den Parnass hinaufstrebt, zeigt in der Ausführung ein gänzliches poetisches Unvermögen, indem er mit einer grossartigen Ansicht von der schönen Kunst anhebt. Gewiss hat *Tieck* unter den Schriftstellern, an welche die Vfn. gedacht hat, das meiste poetische Talent, und selbst bey ihm löset es sich doch fast gänzlich in eine *dichterische Empfänglichkeit* auf; und wie dämmernd, ohnmächtig zeigt er sich, wenn es auf die menschenschaffende Kraft ankommt! Dergleichen Betrachtungen über das grosse Wollen und das schwache Vollbringen der erwähnten neuen Schule hätte sich die Vfn. fruchtbarer überlassen, als sie ihnen ausweicht mit der Bemerkung, dass die angedeuteten dramatischen Producte auf der Bühne kein Glück machten, weil man im Theater nicht analysire: wenn der Zuschauer kalt bleibe, habe der dramatische Dichter das Spiel verloren, trotz aller Beweise, dass sein Drama Glück machen müsse.

In dem Capitel über die Komödie ist viel feine Beobachtung, und besonders über die Gründe, warum es den Deutschen so sehr an der guten Komödie mangelt. Weil uns die Gesellschaft fehlt: so fällt das Komische, welches in Verstössen gegen die bestimmte Sitte liegt, grösstentheils für uns weg. Unsere ausgezeichneten Geister werden nicht von der Gesellschaft angezogen, deren grösster Zauber, heisst es hier, die anmuthige Kunst, sich gegenseitig zu necken, kein Glück unter den Deutschen macht, und bald eine Eigenliebe verletzen möchte, die gewohnt ist, für sich in Frieden zu leben, bald einer Tugend Eintrag thäte, die selbst über eine unschuldige Ironie erzürnt wird.

Über *Ifflands* und *Kotzebues* Komödien ist gerecht geurtheilt. An *Don Ranudo Colibrados*, welchen der letzte von *Holberg* entlehnt hat, tadelt die Vfn., dass die komische Gewalt in diesem Stücke einen Zustand angreift, der Mitleid erregt, wodurch die Kunst leide, weil der leiseste Eindruck von Bitterkeit das Poetische in der Fröhlichkeit trübe. So schön diess bemerkt ist: so glauben wir, dass der Unmuth, welchen das Komische in Don Ranudo Colibrados erregt, noch einen tieferen Grund habe. Der Held des Stücks leidet nämlich offenbar wegen einer Idee, und wie man diese beurtheilen mag, muss man gestehen, dass er sich in seinen Leiden stark bewährt, und un-

sere Achtung erzwingt. Gebt ihm nur eine halbe Million, und er wird sogleich viel ehrwürdiger erscheinen, als die meisten Reichen und Grossen der Erde. Das Komische taugt aber gewiss nicht, was man durch Spendung von Goldstücken verschwinden machen kann.

Bey Aufstellung der Behauptung, dass es in der deutschen Komödie nichts wahrhaft Nationales gebe, als die Boufonerie des Volks, und solche Vorstellungen, wo das Wundervolle den Spass bereitet, wird die Fabel der *Nymphe der Donau* mitgetheilt, welche auch die Nymphe der *Spree* heisse, wenn sie zu Berlin gegeben werde. Allein diess hat Fr. *v. St.* den Parisern falsch berichtet. Auch zu Berlin spielt man nur eine Donaunymphe, und die Spree leidet in ihrem Wasser weder Feen noch Zauberkünste. Nur ein einziges Mal hat ein Dichter, *Ramler*, in seiner berühmten Ode gewagt, von einer Nymphe der Spree zu reden; allein diese hat dadurch keine Existenz bekommen.

Von der neuen literarischen Schule in Deutschland, deren Daseyn als einer solchen wir oben noch etwas bezweifelten, äussert die Vfn., dass sich dieselbe, wie über Alles, ein System über die Komödie gebildet habe, dass es aber allzeit schwer sey, durch allgemeine Ideen auf die freyen Producte der Einbildungskraft zu wirken: eine Bemerkung, welche verräth, dass sie die Arbeiten dieser neuen Schule überhaupt richtiger gewürdiget haben möchte, wenn sie nicht durch einseitige Berichte und Bekanntschaften, die ihr in der Welt aufgestossen sind, die Unbefangenheit über diesen Punct eingebüsst hätte. Sehr wahr sagt sie über *Tiecks* komisches Talent, dass es ganz gegen den prosaischen und rechnenden Geist gerichtet sey, und, da grösstentheils die Spässe der Gesellschaft zum Zweck hätten, ein lächerliches Licht auf den Enthusiasmus zu werfen, man den Dichter liebe, welcher mit der Fürsichtigkeit, dem Egoismus und allen jenen für vernünftig ausgegebenen Eigenschaften und Dingen anbinde, hinter welchen die Mittelmässigkeit sich sicher glaube, um überwiegende Charaktere und Talente anzufallen.

Von der dramatischen Poesie ist der Übergang zur Declamation natürlich, zumal wenn man, wie hier geschieht, nicht tiefer in das Wesen der Declamation überhaupt eindringen, sondern nur einige Gedanken und Beobachtungen über die Declamation auf dem Theater geben will. Das Beste, was darüber bemerkt wird, ist aus *Ifflands* Schriften über die Kunst des Schauspiels geschöpft. Diesen geistreichen Theoretiker und grossen Künstler auf der Bühne wiederfährt hier volle Gerechtigkeit, und wir freuen uns der Bemerkung, dass man ihn, um sein poetisches dramatisches Talent nach seinem ganzen Reichthum kennen zu lernen, als Schauspieler in den mannichfaltigsten Rollen gesehen haben müsse: denn als solcher schafft er die Personen mit einer Wahrheit und Individualität und immer neuen Lebendigkeit, wogegen die Dichtkunst in seinen eigenen Schauspielen weit zurücksteht. Man darf daher vermuthen, dass er ein ungleich grösserer dramatischer Dichter geworden sey, wenn er nicht Schauspieler wäre: jenen nahm er als untergeordnet, als der Ergänzung und Belebung durch diesen bedürftig, und aus Allem, was man unterordnet, wird nichts Tüchtiges. Dass Fr. *v. St.* der einzigen Mängel des Schauspielers *Iffland*, dessen Organ, wenn gleich biegsam durch Kunst, mit trefflicher Ökonomie gebraucht, und keineswegs natürlich unangenehm, doch der *metallenen* Gewalt entbehrt, die auf der Bühne so unendlich wirken kann, nicht gerügt hat, nimmt uns kein Wunder: denn sie spricht sogar mit Entzücken von den *klanglosen* Stimmen der Herren *A. W. Schlegel* und *Werner*, die auf ihrem Theater den *vier und zwanzigsten Februar* des letzten aufgeführt haben.

Im Übrigen handelt der grösste Theil dieses Capitels über den französischen Schauspieler *Talma*. Diese Unschicklichkeit in einem Buche über Deutschland (was ist sie indessen gegen das Fest von Interlaken am Ende des zweyten Theils?) scheint sie selbst gefühlt zu haben, und will sie damit entschuldigen, weil jener Künstler der französischen Tragödie soviel wie möglich gebe, was nach dem Vorwurf der Deutschen ihr fehle, Originalität und Natur. Ist diess auch wirklich der Fall: lernt man darum durch die ausführliche Schilderung seiner Kunst Deutschland kennen, welches in diesem Buch beleuchtet werden soll?

Dass in den Romanen der Deutschen die Liebe eine so häufige Rolle spielt, ist hier mit den schönen Worten entschuldigt: „Es ist so schön, zu lieben und geliebt zu werden, dass diese Hymne des Lebens sich ins Unendliche moduliren kann, ohne dass das Herz davon eine Ermüdung leidet." Aber gleichwohl ist Fr. *v. St.* der Meinung, dass Romane, auch die allerreinsten, Unheil stiften; und aus dem befremdenden Grunde, weil sie uns das Geheimste in den Empfindungen kennen lehren, *und man so fast nichts mehr erfahren könne, wovon man sich nicht erinnere gelesen zu haben.* Wem es so ergeht, dessen Herz und Geist, wenn er auch sehr leidenschaftlich und geistreich seyn mag, hat gewiss von der Natur keine geniale Kraft bekommen, wodurch er berufen würde, in die Reihe der Autoren zu treten. Durch jenes naive Geständniss ist also wohl mehr verrathen, als verrathen werden sollte. Man wird dadurch vorbereitet auf das gleich folgende Urtheil über *Werthers Leiden.*

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Hitzig: *Udine*. Eine Erzählung von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué*. Zweyte Auflage. 1814. 188 S. 8. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Nicole, London, b. Murray, und Berlin, b. Hitzig: *De L'Allemagne*, par Madame *la Baronesse de Stael-Holstein*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Fr. *v. Stael* misst dem Dichter von *Werthers Leiden* in seiner Jugendkraft eine Gluth der Phantasie bey, die ihm fast *Enthusiasmus für den Selbstmord* eingeflösst hätte. Wogegen wir überzeugt sind, dass *Goethe* auch in seiner Jugend, wie jeder ächte und gesunde Genius, zuviel Ruhe des dichtenden Vermögens hatte, um eines so lächerlichen Enthusiasmus empfänglich zu seyn. Ausserdem findet die Vfn., dass er in Werther nicht nur die Leiden der Liebe, sondern auch die Krankheiten der Imagination in unserem Jahrhundert geschildert habe. Ja freylich, wenn man so die herrlichsten Bücher auffasst, könnte wohl gar geschehen, dass in den Romanen sogar mehr Geheimniss des Herzens ist, als man an sich selbst im Leben erfahren kann. Denn als Krankheiten der Imagination in unserem Jahrhundert hat Fr. *v. St.* vermuthlich das Gröste und Wesentlichste bey Werther angesehen, dass er nämlich in sein Leiden die ganze Natur mit hineinreisst, und gleichsam ihren Schmerz mitzutragen glaubt. Darin liegt eben der Zauber, dass man den Unglücklichen, wie schwach er erscheinen mag, doch nicht für schwach hält, und auch in späteren Jahren seine Leidenschaft mit ihm fühlt, wenn man längst durch die Zeit gegen ähnlichen Schmerz gesichert ist.

Über *Meisters Lehrjahre* äussert die Vfn. eine feine Beobachtung, woran es ihr überhaupt nie fehlt, sobald sie die Gesellschaft bey mehreren Nationen vergleicht. Man findet daselbst, sagt sie, eine gewisse Classe von Gesellschaft, die in Deutschland häufiger ist, als in anderen Ländern, eine Classe, in welcher sich Künstler, Komödianten und Abentheurer vermischen mit den Bürgern, die ein unabhängiges Leben lieben, und mit den Grossen, welche die Künste zu beschützen glauben.

Die zu grosse Breite und Ruhe, welche hier an jenem Werke getadelt wird, können wir in Hinsicht auf manche Parthieen desselben nicht leugnen. Wir sind nach Erscheinung der Selbstbiographie desselben Dichters überzeugt, dass Meisters Lehrjahre ein ganz anderer und viel vollkommnerer Roman geworden wären, wenn *Goethe* bey Ausbildung desselben schon Entschluss und Hoffnung gehabt hätte, sein Leben dereinst mit historischer Wahrheit, Bescheidenheit und Ausführlichkeit zu beschreiben. Dieses historische Interesse an sich selbst musste er auf irgend eine Weise befriedigen, und es hat ihm mitunter in seinem Roman einen bösen Streich gespielt.

Im Übrigen ahndet Fr. *v. St.* nichts von dem tieferen Reichthum in Meisters Lehrjahren, nur die kranke Leidenschaft Mignons hat sie aus dem Schatz von trefflich dargestellter Persönlichkeit hervorgehoben.

Über die *Wahlverwandtschaften*, welches Wort sie nicht *affinités électives*, sondern *affinité de choix* übersetzt, hätten wir wohl von ihr einen feinen Gedanken erwartet, da sie die Mysterien des weiblichen Herzens und der Liebe in ihren eigenen Schriften mitunter enthüllt hat. Aber der sinnvolle poetische Duft, der auf jenem Buche liegt, und nicht ganz aufgehellt werden darf, weil die Natur selbst, wenigstens bis jetzt, über die berührten Puncte noch in einen Nebel verhüllt, ist unserer Schrifstellerin ganz unbemerkt geblieben. Selbst das durchgängige Hindeuten, das die Wahlverwandtschaft, welche der Physiker in Beziehungen der Körper wahrnimmt, auch wohl im geistigen und moralischen Leben ihr Wesen treibe, ist hier gar nicht erwähnt. Die Klage über die niederschlagende Kenntniss des menschlichen Herzens, welche *Goethe* in jenem Buche darlege, darf uns also nicht befremden. Wer seinen Sinn verstanden hat, kann sie gewiss nicht anstimmen; und was kann uns mehr zur Tugend läutern und stärken, als die tiefste Einsicht, welcher Zusammenhang zwischen unserer Individualität und der Natur durch unseren Willen geleitet, oft bekämpft werden muss, damit wir sagen können, die Tugend herrsche in unserem Leben.

Von dem Roman, welcher in der Mitte zwischen Poesie und Geschichte stehe, geht unsere Baronin zu den deutschen Historikern über, und urtheilt über dieselben mit unglaublicher Unwissenheit und leichtsinniger Arroganz. Sie theilt dieselben in die gelehrten ein, die philosophischen und classischen. An den ersten habe Deutschland einen grossen Überfluss, und sie werden sämmtlich mit der Bemerkung abgefertigt, dass sie Werke geliefert hätten, worin sich für diejenigen Alles finde, der zu studiren wisse, Arbeiten, welche von ihrem Edelmuth zeugten, wenn sie dabey die reine Absicht gehegt, den Leuten von Genie, welche Geschichte schreiben wollen, Mühe zu ersparen. Diess Urtheil wird um so lächerlicher,

wenn man die Namen *gelehrter* Historiker liest, die hier angeführt sind. Auch *Schmidt* ist unter ihnen, dessen einziges Verdienst darin besteht, dass er sich dem ächten Geschichtschreiber nähert, und gleichsam auf dem Übergang von dem Geschichtforscher zu demselben seinen Standpunct hat. Der Mann von Genie, der aus und nach ihm Historie abfassen wollte, würde ein schlechtes Buch schreiben. Denn sein Studium der Quellen ist wenig ausführlich dargelegt, und an sich auch nicht gründlich und genau genug. Nur einzelne zerstückelte Nachrichten, die er aus dem kaiserlich-österreichischen Hausarchiv giebt, wird ein künftiger, genievoller Geschichtschreiber Deutschlands von ihm entlehnen. Wenn auch *Gatterer* hier genannt wird: so ist es ein sicherer Beweis, dass die Vfn. auch nicht die geringste Vorstellung von ihm hat. Er ist freylich der gelehrteste Historiker aller Nationen, und seine historischen Handbücher sind davon ein Beweis, welcher dem gelehrten Historiker, der noch nicht Gelehrsamkeit anstaunt, wo ein Schwall der pünctlichsten Citaten ist, hohe Bewunderung erregt. Aber *Gatterer* hat wohl den Historikern von Genie, wie Fr. *von Stael* sie sich denken mag, gar nicht vorarbeiten wollen, und ist also nach ihrer Ansicht gänzlich das Gegentheil von Edelmuth gewesen. Er hat das ganze Gerüste seiner unermesslichen Gelehrsamkeit auf die Seite geschafft, wenn er seine Resultate darlegt, und so sieht der Gewinn mühseligster Forschung wie das historische Gemeingut aus, das sich in unseren gewöhnlichen geschichtlichen Handbüchern umhertreibt. Wer nicht mit seinem Genie selbst in die Schachten der historischen Gelehrsamkeit hinabsteigt, kommt diesem grossen Geschichtforscher nicht auf die Spur, welcher ihm so wenig Mühe erspart, dass er sie ihm vielmehr verdoppelt. *Schlözer* endlich, der hier auch genannt ist, legt freylich seine gelehrten Vorarbeiten, vorzüglich in seinem Nestor, breit genug dar, aber auch so breit, dass man sie ganz wieder mit ihm machen muss, um ihn zu benutzen, und nicht viel mehr Mühe und Zeit nöthig gehabt hätte, um ohne ihn dasselbe Studium zu machen; und überdiess würden die Leute von Genie, die sich aus seinen Zellen ihren Honig holen wollten, den Verdruss haben, dass er sie sehr unfreundlich anläst; denn im Gefühl von seiner eigenen genialen Anlage ist er bitter böse, dass ihn eine seltsame Fügung von Umständen zur historischen Sclavenarbeit verdammt habe.

An die Spitze unserer philosophischen Historiker, die hier so bezeichnet sind, dass man ein Kreuz davor schlagen möchte, wenn man mit diesem Ehrentitel belegt werden sollte, indem Fr. *v. St.* ihn demjenigen giebt, *welcher die Thatsachen wie Räsonnements zu Unterstützung seiner Meinung nähme*, hat sie *Schiller* gestellt. Man sollte von diesem Autor, dessen wahrhafte Grösse Niemand mehr verehren kann als wir, nie als von einem Historiker sprechen, ausser wenn man der Kunst in der historischen Composition gedenkt. Denn er hat sich in ihr durch seine Geschichte des *Abfalls der Niederlande* wenigstens grösser gezeigt, als irgend ein anderer deutscher Geschichtschreiber, was freylich nicht viel bedeutet. Die Quellen hat er bey diesem Stoff in sofern gekannt, als man ihre Kunde gar nicht entbehren kann, um historisch zu componiren. Bey seiner Geschichte des *dreyssigjährigen Krieges* ist diess keinesweges der Fall, und darum ist auch keine Composition an derselben zu preisen. Sie ist auf jeder Seite Beleg, wie wenig er von der Geschichte wusste, die er beschreibt, und wenn unsere Baronin meint, dass die Züge, mit welchen er die vornehmsten Personen charakterisire, von staunen-erregender Überlegenheit seyen: so können wir darauf nichts erwiedern, als dass sie noch weniger von dieser Geschichte wisse.

Als classischer Historiker der Deutschen, ein solcher heisst nämlich hier derjenige, welcher nach Art der historischen Kunst der Alten erzählt, wird *Johann von Müller* sehr gepriesen, der einen solchen Excerptenbau aufthürmt, dass die Alten ihn mit Entsetzen angesehen, und geglaubt hätten, es sey ein Scheiterhaufen, um die Muse der Geschichte zu verbrennen. In manchem Detail der Schweizergeschichte ist allerdings, wie hier bemerkt wird, eine poetische Einbildungskraft, wie man sie an den grösten Historikern des Alterthums wahrnimmt, und an solchen Stellen darf man ihn daher, in dem hier gebrauchten Sinne des Wortes, classisch nennen. Aber diese Einbildungskraft war in *Müller* viel zu unvermögend, als dass er über gewisse Einzelnheiten hinaus classisch seyn konnte; und von diesen Einzelnheiten, wieviel hat er bloss *gefunden?* Sein Gedächtniss ist hier als bewundernswürdig geschildert, und war ohne Zweifel das bewundernswürdigste, welches uns vorgekommen ist, in sofern man es als das reine Gedächtniss für Notizen betrachtet. Nimmt man aber das Gedächtniss als die höhere Kraft der Erinnerung, welche einen unendlichen Reichthum von Bildern, Urtheilen und Resultaten mit sich führt, weil die Phantasie und der Verstand, die ihr denselben brachten, zu energisch waren, als dass ihre Ausbeute der Erinnerung verloren gehen konnte: so erhob sich *Müllers* Gedächtniss keineswegs über das gewöhnliche. Übertrieben ist nicht, wenn hier gerühmt wird, dass die uns bekannten Jahrtausende der Welt in seinem Gedächtniss geordnet waren. Wenn es weiter heisst, dass sein Studium über dieselben tief genug gewesen, um sie ihm als lebendige Erinnerungen stets gegenwärtig zu erhalten: so ist eine solche Behauptung durch seine Universalhistorie hinlänglich widerlegt; denn auf keiner Seite bemerken wir ein so tiefes Studium, als dazu gehört, um das *Leben* in der Geschichte zu fassen. Überhaupt ist jenes Buch ein merkwürdiger Beweis, von wie geringem Werthe sey, alle Quellen der Weltgeschichte cursorisch durchlesen zu wollen. Es kann daraus nur die flachste Arbeit entstehen. Denn wieviel Zeit gehört dazu, um nur einige gehaltvolle Quellen sich in Saft und Blut zu verwandeln, aus ihnen ein neues historisches Leben hervorzubringen!

Die Vfn. meint endlich noch, die Schweizerhistorie *Müllers* sey eine beredte Chronik. Leider ist sie

diess noch weniger, als classisch im Geist des Alterthums. Es giebt in den Chroniken des Mittelalters aller Nationen grosse Parthieen, die als Muster reiner Geschichtschreibung betrachtet werden können, in welchen nichts von Excerptenmanier und historischen Vorarbeiten, nichts von erzwungenem Pomp erbaulicher Betrachtung, gar nichts von dunkelen, holprigen Redewendungen, welche die Klarheit der Geschichte am wenigsten verträgt, also wenig Ähnlichkeit mit *Müllers* Manier ist. Die schlechten Chroniken dagegen sind mit unnützem Detail überladen, wie das Werk über die Schweizerhistorie: diese nennt *Fr. v. St.* doch nicht die beredten? Wie wenig sorgen die Bewunderer *Müllers* mit Klugheit und Einsicht für seinen Ruhm, und wie ungerecht gegen ihn bricht dann ihre Naivheit durch das übertriebene Lob, wenn, wie hier behauptet wird, dass seine Gewalt über unsere Imagination dem Colorit seines Stils und den alten Ausdrücken gebühre, die er oft mit Glück anwende. Diess ist zu leichtsinnig gesagt, und wäre an sich etwas Unmögliches. Sein Stoff bemeistert sich unserer Phantasie häufig durch seine eigenthümliche Beschaffenheit; und der Geschichtschreiber, wiewohl seine Einbildungskraft nicht künstlerisch wurde, ermangelte ihrer nicht genug, um die unserige oft auf das lebhafteste zu rühren.

Hiemit hat die Vfn. die deutschen Historiker abgethan. Denn nur in einer Anmerkung erwähnt sie noch, dass *Heeren* wegen seiner pariser Preisschrift über die *Kreuzzüge* ein philosophischer Geschichtschreiber sey. Wir hoffen indess, dass er sich diesen Titel in dem oben angeführten Sinn verbitten werde; und wirklich kann man an ihm nichts mehr loben, als die ächthistorische Unbefangenheit, dass er nie die Thatsachen wie Räsonnements zur Unterstützung einer Meinung braucht, sondern nur eine Meinung hat, in sofern sie sich als Resultat aus den Thatsachen ergiebt.

Noch wird in einer anderen Anmerkung als einer der vornehmsten Schüler *Müllers* der Baron *Hormayr* angeführt, welchen unsere Baronin auch einmal in einer Gesellschaft mag kennen gelernt haben. Er ist es allerdings; aber soweit unsere Kenntniss der historischen Literatur der Deutschen reicht, giebt es ausserdem nur noch zwey, die Hnn. *Pfister* und *Dippold*, welche wir Schüler des Geschichtschreibers der Schweiz nennen könnten, d. h. solche, welche sich in seine historische Manier hineinarbeiteten, und gewisse Lieblingsvorstellungen, die er hatte, weiter verfolgten. Seine Art, die Quellen zu studiren, hat sich der erstgenannte am meisten, und seine Unarten am wenigsten angeeignet. *Hormayr* ist ihm am ähnlichsten dadurch, dass das Gemüth und die erbauliche Betrachtung noch ungebührlicher in ihm vorherrscht, er aber auch nach glücklicher äusserer Lage den Urkundengeist eben so sehr in die Darstellung aufnehmen konnte. *Dippold* war *Müllers* Nachahmer mit der meisten Affectation und dem wenigsten natürlichen Triebe, und hätte sein historisches Talent, was freylich nicht bedeutend war, gewiss bey weiterer Ausbildung ganz von ihm weggewandt. Von weiteren Schülern *Müllers* wissen wir nichts: unsere Literatur ist so glücklich und frey, dass es wohl Schüler in ihr, aber nie eine Schule geben kann. Der *österreichische Plutarch* von *Hormayr*, welchen nach der hier mitgetheilten Notiz ein Genfer zu Wien ins Französische übersetzt, und Frankreich mit dem grössten Interesse erwarten muss, ist eine sehr lose und den ächten Begriff von einer Biographie beleidigende Waare, bis auf wenige Nachrichten, die aus ungedruckten Handschriften gezogen sind. Wolle Frankreich unsere Historiker nicht nach einem solchen Beyspiel beurtheilen!

Übrigens können wir dieses Capitel nicht verlassen, ohne unser äusserstes Befremden über den Leichtsinn zu äussern, wie man sich erkühnen mag, im Angesicht der Welt über die deutschen Historiker zu urtheilen, wenn man zwey der grössten von ihnen, *Plank* und *Spittler*, gar nicht zu kennen scheint, jenen, der alle erfoderlichen Fähigkeiten des Historikers, die darstellende Kunst ausgenommen, besitzt, und diesen, der unsere Schriftstellerin zu einer neuen Classe in ihrer Eintheilung der deutschen Historiker genöthigt hätte, indem er nicht nur aus dem Gesichtspunct der Literatur, sondern auch so genommen werden muss, wie sie die Alten und die englischen Geschichtschreiber nimmt, dass sie in das praktische Leben eingreifen, und gleichsam wie Staatsmänner betrachtet werden können. Auf einigen Blättern seiner Kirchengeschichte, seiner Geschichte Hannovers u. s. w. ist ein Witz der historischen Combination, eine Schärfe und Tiefe der historischen Abstraction, und eine Reichhaltigkeit der Beobachtung, wie wir in allen den deutschen Historikern, welche *Fr. v. St.* anpreiset, nicht in ähnlichem Masse finden.

Über *Herder* ist ein besonderer kleiner Abschnitt, worin es in Hinsicht auf sein bekanntes Werk über die Geschichte der Menschheit heisst, dass man mit diesem Dichter-Historiker durch die alte Welt wandernd, ihn die Ruinen mit seinem Zauberstabe berühren, und die zertrümmerten Gebäude vor unseren Augen wieder aufbauen sähe. Dergleichen Zauberey giebt nur für die historische Einsicht nicht viel Gewinn, und die Ansichten eines scharfen Denkers von den verschiedenen Zeiträumen der Historie würden mehr Frucht bringen, als die dämmernde Empfänglichlichkeit für historische Erscheinungen in *Herders* Werke. Übrigens hat die Vfn. diesen wahrhaft schönen und reichen Geist mit Liebe aufgefasst. Nur erwähnt sie, obgleich sie sich über sein Buch von der hebräischen Poesie rednerisch ergiesst, gar nicht seines kritisch-ästhetischen Talentes, wie es sich in seinen Abhandlungen über das griechische Sinngedicht u. s. w. so glänzend gezeigt hat.

Dagegen erfolgt in einem langen Capitel eine Verherrlichung der Brüder *Schlegel*, die schon in der Überschrift die berühmtesten deutschen Kritiker genannt werden. In diesem Capitel eröffnet *Fr. v. St.* im eigentlichsten Sinne ihr Haus, und man sieht sie, wie ihr Hausgenosse, Hr. *Wilhelm Schlegel*, sie in der deutschen Literatur unterweiset, besonders mit seinen Schriften und den Büchern seiner Freunde bekannt macht, und sie in bewunderndes Lob darüber

sich äusserst dankbar auslässt. Den Spuck, der schon in sehr vielen früheren Capiteln umgegangen ist, nimmt man nun ganz wahr, und auf seinem eigentlichen Heerde. Wir wollen nicht urtheilen, ob diess in einem Werke, das Deutschland umfassen soll, durchaus anständig sey: genug, dass Fr. *v. St.* mit häuslicher Zufriedenheit über sehr viele Capitel dieses Buches das Motto aus einer bekannten Parodie hätte setzen können:

Wie ist der Gedanke labend,
So ein Edler bleibt uns nah!

Dass *Wilhelm Schlegel* sowohl durch seine Übersetzungen, als durch seine Kritiken eine neue und höhere Empfänglichkeit der Deutschen für Poesie, welche uns durch einige grosse Dichter, durch eine ideenreiche Philosophie, und durch *Herders* Sinn für das Schöne aller Nationen geworden war, geschärft und weiter verbreitet habe, möchten wir am wenigsten leugnen; und eben so wenig lässt sich verkennen, dass er seine seltenen literarischen Kenntnisse und Wahrnehmungen gewöhnlich in einer sehr klaren und eleganten Sprache ausdrücke. Wenn uns aber seine Freundin versichert, dass er den Geist jeder Literatur mit der Einbildungskraft des Poeten auffasse: so müssen wir ihr schlechterdings widersprechen. Denn wie ihm diese überhaupt entsteht: so fehlt ihm auch in der Kritik die productive Kraft, und darum hinterlässt seine Analyse grosser Kunstwerke, wie fein und scharfsinnig sie zum Theil seyn mag, nie volle Befriedigung. Die ächte ästhetische Kritik wird immer wieder Poesie; und welche schöne Bilder und Ausdrücke, und mitunter witzige Combinationen, die ihm bey seiner ausgebreiteten poetischen und kritischen Lectüre nicht fehlen können, *Schlegel* seiner Kritik einwebt, gestaltet sie sich nimmermehr zum Leben, und bleibt prosaisch. Wer fühlen will, was hier angedeutet wird, der vergleiche irgend einen Abschnitt seiner Geschichte der dramatischen Poesie mit der Analyse Hamlets in Meisters Lehrjahren.

Wie nun gar *Friedrich Schlegel*, der bis auf einige helle Blicke über *Lessing*, und einige Gedanken über die Poesie des Alterthums von sehr zweifelhaftem Werth, kaum etwas Nennbares in der Kritik geliefert hat, als der berühmteste deutsche Kritiker neben seinem Bruder hier gepriesen wird, erklärt sich wiederum nur daher, dass Fr. *v. St.* unsere Literatur mit solchem Vorurtheil betrachtet. Sie versäumt sogar nicht, indem sie das Brüderpaar als unsere grössten Kritiker rühmt, auch in Erinnerung zu bringen, dass *Wilhelm Schlegel* Verfasser der Schrift über das *Continentalsystem* sey, eines Büchleins, welches von seinen hundert und zehn Seiten mehr als die Hälfte vergeudet, um von seinem Gegenstande *nicht* zu reden, die allergewöhnlichsten Notizen und Bemerkungen über die früheren Kriege, Friedensschlüsse, Verhältnisse Napoleons zu liefern, welches dann die handgreiflichste Sophisterey treibt, um darzuthun, dass die Freyheit der Meere ein Unding sey. Der Seekrieg, meint es, werde hauptsächlich um Handelsvortheile geführt. Also der letzte lange Kampf Englands mit Frankreich, insofern er Seekrieg war, galt nicht hauptsächlich der Existenz des europäischen Systems? Doch jenen Satz zugegeben, wie folgt daraus, dass der Seekrieg ganz und gar umsonst seyn würde, wenn es nicht erlaubt wäre, die Handelsschiffahrt des Feindes auf alle mögliche Weise anzugreifen? Wird er um Handelsvortheile geführt: so heisst das, um solche Verhältnisse und Stipulationen zu begründen, durch welche der Handelsflor einer Nation gewinne, aber wahrhaftig nicht, um den Unterthanen des Feindes Ladungen wegzunehmen und Kaperey zu treiben, was immer barbarisch bleibt. Noch weniger aber folgt aus dem obigen Satze, dass man, um das Privateigenthum feindlicher Unterthanen sicher zu haschen, und nichts davon entgehen zu lassen, auch die Schiffe und das Gut neutraler Völker durchsuchen dürfe. Durch solche Trugschlüsse kann der Grundsatz des Völkerrechts, dass die Flagge die Waare decke, und die Freyheit der Meere nicht zu einem Unding werden; und wenn *Schlegel* versichert, dass England diesen Grundsatz nie anerkennen werde: so hätte er doch bedenken sollen, dass es ihn mehrmals in feyerlichen Tractaten anerkannt hat. Die bekannten Modificationen, welche man ihm jederzeit beyfügte, entkräften auch schon die Wendung, wodurch ein Beweis erschlichen werden soll, dass England Recht habe, jenen Grundsatz zu verwerfen, indem er nämlich, der *Strenge* nach durchgesetzt (hier liegt das Sophism!), auch veranlassen könnte, dass in neutralen Schiffen Landungstruppen nach den feindlichen Küsten gebracht würden.

Wir haben hier eine Abschweifung von dem eigentlichen Gegenstand unserer Kritik uns erlaubt; aber wir mussten sie dem Tadel zugeben, da Fr. *v. St.* mit ihrem Lobe von ihrem eigentlichen Gegenstand abschweift, um auf alle mögliche Art eine Glorie über den edlen Vetter zu bringen, der immer nahe ist. Dagegen könnten wir die unbedeutenden Äusserungen des folgenden Capitels über die schönen Künste in Deutschland ganz übergehen, wenn wir nicht in demselben die Entdeckung gemacht hätten, dass unsere Schriftstellerin zu der neuen literarischen Schule, deren sie schon einigemal unbestimmt erwähnt hat, auch *Goethe* rechnet. „Dieselbe, heisst es S. 115, habe ihren Einfluss auch auf die schönen Künste ausgebreitet, und so *Goethe* in seinen Werken gezeigt, dass er das Wesen der Malerey viel besser als *Winkelmann* auffasse." Vollkommen richtig und unverkennbar ist, dass durch die *kantische* Philosophie und die hohen Werke und Kunsturtheile des genannten Dichters sich in Deutschland ein neuer Geist aufgethan hat, welcher aus allen guten Köpfen, die seitdem in Deutschland aufgeblüht sind, hervorleuchtet. Will man alle diese eine neue Schule nennen: so wird *Goethe* wohl ihr Meister heissen wollen; aber dann müssen wir schlechterdings verbitten, dass man eine Partey, die in derselben entstanden ist, und die man der Kürze wegen die *schlegelsche*, oder wie's beliebt, nennen mag, in der Vorstellung mit jener neuen Schule verwechsele. Durch solche Spiegelfechterey bringt man leicht auf untergeordnete Puncte ungerechter Weise die Hauptbeleuchtung.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Nicole, London, b. Murray, und Berlin, b. Hitzig: *De L'Allemagne*, par Madame *la Baronesse de Stael-Holstein*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den ganzen Abschnitt über die Philosophie der Deutschen muss man insonderheit aus dem Gesichtspuncte beurtheilen, dass er geschrieben ward, um den Franzosen eine ungefähre Vorstellung von derselben zu geben; und für diesen Zweck scheint er uns mit grosser Klugheit angelegt und ausgeführt. Er knüpft die deutsche Philosophie seit Leibnitz an die Entdeckungen, welche die französische Nation bis zu jener Zeit darin gemacht hatte, und zeigt dieser in Schilderung der neueren philosophischen Systeme der Deutschen, wohin auch sie hätte gelangen können, wenn sie auf dem Wege der reinen Forschung und Wahrheitsliebe fortgegangen wäre. Uns Deutschen muss besonders interessant seyn, wie hier eine französische Weltfrau die Gegensätze in der individuellen Natur unserer berühmtesten Denker, *Kant*, *Fichte*, *Schelling*, und den verschiedenen Eindruck auffasst, den ihre verschiedenen Systeme machen. Die Abrisse von diesen Systemen selbst werden freylich unseren Landsleuten gar zu lustig vorkommen. Uns schien bey Durchsicht derselben, als stünde *Kant* da, und schlüge zwey an Farbe ungleiche Bälle in die Luft, wovon *Fichte* einen, *Schelling* den anderen auffing, und wieder in die Luft schlügen, wo sie gegen und von einander prallten, ohne zu der gesuchten Einheit zu werden, so dass man an aller Philosophie verzweifeln musste. Bewundernswürdiger wird mit jedem Jahrhundert für die Nachwelt die hohe Seelenstärke *Kants* werden, dass er diese Entdeckung, die auf das Deutlichste wurde, als zwey Systeme über seine Grenzen hinausgehen wollten, machen konnte, ohne sich aus Verzweiflung, die Einheit im Seyn zu begreifen, und zu beweisen, in mystischen Glauben zu stürzen, welchem sich denkende Köpfe wohl häufiger aus Hochmuth, und trotz ihrer philosophischen Verzweiflung sich mit einer wunderbaren Erleuchtung schmeicheln zu dürfen, als aus christlicher Demuth ergeben.

Fr. *von Stael*. kann auch in diesem Abschnitt ihre Parteylichkeit für ihre Hausfreunde nicht verbergen. Indem sie keinen Philosophen nach *Kant* mehr nennt, als die mit vollem Recht aufgeführten *Fichte* und *Schelling*, handelt sie im Buch von Deutschland von der Philosophie der Indianer, um Lob über *Friedrich Schlegels* Buch von der Sprache und Philosophie Indiens reichlich auszuströmen. Wir kennen dieselben so wenig, als unsere Schriftstellerin, möchten uns auch eben deswegen nicht herausnehmen, wie sie zu versichern, dass jener Schrift unerhörte Arbeiten zum Grunde liegen, und in ihr die tiefste Einsicht herrsche. Vielmehr könnten wir, wenn wir je nach Autoritäten urtheilten, nach dem Ausspruch eines sehr bescheidenen, aber vielleicht des grössten Sprachforschers unserer Zeit, das Gegentheil versichern. Dem sey indessen, wie ihm wolle: was hier aus dem angeführten Buch hervorgehoben wird, ist von geringer Bedeutung, nämlich die Aufweisung der Hypothese, dass ein Urvolk, welches hoch cultivirt unmittelbar aus Gottes Hand hervorging, die Erde bewohnt und dem folgenden Menschengeschlecht einige Reste der Cultur hinterlassen habe, woran die Viehheit desselben sich empor richtete. Es ist ein klägliches Unwesen, wenn man in historischen Untersuchungen sogar sich auf unmittelbare Offenbarungen stützet. Was bedeutet es denn, wenn Hr. *Schlegel*, nach der hier gegebenen Versicherung, zwischen den Hauptideen und selbst den Worten, wodurch sie bezeichnet werden, bey mehreren Völkern und sogar bey solchen, von deren einstmaligem Zusammenhang die Geschichte nichts weiss, Ähnlichkeit gefunden hat? In Entdeckungen der Art spielt nur zu leicht der Witz; und sind doch die Hauptideen, die Ausdrücke dafür, bey allen Völkern aus einem und demselben geistigen Vermögen entstanden, durch einerley Sprachorgane gebildet, dass sie dieselben gar nicht von einander, oder gar von einem chimärischen Urvolke entlehnt zu haben brauchen; und wie wenig weiss ausserdem die Geschichte vom ehemaligen Zusammenhang der Völker! Dafür allein redet sie, und die bewundernswürdige Einrichtung der Natur, dass sich der Mensch durch die Mittel seiner geistigen und physischen Anlage, durch Bedürfnisse und Eindrücke, dann durch die Tradition, zu dem empor arbeitete, was er geworden ist, und dieser Entwickelung können sich Vernunft und Phantasie wohl erfreuen, wenn gleich Fr. *v. St.* betheuert, dass die Vernunft diese Ansicht bestreitet, und die Einbildungskraft sie von sich stösst.

In den folgenden Capiteln ist die Rede von dem Einfluss der neuen deutschen Philosophie auf die Entwickelung des Geistes, die Literatur und die Künste u. s. w. Man kann nirgends bestimmt abnehmen, ob hier unter der neuen Philosophie die *kantische* und was aus ihr hervorspross, oder die allerneueste, die *schellingsche* verstanden sey. Denn bald wird von ihr

erwähnt, dass sie, was von der *kantischen* Philosophie gilt, das Schöne vom Nützlichen durchaus geschieden habe, bald ist gesagt, wie die Lehre, „das Universum sey nach dem Modell der menschlichen Seele gemacht," auf unsere Erhebung wirken müsse. Über dieses Capitel bedarf es also viel weniger, wie über manche andere, einer bestimmten Kritik. Im Vorgrund derselben ist die allerdings richtige Bemerkung aufgestellt, dass in Deutschland Menschen von überlegenem Talent sich selten auf eine Laufbahn in der Literatur beschränken, und als Beleg dazu wäre hinreichend gewesen, wenn gesagt wird, dass *Goethe* Entdeckungen in den Wissenschaften mache. Sofort aber bricht auch hier der widrige Gevatterngeist hervor. Hinzugefügt ist, dass *Schelling* ein ungemeiner Literator sey. Er hat seinen entschiedenen Werth als Philosoph; doch wie kann er schlechthin als *solcher* an *Jenen* als *Dichter* gereiht werden? und wenn auch *Fr. v. St.* durch besondere Prüfung von seinen grossen literarischen Kenntnissen weiss: wie soll das Publicum, dem er sie nicht dargethan hat, auf ihre Autorität daran glauben? Heisst es nun gar noch: „*Friedrich Schlegel* macht den Poeten voll Originalität:" in welchem Fache der Wissenschaft hat dieser ein so entschiedenes Verdienst sich erworben, dass es Verwunderung erregt, wenn ein so grosser Mann auch Verse macht? und diese Verse wiederum, zum Theil Bruchstücke eines unbehülflichen, mitunter freylich poetisch fühlenden Gemüthes, sind sie *Gedichte?* oder ängstliche Nachahmungen älterer Manier? sind sie *originell?*

Übrigens trifft man hier häufig auf Spuren, wie gesund dieser weibliche Kopf die Erscheinungen unserer literarischen Welt aufgefasst haben würde, wenn kein fremder Einfluss auf ihn ausgeübt wäre. An den Gliedern der sogenannten neuen Schule hat *Fr. v. St.* mit Verdruss bemerkt, dass sie wohl über einander herfallen, und sich Gemeinheit und Beschränktheit vorwerfen. Auch meint sie, dass eine solche Verachtung gegen Andere gewöhnlich von eigener Beschränktheit zeuge. Aber dabey wagt sie nicht die Thatsache auch nur zu vermuthen, dass auch ungemeine Schwäche, innere Rohheit und beleidigter Hochmuth, oft selbst schmutziger Eigennutz, eine Wuth jener Art zwischen denen, die sich für Titanen ausgeben, veranlasst haben. Sie verwundert sich vielmehr sehr naiv, dass in Deutschland ein etwas höherer Grad v. Abstraction oder Tiefe im Denken das Recht gebe, denjenigen als einen gemeinen Geist zu nehmen, der nicht daran hinreiche.

Auffallend genug sind in die Betrachtungen über den Einfluss der neuen idealen Philosophie Bemerkungen über unser Studium des Alterthums verwebt, die aber gar nichts von einer Wirkung jener auf dieses sagen. *Heyne* und *Wolf* werden mit einigen unbedeutenden Zügen geschildert, die gar nicht auf eine solche Wirkung hinweisen, und es freylich auch nicht konnten: denn diese beiden Gelehrten haben gewiss ihre Studien vor allem Einfluss der neueren Philosophie verschlossen.

Im Übrigen beschränkt sich das Capitel von solcher Wirkung auf die Wissenschaften in Deutschland fast nur auf die Betastung der physischen durch die ideale Philosophie, und dabey geschieht die Äusserung, dass die Franzosen von der Erfahrung zur Theorie hinauf, die Deutschen von der Theorie zur Erfahrung hinabsteigen. Zum Glück ist diess keineswegs richtig, und die Vfn. widerlegt sich selbst, indem sie *Klaproth*, *Werner*, *Schröter* u. s. w. anführt, die sich ausschliessend der Beobachtung widmeten. Es ist für das Studium der Naturwissenschaften sicher beseelend und erhebend, wenn man die Entdeckungen der Erfahrung in ihnen an allgemeine Ideen und Gesetze zu knüpfen sucht; allein wenigstens vorläufig sind diese, in sofern sie ein System ausmachen, noch so sehr Chimäre, dass es halsbrechend bleibt, von ihnen auf die Erfahrung hinabzusteigen, ehe diese mit reinem historischem Geist ausgemittelt ist: denn sonst könnte einem leicht der Grund fehlen, auf welchem man aus dem Luftballon aussteigen muss. Überhaupt treibt sich *Fr. v. St.* mit verwirrten Vorstellungen über Theorie und Erfahrung umher, eben so wie über den Einfluss der Phantasie auf die Wissenschaften. Genie ist nirgends ohne grosse Einbildungskraft: wo der Schluss des Denkers, Beobachters gelten soll, schafft ihr Act nur Hirngespinnste.

Die Gedanken über den Einfluss der neueren Philosophie auf den Charakter der Deutschen sind treffend, in sofern sie sich um den Hauptgedanken drehen, dass nicht die abstracte Theorie, sondern nur politische und religiöse Einrichtungen, einer Nation Energie geben können. Wenn es weiter heisst, dass militärischer Geist und Vaterlandsliebe, zwey Quellen nationaler Kraftäusserung, bey den Deutschen kaum vorhanden seyen: so schien es also zu jener Zeit, da diese Betrachtungen geschrieben wurden; aber beide haben seitdem sich glänzend unter uns gezeigt, und die pedantische Taktik, worin einzig unser militärischer Geist bestehen soll, von uns gebannt.

Indem wir zugleich, wenigstens in den deutschen Gegenden, die den Ton angaben, die Regierungen mit uns zur Würde der Unabhängigkeit fortgerissen, hat es der Vfn., nach ihrem Ausdruck, gewiss nicht mehr Pein gemacht, uns so schmiegsam und gunstbuhlerisch vor der Macht zu sehen. Doch wollen wir uns diese Bemerkung tief einprägen. Trotz unserer jetzigen heroischen Stimmung wird unser natürliches Phlegma, und von den guten Ursachen insonderheit das Selbstgefühl von unserer *ruhenden* Kraft, unsere Ehrfurcht gegen das einmal vorhandene Gesetz, die einmal eingebürgerte Macht, uns bald wieder in den Schein der Sclaverey vor den Regierungen bringen, wofern das deutsche Volk auch diesen Zeitpunct vorbeygehen lässt, ohne sich freye Verfassungen und mittelst ihrer Einwirkung ein öffentliches bürgerliches Leben zu verschaffen.

Wenn *Fr. v. St.* noch meint, dass der philosophische Geist unserer Bildung unser Nationalband noch mehr auflöse, indem er eine zu grosse Entfernung zwischen den unwissenden und den aufgeklärten Menschen zur Folge habe: so könnte man sie darauf hinweisen, wie die neueste Zeit auch dagegen ein Mittel gefunden hat. Ist in einem Volk die Masse der Aufgeklärten gross genug, um auf das Ganze einzuwirken, und findet sie, wenigstens einem beträchtlichen Theil ihrer Individuen nach,

einen gemeinschaftlichen praktischen Zweck, ein gemeines Interesse: dann ist die Kluft zwischen dem unwissenden Volk und dem philosophisch Gebildeten auf einmal ausgefüllt. Wir erinnern hier an *den Tugendbund*, der nicht bloss im Preussischen, sondern auch in anderen deutschen Ländern seinen Sitz hatte, und wahrscheinlich hat, und preisen seine Wirkung um so unparteyischer, da wir ihm niemals angehört haben.

Da **Fr. v. St.** ihre Ansichten von der Religion in Deutschland überschreibt *Religion und Enthusiasmus;* — so wissen wir schon, aus welchem Gesichtspunct sie jene nimmt. Sie beginnt mit der Bemerkung, dass die Nationen vom germanischen Stamm sämmtlich von Natur religiös sind, was allerdings wahr ist; und dass religiöser Eifer mehrere Kriege in ihrem Inneren veranlasst habe, was uns weniger richtig dünkt. Bey Völkern der lateinischen Art, nach der schon gerügten Eintheilung unserer Schriftstellerin, namentlich bey den Franzosen, sind die Religionskriege mehr rein solche, als bey uns, gewesen. Die Quelle unseres sogenannten deutschen Krieges, zwischen Karl dem Fünften und den Protestanten, und des dreyssigjährigen, brach tiefer aus den politischen Verhältnissen unserer verwickelten Verfassung, als aus dem Zwiespalt der Glaubensmeinungen hervor. Hiemit reimt sich auch besser die hier aufgestellte Bemerkung, dass die religiöse Stimmung der Deutschen sich eher zum Enthusiasmus, als zum Fanatismus, hinneige.

Im Verfolg führt die Vfn. *Lessings* Gedanken, dass die religiösen Offenbarungen immer der Aufklärung des Zeitalters, in welchem sie erschienen, angemessen waren, dahin aus, dass das alte Testament, das Evangelium, und auch die Reformation, vollkommen in Harmonie mit den Fortschritten des Geistes gewesen. Allerdings ist dieser historische Gesichtspunct der einzige, aus welchem der Denker die Offenbarung betrachten darf. Wo indessen bleibt die Einheit der Gedanken, wenn in eben diesem Buche der Einsicht verboten wird, die Bibel ganz verstehen zu wollen? Sind wir denn so weit an Entwickelung des Geistes hinter den Juden und den Zeitgenossen von Moses, den Propheten und Jesus zurück, dass das alte Testament und das Evangelium unserer Entwickelung zu hoch stehen, und nicht jener jüdischen zu hoch standen? **Fr. v. St.** redet hier wieder mit fremden Zungen und Gedanken. Wir merken es, wenn sie behauptet, dass dasselbe Unendliche, welches die neue deutsche Metaphysik, Moral und schöne Kunst unter verschiedenen Benennungen mit sich führe, in der Religion selbst sich unter der Gestalt der göttlichen Liebe offenbare, und so der Deutsche vielleicht nahe an einer neuen Entwickelung des Christianismus stehe, in dessen Brennpunct alle Strahlen unserer übrigen Erkenntniss und Empfindung zusammenflössen. Allein diese ganze Ansicht beruht auf Sophismen und einer Verkennung der Beziehungen zwischen uns und dem Unendlichen. In Metaphysik, Moral und schöner Kunst schwebt uns dasselbe freylich vor, ohne dass wir es ganz erreichen; doch wirkt es auf unsere Arbeit ein, und die Leiter, auf welcher wir uns ihm nähern, wird oft vor unseren Augen um einige Sprossen höher. In der Religion aber ist d[...] Unendliche und die göttliche Liebe nur ein Bedü[...] niss, in welches wir uns mit Resignation ergeben m[...] sen, wenn es nicht zur heillosen Schwärmerey führ[...] soll; in die religiöse Einsicht und Wissenschaft könn[...] sie schlechterdings nicht, wie das Unendliche in M[...] taphysik, Moral und die schöne Kunst, hinabgezog[...] werden. Übrigens taugt es weder in diesen, noch [...] der Religion, viel mit dem Unendlichen herumzusp[...] ken: denn nur zu leicht wollen sich das Unvermög[...] und der Mangel an guten Werken hinter ihm verberge[...]

Wir reissen uns mit Gewalt von den Capite[...] über den Katholicismus und Protestantismus u. s. [...] los. Den letzteren würdigt die Vfn. wahrer, und i[...] ren eigenen gesunden Blicken gemässer, als wir e[...] wartet hätten. Erinnert muss nur werden, dass sie *J[...] hann Huss* u. s. w. zu Beyspielen von der Natur d[...] deutschen Geistes nicht brauchen darf: denn in jene[...] war der slawische gewaltig. Überhaupt nimmt sie ö[...] ters Böhmens Einwohner, weil ihr Land einst i[...] Reichsverbande war, als Deutsche, obgleich Alles, w[...] unter ihnen wirklich hervorragte, slawischen Wesen und dem deutschen sehr ungleichartig war.

Fr. v. St. nennt dieses Buch mitunter ein Gemä[...] de von Deutschland, auf welche Benennung es keine[...] Anspruch machen darf. Wir sehen sie in demselbe[...] gleichsam eine Reise durch unser Vaterland, und vo[...] züglich durch unsere Literatur machen, und sie schi[...] dert, was ihr an der Heerstrasse, beym Verweilen in e[...] nigen Städten, aufgestossen ist. Ausserdem erzählt s[...] was und wie es ihr der Schwager, der sie gewöhnlic[...] fuhr, berichtet hat. Natürlich kommt desswegen vi[...] von ihm selbst, dem Bruder, seinen Freunden und G[...] vattern vor. Das Buch hätte ungemein gewonne[...] wenn die fein bemerkende **Fr. v. St.** allein in ih[...] Sprache. **

Salzburg, in der may'rschen Buchhandlung: *D[...] Gensd'armerie im Königreiche Baiern.* Zum die[...] lichen Gebrauche der königlichen Behörden un[...] desjenigen Publicums, das sich genauer von di[...] ser Staatsanstalt unterrichten will. Herausgegebe[...] von *Fr. Xav. Weilmeyr*, erstem Registrator be[...] dem kgl. bairs. Generalcommissariate des Salzac[...] kreises. 1814. Ohne die Einleitung und Inhaltsa[...] zeige 143 S. 8. (10 Gr.)

Die Einführung der Gensd'armerie in den meiste[...] Staaten von Deutschland gehört zu den guten Einrich[...] tungen, die uns aus einer schlimmen Zeit gebliebe[...] sind. In manchen Ländern war die Errichtung eine[...] Corps, welches, durch keine Nebenbestimmung gehi[...] dert, sich ausschliessend der Handhabung der öffentl[...] chen Polizey widmen kann, in der That zum Bedür[...] niss geworden, und die Erfahrung hat überall die Nütz[...] lichkeit der Gensd'armen bewährt. Um aber ihre[...] Zweck hinreichend erfüllen zu können, ist nicht nu[...] ihnen selbst eine deutliche und bestimmte Anweisun[...] über ihre Pflichten und Befugnisse nöthig, sondern [...] gehört auch dazu, dass diese Anweisung in dem ganze[...] Bezirk ihres Wirkungskreises bekannt sey. Eine genau[...] Erforschung der Polizeygesetze des Staates, die o[...] durch Einschränkungen, Abänderungen, Erläuterun[...] gen u. s. w. selbst die Obrigkeiten in Verlegenheit s[...]

tzen, kann jedoch weder von den Gensd'armen, noch von jedem Einwohner gefodert werden; die ersten müssen daher in ihrem Dienst oft ungewiss und zweifelhaft seyn, ehe sie durch lange Übung ihre Rechte und Obliegenheiten genau kennen lernen, und die Unterthanen aus Mangel dieser Kenntniss nicht selten zu Widersetzung oder ungegründeten Ansprüchen verleitet werden. Um in seinem Vaterlande beiden Theilen zu einer leichteren Übersicht ihrer gegenseitigen Rechte und Pflichten behülflich zu seyn, hat der Vf. die in Baiern zu verschiedenen Zeiten über diesen Gegenstand erschienenen, grösstentheils in dem Regierungsblatt enthaltenen Vorschriften gesammelt, und dadurch gewissermaßen einen vollständigen baierschen Gensd'armen-Codex zusammengetragen, der auch in anderen Ländern als Muster aufgestellt zu werden verdient.

Nach einem etwas weitläuftigen Bericht von den Polizeyanstalten in dem alten Kurfürstenthum kömmt der Vf. (S. 27) auf die im Anfang des Jahres 1813 eingeführte Gensd'armerie, und liefert nun die sämmtlichen königlichen Verordnungen über die Organisation, die Stärke und innere Einrichtung des Corps, über den Dienst und die Obliegenheiten der Glieder desselben, über die Mitwirkung der Gensd'armerie im Kriege, über ihre Verhältnisse zu den Unterthanen, den Obrigkeiten, dem stehenden Militär und den verschiedenen Classen der Landwehr, u. s. w. Das Corps besteht aus 8 Escadrons Cavallerie und 12 Compagnieen Infanterie. Jede Escadron hat 1 Rittmeister, 3 Lieutenants, 1 ersten und 3 zweyte Wachtmeister, 16 Brigadiers und 96 Gemeine; jede Compagnie 1 Hauptmann, 2 Lieutenants, 1 Feldwebel, 2 Serganten, 12 Brigadiers und 96 Gemeine, zusammen 348 Mann Cavallerie, und 1332 Mann Infanterie, ohne den Stab und die Oberofficiere. Eine Escadron Cavallerie und 4 Compagnieen Infanterie bilden eine Legion, welche unter dem Commando eines Stabsofficiers steht, und das Ganze wird von einem General befehligt, der in Allem, was die militärische Einrichtung des Corps betrifft, an das Kriegsministerium, in der Ausübung des Polizeydienstes aber an das Ministerium des Inneren gewiesen ist. Rec., der auf eine genauere Anzeige der ganzen, gewiss musterhaften Verfassung, und der scharf bestimmten, mit reifer Überlegung und tiefer Einsicht entworfenen Vorschriften aus Mangel des Raums sich nicht einlassen kann, hält es für einen besonderen Vorzug der baierischen Gensd'armerie, dass sie ein Corps bildet, und nicht von der Willkühr einzelner Behörden abhängt. Nur dadurch kann der im Artikel 173 (S. 61) verbotene, in manchen Ländern nur zu häufige Missbrauch, dass die Gensd'armen von ihren Vorgesetzten zu Privatdiensten in Anspruch genommen werden, aufhören. Trefflich ist durch die Festsetzung der Gnadengehalte für die Abgehenden, und für die Wittwen und Kinder der Gestorbenen gesorgt; das Ganze macht dem liberalen Geist und der Weisheit der Regierung die grösste Ehre, und nur der einzige Art. 100 (S. 48), nach welchem die „Zurückweisung unter das Linienmilitär" zu den gesetzmäßigen *Strafen* gehört, hat Rec. mit dem Übrigen nicht ganz übereinstimmend geschienen. Den Verordnungen und Vorschriften ist (S. 120—143) eine namentliche Bestandesliste der Officiere, nebst Bemerkung der Abgegangenen, und eine tabellar. Dislocation der Gensd'armerie, nach ihren Brigaden, in den Ämtern und Districten des Königreichs angehängt. — So unbedingten Beyfall die Einrichtung im Ganzen und im Einzelnen, welche man aus den in diesem Buche abgedruckten Verordnungen kennen lernt, mit Recht fodern darf, und so sehr sie der Aufmerksamkeit der höheren Polizeybehörden anderer Länder zu empfehlen ist: so gering muss doch Rec. das Verdienst des Sammlers anschlagen. Anstatt die Vorschriften nach der Zeitfolge ihres Erscheinens einzurücken, würde es besser gewesen seyn, sie nach ihrem Inhalt zu ordnen, und nicht stets das, was die erste Errichtung oder die innere Verfassung betrifft, mit dem, was die Pflichten und Befugnisse der Gensd. zum Gegenstande hat, durch einander zu mischen. Wenn dieses in dem, dem Rec. nicht bekannt gewordenen Werke „*Handbuch oder Unterricht für die Gensd'armerie*", dessen in der Einleitung erwähnt wird, geschehen seyn sollte: so würde durch die gegenwärtige Sammlung allerdings entbehrlich geworden seyn. Was der Vf. von dem Seinigen hinzugethan hat, ist von geringem Werth. Für ganz unnütz hält Rec. die 9 Seiten lange Geschichte der französ. Gensd'armerie, die von den Ritterzeiten, und dem Begriff des Wortes: *Homme d'armes*, ausholt, und eben so weitschweifig als unvollständig von den Gensd'armen unter den Haustruppen der Könige von Frankreich handelt, die doch mit den gegenwärtigen nichts als den Namen gemein haben, ja (S. 8) selbst die bey Höchstädt gefangenen Officiere der ersten namentlich aufführt. Dass es in anderen Staaten, z. B. in dem preussischen, auch Gensd. gegeben hat, scheint der Vf. nicht zu wissen. Vor allem aber zeichnet er sich durch eine schwerfällige, undeutsche, und in jedem Betracht erbärmliche Schreibart aus. In einem Zeitraum, wo das rühmliche Bestreben, die deutsche Sprache in ihre Rechte einzusetzen, immer allgemeiner wird, kann eine so gänzliche Vernachlässigung derselben auch in Schriften dieser Gattung nicht scharf genug gerügt werden, und vor allem sollte doch wohl ein Volksbuch in reinem Deutsch geschrieben seyn. Es ist zu bewundern, dass der Vf. bey dem Abschreiben der Verordnungen nicht auf das Abstechende eines einfachen, bündigen Geschäftsstils gegen seinen veralteten, buntscheckigen Vortrag aufmerksam geworden ist. Wörter, wie *revivificirt*, Streifcommandis *beylich* (für *ungefähr*) u. a. m., schmecken nach der Zeit, wo man die Benennung: *Bündelischen Securitäts-Corps*, nicht nur für passend halten, sondern sogar sie von *bünderisch*, d. h. verbündet, ableiten konnte. Als Probe des Stils begnügt sich Rec. den Eingang der Einleitung wörtlich mitzutheilen: „Da im Königreiche der Unterthan an die Gensd'armerie und an die durch solche zu verwaltende Polizey noch nicht gewöhnt ist, und auch nicht weiss, was eigentlich *ein Gensd'arme* in der Civilpolizey gilt, welche Autorität *er* hat, von welchem Nutzen *er* für das allgemeine Wohl ist, und es leicht möglich seyn könnte, dass *selbe* hie und da ein Einwohner bloss aus dem Grunde, weil sie neu sind, für eine Zuchtruthe und Landplage halten möchte. (Punctum.) Sobald er sich aber von dem Nutzen der Gensd'armerie überzeugt, so wird er sein Vorurtheil ablegen, u. s. w." Bey dem geringen Preise macht der gute Druck auf dem weissen Papier der Verlagshandlung Ehre. Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

THEOLOGIE.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Erben: 666 *das apokalyptische Geheimniss, Offenb. Johannis XIII, aufgeschlossen* von *Joh. Andr. Genssler*, der Ww. Dr., herzogl. hildburgh. geh. Kirchenrathe, Oberhofprediger u. s. w. 1813. VI u. 160 S. 8. (18 gr.)

Entrüstet über den Unglauben des Zeitalters und den unheiligen Sinn, mit welchem die kanonischen Schriften des neuen Bundes oft behandelt worden sind, hält der Vf. ein Wunder für nöthig, um den gesunkenen und jetzt fast verschwundenen Glauben an die Göttlichkeit der heil. Schrift wieder herzustellen. Dieses Wunder nun, welches den Glauben allmächtig stützt, befindet sich, wie S. 13 versichert wird, in der Apokalypse. Denn Hr. *G.* will in der Folge diese zwey Grundsätze, welche er jetzt S. 10 nur als Heischesätze annimmt, über alle Einwürfe erhaben aufstellen, dass a) die Apokalypse nicht directe bestimmt sey, dogmatische und moralische Lehren vorzutragen und einzuschärfen, sondern bloss Geschichte, die Hauptbegebenheiten der christlichen Kirche, in den dem Joh. vorgeschwebten Erscheinungen und deren richtigen Auslegung darzustellen, und b) dass sie ihrem ursprünglichen Zwecke nach ein Wunder der göttlichen Allwissenheit sey, und durch die genaueste Erfüllung und unverkennbar richtige Deutung ihrer Weissagungen in den spätesten Zeiten der christlichen Welt den gesunkenen Glauben an die Göttlichkeit der heil. Schrift wieder herstelle. Daher hat Gottes Weisheit nach S. 144 die Entdeckung der Geheimnisse in der Offenbarung bis auf unsere Zeiten aufbehalten, um als Gegengift gegen den Unglauben zu wirken, und hat es dem Vf. gelingen lassen, den Schlüssel zur Erklärung der Apokalypse, welchen bisher alle Ausleger vergeblich gesucht haben, zu finden. Dieser Schlüssel ist in der Zahl 666 verborgen. Daher macht Hr. *G.* mit dem 13 Cap. den Anfang seiner Erklärung; aber er wird die Enthüllung der übrigen Geheimnisse der ungläubigen Welt nicht lange vorenthalten. Rec. eilt nun das Gefundene mitzutheilen. In der Erklärung der ersten 17 Verse folgt der Vf. häufig dem *Grotius*, und es dürfen daher nur die von diesem abweichenden Deutungen angegeben werden. Das erste Thier ist das den Sohn Gottes lästernde Heidenthum im römischen Reiche, die 7 Häupter sind die ersten 7 Kaiser von Rom, vgl. Apokalypse XVII, 10, das tödtlich verwundete Haupt ist, wie auch *Eichhorn* annimmt, Nero, unter welchem das Reich dem Untergange nahe schien. Das zweyte, einem Lamme ähnliche Thier mit 2 Hörnern deutet den Vespasian und Titus an, die zwar mild und sanft regierten, aber das Heidenthum mächtig beförderten; die göttliche Verehrung der Kaiser stieg immer höher unter und nach ihnen. Die Wunder, die diess Thier verrichtet, werden von den Wundern des Vespasian und Apollonius von Thyana verstanden. Das Subject, das sich an Stirn und Hand Zeichen macht, sind die Christen, welchen Domitian, wie der Vf. muthmasset, den Befehl gegeben hat, durch ein Schandmal sich auszuzeichnen, das auf jene Theile gebrannt war. Nach diesen vorläufigen Erklärungen kommt endlich der Vf. S. 114 auf die Enthüllung des apokalypt. Geheimnisses. Der Zweck der verborgenen Zahl soll kein anderer seyn, als die tröstende Versicherung: das römische Heidenthum muss und wird zu Grunde gehen. Durch Auffindung eines passenden Namens, was man auf die verschiedenste Weise versucht hat, ist es unmöglich, die Zahl 666 zu erklären. Es sollte daher auch durch dieselbe nicht bestimmt werden, durch wen das Heidenthum gestürzt werden sollte, sondern nur die Zeit, wann diess geschehen würde. Diese Zeitdauer kann nicht nach Einem Menschenleben ausgemessen werden; es muss diess eine Aera, die Jahrzahl eines Staates seyn. Diese sollte eines Menschen Zahl seyn, d. h. den Namen von einem Menschen haben. Von der Art war nur die Aera der Seleuciden, die zwar aufgehört hatte, aber namentlich unter den Juden damals noch bekannt war, vielleicht auch in dem kleinen Comagene noch fortdauerte. Nach dieser Aera berechnet Joh. die Zahl des Thieres. Setzt man diese Aera 311 Jahr vor Christi Geburt, und rechnet dazu 355 J. nach Christi Geburt; so kommt man auf das Jahr 355 p. C. n., in welchem Julian, der letzte heidnische Kaiser, zum Caesar erklärt wurde. So entsteht die reine Summe von 666 Jahren, welche das Ende von der Herrschaft des römischen Heidenthums mit Julian anzeigt. Joh. wählte nicht das Ende, sondern den Anfang von Julians Regierung, damit das mystische Ansehen, das Frappante von drey Sechsen herauskommen sollte. Diess ist denn die Lösung der räthselhaften Zahl. Rec. fühlt weder Neigung, diesen Versuch zur Aufklärung des bisher dunkelsten Theils der Schrift, wie Hr. *G.* fürchtet, zu verspotten, noch will er ihm das kleine Verdienst, das sich der Vf., wie er S. 147 bescheiden sagt, damit

erwarb, missgönnen oder schmälern; allein diess wird wohl Rec. vergönnet seyn, offen und ruhig die Gründe darzulegen, aus welchen ihn dieser Versuch nicht befriediget, wenn auch der historische Zweck der Apokalypse keinem Zweifel unterworfen wäre. 1) Die Annahme, dass ἀριθμὸς ἀνθρώπου eine Aere anzeige, welche von einem Menschen den Namen habe, ist von allen Gründen entblösst; man müsste denn dafür gelten lassen, was S. 226 gesagt wird, „dass die Zeitdauer des römischen Heidenthums nicht durch die Währung eines einzigen Menschenlebens ausgemessen werden könne." Kann sie es aber durch die, nur wenig Jahrhunderte dauernde, *Aera Seleucidarum*? Der ἀριθμὸς τοῦ ἀνθρώπου (τοῦ θηρίου) scheint vielmehr dringend zu fodern, dass es eine Zahl sey, durch welche ein, uns freylich unentdeckbarer Name angedeutet wird. 2) Gesteht Rec. gern zu, dass diese Art der Zeitrechnung, wie nicht nur 1 Macc. I, sondern auch Josephus und eine Stelle aus Jedaim bey Lightfoot ad Act. XXVIII, 2 beweisen, den Juden bekannt war; allein diese Bekanntschaft ging nur auf Palästina, und die Heiden in dem weströmischen Reiche kannten sie nicht. Alle Sagacität, zu welcher Joh. auffodert, musste also bey diesen schon damals, noch mehr in der folgenden Zeit, verloren seyn. 3) Noch mehr Bedenklichkeit macht aber Rec. der Umstand, dass nach der von Hn. G. angenommenen Berechnung das Jahr 666 auf das Jahr fällt, in welchem Julian erst zur Würde eines Cäsars erhoben wurde. Wenn der Prophet einmal das Jahr zum Troste der Christen bestimmt angeben wollte, in welchem Rom's heidnische Beherrscher aufhören sollten: so ist die Erwartung gewiss nicht unbillig, dass die Berechnung zutreffe. Es wäre ein unwürdiges und liebloses Spiel mit dem ängstlichen Harren der Christen, welche das Geheimniss gefunden hatten, gewesen, wenn sie durch den Seher selbst getäuscht worden wären, da Julian's feinere Machinationen gegen das Christenthum ihnen eben so viele Sorgen, als die vorhergegangenen Verfolgungen, machen mussten. Und würde Hn. G., im Fall er zu jener Zeit gelebt hätte, sich durch die Antwort des Joh. haben beruhigen lassen: freylich war mit Julian's Ernennung zum Cäsar die Herrschaft des römischen Heidenthums nicht zu Ende; allein ich wählete diesen Zeitpunct, damit die mystische und frappante Zahl von drey Sechsen herauskommen sollte? Diess alles bey Seite gesetzt, trifft 4) die Berechnung selbst nicht zu, weil Hr. G. die Differenz der *Aera Dionysiana*, nach welcher er die 355 Jahre berechnet, von dem eigentlichen Geburtsjahre Jesu ganz ausser Acht gelassen hat. Da bekanntlich diese Aere erst zu Anfange des 6 Saec. anfängt: so konnten die früheren Christen, falls sie von Christi Geburt an rechnen wollten, nicht den Fehler des Dionysius in Rechnung bringen, und mussten also auf ein anderes, als das von dem Vf. bestimmte, Jahr kommen. — Aus den eben angeführten Gründen ist Rec. durch diesen neuen Versuch, die Apokalypse historisch zu erklären, in seinem Misstrauen gegen alle Versuche der Art bestärkt worden. Sollte der Vf. die Fortsetzung seiner Untersuchungen dem Publicum mittheilen: so möchte Rec. ihm noch empfehlen, 1) eine gedrängtere Schreibart und die Vermeidung aller Excurse, die nicht unmittelbar zur Sache gehören, z. B. über Apollon. v. Th., die Beschuldigungen der Heiden gegen das Christenthum, die Martern und Verfolgungen der ersten Christen; 2) eine strengere historische Kritik: denn nimmermehr wird sich aus dem XII Cap. der Apok., in welchem Hr. G. unter dem Weibe die gebenedeyte, hochheilige Maria versteht, beweisen lassen, dass dieselbe bis zu Jerusalems Zerstörung gelebt habe, und über 80 Jahre alt geworden sey. Moralische Gründe entscheiden über die Lebensdauer eines Menschen nichts, und ausser Euseb. in Chron., der ihren Tod ins J. 48 setzt, erwähnt kein älterer Schriftsteller dieselbe. 3) Einen gemässigteren und billigeren Ton gegen Andersdenkende. Der Vf. eifert gegen diejenigen S. 12, welche die kanonischen Erzählungen der Urzeit in das Reich der Mythen verweisen, und schliesst die Note dazu mit den Worten: „Das heisse ich Cynik! Diogenes ist wieder auferstanden. Doch er liebte bey bestimmter Unverschämtheit die Tugend — thun es ihm unsere Ästhetiker gleich?" Das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ leite des Vfs. Urtheile über die Meinungen anderer Gelehrten!

G. P. B.

Leipzig, Rostock u. Schwerin, b. Stiller: *Exegetische Bruchstücke.* Zweyter Prodromus einer Darstellung des Christenthums nach Vernunft und Bibel für nicht-theologische, aber wissenschaftlich gebildete Leser aus den höheren und mittleren Ständen. 1812. VIII u. 179 S. 8. (18 gr.)

Dieses Werkchen ist Fortsetzung der *Ansichten von interessanten, dunkeln und sinnreichen Stellen des neuen Testaments*, die wir in diesen Blättern (1812. No. 218. S. 182 ff.) angezeigt haben. Der Vf., um die ungünstige Beurtheilung seiner ersten Arbeit sich nicht kümmernd, geht ungehindert seines Weges fort; und gleich als wenn er nur fürchtete, sich in seinen, übrigens ganz und gar nicht originellen Ansichten nicht deutlich genug gemacht zu haben, schickt er voraus einen *Versuch über die Art und Weise, wie das N. T. zu übersetzen sey, nebst der Untersuchung einiger Stellen des N. T. in der Übersetzung des Hn. Dr. Stolz.* Schon aus den früheren Äusserungen des Vfs. über diesen Gegenstand wurde klar, dass er sich unter einer Übersetzung für Nichttheologen nichts mehr und nichts weniger als eine Paraphrase denkt. In dieser Verwirrung der Begriffe schwatzt er nun ein Langes und Breites über das ihm vorschwebende Ideal einer solchen Übersetzung, was er alles mit dem einzigen Satz hätte sagen können: eine Übersetzung des N. T. für Nichttheologen muss paraphrastisch, noch paraphrastischer als die des Hn. *Stolz*, oder, wie er es ausdrückt, eine *Sinnübersetzung* seyn. Um uns die Darlegung

seiner mit ganz bekannten Gründen unterstützten Meinung zu ersparen, wollen wir nur ein Beyspiel anführen, wie er *Luther* und *Stolz* verbessert. 1 Cor. 13, 1—2.

Luther: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntniss, und hätte allen Glauben, also, dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts.

Stolz: Wenn ich alle Sprachen der Völker, ja die Sprachen der Engel spräche, und mir fehlte es an Menschenliebe: so wäre ich doch nur eine schmetternde Posaune, nur eine klingende Cymbel. Und wenn ich mit Begeisterung lehrte, und alle Geheimnisse wüsste, und alle Kenntniss besässe, und den stärksten Glauben hätte, so dass Berge mir von der Stelle wichen, und mir fehlte es an Menschenliebe: so wäre ich nichts.

Der Vf.: Wenn ich die rührendste und erhabenste Beredtsamkeit besässe, und mich beseelte dabey nicht Menschenliebe: so wären meine Worte ein leerer nichts bedeutender Schall. Und wenn ich die sichersten Urtheile (Resultate) zu fällen, und die deutlichsten Auslegungen zu machen verstünde, und wäre ein Held im Glauben, das alles aber wäre nicht mit Menschenliebe verbunden: so hätte es keinen Werth.

Hiebey die Note: „Berge versetzen soll auch eine rabbinische Redensart seyn, die so viel bedeutet, als in der Disputirkunst sehr geübt seyn, z. B. Hiob 9, 5. Das würde hier sehr gut passen, die Stelle müsste dann übersetzt werden: — und wäre ein Meister im Disputiren —" Das heisst doch in der That mit Geschmack übersetzen, und mit Einsicht auslegen! Noch schöner ist aber folgende Übersetzung: Wenn Matthäus Cap. 27, 51 — 53 erzählt, dass der Vorhang im Tempel zerrissen, und die Heiligen aus den Gräbern auferstanden und und in der Stadt Vielen erschienen seyn: so heisst das nach dem Vf.: „*Jetzt stand der freye Zugang zu Gott einem jeden offen, die Natur selbst nahm Antheil an dieser Veränderung; viele gute Menschen, die vorher überschrieen und von Anderen hingerissen waren, kehrten in der Folge zu günstigen Gesinnungen gegen Jesum zurück, und erklärten sich öffentlich in Jerusalem für seine Verehrer.*" Der Vf. ist von dieser Art auszulegen und zu übersetzen so eingenommen, dass er zwischen dem ehemaligen katholischen Bibelverbot und der protestantischen unbedingten Erlaubniss die Bibel zu lesen, was er beides für Extreme hält, eine Mittelstrasse einzuschlagen, und den Nichttheologen eine Sinnübersetzung — versteht sich von des Vfs. Arbeit — in die Hände zu geben räth. — Die hierauf folgenden Verbesserungen der *stolzischen* Übersetzung tragen so sehr den Stempel exegetischer Gemeinheit, dass wir den Lesern und uns den Ekel ersparen, in die Beurtheilung derselben einzugehen.

Es folgt ein *Versuch über den Sprachgenius, welcher in den Urkunden des Christenthums herrscht.* Alles Anstössige und Schwierige im N. T., besonders in der Geschichte, will der Vf. heben und lösen durch die gehörige Behandlung des in diesen Büchern herrschenden poetischen Sprachgenius, welcher Gegenstände, die ihrer Natur nach geistig und abstract seyen, in Handlung setze, ihnen eine Form, ein Bild gebe, sie versinnliche. Was der Vf. will, ist schon durch die vorhin angeführte Erklärung von dem Mythus im Matthäus klar, es ist grösstentheils die schon längst dagewesene und hoffentlich bald ganz verworfene, von dem Vf. aber noch viel willkührlicher getriebene, halb mythische Erklärungsart, nach welcher in den biblischen Mythen Einkleidungen eines leicht auszumittelnden historischen Stoffs angenommen werden, eine Verfahrungsart, deren Wahres und Falsches wir hier nicht aus einander setzen dürfen.

Der dritte *Versuch über die eigentliche Tendenz des Briefes an die Römer* bestimmt diese als eine politische (!), d. h. der Brief solle zeigen, dass die Convertiten aus den Heiden eben so gut das messianische Bürgerrecht hätten, als die Convertiten aus den Juden. Der Vf. besitzt in der That die Kunst, das Erhabene und Ideale des N. T. recht gemein und verständig darzustellen.

Über Röm. 8, 18 — 23. Den Schlüssel dieser schweren Stelle findet der Vf. in der allein von ihm entdeckten und schon in seinen *Ansichten* geltend gemachten Bedeutung des Wortes σῶμα: *christlicher Verein, christliche Gemeine.*

Über 1 *Cor.* 11, 23. Hier der gute Gedanke, dass wir die Erhaltung der Stiftung des Abendmahls vielleicht allein dem Apostel Paulus zu verdanken haben. (Man denke dabey an das Stillschweigen des Evangeliums Johannes über diese wichtige Sache!) Der Sinn der Worte: *ich habe es vom Herrn empfangen*, soll seyn: Paulus habe sich durch eigenes Nachdenken von dem Nutzen und der Zweckmässigkeit der Fortsetzung dieser Stiftung überzeugt. „Ich sehe, wolle Paulus sagen, die Absicht des Herrn bey dieser Stiftung deutlich ein, so deutlich, als hätte er selbst sie mir erklärt." Es ist ja aber offenbar von dem Factum und der Art und Weise der Einsetzung die Rede, und nicht davon, dass es nützlich und zweckmässig sey, die Feyer fortzusetzen. Die Abhandlung schliesst übrigens mit einem witzig seyn sollenden Ausfall auf Hn. Dr. *Stephani*, der in einer seiner Schriften den Ausdruck gebraucht hat, *Paulus habe sich unter die Apostel gedrängt.* Der Vf. ist in seiner Polemik eben so gemein, als in seiner Schrifterklärung.

Versuch über den wahren Vf. des Briefs an die Hebräer. Dass Paulus der Vf. nicht sey, wird mit meistens bekannten Gründen gezeigt, und für den Apollos entschieden, ohne dass doch auch nur Ein bestimmter Grund für ihn angeführt würde. Denn gerade den wichtigsten, den alexandrinischen Charakter des Briefes, vergisst der Vf.

Versuch einer Enthüllung der Verklärungsscene, Matth. 17, 1—9. Jesus wurde da nicht verwandelt, sondern nahm einen anderen Charakter, eine andere Miene an, er stellte eine ganz andere Person vor, d. h. er schickte sich an, ihnen neue Aufschlüsse über sein Unternehmen, über seinen Plan, mitzutheilen. Mose und Elia erschienen nicht, sondern Jesus unterhielt

ſeine Vertrauten von den Lehrſätzen der alten jüdiſchen Religionslehrer, und ſtellte die ſeinigen damit in Vergleichung. Petrus, vorſchnell, wie immer, und ohne die ganze Meinung ſeines Meiſters noch recht gefaſst zu haben, fand Gefallen an den alten jüdiſchen Religionslehren, glaubte, daſs ſie mit Jeſu Lehrſätzen amalgamirt werden ſollten, und rief: Hier iſt gut ſeyn u. ſ. w. Aber Jeſus (nicht eine Stimme vom Himmel) rief: Ihr ſollet Gott als Vater verehren, und meine Bemühungen, den Opferdienſt zu ſtürzen, als Gott gefällig anſehen. Ich handle wie ein Sohn, der von ſeinem Vater Auftrag erhalten hat u. ſ. w. Dieſe vollkommene Entdeckung ſchreckte die Jünger — das iſt der Sinn der Worte, *ſie fielen auf ihr Angeſicht und erſchracken ſehr.* Nachher iſt Moſe und Elia verſchwunden, d. h. die Lehrſätze der jüdiſchen Religionslehre erſchienen den Jüngern nicht mehr annehmlich. Daſs aber Jeſus ihnen verbietet, dieſes Geſicht vor ſeiner Auferſtehung Jemand zu ſagen, heiſst ganz natürlich: erſt nach ſeinem Tode ſollten ſie dieſen Plan öffentlich befolgen. — Hier zwingt uns der Vf. in der That eine gewiſſe Bewunderung ab, da er bisher nur Ekel zu erregen wuſste.

Vermuthung über den wahren Urheber des Evangeliums Marci. Nicht Marcus iſt der Verfaſſer, ſondern Petrus, deſſen *Amanuenſis* Marcus war; und warum? Weil dieſes Evangelium ſo ſehr mit dem des Matthäus übereinſtimmt, was ſich nur daraus erklären läſst, daſs Matthäus und Petrus beide Augenzeugen der Geſchichte waren, und alſo daſſelbe, mit kleinen Verſchiedenheiten, übereinſtimmend erzählen konnten. — Das heiſst ſchwere Sachen leicht abthun.

Über περιπατεῖν ἐπὶ τῆς θαλάσσης *nach Matth.* 14, 22—34 *und* τὸ καταπέτασμα τοῦ ναοῦ ἐσχίσθη εἰς δύο ἀπὸ ἄνωθεν ἕως κάτω *nach Matth.* 27, 50—53. Erſtere Unterſuchung iſt durch einen Aufſatz des Hn. Prof. *Schultheſs* in den *Marb. theol. Annal.* März 1811. S. 123 ff. veranlaſst, und gegen deſſen Erklärung: *Jeſus ging auf den See zu,* gerichtet. Nach dem Vf. heiſst es: *Jeſus ging im See* (!). Die Erklärung der zweyten Stelle iſt die ſchon oben angegebene, und weiter ausgeführt. Die Sicherheit und Zuverſicht des Vfs. in ſolchen exegetiſchen Faſeleyen iſt zu bewundern.

Verſuch über die Bedeutung des Ausdrucks κόσμος *in den Urkunden des Chriſtenthums.* Κόσμος heiſst ſehr oft, und beſonders in der Stelle Joh. 3, 16, nicht *Welt* im umfaſſenden Sinne, ſondern bedeutet den *jüdiſchen Staat, das jüdiſche Volk,* und den Beweis führt der Vf. daraus, daſs dieſe Stelle in der Unterredung vorkommt, welche ein jüdiſcher *Staatsmann,* Nikodemus, mit Jeſu hält, und welche unſtreitig politiſch geweſen iſt.

Über Leſſings Ur-Evangelium. Hier ſetzt der Vf. ſeiner Arbeit die Krone auf, indem er über dieſen Gegenſtand, mit gänzlicher Unkunde ſowohl der Quellen-Materialien als der darüber bisher geführten Unterſuchungen, ſeine zu gar nichts führenden Zweifel und Vermuthungen vorträgt, die den nicht theologiſchen Leſer in gänzlicher Verwirrung laſſen, den Kenner aber mit Unwillen erfüllen müſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Meiſsen,* b. Gödſche: *Jeſaiae C.* 52, 14. 15. C. 53, 1—12, *praevia diſſertatiuncula de interpretandis prophetis,* illuſtrare ſtuduit *Joannes Samuel Schoene,* Weinbachlenſium Paſtor. 1813. 48 S. gr. 8.

Der Vf. lieſs dieſe Abhandlung drucken, um dem würdigen Nachfolger Reinhard's zu dem Antritte ſeines Amtes Glück zu wünſchen, und demſelben ſich zu empfehlen. Es war ihm nicht darum zu thun, die vielen abweichenden Erklärungen dieſer Stelle einer Reviſion zu unterwerfen, einen älteren Erklärungsverſuch mit neuen Gründen zu unterſtützen, oder ſelbſt eine neue Meinung vorzutragen: ſondern er wollte nur ſeine Kräfte im Auslegen dieſer ſchweren Stelle verſuchen, und *proprio Marte rem gerere.* Daher berührt er auch kaum im Vorbeygehen die wichtige Frage über das Subject der Weiſſagung, und lehnt mit dieſen Worten, das Eingehen auf dieſe Frage ab, S. XI.: *nunc tantum propoſitum mihi fuit, ut carmen explicarem in univerſum, idque magis aeſthetice, quam dogmatice.*" Der Hauptgedanke in der Abhandl. über die Auslegung der Propheten S. 13—20 iſt dieſer: Die Propheten ſind Dichter; Dichter aber S. 17 *ſaepius aut rem in facto poſitam, aut ideam abſtractam proponunt non nude et verbis propriis, ſed translatis et ornate; rem nudam et ſimplicem induunt et ornant varietate:* der Interpret müſſe daher die *rem ſimplicem,* welche durch *varia et concreta* ausgeſchmückt ſey, auſſuchen. Dann folgt eine faſt wörtliche lateiniſche Überſetzung, dieſer ſcholienartige Bemerkungen über die Bedeutung einzelner Wörter, und eine freye Überſetzung in deutſchen Hexametern, bey denen zuweilen Proſodie und Rhythmus vernachläſſiget ſind, ſchlieſst das Ganze. Eigen ſcheint dem Vf. die Erklärung des 9ten V., den er überſetzt: „*tradentur (illi) adverſarii, propter ſepulcrum ejus et divites propter mortem ejus.*" Möge Hn. S. das Studium der Wiſſenſchaften noch ferner Befriedigung geben und Freunde erwerben! O. P. B.

Leipzig, b. Steinacker: *Reinhard und Ammon als Dogmatiker, oder kritiſche Bemerkungen über Ammon's Summa theol. chriſt. mit ſteter Rückſicht auf Reinhard's Vorleſungen über die Dogmatik.* 1813. 46 S. 8. (4 gr.)

Dieſe Schrift iſt eigentlich eine Recenſion über Ammon's *Summa theol. chriſt. ed.* 2. deren Abdruck in der Zeitſchrift, für welche ſie beſtimmt war, durch eine früher eingegangene verhindert wurde. Ihr Vf., nach S. 39 ein Univerſitätsgelehrter, lieſs dieſelbe beſonders abdrucken, veranlaſst durch die Streitigkeiten über Conſequenz und Inconſequenz in den dogmatiſchen Syſtemen. Auf ſo wenigen Bogen läſst ſich eine, in die einzelnen Lehren eingehende, und tiefer begründete Vergleichung von den Syſtemen beider Dogmatiker nicht erwarten. Der Vf. beſchränkt ſich auch nur darauf, zuerſt Einiges über *Ammon's* Offenbarungsglauben zu erinnern, und ſtellt dann von S. 14—29 in geſpaltenen Zeilen die abweichenden Anſichten *R's.* und *A's.* von den Lehren unſerer Kirche, in denen das alte und neue Syſtem am meiſten divergiren, mit der Verfaſſer eigenen Worten neben einander. Hiebey hätte Rec. gewünſcht, daſs auch *A's.* Worte nicht in der Überſetzung, ſondern im Original gegeben worden wären. Dieſer Gegeneinanderſtellung folgen noch einige allgem. Bemerkungen über die Conſequenz beider Syſteme und die Vorzüge des Supernaturalismus für den Vortrag der Religion an das Volk. Eine Recenſion über eine Recenſion würde nicht an ihrer Stelle hier ſeyn; daher nur noch die Verſicherung, daſs es Niemanden gereuen wird, dieſe wenigen Bogen, die mit vieler Ruhe, Unparteylichkeit und Kenntniſs geſchrieben ſind, geleſen zu haben. O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
AUGUST 1814.

JURISPRUDENZ.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Jahrbücher der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft des Grossherzogthums Baden*, herausgegeben von Dr. *Fr. Brauer*, grossherz. badischem Staats- und Geheimen Cabinets-Rath, und Dr. *K. S. Zachariä*, grossh. badischem Hofrathe und öffentl. ordentl. Rechtslehrer auf der Universität zu Heidelberg. *Erster Band*. Jahrgang 1813. 408 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die durchaus veränderte Rechtsverfassung, welche durch die grossen Umwälzungen der neueren Zeit überall und ganz vorzüglich auch im Grossherzogthum Baden entstand, musste die ganze Rechtsanwendung sehr ungewiss und schwierig machen. Wohl mit Recht schien daher den gelehrten Vff. ein Werk, welches sich mit Lösung der Fragen über das Verhältniss der Gesetzgebung zur Praxis beschäftigte, oder wenigstens Mittel an die Hand gäbe, die sich bey der Anwendung der Gesetze hervorthuenden Schwierigkeiten öffentlich zur Sprache zu bringen, ein anerkanntes Bedürfniss für den badischen Geschäftsmann und für die Freunde des vaterländischen Rechts. In Erwartung der Beyträge sachkundiger Männer entschlossen sie sich daher zur Herausgabe des gegenwärtigen, unmittelbar für die Praxis bestimmten Werkes, welches in einem jährlich zu Ostern oder bald nachher erscheinenden Bande jedesmal enthalten soll: 1) eine Übersicht der im vorigen Jahre erschienenen Gesetze mit eingestreuten historischen und wissenschaftlichen Erläuterungen; 2) Abhandlungen über das vaterländische Recht, insbesondere über das neue Landrecht; 3) Rechtsfälle, entschieden von den Gerichten des Grossherzogthums; 4) Recensionen der über das vaterländische Recht erschienenden Schriften, 5) eine Anzeige der Titel der im letztverflossenen Jahre über das französische Civilrecht erschienenen Bücher; 6) Miscellen.

Der Gedanke eines solchen Magazins für das vaterländische Recht ist an sich schon wegen der durch Örtlichkeiten und Besonderheiten jedes Landes entstehenden, in einer allgemeinen deutschen Rechtswissenschaft nie gelösten Schwierigkeiten für eine wissenschaftliche und gründliche Rechtsverwaltung sehr gut, fast nothwendig, wenn nicht das wahre Leben — das Eigenthümliche und Besondere durch regellose Willkühr oder erzwungene Unterordnung unter allgemeine, nur bedingt richtige Regeln erstickt werden soll. Durch die gegenwärtige, hoffentlich nicht so bleibende, gänzliche Trennung und Verschiedenheit der Rechte einzelner deutscher Staaten wird der besondere Fleiss und Sorgfalt für das bloss vaterländische Recht noch um so wichtiger, je mehr allmählich die Quellen einer allgemeinen deutschen, von allen deutschen Rechtsgelehrten bearbeiteten Rechtswissenschaft für die Anwendung versiegen. Dass die beiden Herausgeber des vorliegenden Werkes durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn, der verewigte Geh. Cabinetsrath *Brauer* noch besonders als Urheber des meisten eigenthümlich neuen badischen Rechts und durch praktische Ausbildung, Hr. *Zachariä* aber als trefflicher Kenner des in Baden mit Modificationen angenommenen französischen Rechts, ganz die passenden Männer für ein solches Unternehmen waren, leidet keinen Zweifel, und wird durch die Auswahl und die scharfsinnige Ausführung der vor uns liegenden Aufsätze vollkommen bestätigt. Weniger scheint uns der an sich gewiss gute Plan dieses vaterländischen Magazins umfassend genug zu seyn, indem es nur auf die Rechtsanwendung, nicht, wie man aus dem Titel schliessen könnte, auf die Gesetzgebung berechnet, alles Legislative von seinem Wirkungskreis ausschliesst. Gesetzgebung aber, Wissenschaft und Anwendung stehen in so beständiger Wechselwirkung, greifen so in einander für Bildung des Rechts und des Rechtsgelehrten, dass sie am besten mit einander fortgebildet werden können. Ausserdem ist gerade für eine den Bedürfnissen des Volks und seinen Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten wahrhaft entsprechende Leitung der Gesetzgebung bey uns nirgends hinlänglich gesorgt, könnte aber in einem solchen vaterländischen Magazine gesorgt werden. Dadurch könnten unsere gesetzgebenden Behörden, die so oft mit sündlicher Leichtfertigkeit und Regierwuth unbedachte und widersprechende Verordnungen auf Verordnungen häufen, ohne einzusehen, dass sie so durch ihre Gesetze Recht und Gesetzlichkeit vernichten, dass alle Gesetze, die nicht aus dem Leben herauskommen, sondern über dasselbe gebieten wollen, zugleich despotisch und nichtig sind, und dass sehr oft das Leben besser sieht und regiert, als die Regierungen, — gewisslich sowohl vaterländisch als wissenschaftlich trefflich berathen, geleitet, und ihnen vorgearbeitet werden.

Da übrigens die vorliegenden Arbeiten einestheils durch ihre Richtung auf die Rechtsanwendung des Grossherzogthums *Baden* meist eine particuläre Bestimmung haben, anderntheils aber der in Baden aufgenommene *Code Napoléon*; in Ansehung dessen

mehrere recht gute Erörterungen vorkommen; als schmähliches Denkmal unserer vormaligen Erniedrigung, wie als Werkzeug der zukünftigen (ist dieses nicht jede fremde, stets *innerlich* todte, Sprache, Sitte, Gesetzgebung durch ihr unvermeidliches Verderben und Vernichten des wahren, eigenthümlichen Lebens?), mit Recht die Ehre und den Stolz aller vaterländisch Gesinnten beleidigt, und also auch fest zu hoffen ist, dass das Grossherzogthum Baden die, bey allen Vorzügen, doch leichtfertige, uns fremdartige und verderbliche Gesetzgebung des leichtfertigen übermüthigen Nachbarvolks möglichst bald aufgeben wird, um mit den übrigen deutschen Staaten die herrlichen Keime ursprünglich deutsches Rechts zu einem *einfachen allgemeinen* deutschen Gesetzbuche auszubilden: so dünkt uns ein ausführlicheres Eingehen in das Einzelne, oder wenigstens in das bloss Besondere dieser Abhandlungen, in diesem allgemein deutschen Blatte unpassend. Wir begnügen uns daher, nebst einigen allgemeineren Bemerkungen nur eine allgemeine Inhaltsanzeige dieses schätzbaren Werks zu geben, welches genügen wird, die badischen Staatsbeamten von der Brauchbarkeit desselben während der jetzigen Verhältnisse und von der Wünschenswürdigkeit einer veränderten Fortsetzung unter anderen Verhältnissen zu überzeugen.

I. *Gesetzgebung. Übersicht der im vorigen Jahre erschienenen Gesetze des Grossherzogthums*, von *Brauer*. Enthält in 5 Abschnitten einen passenden Auszug und erläuternde Übersicht 1) der Verfassungs-, 2) der Rechts-, 3) der Polizey-, 4) der Finanz- und 5) der Kriegs-Gesetze, woraus, wie auch aus einem Blick in die badischen Regierungsblätter, hervorgeht, dass es auch dem Grossherzogthum *Baden* eben so wenig an einer Menge neuer Gesetze fehlt (worauf wir indess unbedingt des *Tacitus „corruptissima republica plurimae leges"* anwenden), als an Verwirrung und Anstoss durch die neue Verfassung und fremden Gesetze. Diesem suchen denn die hier ausgezogenen gesetzlichen Bestimmungen oft recht gut auszuweichen und abzuhelfen, etwa ausgenommen, wo unsere deutsche Hülflosigkeit französischem Despotismus erlag, s. z. B. S. 11. II. *Rechtswissenschaft*. A) *Abhandlungen*. 1) *Über Sammtvergleiche zahlungsunvermögend gewordener Handelsleute und ihren Einfluss auf deren Wiederbefähigung*, von *Brauer*. Die Aufnahme französischer Handelsgesetze mit Auslassung der für den kleinen badischen Staat unpassenden Institute eigener Handelskammern und Handelsgerichte musste Schwierigkeiten und den Vorwurf einer zu grossen Erschwerung der Vergleiche zwischen zahlungsunfähigen Handelsleuten mit ihren Gläubigern, und der Wiederbefähigung der ersteren erzeugen. (Bekanntlich sind die neuen französischen Handelsgesetze sehr streng und sorgfältig gegen den Cridarius, suchen aber die Strenge der Gesetze durch Sachverstand und Billigkeitsrücksichten der besonderen Handelsbehörden zu mildern.) Der Vf. sucht die Zahlungsunvermögenheit, und Zahlungsflüchtigkeit, die verschiedenen Arten der Vermuthung der letzten und die verschiedenen Functionen des Richters, welcher im Badischen die dreyfache Person des Handels-, Straf- und Polizey-Richters vereinigt vorstellt, genau zu erörtern und zu sondern, und anzuzeigen, wie hiedurch, sowie durch die vor der wirklichen Zahlungseinstellung dem in Verfall gerathenden Schuldner zustehenden Erholungsverträge, gütliche und gerichtliche Vermögensabtretung, und durch die bloss auf Handelsleute zu beschränkenden Sammtvergleiche, deren rechtliche Natur besonders gut entwickelt wird, endlich durch genauere Bestimmung der Handelstandsunfähigkeit und Wiederbefähigung der Zahlungsunfähigen, — die Schwierigkeiten und zu grosse Härte vermindert oder aufgehoben sind. — 2) *Über die Vermögensrechte der Eheleute, die sich vor dem 1sten Januar 1810 verheirathet haben, deren Ehe aber noch am 1sten Januar 1810 bestand*. Von *Zachariä*. Die scheinbar und im Allgemeinen eben so leichte, als, bey der besonderen Anwendung schwierige Regel über die Rückwirkung neuer Gesetze wird hier in Anwendung auf den angegebenen besonderen, durch eine Landesverordnung (grossherzoglich badisches Edict über Einführung des *C. N.* vom 3ten Febr. 1809) näher, aber dennoch nicht deutlich genug bestimmten Fall mit Scharfsinn genauer erläutert. Der Vf. erörtert zuerst den allgemeinen Grundsatz von der rückwirkenden Kraft der Gesetze, und glaubt bey den so verschiedenartigen, noch nicht befriedigenden Versuchen der Lösung dieser schwierigen Aufgabe sich die Frage, „ob sie sich überhaupt eigentlich lösen lasse," aufwerfen, dieselbe aber verneinen zu müssen. Klar sey es nämlich zuerst, dass unmittelbar aus dem Gesetze des Rechts die Entscheidung nicht herzunehmen sey: denn diese Gesetze seyen ewig unabänderlich, das Merkmal des Anfangens und Endens in der Zeit sey ihnen *fremd*, stünde sogar mit dem Begriffe eines Rechtsgesetzes im Widerspruche (doch wohl nicht bey Annahme eines zwar auf die Moral gegründeten, aber doch erst durch eine Rechtsanerkennung und Vereinigung entstandenen *objectiven* Rechts?). Das Rechtsgesetz bedürfe indess zu seiner Verwirklichung der äusseren Macht des Staates, welche nur unter Zeitbedingungen existire, unter denen dann auch die Gültigkeit der Gesetze im Staate stehe. *Erstens* nämlich müssten sie von der Staatsgewalt sanctionirt seyn (Alle, auch die naturrechtlichen?); *zweytens* könnten sie erst *von der Zeit* dieser Sanction, und *drittens* nicht nach deren Aufhebung verpflichten. Diese bloss politischen Sätze müssten mit den Grundsätzen des Rechts und der rechtlichen Freyheit der Einzelnen in Übereinstimmung gesetzt werden. Die beiden letzteren Sätze aber stünden mit einander im Widerspruche, indem nach dem zweyten das Gesetz keine rückwirkende, nach dem dritten keine nachwirkende Kraft habe. Da aber mit dem Gesetze nicht die Thatsachen aufgehoben würden, durch welche unter seiner Herrschaft Rechte und Verbindlichkeiten begründet worden: so müsse es nach seiner Aufhebung Rechtsverhältnisse geben, die weder nach dem alten noch nach dem neuen Rechte,

mithin überall nicht rechtlich beurtheilt werden könnten, für welche keine Gerechtigkeit im Staate zu erhalten wäre. „*Man müsse also das neue und das alte, aufgehobene Recht als zwey für alle älteren Fälle neben einander bestehende Rechte betrachten, von welchen dasjenige in jedem einzelnen Falle vorzuziehen sey, dessen Anwendung die rechtmäßige Freyheit der Einzelnen am meisten begünstige.*" Von dieser Regel könne jedoch der Gesetzgeber aus Gründen des öffentlichen Wohls Ausnahmen machen; der Richter habe zufolge jenes Grundsatzes bey Fällen dieser Art vorzugsweise die Billigkeit zu berücksichtigen. Diese Bemerkungen zerhauen denn nun freylich unseren Knoten, statt ihn zu lösen; allein es wird auch hier, wie beym Zerhauen des gordischen, dennoch erst der Anstrengung und der günstigen Götter bedürfen, um den Zweck, die Bestimmung der scheinbaren Lösung, zu erreichen. Wäre des Vfs. Ansicht richtig: so dürfte uns weder das alte noch das neue Recht leiten, indem ja für eine bestimmte Anzahl von Fällen keins mehr als Recht *existirte*, und durch jede Veränderung der Gesetze entstünde nach des Vfs. eigenem Geständnisse, zumal da er auch die Gültigkeit des bloßen Naturrechts verwirft, ein Zustand wahrer Rechtlosigkeit, aus welchem uns am wenigsten die Billigkeit der Richter, die auf diesem weiten Meere nach Vernichtung aller Gesetze selbst ohne Steuer und Compass herumschwanken, herausziehen würde. Da aber solcher Zustand der Rechtlosigkeit sowohl nach den Gesetzen des Rechts, und der Politik als nach der Absicht des Gesetzgebers eben so undenkbar ist, als das, dass ein neues Gesetz in irgend einer Beziehung, für die Bestimmung irgend eines Rechts, früher gültig seyn könne, als das alte in dieser Beziehung, für die Bestimmung dieses Rechts, seine Gültigkeit verloren hat; da es ferner undenkbar ist, dass der Punct der rechtlichen *Vollendung* der wirklichen Existenzwerdung eines Rechtsverhältnisses — oder eines Rechts in verschiedene Zeiten und mithin unter verschiedene Gesetze falle: so fragt sich stets, wo hört das alte Recht auf, und wo fängt das neue an? Welches uns wenigstens nicht schwieriger zu beantworten dünkt, als die Frage, was denn nach des Vfs. Regel die ganz unbestimmt gelassenen Fälle seyen, wo altes und neues Recht zugleich gelten sollen; und welches übrigens eben so gewiss rechtlich, nicht bloss politisch, entschieden werden kann, als ja überhaupt alle menschlichen Verhältnisse, worüber das Recht unmittelbar entscheidet, nur in der Erfahrung und durch Raum und Zeit bedingt existiren. Schon aus dem Gesagten geht übrigens hervor, dass unsere Frage eine sey, und beantwortet werde mit der: wann sind gewisse Rechte wirklich existirend und vollendet, oder mit anderen Worten, wann sind sie unwiderruflich erworbene Rechte (*jura quaesita*)? Sind sie das schon vor Veränderung der Gesetze: so hat über sie das alte Recht vor Eintritt des neuen bereits definitiv entschieden. Das letztere findet bey ihnen gar keinen Wirkungskreis, und nur hier stehen seiner Anwendung die Gründe der Widernatürlichkeit der Verletzung actueller Rechte und des actuellen Besitzstandes entgegen. Denn die Heiligkeit des Besitzstandes an sich, d. h. seinem Vermögens- und durch Geld zu schätzenden Werthe, nicht etwa der vielleicht verderblichen Form und zukünftigen Ausübungs- und Anwendungs-Art nach, ist Basis alles Rechts, und kann, einmal aus der Combination der früheren Rechtsverhältnisse entstanden, nicht ohne gleich große Unsicherheit, Schädlichkeit und Ungerechtigkeit durch neue vorher nicht zu berechnende Gesetze vernichtet werden. Dagegen könne auf Fortbestehen der alten, vielleicht verderblichen, unpassenden oder ungerechten Gesetze, und die auf *lediglich unter der Bedingung* ihrer Fortdauer, ihrer bleibenden Verfügung oder Erlaubniss zukünftig zu erwerbenden Rechte, wie auf die Form zukünftiges Handelns gewiss, soweit die allgemeinen Verfassungsformen geachtet sind, die Bürger durchaus kein Recht haben. Daher denn z. B. die Wirkung neuer Gesetze auf die persönlichen Zustände, mithin auch auf das persönliche, nicht aber das Vermögens-Verhältniss in früher abgeschlossenen Ehen (wenigstens wo man sie nicht wie der *C. N.* nur als bloss willkührliche Vertragsverhältnisse, und als bloss durch den Vertrag gegründete, sondern vielmehr als durch seine Form nur zur Ausübung kommende, durch Religion und Moral geheiligte, bleibende persönliche Verhältnisse betrachtet), ferner auf zukünftig erst anfallende, vor Erscheinung des neuen Gesetzes stets widerrufliche, also noch nicht gültig erworbene Intestat- und testamentarische, nicht aber auf die schon vorher wirklich erworbenen vertragsmäßigen Erbrechte u. s. w. Mit dieser Grundansicht stimmen denn auch offenbar sowohl römisches als französisches Recht; und namentlich der französische Gerichtsgebrauch überein; obgleich in ihm bey den durch die Anwendung derselben entstehenden, wahrlich nicht unauflöslichen, Schwierigkeiten zuweilen, z. B. bey der Verjährung (wo zum Theil das alte, zum Theil das neue Recht angewendet wird, Sirey 1810. I. 319), gefehlt ist. Nicht ganz hiemit, und mit dem angenommenen allgemeinen Verbot der Rückwirkung vereinbarliche und schwierige Bestimmungen enthält das badische Landrecht, namentlich in Beziehung auf Ehen, welche der Vf. zuerst nach chronologischer Ordnung aufführt, mit bekanntem Scharfsinne erläutert, und dann in ein befriedigendes theoretisches Ganzes vereinigt.

III. *Über die Zulässigkeit des Rechtsmittels, wodurch sich der Inhaber einer Dienstbarkeit in dem jüngsten Besitze derselben vertheidigt unter der Herrschaft des Landrechts*, von *Zachariä*. Der Vf. geht hier von dem Grundsatze fast aller Ausleger des französischen Rechts aus, dass alle Sachen und Rechte, die nicht durch Ersitzung erworben werden können, auch nicht durch die Schutzmittel des jüngsten Besitzes geschützt werden könnten. Denn wie könne der den jüngsten Besitz zu schützen berechtigt seyn, dem nicht einmal der längste Besitz Schutz gewähren könne. Diesen Grundsatz trägt er auch auf das badische Landrecht, welches darüber gänzlich schweigt, über, und untersucht dann, welche einzelne Arten der Dienstbarkeiten als unverjährbar auch nicht durch

das Rechtsmittel des jüngsten Besitzes geschützt werden könnten. Allein Rec. scheint bey völligem Schweigen der Gesetze der Schluss der Gleichheit zwischen zwey so verschiedenen, im Ganzen rein politischen, und auf verschiedene Zwecke gerichteten Instituten, als das Schutzmittel des jüngsten Besitzes und die Ersitzung sind, durchaus gewagt; um so mehr, als das badische Landrecht mit Recht auch in der Behandlung beide trennt, die Lehre vom Besitz selbstständig entwickelt; und was *Brauer Erläuterung zum Zusatz 644* gerade als Hauptvorzug des neueren Rechts ausgezeichnet, durch Entfernung des *possessorii mixti* auch die bloss provisorische Natur der Besitzmittel von dem definitiven Rechte selbst bestimmt schneidet. Kann denn nicht der Gesetzgeber sehr gute Gründe haben, einen Besitz nicht für den definitiven Erwerb der Rechte hinlänglich zu erklären, dennoch aber die polizeyliche, provisorische Schützung des Besitzes damit zu verbinden? Wenn z. B. Satz 690 und 691 des B. L. R. mit dem *C. N.* aus guten Gründen bey verborgenen und nichtselbstständigen Dienstbarkeiten die erwerbende Verjährung, wenn der Satz 630 und 691, und der Zusatz 710 bey Gülten und Zinsen in der alten Form, bey Grundpflichtigkeiten, überhaupt allen, also auch den Verjährungs-Erwerb ausschliesst, zugleich aber die vorher durch Verjährung oder sonst rechtlich erworbenen fortbestehen lässt: kann man dann wohl behaupten, dass das Gesetz den Inhabern solcher Rechte das Schutzmittel des jüngsten Besitzes habe entziehen wollen? Fällt auch nur die Vermuthung eines rechtlichen Besitzes wegen Mangel der Verjährbarkeit hier hinweg? Oder soll man gegen den Grundsatz der gänzlichen Verwerfung des *possessorii mixti*, das Schutzmittel des jüngsten Besitzes in sofern zulassen, als die Erwerbung dieser Rechte vor Einführung des *C. N.* mitbewiesen wird? Schliesslich giebt der Vf. noch den Inhabern der Dienstbarkeiten eine sehr begründete und heilsame Warnung.

IV. *Zur Erläuterung des 14ten Satzes des Landrechts von Zacharias.* Der Vf. erörtert mit Gegeneinanderstellung der Verfügungen des *C. N.* und des B. L. R. die Verschiedenheit des alten und neuen Rechts über die Gerichtsbarkeits-Verhältnisse im Auslande, und commentirt dann zwey mit den Grossherzogthümern *Würzburg* und *Frankfurt* darüber abgeschlossene Verträge. Wir hoffen zu Gott, dass ähnliche Verträge, wenigstens unter *Deutschen*, fernerhin nicht mehr besonders brauchen abgeschlossen zu werden! — *Über die allgemeine gesetzliche Lehnspflege des badischen Rechts von Zachariä.* Der Vf. macht hier den Anfang, in den gewöhnlichen drey Abschnitten: 1) von dem Rechte zur Lehnsfolge; 2) von dem Rechtstitel, oder der Art der Lehnsfolge; 3) von der Ordnung der Lehnsfolge, die Grundsätze der neuen *gesetzlichen* Lehnsfolge zu entwickeln. — VI. *Wie lässt sich einem gefährlichen Übermass der Absolutionen im Criminalgerichte begegnen?* vom Hn. O. H. G. Präsident *Frhrn. von Drais.* Der Vf., der schon durch zwey beachtenswerthe Abhandlungen über die Ausrottung der Vaganten, und über eine zu diesem Ende jedem Menschen anzuweisende Ortsheimath für die öffentliche Sicherheit zu wirken suchte, hat denselben Zweck im Auge, durch Mehrung der gerechten Mittel, um ableugnende Verbrecher nicht so oft als bisher, und zum Schaden öffentlicher Sicherheit und Moralität, in den Criminalgerichten frey zu lassen. Eine Aufgabe, die gewiss um so wichtiger ist, als bey der höheren Cultur der Zeit und der Gerechtigkeit immer mehr und allgemeiner die alten auch vom Vf. gemissbilligten Mittel der Tortur und ausserordentlichen Strafe als ungerecht anerkannt und verbannt werden müssen. Der Vf. schlägt eine formelle Berichtigung der Lehre vom Beweise vor, und hat wohl Recht, dass man hier oft die Forderungen zu hoch gespannt, zu weit ausgedehnt hat; vielleicht weil man sich oft wirkliche unbedingte Erreichung der objectiven Wahrheit unter dem Beweise dachte, nicht aber nur ein *gesetzliches Mass* der höheren objectiven Wahrscheinlichkeit. Der Vf. sucht hiernach die Beweise auf manche empfehlungswürdige Weise zu erleichtern. Doch möchten seine Ansichten hie und da noch sorgfältige Prüfung erheischen: z. B. wenn er bey einem, nicht durch Nebenumstände qualificirten Geständniss, und bey Mangel des Beweises des Thatbestandes, statt der Freylassung Abwägung geminderter Strafe verlangt. Genau genommen, ist dieses weiter nichts als eine ausserordentliche Strafe mit allen ihren bekannten Vorwürfen. Es bleibt bey allen Schwierigkeiten des Beweises stets *die Frage*: ist es besser, durch möglichste Verbindung objectiver Thatsachen und streng logischer Schlüsse, oder durch Zutrauen auf das unmittelbare Rechtsgefühl, den gesunden Sinn und die moralische Überzeugung der Bürger möglichst das Rechte, und möglichste Rechtsgewissheit zu erhalten? Für die Entscheidung zwischen beiden, wie für den Grad der Vollständigkeit beider, wird sich im Allgemeinen, und bloss nach der nie zu ermessenden, selbst unwichtigeren, Übereinstimmung mit dem materiellen Recht und mit der objectiven Wahrheit, nie etwas Befriedigendes und Bündiges sagen lassen. Es kommt vorzüglich auf das viel wichtigere, viel leichter zu erkennende Rechtsgefühl eines bestimmten Volkes, und sein Zutrauen zu einer oder der anderen Art an. So wie unsere Beamten das Rechtsgefühl, die eigentliche Seele des Rechts, übersehen, wenn sie z. B. den einzelnen Bürger mit Stockschlägen oder sonst misshandeln, weil es dem einzelnen so misshandelten unschädlich sey, während es in der That Ehre, Freyheit und Rechtsgefühl seiner ganzen Classe verletzt; so übersieht man bey jenen Bestimmungen das Allgemeine und Höhere, *wenn man nicht stets von dem Zutrauen des bestimmten Volkes für die Wahrheit eines bestimmten Beweises ausgeht*. Darnach muss über Ordalien, Eidhelfer, Geschworene, wie über unsere objectiven Beweismittel geurtheilt werden, und keine Lehre darf und kann weniger allgemein behandelt werden, als die Lehre vom Beweise.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

JURISPRUDENZ.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Jahrbücher der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft des Grossherzogthums Baden*, herausgegeben von Dr. *Fr. Brauer* u. Dr. *K. S. Zachariä* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von diesen Ansichten wird jeder von selbst die Anwendung auf des Vfs. Grundsätze machen. Er will I) mit Aufhebung vieler gewöhnlicher Beschränkungen des Beweises, über den Beweis durch Zeugschaft und Urkunden folgende Grundsätze aufgestellt wissen: 1) „Zeugschaft oder Urkunden und allenfalls supplirende Ansichten müssen den Beweis eines abgeleugneten Verbrechens in dem hohen Grade liefern, dass der Richter nach seinen heiligen Pflichten und verantwortlich sich überzeugen könne, keinen hierin Unschuldigen zu verurtheilen.“ Diess scheint uns den angegebenen Hauptpunct des Beweises, das Zutrauen des Volks, sowohl die für dasselbe passenden subjectiven als die objectiven Beweisgrundsätze nicht hinlänglich zu beachten. Bey unthätigen Obergerichten, und bey Härte und Gewissenlosigkeit der Richter begünstigt dieser Grundsatz Ungerechtigkeit und Willkühr, im entgegengesetzten Fall übertriebene Ängstlichkeit und Lauheit, in jedem Fall Formlosigkeit und Unbestimmtheit. 2) „So oft eine Ansicht nur als entfernte angeschlagen wird, und dagegen eine *Pluralität* (warum nicht *Mehrheit*?) zur Herstellung des Hauptbeweises *concurriren* (warum nicht *zusammentreffen*?), soll es genug seyn, wenn jede, die als berichtigt aufgerechnet wird, nur die Aussage eines vollgültigen Zeugen vor sich habe; oder wenn auch an diesen die Glaubhaftigkeit noch geschwächt wäre, so kann nach Befund dieser Mangel wieder ersetzt werden durch eine hinzutretende Anzicht der Ansicht.“ Auch durch diesen Grundsatz scheint uns weder die Natur der objectiven Beweise, noch die der subjectiven (d. h. der unmittelbar, nicht auf des Richters, sondern auf der Bürger Zutrauen und natürlicher Überzeugung beruhenden) beachtet und befriedigt. II) Vorzüglich auch scheint dem Vf. die strengste Verfolgung der gerichtlichen Lüge für seinen Zweck wichtig und wirksam. Die Ausführungen dieses natürlichen, bisher zu wenig benutzten Mittels gegen die Verbrecher, die sich vielfältig über Nebenumstände in absichtliche Lügen verwickeln, lässt uns der Vf. für den zweyten Band dieses Werkes erwarten.

VII. *Beantwortung der Frage: Ist die Heirath zwischen dem Neffen und dessen verschwägerter Muhme nach dermaligen grossherzoglich badischen Gesetzen erlaubt oder verboten?* von *G* . . . Diese Frage, welche bey Gelegenheit eines solchen Falls, wo Ober- und Unter-Behörden verschiedener Meinung waren, entstand, wird nach den etwas sonderbaren badischen Ehegesetzen mit Recht erlaubend beantwortet.

B) *Rechtsfälle.* Wir zweifeln, ob die Praxis ganz logisch richtig als Unterabtheilung der Rechtswissenschaft aufgeführt ist, und ob sie nicht richtiger mit Inbegriff der unter No. C aufgeführten *amtlichen Schriften* als dritte Hauptseite des Rechts neben Gesetzgebung und Wissenschaft stünde. Jeder dieser drey Theile geht von seinem eigenen Princip aus, alle drey wirken gegenseitig auf einander, und auf die Bildung des Rechts und des Rechtszustandes eines Staats. I) *Zur grossherzoglichen Accisordnung* §. 100, *von einem Ungenannten.* Betrifft die Frage, was bey der durch Wiederholung verdoppelten Strafbestimmung der Accisunterschleife als ein erster, zweyter, dritter und vierter Frevel anzusehen sey. Darüber hatten sich in der Praxis verschiedene Meinungen gezeigt, obgleich nach Analogie des badischen Rechts bey anderen Vergehen, namentlich auch bey Diebstählen, wie nach der Natur der Sache, nur der vorher bestrafte Frevel in Anschlag gebracht werden zu müssen scheint. II) *Die Eintragung des Ehescheidungsurtheils in die Bücher des bürgerlichen Standes betreffend; nach Privatacten bearbeitet von Zachariä.* Ein interessanter, wohlerzählter Rechtsfall, an dessen Schlusse zwey neue, dahin einschlagende Bekanntmachungen des Justizministeriums erwähnt und erläutert werden. — III. *Nebenvortrag über die Vererbung der Bauerhöfe, und die dabey in Vorwurf kommende Vorsetz- oder Vortheils-Gerechtigkeit in den fünf oberen Kreisen des Grossherzogthums Baden*, vom Hn. O. H. G. Rath Dr. *Gamm.* Ein schwieriger, vorzüglich für die in der Überschrift bestimmte besondere Sphäre, und die in ihr bestehenden besonderen Rechtsverhältnisse der Bauerngüter interessanter und mit Gelehrsamkeit behandelter Rechtsfall.

C) *Amtliche Schriften.* I. *Präsidialbemerkungen über den Stand der Geschäfte am grossherzoglich badischen Oberhofgerichte, vom Jahrgang* 1812, vom Frhrn. *von Drais.* Zuerst dem versammelten Oberhofgerichte, dann mit Bericht dem Justizministerium vorgelegt. II. *Erlass des*

gesammelt hat. Im 9ten Capitel, von den Bedingungen, handelt er von den Bedingungen im Allgemeinen, von den beständigen Bedingungen — voll neuer Ansichten und Vorsichtswinke. Im 10ten von den Anzeigen und Verheimlichungen im Allgemeinen, und vom Beweise der Verheimlichung, im elften von den Verlusten und der Verbindlichkeit der Versicherer in Ansehung derselben, von den Verlusten durch Fehler oder Betrug des Versicherten, von den Verlusten durch Fehler oder Betrug des Capitäns und der Seeleute, von den Verlusten durch inneres Verderben der versicherten Gegenstände, von den eigentlichen Seeverlusten, von den Verlusten von höherer Hand, von den Verlusten durch Übersegelung, Gewaltthätigkeiten, Feuer u. s. w., von den Verlusten durch die Kosten der Rettung; im zwölften vom Abandon, von den Fällen, in welchen der Abandon Statt findet, und von den Wirkungen, der Form und Zeit der Abandons. Im 13 Capitel, von der Eintheilung und Berechnung der Schäden, handelt er von der Haverey und der Eintheilung der Schäden, von der Aufmachung der grossen Haverey, von der Aufmachung der particulären Haverey, von der Dispache; im vierzehnten vom Ristorno, vom gänzlichen und vom theilweisen Ristorno; im funfzehnten vom Beweise und der Einfoderung der Schäden, von dem Beweise der Wirklichkeit und Grösse der Schäden, von der Einfoderung und der Verjährung, und von dem Assecuranzprocesse. In der Abhandlung von den Bodmereyen handelt er von dem Ursprung, dem Wesen und der Form des Bodmereycontractes, von dem Aufnehmen der Gelder, von der Gefahr des Gebers, von der Beendigung des Bodmereycontractes. Das Werk beschliesst eine Abhandlung über Feuers- und Lebens-Gefahr, worüber wir in Deutschland nur das Wenige haben, welches *Weskett* darüber gesagt hat, und es wäre zu wünschen, dass die Lebensversicherungen in Deutschland mehr bekannt und benutzt würden, wie es bisher geschehen ist.

Wir haben im Vorstehenden mit einigen Zügen die Verdienste des vorliegenden Werkes, soviel die Kürze des Raums es erlaubt, anschaulich machen wollen. Die Materie ist zu reichhaltig, um Bruchstücke mittheilen zu können. Je fleissiger das Werk selbst benutzt wird: desto wohlthätiger wird es für den Geschäftsgang im Allgemeinen und für das Privatwohl des Einzelnen werden. Es ist eine nützliche Sache, dass in dem Werke auf die französische Gesetzgebung und die französischen Schriftsteller so viele Rücksicht genommen worden. In der 2ten Auflage des ersten Theils, und im 3ten und 4ten Theile sind die Gesetzesstellen nach den ältern, so wie nach dem *Code de commerce* angeführt. Im zweyten Theile konnten freylich nur die älteren Gesetze angeführt werden, wogegen aber sich am Ende des 4ten Theiles eine Vergleichung der älteren Assecuranzgesetze mit dem *Code de commerce* befindet.

Anweisungen zum Dispachiren waren weder bey uns Deutschen noch bey den Ausländern, wenn man *Magens* Beyspiele ausnimmt, die grösstentheils auf falschen Grundsätzen beruhen, so dass, was Hr. *Betecks* darüber in dem 4ten Abschnitt seines Werkes sagt, als ganz neu betrachtet werden kann. Überhaupt hat unsere Literatur durchaus kein Werk aufzuweisen, worin so viel praktisch Brauchbares und Neues über ein Fach gesagt ist, wie im vorliegenden Werke, dessen Werth, ungeachtet des Stillstandes der Geschäfte, in der kaufmännischen Welt allgemein anerkannt wird, und den Vf. nach England gerufen hat. Wenn auch Eines und das Andere bey einer künftigen Auflage des Werkes zweckmässiger eingerichtet werden könnte: so muss doch Jeder, der neue Arbeiten ähnlicher Art unter den Händen gehabt, bekennen, dass die erste Ausarbeitung reichhaltiger Materialien unendlich schwierig ist, wo man unmöglich jedes Einzelne im Gedächtniss haben, und in einem Moment übersehen kann. Wir finden im Ganzen, dass der Vf. eine natürliche Ordnung befolgt, und wir würden uns ein Gewissen daraus machen, kleine Mängel zu tadeln, bey einer Arbeit, die so beschwerlich und schwierig gewesen, und die so gelungen ausgefallen ist.

J. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Die Schlacht bey Breitenfeld unweit Leipzig am 7ten September 1631, und die Schlacht bey Lützen am 7ten November 1632. Zwey Scenen des dreyssigjährigen Kriegs, und Gegenstücke zu den Schlachten bey Lützen am 2 May 1813, und bey Leipzig am 16, 18, und 19 October 1813*, von *K. Curths*, Verfasser der Fortsetzung von „*Schillers* Geschichte der vereinigten Niederlande." 1814. 86 S. 8. (Broschirt 9 Gr.)

Um jene beiden merkwürdigen Begebenheiten des dreyssigjährigen Krieges als Gegenstücke der grossen Ereignisse der neuesten Zeit aufzustellen, hätte die Parallele besser durchgeführt, und nicht bloss auf das zufällige Zusammentreffen des Schauplatzes gegründet werden sollen. Am meisten ist sie bey der Schlacht von Lützen verfehlt, weil hier der Theil, der sich nach dem Kampfe zurückzog, als völlig geschlagen vorgestellt wird. Der Vortrag des Vfs. ist übrigens fliessend, und die Begebenheiten werden nach den zahlreich vorhandenen Vorarbeiten gut erzählt. Nur der Anfang schwebt in der Luft: denn man sieht nicht, worauf in der Stelle (S. 9) „.... bewogen *endlich* den Kurfürsten, sich *wenigstens* das Ansehen zu geben u. s. w.", die unterstrichenen Worte bezogen werden sollen. *Schillers* Geschichte des dreyssigjährigen Krieges ist fleissig benutzt worden, aber bey der Umarbeitung und Erweiterung hat manches Bild zerfliessen, manche Gruppe verschoben werden müssen. Wenn *Schiller* Tilly's Unentschlossenheit mit den Worten schildert: „Wider Willen riss ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahndungen umwölkten seine immer freye Stirne. *Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben*": so heisst es hier (S. 24): „Die Geschichtschreiber versichern, Tilly habe bey dem Anblick des feindlichen Heeres .... sich einigemal entfärbt, und von Bestürzung die Sprache verloren. *Vielleicht umschwebte ihn in diesem Moment Magdeburgs rächender Schutzgeist*, und goss eine schauerliche Ahnung in seine Seele." Ähnliche Vergleiche lassen sich oft anstellen, z. B. S. 71, bey Pappenheims Ankunft auf dem Schlachtfelde; S. 86, wo das Werk mit einem unwürdig ausgedrückten Urtheile Wallensteins schliesst, u. a. a. O.

Die Untersuchung über Gustav Adolphs Tod ist in dem Gegenstück nicht an ihrem Platz, so wenig als die unnöthigen fremden Wörter, wie *Elite*, das *Intervall* u. m., in der sonst reinen Sprache des Vfs. Die Redensart: mehrere andere das Feuer mittheilte, zählen wir unter die Druckfehler, die in dem Buche nicht selten sind, und von denen (S. 47) Freyburg st. Freyberg, und (S. 57) Torgau st. Naumburg, einen ganz falschen Sinn geben.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

MEDICIN.

Nürnberg, b. Schrag: *Chirurgische Versuche* von *Bernhard Gottl. Schreger*, d. Phil. Med. u. Chir. Dr., kön. bair. Hofr., öff. ord. Lehrer d. Chirur. und Med. auf der Univ. zu Erlangen, des chir. Inst. Director u. s. w. Erster Band, mit zwey Kupf. 1811. 321 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der verdienstvolle Vf. hat sich durch Bekanntmachung der in dieser Schrift enthaltenen Beobachtungen ein bleibendes Verdienst um die Chirurgie erworben, und ihr Gebiet in mancher Hinsicht erweitert; er hat hiedurch von neuem sein Talent als scharfsichtiger und gründlicher Beobachter bewährt, und einen Beweis gegeben, dass er in lichtvoller, lebendiger Darstellung nicht weniger gewandt sey, als in Vollziehung der gefährlichsten und feinsten Operationen. Eine kurze Darstellung des Inhaltes dieser Schrift wird die Belege zu diesem Urtheile liefern. Sie enthält: I) *Neue Darstellungen aus dem Gebiete der Hydrocele*, und zwar 1) *Über die Formen der angebornen Hydrocele*. S. 1 ff. Der Vf. giebt ausser der bekannten Form noch drey andere an. Die bekannte beschreibt er so: der gesammte, in seiner Bauchmündung und ganzen Länge hinab, bis zum sphärischen Grunde ungeschlossene Scheidenfortsatz des Bauchfells; die zweyte Form (die erste der vom Vf. hier zuerst aufgestellten) ist die, wo sich die Wasseranhäufung von der Bauchhöhlenmündung des Scheidenfortsatzes bloss bis etwa eine Linie über den Hoden erstreckt; die dritte: wo die Bauchmündung und der obere Theil des Canals bis zwischen die Schenkel der Bauchspalte geschlossen ist; den Wasserbehälter bildet der übrige Canal bis hinab in den Grund der Hodenscheidenhaut. Die vierte: wo eine eigene, in dem Scheidencanal neugebildete geschlossene häutige Cystis die Flüssigkeit enthält. Man sieht aus dieser Aufzählung, dass, obgleich diese Formen, besonders die zweyte und dritte, jedem erfahrenen Chirurgen bekannt waren, dem Vf. doch das Verdienst bleibt, sie öffentlich namhaft gemacht und genau unterschieden zu haben. Die dritte Form ist besonders häufig bey Erwachsenen, und Rec. operirte sie immer durch den Schnitt mit glücklichem Erfolge. Mit des Vfs. Urtheil über *Viguerin's* und *Desaults* Heilmethode der ersten Form der Hydrocele ist Rec. ganz einverstanden. Die sicherste und bequemste Methode scheint ihm die zu seyn, wo durch einen mässig grossen Schnitt oder Stich die Flüssigkeit abgelassen, dann ein hinlänglich langes Bourdonnet so lange eingelegt und nicht eher herausgenommen wird, bis die steigende Empfindlichkeit eine adhäsive Entzündung verkündet; — nicht bis Eiterung erfolgt. Ob nun gleich der Vf. noch drey verschiedene Formen namhaft gemacht hat: so ist ihre Mannichfaltigkeit doch noch nicht erschöpft. So ist Rec. einmal der Fall vorgekommen, dass der Scheidencanal über den Hoden verwachsen, und diesseits und jenseits mit Flüssigkeit angefüllt war, so dass die Lymphe, die den Hoden umgab, mit der oberen in keiner Verbindung stand. Auch gehören als verschiedene Form die vom Vf. in der Folge erwähnten Anhäufungen von Lymphe in dem Scheidencanale, in mehreren Abtheilungen, hieher. 2) *Über den Wasserbruch des Scheidencanals*. Der Vf. beweist in dieser Abhandlung durch Beobachtungen, dass der Scheidencanal in der früheren Kindheit meistens noch offen, und selbst nicht selten bey Erwachsenen bis in die Mitte des dritten Jahrzehendes so gefunden werde; dass selbst im höheren Alter noch Spuren seines Daseyns vorhanden seyen, die er *ruinae processus vaginalis peritonei* nennt; und dass der sogenannte Balgwasserbruch (*hydrocele cystica*) gar nicht existire, sondern nichts anderes als eine Anhäufung der Flüssigkeit in einzelnen Abtheilungen des Scheidencanales sey. Da die letzte Behauptung nur so lange gilt, bis ein Fall aufgefunden wird, der das Gegentheil beweise, wovon Rec. aber keiner bekannt ist: so stimmt er dem Vf. hierin bey, und sieht diese Abhandlung als eine Berichtigung unserer chirurgischen Kenntnisse an. 3) *Über Erkenntniss und Behandlung der mit Hernien complicirten Hydrocelen*, S. 86. Die vier Varietäten, welche der Vf. angiebt, können bequem in zwey zusammengezogen werden: sie sind entweder solche, wo die hervorgetretenen Theile nur den oberen Theil des Bruchsacks einnehmen, indem sie mehr oder weniger tief heraus- und herabgetreten sind, das Wasser den unteren; und solche, wo diese Theile den ganzen Bruchsack ausfüllen und von Wasser umgeben sind. Die diagnostischen Zeichen sind sorgfältig und genau angegeben, obgleich nicht zu leugnen ist, dass doch Fälle vorkommen können, wo die Diagnose ungewiss bleibt. Was der Vf. von *Desaults* Operationsverfahren sagt, ist sehr wahr. 4) *Über Heilung der Hydrocele durch Luft einblasen*. S. 132. Der Vf. erzählt einige Fälle, in welchen er durch diese Methode eine adhäsive Entzündung und Heilung der Hydrocele bewerkstelligt hat. Rec. hat sie selbst auch mehrere Male versucht, findet sie aber doch unbequemer als die oben von ihm angegebene Methode. Wenn die Luft durch Röhren eingeblasen

wird, die nicht genau die Wunde ausfüllen: so entsteht leicht ein Emphysem. II. *Versuch zur Vervollkommnung der Herniotomie.* 1) *Über Radicalcur der beweglichen Hernien*, S. 149; durch Einspritzungen mit rothem Wein. Allein dadurch wird, nach unserer Erfahrung, eben so wenig in allen Fällen eine Radicalcur bewirkt, als durch das von Langenbeck empfohlene Unterbinden des Bruchsacks. 2) *Über Schenkelbruchschnitt*, S. 171. Der Vf. empfiehlt das Einkerben des Leistenbandes, durch mehrere kleine Schnitte. Die Hauptsache bey der Herniotomie ist immer die Untersuchung und zweckmäfsige Erweiterung und Einschneidung des Bruchsackhalses; der Bauchring und das Leistenband werden unter den Händen eines gewandten Operateurs nur höchst selten Einschnitte zur Erweiterung nöthig haben, fast immer werden Ausdehnungen zur Erfüllung des Zweckes der Reposition hinreichend seyn. III. *Nachträge zur Chirurgie der Harnverhaltungen.* 1) *Palliativchirurgie der Ischuria calculosa*, S. 187. Zurückbringung der in der Harnröhre eingeklemmten Steine in die Blase durch Einspritzungen von Wasser durch ein hinlänglich langes Rohr. Da diese Methode die Vergröfserung der Steine in der Harnblase leicht zur Folge haben kann: so würde Rec. sie nur in dem einzigen Falle angezeigt finden, wo chronische Stricturen in der Harnröhre die Ausführung der Steine ganz unmöglich machen. In den übrigen Fällen, wenn der Stein einmal ein Stück in der Harnröhre vorwärts gegangen ist, werden krampfstillende Mittel, besonders Opiate in grofsen Dosen und als Einreibungen; vereint mit einiger Anstrengung durch Pressen, ihn vollends zu Tage fördern; auch können Erweiterungen der Harnröhre durch starke elastische Katheder und Bougies, und Einschnitte im Nothfalle Hülfe leisten. 2) *Über den Blasenstich oberhalb der Schoossfuge*, S. 211. Was der Vf. in diesem Abschnitte sagt, ist sehr richtig und ganz aus der Erfahrung geschöpft; hauptsächlich ist die Cautel nicht genug zu empfehlen, gleich beym Einstechen des Troikars so tief hinein zu gehen, als nöthig ist, damit die Blase nicht von dem Röhrchen abgleite, wenn sie entleert ist, und nicht erst später, wenn die Ausleerung des Urins vorüber ist, das Röhrchen weiter hineinzustofsen, weil dadurch allemal die Adhäsion und Verwachsung der Blase mit der Öffnung in den äufseren Bedeckungen verhindert wird. Diefs gilt hauptsächlich in denjenigen Fällen, wo der natürliche Weg auf lange Zeit, oder auf immer verschlossen ist. Die vom Vf. angegebenen Cautelen bey dieser Operation sind durchaus praktisch, und haben unsere ganze Zustimmung. IV. *Neue Methode der Amputation des Penis*, S. 243. Die schon in *Horn's* Archiv vom Jahre 1810 von dem Vf. mitgetheilte Idee einer Ablösung des *Penis* durch mehrere wiederholte Schnitte und jedesmalige Unterbindung der jedesmal durchschnittenen Arterien, besonders in dem Falle, wenn die Amputation mehr am Schoofsbeine vorgenommen werden muss, und die schnelle Zurückziehung des Stumpfes die Unterbindung sehr schwierig und bisweilen ganz unmöglich macht, wird hier durch ein paar nach dieser Idee ausgeführte Operationen als realisirt dargestellt. Diese Methode ist, unter den angegebenen Umständen, nicht genug zu empfehlen. Rec. hat sie selbst zweymal in den schwierigsten und gefährlichsten Fällen ausgeübt, und beidemale mit dem vollständigsten Erfolge, und ohne dafs die Operirten über grofsen Schmerz geklagt hätten. Das eine Mal an einem 70 jährigen Manne, der *acht Tage* zuvor durch eine fürchterliche Verblutung dem Tode nahe gebracht worden war, so dafs es doppelt nöthig schien, jeden Blutverlust zu vermeiden. Es geschah 1810 im Juny. Rec. hielt es für zweckmäfsiger und sicherer, das Bistouri dem Assistenten in die Hand zu geben, um die Schnitte zu machen, und die schnelle Auffassung und sichere Unterbindung selbst zu übernehmen. Er wird diese Fälle bald bekannt machen. V. *Über tuberculöse Excrescenz des Afterdarmes*, S. 261. Die aufgeführten Beobachtungen beweisen, dafs diese widernatürlichen Auswüchse des Afters, von deren Ätiologie leider nichts beygebracht ist, eben so gut durch den Schnitt, — wenn sie aus dem After herausgezogen werden können — als durch die Compression, wenn diefs nicht der Fall ist, — radical geheilt werden können. Merkwürdig ist, dafs bey der Exstirpation sich gar kein Blut zeigt. VI. *Über Lipome und Exstirpation derselben.* S. 297. Mit Recht behauptet der Vf., dafs die Fettgeschwülste nicht unter die Classe der Balggeschwülste gehören; und eben so richtig ist die Beobachtung, dafs sie bisweilen (doch nur in selteneren Falle) mit einer grofsen Menge von Blutgefäfsen durchwachsen sind. Die Exstirpation mit dem Messer ist vielleicht die zweckmäfsigste Heilmethode; auch ist sie die vom Vf. angegebene: doch heilte Rec. sie ein paar Mal auch durch Einspritzungen von einer verdünnten Auflösung des *Cali caustici* mittelst der Eiterung. Die beiden Kupfertafeln stellen ein paar Formen der Hydrocele und die Verfassung des Scheidencanals anschaulich und sorgfältig dar. — Rec. sieht der baldigen Fortsetzung dieser lehrreichen Schrift mit Verlangen entgegen. Ds.

BERLIN, b. Hitzig: Dr. *Jos. Rossi*, vormal. kön. schwed. Leibarzt, *über die Art und Ursache des Todes des hochseel. Kronprinzen von Schweden, Carl August*; mit einer Vorrede und Anmerkungen von Dr. *Sam. Gottlieb Vogel*. 1811. 144 S. 8. (18 gr.)

Man kennt aus öffentlichen Blättern die Beschuldigungen, welche dem Vf. gemacht wurden, dafs er bey dem plötzlichen Tode des vorigen Kronprinzen von Schweden, *Carl August*, nicht die gehörigen Rettungsmittel angewandt, und nachher bey der Leichenuntersuchung des Verstorbenen sehr wesentliche Fehler begangen habe, woraus das Gericht den Argwohn zog, als sey der Vf. mit den dafür gehaltenen Mördern des Prinzen einverstanden gewesen. Den Ungrund dieser Beschuldigungen, welche eine gerichtliche Anklage und ein sehr hartes Urtheil zur Folge hatten, durch Thatsachen und Actenstücke zu beweisen, ist der Zweck dieser Schrift. Diese Rechtfertigung ist ihm vor dem unparteyischen und

leidenschaftlosen Leser sehr gut gelungen. — Auf eine sehr edle Art zeigt der achtungswürdige Leibarzt, Hr. S. G. *Vogel*, in seiner Vorrede (S. 5—12) den Werth des Vfs., und stellt die allgemeinen Grundsätze auf, nach welchen das Verfahren des Arztes am Krankenbette beurtheilt werden sollte. — Im 1 Cap. (S. 25—32) wird der *Gesundheitszustand* des Prinzen, soweit solcher dem Vf. bekannt wurde, beschrieben. Der Prinz, als er starb, 42 J. alt, hatte bey einem starken (d. h. hier wohl: fettleibigen und blutreichen?) schweren Körper alle Zeichen von Anlage zum Schlagfluss: kurzen Hals, hochrothe, oft blau werdende Wangen u. s. w., und litt sehr häufig an Congestionen nach dem Kopfe, besonders nach geistigen oder körperlichen Anstrengungen und nach Tische. Während er im österreichischen Heere diente, hatte er schon einmal einen leichten Anfall von Apoplexie. Er litt häufig an Diarrhöen und Koliken; schwieg aber gewöhnlich gegen jeden von seinen krankhaften Gefühlen, und behandelte sich selbst mit Hausmitteln, besonders mit Warmbier und Ingwer oder anderen Gewürzen. (Der einzige Fehler des Vfs. wäre dann vielleicht: einen grossen Fehler mancher Leibärzte zu sehr gemieden, nämlich, sich nicht genug aufgedrungen zu haben.) — 2 Cap. (S. 33—37) *Todesart* des Prinzen. Dieser hatte sich auf der Reise nach Schonen in einem dünnen Anzuge dem kalten stürmischen Wetter auf offenem Wagen und andern bedeutenden Diätfehlern ausgesetzt, hatte am Morgen des 28 Mai, seines Todestages, mit angreifender Rührung auf der Brücke von Helsingborg von seinem Bruder Abschied genommen, und sich dabey in dem Luftzuge stark erkältet. Nachmittags fuhr er wieder in einem offenen Wagen bey kaltem Wetter von Ramlösa nach der quidinger Heide, um die Musterung der Truppen vorzunehmen, und befand sich, seiner Aussage nach, immer sehr wohl, obgleich er den ganzen Tag nichts genossen hatte, als etwas Kaffee und Spargel zum Frühstück. Gleich bey dem Anfange der Musterung traf ihn bekanntlich der Zufall, in dessen Folge er vom Pferde fiel, sprachlos und röchelnd liegen blieb, und, obgleich die passendsten Mittel angewendet wurden, nach einer halben Stunde verschied. Nach mehreren Belebungsversuchen wurde die Leiche zwischen warme Decken gelegt, und blieb so, auf höheren Befehl, 24 Stunden unberührt liegen. (Diese Zeit hindurch hätten einige Officiere nebst einem Arzte bey der Leiche wachen sollen.) Man fand in den Decken am andern Tage mehrere Blutflecken und etwas geronnenes Blut, was nach Einigen aus der geöffneten Ader, nach des Vfs. Vermuthung aber aus Mund und Nase geflossen war. — Das 3 Cap. (S. 38—48) liefert das Protocoll über die *Section* mit den Gutachten der angesehensten Ärzte Schwedens, besonders des Leibarztes, Ritter *Weigel*, und daraus das 4 Cap. (S. 48—59) das Resultat, dass die *wahre Ursache vom plötzlichen Tode* des Prinzen ein durch entschiedene Anlage, durch anhaltende sitzende Lebensart mit öfteren plötzlichen Übergängen in starke körperliche Anstrengungen, durch mehrere, in der besten Absicht begangene Diätfehler, wie z. B. durch den oft wiederholten eigensinnigen Missbrauch meistens schädlicher Hausmittel, lange vorbereiteter und vollendeter *apoplektischer Anfall* gewesen ist. Hr. Ritter *Weigel* giebt zwar (S. 56) die fehlerhafte Beschaffenheit der Leber und Milz als *eigentliche* (?) Ursache dieses apoplektischen Todes an, gesteht aber kurz vorher, dass ein dergleichen abnormer Zustand dieser Organe oft ohne merklichen Einfluss auf den übrigen Organismus bleibe, und giebt gleich nachher selbst zu, dass diese örtlichen Fehler erst durch die oben angeführten Umstände verursacht seyen. — Im 5 Cap. wird (S. 59—73) der vom Prof. *Lodin* angeschuldigte und durch den höchst unbestimmten und schwankenden Bericht eines Medicinalcollegium sehr genährte Verdacht auf vorgegangene Vergiftung bündig und entscheidend widerlegt. — Im 6 Cap. widerlegt der Vf. (S. 73—117) die Anschuldigung der Versäumungen und Fehler, die er bey der ärztlichen Behandlung des Prinzen und bey der Obduction der Leiche begangen haben soll. Er klagt, dass er besonders auf den Bericht der medicin. Professoren zu Lund in einen so traurigen Verdacht und so tiefes Unglück gestürzt sey, da doch eben die Berichterstatter, wenn etwas versehen sey, mit ihm in gleicher Verdammniss wären, da er überall nur gemeinschaftlich mit denselben gehandelt habe. Doch diese gut geschriebene Vertheidigung muss im Buche selbst nachgelesen werden, da jeder Auszug hier zu viel Raum wegnehmen würde. Zuletzt bedauert (S. 107, 114 u. s. w.) Hr. R. selbst, erst aus dem für ihn unglücklichen Erfolge eingesehen zu haben, wie sehr nöthig es gewesen wäre, die Obduction mit grösserer Genauigkeit zu machen, und giebt dadurch indirect allen gerichtlichen Ärzten eine fruchtbare Lehre, von welcher Rec. herzlich wünscht, dass sie für keinen derselben verloren gehen möge. Deshalb, und weil gerade für den gerichtlichen Arzt genaue Untersuchungen über wirklich oder angeblich begangene Fehler das grösste Interesse haben, wünscht Rec., dass diese Schrift, und besonders die gehaltvollen Worte eines *Weigel*, *Vogel* u. a. achtungswürdiger Männer, sowie die, in dieser Schrift ebenfalls reichlich vorkommenden, kunstreichen Insinuationen weniger guter und weniger unterrichteter Leute, von jedem gerichtlichen Arzte studirt werden möchten. — 7 Cap. *Verurtheilung und Abreise des Vfs. aus Schweden* (S. 117—125). — Zuletzt (S. 126—144) noch sehr lehrreiche *Anmerkungen* des Leibmed. *Vogel* über die bey der Section der Leiche des Prinzen gefundene *Verknöcherung der meisten Brustknorpel*, über *Aqua toffana* (S. 127—133), über die tadelswerthe Unbekanntschaft mancher Leibärzte mit dem früheren (oder wohl gar gegenwärtigen!) Gesundheitszustande des Mannes, dem sie dienen sollen (freylich gereicht diese Unbekanntschaft oft auch dem Leibarzte selbst zu grossem Vorwurfe); ferner über die Wirkung der Brechmittel bey grosser Disposition zum

Schlagfluss, über die späte Fäulniss der Leichen durch Arsenik und Sublimat Vergifteter, über die Zeichen des Todes von Hirnerschütterung, und über die nöthigen Vorsichtsregeln bey gerichtlichen und anderen wichtigen Leichenöffnungen.

—s.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Erlangen*, b. Palm: *Versuch eines nächtlichen Streckapparats für Rückgratgekrümmte*, von Dr. *Bernhard Gottlob Schreger*, Hofrath u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. 1810. 18 S. 4. (8 gr.)

Der Vf. schickt einige allgemeine Grundsätze voraus, deren Hauptinhalt folgender ist. I) Wir können uns die Wirbelsäule als eine Reihe perpendiculärer auf einander ruhender Cuben denken. Sobald diese cubische Form gefährdet wird, oder verloren geht: sobald ist eine Krümmung des Rückgrates bedingt. II) Diess geschieht dadurch, dass der Vegetationsprocess gestört ist, und die Destruction über die Construction vorherrscht. Diese Trübung der Vegetation kann entweder im Knochen- oder Muskel-System primitiv vorherrschen. III) Hieraus ergeben sich die Anfoderungen an die Kunst, nämlich die Rückkehr der cubischen Form der Rückenwirbel zu vermitteln, oder wenigstens dem Fortschreiten der Umformung Einhalt zu thun. Diess kann nur durch Ausdehnung, nie durch Druck auf die ausgewichene, oder auszuweichen drohende Stelle — wie z. B. *Jörg* wähnt — geschehen. IV) Soll aber der höchste Zweck der Ausdehnung, Rückkehr normaler Vegetation in der Wirbelsäule, erreicht werden: so muss diese Ausdehnung *ununterbrochen* geschehen. Diese Idee realisirte zuerst *Darwin*, und *Venel* vervollkommnete sie. Diesen venelschen Apparat den deutschen Ärzten näher bekannt zu machen, hält der Vf. für seine Pflicht, und er giebt hier davon eine kurze, aber hinreichend deutliche und durch Kupfer anschaulich gemachte Beschreibung. Die Hauptidee davon ist folgende: Indem das Becken durch einen, durch Riemen und Schnallen an das Fussende des Bettes befestigten Gürtel fest gemacht ist, wird das Rückgrat durch Riemen, die entweder an ein zweckmässiges Halsband oder unter den Armen befestigt sind, und vom Kopfende des Bettes durch eine Walze angezogen werden können, in ununterbrochener Ausdehnung erhalten. Die Idee ist sehr einfach, und der Apparat entspricht seinem Zwecke; allein es gehört Überwindung dazu, die Unbequemlichkeit, die er verursacht, so lange zu ertragen, bis die Cur vollendet ist. Doch die Gewohnheit thut viel, und wir können dem Apparat unseren Beyfall im Allgemeinen nicht versagen. Indess scheint uns der Vf. den *jörgschen* Maschinen, die durch einen sanften, elastischen Druck wirken, mit Unrecht alle Zweckmässigkeit abzusprechen, da die Erfahrung selbst für sie spricht. Dz.

Erlangen, b. Palm: *Plan einer chirurgischen Verbandlehre und über den Verband der Wunden am Schedel.* Von *Bernhard Gottl. Schreger* u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. 1810. 52 S. 4. (14 gr.)

Der Vf. fühlte bey seinen Vorlesungen über chirurgische Verbandlehre das Bedürfniss einer rationellen Methode. Er legt daher in diesen Blättern einen kurzen Umriss des Plans des Ganzen, und in der Darstellung des Verbandes der Kopfwunden ein Probestück vor, wie er das Einzelne ausführen würde, und übergiebt es der Kritik zur Entscheidung, ob diesem Versuche ein Handbuch der Verbandlehre folgen darf. — Die Kritik könnte ohne Bedenken eine bejahende Antwort geben, da sie voraussetzen darf, dass aus der Feder des Vfs. nur etwas Gediegenes und Zweckmässiges fliessen könne. Indess da der Vf. selbst ungewiss zu seyn scheint, und hier mehr die Form als die Materie in Betrachtung kommt, auch in dieser Hinsicht vielleicht mehr als eine zulässige bequeme Anordnung Statt finden kann: so sey es uns erlaubt, dem würdigen Vf. folgende Bemerkungen, über die von ihm vorgeschlagene Disposition des Vortrags der Verbandlehre, und über den als Probestück gegebenen Verband am Schedel, mitzutheilen.

Die Verbandlehre kann, sowie die *Materia medica*, auf eine dreyfache Art vorgetragen werden: 1) Sie beschreibt die Verbandstücke in Hinsicht auf Materie und Form, ohne sich auf die einzelnen Fälle ihrer Anordnung einzulassen, und giebt nur in sofern Beyspiele ihres Gebrauchs an, in wiefern die Zweckmässigkeit ihrer Construction dadurch bewiesen werden muss. Sie zerfällt dann natürlich in die allgemeine und specielle Verbandlehre, von denen jene diejenigen Verbandstücke abhandelt, welche für viele Fälle brauchbar sind, diese aber die Verbandstücke für individuelle Fälle. Sie muss ferner von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten fortschreiten. Diess ist die gewöhnliche Verbandlehre. 2) Eine zweyte Art ist diejenige, welche die Kenntniss der Verbandstücke voraussetzt, und sich einzig damit beschäftigt, ihre zweckmässige Anwendung in den einzelnen Fällen zu zeigen. Diese wurde bisher zum Theil mit der speciellen Chirurgie zugleich vorgetragen. Wenn z. B. von der Behandlung einer tiefen Hiebwunde die Rede war: so wurde unter andern gesagt, dass sie nicht allein geheftet u. s. w. werden müsse, sondern dass auch durch Longuetten oder Compressen und Binden der tiefere Theil der Wunde zusammengehalten werden müsse u. s. w. 3) Die dritte Art würde diejenige seyn, welche beide mit einander vereinigte, und diese ists, welche der Vf. vortragen und in eine bessere Form bringen will. Hier bieten sich zwey verschiedene Wege dar, welche wir bey der Abhandlung dieser Art der Verbandlehre betreten können. Wir nehmen entweder die Verbandstücke selbst, oder ihre Zwecke zum Leitfaden. Im ersten Falle gehen wir vom Allgemeinen und Einfachen zum Speciellen und Zusammengesetzten, und wählen bey dem letztern als Unterabtheilungen entweder die verschiedenen Theile oder verschiedenen Abnormitäten des Körpers. Im zweyten Falle hingegen können wir bloss die Verschiedenheit der Zwecke, welche durch die Verbandstücke erreicht werden sollen, zum Leitfaden bey der Abhandlung derselben wählen, z. B. abnorme Continuität und abnorme Contiguität u. s. w., wie der Vf. vorschlägt. Es kommt hier Alles darauf an, welche Methode am wenigsten Unbequemlichkeiten beym Vortrag und bey der Erlernung dieses Zweiges der Chirurgie hat. — Nach reiflicher Erwägung und mehrjährigen Erfahrungen, welche Rec. beym Vortrage der Bandagenlehre machte, muss er für die erste stimmen, und selbst die Abhandlung des Vfs. liefert dazu Beweise, wie wir sogleich sehen werden. Die Gründe für diese Meinung sind folgende: 1) Ein und dasselbe Verbandstück kann zu ganz verschiedenen und entgegengesetzten Zwecken dienen. Wenn wir also mit dem Vf. abnorme Continuität und abnorme Contiguität als Haupteintheilungen, und mangelnde oder verminderte Cohaesion als Unterabtheilungen festsetzen: so werden dieselben Verbandstücke in allen diesen Rubriken vorkommen, und eine unnöthige Wiederholung nicht zu vermeiden seyn. Diess ist häufig der Fall in der Abhandlung des Vfs. von dem Verbande der Wunden am Schedel. 2) Die zweyte Unbequemlichkeit ist der vage, unbestimmte Platz der Beschreibung eines Verbandstückes, den Niemand im Falle des nöthigen Nachschlagens, ohne ein besonderes Register, bestimmen kann. Wo soll z. B. die T binde abgehandelt werden? wo die gegitterte oder gefensterte? Wo sie zuerst vorkommen? Allein wer mag das errathen! 3) Es lassen sich dabey doch die Eintheilungen nach den Theilen des Körpers (was der Vf. tadelt) nicht entbehren. Denn manche Theile haben eine ganz eigenthümliche Bildung, auf welche insonderheit bey Anlegung und der Anlegung der Verbandstücke Rücksicht genommen werden muss, z. B. der Schedel; daher hat auch der Vf. sich genöthigt gesehen, gleich im ersten Probestück auf die alte Abtheilung zurückzukommen. 4) Die Verbandlehre würde, wie das Probestück des Vfs. zeigt, sehr weitläufig werden. Denn wenn er nur den Verband der Wunden am ganzen Körper nach dieser Norm abhandeln will: so wird er eine Anzahl Bogen füllen, die die Hälfte einer gewöhnlichen Verbandlehre ausmachen werden, da er 57 Quartseiten mit diesem füllt. Diese und andere Gründe, die der Raum anzuführen nicht erlaubt, scheinen der Methode das Wort zu sprechen, die die allgemeinen Verbandstücke zuerst abhandelt, dann die speciellen; das ganz Individuelle aber der speciellen Chirurgie zu ergänzen überlässt. — Die Kupfer stellen verschiedene Kopfformen, und eine vom Vf. empfohlene Kopfbinde dar.

Dz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

PHILOSOPHIE.

1) Königsberg, b. Unzer: *Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie*, von *Joh. Friedr. Herbart*, ord. Professor der Philosophie u. Pädagogik auf der Universität zu Königsberg. 1813. XXIV u. 168 S. 8. (20 gr.)

2) Göttingen, b. Röwer: *Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften nach einem neuen System entworfen.* Erster Theil. *Allgemeine Einleitung. Apodiktik. Metaphysik. Religionsphilosophie.* Von *Friedr. Bouterwek*, Professor zu Göttingen u. s. w. X u. 261 S. Zweyter Theil. *Allgemeine praktische Philosophie. Allgemeine philosophische Moral. Naturrecht.* VIII u. 282 S. 1813. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der uns Deutschen eigenthümliche philosophische Geist hat wohl noch zu keiner Zeit so verschiedenartige Richtungen genommen, als in der gegenwärtigen; und wer mit den wesentlichen Beschaffenheiten derselben unbekannt, den Zustand unserer Philosophie lediglich nach ihnen beurtheilen wollte, könnte unmöglich eine hohe Meinung davon gewinnen, er würde Widersprüche und Anarchie da vermuthen, wo vielleicht das Verdienst gerade darin liegt, dass die mannichfaltigen Seiten einzeln hervorgehoben werden, bis ein sie alle umfassender und ordnender Geist erscheint, welcher in die getrennten Theile Zusammenhang und Einheit bringt. Wenn zur anderen Zeit ein vorragender Kopf alle Philosophirenden für seine Ansichten gewann, und sie monarchisch beherrschte: so kann man den jetzigen Zustand der Philosophie aristokratisch nennen, indem mehrere Geister ihre Lehren von einander unabhängig zu behaupten und auszubilden bemüht sind; jedoch hat nebst den der ganzen Literatur ungünstigen politischen Verhältnissen diese Verschiedenheit der Schulen das Meiste beygetragen, das allgemeine Interesse an der Wissenschaft zu schwächen. Denn die meisten suchten ihre Existenz weniger durch eine ruhige und besonnene Bearbeitung ihrer Lehren, als durch eine ärgerliche Polemik gegen anders Denkende, zu begründen, wodurch endlich die Meinung ziemlich allgemein ward, die sich wechselseitig befehdenden Theorieen befänden sich sämmtlich auf Irrwegen, und es wäre an allen wenig Festes und Gutes. Dem sey nun, wie ihm wolle: so bleibt doch soviel gewiss, dass die vielfach sich äussernde Selbstständigkeit die Wissenschaft weiter bringen würde, als der Despotismus der Autorität es vermochte, wo die Meisten ihren Ruhm darin suchten, die Orakelsprüche des Einen auswendig zu lernen, zu verwässern, und den Schülern wie historische Thatsachen aufzudringen. Wenn jetzt auch nichts weiter erreicht würde, als die Belebung des Selbstdenkens: so müsste diess schon als ein Fortschritt und als eine gute Vorbedeutung angesehen werden, weil Alles auf Treu und Glauben angenommene Meinen ohne eigene Einsicht, wenn es an sich auch noch so tief und wahr gedacht wäre, doch niemals für eine philosophische Denkweise könnte gehalten werden. Rec. glaubte, diese seine Ansicht von der gegenwärtigen deutschen Art zu philosophiren der Anzeige zweyer Werke vorausschicken zu müssen, die von Männern herrühren, welche mit hohem Ernste das Beste ihrer Wissenschaft seit vielen Jahren zu fördern suchten, und einen Beleg zu der eben gegebenen Charakteristik unserer Art zu philosophiren liefern. Wenn Rec. nebst dem, dass er die Leser mit dem Inhalte dieser Schriften bekannt macht, zugleich, wo er es nöthig erachtet, seine eigene Überzeugung ihnen entgegensetzt: so hofft er wenigstens damit soviel zu erreichen, dass durch die Aufstellung einer zweyten Ansicht über denselben Gegenstand das Urtheil des Lesers um so unbefangener entscheiden werde.

I. Der Vf. der *ersten* Schrift, Hr. *H.*, welcher schon in anderen Schriften und Abhandlungen die Eigenthümlichkeit seiner Philosophie kennbar gemacht und Widerspruch gefunden hat, will, seiner Sache gewiss, durch diese Einleitung sie gegen alle Missverständnisse sicher und den Leser auf den Standpunct stellen, von welchem aus er sie erkennen und würdigen kann. Nach S. XI weiss er, dass er einen von den anderen Philosophen dieser Zeit verschiedenen Weg wandle, und sieht bereits voraus, dass man sagen werde, diese seine Arbeit sey keine Einleitung, und das, wohin sie leite, nicht Philosophie. S. XVIII versichert er, er würde mit Freuden jeden Wink zu Verbesserungen benutzen, falls sich Männer darüber äussern wollten, deren Rathschläge sich seine Achtung erwerben könnten; von der öffentlichen Kritik so etwas zu erwarten, verbieten ihm aber fast alle Erfahrungen dieser Art, die er an seinen literärischen Versuchen gemacht habe. Desswegen hat er sein Werk seinem Hn. Collegen, dem Prof. und Consistorialrathe *Joh. Friedr. Krause*, gewidmet, und sich von ihm die Würdigung ausgebeten. Unse-

re Beurtheilung, zum Voraus des Vfs. Credits beraubt, ist daher in Beziehung auf das Publicum verfasst, und macht keinen weiteren Anspruch auf seinen Beyfall.

Die ganze Schrift ist in 4 Abschnitte abgetheilt, von denen der erste eine Übersicht der verschiedenen Theile der Philosophie, und die Hauptpuncte der niederen und höheren Skepsis enthält; der zweyte handelt kurz die Logik ab; der dritte giebt eine Einleitung in die Ästhetik, besonders in ihren vorzüglichsten Theil, in die praktische Philosophie, und der vierte als der wichtigste eine Einleitung in die Metaphysik. Da der erste uns des Vfs. Ansicht von der Philosophie und ihren Theilen mittheilt: so wollen wir davon gleich einen kurzen Abriss machen. §. 1 — 10. Die Philosophie beschäftigt sich mit keinem besonderen Gegenstand ausschliesslich; ihre Eigenthümlichkeit besteht also in der Weise der Behandlung des Gegenstandes. Dieser wird dabey als bekannt vorausgesetzt, und heisst ein Begriff; die Philosophie ist daher Bearbeitung der Begriffe, d. h. eine Sammlung und Vereinigung der über die Begriffe angestellten Betrachtungen. (Nicht sowohl die Begriffe, als die von ihnen unabhängigen Gegenstände, worauf jene sich beziehen, interessiren die Philosophie, und eine Hauptfrage ist: in wiefern lassen sich diese durch jene bestimmt erkennen?) Aus den Hauptarten der Bearbeitung der Begriffe ergeben sich die Haupttheile der Philosophie: der erste ist die *Logik*, welche Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe bezweckt: der zweyte ist die Metaphysik, welche es mit den Begriffen zu thun hat, die, je deutlicher sie gemacht werden, desto weniger eine Vereinigung unserer Gedanken zulassen, und die desswegen so *verändert* werden müssen, wie es durch die besondere Beschaffenheit eines jeden nothwendig gemacht wird; durch die Veränderung kommt etwas Neues hinzu, durch dessen Hülfe die vorige Schwierigkeit verschwindet, und das hinzugekommene Neue kann man eine *Ergänzung* nennen. Die Metaphysik ist also die Wissenschaft von der Ergänzung der Begriffe. (Dass dieses eine ganz neue Bestimmung der Metaphysik sey, bedarf keiner besonderen Einwendung; dass aber darin dieselbe bestehe, hat der Vf. weder bewiesen, noch wird es ihm leicht Jemand aufs Wort glauben. Er hat die wichtige Frage übergangen, woher das Reale der Begriffe überhaupt, besonders der metaphysischen, stamme; er nimmt sie, man weiss nicht woher, als gegeben an, und lässt nun in ihnen ursprüngliche Widersprüche vorkommen, Räthsel, die aufzulösen das Geschäft metaphysischer Untersuchungen seyn solle. Gewöhnlich nennt man die Metaphysik die Wissenschaft von den lediglich durch das nothwendige Denken erkennbaren Eigenschaften der Dinge, oder nach Anderen die Wissenschaft von dem Übersinnlichen; wie nun die durch das nothwendige Denken erzeugten Begriffe auch Widersprüche in sich schliessen müssten, welche durch ein anderes willkührliches oder vielleicht auch nothwendiges Denken verbessert werden sollen, ist schwer einzusehen.) Nebst den metaphysischen Begriffen giebt es noch eine Classe, die weder bloss logische Verdeutlichung erzielen, noch eine Veränderung fodern, wohl aber einen Zusatz in unserem Vorstellen herbeyführen, der in einem Urtheile des *Beyfalls* oder *Missfallens* besteht, und die Wissenschaft von solchen Begriffen heisst *Ästhetik*. Wie aus der Anwendung der metaphysischen Begriffe die Psychologie, Naturphilosophie und natürliche Theologie entstehen: so geht die Ästhetik angewandt über in eine Reihe von Kunstlehren, welche man *praktische Wissenschaften* nennen kann, weil sie angeben, wie man einen Gegenstand behandeln soll, um das Gefallende zu erzeugen. Die meisten Gegenstände sind von der Art, dass man sich damit beschäftigen kann oder auch nicht; nur eine von den Kunstlehren hat den Charakter der nothwendigen Befolgung, nämlich die *Tugendlehre*. — Hiemit hätten wir denn einen kurzen Umriss der Philosophie des Vfs. gegeben, und können nun zur Würdigung der einzelnen Theile fortschreiten.

Was Hr. *H.* im zweyten und dritten Capitel des *ersten Abschnittes* über die Hauptbedingungen des Philosophirens und das Interesse der Philosophie sagt, wird jedem Leser gefallen; auf das, was er im 4 und 5 Capitel über die niedere und höhere Skepsis vorbringt, werden wir später zurückkommen. Der *zweyte Abschnitt* enthält eine kurze Übersicht von den eigenthümlichen Ansichten des Vfs. von der *Logik*. Wer dieselben schon aus seiner Schrift: *Hauptpuncte der Metaphysik*, kennt, kann sich auch einen Begriff von dem machen, was in der gegenwärtigen Schrift darüber ausführlicher mitgetheilt ist. In vielen Stücken weicht er von anderen Logikern ab; manche Theile zieht er zusammen, manche erweitert er, und es lässt sich nicht leugnen, dass er dabey einen grossen Scharfsinn bewiesen habe, z. B. bey der Lehre von den Definitionen und Eintheilungen der Begriffe, und bey den Kettenschlüssen. Da die Eigenheiten des Vfs. hierüber einzeln zu prüfen, nur der Gegenstand für eine besondere Schrift ähnlicher Art seyn kann: so will Rec. hier sein Urtheil nur auf Einiges beschränken. Was man vor Allem wissen möchte, das Verhältniss der logischen Bestimmungen zu den realen Erkenntnissen, ist hier nur oberflächlich berührt; nach §. 5 ist es der Zweck der Logik in unsere Begriffe Klarheit und Deutlichkeit zu bringen; nach §. 13 ist sie die Lehre, welche die allgemeine Methode angiebt, aus Principien etwas abzuleiten, die aber unzureichend ist für irgend eine bestimmte Wissenschaft, und nach §. 34 sollen in ihr diejenigen Formen der möglichen Verknüpfung des Gedachten nachgewiesen werden, welche das Gedachte selbst nach seiner Beschaffenheit zulässt. Rec. kann diese Bestimmungen nicht vereinigen. Denn wenn man die Beschaffenheit des Gedachten berücksichtigen muss, und nach §. 13 jedes besondere Wissen seine eigene Methode fodert: so ist die Logik als allgemeine Methode eben so unzureichend als überflüssig, und als besondere Methode behandelt, fällt sie mit den besonderen Wissenschaften zusammen.

Dahin scheint zu deuten, was §. 61 gesagt wird, die Logik könne, *soviel an ihr ist*, das Organon des Wissens in formaler Hinsicht werden, sie würde durch Beantwortung der Frage, „*wie viele Syllogismen, in wie vielen verschiedenen Verbindungen, entspringen könnten aus einer gegebenen Menge von Prämissen von bestimmter Quantität und Qualität,*“ anleiten, aus vorhandenen Principien oder schon auf anderen Wegen erwiesenen Lehrsätzen das Ganze dadurch mögliche Quantum des Wissens erschöpfend abzuleiten und regelmäsig darzustellen. Wir sehen nicht ein, wie so etwas möglich seyn könne, ohne die bestimmteste Rücksicht auf das Qualitative des besonderen Wissens zu nehmen. Die Logik ist eine durch Abstraction entstandene, also formelle Wissenschaft; wäre nun angegeben, von welcher Wissenschaft sie abstrahirt sey; so würde sich auch die mögliche Anwendung davon genau bestimmen lassen. Bis jetzt sind die noch nicht widerlegt, welche behaupten, dass die Logik die Metaphysik voraussetze, und dass man in der Logik keinen Schritt thun könne, ohne auf das reale Erkennen Rücksicht zu nehmen. Die Alten haben unter der Logik das Fundament aller philosophischen Wissenschaften, die allgemeine Wahrheits- und Wissenschafts-Lehre verstanden: warum sollen wir zu dieser Bestimmung nicht zurückkehren? Hr. *H.* bezeugt bey seiner Einleitung in die Metaphysik gegen die griechischen Philosophen eine hohe Achtung: warum ist er in diesem wichtigen Puncte von ihnen abgewichen? Auch können wir nicht billigen, dass er, der in vielen sonst für wesentlich erachteten Puncten von anderen Logikern abgeht, dennoch die Leser auf ihre Lehrbücher da verweist, wo er sich zu kurz gefasst hat; wie werden jene sich darein finden können? Das Capitel über die Begriffe, das wichtigste in der Logik, enthält grösstentheils nichts als Reflexionen über die Unterordnungen, Definitionen und Eintheilungen der Begriffe, Gegenstände, welche man in der Dialektik abzuhandeln pflegt, wobey wohl allerley nützliche Wahrheiten zur Sprache kommen, aber nicht die, welche für das reale Wissen besonders förderlich seyn könnten. Des logischen Princips der Identität wird nur beyläufig Erwähnung gethan, und die beiden anderen vom zureichenden Grunde und dem ausschliessenden Dritten sind ganz mit Stillschweigen übergangen, als wenn ihnen keine von dem ersteren verschiedene Bedeutung zukomme. Diesem entspricht die Lehre von den Urtheilen und Schlüssen, deren Abtheilung in kategorische, hypothetische und disjunctive der Vf. übergangen hat, ob es gleich sehr verschiedene Denkacte sind. Die Gründe, welche er in seiner Metaphysik S. 118 wegen dieser Vermischung angegeben hat, konnten Rec. niemals überzeugen. Auch bey seinen Reflexionen über die Urtheile und Schlüsse hat er uns durchaus nicht befriedigt. Die Formenlehre der Schlüsse ist nur dann gründlich zu erörtern, wenn aus der Natur und den Verhältnissen der Begriffe nachgewiesen wird, wie ihr innerer Zusammenhang bey der Entwickelung zum deutlichen Bewusstseyn gerade diese Stellungen fodert, woraus die Schlussformen entstehen. Warum der Vf. gegen *Kant* die sogenannten unregelmässigen Formen bis auf die 4te Figur auch hier wieder wie in der Beylage zu seiner Metaphysik in Schutz genommen habe, davon finden wir auch keine überzeugenden Gründe; zur Deutlichkeit des Denkens tragen sie doch nicht bey; es musste dargethan werden, dass gewisse Erkenntnisse lediglich ihnen gemäss sich darstellen lassen. Erspriesslicher wäre es gewesen, wenn er gezeigt hätte, in welchen Fällen diese Formen überhaupt anwendbar sind, und in welchen nicht. Er legt einen besonderen Werth auf die ihm eigenthümliche Theorie von den Kettenschlüssen, und wir gestehen, dass wir sie nie auf diese Art dargestellt gefunden haben; wenn er aber glaubt, dadurch werde es möglich, alles aus Principien und Lehrsätzen ableitbare Wissen zu erschöpfen: so können wir ihm unmöglich beystimmen, und müssen vielmehr bey unserer alten Überzeugung beharren, dass mit allen diesen syllogistischen Figuren an sich nichts auszurichten sey, vielmehr alles von der besonderen Beschaffenheit der Begriffe und ihren Verhältnissen zu einander abhange; die Begriffe richten sich nicht nach diesen Figuren, sondern diese entstehen aus den besonderen Beziehungen der Begriffe, und mit dieser Ansicht stimmen selbst mehrere Äusserungen des Vfs. überein.

Der *dritte Abschnitt* enthält die Einleitung in die *Ästhetik*, besonders in ihren wichtigsten Theil, *die praktische Philosophie*, von S. 65—84. Auch hier geht der Vf. zum Theil seinen eigenen Weg, auf dem wir ihn aber niemals begleiten möchten. Unter der allgemeinen Ästhetik versteht er die Lehre, die theils unmittelbar gefallenden, theils durch die Aufgabe, das Missfallende zu meiden, herbeygeführten *Musterbegriffe* — Ideen — geordnet zusammenzustellen; darauf müssen sich die verschiedenen Kunstlehren stützen, welche Anleitung geben, wie unter Voraussetzung eines bestimmten Stoffes aus einer Menge ästhetischer Elemente ein gefallendes Ganzes könne gebildet werden. (Abgesehen von der Leb- und Gehaltlosigkeit dieser Bestimmung, begreift Rec. weder, aus welchem Grunde der Vf. von ästhetischen Ideen spricht, da nicht eine Idee als solche, sondern nur ihre Darstellung und Verwirklichung ästhetisch ist, noch begreift er, wie man lehren könne, aus welchen Elementen eine schöne Hymne, oder ein Lust- und Trauer-Spiel zusammenzusetzen sey. Wenn er §. 74 weiter behauptet, am Sittlichen übe sich am meisten das ästhetische Urtheil, und als Grund anführt, weil hier die Aufmerksamkeit vorzüglich auf das Gefallende und Missfallende gerichtet sey: so verwechselt er offenbar das sittliche Urtheil mit dem ästhetischen; sittliche Thaten werden nicht *vorerst* und vorzüglich stark in ästhetischer, sondern in sittlicher Beziehung beurtheilt; die erstere geht auf die angemessene und gefällige Darstellung, letztere aber auf die Gesinnung und den Willen. Alles Schöne soll allerdings vor Allem seiner Bedeutung nach sittlich seyn; allein nicht alles Sittliche ist als solches auch

schon ästhetisch. Nach des Vfs. Voraussetzung könnte man jede wahre Erkenntniss, sie sey philosophisch, historisch oder mathematisch, auch ein ästhetisches Element nennen; aber wozu diese Vermengung? warum ferner die hehre Sittlichkeit in ein Spiel mit Verhältnissen der — ziemlich schlecht bezeichneten — ästhetischen Elemente verwandeln? Von §. 80 — 84 werden nun die sittlich-ästhetischen Musterbegriffe aufgezählt, und heissen die Idee der *inneren Freyheit — Vollkommenheit — des Wohl- oder Übel-Wollens* und der Vergeltung; das 4te sittliche Verhältniss ist ein bloss missfallendes, das des *Streites*, und führt auf die Nothwendigkeit des *Rechts*. Hiemit wären denn die bekannten sittlichen Begriffe unter einen ästhetischen Gesichtspunct gebracht. In den folgg. §§. folgen mehrere weder neue noch wichtige Bemerkungen über Poesie, Töne und Farben, und über die durch Raum und Zeit bedingten ästhetischen Verhältnisse, und der Vf. glaubt sogar, alle ästhetischen Elemente liessen sich vollständig entdecken, und zu einer allgemeinen Kunstwissenschaft ausbilden, welches aber so wenig möglich seyn wird, als dass alle besonderen Formen und Verhältnisse in der Natur aufgefunden, und ihre Verbindungen mit Ideen nachgewiesen werden. Die erhabenste der Kunstlehren ist dem Vf. die *Tugendlehre*, ihre Hauptzweige sind *Politik* und *Pädagogik*. Wir haben erwartet, der Vf. werde über zwey so wichtige Gegenstände des menschlichen Lebens einige treffende und tief gedachte Bemerkungen anbringen, die als leitende Ideen wirksam seyn könnten; allein es ist davon keine Spur zu entdecken. Eben so alltägliche Bemerkungen kommen über die anderen Künste vor. Wenn aber der Vf. S. 84 dennoch seine Ansichten darüber für neue hält: so mag er in sofern Recht haben, als manche darunter sind, die man schon lange aus der Kunstwissenschaft verbannt hat. Z. B. S. 81 heisst es: wir fodern bey Kunstwerken *Unterhaltung*, um im Aufmerken durch Abwechselung unterstützt zu werden; und die drey Einheiten im Drama sind auf Fasslichkeit und Concentration berechnet; nicht bloss Unterhaltendes, sondern auch Reizendes, Theilnahme Weckendes, Imponirendes, Lächerliches wird dem Werke beygemischt, um ihm Gunst und Interesse zu verschaffen. Das sind allerdings wieder allerneueste Neuigkeiten, und man möchte beynahe glauben, es sollen Regeln für Zubereitung der Speisen zur Reizung des Gaumens ertheilt werden.

Der *vierte* und *grösste Abschnitt* begreift die Einleitung in die *Metaphysik*, und die hier vorkommenden Untersuchungen bilden nach der Vorrede den Stamm dieses ganzen Werkes: „sie sollen darauf hinweisen, was für schlechte Ausstattung die menschliche Sinnlichkeit und der menschliche Verstand an den Formen des Anschauens und Denkens besitzen würde, wenn überall diese Formen etwas Anderes wären, als die noch rohen Anfänge der Auffassung des Gegebenen, welche durch die Wissenschaft gar sehr müssen um- und ausgebildet werden." Um diess recht anschaulich und überzeugend zu leisten, hielt der Vf. für das Zweckdienlichste, die Hauptprobleme in ihrer einfachsten Gestalt zu zeigen, und sich desswegen an die alten Philosophen Griechenlands zu halten, weil neuere Systeme ihrer Weitläuftigkeit wegen dazu nicht wohl taugen; er versuchte daher die klarsten speculativen Hauptprobleme, welche zu nachmaligen Systemen den Keim enthalten, aus der älteren Geschichte der Philosophie hervorzuziehen, und die Speculation als aus der Natur der Sache frisch hervorgehend zu verjüngen. Diese Methode hat Vieles für sich; allein es kommt nur darauf an, *was für* Probleme man aus den so sehr verschiedenen Systemen des Alterthums hervorsucht; wer etwa dadurch unsere Philosophie zu ihren ersten Anfängen zurückzuführen gedächte, würde wenig Dank verdienen. Das Christenthum und die Erweiterung der Naturkenntnisse haben die Hauptaufgaben der Philosophie wesentlich verändert; und was sonst Manchen als Metaphysik galt, kann es uns nicht mehr seyn. Gott, Vorsehung, Freyheit des Willens, Bestimmung der Menschheit, Sünde, Versöhnung und Unsterblichkeit sind uns nun der Kern und Mittelpunct jeder philosophischen Untersuchung. Doch wir wollen zu des Vfs. Ansichten darüber fortschreiten. Der *Abschnitt* zur Einleitung in die Metaphysik hängt zusammen mit §. 19 — 32, in welchen er das Wesen der niederen und höheren Skepsis aus einander setzt, und die uns mit den Zweifeln bekannt machen, die in der Metaphysik gelöst werden sollen; sie lassen sich auf drey zurückbringen: 1) Worin liegt der Grund der Verbindung mehrerer Merkmale in einem Dinge? 2) Wir nehmen Veränderungen wahr, und erklären sie aus *gewissen Ursachen*; aber mit welchem Rechte nehmen wir hier einen nothwendigen Zusammenhang der Ursache mit der Wirkung an? 3) Was denken wir uns bey der Vorstellung unseres *Ich?* Wir schreiben uns unsere Vorstellungen zu, sie sind in unserem Bewusstseyn verbunden; können wir aber dieses Band erkennen? u. s. w. Man sieht daraus, dass des Vfs. Metaphysik dieselbe Aufgabe hat, wie die kantische Kritik der reinen Vernunft, nämlich die Möglichkeit der Erfahrung nachzuweisen, oder, wie er S. 152 sagt, *die nämlichen Begriffe, welche die Erfahrung uns aufdringt, denkbar zu machen.* Wir verstehen aber nicht, was das heissen soll: *„die Erfahrung dringe uns gewisse Begriffe auf."* Begriffe sind Erzeugnisse der Reflexion, also des willkührlich denkenden Verstandes; welche Merkmale in Begriffe aufgenommen werden, hängt also vom freyen Denken ab; kommen daher in denselben Widersprüche vor: so hat der Verstand sie hineingelegt, und sie taugen nichts, er hat sich geirrt. Wie man aber annehmen müsse, die widerspruchsvollen Begriffe würden uns aufgedrungen, darüber ist uns der Vf. die nöthige Belehrung schuldig geblieben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

AUGUST 1814.

PHILOSOPHIE.

1) Königsberg, b. Unzer: *Lehrbuch der Einleitung in die Philosophie*, von *Joh. Friedr. Herbart*, u. s. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften nach einem neuen System entworfen* von *Friedr. Bouterwek*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der Vorrede S. XII sucht Hr. *H.* sich zwar gegen die ihm gemachte Beschuldigung, als habe er Widersprüche in die metaphysischen Begriffe hineingelegt, statt sie darin zu entdecken, damit zu rechtfertigen, dass die Eleaten und Platoniker, so wie *Fichte*, sie schon entdeckt hätten. Allein wenn diese in einem Begriffe Widersprüche aufgedeckt haben: so behaupteten sie nicht, dass dieses nothwendige und aufgedrungene Begriffe seyen, sondern sie nahmen die Begriffe mit den Merkmalen an, die man gewöhnlich und willkührlich damit verbunden hatte, und zeigten die Unhaltbarkeit dieser Verbindung. Hr. *H.* wundert sich, dass man nicht zugeben wolle, in den Begriffen von Substanz und Ursache, von Raum und Zeit seyen Widersprüche; sie seyen nun aber einmal darin, er habe es in diesem Buche hinlänglich gezeigt, und er fodere auf, zu versuchen, ob sich deren Auflösung auf einem kürzeren Wege erreichen lasse, als durch die von ihm angegebenen Mittel. Es ist eine sonderbare Behauptung, die der durch keine Sophistik verdrehte Verstand nie zugeben wird, dass in ursprünglichen und allen Menschen nothwendigen Begriffen Widersprüche seyen, welche nun durch besondere Reflexionen verbessert werden sollen; und dass dieses ausbessernde Geschäft vollends die Metaphysik ausmache, damit werden wenige Philosophen einverstanden seyn. Dem möglichen Einwurf, wie denn der Verstand, welcher von ihm selbst geschaffene widerspruchsvolle Begriffe in sich trage, dieselben verbessern könne, begegnet er folgender Weise: „Über die gemeine Erfahrung oder die erste Auffassung gegebener Gegenstände gemäss den Formen der Sinnlichkeit und den Kategorieen des Verstandes (hier erfahren wir also bestimmt, dass der menschliche Geist diese kranken Begriffe selbst schaffe) kann der Mensch auch *nachdenken*, und sofern er dieses thut, d. h. sofern er *über* die Kategorieen denkt, denkt er nicht mehr *nach* ihnen; daher kann er durch das *Nachdenken über dieselben* die Irrthümer verbessern, welche im *Denken nach denselben* liegen." Das ist Rec., wie man zu sagen pflegt, etwas zu hoch. Es giebt also ein doppeltes Denken, wovon das eine nothwendig irren muss, damit das andere etwas zu verbessern hat, und wenn man *über* die Denkgesetze denkt, denkt man nicht *nach* ihnen! Nach welchen Gesetzen denkt man nun?

Die oben im Allgemeinen erwähnten Zweifel werden nun in der Einleitung zur Metaphysik weit und breit aus einander gesetzt, und dazu die eleatische und platonische Dialektik zu Hülfe genommen. Wen es gelüstet, sich nach allen Details davon zu unterrichten, den verweisen wir auf das Buch selbst; wir heben nur einige Hauptsachen heraus. Die vorzüglichsten metaphysischen Zweifel des Vfs. gehen also auf die Formen der Erfahrung; diese können nicht als erdichtet, sondern müssen als gegeben angenommen werden. Da man aber nicht umhin kann, die *Begriffe*, welche wir rücksichtlich jener Formen *gemeinhin* (also *gemeinhin!*) hegen, zu prüfen, und aus dieser Prüfung sich ergiebt, dass sich dieselben dennoch nich *denken lassen* (was zwingt uns denn, so fehlerhafte Begriffe zu machen?): so müssen wir sie im Denken umarbeiten, und sie einer nothwendigen Veränderung unterwerfen. Wir wollen nun an einigen Beyspielen die Skepsis des Vfs. prüfen. Im §. 97 wird behauptet, dass man durch die Sinnenerkenntniss schlechterdings das „*Was*" der einzelnen Dinge nicht erkennen könne, indem alle gegebenen Eigenschaften relativ seyen, und man nur die kenne, welche ein Ding habe, nicht aber wisse, was es selbst sey. Ist denn das nicht Spielerey? Was ist denn ein Ding getrennt von seinen Eigenschaften? Das Ding und seine Eigenschaften sind Eins, beide können nur im willkührlichen Denken getrennt werden. Die Substanz, gemeinhin der Träger der Eigenschaften, offenbart in diesen ihr „*Was*", und ausserdem ist sie nichts. — Im §. 98 werden im Begriffe der *Materie* gleichfalls Widersprüche nachgewiesen. Denn da die Materie ins Unendliche theilbar gedacht wird, wir aber nie im Denken diese unendlichen Theile erhalten, woraus doch das endlich-ausgedehnte Ding bestehen soll: so erreichen wir also niemals das, was unserer Meinung nach an der Materie wahrhaft ist, d. h. wir kommen nie zu den letzten Theilen. Eben so wenig können wir vom Einfachen ausgehend zu einem endlich Ausgedehnten gelangen, weil es keinen Übergang vom Einfachen zum Ausgedehnten giebt. Auf diese Weise lassen sich überall Widersprüche herausbringen. Allein was zwingt uns denn, die Materie aus einfachen Theilen zusammengesetzt

zu denken? Die gemeine Auffassung der Dinge thut das nicht; vielmehr ist es lediglich die Folge eines schon über die Natur der Dinge speculirenden Verstandes, und zwar eines solchen, der sie nicht zu behandeln weiss: denn sonst müsste er zuvor über die Frage im Reinen seyn: wie verhält sich das Unendliche zum Endlichen überhaupt? Wenn beide substantiell entgegengesetzt sind: so können sie auch niemals Eins seyn oder werden. Allein könnte denn nicht dasselbe Ding in einer Beziehung unendlich und in einer anderen endlich seyn? Eben so glauben wir, dass der Vf. einen ganz falschen Standpunct gewählt habe, von welchem aus er Raum und Zeit betrachtet, weil auch hier zuvor müsste ausgemacht seyn, wie beide sich zum Wesen der Dinge verhalten, ehe man sie selbst bestimmen kann. Die Frage, wie viele Theile ein gegebenes Quantum Zeit in sich fasse, ist schon so ungereimt, dass jede Antwort darauf ungeschickt ausfallen muss. Wenn nun z. B. hier die Unendlichkeit nicht im Räumlichen und Zeitlichen, sondern in der Beschaffenheit der in Raum und Zeit erscheinenden Wesenheiten läge, kraft welcher man den Begriff des Unendlichen auf sie anwenden müsste: so könnte man nicht diese Formen unendlich nennen, und der Begriff des Bestehens aus Theilen wäre durchaus ungereimt, und diess schon aus dem Grunde, weil hier jeder Theil wieder unendlich seyn müsste. Was §. 102 — 103 über den Causalbegriff und die Verbindung aller Vorstellungen im *Ich* gesagt wird, ist zwar sehr scharfsinnig, beruht aber grossentheils nach unserer Überzeugung auf ähnlichen Missverständnissen. Im *zweyten Capitel* dieses Abschnittes kommt der Vf. wieder auf den Begriff der *Veränderung*, welchen er mit Recht für einen der wichtigsten und schwierigsten in der Philosophie hält, und sucht nun mit einem grossen Aufwande von Dialektik darzuthun, dass es gleich ungereimt sey, die Veränderung durch eine äussere Ursache, oder durch Selbstbestimmung, oder durch ein absolutes Werden bedingt zu denken. Schon in seinen Hauptpuncten der Metaphysik hat er dieselben Schwierigkeiten in Anregung gebracht. Wir halten ein solches dialektisches Verfahren für angehende philosophische Zöglinge sehr nützlich zur Weckung und Übung ihres Verstandes, aber für sehr unzureichend, um die angeregten Schwierigkeiten zu beseitigen. Die herausgebrachten Widersprüche sind erkünstelt, und verschwinden sämmtlich, wenn der Gegenstand nach seiner wahren Beschaffenheit aufgefasst wird. Denn auch das Wesen der Veränderung lässt sich erst dann begreifen, wenn die schon oben berührte Möglichkeit des Beysammenseyns des Endlichen und Unendlichen dargethan ist, indem die Veränderung eben das offenbarste Zeugniss von der actuellen Unendlichkeit des Wesens der Dinge in endlichen Formen ablegt. Um noch der besonderen Art, wie der Vf. die von ihm erhobenen Schwierigkeiten zu lösen glaubt, Erwähnung thun zu können, verweisen wir die Leser, welche sich über die in diesem Abschnitt erörterten Gegenstände genauer unterrichten wollen, auf das Buch selbst, und setzen nur bey, dass, so wenig wir mit dem Vf. über die Hauptsache einverstanden sind, dennoch viele gelegentlich angebrachte Reflexionen unseren ganzen Beyfall haben.

Nachdem der Vf. im §. 127 noch eine berichtigende Kritik der Hauptlehren *Kants* vorausgeschickt hat, die ihm durchaus nicht genügen: theilt er im §. 129 einige Grundzüge seiner Philosophie mit, welche mit den in den „*Hauptpuncten der Metaphysik*" enthaltenen übereinstimmen; sie sind aber so aphoristisch und unzusammenhängend, dass man nach der hier gegebenen Skizze kein Endurtheil fällen kann, sondern abwarten muss, bis der Vf. sie einmal, nach ihrem Zusammenhange entwickelt, dem Publicum vorlegen wird. Als Probe wollen wir einige Hauptsätze ausziehen. S. 157. „Es giebt eine Menge von Wesen ausser uns, deren eigentliches und einfaches „*Was*" wir gar nicht erkennen, über deren innere und äussere Verhältnisse wir aber eine Summe von Einsichten erlangen können, die sich ins Unendliche vergrössern lässt. Die Probleme von der Veränderung und den mehreren Eigenschaften eines Dinges werden aufgelöst durch die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen. Nämlich von dem an sich unerkennbaren einfachen Was der Wesen lässt sich soviel bestimmen, dass dasselbe nicht bloss bey verschiedenen verschieden sey, sondern dass es auch conträre Gegensätze bilde. Diese Gegensätze sind nun an sich nicht reale Prädicate der Wesen; daher muss noch eine formale Bedingung, das Zusammen mehrerer Wesen, hinzukommen, damit die Gegensätze einen realen Erfolg haben können. Der Erfolg ist Leiden und Thätigkeit zugleich, ohne Übergang irgend einer Kraft aus dem einen ins andere. Die Wesen erhalten sich selbst, jedes in seinem eigenen Inneren, und nach seiner eigenen Qualität, gegen die Störung, welche erfolgen *würde*, wenn das Entgegengesetzte der mehreren sich aufheben könnte. Die Störung gleicht also einem Drucke, die Selbsterhaltung einem Widerstande. Damit man im Denken die Begriffe gehörig aus einander setzen könne, sind zweyerley Hülfsbegriffe nothwendig, erstlich von zufälligen Ansichten, zweytens vom intelligiblen Raume, sammt der ihm entsprechenden Zeit und Bewegung, u. s. w." „*Alle diese Hülfsbegriffe sind so wenig real, als die Logarithmen, die Sinus und Tangenten, aber sie dienen, wie diese, zu Durchgängen für das Denken, welches seinen eigenen Weg verfolgen muss, um in den erkennbaren Hauptpuncten mit der Natur der Dinge wieder zusammen zu treffen.*" Das wäre also der Inhalt der allgemeinen Metaphysik; von nun an lässt sich zur Psychologie und Naturphilosophie fortschreiten. §. 130. „Alle unsere Vorstellungen sind Selbsterhaltungen der Seele, eines einfachen Wesens, dessen Unsterblichkeit so gewiss ist, wie ein mathematischer Lehrsatz, indem dem Seyn keine Zeitgrenze kann gesetzt werden." — „Alle Gesetze des Denkens, Wollens und Fühlens entspringen lediglich aus der Einheit der Seele und den Gegensätzen unter ihren Selbsterhaltungen. Der allgemeinste Erfolg die-

ler Gegensätze ist, dass die Vorstellungen sich gegenseitig zum Theil oder auch ganz in ein Streben vorzustellen verwandeln." — „Die Gesetze der Hemmung so wie der Wiedererweckung der Vorstellungen sind mathematischer Bestimmungen fähig, die ganze Psychologie muss als ein Theil der angewandten Metaphysik und Mathematik behandelt werden." — Wollen, Fühlen, Urtheilen mit Beyfall oder Missfallen sind Zustände der zum Theil gehemmten und strebenden Vorstellungen." So wäre denn das gesammte geistige Leben in einen nothwendigen, mathematisch zu berechnenden Mechanismus verwandelt! Wahrlich eine hohe und den Menschen begeisternde Lehre! Und damit man diese Theorie des geistigen Mechanismus nicht missverstehe, erklärt er S. 161 noch ausdrücklich: „Transcendentale Freyheit kommt dem Willen eben so wenig als irgend einem Gegenstande in der Welt zu. Dennoch aber ist es möglich, einen hohen Grad von Gewalt und Festigkeit des Charakters zu erwerben, welcher den äusseren Reizen widerstehe." (Wie bey dem inneren Geistesmechanismus dieses dennoch möglich sey, ist nicht nachgewiesen; bloss eine frühzeitige Erziehung wird zu Hülfe genommen, wahrscheinlich um den Menschen wie gewisse Thiere, etwa den Jagdhund, zu dressiren, den man auch gewöhnen kann, seine Begierden zu beherrschen.) „Es giebt demnach allerdings eine Selbstbestimmung, die man auch Freyheit (!) nennen darf, nämlich eine Fähigkeit, sich über *manche* (!!) *Wirkungen des psychologischen Mechanismus* zu erheben. Aber diese Selbstbestimmung beruht nicht auf einem absoluten Werden, sondern in ihr wirkt gesetzmässig die Kraft und richtige Verbindung der zuvor erlangten und ausgebildeten Vorstellungen." Alles geht also mechanisch im Geiste vorwärts; daher Kunstwerke, Erkenntnisse und sogenannte sittliche Handlungen nach Hn. *H.* durch den mathematischen Calcul zu berechnen seyn müssen. Ebenso leblos und mechanisch sind die naturphilosophischen Begriffe aufgefasst, und die religiösen sind dürftig und schwankend, mehr negativ und skeptisch, als positiv und bestimmend ausgefallen, gar nicht geeignet, das menschliche Gemüth zu heben, und ihm über seine unentbehrlichsten Bedürfnisse Trost und Beruhigung zu reichen, so dass es am Ende beynahe allerdings sich bestätigt hat, was der Vf. in der Vorrede S. VII sagt, „*a Jove principium* könne sein Erstes nicht seyn, seine Untersuchungen seyen auf die vom irdischen Wohnplatz aus gelieferten Data beschränkt, das Kostbarste stehe bey ihm am Ende, in einem alten schlichten Gewande." Irdisches haben wir Vieles, Kostbares aber Weniges weder am Anfange noch am Ende gefunden.

II. Sehr verschieden ist nach Inhalt und Form die Philosophie Hn. *B's.* von der *herbart*'schen, sofern sich diese aus der umfassenden Einleitung nach ihrer Eigenthümlichkeit erkennen, und mit jener vergleichen lässt. Hr. *B.* hält es für dringendes Bedürfniss, dass die Philosophie in Deutschland den verlorenen Standpunct des natürlichen Menschenverstandes wieder gewinne, ohne sich in die Flachheit des Empirismus zu verlieren; sie soll die Aussprüche des natürlichen Menschenverstandes rechtfertigen, sich von diesem dadurch unterscheiden, dass sie die Wahrheit apodiktisch vom Irrthum scheidet, und das Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen entweder löset, oder es als unauflöslich fallen lässt, nachdem man deutlich eingesehen, warum es nicht gelöset werden könne. Hr. *H.* überschreitet die Grenzen des gemeinen Verstandes, verliert sich nach Art der Eleatiker in spitzfindige Speculationen und Theorieen, und behauptet da noch ein Wissen, wo Hr. *B.* sich lediglich an das allgemeine Menschengefühl hält. Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit haben wir auch in einem höheren Grade bey Hn. *B.* als bey Hn. *H.* gefunden. Das Werk des Ersteren ist die Frucht eines zwanzigjährigen Studium der menschlichen Natur und der philosophischen Systeme des Alterthums und der neueren Zeiten; er widerruft seine 1799 erschienenen Ideen einer Apodiktik, und stellt dagegen eine andere Apodiktik auf, aus welcher die Metaphysik und Religionsphilosophie entwickelt sind. Da es unmöglich ist, bey der Anzeige eines so umfassenden Werkes sich auf alle einzelnen Puncte einzulassen: so wird Rec. zwar nur die Hauptpuncte herausheben, sich aber zugleich bemühen, dem Leser eine soviel möglich vollständige und richtige Vorstellung vom Ganzen zu verschaffen. — Der erste und wichtigste Theil ist die Grundlage aller theoretischen und praktischen Wissenschaften der Philosophie, und enthält nebst der Einleitung eine *allgemeine Wahrheits-* und *Wissenschafts-Lehre*, die *Metaphysik* nach ihrem ganzen Umfange, und die *Religionsphilosophie*. Die Philosophie wird in der Einleitung ziemlich allgemein bestimmt als die Summe der gelungenen Bestrebungen des denkenden Geistes, durch apodiktische Trennung des Scheins von der Wahrheit das Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen zu lösen. Das Fundament aller philosophischen Wissenschaften ist die allgemeine Wahrheits- und Wissenschafts-Lehre, die vom Vf. eingetheilt wird in *die logische, transcendentale* und *praktische Apodiktik.* Das Verhältniss der logischen Functionen der Denkkraft zur problematischen Idee der Wahrheit zu entdecken, und eben dadurch diese problematische Idee von der logischen Seite aufzuklären, ist das Geschäft der logischen Apodiktik. Die in diesem Abschnitte vorkommenden Erörterungen sind gründlich und folgenreich für das ganze System der Philosophie. Zuerst unterscheidet der Vf. eine zweyfache Bedeutung des Ausdrucks *Vernunft* oder *Denkkraft im Allgemeinen*; er nennt sie a) *Verstand*, oder die Kraft, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden; b) *Vernunft* im höheren Sinne, wodurch sich die Denkkraft über jene Functionen erhebt, und das Übersinnliche, Göttliche fasst, ohne den logischen Functionen zu widersprechen. Alles logische Denken ist discursiv, nach Begriffen; gemäss dem Gesetze der Identität; aber allem Discursiven muss ein von demselben un-

abhängiges Substrat zu Grunde liegen, worauf dessen Wahrheit beruht, und das durch den Begriff allein nicht aufgefasst werden kann, sowohl beym empirischen als rationalen Erkennen; bey jenem sind es die mit der Wahrnehmung und Empfindung zusammenfallenden Vorstellungen, bey diesem die durch die Einwirkung der Vernunft auf den inneren Sinn bewirkten Modificationen. Von §. 6 — 11 weist nun der Vf. im Einzelnen rücksichtlich der Begriffe, Urtheile und Schlüsse nach, dass alle Wahrheit des Erkennens auf den Substraten der Begriffe beruhe, Alles gründlich und überzeugend. Die §. 14 gemachte Unterscheidung des *Wissens* und *Erkennens* halten wir für unwesentlich und willkührlich; wichtiger ist das damit zusammenhängende, §. 17 angegebene Verhältniss der Vernunft zum Gefühle, wo der Vf. mit Recht annimmt, dass es Gefühle höherer Natur als die sinnlichen gebe, und dass jene im Bunde mit der Vernunft das Vermögen eines ursprünglichen Wahrheitsgefühls sey, welches, in Schlüssen entwickelt, vorzugsweise „Überzeugung" genennt werde. Wir würden lieber sagen, das auf das Gefühl gegründete Erkennen sey eben das ursprüngliche, unmittelbare und absolute Wissen, die Wahrheit aus der ersten Hand; wir würden hier das Wissen nicht vom Fühlen trennen, sondern beide in ihrer Untrennbarkeit eben das höchste und tiefste Wissen nennen. Diese, so wie die §. 16 aufgestellte Ansicht des Vfs., stimmen ganz überein mit der so oft bestrittenen, von *Schelling* zuerst aufgestellten Behauptung, dass nämlich die Vernunst unmittelbar durch Begriffe auf eine wirkliche Natur der Dinge, oder auf den Urgrund alles Denkens und Daseyns sich beziehe, d. h. dass das Denken entweder mit dem Seyn ursprünglich zusammenfallen, und dieses ursprüngliche Zusammenfallen gedacht werden müsse als der ursprüngliche und erste Erkenntnissgrund, oder dass die Vernunft die ganze objective Bedeutung der Dinge abtreten müsse an die Sinnlichkeit, der wir dann ohne Grund trauen müsten, u. s. w. Hätte Hr. *B.* diese Idee ganz consequent durchgeführt: so würde er auch in vielen anderen Puncten mit *Schelling* zusammengetroffen seyn; allein da, wo *Schelling* noch behauptend verfährt, steht dieser still, und glaubt an der Grenze alles Wissens zu seyn; jener sagt: es *ist* so, *weil* man es so denken muss; dieser aber: ich kann mir nichts mehr dabey denken, also weiss man auch nicht, wie es ist.

In der *zweyten Abtheilung — der transcendentalen Apodiktik* S. 47 — 76, wird das ursprüngliche Verhältniss der Vernunft zur Sinnlichkeit untersucht, um zu erkennen, ob und warum uns die sinnliche Wahrnehmung nicht täusche, und ob es für den menschlichen Geist eine Erkenntniss des Übersinnlichen gebe. Das feste Vertrauen auf die *sinnliche Erkenntniss* setzt der Vf. in die ursprüngliche Verbindung der Vernunft mit der Sinnlichkeit, indem jene durch denselben ursprünglichen Reflexionsact, durch welchen das Ich als Subject, als erkennendes Wesen im Bewusstseyn hervortritt, dem Ich ein Nicht-Ich, dem Subject ein Object entgegenstellt; es ist dieser Act ein Denken und kein Schliessen, lässt sich daher nicht beweisen, sondern ist das Princip der Möglichkeit aller Beweise; er ist die Offenbarung des individuellen Lebens für den denkenden Geist durch die That des Lebens, und dieses individuelle Leben ist im ganzen Umfange seiner Functionen eine Virtualität, d. h. eine Einheit von subjectiven und objectiven Kräften, die auf eine solche Art zusammenwirken, dass das Subjective nur sofern vorhanden ist, als es durch das Objective bedingt und bestimmt wird. Der denkende Geist muss entweder einer solchen unmittelbaren Erkenntniss unbedingt vertrauen, oder alles Erkennen dem Zweifel preis geben. Da nun der pyrrhonische Skepticismus über diesen Glauben der Vernunft sich erheben will: so ist er auch durch keine Demonstration zu widerlegen. Das Unbezweifelbare ist also das *Daseyn selbst*, das sich dem denkenden Geiste unmittelbar kund thut in einem wirklichen Momente des Lebens. Alles Leben ist ein Resultat des Zusammenwirkens einer *Spontaneität*, die von Innen nach Aussen wirkt, mit einer *Receptivität* für Wirkungen von Aussen nach Innen, und wo diese Zusammenwirkung beider empfunden wird, da wird sie *Sinnlichkeit* genannt. Die wahrgenommenen Dinge als Etwas in der sinnlichen Vorstellung Vorhandenes, und durch die Gesetze der Subjectivität Modificirtes, heissen *Erscheinungen*. §. 26 u. folg. wird der Begriff der Erscheinung noch weiter erörtert, und die Bedeutung der Formen des Raums und der Zeit richtiger als bey *Kant*, wenn gleich nicht metaphysisch genug, bestimmt; sie sind Formen des Gemüths, welche auf der Verbindung der Denkkraft mit dem äusseren und inneren Sinne beruhen; durch den Organismus geht die Objectivität auf eine *unbegreifliche* Art in die Subjectivität über, und nach den Gesetzen dieses Übergangs richtet sich die Möglichkeit aller sinnlichen Erkenntniss, und darauf gründen sich die Formen des Raumes und der Zeit; weiter lassen sie sich nach der Versicherung des Vfs. nicht begreifen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Halle und *Berlin*, in der Waisenhausbuchhandlung: *Religiöse Zeitlieder und vaterländische Gedichte.* Von *August Hermann Niemeyer.* 1814. 48 S. 8. (6 Gr.) Aus des Verf. vollständiger Sammlung religiöser Gedichte, von denen eine kritische Beurtheilung in unseren Blättern nächstens geliefert werden wird, besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

PHILOSOPHIE.

1) Königsberg, b. Unser: *Lehrbuch der Einleitung in die Philosophie*, von *Joh. Friedr. Herbart*, u. s. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften nach einem neuen System entworfen* von *Friedr. Bouterwek*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. geht §. 29 über zu der Erörterung der Möglichkeit *reiner Vernunfterkenntnisse*. Das Denken fängt damit an, dass das Subject als entbundenes Ich sich über alle sinnlichen Vorstellungen erhebt, und relativ zur Sinnlichkeit als höhere Lebenskraft erscheint; dadurch kündigt es sich als das Vermögen der Wahrheit im Geiste an, indem die sich selbst denkende Vernunft sich über die blosse Subjectivität erhebt, und dadurch inne wird, dass sie mehr als Subjectivität sey; sie glaubt desswegen an sich selbst, weil sie sich durch sich selbst zur Idee eines Urgrundes alles Denkens und Seyns, und folglich hoch über die Subjectivität erschwingt, in welcher alle Gedanken blosse Vorstellungen sind. Vertraut nun die Vernunft sich selbst: so muss sie auch unbedingt den *Begriffen* vertrauen, die sie in ihrer Verbindung mit dem inneren Sinn sich selbst verdankt. Denn wir können uns wohl vorstellen, fährt der Vf. fort, dass die Denkkraft durch ihre höheren Functionen den inneren Sinn afficirt, und dass diese Affectionen Substrate oder Empfängnisse des innern Sinnes durch die logischen Functionen zu Begriffen ausgebildet werden. Mit den so gewonnenen Begriffen kann die Vernunft sich dann *über* die Wahrnehmung erheben, und ihre Gedanken folgerecht an die Idee eines einigen Urgrundes alles Daseyns und Denkens anknüpfen. Es beweist diess schon die *Idee des Absoluten oder Unendlichen*, in deren Besitz wir sind, und die man ohne Sophismen nicht empirisch noch subjectiv deduciren kann; sie ist nur dadurch denkbar, dass die Vernunft den inneren Sinn afficirt, und in ihm das *Gefühl* erzeugt, auf welches wir reflectiren, wenn wir einen Begriff vom Absoluten erhalten. — Es ist dieses eine etwas gekünstelte Theorie der empirischen und rationalen Erkenntnisse, und stimmt, wenn gleich nicht aus denselben Gründen, doch in ihren Resultaten mit der sogenannten Identitätsphilosophie darin überein, dass sie die objective Realität der sinnlichen und übersinnlichen Erkenntnisse behauptet, ganz gegen den Geist der kantischen und jeder mit ihr verwandten Art zu philosophiren.

Die *dritte Abtheilung* begreift die *praktische Apodiktik* — §. 36 — 40. Hier soll nicht untersucht werden, nach welchen Grundsätzen der freye Wille sich selbst zum Guten bestimmen solle, welches der praktischen Philosophie zukömmt, sondern welchen Antheil die Freyheit an der Entwickelung der Idee der Wahrheit nimmt, und wie weit unser unmittelbares Erkennen abhängig ist von dem sittlichen Wollen. Die Art, wie der Vf. §. 36 und folgg. dieses darzuthun sucht, ist ganz seiner seitherigen Deductionsmanier analog, willkührlich und gesucht. Um z. B. die Verbindung des höheren Erkenntnissvermögens mit dem Willen darzuthun, geht er S. 78 folgendermassen zu Werke: Indem das erkennende Subject sich im Begriffe des *Ich* absondert von den Objecten, und sich selbst erkennt, spricht es sich psychologisch ein Erkenntnissvermögen zu, in welchem eine Selbstthätigkeit vereinigt ist mit einer Empfänglichkeit; beides in unzertrennlicher Vereinigung ist eine Thätigkeit, gleichsam eine subjective Virtualität, die sich nur bis zu ihrem unmittelbaren Zusammentreffen mit der wahren Virtualität verfolgen lässt, welche nicht ein Erkenntnissvermögen, sondern das Leben selbst ist. Diese Thätigkeit heisst ein Erkenntnissvermögen, und seine Möglichkeit liegt im Leben selbst. Das Leben selbst muss also ein *höheres* oder *geistiges*, d. h. ein solches seyn, in welchem Selbstthätigkeit durch *Denken* sich über die Gesetze der Sinnlichkeit erheben, und die Wahrnehmungen mit Bewusstseyn an Begriffe anknüpfen kann, die durch das Denken erzeugt werden, wenn die Denkkraft den inneren Sinn afficirt. Diese die Denkkraft in sich schliessende Selbstthätigkeit offenbart sich unter gewissen Verhältnissen als *Wille*, nämlich wo sie durch die Denkkraft zum Vermögen der Selbstbestimmung nach Begriffen und Grundsätzen wird. Der Einfluss des Willens auf das höhere Erkennen ergiebt sich nach §. 39 S. 83 auch daraus: Durch die Entwickelung der Denkkraft auf den inneren Sinn entsteht in dem denkenden Subject ein *höheres* Verlangen, ein gefühltes Streben nach dem Wahren, Guten, Schönen und Unendlichen, und aus allen diesen Gefühlen ein *Enthusiasmus*, durch den sich die Vernunft im Menschen eben so kund thut, als durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse; ohne ihn hat die Wahrheit für den denkenden Geist keinen Werth. Im §. 40 wird der Einfluss des eigentlichen Willens mittelst der Freyheit auf das Erkennen noch weiter erörtert, Alles sehr willkührlich und gekün-

stelt, ohne durch eine tiefere Begründung die Überzeugung zu leiten und zu befestigen.

S. 89 geht der Vf. zur *Metaphysik* über, welche als Wissenschaft des Übersinnlichen sich nach §. 1 auf den Glauben der Vernunft an sich, als selbst eines Übersinnlichen, gründet. Im §. 3 wird Mancherley über die sich wahrhaft erkennende Vernunft gesprochen; allein es ist nur zu bedauern, dass man kein höheres Kriterium hat, zu ermessen, worin die wahre Selbstkenntniss der Vernunft bestehe: jeder Philosophirende meint, er kenne sie am besten, und Viele hegen von einander sehr abweichende Meinungen darüber. §. 4 wird die Wahrheit im metaphysischen Sinne erklärt als die Übereinstimmung unserer Gedanken mit dem übersinnlichen Wesen der Dinge, und dessen Verhältnisse zum Urgrunde alles Daseyns und Denkens. Die Metaphysik soll lehren, wie der denkende Geist zum Begriff von einem übersinnlichen Wesen der Dinge gelangt, und wie weit es der Vernunft beschieden ist, in den unübersteiglichen Schranken der menschlichen Fassungskraft sich einer Erkenntniss des Wesens der Dinge überhaupt zu erfreuen. Dieses macht den Inhalt der *theoretischen* Philosophie aus, und die dadurch gewonnenen Wahrheiten angewandt geben die *resultirenden* Wissenschaften, z. B. Naturwissenschaft und Sittenlehre. Gegen diese allgemeinen Bestimmungen wäre Wenig einzuwenden, wenn nur die Schranken des menschlichen Wissens über alle diese Gegenstände von Hn. *B.* nicht so gar eng gesetzt würden, so dass man, wie das Folgende zeigen wird, meistens mit der Behauptung des Nichtwissens da, wo das Wissen am meisten interessirt, abgefertigt wird. *Das erste Capitel* der Metaph. S. 96—124 enthält eine Deduction der ontologischen Elementarbegriffe. Da die Metaphysik die Wissenschaft des Übersinnlichen oder des Wesens der Dinge ist: so beginnt sie auch mit der Erklärung des Begriffs vom *Daseyn*, um zu ergründen, was der Ausdruck „Wesen der Dinge" bedeute. Dieses aber soll im metaphysischen Sinne dasjenige im Daseyn bezeichnen, kraft dessen etwas, was wahrhaft ist, auf irgend eine Art *in sich selbst und durch sich selbst ist*. Allem Werden müsse ein solches Seyn zu Grunde liegen, und das müsse die Vernunft annehmen, wenn sie an eine höhere als logische und sinnliche Erkenntniss der Dinge glaube. Im empirischen, durch den Gegensatz von Subjectivität und Objectivität bedingten Bewusstseyn erkennen wir nach §. 9 u. folg. nichts vom Wesen der Dinge; allein nach der Apodiktik §. 31 erhebt sich die sich selbst vertrauende Vernunft über diesen empirischen Gegensatz, und findet in sich selbst den *Urbegriff* des Absoluten, durch welchen sie das Wesen der Dinge denkt. Von diesem Begriffe geht der Satz des Daseyns aus; das Absolute ist das *Schlechthin-Nothwendige*, der ewige Träger des Alls. Wenn der Vf. nun behauptet, dass der Verstand diese Idee nicht fassen und verdeutlichen könne, weil in ihr alle die Begriffe *zusammenfallen*, die der Verstand getrennt halten müsse, um etwas zu erkennen: so sucht er die Schwierigkeiten zwar zu umgehen, aber nicht zu heben, und so wie die Erkenntniss der höheren Denkkraft wesentlich verschieden ist von der empirischen, so lässt sich auch wohl denken, dass die S. 102 angeführten Verstandesbegriffe in Beziehung auf die Bestimmung des Absoluten eine ganz andere Bedeutung erhalten, als sie rücksichtlich der Erscheinungen haben; und wenn Hr. *B.* jene Bedeutung im rein vernünftigen Denken nicht finden kann: so lässt sich daraus noch nicht die absolute Unmöglichkeit, sie zu finden, folgern; blosse negative Bestimmungen reichen hier nicht zu. Im §. 11 S. 104 wird das Verhältniss unserer Gedanken zur Idee des Absoluten genauer bestimmt. Diese Idee ist zwar verschieden vom Absoluten selbst, aber dieses offenbart sich durch jene, und so wird es unmittelbar erkannt. Wie nun der Verstand aus der Wahrnehmung einen Begriff erzeugt, wenn er das von der Sinnlichkeit dem Bewusstseyn zugeführte Substrat ergreift: so wird durch den Verstand aus der ursprünglichen Idee des Absoluten, die sich in einem unerschöpflichen Gefühle verliert, ein *Urbegriff*, wenn die Vernunft den inneren Sinn afficirt, indem sie durch sich selbst das Absolute unmittelbar erkennt. Der Begriff des Absoluten hat sein Substrat im Bewusstseyn einer Function des inneren Sinnes: aber die ursprüngliche Idee des Absoluten ist erhaben über alle Begriffe; die Vernunft erkennt sich selbst als ein höheres Wahrnehmungsvermögen, gleichsam als einen Sinn für das Übersinnliche, indem sie das Absolute erkennt. Das Absolute verhält sich also zu der Idee, wie die materiellen Objecte zu den sinnlichen Vorstellungen sich verhalten. — Viele Worte, wenig Überzeugungskraft, das stete Einerley von dem Afficiren des inneren Sinnes durch das höhere Denken! Durch die letztere Behauptung will der Vf. seine Philosophie unterscheiden von der absolut dualistischen, indem er dem Absoluten ein solches Verhältniss zu der Vernunft giebt, wie den materiellen Objecten zu dem sinnlichen Wahrnehmungsvermögen; nun sagen wir aber von diesen, sie sind ausser dem Wahrnehmungsvermögen, afficiren dasselbe, und werden auf eine unbegreifliche Weise mit ihm eins: können wir wohl dasselbe vom Absoluten in Beziehung auf die Vernunft sagen? Zwar meint der Vf. S. 106, wenn wir nicht dieses, sondern vielmehr jenes annehmen wollten, dass die Idee des Absoluten zwar der Vernunft ursprünglich angehöre, aber nur als subjectives Product: so löse sich der Satz des Daseyns selbst in eine bloss subjective Vorstellung auf. Allein das genügt nicht, vielmehr hat er ganz Unrecht, die sich selbst vertrauende Vernunft für ein subjectives Vermögen anzusehen; sie ist an und für sich objectiv, im absoluten Sinne; es giebt für sie nichts Gewisseres, als was sie sich selbst glauben muss; sie statuirt sich daher unbedingt zu einer absoluten Erkenntniss, die ihr noch objectiver und gewisser ist, als die von der Aussenwelt. Von S. 13—21 werden die anderen metaphysischen Elementarbegriffe der bereits bekannten Methode gemäss untersucht, und ihren verschiedenen Bedeutungen nach aus einander gesetzt, die Begriffe nämlich von *Ursache und Wirkung, Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, Kraft und Veränderung*; alles sehr gründlich und genügend.

Besonders hat uns die Bestimmung des Begriffs der Nothwendigkeit gefallen. Nach gemachter Unterscheidung der logischen und mathematischen Nothwendigkeit von der metaphysischen heisst es S. 122: „Nur durch unmittelbares Bewusstseyn der Idee des Absoluten erkennen wir das Nothwendige im metaphysischen Sinne; hier entscheidet das unmittelbare Bewusstseyn, und es lässt sich nach keinem weiteren Grunde fragen; die an sich selbst glaubende Vernunft spricht hier ihr unbedingtes *So ist es* aus. Alle Nothwendigkeit der Causalverhältnisse hängt also am Absoluten. In diesem ist das Mögliche mit dem Wirklichen und Nothwendigen Eins und dasselbe. S. 124: Die Metaphysik kann also das Räthsel des Daseyns auf keine andere Art lösen, als indem sie das relative Daseyn sowohl als das Absolute unbedingt anerkennt, wie die Vernunft es gebietet. Alles endliche Daseyn ist das, sofern es durch den allgemeinen Causalnexus der Dinge bedingt und beschränkt ist. Das Absolute als der Grund der Möglichkeit aller Causalverhältnisse heisst das *Unendliche*. Das Verhältniss des Endlichen zum Unendlichen ist also der bestimmtere Gegenstand der Metaphysik.

Zweytes Capitel, vom Verhältnisse des Endlichen zum Unendlichen, S. 124—146. Da gleich im Anfange dieses Capitels §. 22 behauptet wird, das Absolute als das Wesen der Wesen müsse *als solches und an sich* erkannt werden können, und jedem Dinge komme nur sofern ein wahres Daseyn zu, als sein Daseyn im Absoluten gegründet sey: so erwarteten wir hier wichtige Aufschlüsse über die positiven Eigenschaften des Absoluten, und über das Verhältniss der endlichen Dinge zu ihm; allein wir fanden auch hier wieder, dass der Vf. eigentlich nur wisse, dass er gar nichts darüber wisse, und sich lediglich mit negativen Bestimmungen begnüge. Zuerst heisst es, das Absolute müsse nothwendig gedacht werden als erhaben über alle sinnlichen Vorstellungen, und folglich ohne alle sinnlichen Prädicate, weil es sich unmittelbar durch die Vernunft offenbare. Davon sieht Rec. die Nothwendigkeit nicht ein, weil kein reeller Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Vernunft Statt findet im menschlichen Geiste, und das Absolute selbst sich auf sinnliche Art geoffenbart hat. Wenn daher §. 23 gefolgert wird, „das Absolute müsse im Gegensatze der Ausdehnung der sinnlichen Dinge als *einfach* so wie unsere vernünftige Ichheit gedacht werden, demnach selbst als ein Vernunftwesen; §. 24 die Einfachheit des Absoluten sey der Zusammensetzung eben so, wie der Ausdehnung entgegengesetzt; §. 25 sie sey das Gegentheil aller Mannichfaltigkeit u. s. w.: so kann sich Rec. dabey weder etwas denken, noch einen haltbaren Grund einsehen, warum das Absolute gerade als das Gegentheil der von ihm erschaffenen Welt müsse gedacht werden, vielmehr glaubt er, dass man durch die rechte Erkenntniss der letzteren auch erst das Absolute erkennen könne; das Absolute ist ja nur als schaffendes Wesen von uns zu begreifen, und wonach anders als nach der Natur seiner Geschöpfe ist es zu bestimmen? Rec. will aber desswegen nicht behaupten, es müsse als ein zusammengesetztes und ausgedehntes Wesen gedacht werden, weil ihm die Bestimmung der Einfachheit missfällt, so wenig als er glaubt, dass das substantielle Wesen der endlichen Dinge *einfach* oder *ausgedehnt* dürfe genannt werden. Nebst dem ist ein absolut einfaches Wesen, das eine unendliche Mannichfaltigkeit und Vielheit zugleich schafft, für uns ein viereckiger Cirkel; daher versetzt der Vf. diesen Gedanken §. 25 an die äusserste Grenze des logischen Denkens: „Auf der äussersten Stufe der Abstraction, wo alle Mannichfaltigkeit verschwindet, und das logische Nichts anhebt, offenbart sich dem denkenden Geiste das Absolute." Wie wenig Vertrauen Hr. *B.* selbst zu seiner §. 22 behaupteten Erkenntniss des Absoluten an und für sich hege, gesteht er in §. 29, 30 u. folgg. ein, wo er sagt: Wir nennen zwar das Absolute metaphysischen Ideen gemäss das *Einfache* und *Ewige*, das *Urwesen* und das *Nothwendige*, nach moralischen Ideen das *Gute*, und gemäss der Verbindung metaphysischer Ideen mit den moralischen das *Vollkommene*, allein wir können dadurch doch nicht in sein Inneres eindringen; alle diese Ideen verlieren sich da, wo wir das Verhältniss des Endlichen zum Unendlichen erklären wollen, im Begriffe einer letzten Ursache oder *Grundursache*; wobey der Vf. aber eben so wenig Positives sich zu denken vermag. In den §§. 31, 32 bekennt er nun geradezu, dass das Räthsel der Schöpfung, des Hervorgehens der relativen Welt aus Gott, für uns unbegreiflich sey, und man in den Pantheismus unvermeidlich falle, wenn man es mit dem Verstande begreifen wolle. Das Resultat der eigentlichen Metaphysik ist also, dass es keine giebt, und demnach sehr verschieden von den im Anfange dieses Abschnitts vorgespiegelten glänzenden Hoffnungen. In den §§. 26—28 werden die der neueren Naturphilosophie zu Grunde liegenden Irrthümer aus einer transcendentalen Selbsttäuschung erklärt, und das alte Lied von der Identificirung der Natur und des Geistes, der Vernunft und Unvernunft u. s. w. vorgesungen. Wir hatten von dem scharfsinnigen Vf. wirklich eine gründlichere Beurtheilung dieser Lehre erwartet.

S. 147 beginnt das *dritte Capitel, von der Natur*, dessen Inhalt wieder darin besteht, dass wir von dem Wesen der Natur und von ihrer gesetzmässigen Wirkungsweise nichts Gewisses erkennen. Nach dem philosophischen Begriffe, der das substantielle Wirken der Natur ausdrücken soll, §. 35, denken wir uns die Natur als das allgemeine Werden der Dinge, als die Summe der Kräfte, durch deren Beziehung auf einander Eins aus dem Anderen entsteht, und nach einer gewissen Dauer vergeht. Von ihren Kräften wissen wir nichts, als dass durch sie der Causalnexus unter den Erscheinungen begründet ist. So weit die Natur reicht, geht dieser Nexus; wie weit sie aber reicht, wissen wir nicht. §. 37. Alle erkennbaren Naturgesetze sind entweder empirisch oder transcendental; jene werden erkannt durch die Wahrnehmung einer constanten Gleichförmigkeit im natürlichen Zusammenhange gewisser Ereignisse nach Causalverhältnissen; wir können aber nie gewiss seyn, ob wir

die Haupt- oder nur Neben-Ursachen kennen gelernt haben. Jede Reihe von erkennbaren Ursachen verliert sich in dem undurchdringlichen Dunkel, wo das Absolute als letzte Ursache erkannt wird. Alles Natürliche verliert sich im Wunderbaren durch sein Verhältniss zum Absoluten. Die transcendentalen Naturgesetze sind begründet in der Form des Gemüths, lehren uns aber weniger über das Wesen der Dinge, als die empirischen. §. 38. Eben so wenig wissen wir über das Wesen der *Materie*, §. 40, und erkennen nur so viel, dass sie an eine *Form* gebunden ist; auf den Gegensatz zwischen Stoff und Form lassen sich alle materiellen Verschiedenheiten der Dinge zurückführen, z. B. die Classen, Ordnungen, Geschlechter, Gattungen und Arten. Darauf folgen ungenügende Bestimmungen über die arithmetische, geometrische und dynamische Form, §. 41. Die Grundlage der geometrischen Form der Materie ist die Ausdehnung der Materie im Raume; ob aber das Wesen der Materie selbst ausgedehnt sey, wissen wir wieder nicht, §. 44. Nach den geometrischen Gesetzen des Raumes richtet sich die *Bewegung* der Körper; wie die Bewegung möglich sey, können wir nicht wissen, weil wir nicht begreifen, wie das physische Daseyn ins Geistige übergeht; wir begreifen also weder die Möglichkeit einer objectiven noch subjectiven Bewegung. §. 46. Wie das natürliche Werden der Dinge, ist auch ihr Untergang unbegreiflich. Wenn wir nun von dem Allen nichts wissen: was ist es denn, was wir wissen? Worin besteht die Naturwissenschaft? Wahrscheinlich darin, dass wir die arithmetischen und geometrischen Formen der Dinge anschauen, zählen und messen, und uns an dem bunten Farbenspiel der werdenden und vergehenden Dinge ergötzen. Dass diese negative Naturlehre häufig gegen die neuere Naturphilosophie mit ihren Gründen der Unwissenheit polemisire, versteht sich von selbst, weil sie eine positive oder apodiktische Erkenntniss der Natur durchaus leugnet.

Etwas mehr weiss der Vf. im *vierten Capitel von der Seele*, wenn gleich nichts sonderlich Neues. Nach §. 51 lehrt jeder Augenblick des selbstständigen Wollens und Denkens, dass die sich selbst erkennende Seele etwas in sich selbst und durch sich selbst, also *ein Wesen* ist; dadurch kann sie in gewisser Hinsicht sich von der Natur losreissen, und sich auf das Unendliche beziehen. Dadurch erhebt sich die Kenntniss des Wesens der Seele über die unbestimmte Kenntniss des Wesens der Natur, deren Inneres nirgends erscheint; §. 52 weil es aber unbegreiflich sey, wie ein relatives Daseyn im Absoluten gegründet ist: so sey auch die Selbstständigkeit unbegreiflich, die mit dem Begriffe der Wesenheit der Seele zusammenfällt. Wenn also der Vf. ohne Umschweife reden wollte: so müsste er sagen: das Wesen der Dinge ist uns durchaus unerkennbar, und die Metaphysik als Wissenschaft desselben kann lediglich in ihrer Definition existiren. Denn die höchste und tiefste Einsicht des Hn. *B.* geht bis zum unmittelbaren Gefühl, zur Erkenntniss mittelst des inneren Sinnes, und was er nebst dem zu wissen vorgiebt, sind nichts sagende Bestimmungen, Negationen, die ihm das Gefühl grösstentheils auch eingiebt. Die erste Eigenschaft, welche er der Seele beylegt, §. 49, ist ihre *Einfachheit*, d. h. das Gegentheil der Ausdehnung und folglich aller körperlichen Form. Doch ist sie §. 50 an den Organismus gebunden, und kann sich nur sofern erkennen, als sie in sich selbst eine Natur erkennt, die als Natur der Seele durch den Organismus in die Natur der Dinge übergeht, und von der Natur der Dinge abhängt. Das lautet beynahe naturphilosophisch, ist aber nicht so ernstlich gemeint. §. 59 protestirt er sehr gegen die Übertragung des Begriffs „Seele" auf Thiere, Pflanzen und Naturgegenstände, und gegen die Identificirung des Begriffs des Lebens mit dem der Seele, ohne etwas Gründliches darüber vorzubringen; so oft er auf die Hauptsache kommt, flüchtet er sich in den Schoos der nächtlichen Unwissenheit. Was er sich *unter Natur der Seele* denke, sehen wir §. 50, wo es heisst: „Natur der Seele ist die unmittelbare Zusammenwirkung der Kräfte, ohne welche das subjective Daseyn nicht besteht; wir nennen diese Kräfte Seelenkräfte, um sie von den objectiven Naturkräften zu unterscheiden; wir erkennen sie durch das unmittelbare Bewusstseyn, u. s. w. Worin nun die *Natur* der Seele eigentlich bestehe, wissen wir immer noch nicht, wenn es nicht das seyn soll, dass die Seele vermöge ihrer Natur (!) auf die Natur der Dinge *unbegreiflicher* Weise einwirke, und von ihnen abhänge, ja dass nach §. 58 auch die Fortdauer der Seele durch ihre Verbindung mit einem Organismus bedingt sey. Wie lässt sich aber mit solchen Äusserungen die Behauptung S. 187 vereinigen, nach welcher alle physischen Kräfte in der Materie verschieden und entgegengesetzt sind von der Denkkraft, selbst von der Sinnlichkeit, die doch den Übergang von dem Geistigen zu dem Materiellen möglich machen soll? Wenn beide Arten von Kräften schlechterdings entgegengesetzt sind: woher kommt denn doch die Ähnlichkeit ihrer Wirkungen? Ähnlichkeit und Gleichartigkeit lassen gewiss mit Recht auf einen gemeinsamen Grund schliessen. — Nach §. 54 ist die innere Selbstständigkeit die höchste Thatsache, welche so gewiss ist, als irgend ein Factum der Aussenwelt, und mit dem Bewusstseyn der geistigen Selbstständigkeit ist verbunden das Bewusstseyn der Freyheit; §. 58 ihre psychologische Möglichkeit kündigt sich im empirischen Bewusstseyn an, ihre metaphysische ist unbegreiflich, wir wissen blos, dass das Gegentheil von ihr durch keine zureichenden Argumente innerhalb der Grenzen der menschlichen Fassungskraft bewiesen werden kann; §. 57 Freyheit muss ein *übernatürlicher* über den Causalnexus der Natur erhabener Zustand seyn, und als solcher verbunden mit der Vernunft, die sich unbezweifelbar über die Natur erheben kann. Auf die so oft und neuerdings angeregten Schwierigkeiten, welche dem Begriffe der *Freyheit* anhangen, ist überall keine Rücksicht genommen, um sie wissenschaftlich zu beseitigen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

PHILOSOPHIE.

1) Königsberg, b. Unzer: *Lehrbuch der Einleitung in die Philosophie*, von *Joh. Friedr. Herbart*, u. s. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften nach einem neuen System entworfen* von *Friedr. Bouterwek*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das *fünfte Capitel, von der Gottheit*, S. 202 — 220, enthält gleichfalls mehr eine Kritik dieses Begriffs als positive Bestimmungen. Zuerst wird erklärt §. 61, wie der Begriff der *Weltseele* entstehe, und dieser §. 62 auf eine Art bestimmt, dass nur Ungereimtheiten daraus folgen müssen, wenn man ihn mit der Idee des Absoluten in Verbindung bringen will. Im §. 63 wird die Untersuchung wieder auf den Pantheism geleitet, dessen Grundidee so ausgesprochen wird: „Alles, was ist und wird, muss sich aus der Idee des Absoluten von Grund aus erklären lassen;" und wenn man diese anerkenne, sey er unwiderlegbar. Der Pantheism wäre also das einzig consequente System. Hr. *B.* aber glaubt nach seiner Mässigkeit zum Voraus, dass die Schranken der Vernunft kein solches System gestatten, und unter dieser Voraussetzung bemüht er sich, in den folgg. §§. ihn zu widerlegen. In §§. 67. 68 untersucht er den Begriff des Atheism, und hält den *skeptischen Atheism*, welcher alles Wissen vom Absoluten leugnet, gleichfalls metaphysisch unwiderlegbar. Allein der Gott, den das Herz bedürfe, müsse nach anderen als bloss metaphysischen Begriffen bestimmt werden, nämlich nach moralischen: denn das Herz habe einen Gott nöthig, der als ein heiliges, absolut gutes Wesen mit Bewusstseyn und Freyheit die Welt erschaffen habe und regiere. Wer an ein solches Urwesen glaube, glaube an Gott, und wer voll Glauben an diesen Gott das Gute freudig thue, habe Religion; hier endige sich die Metaphysik, welche diesen Gott nicht kenne, und beginne die Religionsphilosophie. Wir sehen also auch hier, wie unvermögend und irreligiös die erkennende Vernunft nach dem System des Hn. *B.* ist, und wie nach ihm kein eigentlich philosophisches Problem wissenschaftlich, sondern bloss nach den Foderungen und Bedürfnissen des gemein und herkömmlich denkenden Verstandes gelöst wird. Rec. hat alle Achtung vor einer solchen Denkart, kann ihr aber keinen philosophischen Gehalt beylegen.

Die *Grundlehren der Religionsphilosophie* machen den IV Abschnitt aus; auch sie sind weniger von wissenschaftlichen Gründen als von angenommenen oder vorausgesetzten Gefühlen des Herzens hergenommen, und werden von diesem Standpuncte aus jeden religiös fühlenden Leser befriedigen. Wir wollen auch hier das Wesentliche kurz ausheben. Zuerst wird das religiöse Gefühl psychologisch untersucht. Seine Grundlage ist das *Bewusstseyn der menschlichen Beschränktheit*, welches das der Abhängigkeit von höheren Mächten in sich schliesst; nach den verschiedenen Graden der menschlichen Bildung äussert es sich verschieden, auf der untersten Stufe ist es *natürliche Volksreligion*; sobald aber die Idee des Absoluten das Herz mächtig ergreift, erhält auch das Gefühl eine höhere Weihe; ist aber der Verstand dieser Idee nicht gewachsen: so entstehen allerley Abarten von Religionssystemen, Mysticismus, Naturcultus, Hylozoismus, Pantheismus. Anders wird das religiöse Gefühl, wenn es das höchste Wesen zugleich als das *vollkommenste* und *moralische* Wesen erkennt, als ein heiliges, absolut gutes, das mit Freyheit und Bewusstseyn nach Zwecken wirkt. Allein nach §. 5 können das natürliche, mystische und moralische Gefühl noch ohne Religion bestehen: denn diese schliesst den Glauben in sich, dass der Gegenstand der religiösen Verehrung ein wahrhaft existirender, und kein bloss erdachter sey. Dass nun der Gott der moralischen Anbetung mehr als ein speculatives Ideal sey, sucht der Vf. durch gewisse Reflexionen darzuthun, die zwar keine metaphysischen Erkenntnissgründe, aber doch zum Theil metaphysisch in sofern seyn sollen, als sie sich ohne metaphysische Betrachtung des Wesens der Vernunft nicht entwickeln lassen, zum Theil sind sie §. 9 empirisch, zum Theil unmittelbar-moralisch, und können *Glaubensgründe* genannt werden; es liegt aber in ihnen kein Überzeugungsgrund, sie fangen da an, wo das Wissen aufhört. Diese Reflexionen haben viel Ähnlichkeit mit denen *Jacobi's*; alle beruhen auf einem gewissen Gefühl, welches nach des Vfs. Versicherung von der Vernunft ausgeht, und von dem Absoluten bewirkt wird. Aber wozu so viele Worte und eine so unnöthige Breite bey der Auseinandersetzung der empirischen und sogenannten unmittelbar-moralischen Glaubensgründe? Er hätte sich viel kürzer fassen können, wenn er ohne Weiteres gesagt hätte, aus der Wirkung lasse sich auf die Ursache schliessen; vorausgesetzt also die Realität der Freyheit und Sittlichkeit im Menschen und im ganzen Menschenleben, lässt sich nicht

zweifeln, dass ein moralisch vollkommener Gott die Welt erschaffen habe und regiere. §. 14 sagt der Vf. mit Recht, dass die Kraft des Glaubens sich nicht sowohl nach der Einsicht als nach dem Innersten der Denk- und Sinnes-Art des Menschen richte. Wenn er aber §. 15 meint, das Unternehmen, das Verhältniss des vollkommenen Urwesens zu der Welt und zur Natur endlicher Geister durch klare Begriffe zu erschöpfen, führe uns nicht weiter, als bloss an die Grenzen der menschlichen Fassungskraft: so wundert man sich billig, dass er nicht auch den Zweifel beleuchtet, woher es wohl kommen möge, dass Gott, der so Vieles dem menschlichen Verstande anvertraut hat, ihm gerade die Erkenntniss des Wichtigsten versagt habe. §. 16 wird zwar von einer Theodicee und von dem Glauben an Unsterblichkeit gesprochen, aber nicht auf eine Art, wie wir wünschen, dass darüber gesprochen werde. Der Glaube an Unsterblichkeit soll sich darauf gründen, weil die Erfahrungen des irdischen Lebens auf keine Weise einer Theodicee entsprechen, so schwinge sich der denkende Geist zur Ahndung eines überirdischen Lebens, zur Hoffnung persönlicher Unsterblichkeit.

Hiemit hätten wir nun den Inhalt des ersten Theiles den Hauptsachen nach mitgetheilt; wir thaten es absichtlich etwas ausführlich, weil der Vf. sein System als ein *neues* und als eine 20jährige Arbeit angekündigt hatte, welche als das Werk eines solchen Vfs. gewiss die grösste Berücksichtigung verdient. Viele neue Ideen haben wir zwar nicht gefunden, aber doch einen grossen Reichthum an philosophischen Gedanken, in einer fasslichen, zuweilen etwas zu breiten Form dargestellt. Seinen vorgesetzten Zweck, die Philosophie in Einklang mit dem natürlichen Menschenverstande zu bringen, hat der Vf. nach unserem Dafürhalten erreicht; ob aber zum Frommen der Wissenschaft, möchten wir nicht geradezu behaupten. Denn dieses Streben verleitete ihn oft zur Oberflächlichkeit, die es nicht zuliess, die Begriffe scharf und dialektisch zu bestimmen, und in eine folgerechte Verbindung zu bringen. Es ist auch nicht schwer, die Philosophie mit dem gemeinen Menschenverstande zu vereinen, wenn man diesen, wie der Vf. grösstentheils gethan, zum Kriterium alles philosophischen Wissens macht. Bey der Anzeige des *zweyten Theils*, welcher die praktischen Wissenschaften enthält, können wir uns schon kürzer fassen, da die Hauptideen davon sich auf die im *ersten* enthaltenen gründen.

Der zweyte Theil dieses Lehrbuchs handelt von der sogenannten praktischen Philosophie, und zerfällt in drey Abtheilungen: a) in die *allgemeine praktische Philosophie*, b) die *philosophische Moral*, und c) *das Naturrecht*, und jede wieder in einige Unterabtheilungen. In der allgemeinen praktischen Philosophie wird zuerst der *Begriff* dieser Wissenschaft festgesetzt, S. 1—14. Sie hat zum Gegenstande die menschlichen Handlungen, denen die Vernunft nach irgend einem Princip einen Werth oder Unwerth beylegt. Das Praktische im Menschen heisst auch das *Sittliche*, sofern es sich auf die Idee des Guten bezieht, nach welcher der Werth oder Unwerth einer Handlung zu beurtheilen ist; jene Idee des Guten muss aber wissenschaftlich ausgemittelt werden, um sie von jedem Irrthum genau zu scheiden. Das wahrhaft Gute gründet sich auf ein durch die Vernunft erzeugtes *Gefühl*, welchem man unbedingt vertrauen muss, und welches sich wesentlich von jedem sinnlichen Gefühl unterscheidet; es weiset uns auf unsere höhere Bestimmung hin, und erhebt uns von dem Irdischen in eine übersinnliche und göttliche Weltordnung. Vernunft und Gefühl vereinigen sich in dem sittlichen Bewusstseyn, das wir das *Gewissen* nennen; die Moralphilosophie ist also *Gewissenslehre*; das Gewissen aber begreift in sich von der einen Seite die moralische *Idee*, nach der wir das Gute beurtheilen, und von der anderen Seite das *Wollen*, wodurch das Gute mit Freyheit erstrebt wird. Daher zerfällt die allgemeine praktische Philosophie in die *moralische Ideenlehre* und in die *moralische Willenslehre*. Beide werden nun vom Vf. von S. 14—94 weitläuftig aus einander gesetzt. Zuerst wird in der Ideenlehre die objective und subjective Seite der Sittlichkeit angegeben, bey welcher Gelegenheit die Begriffe *Tugend*, *Pflicht*, *Recht* und *Gut* sehr oberflächlich erörtert werden. Da einige neuere Moralisten dieselben mit vorzüglicher Gründlichkeit bestimmt haben, z. B. *Schleiermacher*: so hätte man wohl von dem Vf. etwas Besseres mit Recht erwarten können. Nach einer kurzen Abwägung derselben gegen einander wird dem Begriffe des *Guten* vor den übrigen der Vorzug gegeben, um der philosophischen Moral zu Grunde gelegt zu werden. Gut im moralischen Sinne heisst dem Vf. Alles, was dem Zwecke des Daseyns eines vernünftigen Wesens entspricht; diesen Zweck können wir aus uns selbst erkennen, ohne metaphysische Erforschung der Gesetze des Weltalls, die wir niemals begreifen können; aber es bleibt doch gewiss, dass die Gesetze der wahren Sittlichkeit gedacht werden müssen als metaphysisch gegründet in den Urverhältnissen einer vernünftigen Individualität zum Weltall, und folglich zum Unendlichen und Ewigen. (Wenn dieses der Fall ist: so folgt auch, dass wir in sittlicher Beziehung die Gesetze des Weltalls metaphysisch einsehen können, wenn wir anders subjectiv das Sittliche erkennen.) Subjectiv wird nach §. 14 der Zweck unseres Daseyns erkannt in der vereinigten Summe der Bestrebungen, die in der ganzen Natur unseres Daseyns so gegründet sind, dass das handelnde Wesen sich selbst müsste aufheben wollen, wenn es ihnen entgegen handeln wollte; es darf also kein Trieb besonders hervorgehoben werden zum Nachtheil der anderen, weil dadurch ein Widerstreit entstehen würde. Daher das Gesetz: *Handle mit dir übereinstimmend oder consequent.* (So wie diese Foderung ausgedrückt ist, ist sie widernatürlich. Denn es widerstreitet der menschlichen Natur, alle Triebe gleichmäsig auszubilden; in jedes Menschen Individualität herrschen einige vor, und andere sind ihnen untergeordnet, wodurch eben die besondere Richtung angedeutet wird, welche der

Mensch im Zeitleben zu nehmen hat, und das Princip: „handle mit dir übereinstimmend," drückt etwas ganz anderes aus, als die ihm vorausgeschickte Erklärung.) In §. 15 u. folgg. wird der Begriff des *Guten* noch näher bestimmt. Gut ist das, was der überirdischen, d. h. mehr als physischen Weltordnung gemäſs ist: denn nur durch vollkommene Religion, d. h. durch den festen Glauben an ein geistiges Urwesen, das frey und wissentlich nach Gesetzen, die sich dem reinen Bewuſstseyn offenbaren, die Welt regiert, wird die Sittlichkeit im Menschen fest. (Hier behauptet also der Vf. geradezu, daſs man die sittlichen Gesetze, nach denen Gott die Welt regiert, erkennen kann.) Im §. 17 wird nun dem eben Behaupteten entgegen angenommen, daſs die Sittlichkeit, welche der objectiven Idee des Guten gemäſs von der Religion abhängig erscheine, doch ganz und gar *für sich* und unabhängig von der Religion sey, und als ein *Gefühl* der Würde der menschlichen Natur ohne alle religiöse Betrachtung dem menschlichen Herzen angehöre. Allein wir halten das für ganz grundlos, weil, sobald der Mensch über das seine Würde bedingende Gefühl nachdenkt, er auch auf Gott und eine überirdische Weltordnung hingeleitet wird; daher auch das religiöse Gefühl früher und stärker, als das sittliche, sich wirksam beweist. Die Religion kann eher ohne die Sittlichkeit, als diese ohne jene bestehen. Wir können daher auch nicht billigen, daſs der Vf. die moralischen Grundideen nicht schon an die Lehren der Religionsphilosophie in der Metaphysik angeschlossen hat, wohin sie eigentlich gehören. — §. 22 wird von dem Verhältniſs der moralischen Weltordnung, wie die Vernunft sich eine solche in der wirklichen Welt denkt, zu der wirklichen, die nicht so ist, gesprochen, und behauptet, daſs der Widerstreit beider für unseren Verstand unbegreiflich sey. Die Theodicee ist also auch eine unmögliche Wissenschaft! Der Vf. versteht nichts so gut, als der Philosophie die Flügel zu beschneiden. §. 26 werden aus der einen Idee des Guten die drey moralischen Cardinalbegriffe der *Tugend*, *Pflicht* und des *Rechts* abgeleitet, und ihr Verhältniſs zu einander in den folgg. §§. angegeben, umständlicher als oben, aber eben nicht viel erschöpfender. Bey dieser Gelegenheit werden aus der Analyse der Idee des Guten mehrere Grundsätze hergeleitet, z. B. die der *Vernünftigkeit*, der *Natürlichkeit*, der *Consequenz* und der *Vervollkommnung*; die ihnen zu Grunde liegenden Begriffe müssen aber jederzeit mit dem *Gefühle* zusammentreffen, das durch eine höhere als logische Function dem inneren Sinn eingedrückt ist, welcher in dieser Beziehung das *menschliche Herz* heiſst. Was nun dem Gefühle des Überirdischen und wahrhaft Menschlichen in uns gemäſs ist, das *denken* wir uns als unsere wahre Bestimmung. Aber was entspricht denn dem Überirdischen und Menschlichen in uns? Worin besteht dasselbe? Was nützen diese Worte, wenn sie nicht genauer bestimmt werden, daſs man in besonderen Fällen wissen kann, was ihnen gemäſs gut ist? — —

Mit der Festsetzung und Erörterung des *Rechtsbegriffes* ist es dem Vf. besser gelungen, und es ist ihm als Verdienst anzurechnen, daſs er ihn unter die ächt sittlichen Begriffe aufgenommen, und dadurch das *rechtliche* Handeln in unmittelbare Verbindung mit der Sittlichkeit gebracht hat. Sowohl hier, §. 30, als im zweyten Capitel der philosophischen Moral §. 27 und 30, hat er den Begriff des *inneren* und *äuſseren* Rechts gründlich aus einander gesetzt. Der Begriff des Rechts entspringt nach ihm unmittelbar aus der Idee des Guten überhaupt: denn das sittliche Individuum erkennt mit demselben Bewuſstseyn, mit welchem seine höhere Bestimmung ihm klar wird, auch sein *Recht* und seinen Anspruch auf die Güter des Lebens, und auf alle Bedingungen der Möglichkeit einer moralischen Existenz. Recht in diesem Sinne heiſst nun objectiv, was diesen äuſseren Bedingungen der Möglichkeit eines sittlichen Daseyns gemäſs ist. Die Tugend der *Gerechtigkeit* in Beziehung auf dieses Recht besteht darin, daſs jeder das äuſsere Recht des Andern innerlich und äuſserlich respectire. Die erste unter den äuſseren Bedingungen der Möglichkeit eines sittlichen Daseyns ist *äuſsere Unabhängigkeit von fremder Willkühr*. Die Aufsuchung der anderen Bedingungen giebt eine eigene Wissenschaft, die man gewöhnlich *Naturrecht* nennt, welche der Moral nicht entgegengesetzt, sondern nur ein besonderes Capitel von ihr ist, das wegen seines Umfanges und seiner engen Verbindung mit der bürgerlichen Gesetzgebung eine eigene und ausführlichere Bearbeitung verdient.

Die *zweyte Abtheilung*, die *moralische Willenslehre*, untersucht *erstens*, ob es in der menschlichen Natur nicht auch unwillkührliches Verlangen nach dem Guten gebe, und *zweytens*, wie sich in uns der eigentliche Wille verhält zu dem unwillkührlichen Verlangen; dadurch wird die Übereinstimmung und der Unterschied zwischen *erworbener Tugend* und *unerworbener Herzensgüte* klar. §. 33 und folgg. Vermöge der überthierischen Anlagen des Menschen ist ein unwillkührliches uneigennütziges Wollen möglich. Sich selbst vergessen, um zu leben für etwas auſser sich, ist unwillkührliche Uneigennützigkeit, und das moralische Element der *Liebe*; sie ist zugleich die Grundlage der unerworbenen Herzensgüte, wenn sie der Vernunft und der aus ihr entspringenden Idee des Guten gemäſs ist. Daſs es in der menschlichen Natur eine solche reine Liebe gebe, kann der nicht bezweifeln, welcher an überthierische Anlagen des Menschen glaubt. (Wenn die möglichen Gegner freylich durchaus den vorgeblichen Gefühlen und den anderen Prämissen des Vfs. glauben: so bleibt ihnen auch nichts anderes übrig, als solche unmittelbare Folgerungen gleichfalls zuzugeben.) §. 36. Das untrügliche Kennzeichen der sittlichen Liebe ist das zu ihr gehörende Gefühl der Selbstachtung oder inneren Ehre; jede andere Art von Neigung ist sinnlicher Trieb, bey dem man sich nicht selbst achten kann. Dieses Gefühl der inneren Ehre kann uns

wie das der sittlichen Liebe hinreissen, auch *unwillkührlich* mit der Idee des Guten übereinzustimmen, und durch das Zusammentreffen der sittlichen Liebe mit dem unwillkührlichen Handeln nach dem Gefühle der inneren Ehre wird die unverdorbene Herzensgüte vollendet. (Dieses ist ein sehr tiefer und richtiger Blick in die ethische Natur des Menschen, welcher die einseitige, durch *Kant* vorzüglich ausgebildete Ansicht berichtigt, als beruhe alle Moralität auf der Achtung gegen die Pflicht, wodurch jene aus dem Herzen in den Kopf und in einen wurzellosen Willen versetzt ward. Der Vf. hat sehr schön gezeigt, wie alle Sittlichkeit sich ursprünglich auf unwillkührliche Herzensgüte gründe.) §. 37. Die Tugend fängt erst da an, wo der freye Wille auf der unverdorbenen Güte des Herzens fortbauend einen Charakter erzeugt. §. 38. Die Möglichkeit der Freyheit ist schlechthin unbegreiflich, eben so wie die Möglichkeit des individuellen Daseyns; aber sie offenbart sich uns im Innersten als die reinste und bestimmteste Äusserung unserer geistigen Individualität. §. 39. Aber die wirkliche Freyheit ist in ihren Wirkungen bedingt und beschränkt durch ihr Verhältniss zu dem menschlichen Erkenntnissvermögen, und zu den unwillkührlichen Trieben. Denn beym Wollen muss man *wissen, was* man will; und der freyeste Mensch handelt nach seiner Einsicht. Was der Vf. noch weiter darüber, so wie über die Willkühr und über die Verbindung der irdischen Triebe mit dem sittlichen Willen sagt, hat unseren ganzen Beyfall.

S. 97 geht der Vf. zum zweyten Abschnitt der praktischen Philosophie, zur *philosophischen Moral* über, in welcher er wieder mehrere sehr schöne, wenn gleich nicht neue Ansichten entwickelt. Er legt der Behandlung derselben den Tugendbegriff zu Grunde, weil er ihn dazu für geeigneter als den der Pflicht hält. Im §. 3 wird sehr gründlich gezeigt, warum eine Tugendlehre immer nur beym Allgemeinen verweilen müsse, und nicht zum ganz Besonderen herabsteigen könne, wenn sie nicht Casuistik werden solle, die zu Tausend Scrupeln führe. Im *ersten Capitel* dieses Abschnittes giebt er dann eine Erläuterung des höchsten Grundsatzes der philosophischen Moral, und in den beiden folgengenden handelt er von den besonderen Tugenden der *Selbstbildung*, und denen *des geselligen Lebens*. Den obersten Grundsatz der Moral drückt er so aus: „*Handle übereinstimmend mit dir selbst in der reinsten Harmonie der Bestrebungen, durch die sich das eigentlich Menschliche in die von dem Thierischen scheidet.*" Dass diese Formel höchst unbestimmt und ganz ungeeignet sey, um in in besonderen Fällen das sittliche Gute danach zu erkennen, ergiebt sich auf den ersten Blick, und ist unseres Wissens auch schon anderswo nachgewiesen worden. Übrigens hat sie auch wenig Einfluss auf die besondere Tugendlehre des Vfs., die weit besser ist, als ihr Princip. Darauf geht er mehrere andere Moralprincipien durch, prüft sie, und zeigt ihre Unzulänglichkeit. Sehr schöne Wahrheiten kommen über die Nothwendigkeit vor, das Princip nach der Individualität des handelnden Subjects zu modificiren, so wie über die Collision der Pflichten. Bey allen möglichen Collisionen der Tugenden und Pflichten appellirt der Vf. an das gebildete Gefühl und die Reflexion des Augenblicks. — Rücksichtlich der Tugenden der Selbstbildung fanden wir grösstentheils das Gewöhnliche, ohne besondere Tiefe und Umsicht. Eben so in Ansehung der geselligen Tugenden. Was S. 163 über die Zeugung und das eheliche Verhältniss erinnert wird, schien uns besonders einseitig. Die hohe Bedeutung des Geschlechtstriebes beym Menschen, der nicht, wie der Vf. will, seiner Natur und Bestimmung nach animalisch, sondern durch Liebe vermenschlicht ist, hat er nicht gehörig gewürdigt. Überhaupt ist der Hn. B. gar sehr beliebte Gegensatz des Thierischen und Überthierischen in Beziehung auf den Menschen ganz unpassend: niemals kann der Mensch dem Thiere gleich werden; er steht entweder *unter* oder *über* demselben, und der Ausdruck „*überthierisch*" ist eine nichts bezeichnende Negation. Diesem Abschnitte ist noch ein *Anhang* beygegeben, mit der Überschrift: „*von den religiösen Tugenden*," dessen Inhalt von Einem §. darin besteht, zu zeigen, dass es keine besonderen religiösen Tugenden gebe, weil jede Tugend einen religiösen Charakter annehme, wo der moralische Glaube an eine überirdische Weltordnung, deren Gesetz mit der reinen Idee des Guten übereinstimmt, in den eigentlich religiösen Glauben übergehe. Wir sind nicht dieser Überzeugung, sondern glauben, dass man von jeher mit Recht im Christenthum die religiösen Tugenden von den anderen abgesondert habe, und dass jene sich zu diesen verhalten wie die Religiosität zur Moralität. Glaube, Hoffnung und Liebe, Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung, Ergebung in ihre Anordnungen, Beziehung alles Irdischen auf die durch Güte und Weisheit geleitete Weltregierung, fester Glaube an die Ewigkeit alles Guten, und die Vergänglichkeit alles Bösen, sind religiöse Tugenden, und unterscheiden sich der Art nach von den anderen auf das zeitliche Thun und Lassen gerichteten Handlungen.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Leitfaden zum Gebrauch bey Vorlesungen über die Naturlehre.* Von *Carl Wilhelm Beckmann*, Professor der Physik u. s. w. Zweyte Auflage. 1815. XIV u. 400 S. 8. (18 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

PHILOSOPHIE.

1) Königsberg, b. Unzer: *Lehrbuch der Einleitung in die Philosophie, von Joh. Friedr. Herbart,* u. s. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften nach einem neuen System entworfen von Friedr. Bouterwek,* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *dritte Abschnitt* dieses zweyten Theils begreift das sogenannte *Naturrecht*, wovon wir schon oben den vom Vf. aufgestellten Begriff aus einander gesetzt haben, dem das Verdienst gebührt, den Rechtsbegriff in engere Verbindung mit der Tugend der Gerechtigkeit gebracht zu haben, als die mehrsten der Naturrechtslehrer, welche mit dem Vf. von gleichen oder ähnlichen Ansichten über die besonderen Theile dieser Wissenschaft ausgingen. Das Naturrecht ist ihm nur ein besonderes Capitel der allgemeinen Moral, welches den Tugendbegriff der *Gerechtigkeit* in seiner Beziehung auf die äusseren Verhältnisse des Lebens zum Gegenstande hat. „Da die bürgerliche Gesetzgebung zunächst den Zweck hat, dem Menschen die äusseren Bedingungen der Möglichkeit eines sittlichen Daseyns zu sichern: so muss auch alles das als ein Recht erkannt werden, was eine Bedingung dieser Möglichkeit ist. Die Materialien, welche dieses besondere Capitel der philosophischen Moral in sich aufnimmt, oder das Naturrecht, theilt nun der Vf. in das *allgemeine Privatrecht* und in das *allgemeine Staatsrecht:* jenes stellt die Rechte auf, welche dem Menschen als vernünftigem Wesen zukommen; das Staatsrecht geht von dem Begriffe eines Staats aus, erläutert den Ursprung und die nothwendigen Folgen des Herrscherrechts, und bezeichnet dessen moralische Grenzen. Obgleich Rec. in mehreren das Wesen des Staats betreffenden Hauptpuncten vom Vf. abweicht: so kann er doch diesem Theile seines Systems den Beyfall nicht versagen; die zur Sprache gebrachten Materien sind mit Umsicht, Gründlichkeit und Consequenz bearbeitet. Da aber dennoch nichts besonderes Neues vorkommt, und unsere Recension ihre Grenzen bereits überschritten hat: so verweisen wir die Leser auf das Buch selbst.

Was wir im Eingange unserer Anzeige zum Lobe dieses Werkes im Vergleiche mit dem *herbartschen* rühmten, können wir nun auch allgemein aussprechen. Die meisten ihm zu Grunde liegenden Ideen und der im Ganzen herrschende Geist werden zu allen Zeiten in der Philosophie dieselben bleiben, solange diese Wissenschaft, ihrer Bestimmung eingedenk, sich nicht von dem Herzen und Verstande des Menschen entfernt, sondern vielmehr mit beiden in natürlicher Einstimmung zu bleiben strebt. Die Ausführung mehrerer Theile im Einzelnen aber wird bedeutende Veränderungen erleiden, je nachdem Schärfe des dialektischen Verstandes, gepaart mit Tiefsinn und Reichthum ächter Erfahrungskenntnisse, die Bearbeitung derselben übernimmt, in welchem Falle auch die von Hn. *B.* häufig gebrauchten negativen Bestimmungen sich in positive verwandeln werden.

Y. Z.

TECHNOLOGIE.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Die Brantweinbrennerey und Bierbrauerey,* nach den neuesten Erfahrungen, worin die Anlage einer zweckmäfsigen Brenn- und Brauerey sowohl, als auch das Brantweinbrennen, Destilliren aller doppelten Brantweine, Aquavite und Liqueure, so wie auch alle Arten von fremden Bieren, Porter, englische Aale, braunschweiger Mume, mannheimer u. dgl. mehr, in jeder Gegend und mit jedem Wasser ächt zu brauen, zu bearbeiten und überhaupt auch zu conserviren gelehrt wird u. s. w., als Fortsetzung der auf der Reise durch Deutschland, Russland und Polen gemachten Erfahrungen. Ein unentbehrliches Handbuch für Brantweinbrenner, Bierbrauer, Brantweinschenker, Destillateurs, Landwirthe, Gutsbesitzer und Ökonomen praktischen Inhalts von *Carl Wilhelm Schmidt,* Bau- und Fabriken-Inspector in Schlesien. In zwey Bänden. *Erster Theil.* Die Brantweinbrennerey und das Destilliren. 1811. XIV u. 382 S. *Zweyter Theil.* Die Bierbrauerey mit 2 Kupfern. 1812. XII u. 316 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Was vorstehendes Buch enthält, giebt der Titel desselben hinläuglich an; und wir müssen gestehen, dass es dieser Ankündigung entspricht. Zwar glaubten wir Anfangs, als wir den langen, durch den Beysatz: „*unentbehrliches Handbuch für Brantweinbrenner* u. s. w.", noch überdiess verdoppelten Titel sahen, ein sehr *entbehrliches* Buch, und das Product eines Autors vor uns zu haben, den mehr der Titel als der Inhalt des Buches beschäftigt hätte, wie dieses bey mehreren technologischen Schriftstellern der Fall ist; allein bey genauer Durchsicht und Prüfung des Inhalts fanden wir diesen besser, als wir erwarte-

ten. Der *erste* Theil zerfällt in 2 Abtheilungen, wovon die erste in 37 Capiteln vom *Brantweinbrennen*, und die zweyte in 11 Capiteln vom *Destilliren* handelt. Alles, was der Vf. auf seinen langen Reisen durch Deutschland, Polen und Russland gesehen, und selbst versucht hat, auch was Andere über einzelne Theile oder das Ganze der Brantweinbrennerey in den neuesten Zeiten geschrieben haben, ist hier umständlich und auf eine Art beschrieben, die den Beyfall aller Brantweinbrenner, besonders solcher, welche nicht die gehörige Bildung oder Lust zum Studiren wissenschaftlich geschriebener Werke ihres Gewerbes haben, finden muss und bereits gefunden haben wird. Sehr bedauern wir, dass der Vf. sich bey seinem Bestreben, das in so vieler Hinsicht wichtige Gewerbe des Brantweinbrennens zu verbessern, und so nicht bloss Einzelnen, sondern dem Staate zu nutzen, das Studium der Chemie und Physik etwas vernachlässigt, und dadurch sich selbst erschwert hat, sein schönes Ziel zu erreichen. Eine genaue Bekanntschaft mit diesen beiden in alle Künste, Fabriken und Gewerbe eingreifenden Wissenschaften würde ihn bey seinen vielen praktischen Erfahrungen in den Stand gesetzt haben, für sein Fach etwas ganz Vorzügliches zu leisten. In der Destillirkunst ist der Vf. wenig und zum Theil sehr falsch unterrichtet. Im 39 Cap., welches von der „Reinigung des zum Destilliren bestimmten Brantweins" handelt, sagt er unter andern: „Will man einen doppelten Brantwein machen, wo der Kornbrantwein sogleich mit den Gewürzen abgezogen, und dann mit etwas Zucker versüsst, und mit Wasser gestellt wird: so thut man die gestossene Kohle mit in die Blase, und zieht so den Brantwein mit den Gewürzen ab." Wahrscheinlich kennt der Vf. das chemische Verhalten der Kohle gegen die in Wasser oder Weingeist aufgelösten riechenden Stoffe (ätherische Öle u. s. w.) nicht, weil er sonst wissen musste, dass Kohle nicht bloss Brantwein entfuselt, sondern auch alle anderen Geruch und Geschmack erregenden Stoffe (namentlich ätherische Öle, welche man dem Brantwein giebt, um ihn in Liqueure u. s. w. umzuwandeln, womit derselbe angeschwängert ist (oder, wie bey unserem Vf., werden soll,) an sich reisst, und so unseren Sinnen entzieht. Was der Vf. S. 300 f. von seiner Bereitung des essigsauren Natrons und des Essigäthers, so wie des (künstlichen) Franzbrantweins, sagt, ist vollends geeignet, den Zustand seines chemischen Wissens und die Art, wie er chemische Lehren aufgefasst hat, beurtheilen zu lassen. Die Vorschriften, welche er für die Bereitung der verschiedenen gebräuchlichen Liqueure und doppelten Brantweine giebt, sind aus anderen zum Theil sehr alten Schriften entnommen, und man findet z. B. unter den zum breslauer Giftwasser vorgeschriebenen Ingredienzen noch Pestilenz, Teufelsbiss und dergleichen Dinge, welche kein verständiger Destillateur mehr anwendet, mit aufgeführt.

Der *zweyte* Theil enthält 1) eine „*Fortsetzung der Brennerey*" in 7 Capiteln, und handelt 2) von der *Bierbrauerey* „in ihrem ganzen Umfange." Wir können und wollen es billigen, dass der Vf. auch dieses Gewerbe beschrieben hat: denn es ist Alles zusammengetragen, was in mehreren Schriften einzeln über dasselbe, namentlich über die Bereitung aller Arten englischer Biere u. s. w. zerstreut lag. Neues von ihm selbst finden wir nicht, wohl aber das fleissig zusammengestellt, was *Simon*, *Wäser*, *Combeaum*, *Heun*, *Müller* u. A. vom Bierbrauen überhaupt gelehrt haben. Hätte der Vf. einen erfinderischen und dabey systematischen Kopf, und wäre er eingeweiht in die Grundlehren der Naturwissenschaft — der Chemie und Physik —: so hätte er gewiss auch in der Kunst des Bierbrauens, etwas Vorzüglicheres leisten können. Denn es ist wohl kaum irgend ein Gewerbe, welches der Vervollkommnung überhaupt und der Verbesserung einzelner Operationen insbesondere mehr fähig wäre, als die Bierbrauerey. Die Engländer haben es unstreitig in diesem Gewerbe, so wie fast in allen andern, am weitesten gebracht; aber noch haben sie es nicht auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gehoben, zu welchem es bey dem jetzigen Zustande der Chemie gebracht werden könnte.

D — r.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische*, von *G. Fr. C. Günther*, Lehrer an der Schule zu Bernburg. Erster Cursus. Nebst Vorübungen zur Erlernung der hauptsächlichen syntaktischen Regeln. 1813. XVI u. 219 S. 8. (15 gr.)

Der Vf., der durch diese Schrift zum ersten Mal im Publicum auftritt, scheint ein böses, aber falsches Vorurtheil zu hegen, als stehe es mit dem griechischen Sprachunterricht auf unseren besseren Schulen noch so schlecht wie ehemals, und als werde das Meiste noch durch irrige Methode verderbt. Haben wir auch nur wenige Exempelbücher fürs Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische erhalten: so fanden doch die Übungen sicher überall Statt, und zwar ohne jene Mängel, die solche Hülfsbücher gewöhnlich vermitteln. Man vermisste diese nicht, weil man hier wohl deutlicher als anderwärts einsah, dass bey dem Sprachunterricht nicht Weniges auf individuellen Bedingungen beruhe, und unter diesen gefördert werde. Dennoch ist des Vfs. Arbeit nicht unwillkommen, und werde jedem Anderen in gleichem Streben, das Studium der griechischen Sprache zu fördern, nützlich und erleichternd. Wir erwähnen zuerst den Inhalt des Buchs.

Es zerfällt in zwey Theile, die als *Vorübungen* und *erster Cursus* bezeichnet worden sind. Zu den Vorübungen, sagt der Vf., habe ihn ein doppelter Grund bestimmt, einmal weil er keine Grammatik kenne, in welcher die Syntax zugleich so vollständig und so fasslich dargestellt wäre, als es das Bedürfniss der Schüler verlange, und dann um die Anleitung für alle Fälle, es sey irgend eine Grammatik eingeführt, durch Verweise auf die Regeln brauchbar zu machen. Es hat daher der Vf. die Regeln der Syntax nach der gewöhnlichen Folge den Beyspielen

zur Übersetzung vorangestellt, und, wie er hinzusetzt, dabey vorzüglich auf praktische Brauchbarkeit und Verständlichkeit gesehen, und mithin mehr die äusseren Merkmale als den philosophischen Grund in Rücksicht gezogen. Die Beyspiele sind hier selbst erfunden. — Unter den Behauptungen der Vorrede, von welchen mehrere nicht weniger sonderbar lauten, als das ist, wogegen sich ihr Widerspruch richtet, müssen die erwähnten wohl als wahr gebilligt werden. Wir fragen nun noch, wie der Vf. die Regeln der Syntaxis auf seine Weise gebildet und geordnet, und wie er die Beyspiele gewählt habe. Der erste Paragraph über den Artikel lautet: „Bey Substantivis stehet der Artikel, wenn *ein bestimmtes Individuum* angezeigt werden soll; er fehlt, wenn *die Gattung* angegeben, und wird mit τις vertauscht, wenn ein unbestimmtes Individuum angedeutet werden soll.“ Sogleich hier finden wir einen auffallenden Fehler: denn einmal kann die *Gattung* nicht dem bestimmten Individuum als Gegensatz entgegengestellt werden, da sie selbst eine bestimmte seyn kann, und dabey nothwendig den Artikel verlangt, und dann ist nicht immer eine Gattung bezeichnet, wo der Artikel fehlt. Das aufgestellte Beyspiel: *die Menschen handeln oft unvernünftiger als die Thiere*, verlangt, sind die Gattungen als entgegengesetzte bestimmt gedacht, durchaus den Artikel; und wenn auf der anderen Seite der Schüler in seiner Grammatik ἵππος ἔτεκε λαγών liest: so wird er sich nicht willig finden, dabey an die Gattung zu denken, oder den Fall mit πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος gleich zu setzen. Worauf es also bey dem Artikel ankommt, ist in jener Regel nicht bestimmt hervorgehoben worden: was um so nachtheiliger wird, da das Übrige durch denselben Irrthum schwankend erscheint. So soll der Artikel vor Adjectiven *verallgemeinern*. Man könnte gerade sagen *verengen*, wenn dadurch die Bindung der Einheit verstanden wird; die allgemeingültige Eigenschaft in θνητός wird ja in οἱ θνητοί zur charakteristischen Eigenthümlichkeit, und ich denke dabey nicht *alle* Sterbliche, sondern die Einheit Aller. — „Besondere Aufmerksamkeit, sagt der Vf., habe ich auf die Abschnitte über den Gebrauch des Verbi und der Präpositionen gewendet, und mir bey ersteren Mühe gegeben, zu sicherer Grundlegung das mehrfach Bestätigte in fasslicher Form aufzustellen, und bey letzterem dahin gesehen, überall Eine, die unterscheidende Grundbedeutung anzugeben, und durch Beyspiele zu erläutern.“ Mit diesen Worten stellt sich der Vf. den bisherigen, nach seiner Meinung unzureichenden Grammatikern gegenüber und giebt — einige Hauptregeln nach *Matthiäs* Sprachlehre! Besseres und neu Gewonnenes findet sich da nirgends; manches des Bekannten aber wurde falsch aufgefasst. Vom Indicativus heisst es: „Der Ind. wird ausser dem häufig vorkommenden Falle, dass etwas als wirklich und unabhängig von der Gedankenreihe des Redenden dargestellt werden soll, besonders noch a) nach den Relativis mit vorausgehendem negativem Satz oder nach Fragen, welche eine negirende Antwort voraussetzen, b) bey Wünschen gebraucht.“ Ist aber erstlich nicht jener relative Satz in der Hauptregel begriffen, da der Grieche nicht wie der Lateiner spricht, *nemo est qui non sit*? Dann lautet nicht die Regel, als müsse immer ein negativer Satz vorausgehen? Und endlich was soll der Schüler glauben, wenn er in seiner Grammatik Beyspiele wie οὐδενὸς ὅτου οὐ πάντων ἂν ὑμῶν καθ' ἡλικίαν πατὴρ εἴην und Anderes, was dort ein Anderer aufsuchen mag, findet? — Weiter heisst es, bey Wünschen stehe das *Imperfectum Indic.* und der *Aoristus mit und ohne die Wünschpartikel* εἰ, εἴθε ὡς. Diess ist uns etwas Neues, dass ohne εἴθε u. s. w. das Imperfectum Indic. stehe, um einen Wunsch auszudrücken. Der Vf. fährt fort: Jener *Indicat.* steht, wenn der Wunsch unerfüllbar gedacht wird, dagegen der Optativ, wenn der Wunsch als erfüllbar gedacht wird. Diese Angabe gründet sich auf einen nicht ganz sicher gewählten Ausdruck von *Hermann* zum Vigerus. Unendlich oft steht der Optativ bey Dingen, die nicht geschehen können, oder konnten; und wer sieht nicht leicht ein, wie diese Sätze des sogenannten Wunsches eines Vergangenen mit dem Bedingungssatze in Eins fallen, wie im Lateinischen *utinam essem* und *si essem*? Die Auflösung hievon gehört nicht hieher. Über den Optativus und Conjunctivus in abhängigen Sätzen giebt der Vf. nichts weiter als die unzureichende Regel, dass dieser nach den Haupttemporibus, jener nach der historischen stehe, und bey ἐάν wird noch bemerkt, dass dieses gesetzt werde, wenn im Nachsatz ein Imperativus oder ein Futurum folge. Wie wenig ist damit gesagt, und wie weit besser liest man es in den benutzten Grammatiken! Dass nach jenem ἐάν der Indicativ überhaupt, nicht bloss des Futuri, folgen könne, dass übrigens hier und überall der Modus nicht von der Conjunction vermittelt werde, sondern auf seinem eigenen Grunde beruhe hat man längst eingesehen und richtig gelehrt. Über die Participia, eine so reichhaltige Lehre, erfährt der Schüler hier nichts mehr, als dass sie oft durch *und welcher, indem du* u. s. w. aufgelöst werden können, und dann wird er wahrlich auch bey der Übersetzung nicht wissen, wenn er, und welches Participium er anwenden soll. Kurz, der Vf. hätte seinen Auszug aus den gewöhnlichen Grammatiken nicht diesen selbst entgegenstellen sollen, weil er sie weder an Vollständigkeit, noch an Bestimmtheit, noch an Klarheit übertrifft.

Über die Wahl der kurzen, für die Übersetzung beygefügten Beyspiele wollen wir weiter nicht urtheilen, da einem Jeden eine zweyte Wahl frey steht. Die Stücke des ersten Cursus enthalten *Merkwürdigkeiten aus der ägyptischen, lydischen, persischen Geschichte*, entnommen aus Herodotus, weil der Vf meinte, „so dem leicht ausspähenden Schüler alle Hoffnung zum Ausschreiben durch die Wahl eines ionischen Schriftstellers zu nehmen“. Wo also auf Schulen der Herodotus erklärt wird, kann dieses Exempelbuch nicht wohl angewendet werden, obgleich hiedurch dessen Nützlichkeit nicht beeinträchtigt wird. Der Vf. glaubt einen neuen Weg eingeschlagen zu haben, wenn er in den früheren Stücken nur Eine griechische Redensart als die richtige angegeben, und später erst dem Urtheil des reiferen Schülers mehrere Worte und Redensarten zur Auswahl gegeben hat. Neu ist diess

nicht, aber wahr und als Regel für Hülfsbücher gültig. Nicht beystimmen können wir dagegen, wenn der Vf. in der Vorrede meint, in unserer Zeit müssten für etymologische Übungen keine Bücher geschrieben werden, oder wenn er durchaus, mithin auch in den höheren Classen, Alles nur auf den Atticismus zurückgeführt, und nach diesem Massstab gelegentlich Homer verglichen haben will. Auf den besseren Schulen unseres Vaterlandes hat sich an dem Erfolg einer ausreichenden Gründlichkeit erprobt, dass das Sprachstudium sich auf den kräftig ausgebildeten Stamm der Sprache selbst, auf Homeros, stützen müsse, wenn auch der erste Unterricht sich an die Formenlehre des Atticismus halte. Dort aber kann noch nicht vom Sprachstudium die Rede seyn. Wir wünschen bey Allem diesem, dass des Vfs. redlicher Eifer anerkannt, und er selbst nicht ermüden möge, für die weitere Vervollkommnung dieser Studien zu arbeiten. In späteren Jahren wird er schon selbst einsehen, dass er nach längerem Zaudern ein weit besseres und den Foderungen mehr entsprechendes Buch hätte liefern können.

V. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Moskwa u. Riga*, b. Hartmann: *Anzeige eines Mittels, die Chinarinde zu ersetzen, und der Anwendung desselben gegen Wechselfieber.* Entdeckt und mitgetheilt von Dr. *J. Rehmann*, russ. kais. Hofrath etc. Nebst einer chemischen Untersuchung dieser Substanz von *F. F. Reuss*, ord. Prof. der Chemie an der kais. moskow. Universität. 1809. 40 u. 21 S. 12. (8 gr.)

Schon lange hat man in Europa nach (einheimischen) Mitteln gesucht, welche geeignet wären, die so kostbare Chinarinde einigermassen zu ersetzen, ja man hat sogar grosse Preise auf die Entdeckung solcher Mittel ausgesetzt: aber beides mit nicht ganz befriedigendem Erfolge. Hr. Dr. *Rehmann*, ein in Russland lebender Deutscher, hat vorzüglich viel über diesen Gegenstand gedacht, sich mehrere vegetabilische Substanzen, von denen er erwartete, dass sie in Hinsicht ihrer Reaction auf den krankhaften thierischen Organismus vielleicht der Chinarinde nahe kommen möchten, angemerkt, und sich vorgenommen, bey vorkommender Gelegenheit klinische Versuche damit anzustellen. Mehrjährige Reisen verhinderten ihn indessen, dieses sein Vorhaben auszuführen, und erst die neue politische Lage des Seehandels und der täglich höher gestiegene Preis der peruvianischen Rinde riefen ihm sein früheres Vorhaben wieder in das Gedächtniss zurück. Er suchte das Verzeichniss jener Rinden und Wurzeln, von denen er sich ehemals schon mehr oder weniger ähnliche Wirkung mit jener der Chinarinde versprochen hatte, auf, und fand auf selbigem eine in dem Arzneygebrauche beynahe vergessene Rinde (einer Frucht), deren Geschmack und adstringirende Eigenschaft ihn bestimmten, sie als Ersatzmittel der Chinarinde prüfend in Anwendung zu bringen. Er erinnerte sich hiebey, die nämliche Substanz (Rinde) während seiner Reise nach China in dem Medicamentenvorrathe mehrerer mongolischer Priester (*Lamas*) jedesmal angetroffen, und von diesen erfahren zu haben, dass sie dieselbe in Pulvergestalt und mit mehreren anderen Ingredienzien vermischt in den Krankheitsphänomenen geben, welche wir mit dem Namen Fieber belegen. Diese Erinnerung bestärkte ihn in der früher aufgefassten Vermuthung über die antifebrilische Kraft dieser Substanz: er stellte daher in intermittirenden Fiebern mit diesem Mittel Versuche an, und der Erfolg derselben übertraf seine Erwartungen. Gleich im ersten Jahre war er so glücklich, durch das neue Mittel 35 solche Fieber, worunter sich 18 Quotidian-, 12 Tertian- und 5 Quartan-Fieber befanden, zu heilen, ohne dabey eine einzige Unze China angewandt zu haben. Auch in dem nächsten Jahre bestätigte sich in seiner Praxis die vortreffliche Heilkraft seines Mittels täglich, und er hat mit selbigem vom May 1808 bis im April 1809 im Ganzen 63 Fieberkranke behandelt und geheilt. Nach dieser Erzählung geht der Vf. über zu allgemeinen und besonderen Bemerkungen über die Heilmethode der verschiedenen Arten von Fieber, theilt sein Verfahren bey der Anwendung des neuentdeckten antifebrilischen Mittels mit, und nennt endlich dieses selbst. — Es besteht in der *rindenartigen Schaale des Granatapfels*, der Frucht des Granatbaums (*Punica granat. L.*), welcher sowohl im südlichen Europa, namentlich in Portugall, Spanien und Italien, als auch in Asien und Afrika zu Hause ist. Diese Schaale, welche im Handel sehr häufig zum Gebrauch in der Färberey vorkommt, und auch in den Officinen noch zu finden ist, läst sich im trockenen Zustande sehr leicht auf die bekannte pharmaceutische Bereitungsweise durch Stossen und Durchbeuteln in sehr feine Pulverform bringen. Sie muss jedoch, wenn man sie zu gedachtem Zwecke als innerliches Heilmittel gebrauchen will, ganz von den innern häutigen Zellen des Apfels, von den Saamen und der eingetrockneten pulpösen Substanz, welche sie umgiebt, sorgfältig gereinigt werden. Auch muss man darauf sehen, dass zur Bereitung des Fieber- (nämlich Granatapfelschaalen-) Pulvers die besseren Stücke dieser Schaalen von den Apothekern genommen werden, welche eine reine gelblichtbraune Farbe haben. Hr. *R.* bedient sich gewöhnlich folgender Formeln, um diese Schaale (die er auch Rinde nennt) zu verschreiben: — „*Pulvis antifebrilis simplex. Rec. Pulver. cort. elect. fruct. punic. Granat. Scrupul. II. Dent. Dos. tales* N. *XII. S.* 6 bis 12 Pulver in der Zwischenzeit des Fiebers zu nehmen — oder alle Stunden — alle zwey Stunden ein Pulver zu nehmen. *Pulvis antifebrilis compositus. Rec. Pulv. cort. elect. fruct. punic. Granat. grana L. — rad. amom. Zingiber. gr. VI.* — oder — *piper. long gr. IV. m. f. p. dent. dos. tal. No. XII.* S. wie oben." Im Decoct verschreibt Hr. *R.* die Schaale folgendermassen: *Rec. Pulv. cort. elect. fruct. punic. Granat. Unc. II. — Gumm. mimos. nilotic. Dr. II. Coq. c. aq. Liber. II. usque ad remanent. dimid. part. colatur. adde aq. cinnam. vinos. Unc. I. D. S.* Nach Nach 1½ Stunden, jedesmal eine halbe Theetasse zu nehmen."

In der zweyten Abhandlung von Hn. *Reuss* mit der Überschrift: *Chemische Untersuchung der Rinde vom Granatapfel*, beschreibt Hr. *R.* 1) *der Schaale sinnliche Eigenschaften* („sie erscheint in grösseren und kleineren unregelmässigen Bruchstücken von hellgelber Farbe, an der äusseren convexen Seite matt, an der inneren concaven glänzend, und daselbst oft noch mit einem Überreste von vertrocknetem Fleische des Apfels versehen. Der Geruch, welcher an der zu einem feinen Pulver zerstossenen Rinde auffallender ist, ist dem Geruche der Chinarinde nicht ganz unähnlich. Der Geschmack ist wenig herbe, etwas bitter und säuerlich,"); 2) *Verhalten zum Wasser*; 3) *Verhalten der wässerigen Infusion gegen verschiedene Agentien*; 4) *Verhalten der Schaale gegen Weingeist*; 5) *zum Äther*; 6) *Verhalten des wässerigen Extracts*; 7) *Verhalten der Rinde in erhöhter Temperatur*; 8) *Analyse*, welche, nach der von *Davy* angegebenen Methode unternommen, lehrte, dass 216 Grane aus der Granatschaale extrahirten, und im Wasser aufgelösten Substanz enthalten:

Tannin	—	—	60 Gran.
Schleim	—	—	74 —
Harz	—	—	2 —
Oxydirtes Tannin			22 —
Extractivstoff	—		47 —
			205
Verlust			11
			S. 216

und die Granatäpfelschaalen mithin zu den an Tannin reichen Pflanzenkörpern gehören. Von welcher Art aber das Tannin genannter Schaalen sey, erfährt man nicht, und es ist in dieser und vieler anderer Hinsicht eine wiederholte Untersuchung derselben von einem geschickten Chemiker recht sehr zu wünschen — eine Untersuchung, wie *Vauquelin* mit den verschiedenen Chinasorten angestellt hat (*Annales de Chemie T. LIX. Aout* 1806, p. 113—169, und neues berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie auf das Jahr 1807. (47—111). Zwar haben wir durch *Vauquelin's* Arbeit den oder die Bestandtheile der China, welche bey Heilung der Fieber wirksam sind, nicht, aber doch verschiedene Modificationen von Tannin. oder wenigstens wie Tannin reagirende und ganz neue Substanzen kennen gelernt.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass deutsche Ärzte Hn. *Rehmann's* Entdeckung prüfen, und den Erfolg bekannt machen mögen.

D — r

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Anfänge der griechischen Geschichte*, von *K. D. Hüllmann*, Professor der Geschichte zu Königsberg. 1814. VIII u. 276 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist oft beklagt worden, dass wir noch immer keine vollständige Geschichte Griechenlands und Roms aus der Feder eines deutschen Gelehrten besitzen, sondern uns bis heute mit den Arbeiten des Auslands behelfen müssen. Die Klage ist gerecht, wenn wir sie auf die Ehre beziehen, die uns aus einem solchen Unternehmen erwachsen müsste: aber fast möchte man zweifeln, ob es bereits an der Zeit sey, sich ihm zu widmen. Wer die Untersuchungen der letzteren Jahrzehende in dem Gebiete des Alterthums aufmerksam verfolgt hat, dem kann es auf keine Weise entgangen seyn, wieviel Zweifel nicht nur gegen die herkömmlichen Berichte von den Anfängen der beiden genannten Staaten erhoben, sondern wieviel gründlicher überhaupt die früheste Bildung und Gestaltung beider aufgefasst worden sind. Es wird sicher wohlgethan seyn, den einmal angeregten Geist der Forschung noch eine Zeitlang ruhig fortwalten zu lassen; da er offenbar, wenn auch zu den verführerischen, doch gewiss nicht zu den betrügerischen Geistern gehört, und ihn sodann mit dem Geist unparteyischer Prüfung zu einigen. Unfehlbar werden wir auf diesem Wege, sey es auch etwas spät, zu einer griechischen und römischen Geschichte gelangen, wie sie schwerlich je ein anderes Volk erhalten wird, da alle in der Regel, aus Mangel an Sprachkenntniss, nicht nützen können, was deutscher Fleiss und deutscher Scharfsinn geleistet haben. Zu den achtungswerthen Beyträgen, in denen beide Vorzüge unverkennbar sind, rechnen wir die vor uns liegende Schrift eines Mannes, der sich längst durch treffliche Aufklärungen über das Mittel-Alter um die Geschichte verdient gemacht hat, und dessen *Theogonie*, gleichsam die Vorläuferin des vorliegenden Werkes, erst neuerlich in den *Ergänzungsblättern* zu dieser A. L. Z. 1814. No. 29 von einem anderen Mitarbeiter beurtheilt worden ist.

Über die Absicht des Buches erklärt sich der Vf. in der Vorerinnerung also: „Ich bin von dem Gedanken geleitet worden, es könne zu einem tieferen Eindringen in den bürgerlichen Zustand der Griechen, des geistvollesten der alten Völker, beytragen, wenn zu den vorzüglichsten öffentlichen Einrichtungen desselben die ersten Spuren in den Anfängen des gesellschaftlichen Lebens der Morgenländer aufgesucht würden, in Anfängen, die aus der Natur selbst, und aus der Lebensweise jener Vereine hervorgegangen sind." „Das Ziel, das ich bey der Ausarbeitung dieser kleinen Schrift wo nicht erreicht, doch vor Augen gehabt habe, sind die ersten Anfänge der griechischen Geschichte, entworfen mit Vergleichung derjenigen gesellschaftlichen Ur-Verhältnisse des Morgenlandes, in welchen die Mutter-Anstalten der ältesten griechischen erkannt werden." Den Weg zu der Untersuchung selbst eröffnet eine Einleitung, welche von der Herkunft, den Wanderungen und den Ansiedelungen der vorzüglichsten Stämme handelt, und, der Hauptsache nach, folgende Gedanken als leitend, aufstellt.

Den vorzüglichsten Antheil an der Entstehung mythischer Personen und den wunderbaren Sagen von ihnen hat die Neigung der Natur-Menschen zum Besonderen, Einzelnen, Persönlichen in den Erzählungen, insbesondere der Hang früher Völker, gleichartige Begebenheiten in Eine zusammenzuziehen, und, was viele Personen betroffen hat, einer einzigen, also einer mythischen Collectiv-Person beyzulegen, die in einigen Fällen sogar zur Gottheit geworden ist. Es sind daher in den ältesten Sagen der Morgenländer und Griechen einige Namen, die für die eigenen von Helden und Göttern gehalten werden, nicht für solche zu nehmen, sondern für Namen, unter denen ganze Stämme von ähnlichem Rufe, von ähnlichen ausgezeichneten Eigenschaften und Werken, gewisse berühmte Colonisten-Gesellschaften verborgen sind.

Diesen Gedanken sucht der Vf. zuvörderst durch die Deutung mehrerer mythischer Personen zu begründen. Die erste, die er ausführt, ist Herkules. Er bezeichnet die Begebenheiten, Kämpfe, Niederlassungen und Cultur-Einrichtungen phönicischer und karthagischer Colonieen und Reisegesellschaften, längs der Küste des Mittelmeers, und zerfällt, genau genommen, in einen dreyfachen Herkules, in einen ägyptischen, zu dem auch der afrikanische gehört, einen kretischen, von welchem der spanische abstammt, und einen griechischen, von dem der italische abzuleiten ist. Antäus in Libyen, der aus seiner Höhle die Reisenden anfällt, und dem Herkules erliegt, ist nichts anders, als das rohe libysche Felsenvolk, von dem die Karthager sich nach langem Kampf ein Gebiet erstreiten. Die goldenen Äpfel der Hesperiden, die Herkules aus der Gegend des Atlas holt, sind die punischen Äpfel, eine aus Westen kommende Handels-Waare. Die räuberischen Unternehmungen der

kretisch-phönicischen Colonisten gegen die Urbewohner Spaniens liegen in der Sage von den Rindern Geryons, die Herkules wegtrieb, eingehüllt. Unter den Arbeiten des griechischen Herkules, den Herodot den jüngsten von allen nennt, und ausdrücklich von Ägypten ausgehen lässt, verbergen sich die wohlthätigen Folgen der Niederlassung phönicischer Stämme in Peloponnes, Hellas und Thessalien, die Einführung des Ackerbaues, die künstliche Bewässerung, die Urbarmachung sumpfiger Gegenden u. s. w., lauter Anstalten, die an ägyptischen Ursprung erinnern. Gleiche Bewandniss hat es mit Kadmus. Seine Heimath weiset auf Phönicien, Ägypten, Theben, seine Umherirrungen auf die Züge mehrerer Reisegesellschaften von Einem oder von verwandten Stämmen hin.

Wenn die Gesammt-Namen Herkules und Kadmus phönicisch-ägyptische *Handelsstämme* bezeichnen: so müssen andere Gesammt-Namen auf *priesterliche Colonisten-Gemeinden* bezogen werden. Eine derselben sind Eumolpus und die Eumolpiden zu Eleusis, die Bewahrer der eleusinischen *Mysterien*. Was wir in den Alten hierüber finden, macht es wahrscheinlich, dass Ägypten die Heimath dieser priesterlichen Anstalt war, Phönicier die Gründung derselben durch ausgewanderte ägyptische Priesterstämme in Thracien und auf der vorliegenden Insel Samothracien beförderten, und, von Thracien aus, Nachkommen der Stifter, begleitet von Urbewohnern, in den früheren Wanderungen der Völkerschaften bis nach Attika vordrangen, wo sie jedoch nicht selten, und ungeachtet die Verbesserung des Getreide- und Wein-Baues und die Kenntniss des Gesangs sie empfahlen, Widerstand von gewaffneter Hand erfuhren. — Gleiche Bewandniss hat es mit dem Namen Apollo. Auch unter ihm darf man sich nichts anderes denken, als ägyptische in Griechenland angesiedelte Priester-Colonieen, deren äusseres Unterscheidungs-Zeichen die *Orakel* waren. Was es mit den ägyptischen Orakeln für eine Beschaffenheit hatte, wissen wir freylich nicht, dürfen es aber aus der Einrichtung der hebräischen folgern. Jehovah ist der Hebräer Gott, mit des Volkes Schicksalen bekannt, ja deren Urheber und Meister. Sterblichen Augen erscheint er nicht; und will er etwas offenbaren: so geschieht es so leise und geheimnissvoll, dass gewöhnliche Menschen den Geist nicht fassen. Ein Mann, über Andere erhaben (Moses), ist daher sein Vertrauter, und empfängt seine Eröffnungen. Allein auch er theilt den Mitgliedern der verbundenen Stämme, was sie wissen sollen, nicht unmittelbar, sondern durch prophetische Sprecher (Aharon) mit. Ohne etwas Auffallendes an sich zu haben, führen diese Bemerkungen auf folgende Zusammenstellung. Ammon der Ägypter, Jehovah der Hebräer, und Zeus der Griechen, sind die Gebieter des Schicksals, und nur einem einzigen Geweihten zugänglich. Horus der Ägypter, Moses der Hebräer und Apoll der Griechen sind diese Eingeweihten. Wie der hebräische Ober-Priester, so empfing der griechische Promantis, oder auch ein Begeisterter, die göttlichen Eingebungen. Endlich wie in dem mosaischen, so waren in den apollischen Kirchenstaaten die Tempeldichter oder Propheten öffentliche Beamte, denen die Bekanntmachung der Gesetze oblag, woraus von selbst die Pflicht der Wachsamkeit über deren Beobachtung folgte. Die apollischen Orakel-Anstalten waren also Priesterstaaten, gestiftet von Abkömmlingen der ägyptischen Priester-Caste, zuerst, wenn wir den Winken der Alten folgen, in Kreta, dann in Peloponnes, später, als überlegene Völkerschaften sie dort unterdrückten, in Phocis, Böotien, Delos und Klein-Asien.

Unter den Ägyptern Danaus und Kekrops sind ebenfalls zwey ägyptische Colonieen, und zwar unter dem ersten eine aus Landleuten, die sich vorzüglich durch Anstalten zur Bewässerung der Äcker und Wiesen von Argos (man erinnere sich der Danaiden) verdient machten, unter dem zweyten hingegen eine zahlreiche Colonie aus Priesterfamilien und aus ägyptischen Landleuten, bisherigen Gutsunterthanen der ausgewanderten Priester, zu verstehen. Von den letzteren rührt die Grundverfassung in Attika her. Wie in Ägypten seit den frühesten Zeiten drey Hauptstände gefunden werden, ein Priesterstand, der bis zur Einwanderung einer überlegenen Krieger-Caste die Regierungsgeschäfte verwaltete, ein landwirthschaftlicher Stand, dem die Waffenführung oblag, und ein unterer oder gemeiner Stand: so auch in Attika. Dem ersten entsprechen die Eupatriden, von der edelsten Abkunft, Staats- und Religions-Vorsteher, und in der athenienlischen Burg Kekropia wohnend, dem zweyten die Geomori, Landwirthe, die zugleich den Wehrstand ausmachten, und die Eupatriden als Grundherrn erkannten, und die Demiurgi, oder unterste Classe, die sich von Handarbeiten nährte. Ständische Gesammt-Gottheit sowohl der unter Kekrops ausgewanderten Saiten, als ihrer Abkömmlinge, der Athener, war Minerva oder Athene, das geheiligte Sinnbild der Verbindung der drey genannten Classen zu einem bürgerlichen Ganzen.

Wir übergehen, was von Pelops (Gesammt-Name eines lydisch-phrygischen Handelsstammes) beygebracht ist, um noch kurz anzugeben, was der Vf. von den Namen der wichtigsten griechischen Völker und Stämme sagt.

Ihm zufolge ist der Name Pelasger zu umfassend, um ihn auf ein besonderes Volk zu beziehen. Vielmehr hat man damit willkührlich und aus Unkunde sehr verschiedene Völker, unter anderen solche belegt, die nachher unter ganz anderen Namen auftreten. Der Völker-Name Hellenen ist zwar anfänglich einem besonderen Stamme eigen gewesen, nur weiss man nicht, welchem. Eben so wenig ist bekannt, wie er auf mächtige Stämme, die vorher zu den Pelasgern gehörten, überging. Überhaupt kann man sich, wenn man die ursprünglichen Sitze der Stämme aufsucht, die, nach den Angaben der Alten, erst unter den Pelasgern und darauf unter den Hellenen begriffen worden sind, der Meinung nicht erwehren, es habe unter den Völkern beider Be-

nennungen kein wesentlicher, auf Abstammung und Sprache gegründeter Unterschied Statt gefunden. Das erste Volk, das neben seinem besonderen Namen den in der Folge sehr allgemeinen der Hellenen geführt hat, sind, nach Herodot, die Dorer: denn er setzt die attischen Ionier, als ein pelasgisches Volk, den damaligen Dorern, als einem ursprünglichen hellenischen, entgegen. Da nun die hellenischen Dorer, seit ihrer Wanderung und Stiftung bedeutender Staaten im Peloponnes, das berühmteste und wichtigste Volk in Griechenland wurden, hielten sich auch die übrigen Stämme durch den hellenischen Namen geehrt, und liessen sich gern darunter begreifen, wenn ein Gesammt-Name gebraucht werden sollte. Diess der Inhalt der Einleitung, oder richtiger, der ersten Abtheilung des Buches.

Die zweyte, die sich zwar an die erste anschliesst, übrigens aber weder mit ihr steht noch fällt, beschäftigt sich mit den Anfängen der bürgerlichen Verbindung unter den Griechen, dem eigentlichen Gegenstande der angestellten Forschungen. Wir wollen auch hier der Gedankenreihe des Vfs. nachgehen.

Die gesellschaftliche Verfassung der Griechen, obwohl ihnen durchaus eigenthümlich, ist doch, der allgemeinen Anlage nach, morgenländisch und von häuslicher und Familien Verfassung ausgegangen. Ein Geschlecht (γένος, bey den Römern *gens*) hiessen die von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammenden Verwandten, die, wie sehr sie auch im Inneren wachsen und sich vermehrten, doch von Aussen lange geschlossen blieben. Erst bey steigender Bevölkerung verlor sich durch Verheirathung eines Geschlechts in das andere die strenge Geschlossenheit, und es entstanden *Phratrien* oder *Brüderschaften* (die zweyte grössere griechische Volksabtheilung), die aber bald bey zunehmender Volksmenge der Phratrien und grösserer Entfremdung der Mitglieder zu bloss bürgerlichen Verbindungen wurden. Als endlich die Menschenzahl so weit stieg, dass den neben einander wohnenden Phratrien die Nothwendigkeit einleuchtete, in eine auf Rechtsverhältnisse beruhende Verbindung zu treten, bildete sich aus dem Vereine einiger Phratrien ein *Stamm* (φυλή), eine bloss bürgerliche Anstalt.

Den Kern jeder kleinen oder grösseren Verbindung, also der Geschlechter, Phratrien, Stämme, Bürgerschaften, machten gemeinschaftliche Mahle mit Verehrung einer Gesammt-Gottheit aus. Wenn nachbarliche Geschlechter durch gegenseitige Heirathen in Verbindung traten, wodurch die griechischen Phratrien, die römischen Curien entstanden, wenn gewisse Phratrien oder Curien sich an einander schlossen und einen Stamm bildeten, wenn sämmtliche Stämme einer Landschaft, um schiedsrichterlich gegenseitige Streitigkeiten zu schlichten, völkerrechtliche Verhältnisse eingingen, wenn endlich einige neben einander wohnende Stämme einen eigentlichen Staat, eine Bürgerschaft gründeten: so war überall, im Kleinen wie im Grossen, ein gemeinschaftlicher Heerd und gemeinschaftliche Mahle der Mittelpunct des Vereins, und eine Gesammt-Gottheit waltete über dem Bund. Es ist wahrscheinlich, dass, als Theseus die vier ursprünglichen Stämme des attischen Gebiets, unter denen längst festliche Zusammenkünfte, die berühmten Athenäen, üblich waren, enger verband, die Pan-Athenäen die Einleitung zu dieser Verbindung gaben, und ausgemacht, dass das Wesen der Stiftung des Staats durch Theseus in die Stiftung des gemeinsamen Heerdes zu setzen ist, an welchem die Prytanen, die Vertreter der übrigen Stammgenossen, täglich zusammen speisten. Auch erhielten sich, ungeachtet aller späteren Veränderungen, die Athenäen, Pan-Athenäen und die gemeinschaftlichen Gelage der einzelnen Stämme immerfort. Dem Verhältnisse, in welchem sich die attischen Stämme vor Theseus befanden, gleicht das unter den verbündenen Völkerschaften an der Nieder-Tiber zu der Zeit, da Romulus als Herrscher dargestellt wird. Kein staatsrechtliches, bloss ein völkerrechtliches Band vereinigte noch die Stämme; und die Spiele, die man dem Gotte Consus feyerte, sind ein Seitenstück zu den Athenäen. Erst Numa ward für Rom, was Theseus für Athen war, indem er die Curien der drey Stämme dadurch in Eine Staatsgesellschaft zusammenzog, dass er sie veranlasste, sich zu Einem Gesammtheerd, zu Einer Hestia zu bekennen, obwohl noch mit Beybehaltung des besonderen Heerdes jeder Curie.

Die ersten Umrisse eines Völkerrechtes unter den Griechen haben sich gebildet, als die zerstreut lebenden kleineren Völkerschaften ihre Jagd- und Weide-Bezirke überschritten, und in feindselige Berührung kamen. Für die Vorbilder aller übrigen Völker-Vereine darf man den von Olympia in Südwesten, und den von Thessalien und Phocis in Nordosten, beide aus unbekannter Zeit, annehmen. Die auffallende Ähnlichkeit beider Anstalten mit denen zu Theben in Ägypten und zu Ammonium in Libyen erregt den Gedanken, es habe die Stifter jener ein allgemeiner Eindruck von diesen geleitet. An allen vieren (auch zu Olympia in früherer Zeit) finden wir Orakel; alle vier waren Priester-Staaten; in allen vieren Waaren-Umtausch ein Hauptzweck. Nicht minder merkwürdig ist es, dass unter den Griechen, nachdem das Bedürfniss solcher Bündnisse längst aufgehört hatte, sich doch die Verehrung der ursprünglichen Gottheit stets erhielt, ja selbst zu Olympia eine merkwürdige Spur von einem anfänglich wesentlichen Umstande, dem Gastrechte, fortdauerte, indem die Sieger jedesmal von den Ältern im Prytaneum zur Tafel gezogen wurden. Diess von der Gründung des Völkerrechtes unter den Griechen im Allgemeinen.

Geht man in das Besondere: so findet man bey ihnen vier verschiedene Völker-Vereine.

Der erste ist der *apollisch-cerealische* zu Delphi und Anthela. Die Untersuchung geht hier von dem Worte Amphi-Ktyonen aus, welches ebenfalls ein Collectiv-Name ist, und nichts anderes bezeichnet, als Umwohnende. Nach der Zeit zu forschen, wann sich dieser nördliche Völkerbund bildete, ist vergebliche Mühe. Nur so viel ist gewiss, dass die Grund-

züge des Vereins vollendet waren, ehe Staaten und Städte gegründet wurden. Die delphisch - antheliſche Verbindung iſt übrigens die einzige, bey welcher zwey Bundesgottheiten, eine Myſterien - und eine Orakel - Gottheit gefunden werden. Wahrſcheinlich ſind es daher zwey Geſellſchaften geweſen, die anfänglich neben einander beſtanden. Vergleicht man die Stellen der Alten: ſo ſcheint ſich über den Urſprung des Völkerbundes zu Anthela, bekanntlich einem kleinen Orte bey Thermopylä, Folgendes als das Wahrſcheinlichſte zu ergeben. Im phthiotiſchen Theſſalien, bis an Thermopylä, hatte einſt ein Stamm das Übergewicht, deſſen Namen nach der jedesmal wichtigſten Phratrie wechſelte (Deukalion, Hellen, Aeoler, Achäer), der aber auf jenen Colonieen entſproſſen war, welche die Phönicier an der ſüd - weſtlichen thraciſchen und theſſaliſchen Küſte angelegt hatten. Bewogen durch dieſe Überlegenheit, traten mit ihnen andere theſſaliſche Völkerſchaften in ein Bündniſs. Ihr Verſammlungsort war Anthela, der Hauptſitz des Stammes zur Zeit der Entſtehung des Bundes, und Bundesgottheit die eigenthümliche des gaſtherrlichen Stammes, Ceres, der noch bis in ſpäte Zeiten von den Abgeordneten der ſtammberechtigten Völker Opfer gebracht wurden. Wie Anthela die umwohnenden Völker durch die Myſterien - Gottheit an ſich zog: ſo ward Delphi an der anderen Seite von Thermopylä, vermöge des wichtigen Orakel - Gottes, Mutterſtadt eines kirchen - und völkerrechtlichen Vereins der benachbarten Hirtenſtämme. Beide kamen in der Folge durch das allmähliche Vorrücken der theſſaliſchen Völker nach Süden in Berührung. Da nun Akriſius, eine mythiſche Perſon ägyptiſcher Abkunft, dem Amphiktyonen - Verein, nach Herodot, die genauere Einrichtung gab: ſo ſcheint hierin ein Wink zu liegen, daſs zu der Geſammt - Vereinigung die aus Ägypten ſtammenden Delphier die Veranlaſſung gegeben haben.

In die zweyte Claſſe der griechiſchen Völkervereine ſtellt der Vf. die *apolliſchen* zu Therma, Triopium, und auf Delos, und den *dianiſchen* zu Epheſus und zu Rom. Die an den beiden zuerſt genannten Orten hält er für Nachbildungen des delphiſchen.

Unter den *joviſchen* Völker - Vereinen, als der dritten Ordnung, iſt der zu Olympia der bey weitem wichtigſte. Auch hier wurden nach Strabo in den älteſten Zeiten, und zwar vom Jupiter, Orakel ertheilt. Aber der bürgerliche Einfluſs der joviſchen Prieſter durch Orakelſprüche wich dem Andrange eines übermächtigen Stammes. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs die Urheber des olympiſchen Völker - Vereins libyſche Coloniſten geweſen ſind, da die gläubigen Eleer noch in ſpäteren Zeiten ſich an das libyſche Orakel des Ammon wandten. Die erſte überlegene Macht, welche die ammoniſchen Coloniſten der bürgerlichen Selbſtſtändigkeit beraubte, waren Phönicier, als worauf ſchon die Nachricht führt, daſs Herkules die olympiſchen Spiele erneuerte. Dieſen Stamm verdrängten die Pelopiden, und dieſe wieder die Herakliden unter Oxylus, deſſen Nachfolger, Iphitus, die abermals verfallenen Spiele wieder herſtellte.

In die vierte Abtheilung der griechiſchen Völker - Vereine werden die *neptuniſchen* zu Kalaurien, Helike, Mykale und Oncheſtus geſetzt, und ebenfalls für libyſchen Urſprungs erklärt, da, wie Herodot ſage, die Verehrung Neptuns in Libyen einheimiſch geweſen, und von da nach Griechenland übergegangen ſey.

Die Unterſuchung über die Gründung des griechiſchen Staatsrechts eröffnet eine Vergleichung der Entſtehungs - Geſchichte von Athen und Rom.

Auf dem Gebiete, wo beide Städte entſtanden ſind, ſaſsen Völker, die für Urbewohner gelten, und deren Abſtammung entweder ganz unbekannt, oder unſicher iſt. Unter ihnen lieſsen ſich in jener Zeit, da ſeſshaftes Leben im Morgenlande noch nicht häufig war, mehrere Fremdlinge nieder: in Attika die Kekropiden, Eumolpiden und Ioner; in Latium an der Nieder - Tiber Ankömmlinge, deren urſprüngliches Vaterland Libyen geweſen zu ſeyn ſcheint. Für den älteſten Völker - Verein der letzteren Gegend möchte das ſo zu nennende Pan - Latium, zuſammengezogen Pallatium, bey dem gleichnamigen ſabiniſchen Orte, zu halten ſeyn. Unter den Häuptlingen der verbundenen Staats - Familien hat man an morgenländiſche Hirten - Fürſten zu denken. Die Namen einiger Ausgezeichneter brachte die Sage auf die Nachwelt: aber Unkunde und Stolz lieſs diejenigen, auf und nach einander folgen, die neben einander herrſchten, oder bloſse Collectiv - Perſonen waren.

Mehr durch die Meinung als durch die Waffen gebot unter den eingedrungenen überlegenen Stämmen, die ſich gewiſſe Rechte über die alten Landesbewohner und deren Stammfürſten anmaſsten, in Athen der joviſche Prieſterſtamm in der Colonie des Kekrops, und auf der Stelle des nachmaligen Roms eine neptuniſche Prieſter - Caſte, die zunächſt aus dem Peloponnes, und, wie oben geſagt worden, weiter zurück aus Libyen ſtammte. Die immer fortdauernde Befragung der Götter, auch nach Zertrümmerung des morgenländiſchen Gebäudes, iſt Beweis genug, daſs Prieſtergewalt der Keim war, aus dem die atheniſche ſowohl als römiſche Verfaſſung hervorging, und die conſualiſchen Feyerlichkeiten in der römiſchen Urgeſchichte wichtig genug, um anzunehmen, daſs Neptun urſprünglich keine beſondere Gottheit war, ſondern der ägyptiſch - libyſche Obergott, oder Meer - Jupiter, dem man nach überſtandenen Waſſergefahren Opfer brachte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Moraliſche Erzählungen, oder das Vermächtniſs der Freundſchaft.* Aus dem Engliſchen überſetzt von *Chr. Fr. S.* Erſtes und zweytes Bändchen. Zweyte Ausgabe. 1814. 326 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, b. Unzer: *Anfänge der griechischen Geschichte* von *K. D. Hüllmann*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die priesterlichen Herren, in Athen Geleonten und Eupatriden, in Rom Patricier und Luceres, betrachteten sich als Eigenthümer des besetzten Gebiets. Da sie aber, mit der Staatsverwaltung und Rechtspflege beschäftigt, so grosse Grundstücke nicht übersehen konnten: so theilten sie einzelne Theile an ihre weltlichen Begleiter, und andere sich anschliessende Freyen zur Nutzung aus, unter der Bedingung von Kriegsdiensten, meist zu Pferde. Daher in Athen die Hippeis (auch Geomori und Hoplitä), und in Rom die Equites. Auf den Grundstücken, die sie nicht veräusserten, behielten sie die bisherigen Eigenthümer oder alten Landesbewohner als Pachtleute bey. So entstanden die attischen Pelatä (Ergades, Thetes) und die römischen Clienten.

Der Ausdruck für die Vereinigung dieser *drey Stände*, der Grundlage beider Staaten, war in Athen das vergötterte Sinnbild der Minerva, und in Rom das Wort Tribus. Es leidet keinen Zweifel, dass unter den letzteren zuerst die in Phratrien zerfallenden drey Classen der herrschenden (libysch-arkadischen) Gesellschaft verstanden worden sind, ohne Rücksicht auf die Gegend des städtischen and Staats-Gebietes, wo ihre Grundstücke lagen. Nicht nur Varro und Dionysius bringt die drey ältesten Tribus mit der Ackervertheilung in Verbindung; auch die ältesten Namen derselben bestätigen die Vorstellung. Die Tiienses erinnern an die Thetes der Griechen, die Ramnes (von ῥώμη) bezeichnen den Kriegerstand; die Luceres sind die Erlauchten, oder der Herrenstand.

Erst unter dem König Servius Tullius änderten die Tribus Bedeutung und Verhältnisse. Auch dieser Servius Tullius ist nichts anderes als eine ionische Colonie, in einer Collectivperson dargestellt. Das zeigt der Umstand, dass er, ein Ausländer, gleichwohl zur Herrschaft gelangte, die ihm zugeschriebene Anstalt des dianischen Völkerbundes, dessen Heimath Klein-Asien war, das ionische Gepräge der ihm beygelegten Verfassung, die Erweiterung des Stadtgebietes, und selbst die Eintheilung der ganzen Bürgerschaft in vier sogenannte Tribus. Bisher hatten die libyschen Priester-Familien, ihre Lehnmannen und ihre Domainen, Unterthanen, sich der Landesvertheidigung allein unterzogen, und die Gesetzgebung in den *comitiis curiatis* allein besorgt. Jetzt hörte dieser bürgerliche Zustand auf. Die Macht der africanischen Priester-Caste ward völlig gebrochen, und vier vereinigte Gesellschaften mit gleichen Rechten machten den Staat aus, die herrschaftlichen mit ihren in Abgang kommenden Berathschlagungen, die ionische Colonie, genannt von Servius Tullius, die Sabiner, bereits unter Tatius zur Staatstheilnahme gelangt, und die Etrusker, die sich früh schon unter ihren angeblichen Häuptern Cölius und Viminalis an die Römer angeschlossen hatten. Alle vier Tribus übernahmen das Vertheidigungsgeschäft, doch in einer Abstufung, die nach Massgabe der Fähigkeit angelegt war, die Kosten der Rüstung und die Unterhaltung im Felde zu bestreiten, und erhielten Theil an der Gesetzgebung, wiederum nach der Richtschnur des Grades der Kriegsdienste. So bestand denn darin das ionische Gepräge dieser Verfassung, dass die Herrschaft nicht mehr der alten hierarchischen Staats-Gesellschaft ausschliesslich zukam, sondern in allgemeinen Landesversammlungen und nach Centurien, eingerichtet auf den Gesichtspunct des Vermögens, ausgeübt wurde. — Eine Widerlegung der Behauptung des Dionysius, dass Romulus die Patricier gestiftet habe, eine Vergleichung der Entstehungs-Geschichte des atheniensischen und römischen Staates machen den Beschluss dieser Betrachtungen.

An sie knüpfen sich die verwandten über die Prytaneen. Die Hauptideen, die der Vf. in diesem Abschnitt äussert, sind folgende. Ein gemeinschaftlicher Speisesaal der Ältesten und Stellvertreter aller zu einer Bürgerschaft vereinten Phratrien, Gesammthestia genannt, war bey den Griechen der Grundpfeiler, der jedes Staatsgebäude trug. Daher heisst jenes erste und wichtigste aller öffentlichen Gebäude, das Prytaneum, schlechthin Bulenterion oder Thesmothetion, und fehlte schwerlich in irgend einer griechischen Stadt. Da die täglichen Gesammtmahle der Volksältesten am gemeinschaftlichen Heerd und die Opfer, die sie verrichteten, die häufige Unterhaltung eines Feuers nothwendig machten: so entstand daraus ein heiliges immerwährendes Feuer, welches von selbst an seinen morgenländischen Ursprung, an die üblichen tragbaren Feuerheerde der Perser, und an der Hebräer Feuersäule und Stiftshütte mit stets brennendem Feuer erinnert. Auf gleiche Weise erinnern die griechischen Prytanen an die Häupter im höchsten morgenländischen und griechisch-römischen Alterthum, und geben Anlass, noch einmal

in diese Urzeit zurückzukehren. Erkennt man die ursprüngliche Verfassung der verbündeten Phratrien des Morgenlandes als den Stamm an, aus welchem die bürgerliche Einrichtung der Griechen und Römer empor wuchs: so darf man wohl die Meinung aufstellen, dass unter den Geleonten im ältesten Attika, den Luceres im ältesten Rom und den Elohim in der Urzeit der Hebräer Prytanen zu verstehen sind, bürgerlich-priesterliche Vorsteher verbundener Phratrien, die am Bundesheerde, dem Mittelpuncte des Vereins, über Gesammt-Angelegenheiten berathschlagt haben. Die weitere Ausführung dieser Ideen müssen wir den Lesern nachzusehn überlassen.

In dem letzten Abschnitte des Werkes wird versucht, die Grundverfassung der griechischen Staaten, vorzüglich Athens, und die ursprünglichen Staatsbehörden und Magistrate der Griechen in der Grundform der sich bildenden Gesellschaft nachzuweisen. Wir begnügen uns folgendes Weniges auszuheben.

Nach der Vorstellung des Vfs. gehören, ausser den frühesten Volksversammlungen, die zu unbekannt sind, als dass eine Ausführung darüber möglich wäre, zu den ältesten Regierungsanstalten der Areopagus, das Prytaneum und die drey obersten Archonten. Den Areopagus hält er in seinen Grundzügen für eine ägyptische Polizey- und Gerichts-Anstalt, die von dem in der Colonie Kekrops herrschenden Priesterstamme beybehalten wurde. Es ist merkwürdig, dass er, wie die Staatsbeamten in Ägypten, verpflichtet war, zu untersuchen, ob und wie jeder Einwohner seinen Unterhalt gewinne, ferner, dass religionswidriges Betragen, Treulosigkeit und falsche Anklage, wie in Ägypten, so in Athen und hier durch die Areopagiten bestraft wurde, endlich, dass der Areopag in der Nähe des Schlosses war, und, nach Solons Absicht, oligarchisch bleiben, über die Aufrechthaltung der Staatsgesetze wachen, und die Mitglieder ihre Stellen nicht republicanisch wechseln, sondern lebenslänglich bekleiden sollten, — Umstände, aus denen man mit Recht das hohe Alter und die ägyptische Nachbildung des Areopagus folgern darf. — Das Prytaneum ist mit dem eigentlichen Staat und der Gesammt-Bürgerschaft Athens von gleichem Alter und in jenem wichtigen Zeitpunct angelegt worden, als die verbundenen eingewanderten Stämme auf die bisher behauptete Alleinherrschaft Verzicht thun mussten, und die im Besitz ihres Eigenthums gebliebenen Urbewohner zur Theilnahme an der Staatsbürgerschaft gelangten. Dass es eine der frühesten Staatsbehörden war, ist darum wahrscheinlich, weil im Thesmothetium, d. h. im Prytaneum, Rechtshändel abgethan worden sind, und die Könige daselbst über Mordthaten gesprochen haben. — Unter den neun Archonten scheinen die drey obersten von früherem Ursprung zu seyn, als die übrigen. Eine Bemerkung, die Aristoteles aus dem Innersten der bürgerlichen Urverfassung des Morgenlandes sowohl, als der Griechen und Römer nahm, die, dass die frühesten Stammkönige drey Würden in sich vereinigten, die Oberfeldherrn-, Oberpriester- und Oberrichter-Würde, leitet auf die Bestimmung jener drey Beamten, welche sie sehr wahrscheinlich erhielten, als, nach Kodrus Tode, die Königswürde sich in ihren Bestandtheilen trennte. Das Nämliche bestätigen auch die eigenthümlichen Namen der einzelnen Archonten. Der Eponymos war der oberste Civil-Richter, der Basileus der oberste Priester, und der Polemarchos der oberste Feldherr.

Wir glaubten unseren Lesern diesen Auszug aus einem Buche schuldig zu seyn, das die Uranfänge der griechischen, und beyläufig auch der römischen Geschichte auf einem anderen Wege, als dem bisherigen, zu erforschen strebt, und, wie auch der Versuch sich bewähren mag, einer sorgfältigen Prüfung werth ist. Es würde offenbar viel zu weit führen, und sogar den in *diesen* Blättern vergönnten Raum überschreiten, wenn wir eine solche im Einzelnen unternehmen wollten, zumal da sie, sobald von Rom die Rede ist, nicht einmal Statt finden könnte, ohne *Niebuhrs* tief gehende Untersuchungen zu berücksichtigen. Wir müssen uns daher schon auf einige allgemeine Betrachtungen, die sich uns beym Lesen des Buches dargeboten haben, beschränken.

Wenn auch der Versuch, die griechischen Mythen alle auf Eine Art, wir meinen historisch, deuten zu wollen, kein Vorurtheil gegen sich erweckte: so würde doch selbst theils das Unzulängliche, theils das Kunstvolle in so mancher Erklärung Bedenken veranlassen. Wir verkennen die vielen glücklichen und ungezwungenen Auslegungen vieler Mythen gewiss nicht. Aber wie ungemein Wichtiges ist nicht schon in dem Leben und Wirken des Herkules unerklärlich, wenn er bloss eine geschichtliche Gesammt-Person vorstellen soll, und wie mancher Wendung hat es nicht bedurft, um der Vergiftung und Verbrennung des Helden auf dem Oeta etwas Historisches abzugewinnen? Eben diess gilt von der Beziehung, in welche die Fabel der Danaiden mit dem Ackerbau und der Bewässerung von Argos und dem Argivergebiet durch Danaus gesetzt wird, dasselbe von anderen mythischen Sagen und ihrer Auslegung. So wenig man verlangen kann, dass Alles, was einer mythischen Person beygelegt wird, in der historisch gedeuteten hervortrete, und sich gleichsam in ihr auflöse: so scheint uns doch bey dem, vom Vf. gewählten, Wege *die* Foderung unerlässlich, dass die *vorzüglichsten* Sagen sich zu Thatsachen gestalten, und in ihrer Gestaltung weniger der Witz als der Scharfsinn obwalte. Das letztere wird aber dann der Fall seyn, wenn die geschichtlichen Behauptungen, die man aufstellt, nicht in einzelnen zusagenden Ähnlichkeiten sich spiegeln, sondern in den entkleideten Mythen leicht und vielfach erkannt werden.

In dem zweyten oder historischen Abschnitte des Buches haben uns mehrere Ideen ungemein angesprochen. Die allmähliche Entstehung der Bildung der Staaten ist in den Geschlechtern, Brüderschaften und Stämmen sehr gut nachgewiesen, und die Wichtigkeit der gemeinsamen Mahlzeiten und ihr

Einfluss in die Völker- und Staats-Vereine des Alterthums mit Überzeugung dargethan. Indess scheint es uns doch, als habe der Vf., der mit Recht für einen der gelehrtesten Kenner des Mittelalters gilt, Mehreres aus diesem auf das griechische und römische Alterthum übergetragen, was, wenn man es auch nur wahrscheinlich finden sollte, viel bestimmtere Zeugnisse, als die beygebrachten, erfodern würde. Am wenigsten möchten wir so weit greifende Behauptungen, dergleichen hier gewagt werden, auf etymologische Deutungen stützen, wie die der Tities, Ramnes und Luceres, oder mit einer oft nur zu sehr überraschenden Kühnheit die frühesten Einrichtungen und Gestaltungen der Staaten aus ihren späteren und der ursprünglichen gewiss ganz unähnlichen folgern. Wir fürchten, es dürfe hier der Schluss nicht sicherer seyn, als wenn man aus der Blüthe oder Frucht eines Baumes seinen Kern oder uranfänglichen Keim herleiten wollte.

So willig wir endlich der in der Vorrede geäusserten Meinung beystimmen, dass eine Vergleichung des frühesten gesellschaftlichen Lebens des Morgenlandes mit dem bürgerlichen Zustande Griechenlands zu bedeutenden Aufschlüssen führen könne: so wenig hat doch auch hier der Erfolg, wir räumen gern ein, ohne alle Schuld des Vfs., unserer Erwartung entsprochen. Die Seereisen der Phönicier, die Einrichtungen Ägyptens, die Orakel Libyens haben allerdings manchen brauchbaren Stoff zu geschichtlichen Zusammenstellungen dargeboten. Aber irren wir nicht: so muss der Orient selbst erst besser beleuchtet und allgemeiner erleuchtet werden, ehe die dunkelen Gegenden des alten Griechenlands sich von daher Aufklärung versprechen dürfen. Die hebräischen Urkunden, die der Vf. für seine Schlüsse fleissig benutzt hat, sind bekanntlich durch die neuesten Forschungen so zweifelhaft geworden, dass man nicht einmal weiss, in welches Zeitalter sie gehören, und die Nachrichten, die uns die Griechen mittheilen, so dürftig und bey ihrer Dürftigkeit so unbestimmt, dass beynahe jede historische Ansicht und Deutung ihre Rechtfertigung in ihnen findet. Sp.

Leipzig, b. Cnobloch: *Deutschland in geographisch-statistischer Beziehung, seit den letzten tausend Jahren.* 1814. VI u. 128 S. gr. 8. (14 Gr.)

Für Viele, welchen die jetzigen Zeiten ein so grosses Interesse gewähren, für welche Deutschlands künftige politische Verfassung eine grosse Wichtigkeit hat, muss eine kurze Übersicht der geographischen und statistischen Veränderungen, die dieses Land erfahren hat, allerdings willkommen seyn. Aber nicht leicht ist es, einer solchen Übersicht für die der deutschen Geschichte unkundigen Leser die erfoderliche Anschaulichkeit zu geben. Dieser Anschaulichkeit hat der mit der Vaterlandsgeschichte übrigens nicht unbekannte Vf. nicht immer Genüge geleistet. Die Staatsveränderungen sind oft zu kurz, zu unverständlich dargestellt, z. B. S. 13, wo von dem Ursprunge der Markgrafschaften Meissen und Brandenburg die Rede ist. Eine so oberflächliche Darstellung wird ja durch jedes Lehrbuch der deutschen Geschichte entbehrlich gemacht. Diese gedrängte Erzählung hat auch manche weniger richtige Ansicht erzeugt. Der Name Brabant hat nicht (wie S. 15 behauptet wird) ganz Niederlothringen umfasst. Warum konnte Conrad II auf Burgund, nicht wie sein Vorgänger, Heinrich II, Erbansprüche geltend machen (S. 17)? Seine Gemahlin Gisela war ja die Tochter der Gerberg, der Schwester des letzten Königs Rudolphs III von Burgund. Daher nahm Conrad auch gleich nach dessen Tode (1025) die Stadt Basel in Besitz; und er ward (1033) zu Peterlingen als König von Burgund gekrönt, und zu Zürich in dieser Würde bestätigt. Der deutsche König herrschte seitdem über das Land, welches sich zwischen dem St. Gotthardt, der Aar und der Rhone ausbreitet. Bekanntlich war der Erzbischof von Trier der Prälat, der dem deutschen Könige zu Arles die burgundische Krone aufsetzte. Aber das Band, das die beiden Kronen an einander knüpfte, lösete sich immer mehr auf. Nachdem schon lange kein deutscher König sich die burgundische Krone hatte aufsetzen lassen, liess Kaiser Karl IV sein Haupt (1365) mit dieser Krone schmücken. Eben derselbe ernannte, als er (1378) noch einmal in Frankreich war, den Dauphin Karl auf seine Lebenszeit zum Generalstatthalter des arelatschen Reichs, das heisst, des ehemaligen nieder-burgundischen Staates. Seitdem hat die Verbindung zwischen demselben und dem deutschen Reiche völlig aufgehört. S. 25 hätte bemerkt werden sollen, dass das Herzogthum Sachsen, welches Bernhard, der Sohn Albrechts des Bären, stiftete, sich nicht bloss auf den sächsischen Kurkreis einschränkte, sondern dass es auch das lauenburgische Gebiet umfasste. Auf die Darstellung von Deutschlands ehemaliger Eintheilung in Kreise, von dem Flächeninhalte und der Volksmenge derselben (nach *Grellmann*, nicht nach *Grollmann*) folgen Grundzüge der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs, dann eine Schilderung des Einflusses, den die französische Revolution auf dieselbe geäussert hat. S. 77 hätte bemerkt werden können, dass Österreich die Reichsfestung Mainz in französische Gewalt kommen liess. Es schliesst sich nun eine Übersicht des Rheinbundes an. Darauf folgt S. 111 die Erörterung der Frage: „Was wollen wir?" in welcher der Vf. seine frommen Wünsche ausspricht; fromme Wünsche, die er sicherlich nicht alle erfüllt sehen wird. Alles Volk deutscher Zunge umschliesse ein Band; entfernt sey jedes Religionsgezänk; Hierarchie, Klöster, Lehnrecht mögen auf ewig verschwunden seyn; dagegen mögen Gleichheit der persönlichen Rechte, ohne Rücksicht auf Privilegien einzelner Stände und Menschen, möge gleiche Besteurung, möge Anstellung der Würdigsten, und wenn sie auch nicht von vornehmer Her-

kunft sind, möge eine zweckmässigere Einrichtung der Staatswirthschaft und des Kriegswesens Statt finden. Indem hierauf einer der vornehmsten Wünsche des Vfs. die Wiederherstellung der Betriebsamkeit zum Gegenstande hat, dringt er vornehmlich auf die Entfernung einer strengen Censur, welche die Freymüthigkeit der Schriftsteller hemmt, dringt er auf die sorgfältige Wiederherstellung der Universitäten, deren Verfall ihm bittere Klagen auspresst. Ohne die Thätigkeit des gelehrten Standes (sagt er) durch Lehre und Schrift wären die Völker jetzt nicht begeistert gewesen für die allgemeine gute Sache der Menschheit; die Kraft des Volkes haben die Schriftsteller aufrecht erhalten und gestählt. In geographischer Hinsicht äussert der Vf. den Wunsch, dass alles deutsche Land jenseits des Rheins Einen Staat bilden möchte; diesseits des Rheins möge Österreich über das südliche, und Preussen über das nördliche Deutschland, doch letzteres unter der Oberleitung von Österreich, gebieten. Gegen die Erfüllung von manchen Wünschen des Vfs. möchten Viele etwas einzuwenden haben, weil Vielen die französische Revolution, und die dadurch erzeugten Grundsätze, mit welchen des Vfs. Meinungen in der Hauptsache übereinstimmen, die vornehmste Ursache waren, die ihnen Frankreichs Staatssystem verhasst machte.

Ig.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Altenburg*, in der Hofbuchdruckerey: *Über die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Form des ersten Zeichenunterrichts an Gelehrtenschulen.* Eine Abhandlung von *Carl Schmid.* 1812. IV u. 18 S. 4.

Der Vf. hat sehr richtig gefühlt, dass beym Zeichenunterricht an einer gelehrten Schule ein wissenschaftlicher Weg eingeschlagen werden müsse. In dieser Schrift, welche vorher schon als Programm abgedruckt war, giebt er die Ideenreihe an, welche ihn zur Entwickelung eines philosophischen Lehrplans geleitet hat. Aus dem allgemeinen Begriffe vom Zwecke und von den Mitteln des Zeichners findet er, in Verbindung mit einigen Erfahrungssätzen, die Grundsätze auf, nach welchen der progressive Gang vom Leichteren zum Schwereren abzumessen ist. Hieraus construirt er mit Rücksicht auf die verschiedenen Objecte der Zeichnung die 4 Classen, in welchen der wissenschaftliche Unterricht im Zeichnen dergestalt vertheilt seyn soll, dass eine beträchtliche Anzahl von Schülern bey verschiedenartigen Anlagen mit Erfolg daran Antheil nehmen könne. Die Objecte dieser Classen sind: 1) Übung der Hand vorzüglich. 2) Übung des Auges vorzüglich, und der Einbildungskraft. 3) Übung der Einbildungskraft vorzüglich, und freye Handzeichnung nach bestimmten Mustern. 4) Freye Handzeichenkunst nach beliebigen Mustern. Nach den Grundsätzen, welche der Vf. über den Unterricht im Zeichnen äussert, nach der Freyheit, mit welcher er seinen Gegenstand anschaut, darf man wohl hoffen, dass sich derselbe als Lehrer nicht sclavisch an seinen Plan binden werde. Ohne zu gedenken, dass man sich nach einem grossen Aufwand philosophischer Prämissen zu einer viel schärferen Classenabtheilung vorbereitet fühlt, darf man nicht übersehen, dass der beste Plan bey einer rigorösen Durchführung unter den verschiedenartigen Anlagen, die zu entwickeln und zu bilden sind, gar manche mit Fesseln belegen würde. Es scheint so ziemlich herrschender Brauch der Methodiker zu werden, jede Kunstfertigkeit so recht in ihre feinsten Theile zu zerlegen. Hat man zur Absicht, durch diese Zersplitterung sich recht zu überzeugen, was alles darin verborgen steckt: so mag dieses zuweilen recht nützlich seyn. Aber leider wird diese Anatomie auch häufig in den Unterricht übergetragen, und der Zögling soll von einem Ganzen alle einzelnen Theile ja recht unvermengt bekommen, und erst daraus mit kalter Besonnenheit das Ganze zusammensetzen lernen, damit er sich weiser dünken möge als der schlichte Natursohn, der beym Mangel dieser künstlichen Unterrichtsdiät sogleich mit einem Male das Ganze als etwas Einfaches aufgenommen hat. So scheint es denn Rec., als ob die Übung der Hand und des Auges füglich in eine Classe zu setzen wäre. Rec. hielt es für nöthig, diese Bemerkung anzubringen, damit auch durch Missverständniss kein Leser zu einer pedantischen Anwendung des an sich richtigen Räsonnements verleitet werden möchte. Denn bloss dem letzteren, nicht aber dem praktischen Unterricht gehören die verschiedenen in der Schrift angedeuteten Systeme an, als da sind: 1) ein System aller Regeln des Maintiens des Zeichners; 2) ein System regelmässiger linearischer Bestandtheile jeglicher Zeichnung, entwickelt aus der geraden Linie und der Kreislinie; 3) ein System dieser Bestandtheile, geordnet nach den steigenden Schwierigkeiten, die die Zeichnung einer Linie veranlasst, und wie die bis über ein Dutzend aufgezählten Systeme alle ausgeschieden und bezeichnet worden sind." Rec. hält es für viel leichter und einfacher, die wissenschaftliche Form des Zeichenunterrichts zu bestimmen. Man dürfte nur die treffenden Theile desselben an die Mathematik und Ästhetik anreihen, und die praktischen Fertigkeiten nach objectiven Gesichtspuncten classificiren. Daraus gehen, so einfach wie möglich, folgende Classen einer wissenschaftlichen Zeichenschule, wie sie in einer gelehrten Bildungsanstalt Statt finden könnte, hervor. I) Allgemeiner oder theoretischer Unterricht. a) Mathematische Grundlehren vom Augenmass. Diese Lehren lassen sich in ein geschlossenes System bringen. Was der Vf. von §. 15 bis 24 vorgetragen hat, sind einzelne Theile dieses für den Zeichenunterricht so wesentlichen Bildungsmittels. b) Linienperspective, und die mathematische Lehre vom Schatten. c) Ästhetik der Zeichenkunst und das Wesentliche aus der Kunstgeschichte. II) Specieller und praktischer Theil, dessen Classen sich aus den subjectiven Fähigkeiten der Schüler und aus dem Unterschied der Kunstgegenstände ergeben.

— e —

NEUE AUFLAGEN.

Kiel, in der akademischen Buchhandlung: *Leitfaden beym Unterrichte in der deutschen Sprache für Schüler, die eines zusammenhängenden Unterrichts fähig sind*, nebst 265 Übungsaufgaben, von *Nicolaus Thomsen.* Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1813. 172 S. 8. (9 Gr.)

Kiel, in ebenderselben Buchhandl.: *Vollständige Erläuterung der Übungsaufgaben in dem Leitfaden beym Unterricht in der deutschen Sprache.* Ein Hülfsbuch bloss für Ältern und Lehrer, von *Nicolaus Thomsen.* Zweyte verbesserte Auflage. 1813. 80 S. 8. (6 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

BOTANIK.

Wien, auf Kosten des Herausgebers und in Commission b. Schaumburg u. C.: *Archiv der Gewächskunde*, von *Leopold Trattinnick*, des k. k. botanischen Museums Custos u. s. w. *Dritte Lieferung*. 1812. 7 S. Mit 50 Abbildungen und 53 Tafeln. Royal-8. (8 Rthlr. 12 gr.)

Der beygefügte Text, unter dem Titel:

Observationes botanicae, tabularium rei herbariae illustrans, enthält 64 S.

Wenn man von dem Urheber eines classischen Kupferwerkes richtige, der Natur getreue Abbildungen der Pflanzen und genaue, zur anschaulichen Kenntniss dienende Zergliederung der Blüthen- und Frucht-Theile fodert, und wenn man eine wahre objective Auffassung zur unerlässlichen Bedingung macht: so gewährt dieses Archiv reiche Befriedigung. Denn es gewinnt mit jeder neuen Lieferung, sowohl in Hinsicht der Aufnahme und sorgfältigen Darstellung neuer oder noch wenig bekannter Gewächse, als der mannichfaltigen, sehr interessanten Berichtigungen und Bemerkungen, welche Hr. *T.* in den *Observationes botanicae* aufstellt, die ohnfehlbar allen Freunden der Kräuterkunde zusagen, und auch den gebildeten Botanikern belehrende Unterhaltung darbieten werden. Da wir den Plan und Zweck dieses Werkes schon bey der Beurtheilung der beiden ersten Lieferungen (J. A. L. Z. 1812. No. 258) angezeigt haben: so wollen wir den Leser nur von dem Inhalte dieser vorliegenden dritten Lieferung unterrichten.

No. 101) *Endrachium Madagascariense. Juss.* Es ist *Humbertia Madagasc. Lamarck* und *Thouinia spectabilis Smith.* In *Persoon's synops. pl.* 1. p. 176 ist die Narbe zweyspaltig, hier aber, nach *Jussieu* richtiger einfach und stumpf angegeben. Hr. *T.* bemerkt, dass dieser, in Madagascar einheimische Baum ein gelbliches compactes Holz habe, und seine genarbten Zweige an den Spitzen mit glatten, gehäuften Blättern und lieblichen glockenförmigen, winkelständigen Blumen bekleidet seyen. 102) *Cookia punctata Willd.* Nicht sowohl dem englischen Moses Cook, der im Jahr 1679 ein Werk über die Cultur der Bäume herausgab, ist diese Gattung gewidmet, sondern vielmehr dem berühmten Weltumsegeler Jacob Cook, der zwar selbst kein eifriger Botaniker war, doch aber auf seinen abenteuerlichen Reisen den Fleiss und die botanischen Beobachtungen der Herren *Banks*, *Solander*, *Forster*, *Sparrmann* u. A. sehr kräftig unterstützte, wodurch er sich um die Wissenschaft allerdings verdient gemacht hat. Wir kennen nur die vorstehende Art, welche gegenwärtig auch in einigen deutschen Gärten sich findet, und in *Loureiro Fl. cochinch.* unter dem Namen *Quinaria Lansium* vorkommt. In diesem Archiv ist sie auf zwey Tafeln vortrefflich abgebildet. 103) *Ceratonia siliqua L.* 104) *Aesculus Hippocastanum L.* 105) *Brisma floribundum Rudge.* Der *Char. gener.* ist so angegeben: *Calyx 4-partitus inaequalis. Petala 2 inaequalia: superius calyce confluens, basi corniculatum; inferius disco pericarpii pone filamentum insertum. Fructus dispermus.* Die Blumen bilden reiche gipfelständige Rispen; sie haben nur einen Staubfaden und einen Griffel, daher wird diese neue, von *Rudge* zuerst bestimmte Gattung in der *Monandria Monogynia* neben *Lopezia* ihren Platz einnehmen. 106) *Castanea vesca Lamarck.* (*Fagus Cast. Linn.*) 107) *Castanea pumila Lam.* 108) *Cinchona Condaminea Humb. et Bonpl.* (*Cinch. offic. Linn.*) Die Geschichte dieses schönen und merkwürdigen Baumes, so wie die Eigenschaft und der Gebrauch seiner nutzbaren, in der Medicin sehr wohlthätig wirkenden Rinde, ist uns schon aus älteren Schriften bekannt. Allein die Zusätze und Berichtigungen, welche Hr. *T.* in *Obs. Bot.* S. 74 bis 89 aufführt, werden Ärzte und Naturforscher um desswillen interessiren, weil er die neueren Beobachtungen und Erfahrungen des Hn. *von Humbold* u. A. mit Auswahl und Sachkenntniss benutzt, und dann mit eigenen trefflichen Bemerkungen bereichert und vervollkommnet hat; auch die Namen derjenigen Pflanzen sind angegeben, welche ähnliche Kräfte besitzen, und mehr oder minder statt der Fieberrinde gebraucht werden. — 109) *Sarcophyta sanguinea Sparrm.* Eine Schmarotzerpflanze, die, wie *Aphyteja* und *Cynomorium*, an den Baumwurzeln vegetirt. Sie findet sich auf dem Cap der guten Hoffnung an den Wurzeln der Mimosen, besonders der *Acacia vera Willd.*, und hat einen weichen ungleichförmigen Strung, ohne Blätter, der in Form und Gestalt einer Pyramide sich erhebt, und mit einzelnen oder gehäuften Blumen besetzt ist. Die vorliegende Abbildung enthält lauter männliche Blumen, mit 4 fleischigen, vertieften Kronenblättern und 4 Staubfäden, deren Staubbeutel weisslich und kopfförmig sind; zuweilen variiren die Blumen mit drey Kronenblättern und eben so vielen Staubfäden.

Wenn diese schwammige Pflanze getrocknet und wieder erweicht wird: so färbt sie das Wasser braun- oder gelbroth. 110) *Portulaca oleracea L.* 111) *Portulacaria afra Jacq.* 112) *Salsola Hostii Trattinnick. S. fruticosa, foliis semiteretibus, laxis, subconfertis muticis, caule ramosissimo, basi aculeato, floribus conglomeratis, axillaribus, corollaceis, calyce adnato.* Von dem gemeinen Salzkraute, *S. salza*, unterscheidet sich diese neue Art durch einen aufrechten, strauchartigen, sehr ästigen Stengel, und durch kleinere schlaffe Blätter. 113) *Indigofera tinctoria L.* 114) *Indigofera Anil L.* 115) *Indigofera disperma L.* So wie Hr. *T.* die Geschichte, den Nutzen und Gebrauch des Fieberrindenbaumes aufgeklärt und seine beygefügten Bemerkungen und Berichtigungen mit Beweisgründen hinreichend unterstützt hat: so behandelt er auf gleiche Weise die in technischer Hinsicht sehr wichtigen Indigopflanzen. S. 97 wird in einem Auszuge aus *Humbolds* Reisen bemerkt, dass Marco Polo schon im 13 Jahrh. die Zubereitung des Indigo genau und sorgfältig beschrieben habe, und dass die drey vorstehenden Indigopflanzen nebst *Indig. argentea* die vorzüglichsten Arten dieser Gattung seyen, von denen man jetzt noch den Indigo in den Colonieen gewinne. Sodann fügt der Vf. S. 99 hinzu, dass *Zimmermann* im Taschenbuche der Reisen 1803 S. 162 den *Indig. tinctor.* als die gemeinste Indigopflanze genannt, aber statt dieser *Ind. Anil* abgebildet habe. Ferner, dass *Ind. disperma* den köstlichen Indigo liefere, und in dieser Absicht in Guatimala häufig gebauet werde. Aus diesen wenigen Beyspielen geht anschaulich hervor, wie sehr es Hn. *T.* darum zu thun ist, die ächten Indigopflanzen kennen zu lehren, und die Zweifel zu beseitigen, welche ältere Schriften veranlassten. S. 100 verspricht er, die Geschichte des Indigo weiter auszuführen, und noch mancherley Irrthümer zu berichtigen, wenn er von dem *Ind. argentea* reden werde. 116) *Beta trigyna Waldst. et. Kit.* Eine perennirende Pflanze, die Rec. seit einigen Jahren in seinem Garten cultivirt, wo sie 5—6 Fuss Höhe erreicht, und mit weisen dreygriffelichen, rispenständigen Blumen sich schmückt, aber weniger behaart ist, als die vorliegende Abbildung zeigt. Indessen haben vielfältige Beobachtungen gelehrt, dass in dieser Hinsicht cultivirte Pflanzen leicht variiren. 117) *Beta crispa Tratt. B. floribus ternatis, calycinis, trigynis, caule, foliisque undulato-crispis laevibus, nudis flavescentibus.* Höchst wahrscheinlich ist es dieselbe Pflanze, die unter dem Namen: krausblättriger Mangold oder Rippenkohl, in Küchengärten vorkommt. 118) *Sowerbeja juncea Smith.* (*Sowerbea Pers.*) Diese Pflanze ist in Ansehung ihres Habitus mit dem *Allio* und *Junco* zunächst verwandt; ihrer faserigen Wurzel entsteigen mehrere binsenartige Blätter, und der nackte Schaft trägt liebliche, sechsblättrige Blumen, in einer reichen, gipfelständigen Dolde. Sie führt ihren Namen zu Ehren des Hn. *Sowerby*, berühmten Botanikers in England, der sich durch die Herausgabe sehr schöner und lehrreicher Werke um die Kräuterkunde verdient gemacht hat. 119) *Menyanthes trifoliata L.* 120) *Anchusa italica L.* 121) *Asarum europaeum L.* 122) *Orchis Hostii Tratt. O. labello tripartito, lobo medio 3-dentato, petalis exterioribus revolutis, cornu filiformi, descendente, germinis longitudine.* Eine schöne neue Art, auf Bergen in Dalmatien wildwachsend, die sich durch einen fadenförmigen, gespitzten, fast aufsteigenden Sporn auszeichnet. 123) *Marshallia Schreberi Gmel.* Die von *Smith* aufgestellte Gattung dieses Namens nannte *Gmelin: Trattinnickia*, aber kurz vorher hatte *Willdenow in spec. pl. Tom. IV P. II. p. 975* dem würdigen Vf. dieses Archivs eine Gattung gewidmet, welche er in der *Polygamia Monoecia* einführte. 124) *Kochia eriophora Schrader*, aus dessen bot. Journal entlehnt, aber hier schöner dargestellt. 125) *Solenandria cordifolia Palisot.* Eine Gattung, die mit vollem Recht zur *Pentandria Monogynia* gehört: denn die Staubfäden sind nicht ganz zusammengewachsen, wie in der *Monadelphia.* Den *Char. gener.* hat *Venten.* folgendermassen angegeben: *Cal. 5-partitus, persistens. Cor. calyce duplo longior, 5-petala; petalis imo staminum tubo affixis. Tubus staminifer corolla brevior, limbo 10-fidus: laciniis 5 nudis seu sterilibus 5 alternis brevioribus, antheriferis. Ovarium liberum, subrotundum; stylus brevissimus; stigma 3-lobum. Capsula calyce cincta 3-locularis, 3-valvis; valvis medio septiferis. Semina plurima axi centrali affixa.* Dagegen hat *Andrew* den *Char. gener.* seiner *Blandfordia*, welche hier citirt wird, ganz anders und abweichend angegeben; auch *Smith* bemerkt (*exotic. Botany. N. 1. p. 6*), dass *Andrew's Blandfordia* von *Linnés Galax* nicht verschieden sey. — Schon aus diesem Grunde bedurfte unsere *Solenandria* der in vorliegenden *Obs. botan.* trefflich ausgeführten Erläuterungen und Berichtigungen, besonders in Hinsicht ihrer natürlichen Verwandtschaft mit folgenden Gattungen: *Diosma*, *Phylica* u. a. 126) *Epigea repens. L.* 127) *Lightfootia oxycoccoides L'Herit.* Hr. *T.* bemerkt, dass *Lightfootia* schon vom Linné zur *Lobelia* und *Campanula* übergetragen worden sey, doch keinesweges die Verwandtschaft mit diesen Gattungen verbürge. *Lightf. serrata Swartz*, *L. integrifolia* und *L. theaeformis Vahl* finden sich unter *Prockia* in der *Polyandria.* 128) *Sibthorpia europaea L.* 129) *Nerteria depressa Smith.* Diese niedliche Sumpfpflanze, die in Neu-Granada wild wächst. hat Hr. *T.* sehr genau beschrieben und eine gute Abbildung geliefert: doch ist die in *Smith icon. ined. fasc.* 2 t. 28 auch nicht zu verachten. 130) *Myosurus minimus L.* 131) *Limosella aquatica L.* 132) *Koenigia islandica L.* Eine kleine, ein Jahr dauernde Pflanze, die in Island einheimisch ist; man hat sie dem Hn. D. *Jo. Gerhard König* zu Ehren also genannt. 133) *Daphne striata Tratt. D. floribus fasciculatis, terminalibus, strictis, striatis, glabris, foliis linearibus, divergentibus, ramificationibus trichotomis.* Diese neue

Art findet sich in Tyrol, am Rittnersberge, bey Botzen u. a. O. Sie ist mit *D. cneoro* zunächst verwandt, aber unterschieden durch dreytheilige Ramification des strauchartigen Stengels, durch längere, mehr genäherte Blätter und durch längere, gestreifte Blumen. Um die Beschreibung und Unterscheidungskennzeichen anschaulicher zu machen, ist auf der folgenden Tafel unter No. 134) *Daphne cneorum* ebenfalls recht gut abgebildet.

Bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft, und bey der immer höher steigenden Zahl neuer Pflanzen verdient die Zusammenstellung der Arten mancher Gattung und die daraus hervorgehende leichtere Übersicht ihrer Unterscheidungsmerkmale, welche Hr. *T.* mit Sorgfalt, Klarheit und Bestimmtheit in diesem Archiv darlegt, vorzüglich gerühmt zu werden. So beschliesst er diese Lieferung auf eine sehr angenehme Weise mit der schönen Pflanzengattung *Lachenalia*, welche dem Andenken eines berühmten Botanisten, des Hn. *Werner von Lachenal*, ehemaligen Professors zu Basel, gewidmet ist. Folgende Arten sind hier abgebildet und mit den nöthigen Erklärungen und Berichtigungen versehen: 135) *Lachenalia pustulata Jacq.* 136) *Lachenalia pustulata β. densiflora.* Es ist keinesweges die Absicht des Vfs., ohne erhebliche Ursache eine neue Art aufzustellen, sondern er will nur die Verschiedenheit der gegenwärtigen von der vorhergehenden andeuten. Vergleichen wir indessen die neben einander gestellten Abbildungen genau: so ist der Unterschied in der That so auffallend, dass beide Pflanzen, ohne Wiederrede, als zwey selbstständige Arten angenommen werden können. Denn *L. pust. β. densifl.* ist nicht nur doppelt grösser, ihr Blumenschaft kürzer als die Blätter und die Traube vielblümig, sondern hauptsächlich dadurch zu unterscheiden, dass ihre Blätter auf der Oberfläche überall mit Bläschen dicht besetzt sind, da hingegen bey jener nur an der Spitze des Blattes sich Bläschen entwickeln. 137) *Lachenalia liliiflora Jacq.* 138) *Lachenalia unicolor Jacq.* 139) *Lachenalia purpureo-coerulea Jacq.* 140) *Lachenalia Botryoides Tratt.* (*L. purpureo — coerulea Andrew.*) Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden jacquinschen Pflanze (*L. purpureo — coerulea*) hinreichend durch die drey abgekürzten Blätter, durch die Gestalt der Blumen und durch den Schaft, welcher bey jener an der Spitze eckig ist, bey dieser aber, wie die Abbildung zeigt, durchaus cylindrisch zu seyn scheint; dann sind auch die Blumen grösser, himmelblau und an der Spitze mehr oder minder purpurroth. 141) *Lachenalia fragrans Jacq.* 142) *Lachenalia latifolia Tratt.* (*L. fragrans Andrew.*) Von der vorhergehenden *L. fragr. Jacq.* ist sie durch breitere stumpfe Blätter zu unterscheiden, die, wie der Schaft, nicht gefleckt sind. Ferner durch bauchige Kronen und durch doppelte Antheren. 143) *Lachenalia purpurea Jacq.* 144) *Lachenalia pusila Jacq.* 145) *Lachenalia rubida Jacq.* 146) *Lachenalia tigrina Jacq.* In den *Spec. pl. edit. Willd.* ist diese Pflanze als eine Varietät von *L. rubida* aufgeführt, aber sie unterscheidet sich durch grössere, an der Basis umfassende Blätter, die, wie der Schaft und die Blumen, zierlich gefleckt sind, durch einen kürzeren Schaft und durch grössere cylindrische Blumen, in eine reiche Endtraube gesammelt. Auch *Persoon* hat sie mit Recht als eine wirkliche Art aufgenommen. Übrigens ist es eine beliebte Zierpflanze, die zu einer der schönsten Arten ihrer Gattung sich erhebt. 147) *Lachenalia punctata Jacq.* 148) *Lachenalia tricolor Jacq. fil.* (*Phormium Aloidis Linn. Suppl.*) 149) *Lachenalia luteola Jacq.* 150) *Lachenalia luteola var. pallida.* Die beiden letzteren, welche durch die Gestalt ihrer glatten, nicht gefleckten Blätter und durch die Färbung ihrer Blumen sich auszeichnen, haben ältere Botaniker, z. B. *Willdenow* u. A., als Varietäten zur *L. tricolor* gezogen.

Dch.

ÖKONOMIE.

HANNOVER, in der Hahn'schen Buchhandlung: *Handbuch der Garten-Baukunst, enthält einen vollständigen Kalender über den Obst- und Küchen-Garten, nebst einer Anweisung zur Kenntniss und vortheilhaften Benutzung der Früchte.* Aus der neuen Auflage des Verwalters mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben von *J. C. Wendland*, königl. Gartenmeister zu Herrenhausen. 1813. VI u. 202 S. 8. (12 gr.)

Die Lehre von der zahmen Baumzucht, welche Hr. *W.* in zwey Capiteln vorträgt, macht den grössern und besseren Theil dieses Handbuches aus. Das erste Capitel lehrt eine zweckmässige Anlegung und Zubereitung der Baumschulen, die Cultur, Veredelung und Wartung der Obststämme, und giebt Unterweisung von der Entwickelung des Saamens bis zur Ausbildung der Blüthen und Früchte. Sodann redet der Vf. von der günstigen Lage und Beschaffenheit des Bodens eines dem Obstbaue gewidmeten Gartens. Gegenstände, die unleugbar jedem Obstpflanzer von grösster Wichtigkeit sind, und unseres Erachtens die Gärtner und Pomologen, welche die Schriften der Hn. *Diel* und *Christ* nicht besitzen, belehrend ansprechen werden. S. 4 wird bemerkt, dass es besser sey, die Obstsaamen in Reihen auszusäen, als dieselben nach Anleitung älterer Gartenbücher über die Beete auszustreuen, wie man bey den Aussaaten der Kohlsaamen u. s. w. zu thun pflegt; die jungen, aus den Saamen hervorkeimenden Pflanzen lassen sich bequemer behandeln und zur Veredelung vorbereiten, wenn die Sorten in Reihen beysammen stehen. Wenn aber der Vf. hinzufügt, dass die Furchen auf dem dazu bestimmten Beete, in welche die Saamen zu liegen kommen, drey Zoll tief seyn sollen: so ist diese Regel offenbar falsch, besonders bey Aussaaten der Steinfrüchte, als Kirschen, Pflaumen, Zwetschen u. a.; die letzteren keimen früher, wenn sie nur ganz flach oder gar nicht mit Erde bedeckt werden. Rec. lässt daher die Zwetschensteine entweder auf Grasboden ausstreuen, und

gar nicht bedecken, oder sie werden auf einem Gartenbeete ausgebreitet, mit einer Schaufel auf die Erde gedrückt, und in erfoderlichen Fällen (wenn die Aussaat im Herbste geschieht) mit Flachsschäben (Brechanchen) nur flach bedeckt. Diese Methode entspricht dem Zweck der Aussaat vollkommen, und zwar aus folgendem, leicht zu begreifendem Grunde: Die Zwetschensteine haben bekanntlich eine starke und feste Nath, die nur dann leichter sich öffnet, wenn die untere, auf der Erde liegende Fläche der Schale durch die ununterbrochene Feuchtigkeit der Erde gleichsam anschwillt und sich ausdehnt; die Oberfläche hingegen macht Sonne, Luft und Regen mürbe. Unter solchen Umständen trennen sich beide Theile der Steinfrucht, wodurch die Entwickelung des Keimes ungemein begünstiget und befördert wird. S. 16, wo von dem Veredeln der Wildlinge und von der Auswahl der zum Oculiren tauglichen Reiser die Rede ist, heisst es: „Edelreiser von kranken Bäumen können wohl nicht anders als nach einigen Jahren die Eigenschaft des Mutterstammes annehmen.“ Welche Äusserung! Ein zum Oculiren bestimmtes Auge, von dem Zweige eines kranken Baumes entwunden, das schon krank und kraftlos ist, wird schwerlich anwachsen und gedeihen, also weder in den ersten noch folgenden Jahren die Eigenschaft (Krankheit?) des Mutterstammes annehmen. Wir könnten noch mehrere Belege beybringen, dass Hr. *W.* die Natur und Vegetationskraft des Baumes nicht genau kennt, und manche Vorschriftsregeln nicht hinreichend aufgeklärt hat. Auch im zweyten Capitel, in welchem die Obstsorten nach der Gestalt, Beschaffenheit und den mehr oder minder saftreichen Eigenschaften ihrer Früchte unterschieden, und die vortheilhaften Benutzungen derselben angegeben werden, finden sich einige Verstösse gegen die botanische Kunstsprache. Z. B. S. 49 beschreibt der Vf. die sauere Einmache- und Back-Kirsche; er sagt daselbst, dass die kugelrunde Frucht oft mit einer Grube versehen sey, in welcher der Stengel (*pistil*) (?) zur Blühzeit seinen Sitz gehabt habe. Es soll wahrscheinlich Stempel (*Pistillum*) heissen. Dann ist aber auch dieser Ausdruck unrichtig: denn der Stempel macht den weiblichen Theil der Blume aus, und besteht aus der Narbe, dem Griffel und dem Fruchtknoten, der zur Frucht sich ausbildet. Dem zufolge hat in der kleinen Grube auf der Kirschfrucht bloss der Griffel (*Stilus*) seinen Sitz gehabt.

Der Inhalt des beygefügten Küchengarten-Kalenders verbreitet sich über die, in jedem Monate des Jahres vorkommenden Verrichtungen in Küchengärten, und die im Anhange aufgestellten Regeln dienen zur anschaulichen Kenntniss und zweckmässigen Behandlung der Gemüsepflanzen.

— G —.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *St. Gallen*, gedr. b. Zollikofer und Züblin, in Commission bey allen Buchhandlungen der Schweiz: *Anleitung, den Hanf und Flachs auf das vortheilhafteste zu pflanzen, einzusammeln, und binnen zwey Stunden so zu rösten, dass die bisherigen Unbequemlichkeiten ausgewichen (wegfallen), und die Qualität und Menge derselben mit mehrerer Ökonomie befördert werden kann.* Nebst einer Anzeige (?) über höhere Verfeinerung dieser Urstoffe und Baumwollisirung des Kuders (?). 1812. 48 S. 8. (9 gr.)

Bey dem Verfall aller Gewerbe in den deutschen Ländern ruft der unbekannte Vf. seine Landsleute, die Schweizer, auf, und ermuntert sie durch den, dem Boden der Schweiz sehr angemessenen, Hanf- und Flachs-Bau zur Industrie, um die rohen Stoffe für diejenigen Fabrikate daraus sich selbst zu erzeugen, mit welchen sie in Ermangelung derselben ihren Bedürfnissen zufolge sich vom Auslande abhängig machen, und einer immer grösseren Verarmung aussetzen würden. Vieljährige Liebhaberey, häufig angestellte Versuche, und von anderen Freunden erhaltene Winke haben ihn, nach S. 6 des Vorberichts, in den Stand gesetzt, eine wichtige Methode angeben zu können, deren allgemeine Einführung sehr gemeinnützig werden könnte. Die vorliegende Schrift, hofft er, werde dem Titel entsprechen, und sey möglichst kurz zusammen gezogen, um auch dem gemeinen Manne eine Vorschrift in die Hände zu liefern, die er in Hinsicht des niederen Preises kaufen und benutzen könne.

Wir finden diese Schrift in jeder Rücksicht lehrreich, und es ist leicht zu erkennen, dass sie das Resultat reifer Erfahrung ist. Wir würden sie unbedingt empfehlen, wenn wir nicht wegen der neuen Methode, den Hanf zu rösten, eine Bemerkung dem Leser vorzulegen hätten, die der Vf. selbst S. 22 hinzugefügt hat, wo er sagt: „Da alle Versuche bisher nur im Kleinen gemacht wurden: so kann hier keine Behauptung Statt finden, dass alles so und in dieser Proportion müsse zugethan, behandelt oder befolgt werden; diese Sache ist erst im Entstehen, und bietet anderen Freunden der Vervollkommnung noch ein grosses Feld von Proben und Erfahrungen dar, die, in öffentlichen Blättern bekannt gemacht, vielen Nutzen stiften könnten.“ Die neue Methode, den Hanf und Flachs zu rösten, besteht aber in einer kochenden Seifenlauge, zu welcher Schmierseife oder sogenannte grüne Seife genommen wird. Der Gebrauch der Seifenlauge ist zwar nicht neu: denn die Herren Prof. *Halle* und *Parrot* haben sie schon zum Rösten empfohlen, *Breitenbach* röstete den Flachs in lauem und hernach heisserem Wasser. So gut auch die Röstung war, so konnte doch im Grossen, weil es zu umständlich war, kein Gebrauch davon gemacht werden. Unser Vf. hingegen giebt an, dass täglich 320 Pfund geröstet werden könnten, und man $\frac{1}{12}$ theil Hanf mehr erhielte. Wenn man daher die Vortheile der neuen Methode mit der grossen Beschwerlichkeit der alten, die dadurch gehoben würde, in Betrachtung ziehen wollte, von welcher der Vf. S. 24 sagt, dass während der Zeit des Röstens alle Wasser und die Luft an denjenigen Orten so verpestet würden, dass die Fische abstünden oder vor dem Gestank flöhen, und Menschen und Vieh an Krankheiten litten, die oft bösartig würden, oder als ein langweiliges Gift nagten: so dünkt uns, dass diess schon Bewegungsgründe seyn dürften, durch weitere Versuche mit dieser Methode ganz aufs Reine zu kommen.

Anzeigen von Verfeinerung der Stoffe, wie es der Vf. auf dem Titelblatte genannt hat, sind es nicht, sondern wirkliche Belehrungen für den Fabrikanten, welchen vor allen dieses Buch sehr nützlich ist. Man stösst nur zuweilen auf Provincialismen, als S. 12 *Dachkännel*, S. 25 *Kuder* und einige Worte aus fremder Sprache, als S. V *Renomée*, S. 29 *Façon*. Nichts scheint aber den Schweizern schwerer zu fallen, als wenn sie die Worte *Verlurst* in *Verlust* und *weiters* in *weiter* verwandeln sollen.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache.* Zum Gebrauche für die oberen Classen der Gymnasien und Lyceen verfasst von Dr. *G. Reinbeck*, königl. wirtemb. Hofrathe u. ordentl. Prof. der deutschen Sprache, Literatur u. Ästhetik an dem Gymnasium zu Stuttgardt. I Bandes erste Abtheilung, enthaltend: *Die reine allgemeine Sprachlehre.* 1813. 128 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. hat sich bereits durch eine Grammatik der deutschen Sprache so sehr als tiefen Kenner gezeigt, dass man berechtigt ist, von dieser neuen Arbeit desselben etwas Vorzügliches zu erwarten. Auch wird die Erwartung schon dadurch gespannt, dass dem Buche ein höheres Ziel vorgesteckt ist. Es soll hier nicht die Grammatik der deutschen Sprache, sondern die Sprache überhaupt in ihren Gesetzen und Regeln dargestellt werden; man hat also mehr ein Werk des Geistes, als der Form zu erwarten.

Diese erste Abtheilung des ersten Bandes enthält die reine allgemeine Sprachlehre, die zweyte soll die angewandte allgemeine Sprachlehre, und der zweyte Band in zwey Abtheilungen die Rhetorik und die Poetik in ihrem Zusammenhange mit der Ästhetik behandeln. Da der Vf. durch seine Lehrbücher auch auf anderen Schulen den Sprachunterricht zu leiten wünscht: so muss bemerkt werden, dass auf dem stuttgardter Obergymnasium, an welchem er den Unterricht in der deutschen Sprache ertheilt, noch vor den in diesen Lehrbüchern verzeichneten Gegenständen das System der deutschen Sprache nach des Vfs. Grammatik vorgetragen wird; wer demnach seinen Plan ganz befolgen will, wird den angekündigten Lehrbüchern auch die genannte Grammatik hinzufügen müssen.

Über den Unterschied der *reinen* und der *angewandten* allgemeinen Sprachlehre äussert sich der Vf. so: *Die reine allgemeine Sprachlehre* betrachtet die Sprache als Bezeichnungs- und Darstellungs-Mittel der menschlichen Vorstellungen durch articulirte Laute überhaupt, und zwar bloss als Verständigungsmittel, und entwickelt die Grundsätze der Sprache als solcher (die jeder besonderen Sprache zum Grunde liegen müssen) aus der Idee der Sprache; die *angewandte allgemeine Sprachlehre* betrachtet die Sprache überhaupt in ihrer speciellen Anwendunn auf Darstellung der Einbildungskraft und auf Darstellung des Verstandes, und entwickelt daraus für jede Darstellung die Formen, welche in der Sprache als solche nothwendig vorhanden seyn müssen. — Wir überlassen es dem Leser, nach dieser Erklärung die Scheidungslinien zwischen der *reinen* und der *angewandten* Sprachlehre zu ziehen, und wollen bey der zweyten Abtheilung über die Haltung der Scheidungslinien unser Urtheil fällen. Dass sich die Sprache *rein*, nach den blossen Denkgesetzen des menschlichen Geistes, auffassen lasse, und aufgefasst werden müsse, liegt am Tage; ob sich aber diese Reinheit bis zum Ausschliessen der Einbildungskraft und des Verstandes steigern lasse, und ob die Sprachlehre durch Anwendung auf Darstellung dieser beiden Seelenkräfte eine angewandte werde, darüber wollen wir uns noch nicht erklären, jedoch vorläufig bemerken, dass uns die hohe Reinheit mehr den wirklichen Sprachen abgelesen, als unabhängig von denselben, nach gewissen selbstständigen Gesetzen erzeugt zu seyn scheine. Eine reine allgemeine Sprachlehre tritt am besten, ihrer Firma gemäss, *rein* auf; laut ihres Namens muss ihren Lehren Nothwendigkeit beywohnen; die Nothwendigkeit beurkundet sich am besten durch sich selbst; die Versinnlichung durch eine wirkliche Sprache schiebt nur zu leicht aus dieser unreine Parthieen in jene hinein. Und sollte dem Vf. dieses nicht schon begegnet seyn? Wie kann in einer reinen allgemeinen Sprachlehre die Rede von einem Artikel seyn, da dieser Redetheil so zufällig ist, dass viele wirkliche Sprachen ihn ganz gemächlich entbehren? Doch wir gehen zur näheren Anzeige und Beurtheilung dieser ersten Abtheilung über.

In der *Einleitung* wird unter den mancherley Vermögen, mit welchen der Mensch ausgerüstet ist, die Sprache als ein mit seiner sinnlich-geistigen Natur auf das innigste Zusammenhangendes dargestellt, und dann eine dreyfache Bedeutung des Worts *Sprache* angegeben: 1) Fähigkeit u. s. w.; 2) das Product dieser Fähigkeit; 3) metaphorisch, Thiersprache, Geberdensprache u. s. w. Wie kömmt bey einer Darstellung der menschlichen Sprache im engsten Sinne die Thiersprache, die Geberdensprache u. s. w. mit in Berührung? Und sollten diese, der Vollständigkeit wegen, mit aufgeführt werden: stehen dann die drey Bedeutungen nicht, als subjectiv und objectiv, in zwey Classen? Die dritte Bedeutung steht, als subjectiv, mit der ersten in Einer Classe, wogegen die zweyte, als objectiv, eine eigene Classe bildet. Da ferner der Vf. in einer reinen Sprachlehre nur den

objectiven Begriff der Sprache behandelt: so hätte es wohl genügt, diesen bestimmt anzugeben. Überdiess scheint uns die Sprache nicht cirkellos erklärt zu seyn durch die Fähigkeit zu sprechen. Auch fragt sich noch, ob die Sprache überhaupt eine *Fähigkeit* genannt werden könne: denn die Fähigkeit zu einer Sache ist ja nicht die Sache selbst. §. 3 heisst es: Aus dem Gebrauche des Wortes *Sprache* in der uneigentlichen Bedeutung erhellt, dass man das Charakteristische desselben in die *Darstellung* setzt: denn der Begriff *Darstellung* liegt jeder einzelnen Anwendung des Wortes zum Grunde. Dieser §. enthält viel Dunkeles. Erstlich sieht man nicht, wie aus dem Gebrauche des Wortes *Sprache* in der uneigentlichen Bedeutung der Begriff *Darstellung* erhellen solle; auch nicht, warum der Begriff *Darstellung* gerade in der uneigentlichen Bedeutung des Wortes *Sprache* aufgesucht wird, wenn der Begriff *Darstellung* jeder Anwendung des Wortes zum Grunde liegt. Nach §. 5 ist die Sprache: *Darstellung menschlicher Vorstellungen.* Da §. 2 der Sprache eine dreyfache Bedeutung beygelegt worden ist: so fragt man billig, in welcher von jenen drey Bedeutungen die Sprache hier nun weiter als eine Darstellung menschlicher Vorstellungen erklärt wird. Die Behauptung, *Darstellen* heisse: *Etwas Inneres zu einem Äussern machen,* ist willkührlich; denn warum sollte sich ein Äusseres als solches nicht *darstellen* lassen? Nach dem folgenden §. ist die Sprache ferner *Darstellung menschlicher Vorstellungen durch articulirte Laute,* welche Laute *Sprach*zeichen genannt werden. Diese Erklärung stimmt nicht mehr mit der obigen, nach welcher die Sprache keine Darstellung, sondern nur ein Vermögen war. Wenn ein Begriff durch neue Merkmale auch verengt wird: so darf er doch nicht in seinem Wesen verändert werden. Auch ist es eine auffallende Einseitigkeit, dass der Vf. die Sprache nur aufführt als eine Darstellung durch Laute, da sie ja nicht bloss für das Gehör, sondern auch für das Gesicht darstellt. Wenn die Laute *Sprachzeichen* genannt werden: so darf wenigstens die *Sprache* nicht als das *Bezeichnete* genommen werden: denn die Laute sind nicht die Zeichen für die Sprache als ihr Bezeichnetes, sondern für die Vorstellungen.

Die allgemeine Sprachlehre entwickelt nach dem Vf.: 1) Was ist Sprache, und wie ist sie möglich? (Wortbildung, Etymologie.) 2) Wie mancherley Arten sind die menschlichen Vorstellungen, und wie viel wesentliche Theile hat daher die Sprache? (Entwickelung der Redetheile.) 3) Wie verhalten sich diese Vorstellungen zu einander, in welches Verhältniss können sie mit einander treten, und wie kann diese die Sprache bezeichnen? (Flexions- und Rections-Lehre und Bildung des Satzes, Syntax.) Auf dieses Schema, nach welchem die reine allgemeine Sprachlehre ihre Untersuchungen anstellt, folgt ein anderes für die besondere Sprachlehre, und dann fährt der Vf. §. 18 fort: Bis jetzt ist die Sprache noch bloss als Mittel der Verständigung betrachtet; sie lässt sich aber auch anwenden auf Darstellung der Einbildungskraft, und auf Darstellung des Verstandes (nach den beiden Erkenntnissvermögen), und dann entstehen die Fragen: 1) Wie verhält sie sich als *Organ der Einbildungskraft?* 2) Wie als *Organ des Verstandes?* 3) Wie als *tönender Körper* an sich? Bey diesen Abtheilungen und Zerfällungen des Gegenstandes lässt sich die Frage kaum zurückweisen, wie man die Sprache, mit Ausschluss der Einbildungskraft und des Verstandes, als Mittel der Verständigung betrachten könne. Es scheint uns, als habe sich der Vf. zu ängstlich an die neueren Logiken gehalten, welche in der reinen allgemeinen Logik die allgemeinen und nothwendigen Regeln des Denkens überhaupt vortragen, und in der angewandten diese Regeln auf das eingeschränkte menschliche Denken anwenden. Nicht Alles, was in der Logik anwendbar ist, ist auch in der Sprachlehre anwendbar. Da die Sprache nur als Mittel der Darstellung der Vorstellungen des menschlichen Geistes erscheinen kann: so kann sie nicht über den menschlichen Geist hinaus gesteigert, und als ein Ideengebilde ohne Substrat dargestellt werden. Durch Trennung der menschlichen Geistesvermögen die Sprachlehre in zwey Theile zerlegen, und so eine *reine*, und eine *angewandte* Sprachlehre (letztere auch bloss auf den menschlichen Geist im Allgemeinen bezogen) schaffen, scheint uns mehr willkührlich, als in dem Wesen der Sache begründet zu seyn. Doch es wird sich hierüber erst beym Fortgange des Werks bestimmter urtheilen lassen. Wir verfolgen jetzt die *reine allgemeine Sprachlehre.*

1 Cap. *Was ist Sprache, und wie ist sie möglich?* Der Vf. holt etwas weit aus, zeigt erst, dass die Sprache ein Kind des Bedürfnisses sey (wozu diess?), giebt dann die verschiedenen Arten der Mittheilung an, durch *Nachbildung*, durch *Zeichnen*, durch *Zeichen* (von diesen Mittheilungsarten kömmt in den obigen Bestimmungen des Begriffs der Sprache nichts vor), bleibt dann bey den Zeichen stehen, und zerfällt diese in Gesichtszeichen und in Gehörzeichen. Bey den Gesichtszeichen räth man auf Schrift: allein diese wird mit Stillschweigen übergangen, und nur der Geberde gedacht; erst später wird den willkührlichen *sichtbaren* Zeichen auch das Schriftzeichen, wie Mitläufer, angehängt. Die *willkührlichen* Zeichen werden für bestimmter erklärt, als die *natürlichen*; es ist schwer, den Grund dieser Behauptung einzusehen. Das natürliche Zeichen drückt sein Bezeichnetes entweder ganz, oder theilweise aus: im *ersten* Falle ist es, als voller Ausdruck seines Substrats, ganz bestimmt; im zweyten ist nicht abzusehen, warum es weniger bestimmt seyn sollte, als das völlig willkührliche Zeichen, da es in seiner Ausdruckslosigkeit das Willkührliche mit diesem gemein hat, und in seinem theilweisen Ausdruck wenigstens einen Theil des Substrats nachbildet. Nehmen wir die nachahmenden Gehörzeichen *blöken, rieseln, summen* u. s. w.: warum sollten diese weniger bestimmt seyn, als die ganz willkührlichen Zeichen *gehen, laufen, reiten?* Wenn, gleichsam als Beweis der Behauptung,

hinzugesetzt wird, dass die Einbildungskraft immer nur durch Anschauung thätig sey, und dem Verstande immer ein Mannichfaltiges gebe, das Gedächtniss aber blosse Erinnerungskraft sey, und dem Verstande nur ein Einzelnes gebe: so sehen wir erstlich die Beweiskraft dieses Satzes nicht ein, und zweytens begreifen wir nicht, wie behauptet werden mag, dass die Erinnerungskraft dem Verstande nur Einzelnes, und kein Mannichfaltiges gebe.

Die Frage: *Wie ist die Sprache möglich?* lässt eine tiefeindringende Untersuchung erwarten; der Vf. löst sie auf folgende Art: Der Mensch ahmt das Sichtbare und Hörbare für den Gesichts- und Gehörs-Sinn nach, und steigert diese Nachahmung bis in das Unsinnliche hinein durch Befolgung der Gesetze der feinsten Ähnlichkeit; durch Verfolgung dieser Nachahmung und Vorschreiten der Cultur gehen die natürlichen Zeichen immer mehr ins Willkührliche über, und auf diesem Wege kommen wir endlich dahin, wo die sprechenden Menschen in der Wirklichkeit stehen. Man wird gegen die Richtigkeit dieses Bildungsganges nichts erinnern können, nur wird durch diesen nachgewiesenen Gang die aufgeworfene Frage nicht gelöst. Zur Lösung hätte gehört: 1) Nachweisung der Möglichkeit, Laute hervorzubringen; 2) Nachweisung der Möglichkeit, diese Laute auf Vorstellungen zu beziehen; 3) Nachweisung der Möglichkeit, diese Laute nicht bloss auf Vorstellungen zu beziehen, sondern auch mit denselben bleibend zu verknüpfen. Eine Nachweisung dessen, was geschieht, beweist wohl die Wirklichkeit, erklärt aber noch nicht die Möglichkeit einer Erscheinung. Ob sich die Möglichkeit der Sprache erklären lasse, stellen wir dahin; es war genug, nur eine Nachweisung, nach welchem Gange sich die Sprache gebildet habe, zu versprechen, sich auf die Wirklichkeit zu beschränken, und die Möglichkeit, als vielleicht unergründlich, unberührt zu lassen.

2 Capitel. *Sprache als Darstellung menschlicher Vorstellungen.* Der *Begriff* wird von der *Vorstellung* so unterschieden, dass bey jenem der Verstand das Mannichfaltige, welches ihm die Sinnlichkeit darbietet, *mit Bewusstseyn*, bey dieser *ohne Bewusstseyn* zur Einheit verbinde. Also Vorstellung ohne Bewusstseyn? *Vorstellung* ist entweder ein Gemeinname für *Anschauung* und *Begriff*, in welchem Falle denn der Begriff auch auf Individuen bezogen werden muss, weil uns sonst für Individuen, die nicht durch Anschauen, sondern auf historischem Wege zu unserer Kenntniss kommen, die Benennung fehlte, oder die Vorstellung ist, coordinirt mit Anschauung, den historischen Kenntnissen von Individuen zugewiesen. So hätten wir von *Cicero* keinen *Begriff* (nach den Schulen, die keine Individualbegriffe gelten lassen), auch keine *Anschauung*, sondern eine *Vorstellung*. Nach vorausgeschickter Erklärung der Wörter, *Anschauung*, *Vorstellung*, *Begriff*, behauptet nun der Vf., dass Anschauungen sich nicht darstellen lassen, weil, was die Sprache darstellen solle, mit Bewusstseyn zur Einheit verknüpft seyn müsse. Die Behauptung zerfällt in sich selbst. Die Deduction der Redetheile dürfte auch nicht allgemeinen Beyfall finden. Der Vf. sagt: wäre die Sprache bloss ein Product des reinen Denkvermögens: so dürfte man nur dieses erforschen, um zur Bestimmung der Darstellung zu gelangen. Allein die Sprache ist ein Kind des Bedürfnisses, das sich unter dem Einflusse der Willkühr und der Sinnlichkeit bildete (was braucht sich die reine allgemeine Sprachlehre hierum zu bekümmern? und wo bleibt ihre Reinheit, wann sie es thut?) — Um die Sprachformen aufzufinden, wird es also, da die Sprache von der Sinnlichkeit ausgeht, und zunächst strebt, die Gegenstände der Sinne zu bezeichnen, nothwendig seyn, zu untersuchen, wie das Erkenntnissvermögen sich zu den Gegenständen der Sinne verhalte, um sie zu begreifen, und sich daraus die in der Sprache darzustellenden Begriffe zu entwickeln. Daraus entstehen *Wortarten*, — man nennt diese Wortarten *Redetheile*. Woraus denn? aus der Schöpfung der Sprache durch Willkühr und Sinnlichkeit? Allein sollte es denn keine Redetheile geben, selbst wenn die Sprache bloss ein Product des reinen Denkvermögens wäre? — Die Redetheile selbst sind gut dargestellt; nur der Begriff eines Redetheils ist nicht deutlich ausgesprochen worden. Auch sieht man, dass der reinen Sprachlehre die unreine in Aufstellung der Redetheile hülfreiche Hand gereicht habe. Überhaupt ist das *Seynmüssen* zu sichtlich aus dem *dermaligen Seyn* abgeleitet worden. — Dass auch bey den Verben, wie bey den Adjectiven, ein *Grad* Statt finden soll, ist auffallend; wie sollte die Copula als solche gesteigert werden können? Nicht die Copula, also nicht das Verbum, sondern das mit der Copula körperlich verbundene Adjectiv ist eines Grades empfänglich.

§. 69 ff. werden die vier Kategorieen aus der Logik aufgeführt; der Gewinn, den die Sprache aus Herüberziehung dieses Capitels der Logik enthält, springt nicht sehr in die Augen. Obgleich der Vf. sich auf die Logiker, aus denen er entlehnte, berufen mag: so erlauben wir uns doch zu der Kategorie der Modalität eine Bemerkung. Er sagt mit den Logikern (*Kiesewetter* u. s. w.): Problematisches Urtheil: *Die Seele des Menschen mag unsterblich seyn; möglich.* Assertorisches Urtheil: *Die Seele des Menschen ist unsterblich; wirklich.* — Apodiktisches Urtheil: *Die Seele des Menschen muss unsterblich seyn; nothwendig* —. Es ist unbegreiflich, wie die Logiker, und unser Vf. mit ihnen, die Modalität der Urtheile so ganz haben missverstehen können. Kein Logiker leugnet, dass es bey den Urtheilen, um denselben eine Classe anzuweisen, auf die Form, nicht auf die Materie, ankomme, zumal in der reinen Logik, wie in der reinen Sprachlehre. In der Form, d. i. in der Art der Verbindung des Subjects mit dem Prädicate, stimmen nun alle angeführten Urtheile überein;

follte das *kann, ist* und *muss* einen Unterschied der Modalität begründen: so liesse sich leicht die Dreyzahl der Modalität noch vermehren. *Der Mensch mag unsterblich seyn,* ist so gut ein assertorisches Urtheil, als: *Der Mensch ist unsterblich:* denn dort ist die Verbindungsform, wie hier. Wie die Modalität in der Conjugation ausgedrückt ist, nur so darf sie auch in der Logik ausgedrückt werden; also: Die Seele des Menschen ist unsterblich (assertorisch); *Wäre* die Seele des Menschen unsterblich, so u. s. w. (problematisch); Sey tugendhaft, o Mensch! (apodiktisch). Nicht in den Wörtern „*können, mögen, sollen, seyn,*" liegt die Modalität des Satzes, sondern in der Art und Weise, auf welche die Copula, mit welchem Adjectivbegriffe immerhin verbunden, sich ausspricht, ob als bestimmt beylegend, „*Du hörst,*" oder als möglich beylegend, „*Wenn du hörst,*" oder als nothwendig beylegend, „*Höre!*" §§. 81, 82 scheinen einen Grund angeben zu wollen, warum die Nebenbedeutungen der Begriffe an den Wurzelwörtern bald *vorn,* bald *hinten* bezeichnet werden; allein es wird nur das Eine, wie das Andere, für schicklich erklärt, weil es einmal so ist. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob sich überall ein Grund angeben lasse; in vielen Fällen hat der Zeitbegriff eingewirkt, und in den *temporibus praeter.* der Verbe z. B. das Augment *vorgesetzt,* hingegen die *fut.* am Ende verlängert.

3 Cap. *Sprache als Darstellung der Begriffe.* Ein schön bearbeiteter Abschnitt, welcher den Leser mit hohem Interesse ergreifen wird! Wir wollen auch diesen, wo unsere Ansichten abweichen, mit einigen Bemerkungen begleiten. Dass ursprünglich alle Gemeinnamen (*nomina appellativa*) Eigennamen (*nomina propria*) gewesen seyen, lässt sich annehmen, wenn man die ersten Anschauungen auf einzelne Exemplare beschränkt: allein nothwendig ist dieses nicht; es lässt sich eben so gut denken, dass das Substrat der ersten Anschauungen eine Mehrheit von Exemplaren gewesen sey, dass der erste Mensch nicht einen einzelnen Baum, sondern einen Wald, also eine Mehrheit von Bäumen, nicht ein einzelnes Pferd, sondern eine Heerde von Pferden angeschauet und benannt habe, und, dieses vorausgesetzt, wäre die Sprache doch von Appellativen, wenigstens nicht *nothwendig,* wie der Vf. will, von Eigennamen ausgegangen. Auffallend ist es, dass auch der denkende Vf. die Behauptung nachspricht, *der Eigenname habe eigentlich keine Mehrzahl,* da doch, umgekehrt, das Appellativ erst dadurch des Plurals fähig wird, dass es sein Wesen als Appellativ ablegt, und in die Sphäre des Eigennamens zurücktritt: denn das Appellativ umfasst ja schon in der Einzahl das Ganze, wie ist da noch an Mehrzahl zu denken? Die *nomina appellativa* und *abstracta* sollte man in ihrer Genesis noch genauer unterscheiden; beide entstehen durch Abstraction, warum nun bloss die Eine Classe mit dem Namen abstract belegen? Die *Appellativa* entstehen, indem man absondert, was in den zu schaffenden Begriff nicht aufgenommen werden soll; die *Abstracta,* indem man aus dem Mannichfaltigen diejenigen Merkmale zusammennimmt, oder abzieht, die den neuen Begriff bilden sollen. *Appellativa* müssen daher im Deutschen *abgesonderte, abstracta* dagegen *abgezogene* Begriffe genannt werden, und *Adelung,* der *abziehen* in diesem Sinne ausmärzen wollte, ist hienach zu verbessern. Warum das Abstractum *Muth* nicht in das Verhältniss der Art zur Gattung treten könne, so gut als *Schönheit, Tugend,* ist nicht einleuchtend genug dargestellt worden. Unter das *Appellativum* setzt der Vf. auch als coordinirte Glieder desselben das *Collectivum,* das *Materiale* und die Zeitnamen, *Jahr, Tag, Monat.* Allein es scheint uns, als sey das *Collectivum* und das *Materiale* so wesentlich vom *Apellativo* geschieden, als das *Abstractum.* Bey der Bildung des *Collectivi* findet weder *Absondern,* noch *Abziehen* Statt; es wird auf ganz eigenthümliche Art, durch Aggregation, oder Zusammenstellung eines willkührlichen Mannichfaltigen, gebildet, und muss daher als eigene Classe aufgeführt werden. Das *Appellativum* findet in jedem einzelnen Theile seines Umfangs ein Substrat seiner Veranschaulichung; der Begriff des *Collectivi* ist der Veranschaulichung ganz unempfänglich. — Die Zeitnamen erinnern wir uns nicht in einer Grammatik als eigene Classe aufgeführt gefunden zu haben; ihrem Wesen nach gehören sie nicht zu den Appellativen, sondern zu den Collectiven: denn sie entstehen nicht durch *Absondern,* sondern durch *Zusammenstellen.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der maurerschen Buchhandlung: *Anfangsgründe der Geometrie,* Als Anleitung zu einem gründlichen Studium der Mathematik bearbeitet von *U. G. Zimmermann.* Zweyte Auflage. Mit 8 Kupfertafeln. 1813. XXIV u. 242 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Leipzig, b. Barth: *Vorübungen zu schriftlichen Aufsätzen und Aufgaben zu Stilübungen in fortschreitender Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren, auf Vorlegeblättern zum Schul- und Privat-Gebrauche, nebst einem Hand- und Hülfs-Buche für Lehrer und Ältern, welches die Auflösung der auf den Vorübungs-Vorlegeblättern befindlichen Aufgaben und Materialien zur Bearbeitung derselben enthält.* Von J. Chr. F. Baumgarten. Dritte, aufs Neue vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1814. 32½ Bogen 4. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. die Rec. Ergänz. Blätter Jahrg. 1813. No. 19.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Handbuch der Sprachwissenschaft, mit besonderer Hinsicht auf die deutsche Sprache*, von Dr. G. Reinbeck.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In Ansehung der Quantität der Substantive wird bemerkt, dass die Substanz in Einem, oder in mehreren Exemplaren erscheinen, das Substantiv daher bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl stehen könne; es wird dabey gesagt, dass einige Sprachen auch den *Dual* haben. In einer reinen Sprachlehre hätte die Sache nicht nach den wirklichen Sprachen, sondern nach den obigen Kategorieen behandelt werden sollen. Nach der reinen Sprachlehre müsste das Substantiv haben eine *Einzahl*, eine *Mehrzahl* und eine *Allzahl*; besser hätten auch die vorhandenen Sprachen diese Dreyzahl gebildet, als einen Singular, einen Dual und einen Plural, gleichsam als sey der Dual keine Mehrzahl, und liege nicht als Theil unter dem Plural als seinem Ganzen. — Der Beweis, dass die deutsche Sprache des Artikels um so weniger habe entbehren können, da in der Form ihrer Substantive die Selbstständigkeit nicht immer bezeichnet werde, und besonders da sie jede Wortart als Substantiv aufstellen könne, ohne weitere Veränderung der Form, z. B. das Waschen, das A B C u. s. w., ist wenig treffend; was hier von der deutschen Sprache gesagt wird, möchte wohl ziemlich von jeder Sprache gelten. Die lateinische stellt ebenfalls alle Wortarten, ohne Veränderung der Form, als Substantive auf, und gleichwohl hat der Bildungsgang dieser Sprache den Artikel nicht für unentbehrlich erachtet. — Das Pronomen soll nur den Eigennamen vertreten: allein es tritt, die erste Person etwa ausgenommen, gewiss an die Stelle der Substantive aller Classen; auch ist die Behauptung nicht einleuchtend, dass *wir*, *ihr* eigentlich keine Mehrzahl von *ich* und *du*, sondern eine Verbindung des *ich* und *du* mit einem Zweyten oder mit Mehreren seyn solle. Kein Individuum wird in sich pluralisirt, sondern es müssen ein oder mehrere Individuen zusammengenommen werden; Cajus ist immer nur Ein Cajus, und das Substrat von *ich*, *du*, *er* ist in sich immer nur Eins; allein hier, wie dort, finden Zusammenstellungen Statt. Dass *wir*, *ihr* u. s. w. der Form nach nicht von *ich*, *du* u. s. w. gebildet sind, ist eben so zufällig und unwesentlich, als dass *Kaufmann* zu seinem Plural hat *Kaufleute*. Das Zahlwort wird zu einer eigenen Wortart erhoben; Adjectiv, sagt der Vf., ist es nicht: denn es ist kein empfundenes Merkmal der Substanz, sondern nur ein hinzugebrachtes; Adverb ist es nicht: denn es bestimmt die Substanz geradezu, und nicht das Accidenz. Hiemit scheint §. 131 zu streiten, in welchem es heisst: „Die allgemeinen Zahlwörter sind ihrer Natur nach *Adjective*, also auch der Declination, und einige selbst der Comparation fähig." Wir glauben nicht, dass sich das Numerale als besonderer Redetheil nachweisen lasse; es bildet die eine Classe des Adjectivs, welches in das Qualitäts- und Quantitäts-Adjectiv zerfällt. — Den Begriff des Adjectivs dehnt der Vf. mit Recht weiter aus, als *Adelung* und dessen Nachfolger, welche das Adjectiv im Satze, wo es hinter das Substantiv tritt, nicht für ein solches wollen gelten lassen. — Bey der Comparation wird dem Positive die Befugniss, der Vergleichung zu dienen, abgesprochen; allein er dient der Vergleichung eben so wesentlich, als der Comparativ und Superlativ: denn man vergleicht ja die Gegenstände nicht bloss in ihrer Verschiedenheit, sondern auch in ihrer Gleichheit und Ähnlichkeit mit einander; und für die letzte Art der Vergleichung ist der Positiv vorhanden.

Das 4 Cap. handelt *von der Sprache als Darstellung der Urtheile*. — Der Vf. tadelt, dass man den Conjunctionen die Kraft beylegt, zu regieren; das Regieren hange lediglich von der Ansicht des Urtheilenden ab. Um diesen Tadel zu würdigen, muss man sich über die Terminologie der Grammatik überhaupt verständigen. Die Wörter und Worte, gesprochen oder geschrieben, sind freylich nur Zeichen für ein Bezeichnetes; das Bezeichnete ist das Gedachte; das Zeichen ist für sich todt, und erhält nur dadurch Leben, dass mit ihm, nach einem Acte der Willkühr, das Gedachte verbunden wird. Nach dieser Verbindung sind beide, das Zeichen und das Bezeichnete, obgleich immer trennbar, zur Einheit verbunden, und nun möchte es wohl auf Eins hinauslaufen, ob man das Regieren dem Zeichen, oder dem Bezeichneten beylege. Die Sprache der Grammatik hat, und, wie es scheint, mit Recht (da die Grammatik die Lehre des Zeichens ist, so wie die Logik die Lehre des Bezeichneten), dem Zeichen die Rection beygelegt; so heisst es: dieses Verb (Zeichen) regiert den Accusativ u. s. w., und so wird man auch schulgerecht von Conjunctionen sagen müssen: *sie regieren diesen oder jenen Modus*; wofern sie Zeichen, oder Repräsentanten, für ein Bezeichnetes sind, welches einen bestimmten Modus als sein Gefolge erheischt.

Wir lassen es jetzt bey diesen Bemerkungen über Einzelheiten bewenden, und behalten uns vor, bey der zweyten Abtheilung auf die erste zurückzukommen, um dann über das Ganze ein begründetes Urtheil zu fällen, und die Arbeit des sprachgelehrten Vfs. nach Verdienst zu empfehlen.

ft.

SCHÖNE KÜNSTE.

KREUZNACH, gedr. b. Hensz: *Hildegarde, die Gemahlin Karls des Grossen.* Ein episches Gedicht in sechszehn Gesängen. 1810. I Band, 180 S. II Band. 196 S. III Band. 234 S. kl. 4. Eigenthum des Verfassers. (3 Rthlr.)

Es setzt uns in einiges Staunen, zu einer Zeit, da die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf Poesie eher ab- als zunimmt, und besonders ein Epos wenig Zuneigung findet, auf einmal Jemanden mit einem epischen Gedichte hervortreten zu sehen, das drey starke Bände füllt, und zusammen nicht weniger als 1780 gereimte Stanzen ausmacht. Dieses Werk der eigenen, stille gehegten Liebe und Lust — wie viel Mühe und Fleiss, wie viel Sinnen und Nachdenken, wie viel Zeit muss es nicht gekostet haben! Und wenn man noch dazu nimmt, wie aus dem Gedichte hin und wieder erhellet, dass ein wirklich poetischer Geist den Vf. belebt, und dass ein einfach edler Sinn sich zu offenbaren gestrebt hat: so kann man nicht genug bedauern, die volle Kraft, das Talent und den Geschmack zu vermissen, die zum Gelingen eines solchen Werkes erfodert werden. Wir sehen den Vf. noch überall im Kampf mit Reim, Vers und Sprache, und den Geschmack bey der Wahl der Wörter und bey der Ausbildung des Ganzen zum Einzelnen zu unwürdigen Ausdrücken sich verirren, die zwar einfach, aber nicht immer zugleich edel und schön sind. Wo es ihm gelingt, das helle Licht seiner Seele in der vollen Klarheit durchdringen zu lassen, da werden wir eine grossartige Gesinnung, eine gewisse Feinheit des Geistes und einen zarten Edelmuth des Herzens gewahr, der uns überrascht und erfreut. Leider muss man durch viele rohe Schichten von unverarbeitetem Stoff, der noch in der Prosa liegen blieb, sich mühsam zu solchen Stellen hindurcharbeiten. Auch der Plan des Ganzen, dessen Haupteintheilungen eben nicht zu verwerfen sind, ermüdet durch zu viele Episoden und Ausspinnung von entlegenen Einzelnheiten. Der Inhalt trifft ziemlich mit der Geschichte der Genofeva zusammen. Hildegarde, die Gemahlin Karls des Grossen, von seinem Bruder Taland, der sie vergebens zu verführen suchte, der Untreue beschuldigt, sieht sich genöthigt, in die Einöde zu entfliehen. Nachdem die Verfolger sie in einer Höhle entdeckt und aus Mitleid statt ihrer eine Hündin getödtet haben, deren Augen sie dem rachsüchtigen Taland überbringen, wandert sie, als ein Pilger gekleidet, nach Rom, wo sie die Hülfe des Papstes Hadrian ansicht, und die Liebe und das Zutrauen Karls wieder findet. Hier erst erzählt sie — uns dünkt, für den Leser etwas zu spät — die Nachstellungen, die ihr Taland gelegt hat. Die Schlusscene ist in der Kirche. Den Plan im Einzelnen durchzugehen, würde hier zu weitläuftig werden. Vorzüglich gut scheint uns die treue Anhänglichkeit der Kammerfrau geschildert, die ihrer Fürstin nachwandert. Zu den gelungenen Versen rechnen wir diesen:

Nicht lang' darauf ward Rose vorgeführet,
Im schwarzen Saale tönet nicht ein Laut:
Nur dann, wenn sich der Fuss in Ketten rühret,
Wenn eine Thrän', die ihr vom Aug' thaut,
Den Boden sucht, wenn sich ein Ach verlieret
Aus ihrer Brust, die hier erbangt und graut;
Da war das grause Schweigen unterbrochen,
Bis endlich langsam ernst Taland gesprochen.

Auch die Schilderung von Talands Festen und Nachstellungen enthält manche malerische Schönheit, z. B.

Bald stehen sechzig Kähne bunt gekleidet,
Lebend'ge Bäume drüber ausgespannt:
Ein Wald, wie nun die Wellen treiben, schreitet
Daher: voll Freude jauchzt das Uferland:
Indess die Luft mit tausend Stimmen streitet,
Entflattert dichtem Buschwerk linker Hand
Gevögel aller Art, sich scheu erhebend,
Hier einwärts, drunten ob den Häuptern schwebend.

In manchen Versen ist auch keine übel nachahmende Bezeichnung, wie: *Er klopft: sie schweigt: er klopft und klopfet wieder;* aber den meisten merkt man einen Zwang an, und der Reim schleppt manche steife Wendung mit sich, wie z. B.: *Hier will sich eine Thrän' im Auge runden.* Überdiess reimt der Vf. mit *am, für, dass, die, der, bis, und, ob,* paart *Gärten* und *Beschwerden, steigen* und *reichen, ihn* und *hin, reden* und *Nöthen,* die *Blum'* und *stumm,* scandirt Músik, Vórhänge, braucht Wörter, wie *etwelche, der Prast,* die *gebrasten Schwestern,* und begeht mancherley Verstösse gegen das Rechte und Übliche in der deutschen Sprache, indem er z. B. die *Wiederkehre, komme, warden, Forcht, gewunken, das Ort, halber* und dergl. setzt. Von Mangel an Würde im Ausdruck mag Folgendes, worin von einem Reuigen im Schmerz der Krankheit die Rede ist, zum Beyspiele dienen:

Der Kranke lag halbschlummernd und halbwache,
Schwerathmend: übrigens bewegt und regt
Sich nichts: dann fährt er schröcklich auf: „O Rache!"
Ausschreiend sinkt zurück: die Reue schlägt
Sein Herz: und dann in grinsendes Gelache
Erströmt sein Mund: er wirft, und hebt, und trägt
Das Bett, sich selbst, und bäumt, und bäumt sich wieder,
Und fällt sich, wie ein Klotz, ganz leblos nieder.

T. Z.

LEIPZIG, b. G. Voss: *Marionetten-Theater* oder *Sammlung lustiger und kurzweiliger Actionen für kleine und grosse Puppen.* 1806. VI und 286 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat ganz Recht, wenn er in der Vorrede sagt, dass man zur Erregung des Lachens und zur Belustigung des Volks nicht zu umständlich, nicht zu ängstlich, nicht zu bedenklich in der Wahl der Mittel, und nicht immer gerade um das Höchste in schulgerechter Form bemüht seyn müsse. Denn wer im Scherzen erst jedes Wort überlegt, dem wird es schwerlich gelingen, eine Gesellschaft zu erheitern, und das Gemüth von den mancherley Fesseln der

Verhältnisse zu befreyen. Aber — beym Dichter, verstehen wir unter einer solchen zwanglosen Belustigung ein leichtes Spiel der Phantasie, ein unwillkührliches Ergiessen der Lebensfülle und des Muthes in Fröhlichkeit und Scherz, ein *Erheben über die Gewöhnlichkeit* in der Zusammenstellung contrastirender, sich selbst vernichtender Erscheinungen, in dem Enthüllen der für sich kräftig wirkenden Natur zum Gegensatz gegen Sitte und Gebrauch und gegen den Dunkel der menschlichen Klugheit und Freyheit, wo in grösseren Gestalten bis zu den höchsten Carricaturen die Wahrheit und Unwahrheit der Dinge erscheinen darf. Hier kann nicht erst die Frage entstehen, ob man auch Teufel und Hanswurst, Geister und Thiere, Hexen und Kobolde dürfe auftreten, und sie im Monde oder auf der Erde, in diesem oder in jenem Leben, oder in beiden dürfe spielen lassen; dem wahrhaft poetischen Witze und seinem göttlichen Übermuthe ist Alles erlaubt, und das Volk ist es gerade, das daran Gefallen findet. Wir erwarteten daher in diesem Marionetten-Theater nach einer so schönen Vorrede den freyesten Gebrauch aller Formen und Erscheinungen, und alle möglichen Arten des Komischen. Aber wir fanden darin — des Tollen und Närrischen zwar genug gehäuft, doch so willkührlich und ohne Wahrscheinlichkeit zusammengestellt, dass das Komische gewöhnlich nur zu sehr an *Unsinn* streift. Dem Scherze fehlt der anscheinende Ernst, und den Contrasten ihre natürliche Verbindung. Die Personen, statt Lachen zu erregen, machen sich selbst nur lächerlich, und verdrängen das Interesse durch Überdruss. Das Komische findet sich hier grösstentheils nur in den Reden und Ausdrücken, nicht in den Charakteren und Situationen; und weil alle im Namen des Verfassers Scherz machen müssen: so vernichten sich alle selbst, und das Spiel dazu. *Der Contrast im Vortrage* ist es also hauptsächlich nur, dessen sich der Vf. zu seinem Zwecke bedient, und zwar so, dass er auch diese beiden Arten des Komischen nicht einmal ganz erschöpft. Nämlich im Vortrage können *entweder* die gesagten Dinge mit den sprechenden Personen contrastiren, *oder* die Dinge unter sich. *Ersteres* geschieht, wenn man die Personen sich selbst, ihre Würde, ihr Recht, ihren Stand u. s. w. persifliren lässt, wobey wieder die zwey Fälle eintreten können, dass sie es entweder *unbewusster Weise* thun, indem sie z. B. mit einem Anstrich von Würde das sagen, was sie nur denken sollten, oder *bewusster Weise*, indem sie sich über sich selbst und ihren eigenen Zwiespalt erheben, und nicht nur Anderen, sondern sich selbst auch zum Vergnügen gereichen. Jenes thun *beschränkte*, stolze und einfältige Naturen, dieses *humoristische* Charaktere. Beide sind sich bey aller äusseren Ähnlichkeit einander gerade entgegengesetzt: letztere reflectiren sich selbst, und sind Spieler und Zuschauer zugleich, ohne es jedoch mit Worten einzugestehen; die ersteren erhalten ihren Reflex erst vom Zuschauer oder versteckter Weise vom Verfasser, der sich hinter ihre Dummheit verbirgt, und *mit* ihnen und *durch* sie erst seinen eigenen Humor (ohne welchen keine Poesie des Komischen Statt finden kann) an den Tag bringt. — Besteht *zweytens* der Contrast im Vortrage in dem Contraste der *Dinge*, die vorgetragen werden, sey es in ihrem Abstande oder in ihrem Widerspruche: so treten wieder die zwey Fälle ein, dass diess entweder *unbewusster Weise* oder *mit Fleiss* geschieht; *jenes* thun Personen aus *theoretischer Unkunde*, Unerfahrenheit, Mangel an Bildung u. s. w., indem sie z. B. unpassende Dinge und verkehrte Ausdrücke zusammenstellen, *dieses* thun die *launigen* Personen, die Spass- und *Lustig-Macher*, und am meisten der witzige Verfasser selbst. Man sieht gleich, dass die letztere Gattung bey weitem jener ersteren als der eigentlich hoch- oder poetisch-comischen nachstehen müsse. Der Vf. dieses Theaters hat von den Characteren der *moralischen* und der *theoretischen* Beschränktheit, auch von den *Lustigmachern*, Gebrauch gemacht, aber nirgends den Humor hervorblicken oder ahnen lassen, sondern statt dessen die objective Beschränktheit der Personen oft durch seine eigene Lustigkeit und durch sein Besserwissen unterbrochen, und ihr rein-komisches, in sich geschlossenes Wesen immer selbst wieder zerstört.

Das erste Stück: *König Violon und Prinzessin Clarinette*, ein Trauerspiel in einem Aufzuge, soll, wie das Ende ausweist, den Einfall ausführen, dass die Liebhaber ihre Eifersucht über das Grab hinaus fortsetzen, und sich eilends erstechen, um der Geliebten auch nach dem Tode wetteifernd nachzujagen. Man sieht wohl, welche Scene eines Trauerspiels der Vf. damit hat persifliren wollen, und allerdings ist dieser Einfall, auch ohne Beziehung auf ein Drittes, ächt komisch, wenn er nur mit Glück dramatisch dargestellt wäre; aber daran fehlt es ganz und gar. Ein Enthusiast, ein überspannter Liebhaber, der sich in diesem Augenblick ersticht, und in dem andern schon als Geist in den elyseischen Gefilden seiner Geliebten nachläuft, und seinem Nebenbuhler in den Weg tritt, würde wahrscheinlich die Absicht des Vfs. nicht übel erfüllt haben; aber ein phlegmatischer König Violon in seinen gesetzten Jahren, der die Braut seinem eigenen Sohne nicht lassen will, übertreibt das Lächerliche bis in das Gebiet der Abgeschmacktheit und des ästhetischen Unglaubens, wenn er mit diesen Worten sich ersticht:

Mein Glück hat ausgeblüht! Wohlauf! wohlauf, Courage!
Wer hier kein Weib sich nahm, macht dort noch Mariage!
Komm Hochzeitbitter, Tod! du Lebenselixier!
Mir ist die Welt wie nichts, mein Thron wie Goldpapier.

So wie man hier den Spassmacher hört: so auch in seinem Sohn Casimir, der mit folgenden Worten stirbt:

Dort wohnt der Liebe Glück, hier wohnt der Liebe Schmerz,
So stirb nun *glorios, verliebtes Heldenherz.*

Vorher, als Violon über die Liebe seines Sohns aufgebracht wird, lässt er sich also aus:

Doch wie? mein eigner Sohn wird jetzo mein Rival?
Und trägt sein flammend Herz ganz *ohn Futteral?*
Nein! unerhört bey Gott! die ungerathne Brut!
Ha, büssen sollst du mir für solchen Übermuth.

Wie paſst hier der Scherz zum Zorn? Oder, als er von der Abkunft ſeines Sohns hört, und ſagt:

Bringt mir zu riechen her, es wird mir wunderlich!

Wofür ſoll man das nehmen? Auch die gröſste Übertreibung muſs durch innere Übereinſtimmung *vor der Phantaſie* Wahrſcheinlichkeit erhalten, und wenn der Verſtand noch ſo viel dagegen einzuwenden hätte. Der Vf. geht gewöhnlich nur auf den unmittelbaren Scherz im Ausdruck, auf Zuſammenſtellung contraſtirender Dinge, und bedient ſich auch dazu des Reims mit beſonderer Geſchicklichkeit; aber er vergiſst darüber die Täuſchung wirklich handelnder Perſonen. Nur in folgender Stelle verbindet er Beides, und das Scherzhafte der Worte vereinigt ſich mit dem nicht ſehr feinen Gefühle des Violon auf eine wirklich täuſchende Weiſe. Dieſer erzählt nämlich von der erſten Bekanntſchaft mit Caſimirs Mutter:

Es folgt ihr auf den Fuſs ein ungeheurer Eber,
Ich ziehe gleich mein Schwert, und ſtech ihn durch die Leber.
Sie lallt und ſtammelt Dank, ich fühle ſüſsen Schmerz,
Zu Füſsen leg' ich ihr das *Schwein und auch mein Herz.*

Das zweyte Stück: *Des Doctor Pandolfo Begräbniſs und Auferſtehung*, eine Poſſe in drey Aufzügen, verdient dagegen im Ganzen allen Beyfall: denn hier entſteht das Komiſche auch *zugleich* aus den Charakteren, ihren Verhältniſſen und dem ganzen Zuſammenhange der ſinnreichen Geſchichte. Das Spaſsmachen iſt gleich einer beſtimmten Perſon, dem Bedienten Bimbelino, den man ſich geradezu als den deutſchen Hanswurſt denken kann, übertragen, und die anderen Perſonen ſind mit ihren an ſich komiſchen Figuren nur dienend. Jener weigert ſich, zur Entzauberung eines verwünſchten Prinzen ſich mit einer alten Frau lebendig begraben zu laſſen; aber er kann ſeinem Schickſal nicht entgehen. Denn aus Noth muſs er nachher eine alte reiche Frau heirathen, und da dieſe ſtirbt, ſoll er wirklich der Landesſitte gemäſs mit dieſer begraben werden; aber der Vf. braucht die Wendung, daſs er einen berauſchten Doctor an ſeine Stelle ſetzt. Wir hätten gewünſcht, daſs Hanswurſt, der ſich in den mancherley Verlegenheiten gar poſſierlich nimmt, den Schluſs des Schickſals, als die Hauptperſon des Stücks, ſelbſt gelöſt hätte, welches durch daſſelbe Mittel der Berauſchung gar leicht hätte geſchehen können. Zur Probe dieſe Stelle:

Selina.
Nun zögert länger nicht!
Roſalvo.
Ihr folgt ihr aus der Welt!
Pankratio.
Das Grab iſt ſchon gemacht, der Sarg iſt ſchon beſtellt!
Bimbelino.
Das iſt ja dummer Spaſs, hört auf mich zu vexiren!
Roſalvo.
Nein, Vetter, es iſt Ernſt!
Pankratio.
Ihr müſst die Welt quittiren!
Alle.
Ja ja, das hilft nun nichts!
Pankratio.
's iſt Mode ſo im Lande!
Seline.
Habt doch Point d'Honneur! ſo feig ſeyn — welche Schande!
Bimbelino.
Das iſt ein Teufelsland! ich hau euch über'n Schnabel!
Sie begraben mich, weiſs Gott! das ſind die Leute capabel
Alle.
Nun flink, Herr Vetter, flink!
Pankratio.
Wer wird ſich lange zieren!
Bimbelino.
Nun ſeh einmal ein Menſch! das nennt der Kerl noch zieren.

Schade, daſs der Vf. auch in dieſem Spiele der glücklichſten Laune den inneren Zuſammenhang ſo oft durch unzeitigen Scherz und das Hinzutreten ſeiner eigenen Perſon unterbrochen, und z. B. in folgender Scene dasjenige dem Text mit eingemiſcht hat, was er bloſs den Zuſchauern zu denken übrig laſſen ſollte.

Marbille.
Hier iſt Gold und Edelſteine.
Bimbelino.
Engel, ich bin ewig deine.
Marbille.
Hier iſt Silber blank und baar.
Bimbelino.
Mach und komm zum Traualtar.
Marbille.
Ach wir wollen häuslich leben!
Bimbelino.
Ja, mein Schatz, das mein' ich eben!
Marbille.
Du und ich und ich und du!
Bimbelino.
Gähnen einander alle beide zu. (!)
Marbille.
Welch ein Glück der Häuslichkeit.

Die beiden folgenden Stücke: *Die neue Gurli* und der *Eheflicker*, ſind offenbar nicht für die Puppen, ſondern fürs lebendige Theater geſchrieben, paſſen aber ſo wenig für jene als für dieſes. Hier iſt allein das Komiſche der Albernheit und Dummheit verſucht worden, aber mit ſo unglücklichem Erfolge, daſs dieſe Eigenſchaften der Perſonen auch mit in die formelle Beſchaffenheit des Stücks und in die Unterhaltungsweiſe der Zuſchauer übergehen. Man konnte es wohl bey der *alten Gurli* bewenden laſſen, die für ſich ſchon ſpaſshaft genug iſt, und keiner Deutung, Anwendung und Auslegung weiter bedarf. Wenn hier die *neue Gurli* bey Gelegenheit eines Schuſſes verſichert: das hat mir recht durchs Herz *geknallt*, oder der dumme Peter auf die Frage: wer hat dir erlaubt, durchs Schlüſſelloch zu gucken? antwortet: wer ſoll mir's denn erlauben, es war ja weiter Niemand dabey, als ich und das Schlüſſelloch, und da bin ich ſelber ſo frey geweſen; — ſo ſieht man, daſs der Vf. die verfehlte Naivetät eben ſo unwirkſam perſiflirt, als die Naivetät in Ausdruck und Darſtellung ſelbſt verfehlt hat. Er verwechſelt Naivetät mit Laune.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, im Landes-Industrie Comptoir: *Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mit-Welt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser.* Zweyter Band. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 1812 u. 1813. 590 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Diese periodische Zeitschrift, deren Werth auch in unseren Blättern (1811. No. 199. 1812. No. 73 u. 187) anerkannt worden, bleibt an Güte und Interesse sich gleich. Das *erste Stück des 2ten Bandes* enthält folgende Artikel: I. *Die vermeinte Anna von Cleve, Königin von England, in Deutschland.* Eine aus Actenstücken und handschriftlichen Nachrichten hergenommene Erzählung, welche in die Geschichte Herzog Johann Friedrichs des Mittleren zu Sachsen gehört, und hier, als eine auffallende Begebenheit seines Lebens, ausführlich mitgetheilt wird. Die *wahre* Anna von Cleve war die Gemahlin König Heinrichs VIII von England, von dem sie aber, weil er sie nicht lieben konnte, geschieden wurde, und im Jahr 1557 auf ihrem Landhause zu Chelsea starb. Bald darauf trat nun ein Frauenzimmer in Deutschland auf, welche die Nachricht von dem Tode dieser geschiedenen Königin für falsch erklärte, und bey dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren unter dem Vorwand, sie sey aus einem Gefängnisse zu London entkommen, sich für die todtgeglaubte Anna ausgab. Obgleich der Herzog von Leipzig aus vor dieser Betrügerin gewarnt wurde: so scheint er doch nicht darauf geachtet zu haben, sondern er schickte sogar der vermeinten Frau Muhme einen Ring mit der Bitte, denselben seinetwegen zu tragen. Zu ihrer Sicherheit wurde sie auf den Grimmenstein nach Gotha gebracht, und standesmässig unterhalten. In einem Schenkungsbriefe vom J. 1559 versprach sie dem Herzog und seinem Bruder Joh. Wilhelm alle ihre Schätze und Kleinodien, dem jüngsten Bruder aber, wegen seiner Leibesgebrechlichkeit, 500,000 Kronen. Nach mehreren ähnlichen Vorspiegelungen wurde endlich der Betrug entdeckt, und die vorgebliche Königin Anna auf Verlangen des Herzogs von Jülich verhaftet. Aus den mit ihr angestellten Verhören wird hier nur das Wesentliche mitgetheilt; doch lässt sich nicht bestimmen, ob sie ihr Leben im Gefängnisse beschlossen habe, oder vielleicht, als Herzog Johann Friedrich in der Folge sein Land räumen musste, wieder losgelassen worden. II) *Beschreibung eines sehr merkwürdigen neu entdeckten griechischen Grabmals bey Cumä, mit drey Basreliefs über die bacchische Mysterien-Feyer*, vom K. Rath und Director Dr. *Sickler* zu Hildburghausen. Mit 3 Kupfern. Über diesen Gegenstand lieferte der Vf. im Jahr 1812 eine lateinische Schrift, welche er hier für minder gelehrte Leser dieser Zeitschrift von Neuem bearbeitete. Die Monumente, die Hr. S. im J. 1809 unweit Neapel entdeckte, sind sowohl in historisch- als in künstlerisch-antiquarischer Hinsicht merkwürdig; beide Schriften aber sind bereits von einem anderen Mitarbeiter in den *Ergänzungsblättern* dieser A. L. Z. 1813. No. 20 und 21 beurtheilt worden. III. *Heinrich Inukins, der 169jährige Alte.* (Nebst dessen Portrait, als Titelkupfer.) Ein Pendant zum 1sten Band der Curiositäten, mit einem Zusatz über einige sehr alt gewordene Menschen, worunter sich auch ein Venetianer befindet, der (jedoch nur angeblich) ein Alter von 400 Jahren erreichet haben soll. IV. *Der sprechende Hund.* V. *Deutscher Hausrath.* Enthält eine Beschreibung aus Hans Sachsens Gedichten, wie es um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in der Wohnung eines wohlhabenden Bürgers zu Nürnberg ausgesehen habe. VI. *Fürstliche Brautgeschenke des XVII Jahrhunderts.* Herzog Wilhelm Ernst von S. Weimar schenkte seiner Braut, der Prinzessin Charlotte von S. Jena, einen aus grauem Ambra geschnittenen Amor, mit Diamanten besetzt; sie hingegen gab ihm eine gleichfalls aus Ambra geschnittene Hand, welche ihm ein Blümlein Vergissmeinnicht darreicht. Von beiden Sinnbildern, die in der Kunstsammlung zu Weimar aufbewahrt sind, wird eine schöne Abbildung mitgetheilt.

Zweytes Stück. I. *Der Weiberkrieg zu Löwenberg in Schlesien im J. 1631.* Die meisten Städte Niederschlesiens hatten sich zwar zur Zeit der Reformation von der katholischen Religion abgewendet und zur evangelisch-lutherischen bekannt; aber im 30jährigen Kriege wurde mit so vielem Eifer an ihrer Bekehrung gearbeitet, dass unter anderen die Männer zu Löwenberg sich bequemten, die katholische Religion und einen Pfaffen anzunehmen. Nur die Weiber blieben standhaft, und wollten sich durchaus nicht bekehren, worüber es zwischen ihnen und den Herren des Raths zu manchen komischen Auftritten kam, welche eine alte, hier abgedruckte Handschrift mit vielen lächerlichen Zügen ausführlich erzählt. II. *Merkwürdige Briefe eines nürnberger Patriciers J. J., der unter Kaiser Karls V. Armee Kriegsdienste gethan, an einen vornehmen Rathsherrn in Nürnberg,*

G. J. Nach den Originalien. Sie enthalten die Ereignisse des Jahres 1547. von der *mühlberger* Schlacht an, bis zur Einnahme von Prag, und sind von einem Augenzeugen geschrieben, der über die damaligen Begebenheiten zum Theil noch unbekannte Nachrichten mittheilt. Die unter dem Text angebrachten Bemerkungen erläutern die Angaben des Briefstellers, und gewähren manchen historischen Nutzen. III. *Der Räuberhauptmann Stefano Spadolino, seine Verurtheilung und Hinrichtung in Rom.* (Aus den Miscellen für die neueste Weltkunde, No. 28, 1802.) Von dem Portrait dieses fürchterlichen Menschen, in dessen Gesichtszügen alle seine Schandthaten liegen, findet man auf der 4ten Tafel des Hefts eine verkleinerte Copie. IV. *Ein chinesisches Hoffest.* Wenn die Mutter eines chinesischen Kaisers ihr sechzigstes Jahr erlebt: so wird ihr Geburtstag, nach einer alten Sitte, am Hofe zu Peking allemal als ein sehr feyerliches Fest begangen, wovon man hier aus *Amiots lettres edifiantes et curieuses* eine genaue Beschreibung liefet. Man sieht daraus, wie die imposante Grösse des asiatischen Pompes immer mit etwas Kleinlichem und Spielerischem durchmischt erscheint. V. *Drey antike griechische oder römische Gefässe,* deren Originale sich in der Kunstsammlung auf der herz. Bibliothek zu Weimar befinden, und auf der 5ten Kupfertafel abgebildet sind. VI. *Bemerkung über die Fabrication des Glases bey den Römern*, nebst einigen Muthmasungen über eine, noch vorhandene, antike Glassäule, welche in dem Cabinette des National-Gartens zu Paris befindlich gewesen. Der Vf. vermuthet, dass sie eine von denen war, die das kostbare Theater schmückten, welches Aemilius Scaurus, ein Stiefsohn von Sylla, in Rom erbauen liess, als er zum Aedilis gewählt wurde. VII. *Bischof Martin und sein Fest*, nebst einem Zusatze des Herausgebers über den Martinsmann, die Martinsgans, Martinshörner, und andere dahin gehörige Dinge. VIII. *Über die Martins-Hörner.* Auszug aus Hn. Hofrath *Böttigers* Abhandlung über das bauzner Backwerk. (In der lausitzer Monatsschrift Jahrg. 1793.) IX. *Merkwürdige Wappen des neuen französischen Adels.* (Mit Abbildungen auf Taf. VI.) Es sind deren drey, nämlich das Wappenschild des Reichsgrafen *Maret*, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, des Reichsritters *Denon*, Generaldirector des Musée Napoléon, und des R. Ritters *David*, ersten Malers des Kaisers. Sie sind aus dem neuen französischen Wappenbuch des K. Wappengraveurs *Simon* zu Paris ausgehoben. X. *Zwey merkwürdige Antiken;* als 1) ein uraltes persisches Amulet, oder Talisman, und 2) ein antikes Idol von Bronze. Beide befinden sich in dem Münz- und Bronze-Cabinet der Gräfin von *Bentingk*, welches dermalen der Hr. R. Rath und Kammerherr *von Donop* in Meiningen besitzt. XI. *Historisch-literarisch-biographische Notizen und Anekdoten;* aus handschriftlichen Urkunden, Briefen und Sammlungen, wovon wir nur die Rubriken anzeigen. 1) Eduard Fortunatus, Markgraf von Baden, und Maria von Eiken; 2) Etwas vom Cardinal Clesel; 3) Herzenserleichterungen des Erzbischofs Schweikard zu Mainz, über seine eigene Lage. 4) Albrecht Dürer mahnt den Bischof Johann zu Breslau um Zahlung, 1512. 5) Turnier zu Erfurt im J. 1496. 6) Turnier zu Weimar, im J. 1532.

Drittes Stück. I. *Sendschreiben des Hn. Geh. Raths von Goethe an den Hn. Rath und Director Sickler*, über dessen neuentdecktes griechisches Grabmal bey Cumä u. s. w., dessen oben bey der Anzeige des *ersten Stücks* No. II Erwähnung geschehen. II. *Die schöne Charis;* und Etwas über die Schäferwelt, Schäfer-Romane, und ihre berühmtesten Dichter, nebst Proben aus ihren Werken. III. *Des Büttels Flasche.* Im Mittelalter war es gebräuchlich, dass zänkische Weiber und Verläumderinnen zur Strafe ihres Vergehens einen schweren, in eisernen Bändern am Halse hangenden Stein durch mehrere Gassen der Stadt tragen mussten, wobey sie vom dem Gerichtsfrohn mit Musik auf einem Horn oder einer Trommel begleitet wurden. Dergleichen Schandsteine hatten verschiedene Formen, und unter andern auch, wie z. B. zu *Budissin*, die Form einer runden Flasche, daher die Strafe selbst das *Flaschentragen*, oder das Trinken aus der *büttelsflasche* genannt wurde. Das beygefügte Kupfer giebt davon Taf. 9 eine Abbildung mit der Umschrift: Wenn sich Magd und Weiber schlagen, müssen sie die Flaschen tragen. IV. *Der Püstrich zu Sondershausen;* mit einer Abbildung auf Taf. 10. Dieser sorbisch-wendische Götze wurde, nach der Bekehrung seiner Verehrer, auf die Rothenburg, unweit Kelbra, gebracht, und kam zuletzt an Graf Günther von Schwarzburg-Sondershausen, woselbst er geblieben ist. Die neuesten Untersuchungen über die Metall-Bestandtheile des Püstrichs geben die Masse zu 916 Theilen Kupfer, 75 Theilen Zinn, und 9 Theilen Bley an. Wenn der hohle Bauch dieses Götzen zum Theil mit Wasser gefüllt, die Löcher auf dem Kopfe und bey dem Munde zugepflöckt, und derselbe aufs Feuer gesetzt wurde: da fuhren die Pflöcke mit Donner und Brausen heraus, und ein heisser Dampf entströmte dem furchtbaren Idole. Neuerer Zeiten hat man damit Versuche angestellt, deren Resultate hier bemerkt werden. V. *Historisch-literarisch-biographische Notizen und Anekdoten;* als Fortsetzung des vorherigen Hefts. VI. *Nachrichten und Bemerkungen aus ungedruckten Reisebeschreibungen gezogen.* Nach handschriftlichen Originalien. Sie enthalten 1) Prinz Wilhelms von Nassau Villenburg ausführliche Reisebeschreibung vom J. 1694; und 2) Relation von den Begebenheiten des kaiserlichen Hofes zu Wien, von 1665, und das Diarium einer Reise am türkischen Hofe und ins gelobte Land, bis 1666. Beide Stücke liefern viel Merkwürdiges, und es ist allerdings verdriesslich, dergleichen nur in Handschriften vorhandene Reisebeschreibungen aus dem Staube hervorzuziehen, und sie in der gegenwärtigen Zeitschrift, wenigstens in Auszügen, mit-

zutheilen. VII. *Zwey deutsche Alterthümer.* (Mit Abbildungen auf Taf. 11.) Das *eine*, welches aus Erz gegossen ist, wurde 1809 bey Köstritz ausgegraben, und hat eine schnecken- oder hornartige Biegung, die von der Form der Blasinstrumente hergenommen zu seyn scheint; das *zweyte* besteht aus einem Armringe von Metall, deren im J. 1811 bey Dornburg acht mit anderen antiquarischen Stücken entdeckt wurden. VIII. *Curiöse Miscellen*, worunter manches Interessante anzutreffen ist.

Viertes Stück. 1) *Merkwürdige Briefe des Kurfürsten Moritz von Sachsen an seine Gemahlin Agnes von Hessen.* Die Briefe, wovon die Originale sich in dem k. Finanz-Archiv zu Dresden befinden, liefern zur Charakteristik des K. Moritzens ungemein viel Stoff, und werden den Leser nicht ohne Unterhaltung lassen. II. *Der türkische Orden des halben Mondes.* (Nebst Abbildung auf Taf. 12.) Er wurde vom Sultan Selim III im J. 1799 (nach *Kuhn* im J. 1801) gestiftet, und zur Belohnung solcher Unterthanen fremder Mächte bestimmt, die sich um die Pforte vorzügliche Verdienste erwarben. So erhielt z. B. diesen Orden Lord Nelson, wegen des Siegs bey Abukir, und noch mehrere französische Militär- und Civil-Personen, die hier namhaft gemacht werden. III. Dr. *Martin Luthers Reiselöffel.* Nebst einer Abbildung auf Taf. 13. IV. *Die Wunder der heiligen Clara von Montefalco*, mit ihrem Portrait Taf. 14. Sie lebte im 13ten Jahrhundert, und fand an dem italiänischen Gelehrten, *Mutius Petroni*, einen getreuen Biographen, der ihr Leben, und alle ihre Wunderwerke mit voller Überzeugung der Wahrheit erzählt. In einer anderen Gestalt erscheint freylich die heilige Clara im IVten Band der Werke des Hn. *v. Thümmel*, S. 155 f., wo ihre Wunder zwar weniger erbaulich, aber desto unterhaltender vorgetragen werden. V. *Die grosse Moskee in Nedsjed-Ali, und ihren Kostbarkeiten*, welche über dem Grabe des Chalifen Ali erbauet ist. Kein Gebäude in der Welt hat ein so kostbares Dach, als dieser Tempel, dessen beide Thürme mit stark vergoldetem Kupfer bedeckt sind. Zu jeder 72 □ Zoll haltenden Platte ward ein Toman (10 Rthlr.) verwendet. VI. *Merkwürdigkeiten aus dem Leben Herzog Heinrichs zu Sachsen.* Ein Beytrag zur Charakteristik dieses Fürsten, aus handschriftlichen Nachrichten von dessen Secretär Bernhard Freydigern zu Dresden, 1593. VII. *Hundeliebhaberey.* Unter den zahlreichen Beyspielen bemerken wir nur dieses, dass auf der Goldküste die Hunde in so grosser Achtung stehen, dass derjenige, der sich in Adelstand erheben lassen will, dem König dafür einen Hund liefern muss. VIII. *Der künstliche Hund.* IX. *Die sogenannten Trauer-, Begräbniss-, Leichen- und Todten Mahle.* Enthält eine genaue Beschreibung von dergleichen Gastgeboten, die bey den meisten Völkern in Gebrauch waren, und hie und da in Verschwendung ausarteten, wesswegen sie in unseren Tagen von den Regierungen eingeschränkt oder ganz abgeschafft wurden. X. *Fritz Schikers Zug gen Constanz, mit seinem gnädigen Herrn.* Eine ganz lustige Erzählung der Feyerlichkeiten auf dem Reichstage zu Constanz, wohin Schiker im J. 1507 seinen Herrn Kurfürst Friedrichen zu Sachsen begleitet hatte. XI. *Handzeichnung von Lucas Cranach*, auf der königl. Central-Bibliothek in München. Es sind deren *acht*, welche dem Hn. L. Kammer-Rath Bertuch zu Weimar auf sein Ersuchen mitgetheilt wurden, und hier zur Kenntniss der Freunde altdeutscher Kunst gebracht werden.

Fünftes Stück. I. Dr. *Martin Luther's Verlobungsring*; als Beantwortung einer Anfrage, Doctor Martin Luther's Trauring betreffend. Mit Abbildung auf Taf. 15. II. *Eine nolanische Patera mit antiker Restauration.* Aus dem Cabinet des Hn. Grafen von Erbach, der, als grosser Kenner und Freund der Alterthümer, dem Hn. Director *Sickler* zu Hildburghausen eine Zeichnung dieser Vase zuschickte, wovon man auf Taf. 16 die Abbildung findet. III. *Das Gespensterrecht.* Ein ungemein launiger Auszug aus der von *Joh. Samuel Stryk* im J. 1700 zu Halle geschriebenen Disputation: *De jure spectrorum*, welche bald nachher (1703) zu einer juristischen Untersuchung Anlass gab, die ein Rechtsgelehrter zu Leipzig, *Karl Friedr. Romanus*, über die Frage anstellte: Ob wegen Gespenstern der Miethcontract aufgehoben werden könne? IV. *Der ostindische Orden des goldenen Schwerdtes.* Nebst Abbildung Taf. 17. Er wurde im J. 1784 dem englischen Schiffscapitän, Thomas Forrest, auf der Insel Sumatra von dem Könige Atschien ertheilt, aus dessen, zu London (1792) herausgekommener Reisebeschreibung die Abbildung des Ordenszeichens hier auf Taf. 17 vergrössert geliefert wird. V. *Wie ich, Jost Artus, gezogen bin mit Anderen in's heilige Land, und was ich sah und erfuhr, auf dieser Pilgerfahrt.* Diese unterhaltende Reisebeschreibung rührt aus dem 15ten Jahrhundert her, und wird aus der Handschrift ihres Vfs. mitgetheilt. VI. *Noch einige Nachrichten von dem türkischen Orden des halben Mondes.* VII. *Besonders merkwürdige Festlichkeiten und Aufzüge bey der Vermählung der Signora Bianca Capello, mit dem Grossherzoge Don Francesco zu Florenz.* Die Festlichkeiten dieser glänzenden Hochzeitfeyer sind in einem eigenen, jetzt selten gewordenen, italiänischen Werke vom J. 1579 beschrieben, aus welchem man sie hier im Auszuge liest. VIII. *Eigenheiten, Sonderbarkeiten und unterhaltende Anekdoten von Gelehrten.* Dritte Lieferung. IX. *Benjamin Jesse, der merkwürdige Adept, und sein Wundernachlass.* Ein Brief seines Dieners vom J. 1731, worin von diesem Manne, — von Geburt ein Jude, aber seines Glaubens nach ein Christ, — manche interessante Nachrichten enthalten sind. X. *Das heilige Horn und die Göttin Ostera*, wie auch Etwas von den sogenannten Donnerkeilen, und von Walhalla. Ein sinnreicher Aufsatz über die heidnischen Gebräuche, von welchen die rubricirten Benennungen herrühren. Die Anbeter des Mondes verehrten ihn als eine Waldgöttin in geheiligten Hainen, wobey das heilige *Horn* zum Zulammen-

rufen der Anbetenden gebraucht wurde. Viele Örter am Harze, wo man es aufbewahrte, führen den Namen *Horn*. — Die Göttin *Ostera* wurde besonders von den alten Sachsen verehrt, daher die Benennungen Osterwald, Osterborn, Osterbeck, Osterroda u. s. w. Das Hauptfest der Göttin wurde im April gefeyert, wovon derselbe den Namen *Ostermonat* bekam. Den auf dem Schlachtfeld gebliebenen Kriegern legte man Streitäxte zur Hand, deren oft viele ausgegraben werden. Der Bauer nennt sie *Donnerkeile*, und glaubt, dass sie von oben herabfallen. Es sind aber Waffenstücke unserer Vorfahren. XI. *Die Krone der Königin von Afion*. Eine alte Volkserzählung nach dem Original-Abdruck aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. XII. *Mancherley Kirchenfeyerlichkeiten und Volksgebräuche im XVI Jahrhundert*. *Wiedemann* hat in seiner Chronik der Stadt Hof, die daselbst im Manuscript liegt, eine sehr treffende Schilderung von mehreren Volksfesten hinterlassen, die man hier im Auszuge lieset. Die *Fastnacht* zeichnet sich darunter vorzüglich aus. Sie war ein so glücklicher Tag, dass, wenn die Narren des Morgens blühten, sie diesen Tag noch reif wurden, und so häufig abfielen, dass auf jeder Gasse Vorrath davon zu finden war. In den Städten gab es Brezeln, und an manchen Orten in Thüringen eine Art Backwerk, *Hornaffen* genannt, weil Fastnacht im *Hornung* mit allerley Mummerey und *Affenwerk* begangen wurde. — Am Palmtage (sagt der Chronist) präsentirte man den Einzug Christi. Da sass ein geschnitzter *Salvator* auf einem Esel, gemeiniglich der *Palmesel* genannt, der stand auf vier Rädern, und wurde in der Procession umhergezogen u. s. w. Eben so lächerlich werden auch die Feyerlichkeiten des Charfreytags, des Osterfestes, der Himmelfahrt Christi u. a. m. beschrieben.

Sechstes Stück. Merkwürdige alte orientalische Götzenbilder. Es sind deren drey, aus Speckstein mit roher Kunst bearbeitet, die sich auf der H. Bibliothek zu Weimar befinden. Auf Taf. 18. 19. 20 und 21 sieht man ihre Abbildungen. Von den beiden grösseren Idolen enthält jede Figur zwey Vorstellungen, von denen die Vorderseite ein männliches, die Hinterseite aber ein weibliches Götzenbild darstellt. Eine jede derselben hat ihre eigene Unterschrift, und obgleich nicht zu zweifeln, dass sie orientalische Götzen vorstellen: so lässt sich doch nicht mit Gewissheit bestimmen, welchem orientalischen Volke sie angehört haben. Hr. Director *Sickler* zu Hildburghausen, ein geübter Alterthumsforscher, hat es versucht, die Inschriften zu entziffern, und legt nun in diesem Aufsatze die Resultate sachverständigen Orientalisten zur billigen Prüfung vor. II. *Merkwürdige Actenstücke* (vom J. 1600), *eine persische Gesandschaft an den Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel betreffend.* III: *Sonderbare Meinungen und Visionen von dem Stammvater der Menschen, Adam.* Eine lesenswürdige Zusammenstellung der vielen fabelhaften Erzählungen, womit Profanschriftsteller die Lesewelt über Adams Schöpfung, seine körperliche Gestalt und Grösse u. s. w. unterhalten haben. IV. *Fernando Mendoz Piuco;* der wunderbare Reisende des XVI Jahrhunderts. Er war der erste Europäer, dem wir Nachrichten von Japan zu verdanken haben, dessen merkwürdige Schicksale hier aus guten Quellen erzählt werden. IV. *Schwergeprüfte, und wohlbelohnte getreue Liebe.* Nach einer Handschrift des XVI Jahrhunderts. Die Helden dieses Romans, denn als wahre Geschichte darf man sie nicht nehmen, waren Prinz Heinrich von Burgund, und die Prinzessin Leonora, die Tochter eines ungenannten Königs von England, deren Liebesgeschichte der Vf. im J. 1578 ganz einfach vorträgt. V. *Romantisches Turnier zu Cassel im J.* 1596. VI. *Nachträge zu mehreren Artikeln der Curiositäten,* womit sich der zweyte Band dieser eben so unterhaltenden als belehrenden Zeitschrift schliesst. S. s.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Giessen*, b. Schröder: *Observationes in Ciceronis orationem pro Caecina.* 1810. 20 S. 4.

Diese Bemerkungen zur stellenweis dunkelen Rede *pro Caecina* sind von Hn. Prof. *Rumpf* geschrieben. Wir wollen die wichtigsten kurz ausheben: *Cap.* 1. §. 2—3. Die Worte *Ac mihi — — facilius obsisteremus* nimmt Hr. *R.* nach *Weisk.* Vorgange für eine einzige eng zusammenhangende Periode. Doch weicht er von *Weiske* durch folgende Interpunction ab: *Nisi forte hoc rationis habuit: quoniam, si facta vis esset moribus, superior in possessione retinenda non fuisset; quia contra jus moremque facta sit, A. Caecinam cum amicis metu perterritum profugisse: nunc etc.* Der hiedurch veränderte Sinn wird so angedeutet: *Aebatius forsitan arbitratus est: quoniam possessionem retinere non potuisset, si vim moribus fecisset; se nunc quoque in judicio inferiorem fore, si caussa more institutoque omnium defendatur: quemadmodum autem Caecina profugerit, quia vis contra jus sit facta; ita nunc quoque in judicio se eo facilius superiorem fore, quo impudentius egerit.* Was sich gegen jene Interpunction einwenden lasse, verschweigt der Vf. nicht; doch scheint uns der Einwand gut beseitiget. — Cap. 2. §. 7. *Magis etiam* wird gegen *Weiske* geschützt durch *de Offic.* I. 21. §. 8. — Cap. 5. §. 16. *cognoscitis* vertheidigt; *cognoscere* heisse nicht bloss *notitiam alicujus acquirere*, sondern auch *habere*. — Cap. 6. §. 18. *Grävius* Bemerkung, *hi* sey so viel als *alii*, wird mit Tacit. Annal. IV, 62: *Jam ceteri fama etc.* belegt. — Cap. 7. §. 21. *Ipse* und *nimium* gründlich vertheidigt. Der Vf. verweist unter anderen auf Cic. de Orat. 2. c. 21. *Nimium redundare.* — Cap. 7. §. 23. In *placuit Caecinae* wünscht Hr. R. *Caecinae*, das ihm aus §. 24 entstanden scheint, getilgt. *Placet* ohne den Dativ der Person hat Auct. ad Her. 2, 1. Cic. in Verr. 4, 1. — Cap. 10. §. 38. Hr. *R.* liest *cum incognita — voluisset*, statt *dum*, welches weder zum Conjunctiv noch zu den übrigen *cum* stimmt. — Cap. 14. §. 66. Hr. *R.* hält *illa res* und *aliqua ex parte* für Einschiebsel. — Die schöne Erläuterung v. c. 27. §. 113 erlaubt keinen Auszug. — §. 117. *Illud autem miror etc.* Hr. *R.* nimmt *vos* für den Accus. des Subjectes, und verbindet es nicht mit *dicatis*, sondern mit *sentire*. Gleich darauf wird gründlich gezeigt, dass *istum ipsum* auf den *Aquillius* gehe. — Cap. 30. §. 150. Die Lesart *unde dejectus Carbo* glaubt Hr. *R.* durch *Appian. bell. civ.* I, 90. *Eutrop.* V, 8 vertheidigen zu können: *Quidni*, sagt er, *Cicero cladem ducum Carbonianorum et fugam ab urbe ad ipsum Carbonem referre potuerit, cum scriptores passim imperatori tribuant res, quas legati ejus gessere?* Doch eben so wahrscheinlich dünkt ihm die Vermuthung *unde dejectus Carinas?* „*Carinatem enim inter duces partis Marianae diserte nominant Eutrop. et App.* l. c." — Die Schlussanmerkung zu Cap. 30. § 152 *si quid — et judicetis* müssen wir des Raums wegen übergehen. W. D. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Berlin, b. den Gebr. Gädicke: *Das neue Deutschland.* Enthaltend gröſstentheils freymüthige Berichte zur Geschichte der Bedrückung und der Wiederbefreyung Deutſchlands. I Band. 1—6 Stück. 1813. 1814. 772 S. II Band. 1. 2 St. 260 S. 8. (Jedes Stück 12 gr.)

Nach dem erſten Aufſatze in dem erſten Stücke dieſer Zeitſchrift, welche bald nach der Befreyung Berlins, im Frühjahr des vergangenen Jahres, ihren Anfang genommen hat, iſt die Abſicht des uns unbekannten Herausgebers, Materialien für den künftigen Geſchichtſchreiber, ſowohl von der Vergangenheit, als auch von der Gegenwart, zu ſammeln. Doch ſcheint es, als ob er ſich hauptſächlich nur auf die ganz jüngſte Vergangenheit und in der Folge lediglich auf die ganz bekannte Gegenwart eingeſchränkt, und ſelbſt das *neue Deutſchland* etwas aus dem Geſichte verloren habe. *Neu* mag aber Deutſchland in vielfacher Hinſicht genannt werden. Nicht nur iſt bereits das jetzige Leben in Deutſchland, in Vergleichung mit dem unter der eiſernen Ruthe eines fremden Deſpoten und ſeiner freywilligen und gezwungenen Satrapen, *neu*, ſondern *neu* wird es auch ſeyn in Vergleichung mit dem, ſo vor dieſer eben ſo unglückſeligen als warnenden Periode beſtand. Denn wenn auch gleich vieles von dem Alten wieder aufgelebt iſt, und wieder aufleben wird: ſo wird und darf doch nicht alles Alte wieder aufleben, und ſelbſt das wiederauflebende Alte wird und muſs, ſo es ſegenvoll ſeyn ſoll, häufig als ein *neues* wieder entſtehen. Eine Unterbrechung, welche mehrere Jahre und mehrere ſolcher Jahre gedauert hat, als die zuletzt vergangenen waren, ſcheint es zur Thorheit zu machen, überall den abgeriſſenen Faden da wieder anknüpfen zu wollen, wo er abgeriſſen wurde, und das Gewebe auf eine ſolche Weiſe und nach dem Muſter fortzuſetzen, nach welchem es einſt angelegt war, und nicht immer zum Heil der Völker geführt wurde. Dieſs wird Jeder fühlen, der ohne Vorurtheil dem Gange der Dinge zugeſehen hat, und mit einiger Umſicht das, was war und ſeyn wird, zu beurtheilen bemühet iſt. Möge es auch nicht bloſs gefühlt, ſondern mit Weisheit und Kraft ins Werk geſetzt werden, damit eine Zeit, wie ſie in Jahrhunderten nicht wieder kommen darf, nicht ungenutzt bleibe, damit das Blut, der Schweiſs und die Thränen von Millionen nicht umſonſt gefloſſen, und damit eine glücklichere unparteyiſche Nachkommenſchaft, neben und nach den vielfachen Verſchuldungen, die ſo mancher unter uns — der Groſse wie der Kleine — auf ſich geladen hat, und deren Folgen länger vielleicht noch als bis in das dritte und vierte Glied fühlbar ſeyn werden, nicht bloſs die Tapferkeit, durch welche ein unerträgliches Joch abgeſchüttelt wurde, anerkenne, ſondern auch die Weisheit und Gerechtigkeit zu verehren gezwungen werde, die einen neuen Zuſtand begründete, der ſegnend fortwirkt bis in das tauſendſte Glied. Die Gewalt, die Furcht vor dem, der des Haſſes würdig war, und den Jeder, der reines Herzens war, haſſen muſste, hat uns zu unendlichen Opfern gezwungen; ſollte nicht auch die Liebe, die Vernunft, das allgemeine Wohl uns geneigt machen, Opfer zu bringen, ohne welche nichts Gutes und Groſses gedeihet?

Man wird von uns nicht erwarten, über alle Aufſätze dieſer Zeitſchrift zu ſprechen, noch weniger die Rubriken derſelben, welche ohnehin in jedem Intelligenzblatte zu leſen ſind, abzuſchreiben. Die mehreſten haben ganz bekannte Thatſachen zum Gegenſtande, und ſind zum Theil nichts anders als die Proclamationen und Actenſtücke, die ſeit dem erſten Einrücken der Ruſſen in die preuſſiſchen Staaten bis zur Entfernung Napoleons von dem Throne Frankreichs erſchienen, und in allen Zeitungen zu finden geweſen, auch ſonſt uns bis zum Überdruſs aufgetiſcht ſind. Manche davon ſind mit kurzen Einleitungen verſehen; aber dieſe ſo wenig, als die Aufſätze, die nicht Actenſtücke ſind, zeichnen ſich durch Neuheit, Tiefe der Gedanken, Wahrheit der Anſichten oder Kraft der Darſtellung aus; im Gegentheil grenzet das Ganze an das Triviale und Kleinliche, und man wird faſt allenthalben durch den gänzlichen Mangel an Kritik, und durch die Einſeitigkeit beleidigt, die Alles ohne Unterſchied, was dem allgemeinen Feinde nachtheilig iſt, aufgreift, und mit faſt gleicher Dreiſtigkeit, wie einſt die franzöſiſchen Blätter, Alles zu beſonderen Fehlern macht, was nur ganz natürliche Folgen gewiſſer Verhältniſſe und Umſtände ſind. Es mag daher der Beyfall, den dieſe Zeitſchrift gefunden, und der, wie öffentliche Blätter ſagen, eine neue Auflage derſelben nöthig gemacht hat, nicht ſowohl ihrer inneren Güte, als vielmehr dem Umſtand zuzuſchreiben ſeyn, daſs ſie

eine der ersten war, die Nachrichten mittheilte und Actenstücke lieferte, die vorher ohne Lebensgefahr nicht bekannt gemacht werden durften, und die den allgemeinen Gefühlen ansprachen. Jetzt, wo dieses anders geworden, und wo der Reiz der Neuheit verschwunden ist, wird eine bessere Auswahl, und eine grösere Vielseitigkeit und Gründlichkeit nöthig werden, wenn sie den Beyfall des gebildeteren Publicums sich erwerben will.

Die ersten Stücke beschäftigen sich gröfstentheils mit den ganz bekannten Ereignissen vom Rückzug der Franzosen aus Rufsland bis zum Vorrücken der Russen zur Elbe im Jahr 1813. In dem sechsten Aufsatze sollen die Ursachen zusammengestellt werden, warum die Franzosen gehafst werden. Unter manchen wahren, und freylich sehr nahe liegenden Ursachen sind jedoch in diesem, überhaupt sehr seichten, Aufsatze mehrere Umstände angeführt, welchen die wohlbegründete Abneigung gegen das Franzosen-Volk und gegen die Franzosen-Herrschaft in der letzten Zeit schwerlich zuzuschreiben seyn möchte. So würden zum Beyspiel die Eindrücke, welche die Ermordung ihres Königs hervorbrachte, so brandmarkend die ruchlose That auch ist, nach Verlauf von 20 Jahren wohl sehr geschwächt worden seyn, und ein groser Theil unseres Volks würde es den Franzosen überhaupt wohl nicht hoch angerechnet haben, dafs sie sich wieder einen Kaiser von nicht fürstlichem Herkommen gewählt, wenn sie dabey stehen geblieben wären. Dafs aber Regierung und Volk von einem Übermuthe ergriffen wurden, welcher der Ehre, der Freyheit und der Existenz aller Völker und Staaten gefährlich wurde, dafs das Haupt dieser Regierung und seine feilen Diener im Taumel eines verführerischen Glücks der ganzen Menschheit und aller Menschlichkeit Hohn sprachen, gegen das Heiligste und Höchste einen Vertilgungskrieg führten, das, wie alle die verruchten Mittel und Künste, deren man sich bediente, um das unnatürliche Werk zu fördern, würde in jeder nicht ganz verdorbenen Brust Hafs und Verabscheuung selbst dann haben erwecken müssen, wenn man auch von den Lasten der Einquartierung und von allen mit dem Kriege unvermeidlich verbundenen Beschwerden hätte hinwegsehen wollen. Diese Beschwerden und selbst das unselige Continental-System hätten allenfalls als etwas vorübergehendes betrachtet werden können; aber jenes teuflische Regiment und die Wirkung der Principien, von denen es ausging, würde etwas Bleibendes gewesen, und mit jedem Tage der längeren Dauer gewachsen und folgenreicher geworden seyn. Was würde aus der Menschheit haben werden müssen, wenn die Lüge, der Trug, die Verstellung, das allgemeine Mifstrauen und die allgemeine Verrätherey noch mehr um sich gegriffen, und noch tiefere Wurzel gefafst hätte, und wenn, wie nothwendig erfolgen mufste, in dem Fortgange der Zeit das Gegengewicht verloren gegangen wäre, das bis jetzt in den noch nicht vertilgten Eindrücken einer religiösen Erziehung, in der tief eingeprägten Achtung für Wahrheit, in der Anhänglichkeit an die alten Sitten, in der Erinnerung an eine bessere Zeit, und in der Hoffnung auf die Rückkehr dieser besseren Zeit noch vorhanden war. Vieles, was wir aus Frankreich jetzt hören, zeigt es uns deutlich genug, wes Geistes diejenigen sind, welche keine anderen Principien kannten, oder doch an keine anderen Principien gewöhnt waren, als die, welche ein herzloser Tyrann verkündete, und mit denen man vor diesem Tyrannen rühmlich bestehen konnte. Das, was ein verdorbener Sterblicher Ehre und Pflicht nennt, und ein blinder Gehorsam gegen die Gebote dieses Sterblichen, der Alles, was er will, zur Ehre und Pflicht stempelt, darf das Göttliche aus dem Menschen nicht verdrängen, welches der allheilige Urheber aller Dinge dem Wesen mitgab, das er schuf nach seinem Bilde. Das wollte, das foderte aber der fürchterliche Despot, dem es nicht genug war, über den äusseren Menschen zu herrschen, sondern der, nicht ohne Consequenz, auch des inneren Menschen sich bemächtigen wollte. Vandamme und Davoust, und die Tausende ihres Gleichen, die mit Überlegung und oft ohne Noth das Unglück anrichteten, welches der edle Britte, dieser schamlos gelästerte Feind des festen Landes, dieser gewinnsüchtig gescholtene Kaufmann, mit nie gesehener Wohlthätigkeit und Grofsmuth zu mildern bemüht ist, sind die ächten Repräsentanten des Systems, mittelst dessen der Mann, den man den *Grossen* zu nennen erbärmlich genug war, über alle Völker zu herrschen gedachte. Es ist daher wohl eher der Untersuchung werth, wie es zuging, dafs die Franzosen und ihr Zwingherr so viele Anhänger hatten, als woher ihm die Feinde kamen. Nur dürfen nicht alle diejenigen, wie in dem Aufsatze des zweyten Heftes, der über diese Erscheinung spricht, geschieht, die mit den Franzosen fochten und ihre Helfershelfer waren, Anhänger genannt werden. Was viele von diesen trieb, und was die Regierungen bestimmte, ihre Völker selbst zu treiben, ist bekannt genug. Auch ist es nicht schwer zu erklären, warum so mancher Deutscher, hauptsächlich in solchen Staaten, deren Häupter das französische System begünstigten oder selbst Franzosen waren, es den Franzosen gleich und noch zuvor thaten. Denn die Grafen von Marienrode und Consorten finden sich unter ähnlichen Umständen leider allenthalben. Aber schwer ist es zu erklären, wie so viele Männer, die auf Einsicht und Rechtlichkeit der Gesinnung Anspruch machen, ohne irgend eine Aussicht auf irdischen Gewinn, wohl gar mit einiger Gefahr für ihre Ruhe, zu allen Zeiten Anhänger und Bewunderer Napoleons und seiner unheilbringenden Thaten bleiben konnten. Das Sprichwort *eventus stultorum magister* erklärt zwar Manches, aber doch nicht Alles. Denn noch immer gehen viele dieser Anhänger umher, und suchen, voll inneren Grames darüber, dafs die Greuel und Zerrüttungen noch nicht eingetreten sind, welche sie von Napoleons Sturz erwarteten und vorher ver-

kündeten, durch geheimnissvolle Andeutungen über die Übel, die da kommen können, die allgemeine Freude zu stören. Wohl mag Manches von den Gerüchten über die neuen Gefahren, von welchen das zerrüttete Europa, besonders das erschöpfte Deutschland bedrohet seyn soll, den leidenschaftlichen Gesinnungen solcher Menschen seinen Ursprung verdanken. Denn könnten sie einen grösseren Triumph haben, als wenn die Verblendung einzelner Grossen und die ehrgeizige habsüchtige Politik ihrer Rathgeber dem gestürzten Tyrannen oder dem auf sich selbst beschränkten, unruhigen Franzosen-Volk Gelegenheit gäbe, über uns mit neuer und erhöheter Wuth herzufallen, und auf ewig zu vernichten, was unter Gottes Beystand so eben erst erkämpft ist? Auf das schrecklichste würden ja dadurch die so oft zur Rechtfertigung des Helden, der seinen Bewunderern selbst oftmals unbegreiflich seyn mochte, gebrauchten Argumente: die Menschheit müsse unter der Zuchtruthe stehen, und die traurigste lehrreichste Erfahrung sey nicht im Stande, die Menschen besser und weiser zu machen, eine Bestätigung erhalten, welche auch den, der bis jetzt in seinem Vertrauen auf Gott und auf die bessere Menschheit nicht erschüttert werden konnte, der Verzweiflung preis geben würde.

Im dritten Stücke finden sich verschiedene Aufsätze, deren Überschriften die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, aber doch auch am Ende nicht recht befriedigen. So ist in dem Aufsatze: *Das Gefahrvolle für Napoleon in dem jetzigen Kriege*, Alles höchst einseitig. Denn es leidet nach Rec. Dafürhalten wenig Zweifel, dass, wenn Napoleon im Frühjahr 1813, wo dieser Aufsatz geschrieben ist, nicht auf gewissen Planen zu fest bestanden, sondern sich und seiner Armee damals etwas mehr Zeit gegönnt hätte, seine Macht noch gross genug gewesen seyn würde, um den Gefahren wenigstens nicht ganz zu unterliegen, die allerdings damals gegen ihn sich erhoben und ihn umschwebten. Auch ist es schwerlich richtig geurtheilt, wenn man Napoleons Entfernung von der Armee in Russland und seine beschleunigte Reise nach Paris einer Sorge für seine persönliche Sicherheit zuschreibt, und wenn man ihm überhaupt aus dieser Reise einen Vorwurf macht. Wie die Sachen einmal so standen, als sie am Ende Novembers 1812 standen, war Napoleons Gegenwart bey der Armee im Norden sehr wenig nöthig, und es wäre bey den Planen, die er einmal hatte, und für die kritische Lage, in der er sich einmal befand, sehr wenig weise gewesen, wenn er bey der Armee geblieben, und mit derselben zu Grunde gegangen wäre. Ein Krieger, der nicht bloss gemeiner Soldat, sondern Heerführer und Haupt einer Regierung ist, darf persönliche Gefahren zwar nicht scheuen; aber es ist noch weit mehr Pflicht und Weisheit, sich persönlichen Gefahren nicht auszusetzen, wenn es nicht durchaus nöthig ist. In Paris hingegen war Napoleons Gegenwart damals, besonders bey dem Plane, den Krieg zum wenigsten in dem Herzen Deutschlands wieder anzufangen, von der höchsten Wichtigkeit. Dieser Plan war aber hinwiederum bey der Absicht Napoleons, Herr in Deutschland zu bleiben, und die Kräfte Deutschlands für sich zu benutzen, und den Krieg von Frankreichs Grenzen und Boden entfernt zu halten, höchst natürlich, wenn gleich Rec., welcher den grössten Theil der Armee, die in Sachsens Fluren zu Grunde ging, gekannt hat, überzeugt ist, dass Napoleon für sich besser gethan hätte, wenn er, statt der Elbe, den Rhein zum Stützpunct der Operationen gemacht hätte. Dass Torgau, Wittenberg und Magdeburg in den Händen der Franzosen blieben, hat nach unserem Urtheile Europa gerettet. Der Aufsatz, welcher von dem zu erwartenden Schicksale der französischen Donationen und Güterkaufe in Deutschland redet, ist voll von unrichtigen Ansichten. So wird z. B. gesagt, diese Donationen seyen nicht die Güter selbst gewesen, sondern nur eine angewiesene Summe von den Einkünften derselben auf Lebenszeit. Und ob es mit vollem Recht geschieht, wenn in den Ländern, welche wirklich abgetreten waren, dergleichen Donationen für ungültig erklärt werden, möchte Rec. nicht behaupten. — In dem Aufsatze: „*der Waffenstillstand*,“ wird von zwey grossen Schlachten gesprochen, in welchen die Franzosen geschlagen seyn sollen. Wie würden die Sachen jetzt stehen, und wo würde der Krieg geendigt haben, wenn die Franzosen immer so geschlagen wären, wie in den beiden Schlachten bey Lützen und bey Bautzen, die hier nur gemeint seyn können? Dergleichen historische Unwahrheiten kommen in dem Tagebuch der Begebenheiten, welches jedem Stücke angehängt ist, sehr häufig vor. So wird Heft 2. S. 219 gesagt, Napoleon habe sich nach der Schlacht bey Gross-Görschen oder Lützen — die S. 223 ein *Sieg* der Preussen genannt wird — nach Querfurt gezogen, und S. 248 wird die so blutige Schlacht bey Dresden und der so verlustvolle Rückzug, welcher den Alliirten 15000 — 18000 Gefangene kostete, die Rec. selbst gesehen hat, als ganz unbedeutend und als Folge einer Bewegung in die Flanke der Alliirten dargestellt. Wozu dergleichen Entstellungen, die den verständigen Leser anekeln? Auch macht der Vf. seinen Lesern kein Compliment, wenn er glaubt, dass ihnen das *neu* sey, was in dem Aufsatze, der zur Überschrift hat: *Neue Ansicht des sogenannten Continental-Systems*, gegeben wird. Denn sollte Jemand so blind seyn, um nicht zu sehen, dass Napoleon bey der Handelssperre auch die Absicht gehabt habe, sich Geld zu verschaffen, und dem Handel einen für Frankreich günstigen Zug zu geben? Der Aufsatz: *der Rheinbund ist aufgelöset*, erwecket den Wunsch, dass auch kein Artikel und keine Spur dieses unseligen Bundes, durch welchen Brüder von ihren Brüdern verschlungen wurden, zurückbleiben möge.

Im vierten Stücke wird *Österreichs Beytritt* sichtbar. Hiedurch erhielt die Wagschale, die bis

dahin überstark auf Frankreichs Seite sich neigte, einen anderen Schwung, den sie ohne diesen Beytritt zuverläſsig nicht in dem Maſse erhalten haben würde. Möchte man dieses doch allenthalben so lebhaft fühlen, als man es zu der Zeit fühlte, wo es geschah! Dann folgen die Beytritts-Acten Baierns, Würtembergs, Würzburgs, Darmstadts, Badens. Dem künftigen Geschichtschreiber wird die Zeit, zu welcher die Beytritte erfolgten, wie die Fassung der Urkunden, leicht Stoff zu Reflexionen geben. Aber er wird dann auch nicht vergessen, daſs auf dem Schlachtfelde von den tapferen Kriegern mit reinem deutschem Herzen und Blute und als *eigene* Sache das verfochten ward, was hie und da nicht so begonnen seyn mochte. Wrede und Würtembergs Kronprinz haben *deutsche Namen* und deutsche Herzen, an der Spitze deutscher Männer, wo sie sich sehen lieſsen, gezeigt. Beym Lesen des Aufsatzes *über Sachsens unglückliche Lage* ist bey dem Rec., der für Napoleons Parthie nie eingenommen gewesen ist, der Wunsch recht lebhaft erneuert worden, daſs man doch ja bey der Beurtheilung des Betragens des Königs von Sachsen sich ganz in seine Lage und selbst in seine Denkungsart versetzen möge, ehe man über ihn aburtheilt. Auch Dresdens Capitulation erregt unangenehme Zweifel bey dem, der eben so lebhaft wünscht, daſs man *sans reproche* seyn möge, als *sans peur*.

Im fünften Stücke steht neben der mecklenburgischen Beytritts-Urkunde, die unter Umständen erfolgte, wo der Ausgang noch sehr problematisch war, und daher diesem Schritte Mecklenburgs ein besonderes Verdienst giebt, der Groſsherzog von Frankfurt. Die Weltgeschichte wird es einst, wenn der Schleyer erst ganz hinweggezogen ist, der jetzt noch so Manches bedeckt, zu den merkwürdigen Erscheinungen unserer unglückseligen Zeit rechnen, daſs, während dort das Oberhaupt der Kirche, ein wahrhaft *heiliger Vater*, der Welt ein triumphirendes Muster erhabener Tugend und der Kraft ächter Religiosität wurde, hier ein vordem hochgepriesener Mann, uneingedenk der besonderen Pflichten, mit denen er Kaiser und Reich verwandt war, sich den Ersten beygesellte, die dem alten Bunde entsagten, und einen Raubbund eingingen, wie die Geschichte keinen ähnlichen kennet, und dann nicht nur jedem Spiele die Hand bot, welches ein religionsloser Despot mit der heiligen Religion zu treiben für gut fand, sondern selbst den schlecht errathenen Wünschen desselben zuvorzukommen, und seinen deutschen Brüdern einen Fremdling vorzusetzen kein Bedenken trug. Alle die Gründe, welche einen Erbfürsten, der als Inhaber eines heiligen Fideicommisses das vergangene und kommende Geschlecht repräsentirt, nicht nur entschuldigen und rechtfertigen, sondern es ihm zur Pflicht machen, eher Alles über sich ergehen zu lassen, und lieber in Alles sich zu fügen, als das ihm angehörige Volk zu verlassen und einem Fremdling preis zu geben, fehlen einem Lebtagsherren. Deutschland verehrt daher segnend seine Häupter, die, selbst schwer gedrückt, treu ausharrten bis zum Tage, wo frey zu werden und frey zu handeln ihnen gestattet wurde, während die göttliche Nemesis zugleich ihr heiliges, ehrwürdiges Amt verrichtet.

Bey den Aufsätzen *über Spione — Hochverräther* und *über die französischen Refugiés und Emigranten in Deutschland*, welche an sich nicht gehaltreich sind, ist Rec. einestheils der Wunsch gekommen, doch nicht alle die Menschen, die sich in Deutschland zu diesem Geschäfte haben gebrauchen lassen, mit zu vieler Gutmüthigkeit zu behandeln, und, weil sie jetzt unschädlich sind, gehen zu lassen, oder wohl gar mit neuem Vertrauen zu beehren. Denn wir dürfen nicht sicher werden, und die schlechte Gesinnung, welche jeder Spionirerey, hauptsächlich für ein System, dem ein guter Mensch kaum zugethan seyn konnte, zum Grunde liegt, ist jederzeit gefährlich und verächtlich. Anderntheils muſs man wünschen, daſs doch ja deſshalb über die Franzosen kein zu liebloses Urtheil gefället werde, weil sie in Frankreich selbst, ihrem Vaterlande ganz ergeben und denjenigen abhold sind, welche es besiegt haben. Mag sich die Liebe zum Vaterlande, der Stolz auf Unabhängigkeit zuweilen auf eine unziemende Art äuſsern, mögen National-Fehler und eine gewisse National-Verdorbenheit dabey hauptsächlich auffallend werden: die Sache selbst verdient nicht durchaus getadelt zu werden. Im Gegentheil, es ziemt jedem Volke, solch eine Gesinnung zu haben; und wo ist das Volk, bey welchem in ähnlichen Fällen die edelsten Gefühle nicht zuweilen unedele Thaten hervorbringen sollten? Von dem Factischen in dem Aufsatze, *französische Menschlichkeit*, ist Einiges, wie Rec. weiſs, so unrichtig, daſs natürlich die historische Glaubwürdigkeit des Übrigen dadurch sehr geschwächt wird. Überhaupt dürfte Manches von dem, was hier steht, mit mehr Grund dem *Kriege* als dem *Krieger* zum Vorwurf gemacht werden. Wenigstens hat Rec. allenthalben, wo Truppen bivouacquirt haben, und wo der eiserne Fuſs des Krieges gewaltsam hintrat, Spuren gleicher Verwüstung angetroffen. Fluch daher über Jeden, der zu einem Kriege die Veranlassung giebt!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Spiegel der Tugend und Weisheit für jetzige Zeiten.* Herausgegeben von *Herrmann Moses Berliner*, einem israelitischen Gelehrten. Zweyte Ausgabe. 1814. 159 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. den Gebr. Gädicke: *Das neue Deutschland,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im sechsten Hefte ist die bekannte Schrift: *Das Benehmen der französischen Regierung gegen Preussen seit dem tilsiter Frieden,* abgedruckt. Über die Convention zur Herbeyschaffung der Kriegskosten ist ohne alle Sachkenntniss geurtheilt. Es möchte noch wohl zu früh seyn, über die Wohlthätigkeit und Gerechtigkeit dieser Massregel ein gültiges Urtheil zu fällen. Dieses ist erst dann möglich, wenn das Liquidations-Geschäft geendigt ist. Denn wenn man dabey nicht mit Billigkeit und gehöriger Schätzung der wahren Verhältnisse zu Werke geht: so ist es sehr leicht möglich, dass diese in der Idee vielleicht gute und gutgemeinte Massregel zu grossen Härten und Ungleichheiten führt, und gerade den, der am härtesten getroffen ist, mit neuen Ruthen züchtiget, und das Werk der Erholung und des Auflebens mehr und länger aufhält, als irgend eine andere.

Im ersten Stücke des II Bandes sind zuerst die bekannten Reden, welche vom Senat und gesetzgebenden Corps zu Paris gehalten worden sind, und gehalten seyn sollen, nebst den Antworten des Kaisers mit sehr trivialen Erläuterungen und Bemerkungen abgedruckt, ohne einmal der erheblichen Zweifel zu erwähnen, welche der Ächtheit einiger derselben entgegenstehen. Wohl gehört der Tag des Einrückens der Alliirten in Paris zu den merkwürdigsten Tagen, wie in dem Aufsatz über diese grosse Begebenheit gesagt wird. Es ist und wird ein welthistorischer Tag seyn, wenn gleich nicht alle die Folgen damit verbunden sind, welche hie und da davon gehofft und erwartet werden mochten. Aber diese Hoffnungen und Erwartungen waren auch zum Theil zu gross, und beruheten auf zu einseitiger Schätzung der Lage der Dinge. Und wer kann es tadeln, dass die Grossmuth, die Billigkeit von Manchem abstehen liess, was das Recht des Krieges und der Wiedervergeltung wohl hätte fodern können! Dürfen wir doch nunmehr desto zuverlässiger darauf rechnen, dass Grossmuth, Mässigung und Gerechtigkeit allenthalben den Vorsitz führen werde, wo das Werk des Friedens fortgesetzt und vollendet werden soll. Die Actenstücke über die Entthronung Napoleons machen den Schluss. Es ist nicht möglich, an dieses grosse Ereigniss zu denken, ohne von den mannichfaltigsten Empfindungen und Gedanken bestürmt zu werden, man mag seinen Blick nun auf den Entthronten, oder auf die Entthroner werfen. Hauptsächlich wird der grosse Unterschied unter den Regenten, die solches durch angestammtes Erbrecht sind, und unter denen, die durch Usurpation und Glück zu Thronen gelangt sind, auffallend. Berlin, Wien, Moskau und so manche andere Capitale wurden auch erobert, und die Reiche, deren Hauptstädte sie waren, wurden von einem höchst gewaltsamen Sieger, der sich selbst für allmächtig hielt, und nur zu lange für allmächtig gehalten wurde, zum wenigsten eben so heftig erschüttert als Frankreich: gleichwohl wankten die Throne der Monarchen, deren Capitale es waren, nicht, und würden auch wohl dann nicht gewankt haben, wenn den Herrschern dieselben Vorwürfe hätten gemacht werden können, die ein Senat, der noch kurz zuvor sich nicht genug in Lobeserhebungen zu erschöpfen wusste, seinem Oberhaupt zu machen kein Bedenken fand. Eine lehrreiche Bestätigung der ewigen, gleichwohl oft verkannten Wahrheit, dass die Throne kein Gemeingut sind, und dass sie durch grosse Eigenschaften, durch glückliche Ereignisse, und durch Verbrechen wohl erlangt, selten aber dadurch behauptet werden können. Möchte doch dieses Beyspiel, so warnend und gross, auf immer von dem Streben nach einem so unsicheren Besitzthum abschrecken, das, es mag dagegen gesagt werden was da will, nur denen gehört, denen es von den Vorfahren erworben ist, und mag überhaupt die zum Unglück Europens vernichtete Achtung für herkömmliche Rechte von Neuem begründet werden! Denn nicht bloss Thronen, sondern auch Provinzen und alle anderen Güter gewähren ein höchst unsicheres Besitzthum, wenn das Gefühl der Völker und die Stimme der Gerechtigkeit sich gegen die Erwerbung auflehnt, und die göttliche Nemesis, die nimmer rastende, und nicht zu bestechende, auffodert, ihr heiliges Amt zu verrichten. Dieses hat Polen und Hannover eben so gut als Spanien und Holland bewiesen, und diess wird die Zukunft lehren, wenn ein böser Genius diejenigen mit Blindheit schlägt, die im Rath der Fürsten sitzen, und wenn die gemeine Politik die Oberhand gewinnt, die nur das zu schätzen vermag, was nach Zahl und Mass sich bestimmen lässt, den Geist aber, der über Allem schwebt, und durch Alles dringt, nicht begreifen kann.

Zweyten Bandes zweytes Stück. No. II. *Erstürmung Wittenbergs,* und No. III. *Einnahme von Cüstrin,* werden mit Interesse gelesen werden, wie-

wohl sie nur die schon bekannten Thatsachen enthalten. No. VI. *Die jetzige königliche Familie von Frankreich, und deren Ankunft in Paris.* Es ist einzig in der Geschichte, und wird ewig denkwürdig bleiben, dass ein Mann, ohne Einen Soldaten zu haben, ohne das Schwert selbst zu zucken, zum Throne gelanget. Der feyerliche Einzug Ludwigs XVIII in seine Hauptstadt am 3 May 1814 war herzerhebend, und verkündete laut, dass noch eine heilige Nemesis walte. VII. *Vorschlag einer Denkmünze auf unser Jahr* 1814. Die hier vorgeschlagenen Chronosticha verrathen keinen Meister in dem lateinischen Inschriften-Stil: Wer wird z. B. von einer Statüe sagen: *CaDens ConstItVIt InVIte paCem?* Die treffende Einfachheit des Chronostichon auf das merkwürdige Siegesjahr 1813: *VICIt ConCorDIA regVM*, erreicht keiner der hier vorgeschlagenen Verse. — Die übrigen Aufsätze dieses Heftes sind weniger erheblich. P. N. c. a. E.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Reclam: *Okens Lehrbuch der Naturgeschichte.* Erster Theil. Mineralogie. 1813. XVI u. 519 S. 8. Mit 18 Kupfertaf. (Preis: Der Bogen 2 Groschen, die Kupfertafeln nichts.)

Der feste und sichere systematische Gang, welchen der Vf. befolgt, die Gründlichkeit und Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, welche er zeigt, geben diesem Lehrbuche einen vorzüglichen Rang. Alles ist zur Übersicht so genau und deutlich zusammengestellt, dass man es auch den Anfängern als ein sehr nützliches Buch empfehlen kann. Naturgeschichte wird sehr treffend bestimmt als Entwickelungsgeschichte der einzelnen Körper (Individuen) auf dem Planeten, und alle anderen Gegenstände, das Wasserreich und Feuerreich und die Atmosphärilien, werden mit Recht in andere Wissenschaften verwiesen. Man hätte schon längst sehen sollen, dass der systematische Gang, den man in den übrigen Theilen der Naturgeschichte geht und gehen kann, nicht weiter zu jenen Reichen führt, und dass man sich also in einem ganz anderen Felde befindet. Eben so richtig wird das Organische von dem Unorganischen geschieden, als fähig einer eigenen Bewegung, wodurch es producirt (schafft), und zwar entweder etwas Unorganisches oder etwas Organisches. Diese beständige eigene, innere Bewegung ist es auch, was wir in engerer Bedeutung Leben nennen: ein Ausdruck, den man jetzt, seiner ursprünglichen Bedeutung entgegen, zu weit ausdehnt. Pflanze wird vom Thier durch den Mangel an willkührlicher Bewegung geschieden. Aber die Grenze ist hier schwer zu bestimmen; die Bewegung sehr entwickelter Pflanzen, z. B. des *Hedysarum gyrans*, nimmt wenigstens den Schein der Willkühr an, und die unvollkommenen Gewächse, welche sich den unvollkommenen Thieren anknüpfen, die Oscillatorien, haben sogar aufmerksame Forscher zu den Thieren gebracht. Der wahre Charakter der Pflanzen liegt in ihrer geringen Sonderung vom Boden, von dem Planeten, worauf sie sich befinden. Die Mineralien sind dem Boden noch ganz eigen. Die Pflanzen an ihn gefesselt, sofern sie die Nahrung aus ihm ziehen müssen. Die Thiere sind völlig getrennt: denn auch wenn sie den Ort selbst nicht verändern können, wie die Austern, fassen sie doch die Nahrung willkührlich und nicht nothwendig aus dem Boden auf. Jedes Reich theilt sich nach dem Vf. in zwey sich gleichlaufende Reihen, in eine edle und unedle, in eine Lichtreihe und Massenreihe. Die oberen Abtheilungen sind immer wieder die Eintheilungsglieder der unteren, für jedes Reich. Es wird die Frage berührt, ob die Mineralien Individuen sind oder nicht, und der Vf. entscheidet für ihre Individualität, weil die Verhältnisse ihrer Bestandtheile immer bestimmt sind. Allerdings ein sehr treffender Grund, welcher aber mit der bestimmten Gestalt oder Krystallisation genau zusammenhängt. Denn dass manche Krystalle sich nicht darstellen lassen, weil sie sich zu leicht auflösen und zerfliessen, beweist nichts gegen ihr Daseyn, und eben so wenig, dass im Mineralreiche viele Körper, auf ihrer Entstehungsstufe gehemmt, nicht zu vollkommener Krystallisation gelangt sind. Das Mineral ist also nur Individuum, in sofern es die bestimmte Gestalt durch jene bestimmten Verhältnisse erreicht hat, oder ein Streben zu derselben zeigt, oder endlich in ihr verstümmelt ist. Zertrümmerte Körper, ohne Rücksicht auf ihre vollkommene Form, z. B. die Skorza, gehören so wenig ins Mineralreich, als Sandstein und Granit; der färbende Stoff, welcher ein Mineral durchdringt, an der einen Seite stärker als an der anderen, macht keine Art, und jene bestimmten Verhältnisse lassen sich keinesweges in dem Töpferthon und anderen zusammengeschwemmten oder zerfallenen Erden erwarten. Auch ist man noch immer sehr ungleich und keinesweges folgerecht in der Darstellung jener ungeformten Mineralien gewesen. Man führt verschiedene Arten des Thons auf, man hat hin und wieder aufgelösten Feldspat und dergleichen Arten aufgenommen: aber es ist noch Niemanden eingefallen, alle die verschiedenen Verwitterungen als besondere Arten darzustellen, welches doch seyn müsste. Warum sind die Farben für manche Arten mit Recht von Bedeutung, für manche nicht, z. B. für den Feuerstein und Hornstein u. a. m.? Ohne Zweifel, weil eine flüchtige, in mannichfaltigen Verhältnissen färbende Materie, ohne Einfluss auf die wesentliche Form, das Mineral durchdrungen hat. Darum scheint auch *Hauy's* Verfahren, welcher Feuerstein, Hornstein, Jaspis u. dgl. zu Abarten des Quarzes macht, nicht ganz zu tadeln zu seyn, wenn es gleich nöthig ist, diese Abarten schärfer zu trennen, als er that. Nach der Einleitung folgt als erste Abtheilung die chemische Irdlehre (Mineralogie). Man kann diese als eine gedrängte, sehr brauchbare Übersicht der Chemie ansehen, mit Ausschluss der vegetabilischen und animalischen Producte. Allerdings zeigen sich bey einer solchen systematischen Darstellung die Lücken der Wissenschaft und der Vf. rügt sie mit einiger Heftigkeit; aber alle Theile der Naturwissenschaft haben solche Lücken, sogar diejenigen, wo es nur der leichteren Betrachtung, nicht des schwereren Experiments, bedarf. Einige Kleinigkeiten hat Rec. bemerkt,

welche zu ändern sind. Die Flufssäure ist von *Davy* und *Gay-Lussac* eben sowohl zerlegt als die Boraxsäure; die gasige Natur der Essigsäure ist zweifelhaft, ebenso dafs Zucker, Schleim und Stärke nur verschiedene Kalchzustände sind. Phosphorsäure verdampft nicht bey der Rothglühhitze, Schwefelsäure fällt die Talkerde nicht aus allen anderen Säuren, u. dgl. m. Aber die mit grosem Fleifse gemachten, zum Theil dem Vf. eigenen tabellarischen Zusammenstellungen verdienen den Dank des Lesers. Die physische Mineralogie enthält ebenfalls tabellarische Darstellungen der Härte, Schwere und Schmelzbarkeit der Mineralien. Hieher konnte noch gestellt werden, welchem Pole in der galvanischen Kette jeder Stoff folgt. In der mathematischen Irdlehre handelt der Vf. die Krystallographie ab. Zuerst *Werners* Lehre, dann *Hauy's*, mit einiger, doch zu weniger Rücksicht auf *Bernhardi*. Dafs der Vf. *Hauy's* atomistische Grundlage nicht annimmt, läfst sich erwarten; auch ist die Übersetzung in eine andere Theorie leicht. Zuletzt ein Versuch, die Krystallentstehung zu erklären. Sie entstehen nur, sagt der Vf., an den Unebenheiten des Gefäfses, zwischen zwey polaren Puncten. Das Anschiefsen geht in geraden Linien strahlend vor sich, und wird durch das Licht bestimmt. Da nun dieses auch von den Seiten wirkt: so verbreiten sich Strahlen von beiden Puncten nach den Seiten, wodurch zwey Triangel entstehen würden, mit den Grundlinien zusammenstofsend, wenn dieses nur in einer Ebene geschähe; da es aber in mehreren geschicht: so entsteht ein doppeltes Tetraeder, oder eine dreyseitige Doppelpyramide als Urform aller Krystalle, eine Darstellung, welcher Rec. völlig seinen Beyfall giebt. Nur mufs man bedenken, dafs die Winkel, welche die Triangel oder die Tetraeder begrenzen, so wie diejenigen, unter welchen sich die Anschufsblättchen zwischen jene Radien legen, zu den Eigenthümlichkeiten des Krystalls gehören, und dafs wir auch hier zuletzt auf jene bestimmten Verhältnisse kommen, welche der Grund aller Individualität sind. Von der geographischen Irdlehre nur wenig, weniger als Rec. erwartete. Die Hälfte des Werkes macht die systematische Irdlehre aus. Die Mineralien werden dem System des Vfs. gemäfs eingegetheilt in Erdminer. = *Erden*, *Wasserm.* = *Salze*, *Luftm.* = *Brenze* (Inflammabilien), *Feuerm.* = *Erze*. Die Erden in *Erd*erden = *Kiese*, *Salz*erden = *Thone*, *Brenz*erden = *Talke*, *Erz*erden = *Halde*, Kalk, Baryt, Strontian. Rec. mifsbilliget es keinesweges, dafs man durch allgemeine Bestimmungen das Besondere zu bestimmen sucht, und dafs man sich durch das Ferne zum Nahen leiten läfst; aber mehr als leiten mufs es nicht, sonst läuft man Gefahr, in Irrthümer zu gerathen. Die Talkerde möchte immerhin als Luft- (Brenz-) erde bestimmt seyn, ihre Leichtigkeit spricht dafür, und das Übrige konte man der Folge zu bestimmen überlassen; aber es ist unrichtig, wenn sich der Vf. dadurch bewegen läfst, zu sagen, ihre Mineralien verwittern leicht an der Luft. Die Ordnung der Kieselerden (Kiese) wird eingetheilt in vier Zünfte: Reine Kiese, Thonkiese, Talkkiese, Kalkkiese. Die Zunft der reinen Kiese oder Quarze in vier Sippschaften: reine Erdquarze, b. Erzquarze, Wasserquarze, Luftquarze, Feuerquarze. Die erste Sippschaft hat vier Gattungen: Kiesquarz, Thonquarz, Talkquarz, Kalkquarz. Jede Gattung begreift unter sich mehrere frey abgetheilte Arten. Dieses nur als Beyspiel von der Eintheilungsart des Vfs. Unstreitig wird die Übersicht dadurch ungemein erleichtert, und das Ganze erhält systematische Gliederung; aber willkührlich bleibt oft die Vertheilung unter diese Glieder, auch fehlt es an sicheren Charakteren zur Erkennung. Zum Thonquarz werden der dickfaserige Amethyst und der Gelenkquarz gebracht, wovon Rec. die Gründe nicht einsieht, eher möchten die Hornsteine und verwandte Arten aus der Sippschaft der Schirle dahin gehören; zum Talkquarz sehr richtig der Praser; zum Kalkquarz der Feuerstein, wovon Chalcedon eine Art ausmacht. Zum Erzquarz kommen Eisenkiesel, Heliotrop, Chrysopras und Titanit, welches sehr zu billigen ist, nur mag der Chrysopras bey seiner geringen Färbung durch Nickel dem Chalcedon, wie der Amethyst dem Quarz nahe stehen. Wasserquarze des Vfs. sind die Opale, Luftquarze der Tripel, Kieselsinter u. dgl. Feuerquarze endlich der Diamant, Zirkon, Spinell, Idokras. Die Wasserquarze und Luftquarze wird man willkührlich bestimmt finden. Ist es denn aber nöthig, alle Rubriken zu füllen, und sollte man nicht warten, ob nicht vielleicht Mineralien entdeckt werden, welche den Platz gehörig einnehmen? Die Schärfe der Bestimmungen würde sodann leichter zu erreichen seyn. Die Thonkiese nennt der Vf. Schirle, die Talkkiese Olivine, die Kalkkiese Granaten. Die Thone theilen sich nicht nach den Erden, sondern nur nach den Elementen ab, und es giebt daher Erdthone oder Leien (Schiefer), (Erzthone, oder Wacken), Wasserthone oder Letten, Luftthone oder Kaoline, Feuerthone oder Feldspathe. Die Sippschaften der Talke sind Erdtalke oder Serpentine, (Erztalke oder Chlorite), Wassertalke oder Walkerden, Lufttalke oder Magnesite, Feuertalke oder Glimmer. Die zweyte Classe ist die Classe der S a l z e; die dritte der brennbaren Körper oder B r e n z e; die vierte der E r z e. Er theilt sie in Kieserze oder Golde, Thonerze oder Eisen, Talkerze oder Silber, Kalkerze oder Quecke (Quecksilber). Von Gold vier Sippschaften: Erdgolde oder verkalchte, Salzgolde oder gesäuerte, Brenzgolde oder geschwefelte, Erzgolde oder gediegene. Die erste Sippschaft hat vier Gattungen: Irdmulm oder Nickelocher, Wassermulm oder Kupferschwärze, Luftmulm oder Wifsmuttocher, Feuermulm oder Rothkupfererz. Über manche Stellung dieser Körper liefsen sich Erinnerungen machen, wie man leicht einsieht. Indessen ist es doch im Ganzen sehr zu loben, dafs der Vf. die vormalige, nur chemische Eintheilung abgeschafft hat, da wirklich die Mineralogie ihren eigenen Gesichtspunct haben mufs, woraus sie die Gegenstände zusammenstellt. Wenn wir nur erst einen Compafs haben, die Declination wird sich schon finden. Erde, Wasser, Luft und Feuer bezeichnen sehr gut die allgemeinen Beziehungen der Stoffe von ihrem Normalzustande durch mancherley Veränderungen zum vollkommensten individuellesten.

Zuletzt noch einige Bemerkungen über die neuen deutschen Ausdrücke des Vfs., deren er sich gröfsten-

theils bedient, um fremde, in unsere Sprache aufgenommene Ausdrücke zu ersetzen. Die Bemühungen der Sprachforscher in dieser Rücksicht sind nicht zu verwerfen; nur müssen sie nicht zur Annahme ihrer Verdeutschungen zwingen wollen. Wenn auch viele solcher Wörter das Bürgerrecht niemals erhalten; wenn es auch eine Sprache nicht herabsetzt, fremde Wörter aufzunehmen, oder die Zurückhaltung in dieser Rücksicht sie nicht erhebt, wie wir an der holländischen sehen: so ist es doch immer möglich, dass einige ausdrucksvolle, kräftige Wörter dabey erfunden werden. *Ird* statt *Erdelement* von unserem Vf. gebraucht, scheint treffend; es ist das alte Stammwort. Für *Raçe*, *Rasse* hat Rec. oft ein gutes deutsches Wort gewünscht, aber *Ley*, die Endsylbe von *Allerley*, *Mancherley*, gefällt nicht, denn sie heisst altdeutsch *lige*, *gleiche*. *Geff* statt *Arsenik* ist nicht übel, das Wurzelwort von Gift. Der *Drus* statt *Krystall*, sehr gut, ferner *drusen*, *gedrust*. Aber *Nesch* statt *Beryt* möchte Rec. nicht aufnehmen. Die Metallnamen, das *Palladel*, *Iridel* u. s. w. sind unedel. Das *Wad* statt *Mangan* ist bequem, da *Mangan* nicht deutsch betont ist, aber ein fremdes Wort ist es doch auch; *Jarg*, *Laug*, *Suss* sind gar zu übeltönend. Die Lauge (da man die Sode sagt), möchte wohl mehr gefallen. Doch über solche Änderungen bestimmt die Zeit durch den Geschmack. — Die Kupfer enthalten Umrisse von Krystallisationen nach *Hauy* und *Bernhardi*.

P. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Dortmund* u. *Leipzig*, b. Mallinkrodt: *Cornelii Taciti Annalium libri XVI*, ex recensione novissima cum perpetua, brevi tamen adnotatione ad libros priores in usum scholarum. 1812. 8. (1 Rthlr.)

Wenn von einer neuen Ausgabe des Tacitus die Rede ist, welchem kundigen Philologen werden nicht sogleich die ehrenvollen Namen eines *Muretus*, *Lipsius*, *Pichena*, *Freinsheim*, *Gronov*, *Ernesti*, *Oberlin* u. A. einfallen. Was diese Heroen in einem so verwickelten Historiker leisteten, ist bekannt. Ausserdem beschäftigt das Studium dieses Einzigen, gerade in dieser Zeit, wo die historische Kunst und Kritik so viele neue Ansichten gewann, fortwährend viele treffliche Männer, welche durch die mitgetheilten Proben ihres Fleisses und Kennersinns unsere höchste Erwartung für die Herausgabe ihrer ganzen Bearbeitung erregten. Um so auffallender muss es seyn, wenn ein ganz Unberufener auftritt, und mit unbegreiflichem Leichtsinne ein Werck zu Tage fördert, dem geradezu Alles abgeht, was es zu dem Zwecke brauchbar machen könnte, welchen der Herausg. selbst als ihm vorschwebend auf dem Titel bezeichnet. Nach dem Bedürfnisse der Jünglinge, welche man in den hehren Tempel einführen will, den ein Tacitus der Geschichte seiner Zeit erbaute, worin gleichsam ein Relief an das andere gereiht, seinen vollen Sinn nur dem tiefen Kenner aufschliesst, eine Ausgabe dieses Schriftstellers zu liefern, muss nothwendig eine höchst schwere Aufgabe seyn, deren glückliche Lösung sich nur ein vieljähriges, geistvolles Studium dieses Unschätzbaren versprechen darf. Denn zu einer tüchtigen Schulausgabe gehört doch wohl: Berichtigung des Textes, das Werk einer tiefen Kritik; Worterklärung, wo solche das Wörterbuch versagt, wobey vorzüglich der Umfang, welchen Tacitus so vielen Worten gab, gezeigt werden muss; ferner gehörige Würdigung der taciteischen Kunst; und Sacherklärung. Ausserdem müssten (um nicht den Schriftsteller in Noten zu ersäufen) wenigstens die ersten Bücher dieses Werkes mit grösster Genauigkeit behandelt werden; wodurch nun gestärkt und auf die rechte Bahn geleitet, der Jüngling vieler weiteren Erklärung überhoben seyn dürfte. Denn an einem *blossen* Abdrucke des Textes fehlt es nicht. Welche von allen diesen Erfodernissen hat unser anonymer Herausgeber befriedigt? Auch die flüchtigste Durchsicht dieses Machwerks muss ihm allen Werth absprechen; nur die tiefste Unbekanntschaft mit jenem Erwähnten konnte ein solches Werk entstehen lassen. Was der Herausgeber that, ist kurz dieses: Er nahm den *oberlinschen* Text, liess ihn frischweg abdrucken, und fügte aus früherer *Edd.* Anmerkungen verschnittene Nötlein hinzu. Und diese Anmerkungen sind nicht etwa mit gehöriger Auswahl untergelegt, um das Verständniss der schwersten Stellen zu erleichtern; nein! ganz willkührlich, wie sie gerade auf Anonymus zukommen. Doch auch diese kleine Arbeit wurde ihm bald verdriesslich, — oder vielleicht sagte ihm ein dunkles Gefühl, wie doch alle seine Mühe vergebens sey — und so hören dann mit dem dritten Buche diese Anmerkungen ganz auf, daher *ad priores libros adnott.*

Zur überflüssigen Probe, wie der Herausgeber verfährt, mögen einige Anmerk. zu den ersten Capp. des 1 Buchs hier stehen: Cap. I, zu *gliscente — jam sub Augusto*; zu *deterrentur — fastidio et metu*; wozu dieses? wenigstens *metu*? da schon in *gliscente adulatione* hinlänglicher Grund für *deterrere* liegt, indem diess so viel als *avocare* oder *avertere* bedeutet. V. *Brouckh. ad Tib.* 3, p. 57, und *Wolf* zu dieser Stelle. Cap. II. zu *exuto Lepido — XX legionibus suis spoliato.* Zur Erklärung des *ambitu* reicht ihm *gratia* hin. Cap. III zu *Planasiam — Corsicae vicinam.* Zu *ostentatur — modo hujus, modo illius dux.* Zu *collega* (wie *Anonym.* wahrscheinlich verbessern wollend, statt *conlega* schreibt, ob er gleich hin und wieder der von *Oberlin* durchgeführten Schreibart wieder folgt, z. B. Cap. VIII *inlatam*) — *provincias cum Augusto administrando simulque censum agendo.* Cap. IV zu *aegro et corpore — etiam morbis*, wo der Herausg. noch kürzer, und zugleich deutlicher nur *etiam* setzen durfte. Zu *differre — lacerare*; viel zu stark, und keineswegs erklärend. V. Liv. 34, 49. *Interprett.* ad Val. I, 753. Zu *accensam — irritatam*, was jedes Lexikon giebt. Zu *insuper adolescentibus — filio Tiberii et Germanico.* Zu *interim — ad tempus, dum amici, premant, quandoque inimici, distrahant.* Wir übergehen hier mehrere Anmerkungen, da jetzt schon der Leser einen Begriff von der Art, Willkührlichkeit und Armuth unseres Anonym. haben wird, und heben bloss noch einige Stellen aus, die gar zu auffallend sind, um nicht gerügt zu werden. So erklärt *Edit.* in Cap. VI *induravit*, statt durch *animam* oder *se*, durch *adeo duras.* Cap. VII ist *ambitum uxorium* durch *per preces Liviae* erklärt ihm genug. Cap. VIII zu *virgines Vestae — apud quas depositum fuerat*, musste doch wohl allgemein erklärt werden. Zu *remisit* folgende Anmerkung: *gratiam rei indecorae patribus fecit*, und nun kommt ein *Vulgo: liberum arbitrium funeris permisit; moderate, quod non prohiberet; adroganter, quod non dissuaderet*, welches doch die einzige wahre Erklärung ist, die *Wolf* dieser Stelle gab. Cap. X finden wir zu *rempublicam — libertatem, itaque Cassium Brutosque inita cum Antonio societate*; wie gehört diess hieher? und *itaque* als Vergleichungspartikel! Doch noch besser wird es mit der Latinität in folgender Anmerkung desselben Cap. zu *cepere — „Veteranis non pro merito tractari querentibus“ Suet. At cepere ex conj. Ms., quod restat unicum: fecere, quasi invitis amicis agros dividentibus.* Man möchte doch fragen, woher Anonym. dieses *invitis etc.* hatte? Wohl weiss man aus Sueton. Octav. 27, dass sich August selbst eine Zeitlang den Präscriptionen widersetzte, aber nichts von seinen *invitis amicis.* Auch *Ruperti* irrt hier ganz, wenn er *fecere*, oder, wie er will, *fecerint* zu retten sucht; denn wenn sich dieses *fecerint* auf *August* bezöge; so läge hierin ein Lob desselben, das im Munde der Tadler, die hier reden, sehr unpassend seyn würde. C. XI finden wir eines der seltenen Citate, deren Zahl sich in dem ganzen Werke nicht über zwölf belaufen mag, zu *ad effigiem Augusti — quae in curia erat*, Lib. 2, 37, welches uns sagt, dass die *effigies Augusti* nicht in der Curia, sondern im Palatio sich befand, wo Senat gehalten wurde. So könnte man dem Herausgeber auf jeder Seite dieses elenden Messläufers seinen Leichtsinn, seine Armseligkeit zeigen, wenn nicht schon jetzt der ernste Leser voll gerechtes Unwillens über solche Versündigungen an den Manen des ehrwürdigen Tacitus sich abwendete.

S. s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

THEOLOGIE.

Stuttgart, b. Metzler: Dr. *Gottlob Christian Storr's Lehrbuch der christlichen Dogmatik*, ins Deutsche übersetzt, mit Erläuterungen aus anderen, vornehmlich des Verfassers eigenen Schriften, und mit Zusätzen aus der theolog. Literatur versehen von Dr. *Carl Christian Flatt.* Erster Theil. Zweyte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1813. XX u. 408 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die seltenen Vorzüge, mit welchen dieses Lehrbuch ausgestattet ist, sind von dem Rec. der ersten Ausgabe in unseren Blättern (1805. No. 84) sorgfältig hervorgehoben, und von dem theologischen Publicum dankbar anerkannt worden. Es dürfen daher jetzt nur die Verbesserungen und Vermehrungen, welche diese neue Auflage erhalten hat, angegeben werden. Sie betreffen theils das Äussere, theils das Innere. Das ganze, aus fünf Büchern bestehende und in der ersten Auflage vom J. 1803 gegen 850 S. enthaltende Werk ist nun abgetheilt; der erste jetzt anzuzeigende Theil enthält nur die ersten zwey Bücher von dem Ansehen der heiligen Schrift und von Gott. Der Druck ist, sowohl in den §§. als in den Anmerkungen, grösser und daher die Augen weniger anstrengend; die häufigen Fehler des Schriftsetzers sind grösstentheils berichtiget; viele Anmerkungen haben eine passendere Stelle erhalten, wodurch der Leser das Zusammengehörende leichter übersehen kann. So viel von den äusseren Veränderungen.

Das Innere nach Anlage und Grundsätzen konnte, da dieses Lehrbuch die Resultate einer langen und gewissenhaften Prüfung des Alten, Neuen und Neuesten, das sich auf die Dogmatik und ihre, auch entfernten, Hülfswissenschaften bezieht, giebt, nicht verändert werden; allein das letzte Jahrzehend, das seit dem ersten Erscheinen dieses Lehrbuches verflossen ist, war an Untersuchungen über die heilige Schrift, vorzüglich des N. T., und an neuen Erklärungen wichtiger Beweisstellen reich; einige philosophische Systeme, vorzüglich das *Schelling*'sche, wurden in diesem Zeitraume ausgebildet und auf die christliche Glaubenslehre übergetragen: diese konnte unmöglich unbeachtet bleiben. Der verewigte *Storr* hatte daher auch in sein lateinisches Original eigenhändige Zusätze gemacht, welche in die Ausgabe desselben vom J. 1807 aufgenommen, und jetzt in die Übersetzung eingeschoben sind. Ausserdem hat Hr. *F.* in den Anmerkungen und Noten zwar nicht vollständig, aber mit sorgfältiger Auswahl, die Literatur nachgetragen, und die Resultate der neueren Untersuchungen theils angegeben, theils beurtheilt. Dahin gehöret S. 49 ff. die Classification der Hauptmeinungen über das Verhältniss unserer drey ersten Evangelien, und die Aufzählung der Zweifel, welche in unserer Zeit gegen einige apostolische Briefe unter den Homologumenen sind erhoben worden; dann was S. 247 ff. gegen die Annahme einer mittelbaren Offenbarung gesagt wird; S. 275 — 279 die Darstellung und Beurtheilung von der Gotteslehre des Systems der absoluten Identität; S. 383 die Bemerkungen gegen die Identität des λόγος bey Johannes und Philo. Einzelne literarische Nachweisungen, besonders aus *Eichhorn's*, *Schmidt's* und *Hug's* Einleitungen in das N. T., *Schott's* Epitome und den Schriften, welche aus der *Storr*'schen Schule hervorgegangen sind, hat fast jeder §. erhalten.

Nur einige Erinnerungen erlaubet sich Rec. über einzelne Behauptungen. S. 5 ist der Schluss zu rasch, dass Celsus und Porphyrius mehrere unserer kanonischen Schriften des N. T. gekannt haben, weil sie Begebenheiten und Aussprüche, die sich in denselben finden, zu ihren Angriffen auf das Christenthum benutzen. Dieser Umstand beweiset nur, dass sie Schriften hatten, in welchen jene Erzählungen sich auch befanden; allein er lässt unausgemacht, ob es gerade Matth., Marc. u. s. w. Evangelien waren. — Durch die S. 14 und 19 beygebrachten Gründe wird Rec. noch nicht überzeugt, dass bey Eusebius *ἀντιλεγόμενον* und *νόθον synonyme* Ausdrücke sind. Kann sich Rec. schon nicht die hier obwaltenden Schwierigkeiten genügend lösen: so scheint ihm doch so viel gewiss, dass durch jene beiden Wörter verschiedene Classen von Schriften bezeichnet werden. Denn würde wohl Eus. für denselben Begriff in demselben Zusammenhange zwey so verschiedenartige Worte gebrauchen? Dann spricht, nach Rec. Einsicht, für die verschiedene Bedeutung dieser Wörter die Art der Schriften, welche unter den *ἀντιλ.* und *νόθοις* aufgezählt werden. Jene wurden von Vielen in den Kanon aufgenommen, bey diesen war davon gar nicht die Rede, ob sie schon im Schoosse der katholischen Kirche erzeugt und zum Theil gebraucht worden waren. Dazu kömmt noch, dass Euseb. die von Ketzern herrührenden Schriften nicht einmal zu den *νόθοις* rechnen will, woraus hervorzu-

gehen scheint, dass diese geringeren Werth nach der Meinung des Euseb. haben müssen, als die ἀντιλ. Da sich nun nicht ableugnen läst, dass Euseb. drey Classen von Schriften angeben will: so glaubt Rec., dass die zweyte Classe in ἀντιλ., d. i. solche, die nicht von Allen in den Kanon aufgenommen werden, und in νόθοι, d. i. solche, die zwar in der katholischen Kirche entstanden und gebraucht worden sind, aber zum Kanon gar nicht gerechnet werden dürfen, zerfalle. — Da Hr. *F.* die *Schelling*'sche Gotteslehre ausführlicher dargestellt hat: so verdiente wohl die Idee von Trinität S. 408, wie sie von der Schule jenes Philosophen dargestellt wird, eine weitere Auseinandersetzung und Prüfung. *Gabler's* Journal, auf welches desshalb verwiesen wird, dürfte doch nicht allen Lesern sogleich bey der Hand seyn. — Möge dieses Lehrbuch ferner dahin wirken, dass die christliche Dogmatik mit Ernst, Religiosität, Bescheidenheit, und den nöthigen Vorkenntnissen studiret, und dadurch das ächte Christenthum immer weiter ausgebreitet werde!

O. P. B.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Die Psalmen*, übersetzt und metrisch bearbeitet von *M. Lindemann*, gräfl. von Ingelheim. Rath. Mit Genehmigung des erzbischöfl. regensburg. Ordinariats. (Mit einem Kupfer.) 1812. 245 S. gr. 8. (16 Gr.)

Eine Arbeit, welche den jetzigen Anfoderungen an eine gute Psalmenübersetzung weder von Seiten der Richtigkeit des Sinnes, noch der Angemessenheit, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, noch des Wohlklangs der Verse im vorzüglichen Grade entspricht, aber in ihrem Kreise wahrscheinlich Nutzen stiften und Beyfall finden wird.

An nicht wenigen Stellen hat der Vf., besonders aus zu grosser Anhänglichkeit an die Vulgate, den richtigen Sinn verfehlt, wovon wir nur einige Beyspiele anführen. Ps. II, 5. *Zürnend wird er zu ihnen einst sprechen, Wird im Grimme erschrecken sie einst*; wo das אז ganz falsch, und wie es nie steht, genommen ist. Ganz verfehlt ist der Sinn des 6 V. *Von ihm bin ich zum König gesetzet, Über Zion den heiligen Berg! Ich verkündige Gottes Gebot*: wobey der Vf. der Vulgate folgt. V. 11. *Erfreuet euch mit Zittern* vor ihm, wo die ungewöhnliche Bedeutung des גיל verfehlt ist. V. 12. *Unterwerft euch seinen Gesetzen*, wieder nach der Vulgata falsch. VII, 7. *Und rüg' für mich das Recht, so du geboten*, falsch nach *Mendelssohn*. V. 8. *Wer Bubenstück empfängt, ist unglückschwanger, Und bringet endlich eine Missgeburt zur Welt*, statt: *Siehe! er empfing Unheil, und ging schwanger mit Verderben; aber Täuschung gebar er.* VIII, 3. *Der Säuglinge und Kinder Mund begründet Um deiner Feinde willen deinen Ruhm*, statt: *Aus der S. u. K. M. begründest (bereitest) du dir Ruhm.* V. 6. *Engel* statt *Gott*. XI, 5. (Beym Vf. nach der Vulgate X, 5.) *Jehovah ist in seinem heiligen Tempel, Jehovah dessen Thron der Himmel ist*, statt: *Jehovah ist in seinem heiligen Palast, Jehova hat im Himmel seinen Thron.* Vom Tempel ist gar nicht die Rede. XIV, 4. (XIII, 5.) *Sie, die mein Volk wie Brod verzehren, Die Übelthäter werden einst den Herrn, den sie nicht angefleht, erfahren.* Etwas besser ist die Parallelstelle im 53 Ps. (nach einer Änderung im Carton) so gegeben: *Wie, werden denn die Übelthäter, Sie, die mein Volk wie Brod verzehren, Nun nimmer zur Erkenntniss kommen?* XVI, 2. (XV, 2.) *Bedarfst nicht meiner guten Werke.* Diese Übersetzung gründet sich auf die Vulgate: *bonorum meorum non eges.* XVIII, 5 (XVII, 5) setzt der Vf. mit neueren Exegeten *Höllenströme.* V. 36. *Der mich erniedrigt, um mich gross zu machen*, falsch nach der von *Michaelis* angenommenen Punctation: עֲנֹותְךָ statt עַנְוַתְךָ, *deine Güte.* XIX, 5 (XVIII, 6) folgt der Vf. wieder der Vulgata, und verfehlt dadurch den Sinn. XXIX, 1. (XXVIII, 1.) *Ihr Diener der Götzen*, falsch, statt: *Götter-Söhne.* XXXVI, 2. (XXXV, 2.) *Das Laster spricht zum Bösewicht im Herzen, Die Gottesfurcht ist nichts, verbanne sie.* Das Letztere heisst aber im hebräischen Text bloss: *Furcht Gottes ist nicht vor seinen Augen.* V. 3. *Er lässt sich Alles zu, weil er sich täuschet, Er könne nach Gefallen sündigen.* Aber wenn man auch mit dem Vf. nach *Dathe* und A. למצא עון durch *Sünde ausüben* erklären will: so heisst der Vers doch wörtlich so: *Er schmeichelt sich selber in seinen Augen, dass er Sünde begehen könne, die zu hassen ist.* לשנא hat der Vf. ganz übergangen. XXXIX, 3. (XXXVIII, 3.) *Ich schwieg, sprach von dem Glücke nichts*, giebt gar keinen Sinn. XLII, 3 (XLI, 3) *um dich anzuschauen* statt: *vor deinem Angesicht* (im Tempel) *zu erscheinen.* V. 8 hat der Vf. die Metapher, wie es scheint, verfehlt: *Hier, wo ein Abgrund zu dem andern ruft, bey dem Geräusche deiner Wasserfälle* u. s. w. Wenigstens hat er sie durch Einschiebung des *Hier* verdunkelt. XLV, 9. (XLIV, 9.) *Aus deinen Kleidern duftet Wohlgeruch, Von Myrrhen, Aloe und Zimmetrinde, An deinem Ehrentag von Königstöchtern, In elfenbeinern Büchsen dir gebracht.* Ein Gewebe von Falschheit. XLVIII, 8. (XLVII, 8.) *Zertrümmert hast du Tharsus Flotten, Durch einen Sturm, den du aus Osten riefst.* Der Vf. hat aus einer Vergleichung ein Factum gemacht, und was soll *Tharsus* hier? LIX, 7 (LVIII, 7.) *Des Abends schleichen sie umher, und spüren Wie hungrige Hunde durch die Stadt.* Es ist diess als Wunsch zu fassen, wie V. 15, und המה heisst doch wohl nicht *spüren.* LXVIII, 16. (LXVII, 16.) *Der Bassan ist ein hoher fetter Berg, Der Berg des Herrn nicht minder segentriefend*, eine höchst sonderbare, ebenfalls zum Theil von der Vulgata veranlasste Übersetzung. LXXXIV, 4. (LXXXIII, 4.) *Der Vogel sucht sein Haus, ihr Nest die Schwalbe, Worein sie ihre Jungen birgt: Ich deinen Altar, Ewiger*, u. s. w. Wie der Vf. zu dieser Übersetzung gekommen sey, was ihn berechtigen mag, ein *Ich* einzuschieben? CXXXI, 1

ist נִפְלָאוֹת falsch und unpassend durch *Verborgenes* übersetzt.

Noch gröſser ist die Zahl der Stellen, in welchen der Ausdruck falsch oder unangemessen, der Sinn geschwächt oder getrübt oder allzusehr aus einander gedehnt ist. I, 1. *Die er stets forschet und sich eigen macht.* Ersteres undeutsch, Letzteres eingeschoben. V. 4. *Jeder Wind*, statt: *der Wind*. II, 2. *Erdenkönige* läſst an den falschen Gegensatz *Himmelskönig* denken. V. 3. *Vom Nacken schleudern*, statt: *von uns werfen*. III, 4. *Mein gesenktes Haupt*, wo das Beywort eingeschoben ist. IV, 3. *Wie hänget ihr an Eitelkeit*, statt: *Sinnet ihr auf Eitles* (eitle Plane). V. 4. *Macht seinen Liebling groſs*, statt *zeichnet ihn aus*. VI, 4. *Gebeugt* statt *zerrüttet*. V. 7. *Zerrinne ich in meinem Bette in Thränen*, statt: *Schwemme ich die ganze Nacht mein Bette*. V. 11. *Ein Wink — und Alle sind beschämt*; wo das erste modern, und für das hebräische רֶגַע unpassend ist. VIII, 8. *Und was nur im Gewässer sich beweget*, nicht treu, statt: *Was den Pfad des Meeres zieht*. XII, 3. (XI, 3.) *Es wohnet Doppelsinn in ihrem Herzen*, statt: *Mit doppeltem Herzen reden sie*. XIII, 3. (XII, 3.) *Wie lange soll ich mich mit Sinnen quälen, Und ohne Unterlaſs so sehr bekümmert seyn?* matt, statt: *Wie lange soll ich Sorgen hegen im Busen, Kummer im Herzen täglich?* XVII, 1 (XVI, 1.) *Falschheitlose Lippen*, undeutsch. V. 8. *Des Auges Mitte*, statt *Augapfel*. XVIII, 9. (XVII, 9.) *Und blaue Glutflamme loderte davon*; der Text hat nur *Kohlen*, *Kohlenglut*. V. 11. *Auf Cherubsrücken saſs er*, zu bestimmt, unpoetisch, und wohl auch gegen die Vorstellung des Dichters. V. 12. *Und sein Gezelt, worin er sich verbarg, War trübes mitternächtliches Gewässer, Und Wolken über Wolken hingewälzt*; unpoetisch, und zum Theil unrichtig. XXII, 11 (XXI, 11.) *Hast mich vom Mutterschooſse aufgefangen*, unrichtig und gemein. XLII, 6. (XLI, 6.) *Was hast du lange*, ein gemeiner Provincialismus, und drückt nicht einmal den Sinn aus. LII, 7. (LI, 7.) *Auf ewig deine Wurzel ziehen*, undeutsch und matt, für: *ausrotten* oder ähnlich. CXXXI, 2. (CXXX, 2.) *An Stille laſs ich wahrlich meine Seele Dem Säugling gleichen an der Mutter Brust, Voll Kindereinfalt war stets mein Gemüth*, gedehnt und matt. — Doch wir brechen ab, und geben noch eine Probe im Ganzen, um Ton und Art der Übersetzung kenntlich zu machen.

Psalm XXIII. (XXII.)

1. *Gott ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln.*
2. *Er lagert mich auf grüne(r) Weid',*
Und leitet mich zu stillen Bächen.
3. *Er labt mein schmachtendes Gemüth,*
Und führt mich seines Namens wegen
Auf Pfaden der Gerechtigkeit.
4. *Wall' ich gleich in dem Schattenthale*
Des Tods, so wall' ich ohne Furcht;
Denn du bist bey mir. Deine Stütze,
Dein Hirtenstab sind stets mein Trost.
5. *Im Angesichte meiner Feinde*
Bereitest du mir einen Tisch.
Du salbst mein Haupt mit deinem Öle
Und schenkst mir volle Becher ein.
6. *So lange ich hienieden lebe,*
Folgt Heil und Seligkeit mir nach,
Bis ich dort in Jehovens Hause
Dereinst auf ewig wohnen kann.

Th.

SULZBACH, in der seidelschen Buchhandlung: *Synodalreden*, gehalten von *protestantischen Districts-Decanen* im Königreich Baiern, gesammelt und herausgegeben mit einer Zugabe von D. *Gottlob Wilhelm Meyer*, Professor, Decan und Archidiakonus zu Altdorf. Erster Band. 1813. XII u. 146 S. 8. (12 Gr.)

Zu den ruhmwürdigsten Verordnungen, welche die kön. baiersche Regierung erlassen hat, gehört auch die Instruction für die Districtsdecane, die jährlich zu haltenden Synoden zu einem Vortrage über einen wissenschaftlichen Gegenstand, und zu Unterredungen darüber zu machen. Wieviel Gutes kann dadurch gewirkt werden, wenn der Decan, selbst ein wissenschaftlicher Mann, einen Gegenstand zu wählen versteht, welcher für seine Amtsbrüder jedesmal ein gewisses Zeitinteresse hat, und den Umständen angemessen ist! Wieviel kann dadurch die amtsbrüderliche Liebe unter einander, der Eifer zum Fortstudiren und die Pastoralklugheit gewinnen! Der Gesichtspunct ist ganz richtig, von welchem der würdige Herausgeber dieser Synodalreden jene königliche Verordnung ansieht. Er findet nämlich in ihr eine Berücksichtigung der wahren *Bestimmung* und des *Bedürfnisses* des geistlichen Standes. „Die Bestimmung des geistlichen Standes, heiſst es S. III, ist nicht bloſs, Religiosität und Tugend nach den Grundsätzen des Christenthums zu befördern, sondern auch dazu möglichst beyzutragen, daſs ächte wissenschaftliche Cultur unter den Menschen erhalten und befördert werde." Was das Bedürfniſs betrifft: so liegt dieſs am Tage. Verdient der Prediger nicht Aufmunterung und Unterstützung, der, verwiesen auf ein abgelegenes Dorf, abgeschnitten von allen literärischen Hülfsmitteln, eingezwängt in das Treiben ökonomischer Geschäfte, bey dem besten Willen in seiner wissenschaftlichen Bildung nicht vorwärts schreitet? Diese Aufmunterung soll er aber durch diese amtsbrüderlichen Zusammenkünfte erhalten, die, wenn sie zweckmäſsig eingerichtet sind, die Lust zum Fortstudiren erwecken, und durch Mittheilung der nöthigsten Hülfsmittel unterstützen können. Wir halten es daher um so mehr der Mühe werth, die hier gesammelten Synodalreden einzeln aufzuführen. I. *Über den Unterschied zwischen Zeitgeist und Zeitalter, und die daraus hervorgehenden Anfoderungen*

an christlich protestantische Religionslehrer, von Dr. *Kaiser*. Eine sehr zweckmäsige Rede. Der Unterschied zwischen Zeitgeist und Zeitalter wird so dargestellt S. 10, dass der Zeitgeist Menschenwerk sey, aus dem allen Menschen natürlichen Hange zur Sinnlichkeit und der von ihr beherrschten Subjectivität und Individualität der Zeitgenossen hervorgehe, sich als das willkührliche Spiel menschlicher Triebe, Neigungen und Bestrebungen charakterisire, und auf Resultate der herrschenden Kraft oder Schwäche, der besseren Einsicht oder Thorheit bey dem Einzelnen und ganzen Völkern führe. Hingegen das Zeitalter komme von Gott. Es sey die Alles lenkende Vorsicht, deren Weltplan sich unter der Beschränkung der Zeit nach und nach offenbare, und das Ewige, Wahre, Gute, Schöne und Beglückende darstelle. Dieser Unterschied, wie er hier angegeben wird, ist doch wohl in der Sprache nicht zu finden. Man spricht ja auch von einem verderbten schlechten Zeitalter, wie die Alten die *seculi perversitatem* anklagten. Beide Worte verhalten sich wohl wie *contineus* und *contentum*. Der Zeitgeist, d. h. die herrschende Denkungsart, ist in dem Zeitalter, d. h. in einer gewissen Reihe von Jahren enthalten. II. *Über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Theologie*, von D. *Meyer*. „Die Krisis (S. 31), in der sich unsere Wissenschaft befindet, ist noch keineswegs vorüber, wenn gleich mancher Einzelne sich davon überreden mag; sie ist vielmehr fortdauernd sehr bedeutend, ist vielleicht bedeutender als je." Meint der Vf., dass immer noch freymüthige Untersuchungen angestellt werden dürften: so hat er ganz Recht. Aber dass die Tendenz der meisten Stimmen jetzt auf die höhere Schätzung der positiven Religion gerichtet ist, dass es ganz anders aussieht, als vor ein paar Decennien, kann Niemand leugnen. III. *Quid sit, quod inter religionis doctorum officia refertur: eosdem in literarum studiis ulterius progredi oportere, auctore Kaisero*. Eine Abhandlung, die auch das Verdienst einer guten Latinität hat. Nur S. 40 muss es wohl statt *institutioni suae* heissen *eorum*, und so finden sich einige andere kleine Flecken mehr. IV. *Gründliches, unbefangenes, fruchtbares Bibelstudium, die Grundlage des Protestantismus*, von D. *Meyer*. Sehr gut. Wenn aber der Vf. zum gründlichen Bibelstudium auch das Bemühen rechnet, die Ideen der Schrift im Geiste jener Zeit aufzufassen: so liegt das Letztere nicht in dem Begriffe der Gründlichkeit, sondern gehört zur Unbefangenheit, wovon nachher gesprochen wird. V. *Über die Auffoderungen, welche in unserem Zeitalter an den Geistlichen ergehen zum Fortschreiten in den Wissenschaften*, von *Döderlein*. Diese Auffoderungen gehen hervor, nach S. 88, theils aus den Wissenschaften selbst (allein diese machen eigentlich in jedem Zeitalter gleiche Auffoderungen), aus ihrem Gange, ihrer Behandlungsart und ihrer Unterstützung, theils aus dem gegenwärtigen Zustande der Geistlichen, welchem es ohne sie an Sicherheit, Achtung, Wirksamkeit und Belohnung fehlen würde. VI. *Über die gesteigerten Foderungen der königl. Regierung an die protestantischen Prediger der baierischen Monarchie*, von *Muck*. Unter die Foderungen wird unter andern gerechnet, dass dem Prediger auch Nebengeschäfte aufgetragen werden, die ihm ehedem nicht zugemuthet wurden, z. B. die Fertigung so vieler Tabellen, wodurch freylich dem Prediger manche kostbare Zeit geraubt wird. VII. *Das weise Benehmen redlicher Christenthumslehrer besonders auf dem Lande, bey den zu unseren Zeiten erschienenen Schriften, die sehr auffallende Meinungen über Christus und sein gestiftetes Gottesreich enthalten*, von *Bucher*. Das Benehmen, das hier angerathen wird, ist: πάντα δοκιμάζετε. Freylich das Beste für des Religionslehrers individuelle Überzeugung; aber wie nun für seinen öffentlichen Vortrag? Als Zugabe sind angehängt: *Rede bey der feyerlichen Einführung des Herrn Pfarrer M. Nothnagel*, von D. *Meyer*, und eine *Kirchenvisitationsrede* von *Demselben*. Beide werden nicht ohne Erbauung gesprochen worden seyn.

— R —

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Tübingen*, b. Osiander: *Christiani Friderici Weberi*, Decani Nürtingensis, *programmata theologica octo*. 1814. 39 S. 8. (5 Gr.)

Bey den jährlichen Prediger - Synoden im Königreich Würtemberg werden auch jedesmal Disputationen angestellet, welchen ein Abschnitt aus *Storr's* Compendium der Dogmatik zum Grunde gelegt wird. Dieses giebt zu reichen Stoff; daher hebt Hr. *W.*, durch seine Untersuchungen über den Kanon des N. T. rühmlich bekannt, dasjenige hervor, was vorzüglich zur Sprache kommen soll, und theilt es vorher in einem Programm den Predigern seines Decanats mit. Diese Programme, an der Zahl sieben, vom Jahre 1807 — 1813 sind hier abgedruckt, und ihnen voran steht dasjenige, in welchem er die Übernahme seines neuen Amtes ankündigt. Erweitern sie auch den Kreis des theologischen Wissens nicht; so zeugen sie doch von des Vfs. genauer Kenntniss des dogmatischen Systems und der Geschichte desselben, von seiner religiösen Achtung der Bibel, und Gerechtigkeit gegen die abweichenden Meinungen Anderer, und sind überdiess in einem fliessenden Stile geschrieben. Sie verbreiten sich über §. 84 — 123 der oben genannten Dogmatik, und nehmen bald die ältere Lehrart in Schutz, bald vereinen sie die Aussprüche der Bibel mit der Vernunft, zuweilen weisen sie auch das System in die gehörigen Schranken. Bey dem Schlusse dieser Anzeige kann Rec. den Wunsch nicht bergen, dass die Synoden in den Ländern, wo sie gänzlich eingegangen sind, wieder eingeführt werden möchten. Zweckmäsig eingerichtet dürften sie weit wichtigere Vortheile haben, als man ihnen gemeiniglich zugesteht.

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Paris, b. Chrouet, Déterville, Lenormant, u. Petit: *Des Systêmes d'économie politique, de leurs inconvéniens, de leurs avantages, et de la doctrine la plus favorable aux progrès de la richesse des nations.* Par M. *Charles Ganilh*, Avocat, Extribun. *Tome premièr.* XXXII u. 381 S. *Tome second.* 408 S. 1809. 8.

Hr. G. hat wohl nicht Unrecht, wenn er in der Vorrede behauptet, trotz aller Untersuchungen über den Nationalwohlstand, seine Bedingungen und die Mittel, ihn bestmöglichst zu fördern, sey man doch noch immer nicht ganz im Klaren über die letzten Bedingungen und die Grundursachen desselben; und bey der Verworrenheit und Unzuverläsfigkeit der von den meisten staatswirthschaftlichen Schriftstellern aufgestellten Grundbegriffe, suche man ein durchaus begründetes, richtiges und haltbares System der Staatswirthschaft vergeblich. Allein wir wenigstens können uns nicht überzeugen, dass Er durch seine vor uns liegende Arbeit diesem Bedürfnisse abgeholfen habe. Er ist zwar, wie sein Werk zeigt, mit der staatswirthschaftlichen Literatur der Engländer, Italiäner und Franzosen so ziemlich bekannt (die deutsche kennt er nicht); allein in dieser Bekanntschaft besteht auch wohl seine Hauptstärke. Dass er in das Wesen der Dinge tief genug eingedrungen sey, und durch seine Forschungen die Wissenschaft weiter gefördert habe, — diess Zeugniss können wir mit gutem Gewissen ihm nicht wohl geben. In seiner ganzen Arbeit herrscht eine auffallende Verworrenheit der Begriffe, und richtige Beurtheilung sucht man überall vergebens. Die beste Parthie seines Werkes ist die *Einleitung*, und die hier gelieferten Erörterungen über die verschiedenen Wege, auf welchen die Völker der alten und neuen Welt ihr Streben nach Wohlstand und Reichthum verfolgt haben, und über den Einfluss, den diese Wege und ihre Verfolgung auf das Glück der Menschheit und der Völker sowohl in Beziehung auf ihren äusseren Wohlstand, als auch in Rücksicht auf ihre menschliche und bürgerliche Cultur, gehabt haben: wo denn den Maximen der neuen Welt vor denjenigen der Alten mit Recht aus sehr triftigen Gründen der Vorzug gegeben wird. Übrigens bemerkt man jedoch schon hier, dass sich da, wo etwas mehr als historische Notizen und blosses breites Räsonnement nöthig sind, vom Vf. nicht viel hoffen lasse. Die letzten Gründe des Vorzugs der Maximen der neuen Welt vor denen der alten scheint er kaum zu ahnen; und wenn er hier (S. 7) die Behauptung aufstellt: *Reichthum*, im einfachsten und allgemeinsten Sinne genommen, bestehe in dem *Überschusse der Erzeugnisse über die Verzehrungen:* so sieht man wohl ohne unsere Erinnerung, dass er von einer falschen Ansicht ausgeht, die Ursache für die Wirkung nimmt, und sich selbst über den Begriff von *Reichthum* noch nicht gehörig verständiget hat.

Das Werk selbst zerfällt in *sechs* Bücher: 1) *des systèmes sur la source des richesses* (I, 63 — 96); II) *des divers systèmes sur le travail* (I, 97 — 239); III) *des systèmes sur les capitaux* (I, 241 — 381); IV) *des systèmes sur la circulation de produits du travail, effectuée par le commerce* (II, 1 — 301); V) *des divers systèmes sur le revenu et les consommations* (II, 302 — 348), und VI) *Conclusion de l'ouvrage* (II, 349 — 394). Und der Hauptzweck aller hier gelieferten Untersuchungen ist (I, 95) keine andere, als die *Begründung und Rechtfertigung eines etwas verfeinerten Mercantilsystems*, mittelst einer *Vereinigung der verschiedenen staatswirthschaftlichen Systeme*, des *streng mercantilischen*, des *physiokratischen*, und des *Industriesystems* oder *smithischen*, so wie der neuesten Berichtigungen des Letzteren durch *Lauderdale*; — eine Vereinigung, welche der Vf. um desswillen für möglich hält, weil *Arbeit*, *Capitale* und *Handel*, welche er als die Urquellen und die letzten Bedingungen alles Reichthums aufstellt, durch ihre Zusammenwirkung überall Reichthum schaffen, auch die Anhänger aller Systeme diese drey Bedingungen wirklich als Quellen von Reichthum betrachten. — Wir müssen indess offenherzig gestehen, wir können uns weder davon überzeugen, dass eine Vereinigung dieser verschiedenen Theorieen nöthig sey, noch davon, dass dem Vf. diese Vereinigung gelungen sey, noch auch davon, dass dadurch für die Wissenschaft, oder ihre Anwendung, etwas Bedeutendes gewonnen werden könne; wir fürchten vielmehr, dass eine solche Vereinigung für die Anwendung leicht von den nachtheiligsten Folgen seyn könne, wie diess immer bey der Vereinigung heterogener Dinge und Ansichten der Fall ist.

Wir wollen und können zwar nicht leugnen, dass *Arbeit*, *Capitale* und *Handel* zum Erwerb des Reichthums führen, und sich als Bedingungen dieses Erwerbs betrachten lassen. Aber für das Erste müssen wir gegen die vom Vf. versuchte Combi-

nation dieser Bedingungen das erinnern, dass sie uns überhaupt sehr unlogisch zu seyn scheint. Erwerb aus *Handel* und Erwerb aus *Arbeit* lassen sich einander nicht wohl entgegensetzen: denn im Wesen des Handels spricht sich keineswegs etwas eigenes *Güterschaffendes* aus, sondern lediglich nur eine eigene Art der Arbeit; und beide, Arbeit und Handel, gehören in Eine Classe. — Dann aber ist — was wir wohl zu beherzigen bitten — die Hauptfrage, welche bey der Construction eines richtigen und haltbaren Systems der Staatswirthschaft ins Auge gefasst werden muss, nicht sowohl diese: *ob die angegebenen Bedingungen wirklich Reichthum schaffen*; sondern vielmehr diese: *wie sie dieses thun*. Nun mag zwar, was die *Arbeit* betrifft, sich diese wohl als eine *unmittelbare* Güterquelle, oder als Etwas, das Gütern unmittelbar ihr Daseyn giebt, betrachten lassen; allein in Rücksicht auf *Capitale* und *Handel* ist dem bey weitem nicht so: sie fördern zwar *mittelbar* die Güterproduction unendlich, und führen auf diese Weise zum Gütererwerb und Reichthum; aber unmittelbar schaffen beide durchaus nichts, und mit der Arbeit, als Gütererwerbsquelle betrachtet, lassen sie sich auf keinen Fall unter Eine Kategorie subsumiren, selbst dann nicht, wenn man den Handel aus dem vom Vf. (I, 185) angedeuteten Gesichtspunct ansieht, dass er überflüssigen, und an diesem Grunde werthlosen Waaren Werth verleihe. Übrigens darf aber auch selbst in Ansehung der *Arbeit, als Gütererwerbsquelle betrachtet*, nie übersehen werden, dass es nicht sowohl *sie* ist, welche Güter *schafft*, — wie der Vf. (I, 97) meint, — sondern dass diess, genau genommen, lediglich nur *dem Wesen* zugeeignet werden kann, *dessen productive Kraft sich in der Arbeit, und durch sie, äussert*. Diess Wesen ist der *eigentliche Schöpfer der Güter*, welche man, weil sie durch Arbeit hervorgebracht werden, freylich nicht völlig richtig, als Erzeugnisse der Arbeit ansieht. Hätte der Vf. die Arbeit aus diesem von ihm kaum geahnten Gesichtspuncte betrachtet: seine Darstellung ihres Einflusses auf den Wohlstand der Völker würde gewiss bey weitem genugthuender ausgefallen seyn, als diess wirklich der Fall ist. Er würde insbesondere wohl schwerlich auf die Idee gekommen seyn, die Arbeit und ihre Erzeugnisse hauptsächlich nur in Beziehung auf den Werth zu betrachten, und bey der Würdigung ihres Werths und des Werths ihrer Producte mehr auf den Tauschwerth zu sehen, als auf den Gebrauchswerth. Es ist eine höchst schiefe Ansicht, wenn er (II, 63) meint, der Tauschwerth sey der einzige Werth der Dinge, und wieder (I, 103) die Arbeit wirke nur durch den Tausch ihrer Erzeugnisse auf Beförderung des Reichthums. Freylich thut sie diess auf diese Weise allerdings, allein bey alle dem beruht doch immer der Hauptwerth ihrer Erzeugnisse in dem *Gebrauchswerthe* derselben, durch den nur allein ihr Tauschwerth bedingt ist, weil, was *für Niemanden* Gebrauchswerth hat, durchaus keinen Tauschwerth haben kann. Dass man nur auf den Tauschwerth, oder — richtiger — nur auf den *Preis* der Arbeitserzeugnisse sieht, diess ist der Grundirrthum der Physiokraten, welche, wenn man bey der Würdigung der Arbeitserzeugnisse nur auf diesen angegebenen Punct sieht, bey der Behauptung, *bloss das Gewerbe des Landbauers sey productiv*, keineswegs so ganz Unrecht haben, wie der Vf. will. Was er (I, 116 folg.) den Physiokraten entgegnet, zeigt klar, dass er das Eigenthümliche ihres Systems so wenig begriffen habe, wie den Sinn des Industriesystems, das er mit dem physiokratischen und Mercantil-System vereinen will. Hätte der Vf. bedacht, dass das Kriterium der smithischen Lehre und des physiokratischen Systems bloss darin liege, dass der *Erste* auf den *Werth* der Producte sieht, d. h. auf ihre Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke, das Letzte aber auf ihren *Preis*, d. h. die Gütermasse, welche für sie beym Tausche zu erlangen seyn mag: zuverlässiger würde er bey seiner Widerlegung der Physiokraten nicht die Blössen gegeben haben, welche überall bemerkbar sind; er würde den Tauschpreis der Waaren nicht (I, 130) als den *moteur, régulateur* und *arbitre* des Reichthums aufstellen; und sein System würde für haltbar und dauerhaft anerkannt werden, statt dass wir es jetzt für ganz unhaltbar erklären müssen. Die von ihm (I, 118) aufgestellte Behauptung: „*la fécondité du travail ne dépend ni de l'abondance de ses produits, ni de leur plus ou moins d'utilité, ni de quelque considération particulière; elle depend uniquement des lois régulatrices de l'échange, elles seules déterminent la fécondité ou stérilité du travail*" — diese Behauptung lässt sich auf keinen Fall rechtfertigen: gleichviel, man bekenne sich zur Lehre der *smithschen* Schule, oder zu der der Physiokraten. Doch hat der Vf. wieder sehr Recht, wenn er es *Smith* zur Schuld zurechnet, dass dieser das Wesen der productiven Arbeit bloss auf solche Beschäftigungen beschränkt, welche materielle Dinge hervorbringen. Diese Behauptung *Smiths* ist nichts weiter, als eine Folge seines, überall bemerkbaren, zu argen Klebens am *Tauschwerthe* der Güter, statt dass er bey der strengen Verfolgung seiner Theorie bloss auf ihren *Werth überhaupt* hätte sehen sollen. Aber es ist eben so unrichtig, wenn der Vf. die Productivität einer Arbeit bloss auf die Tauschfähigkeit ihrer Erzeugnisse überhaupt beschränkt, und dabey nur auf die Stelle gesehen wissen will, welche diese Erzeugnisse beym Verkehr einnehmen, und ob etwas als Preis dafür zu erlangen sey, oder nicht. Irren wir nicht: so kann die noch so sehr bestrittene Frage: *welche Arbeiten sind für productiv zu achten? und welche sind es nicht?* nicht anders einigermassen befriedigend beantwortet werden, als wenn man die beiden Hauptpuncte, welche bey Waaren ins Auge zu fassen sind, ihren *Werth* und ihren *Preis*, jeden besonders auffasst, und dann hienächst Production *im engeren Sinne* und *gewinnbringende* Production mit der Genauigkeit sondert, welche hiebey beobachtet werden muss. *Productiv überhaupt*,

und *auch im engeren Sinne*, ist *jede Arbeit*, *durch welche Etwas hervorgebracht wird*, *das einen Werth oder Preis hat*; *gewinnbringend* ist aber nur *diejenige*, *durch welche etwas hervorgebracht wird*, *das einen höheren Werth oder einen höheren Preis hat, als die zum Behuf der Production aufgewendeten Güter*; wobey sich übrigens von selbst versteht, dass eine Arbeit in Bezug *auf den Werth der Producte* sowohl productiv im engeren Sinne, als auch gewinnbringend seyn kann, ungeachtet *in Rücksicht auf den Preis* dieser Dinge weder von Productivität überhaupt, noch von Gewinnbringen die Rede seyn kann, so wie umgekehrt manche Arbeit in Ansehung des *Preises* ihrer Erzeugnisse sehr wohl productiv und gewinnbringend seyn kann, ungeachtet sie in Hinsicht des *Werthes* der Erzeugnisse, wenn auch nicht ganz unproductiv (weil das, was keinen Werth hat, auch ganz und gar keinen Preis haben kann), doch gewiss ganz gewinnlos seyn kann. Welche von den verschiedenen menschlichen Erwerbszweigen, *Ackerbau*, *Manufacturen* und *Fabriken*, und *Handel*, gewinnbringender sey, als die andere, darüber sagt der Vf. (I, 127 folg.) Mancherley; doch Alles, was er sagt, ist mehr seichtes Räsonnement, als gründliche Erörterung; und nach dem ganzen Zweck seines Werkes, so wie nach seinen eben gewürdigten Ansichten von den Bedingungen des Reichthums und des Werths der Dinge, ist es leicht begreiflich, dass er den Manufacturen und Fabriken, und dem Handel, vor dem Ackerbau den Vorzug giebt, und sowohl die *Physiokraten*, als *Smith* tadelt, dass sie das Gegentheil thun. Ob er Recht oder Unrecht habe, mag sich der Kenner selbst beantworten. Wir beschränken uns nur auf die Bemerkung, dass aus seinem ganzen Räsonnement nichts weiter hervorgeht, als dass er in das Wesen der Dinge nicht tief genug eingedrungen ist. Wenn Manufacturen und Fabriken und Handel den Menschen früher und leichter zum Reichthum führen als Ackerbau, und wenn man diese Erscheinung der Geschichte erklären will: so liegt diess wohl in nichts anderem, als in dem, von dem Vf. zwar nicht ganz übersehenen, aber doch bey weitem nicht genug beherzigten Umstande, dass die productive Kraft des menschlichen Geistes, welche sich in diesen Gewerbszweigen äussert, sich hier bey weitem freyer, unabhängiger und kräftiger bewegt, als bey der Urproduction, indem die Natur hier entweder Alles allein thut, oder die Operationen jener Kraft in tausend Fällen in der Äusserung ihrer vollen Lebendigkeit und Kräftigkeit hindert. Aber bey alle dem ist die Urproduction, wie *Smith* mit Recht, und ohne Widerspruch mit seiner Theorie, — wie der Vf. (I, 159) meint — behauptet, immer die Grundlage alles Wohlstandes, und durch jene alle Äusserung der productiven Kraft des menschlichen Geistes, ja sogar selbst die Existenz derselben, bedingt. Ackerbau und Urproduction überhaupt kann betrieben werden, und sogar bis zu einem gewissen Grade blühend betrieben werden, ohne Manufacturen, Fabriken und Handel. Allein dass die letzten ohne den ersten betrieben, und blühend betrieben werden mögen, diess ist durchaus unmöglich; es widerstrebt der Natur der Dinge. Der Wohlstand des Urproducenten beruht *unmittelbar* auf seiner eigenen Betriebsamkeit; der Wohlstand des Manufacturisten, Fabricanten und Kaufmanns aber fodert noch ausserdem den Verkehr, oder die Belohnung von einer dritten Hand her, die sich nur zurückziehen darf, um jenen zu Grunde zu richten. Hätte der Vf. diess Einzige bedacht: gewiss er würde sich nicht der ganz verkehrten Behauptung (I, 161) schuldig gemacht haben, Manufacturen und Fabriken und Handel gewährten einem Volke ein *absolutes Übergewicht über alle Ackerbau treibenden Staaten*. Was er hier ein *absolutes* Übergewicht nennt, ist nichts weiter als ein *höchst precärer* Wohlstand; und wenn er solche Verkehrtheiten *Smith*, und seinem französischen Übersetzer, *Garnier*, in den Mund legt: so thut er ihnen wahrlich sehr Unrecht. Was *er* selbst (I, 170 folg.) zur Rechtfertigung seines Einfalls sagt, ist nichts als leere Sophisterey und unüberlegtes Gewäsch; und selbst das wenige Wahre, das hier vorkommt, beweist weiter nichts, als dass ein Ackerbau treibendes Volk sich nicht eher auf Manufacturen und Fabriken und Handel legen soll, als es dazu staatswirthschaftlich reif ist. Ein auffallendes Beyspiel des Unverstandes — man verzeihe uns diesen harten Ausdruck — des Vfs. giebt wohl die Behauptung (I, 183), der Mangel arbeitender Hände, welche der Krieg veranlasst, schade dem allgemeinen Wohlstande nichts. Denn wenn sich auch um desswillen die Masse der Erzeugnisse vermindere: so vermehre ihre Seltenheit ihren *Werth* (*valeur*), das allgemeine Einkommen bleibe dasselbe, und sey folglich ausreichend für die Bedürfnisse der Individuen, welche sich dem Dienste des Staats gewidmet hätten; ja, was noch etwas Ausserordentliches sey, durch jene Werthserhöhung werde die Last des Kriegs auf alle verkehrenden Völker und Staaten ausgedehnt und vertheilt. — O, welche Tiefe der Weisheit und des Erkenntnisses!!

Soviel über die erste Güterquelle des Vfs., die *Arbeit*, seine Ansichten von ihrer Ergiebigkeit und ihrem Einfluss auf den Nationalreichthum. Was seine *zweyte* Güterquelle, die *Capitale*, betrifft: so wollen wir nicht mit ihm darüber rechten, ob es ganz richtig gesagt sey: *Capitale* sind die *zusammengehäuften Erzeugnisse der Arbeit* (*accumulation des produits du travail* I, 244); denn einige nähere Bestimmungen bedarf diese Definition allerdings. Wir wollen auch darüber nicht mit ihm streiten, ob seine Bemerkungen über die Frage: *wie entstehen Capitale?* richtiger sind, als die Meinungen der *Physiokraten*, von *Smith* und *Lauderdale*, den der Vf. weitläuftig zu widerlegen sucht (I, 256 folg.). Aber das können wir doch nicht unbemerkt lassen, dass *Lauderdale's* (unseren Lesern wahrscheinlich schon aus *Sartorius* Abhandlungen die Elemente des Nationalreichthums u. s. w. betreffend, S. 54 folg. bekanntes) Räsonnement keineswegs so ganz unrichtig ist, wie es der Vf. hier darzustellen sucht. Es ist wohl un-

leugbar, dafs *Lauderdale* das wahre Wesen und den eigenthümlichen Charakter der Capitale, als Beförderungsmittel des Wohlstandes betrachtet, bey weitem richtiger aufgefafst hat, als irgend ein uns bekannter staatswirthschaftlicher Schriftsteller vor und nach ihm; und wenn auch *Lauderdales* Eifern gegen das Sparen allerdings zu weit getrieben ist: so hat er doch gewifs sehr Recht, wenn er alle Capitale durchaus nur als Werkzeuge zur Erleichterung und Beförderung aller Betriebsamkeit ansieht, und die Betriebsamkeit weniger auf das Sparen von Überschüssen, welche als solche Werkzeuge vielleicht nicht gehörig, vielleicht oft gar nicht gebraucht werden können, hingeleitet wissen will, als auf eine vernünftige, die Production fördernde Consumtion. Dasjenige, was der Vf. anführt, um *Lauderdale* zu widerlegen, zeigt klar, dafs er diesen gar nicht verstehe. Wenn Gütermassen erspart werden, um wieder consumirt, oder als Fonds in nützlichen Gewerben angelegt zu werden: so ist ein solches Sparen freylich dem Wohlstande nicht nachtheilig. Aber gegen ein solches Sparen eifert auch *Lauderdale* nicht, sondern gegen jenes unvernünftige, das Gütermassen zusammenscharrt, ohne sie weder zur Consumtion, noch zur Production nützlich zu verwenden. Und unleugbar ist es wohl, dafs ein solches Sparen (das indefs bey weitem seltener eintreten mag, als *Lauderdale* glaubt) den Wohlstand mehr rückwärts bringen müsse, als vorwärts: denn ohne nützliche Verwendung der Capitale sind sie nichts als todte Massen, und je schwieriger diese nützliche Verwendung ist, um so niedriger mufs auch die Capitalrente, und der Zinsfufs stehen, der immer gegen den Betrag der aus der Capitalbenutzung zu erlangenden Vortheile gravitirt, wenn er ihm auch aus mehreren Gründen selten gleichkommen mag. Ob übrigens ein in einem Gewerbe angelegtes Capital eine höhere oder eine geringere Rente gewähren kann, das hängt, von allen übrigen hier zusammenwirkenden Nebenumständen abgesehen, nach der Natur der Sache lediglich nur von dem mehr oder minder vortheilhaften Einflusse ab, welchen es, *als Werkzeug betrachtet*, auf den Betrieb des Gewerbes hat, in dem es angelegt ist; davon, ob es den Betrieb dieses Gewerbes in der angegebenen Beziehung mehr oder minder fördert, und zu der bey dem Betriebe dieses Gewerbes eigentlich, zunächst und hauptsächlich wirkenden productiven Kraft in mehr oder minder richtigem Verhältnisse steht. Die Natur des Gewerbes kann, an sich betrachtet, unter sonst gleichen Verhältnissen hierüber ganz und gar nichts entscheiden. *Smith* würde sich manche Erörterung haben erspart..., und insbesondere die Schwankungen des Stands der Capitalrente und des Zinsfusses bey weitem leichter haben erklären können, wenn er das eben angegebene Moment richtig aufgefafst hätte. Und was der Vf. (I, 335) gegen *Smiths* Classification der mehr oder minder vortheilhaften Capitalsanlegung erinnert, genügt so wenig, als diese Classification selbst. Seine Erinnerungen führen den Leser eben so wenig auf die letzten Elemente zurück, als *Smiths* Erörterungen. Ob ein Capital am nützlichsten im Ackerbau (wie *Smith* will), oder in Manufacturen, Fabriken und Handel (wie der Vf. zu zeigen sucht) angelegt werden könne, darüber kann nur nach dem angegebenen Momente entschieden werden. Ist der Ackerbau schon mit den nöthigen Capitalen versehen: so wäre es Thorheit, hier noch mehrere anzulegen; und eben so wäre es Thorheit, den Manufacturen und Fabriken und dem Handel noch mehrere Capitale zu widmen, wenn diese Erwerbszweige vielleicht schon ausreichend damit versehen seyn sollten. Doch fehlt es Allen an den nöthigen Capitalen: so ist es gewifs nützlicher, die vorhandenen dem Ackerbau zu widmen, weil diefs überhaupt das einträglichste Gewerbe ist, indem durch dasselbe der Natur Gaben und Producte abgewonnen werden, welche diese umsonst giebt, statt dafs bey Manufacturen, Fabriken und Handel Alles erkauft werden mufs. Was der Vf. (I, 369) in dieser Beziehung gegen *Smith* sagt, sowohl als die Meinung (II, 302), die freywilligen Gaben der Natur verdienten, weil sie durch Arbeit gewonnen werden müfsten, bey der Berechnung des Einkommens eines Volkes gar keine Betrachtung, — beides beruht auf demselben Irrthume, auf welchem überhaupt seine ganze Theorie beruht. Hätte der Vf. nur das Einzige bedacht, dafs alle Producte der industriellen und commerciellen Betriebsamkeit, welche der Producent oder Inhaber nicht selbst braucht, durchaus werthlos sind, wenn Niemand da ist, der dem Manufacturisten, Fabricanten und Kaufmann seine Vorräthe abtauschen kann; dafs dieser Tausch aber nur bey dem Urproducenten zu suchen, und nur dann zu hoffen sey, wenn seine Production seinen eigenen Bedarf überschiefst, und ihm etwas zum Erwerb jener Überschüsse im Wege des Tausches übrig läfst; und dafs überhaupt der Erste sich nur dann wohl befindet, wenn der Letzte im Wohlstande ist, und dieser Wohlstand ihm den Erwerb fremder Erzeugnisse möglich macht, — hätte er diefs bedacht: gewifs er würde sich der Verkehrtheit nicht hingegeben haben, welche wir rügen müssen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Prag, b. Calve: *Anleitung über die rechte Behandlung und die ökonomischen Vortheile beym Anbau des rothen Klee's*. Verfasst von *Christian Carl André*. 1815. 30 S. 4. (6 Gr.) (Besonders abgedruckt aus den ökonomischen Neuigkeiten, einer nützlichen Zeitschrift, welche Hr. *André* herausgiebt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Chrouet, Déterville, Lenormant, u. Petit: *Des Sytsèmes d'économie politique, de leurs inconvéniens, de leurs avantages, et de la doctrine la plus favorable aux progrès de la richesse des nations.* Par M. *Charles Ganilh*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Untersuchungen des Vfs. über die *dritte* Güterquelle, den *Handel*, enthalten im Ganzen genommen zwar weniger Unrichtigkeiten als die Untersuchungen über die beiden ersten Quellen; doch wissenschaftlichen Werth haben auch sie nicht, sie zeichnen sich weder durch Neuheit der Ideen noch durch bessere Begründung der schon bekannten aus. Sie enthalten nichts als bekannte Dinge, und auch hier fehlt es nicht an Verworrenheiten. Die Untersuchungen über die Begriffe von *Werth* und *Preis*, womit der Vf. hier beginnt, sind übrigens wohl die schlechteste Parthie dieses Abschnittes. Die Begriffe von *Werth* und *Preis*, ohne deren sorgfältige Trennung jede klare Ansicht vom Wesen des Nationalwohlstandes und seinen Bedingungen durchaus unmöglich ist, sind ganz durch einander geworfen, und nachdem der Vf. alle ihm bekannten Meinungen über die Bedingungen des Werths geprüft hat, weiss er kein anderes Resultat zu Letzteren, als (II, 35), *der Werth sey abhängig von den Gesetzen des Tauschverkehrs, und werde bestimmt durch das Verhältniss des Angebots zur Nachfrage, ein fixer Massstab für dessen Bestimmung lasse sich nicht ausmitteln, sondern der Betrag der Productions-Kosten der Waaren sey der letzte Punct, der bey der Vergleichung ihres Werths ins Auge zu fassen sey;* — ein Resultat, dessen Unrichtigkeit sich von selbst ausspricht, das sich etwa in Rücksicht auf den *Preis* rechtfertigen lassen möchte, keinesweges aber in Ansehung des *Werths*. — Dem *Gelde* legt der Vf. hienächst einen viel zu hohen Werth bey, wenn er vom Überflusse desselben alle Fortschritte der Betriebsamkeit und des Wohlstandes abhängig erklärt, Geld (II, 106) als den ersten und mächtigsten Hebel aller Betriebsamkeit ansieht, und die möglichste Vermehrung seiner Masse allen Gouvernements (II, 118) zur angelegentlichsten Pflicht macht. *Industrie* wird zwar überall *Geld* schaffen; aber *Geld* äusserst selten *Industrie*, wenn die übrigen nächsten Bedingungen ihrer möglichsten Blüthe und Entwickelung fehlen. — Mit Recht erklärt sich übrigens der Vf. für möglichste Freyheit des Verkehrs sowohl im Inlande, als auch, weil jeder Handel zwischen zwey Nationen immer für beide vortheilhaft sey (II, 284), mit dem Auslande; gleichviel, der Inländer gewinne dabey mehr oder weniger als der Ausländer, und dieser setze seine Waaren bey uns vortheilhafter ab, als wir die unsrigen bey ihm (II, 40 und 41). Aber ganz Unrecht hat der Vf., wenn er im Geiste seiner Theorie, gegen die *Physiokraten* und *Smith*, den Handel mit dem Auslande für einträglicher und nützlicher für ein Volk achtet, als den inneren Handel (II, 238 folg.). Abgesehen von allen übrigen Gründen, welche der Lehre seiner Gegner das Wort reden, liegt gewiss der Hauptgrund für die Richtigkeit jener Lehre in den Bedingungen des Einflusses des Handels auf die Betriebsamkeit und den Wohlstand eines Volkes selbst. Der inländische Handel greift in das Rad, durch welches die Maschine der Volksbetriebsamkeit bewegt wird, weit kräftiger und schneller ein, als der ausländische. Alles geht dort einen stets raschen Gang, statt dass beym ausländischen Handel eine Menge Stockungen unvermeidlich sind, welche sich keineswegs durch den Credit beseitigen lassen, den der Vf. als das Medium zur Erhaltung des ununterbrochenen Fortgangs unserer Betriebsamkeit ansieht, und worauf er (II, 241) so viel baut. Was der Vf. zur Rechtfertigung seiner Meinung sagt, rechtfertiget sie auf keinen Fall; den oben angedeuteten Hauptpunct, auf welchem der Vorzug des inländischen Handels vor dem auswärtigen beruht, hat er dabey ganz übersehen. Und wenn er einen Grund für seine Meinung darin zu finden glaubt, dass der auswärtige Handel uns einen Absatz unserer Waaren zu hohen, und der Bezug fremder, zu niedrigen Preisen gewähren: so mag er wohl nicht bedacht haben, dass dieser Gewinn durch die Transport- und Handels-Kosten in den meisten Fällen ganz verschlungen wird, und, so wie überhaupt aller *unmittelbare* Handelsgewinn, mit dem oben angedeuten *mittelbaren* Vortheil, den der inländische Handel gewährt, durchaus keinen Vergleich aushält. Den ausländischen Handel vor dem inländischen befördern zu wollen, ist eine arge Verkehrtheit. — Ist durch den inländischen Handel die Betriebsamkeit eines Volkes so weit gefördert, als sie sich unter den obwaltenden Umständen fördern lassen mag, und ist die Nation zum Handel mit dem Auslande reif: so erzeugt sich dieser von selbst, und bringt der Nation wahren Nutzen. Aber nichts als offenbarer Verlust lässt sich erwarten, wenn sich ein Volk frü-

her diesem Erwerbszweige widmet, als es durch den Grad seiner Betriebsamkeit und seines Wohlstandes dazu berufen ist. Nach den Berechnungen des Vfs. (II, 260 folg.) soll Europa durch die Verwendung von 300,000,000 Francs auf die Cultur von America dort ein Besitzthum von 25000,000,000 Fr. erworben haben; und dieses Besitzthum soll es bloss dem einfachen Grunde verdanken, dass es wider den Rath der *Physiokraten* und *Smith* seine Capitale dem auswärtigen Handel gewidmet habe. Allein wie würde es um Europa stehen, wenn es diese Summen nach America gewendet hätte, zur Zeit, da man sie in Europa nicht entbehren konnte? Würde wohl nicht ganz Europa jetzt aussehen wie Portugall und Spanien, welche beide durch alle Eroberungen in der neuen Welt nicht nur nicht reicher, sondern bey weitem ärmer geworden sind? Und wenn Europa wirklich die vom Vf. berechnete Acquisition in America gemacht haben soll: würde es nicht dieselbe in unserem Welttheil haben machen können, wären seiner Cultur die Summen gewidmet worden, welche nach America gingen? Der Vf. meint (II, 267), mit diesen Summen, auf die Cultur und den inländischen Handel von Europa angelegt, würden nicht mehr als 3000,000,000 Fr. zu gewinnen gewesen seyn. Allein dringt sich nicht die Unrichtigkeit dieser anmasslichen Behauptung von selbst auf? Und wenn die europäischen Besitzthümer in America 25000,000,000 Fr. betragen sollen: sind sie wohl nur mit den von Europa nach America geflossenen Summen erworben worden? War denn America ein ganz ödes Land, als es die Europäer entdeckten? Kurz der Beweis, den der Vf. in dieser Berechnung für die Richtigkeit seiner Behauptungen sucht, lässt sich dadurch keinesweges führen. Die richtigste Behauptung in dem ganzen Abschnitte ist gewiss diese (II, 301): „*En un mot, les peuples ne doivent jamais perdre de vue, que toute circulation des produits du travail est toujours avantageuse, et que les seuls moyens d'en recueillir tous les avantages sont sa sureté, sa liberté, sa facilité, et son universalité.*" Schade nur, dass der Vf. sie nicht mit der nöthigen Treue, Umsicht und Consequenz verfolgt hat.

Was der Vf. im *fünften* Buche über das Nationaleinkommen sagt, gäbe uns freylich noch manchen Stoff zu mancher nicht uninteressanten Erinnerung... Doch um nicht zu weitläuftig zu werden, müssen wir diese zurücklassen, und uns bloss auf die Bemerkung beschränken, dass er den hochwichtigen Unterschied zwischen ächtem und abgeleitetem Einkommen gar nicht zu kennen scheint; dass überhaupt in den hier gelieferten Erörterungen derselbe Geist der Oberflächlichkeit und Verworrenheit herrscht, in dem sich der Charakter des ganzen Werkes ausspricht. Das beste hier Gegebene sind nichts als längst bekannte Dinge.

ZC.

DILLENBURG u. SIEGEN, b. Jordan: *Über Polizey, ihren vollständigen Begriff und ihr eigenthümliches Verfahren.* Ein Versuch von *Friedrich Wilhelm Emmermann*, Finanzrathe und correspond. Mitgliede d. allgem. cam. ökon. Gesellschaft zu Erlangen. 1811. XII u. 278 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf. der hier angezeigten Schrift handelt in 4 Abschnitten: I) *Von dem Begriff, Umfange und Wirkungskreise der Polizey im Allgemeinen und Einzelnen;* II) *von der zweckmässigen Organisation der Polizey und der praktischen Bestimmung ihrer Geschäftssphäre;* III) *von dem Polizeyverfahren;* und IV) *von der Expedition, Registratur-, und Buch- und Rechnungs-Führung;* aber überall giebt er uns nichts als längst bekannte, schon hundert Mal gesagte Dinge, und nicht einmal immer gut vorgetragen. An Ausführlichkeit (oder richtiger an *Breite*) fehlt es den hier den Polizeybeamten, besonders im dritten und vierten Abschnitte gegebenen Belehrungen und Instructionen nicht; aber desto mehr vermisst man die nöthige Tiefe und Gründlichkeit. Gerade über den Hauptpunct der Instruction eines Polizeybeamten, eine genaue Bestimmung seines Wirkungskreises im Verhältnisse gegen die übrigen Zweige der öffentlichen Verwaltung, — gerade über diesen Punct befriedigt die Anweisung des Vfs. (S. 34 folg.) am wenigsten. Ihm ist die Polizey nichts weiter als (S. 19) eine Aufseherin und Zuchtmeisterin, welche nur da helfen kann, wo Zwang gebraucht werden muss (S. 17), oder (S. 12) derjenige Zweig der selbstthätigen Staatsgewalt, wodurch den durch Menschen und Unglücksfälle erregten Übeln, welche der Sicherheit der Gesammtheit der Staatsbürger im Inneren drohen, vorgebeugt werden soll. Sie hat diese innere Sicherheit des Staatsbürger-Vereins, die öffentliche Ordnung, Zucht, und den äusseren Anstand zu erhalten; ihr liegt es ob, bey wirklich eingetretener Gefahr jene (die Sicherheit) wieder herzustellen, oder den Schaden möglichst zu vermindern, und endlich die aus Fahrlässigkeit, Muthwillen, Übereilung, Unverstand, Verschuldung und Betrügerey des Publicums entstandenen Rechtsverletzungen und Übertretungen positiver Polizeygesetze nach den Verordnungen der gesetzgebenden Gewalt, nach einem summarisch rechtlichen Verfahren zu richten; — und wer bey seiner Instruction für Polizeybeamte von einer so unbestimmten, verworrenen und unzuverlässigen Ansicht der Polizey ausgeht, wie kann man von dem Etwas erwarten? Hätte der Vf. nur das Einzige bedacht, dass der eigenthümliche Charakter der Polizey nicht Befehlen, sondern nur Handeln sey: zuverlässig er hätte sich den grössten Theil des weitläuftigen dritten Abschnittes und die hier gegebene Auseinandersetzung der Regeln des so genannten correctionellen Polizeyverfahrens ganz ersparen können. Die Regeln, welche er hier der Polizey als einer richtenden Behörde (S. 101 folg.) giebt, gehören grösstentheils nicht für sie, sondern lediglich für die Justiz: denn nur für deren Ressort gehört es, Verbrechen und Vergehen zu untersuchen und zu bestrafen, und zwar ohne Unterschied, die zu bestrafenden Gesetzübertretungen mögen eigentliche Verbrechen

(Übertretungen der Rechtsgesetze), oder sogenannte Polizeyvergehen (Übertretungen der Gesetze zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung) seyn. Die Polizey hat nichts weiter zu thun, als nur dahin zu wirken, dass solche Verbrechen und Vergehen nicht zur Wirklichkeit kommen, und wenn sie dennoch zur Wirklichkeit kommen sollten, den Verbrecher aufzusuchen und fest zu halten, und in die Hände der Justiz zu liefern. — Und sie hat wahrlich schon genug zu thun, wenn sie nur dieses leistet. Indem sie Alles thun will und Alles thun soll, thut sie eigentlich nichts. Der Unterschied zwischen gewöhnlichen Verbrechen und sogenannten Polizeyvergehen beruht zwar auf einem logischen Grunde; aber gewiss sehr unlogisch ist die Bestimmung der Ressortverhältnisse der Justiz und Polizey, welche man auf jenen Unterschied baut. Es entsteht dadurch eine *confusio finium*, welche nie ohne nachtheilige Folgen bleiben kann, und bey der in der Regel die öffentliche Sicherheit eben so sehr leidet, als die Sicherheit der einzelnen Bürger. Beschränkt sich übrigens die Polizey auf das Handeln: so wird sie sich manche Schreiberey ersparen können, zu deren zweckmässiger Anfertigung, Ordnung und Aufbewahrung der Vf. im vierten Abschnitte eine zwar ganz gute, aber für jeden nur einigermassen routinirten Polizeybeamten entbehrliche Anweisung giebt. Z.

Mainz, b. Florian Kupferberg: *System der directen Steuern in Frankreich.* Nach dem Französischen des Herrn *Dulaurens*, Director der Steuern im Rhone-Departement. Herausgegeben von *Carl Thum.* 1813. XXI u. 277 S. 8. (1 Rthlr.)

Über das französische Steuer-System, welches der Vf. für das vollkommenste angiebt, was wir ihm aber noch nicht zugestehen können, unser Urtheil zu fällen, gehört nicht hieher, da wir nur das Verdienst der Übersetzung und nicht die französische Steuer-Verfassung selbst zu prüfen haben. So wie *Dulaurens Manuel de contribuables* (Paris 1811), als eines der gelungensten und neuesten Werke über die Steuer-Verfassung in Frankreich anzusehen ist: so hat Hr. *Th.* wirklich sich durch diese Übersetzung um so verdienter gemacht, als sein Vortrag systematischer und zusammenhängender ausgefallen ist, und als er die darin vorkommenden technischen Ausdrücke durch Anmerkungen für uns Deutsche verständlicher zu machen gesucht hat. Seine Übersetzung ist nicht wörtlich, sondern frey, mit strenger Beybehaltung aller gesetzlichen und ministeriellen Verfügungen. Einen ausführlichen Auszug aus diesem Werke zu machen, indem nur die Übersetzung beurtheilt werden soll, würde hier am unrechten Orte seyn; wir begnügen uns daher nur mit der Angabe des Inhaltes, und müssen, zur näheren Bekanntschaft mit der französischen Steuer-Verfassung, den Leser auf das Werk selbst verweisen.

Die Vorrede enthält eine ganz kurze Angabe, dass das ehemalige fehlerhafte Steuer-System in Frankreich zum Ausbruche der Revolution Vieles beygetragen habe, weil das von dem Adel und der Geistlichkeit besessene Grundeigenthum, das ehemals zwey Drittheile des französischen Bodens betrug, von allen Steuern befreyt, mithin der Bürger und Landmann durch die fast ganz allein auf sie gefallenen Lasten sehr gedrückt waren. Mit dem von Napoleon angenommenen Steuersysteme wäre der Grundsatz angenommen worden, dass ein jeder Bürger des Staates, also auch Adel und Geistlichkeit, nach dem Verhältnisse ihres Besitzthums und Vermögens, zu den öffentlichen Lasten beyzutragen haben. Auf die Vorrede folgt der Inhalt des ganzen Werkes, dann eine Tabelle über die Bevölkerung, die Anzahl der Bezirke, Cantone und Gemeinden eines jeden Departements sammt dem Hauptorte desselben, und endlich ein Namensverzeichniss der Steuer-Directoren und General-Einnehmer der sämmtlichen Departemente.

Die Einleitung in das System begreift die Angabe der vier directen Steuern in Frankreich, als: der *Grundsteuer*, der *Personal-* und *Mobiliar-Steuer*, der *Fenster-* und *Thüren-Steuer* und der *Patent-Gebühren.* Zu einer jeden dieser vier Steuern werden noch *Zulags-Centimen*, auf jeden Franken der directen Steuer, erhoben, welche alle ihre besonderen Bestimmungen haben. Z. B. An Zulagscentimen der Grundsteuer werden erhoben: 2 Centimen zur Deckung der ungiebigen Posten (*non-valeurs*); 17 Cent. für die beständigen und veränderlichen Ausgaben der Verwaltungs- und Justiz-Behörden; 4 Cent. zur Ausbesserung und Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, Zuschuss zu den Kosten des Gottesdienstes, zur Anlegung von Canälen, Strassen und anderen öffentlichen Anstalten; 3⅓ Cent. zur Bestreitung der Kosten des Katasters der liegenden Güter; 5 Cent. für die Ausgaben der Gemeinde, und endlich die zur Entschädigung der Steuer-Einnehmer bestimmte Zahl von Centimen. So auch bey den übrigen drey Steuern, nur weniger Centime.

Das System selbst ist in fünf Bücher abgetheilt, wovon das erste Buch in 3 Abschnitten die allgemeinen Grundsätze 1) der *Anlegung* oder *Abschätzung*, 2) der *Vertheilung* der directen Steuern, 3) des *Verfahrens* bey der jährlichen Vertheilung; das zweyte Buch die *Erhebung* der directen Steuern, mit Inbegriffe der Ernennungen, Verrichtungen, Besoldungen und Nachlässe der Steuer-Einnehmer, deren weiteren Obliegenheiten, Rechte und Strafen und der Zwangsmittel bey der Erhebung; das dritte Buch die bey dem Steuerwesen sich ergebenden *Klagen* und *Reclamationen* und deren *Verfahrungsart;* das vierte Buch die *Direction*, also die besonderen Grundsätze der Verrichtungen der Controleurs, der Inspectoren, der Directoren, ihrer Ernennungen und Beförderungen, ihrer Besoldungen und übrigen Dienstemolumente, und endlich das fünfte Buch die *Abgaben von Bergwerken* begreift. Ein ausführliches alphabetisches Register macht endlich das ganze Werk noch besonders brauchbar, welches wir denjenigen Lesern empfehlen können, welche von der Organisation der directen Steuern in Frankreich sich vollkommene Kenntniss verschaffen wollen. A. z. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Grofsherzoglich-badische Grundsteuer-Ordnung*, nebst einer Überficht des Inhalts und neunzehn Beylagen. 1810. 86 S. 8. (10 Gr.)

Diese Grundsteuer-Ordnung, welche in der Form eines Decrets vom 20 July 1810 bekannt gemacht worden ist, zerfällt in vier Capitel, wovon das erste die *allgemeinen Normen* in vier Abschnitten, als: 1) Gegenstand der Steuer, 2) Steuercapital, 3) Steuerdistricte, und 4) wer die Steuer zu entrichten und wohin, — enthält. Das 2 Cap.: *Die Anordnung der Vollziehungs-Behörden*, als: die Function der Urkundspersonen, oder Classificatoren und Taxatoren, der Protocollisten, Bezirkscommissarien, Forsttaxations-Commissarien, Districtsrevisions-Versammlungen, Vereidung dieser Personen, und endlich Einwirkung der Kreisdirectorien und des Steuerdepartemens. Das 3 Cap.: *Die Instruction*: Wie durch die angeordneten Vollziehungs-Behörden die ausgesprochenen allgemeinen Normen realisirt werden sollen; in 9 Abschnitten, als: 1) Aufnahme der Güter und Grundgefälle und der darauf haftenden zum Abzuge geeigneten Lasten; 2) Classification der Güter; 3) Taxation der Güter; 4) Festsetzung der Naturalienpreise; 5) Publication der Güterclassification und Taxation; 6) Aufnahme und Taxation der Waldungen und der darauf ruhenden Lastbarkeiten; 7) Prüfung der Wald- und Güter-Taxation durch Districtsrevisions-Versammlungen und definitive Entscheidung über die Anschläge; 8) Bevollständigung der Steuerzettel und Aufstellung des Katasters; 9) jährliches Ab- und Zuschreiben. Endlich das 4 Capitel begreift die *Bestimmung der Kosten*, der *Vollziehungstermine*, der *Prämien* für diejenigen Commissarien und Protocollisten, welche ihre Arbeiten und Verrichtungen mit besonderer Geschicklichkeit und Thätigkeit vollzogen haben, und dann der *Bestrafung* der Saumseligkeit, der Widersetzlichkeit, des ungehorsamen Ausbleibens, der falschen Angaben und betrügerischen Begünstigungen.

Nach §. 1 soll die Grundsteuer auf dem reinen Ertrage der Liegenschaften beruhen. Die Liegenschaften sollen im Verhältnisse des reinen Ertrages, nach Abzuge der beständigen, auf Grund und Boden ruhenden Geld- oder Natural-Abgaben, dergleichen Lasten oder Grundgefälle aber, wozu Zehenten, Beeten, Zinsen, Gilten, Erbpächte, Theilgaben, Berechtigungen zu Holz- und Weide-Genuss gerechnet werden, in gleichem Masse, wie der Ertrag des Grundes und Bodens, in ihrer Steuerbarkeit für die Berechtigten bestimmt werden (§. 4). Zur Bestimmung des reinen Ertrages soll, wegen der mannichfaltigen Schwierigkeiten, welche sich der richtigen Berechnung desselben entgegen setzen, der mittlere Kaufpreis der Güter, mit Rücksicht auf ihren natürlichen Werth, das Steuercapital bilden (§. 5). Rec. behauptet: Der Preis der Güter, welcher nach einem Durchschnitte der in einem Zeitraume von 20 Jahren, nämlich von 1780 bis 1789 und von 1800 bis 1809 inclusive, geschehenen Güterkäufe (§. 91) erlangt werden soll, kann niemals eine Basis zur Kenntniss des reinen Ertrages abgeben, weil derselbe, nach den Local- und individuellen, auch politischen Verhältnissen, so verschieden ist. In sehr bevölkerten Orten, die im Verhältnisse der Bevölkerung eine zu kleine Markung haben, ist der Güterkaufspreis hoch, ohne dass der reine Ertrag darum höher ist, als in Orten, welche sich nicht in diesem Falle befinden. Es geschehen ferner viele Käufe vom Vater an den Sohn, vom Bruder an Bruder, von Verwandten an Verwandte, wo die Güterstücke unter dem wahren Werthe weggegeben werden. Bey vielen Käufen findet Überredung Statt, und sehr oft werden Grundstücke, des Arrondissements wegen, oder weil sie gut und bequem gelegen sind, theurer bezahlt, als ihr wahrer Werth beträgt (also mehr ein Affections- als wirklicher natürlicher Preis), ohne dass darum der reine Ertrag höher wäre. Dergleichen Ursachen geben immer ein unrichtiges Verhältniss zum wahren Werthe und zum reinen Ertrage. In dieser ganzen Steuer-Ordnung ist bloss durch die Durchschnittspreise das *Steuercapital* gefunden; aber nirgends findet Rec. die Bestimmung des nach diesem Capitale festgesetzten, reinen Ertrages. Der mittlere Güterkaufspreis kann doch nicht der reine Ertrag selbst seyn. Würde man nun auf das nach dieser Weise gefundene Steuercapital eine Steuer, oder etwa auf die darin enthaltenen Steuereinheiten eine Steuer-Quote legen: so würde man doch nie den reinen Ertrag besteuern, sondern sehr oft das Nationalglied, im Verhältnisse des reinen Ertrages, übersteuern, welches den Ruin des National-Wohlstandes nach sich ziehen muss, weil, wenn vom Totalertrage die absoluten Bedürfnisse nicht rein übrig bleiben, alsdann allmählich das Capital selbst angegriffen werden muss, und wenn auch die absoluten Bedürfnisse wirklich gerade übrig bleiben, doch das Nationalglied seinen Wohlstand nie erhöhen kann. In einer Steuerordnung, wenn auch wirklich das Steuer-Capital aufgefunden ist, muss doch immer der reine Ertrag, oder, welches der eigentliche Gang ist, der reine Ertrag gesucht, und aus diesem das Steuercapital bestimmt werden; aber in dieser Steuerordnung findet sich weder eine Bestimmung des reinen Ertrags, noch die Norm einer Bestimmung desselben, sondern es ist allein das Steuercapital durch die Durchschnitts-Kaufspreise der Güterstücke von 20 Jahren festgesetzt, aber nicht gesagt, wie der reine Ertrag aus dem Güterkaufspreise ausgemittelt werden soll. Obgleich die Verordnung (§. 4 und 14) bestimmt, dass die Gutslasten abgezogen werden sollen: so werden dieselben doch nach der Tabelle No. 13 wieder zum Kaufspreise geschlagen, was auch aus dem Grunde richtig wäre, weil *in dubio* jeder Käufer die auf dem Grundstücke haftenden Lasten bey dem Kaufe berücksichtiget, also weniger bezahlt, welche Verfahrungsart in der Ordnung selbst deutlicher hätte bekannt gemacht werden sollen. In der Manipulation werden auch dieselben einmal abgezogen, und dann wieder dazu gerechnet (Tab. 13); mithin ein blosser Umweg gemacht, welcher gewöhnlich in anderen Grundsteuer-Systemen dadurch abgekürzt wird, dass man auf die Lasten und Grundgefälle in Abschätzung des reinen Ertrages und des daraus zu bildenden Steuercapitals keine Rücksicht nimmt, sondern es dem Güterbenutzer, welchem die Entrichtung der Steuer gemeiniglich aufgelegt wird, überlässt, sie dem Berechtigten verhältnissmässig in Abzug zu bringen. Man hat daher zu diesem Behufe nur einen Abzugsmassstaab der Verhältnissmässigkeit jeder Art Lasten und Grundgefälle festzusetzen. Da, wo sich die mittleren Güterkaufspreise nicht ausmitteln lassen, oder bey Grundgefällen, soweit sie aus Zehenten, Erbpächten und Holzgenuss bestehen, soll das Fünfundzwanzigfache des reinen Ertrages, bey den übrigen Gutslasten der achtzehnfache Betrag und bey Waldungen der funfzehnfache mittlere Werth der jährlichen Holzproduction auf dem Stamme das Steuercapital bilden. Ob diese Proportion im Verhältnisse mit dem reinen Ertrage stehe? — Das wollen wir hier, der Weitläuftigkeit wegen, nicht untersuchen. Der Zehente soll nicht vom Steuercapitale abgezogen werden (§. 94), aber doch auch dem Zehentherrn im 25fachen Betrage zur Last kommen; also eine doppelte Besteuerung! Von dem Zehenten sollen nur die darauf haftenden Bau- und Besoldungs-Lasten und die Unterhaltung des Faselviehes ein Gegenstand des Abzuges seyn (§. 76), aber nicht die weiteren Kosten dem Zehentherrn abgerechnet werden, also nicht der reine Ertrag bleiben, was doch zuerst als die Basis angekündigt wurde. Ein reiner Ertrag bleibt erst dem Zehentherrn, wenn alle Kosten, die ihm der Zehente verursacht, abgezogen sind. Übrigens ist die mühsame Arbeit, welche der Vf. dieses Decrets, in Rücksicht der Vorschrift der Manipulation, des mechanischen Geschäftsganges, und besonders der in sich selbst erzielten Controle, theils sich selbst gemacht, theils überhaupt gehabt hat, nicht zu verkennen. Wie es mit der Eröffnung des jährlichen Steuerbedarfs, der Fertigung der Erhebungsregister, Einzug und Berechnung der Steuer gehalten werden soll, darüber werde, nach aufgestellten Grund-Häuser- und Gewerbe-Steuer-Katastern, eine besondere Vorschrift erfolgen (§. 162). Soviel dem Rec. bekannt ist, befindet sich eine allgemeine Consumtions-Steuer in dem Grofsherzogthum Baden, welche alle möglichen Producte bald mit Accisen, bald mit Zöllen belastet. Wenn daher noch eine Grund-Häuser- und Gewerbe-Steuer erhoben wird: so muss wohl der Nationalwohlstand *dadurch* sehr leiden, weil alles doppelt und dreyfach besteuert wird, indem die Consumtionssteuer auf alle anderen Steuern, die neben ihr sind, zurückwirkt.

A. C. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

MEDICIN.

Breslau, b. Wilh. Korn: *Über die regressive Tendenz, die man eine Zeitlang in der medicinischen Technik genommen hat.* In der medicinischen Section der Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie Schlesiens zu Breslau vorgelesen von D. *Breinersdorf*, der Phil. und Medicin Dr., ausübendem Arzte zu Breslau u. s. w. 1809. XXXII u. 151 S. 8. (16 gr.)

Es ist ein charakteristischer Zug in dem Gemälde unserer denkwürdigen Zeitperiode, dass bey dem unaufhaltsamen Drange und Wechsel der Ereignisse, in politischer, wie in wissenschaftlicher Hinsicht, auch das Merkwürdigste und Bedeutendste, nach einer kurzen Dauer, schon als ein längst Geschehenes angesehen werden kann. Wer hätte bey der ersten Erscheinung des brownschen Systems ahnden mögen, dass so bald eine Periode eintreten würde, wo man von demselben als einem schon lange aufgegebenen sprechen werde? Was für Jahrhunderte angelegt zu seyn schien, erfreute sich kaum der Dauer eines Decenniums, und wir befinden uns jetzt auf einem Standpunct der Wissenschaft, wo wir über *J. Browns* Theorie eben so unbefangen urtheilen können, wie über das System eines *Stahl*, *Hoffmann* u. s. w. Ein solcher Zustand ist erfoderlich, um ein ruhiges, vorurtheilsloses Urtheil über ein medicinisches Lehrgebäude fällen zu können. — Dass man früher das brownsche System von einem sehr irrigen Gesichtspuncte beurtheilte, ist gegenwärtig wohl allgemein anerkannt. Von den Anhängern wurde dessen Werth meistens überschätzt, von den Gegnern zum Theil gänzlich verkannt. — Die Geschichte der Medicin wird dereinst auf unleugbare Weise darthun, dass das brownsche System als ein nothwendiger Übergangspunct zu einer besseren Naturansicht, als eine unabwendbare Folge der vorausgegangenen Systeme und Theorieen in der Medicin, angesehen werden müsse. Die qualitative Ansicht — in dem System der Humoralpathologie am stärksten ausgedrückt — hatte sich zu einseitig ausgebildet, und übte in sofern einen nachtheiligen Einfluss auf die Technik aus. Das so wichtige quantitative Verhältniss wurde bey der Beurtheilung des Organismus wenig gewürdigt, und Alles nur auf das Verhältniss der Metamorphose bezogen, ohne jedoch den wahren Geist dieser Ansicht erfasst zu haben. Da erschienen die Elemente *J. Browns*, und setzten diese bisher vernachlässigte Seite des Organismus wieder in ihre alten Rechte ein, was durch die Solidartheorie zwar schon versucht, jedoch mit wenig Geist und noch weniger Energie ausgeführt worden war. Das grosse Aufsehn, welches das brownsche System allgemein hervorbrachte, erklärt sich hinlänglich, wenn man auf der einen Seite dessen Einfachheit und scheinbare Übereinstimmung mit der Erfahrung und den Gesetzen des Organismus in Erwägung zieht, auf der anderen sich den Zustand der Medicin bey der Erscheinung dieses Systems vergegenwärtigt. Alle besseren Köpfe ergriffen mit Feuer eine Lehre, welche eine neue Ansicht der Dinge gewährte, und von manchen beengenden Fesseln der bisherigen Schule frey machte. Wäre dieses System wirklich so einseitig und ungenügend, und in der Anwendung so gehaltlos gewesen, wie es gegenwärtig manche Gegner desselben uns vorspiegeln wollen: so wäre dieser Enthusiasmus wahrhaft unerklärbar. Man müsste denn die Ärzte der damaligen Zeit für lauter Schwachköpfe halten: was um so weniger der Fall seyn kann, da zum Theil die scharfsinnigsten, mit der reichsten Erfahrung ausgestatteten Ärzte die entschiedensten Anhänger und Verfechter dieser Theorie wurden.

Schlechte Interpreten des genialen Schotten, und die vielen geistlosen Nachbeter brachten durch ungeschickte Arbeiten, in Schriften und Thaten, die neue Lehre bald in Misscredit, und führten sie ihrem Untergange unausbleiblich entgegen. Indem sie die Sache auf die äusserste Spitze stellten, durch die gänzliche Ausschliessung des Verhältnisses der Metamorphose, brachten sie es dahin, dass die Einseitigkeit dieser Lehre, so wie ihre Unhaltbarkeit am Krankenbette, früh genug erkannt wurde. Sie verdienen den Dank der Wissenschaft, dass sie diesen Zustand so bald herbeyführten, und in dieser Hinsicht möge ein Schleier über ihre vielen Missgriffe und Unschicklichkeiten gezogen werden. Die naturphilosophische Schule, durch das rege Leben, welches der Brownianismus in der Medicin erweckt hatte, in so vieler Hinsicht angeregt, und ursprünglich eine so vorzügliche Stütze desselben, leistete der Wissenschaft den unschätzbaren Dienst, die gänzliche Unhaltbarkeit des brownschen Systems aufzuzeigen, und durch die Entwickelung einer höheren Ansicht vor allen ähnlichen Verirrungen für immer zu bewahren. — Gross waren die Missgriffe, welche von den Anhängern der brownschen Leh-

re in der Theorie und Technik der Heilkunde begangen wurden. Ein mit Wahrheit, Geist und Leben ausgeführtes Gemälde dieser Verirrungen könnte auch jetzt, nachdem das brownsche System verklungen ist, als eine anziehende, belehrende Lectüre erscheinen, da es gleichsam einen Spiegel für so viele, in diesen Verirrungen einst befangene, darstellte. In der Erwartung, diese Aufgabe in der vorliegenden Schrift gelöst zu finden, ergriff Rec. dieselbe mit grossem Interesse. Leider aber sieht er sich in seinen Hoffnungen getäuscht. — Die würdigen und verdienstvollen Männer, welche, S. 21 der Vorrede zufolge, den Vf. zur Herausgabe dieser Rede auffoderten, haben sich schwerlich unter der Zahl seiner Zuhörer befunden. Rec. gesteht offenherzig, seit langer Zeit keine qualvollere Lectüre überstanden zu haben. Der Vf. meint es redlich mit der Welt, der Wissenschaft und Kunst, und sein guter Wille verdient Nachsicht und Lob. Unglücklicher Weise aber gehört er zu der Zahl derjenigen Schriftsteller, welche keinen Anfang und kein Ende finden können, das vorgesteckte Ziel stets aus dem Auge verlieren, und deſshalb von dem Hundertsten in das Tausendste gerathen. Hätte sich der Vf. begnügt, die von den geistlosen Anhängern der Lehre *J. Browns* in der Theorie und Technik der Heilkunde begangenen Miſsgriffe, ohne alle Weitschweifigkeit, klar und bündig darzustellen: seine Schrift würde nicht bloſs verdienstvoll, sondern auch für die Nachwelt ein interessantes Actenstück geworden seyn. So wie sie aber jetzt abgefaſst ist, bey solchen weitläuftigen Digressionen, ewigen Wiederholungen, ermüdenden Entschuldigungen, ellenlangen Perioden, schleppendem Stil und dem vielen leeren Raisonnement, ist sie eine unerfreuliche Erscheinung. Man kann mit Recht auf sie anwenden, was Hamlet dem Polonius erwiederte: es sind Worte, Worte, Worte! Wem dieses Urtheil zu hart scheinen dürfte, den fodert Rec. auf, diese Rede selbst zu lesen.

Über den Zweck der Schrift erklärt sich der Vf. in einer 32 S. langen Vorrede. Er eröffnet dieselbe mit der Durchführung des Satzes, daſs man in der politischen sowohl als literarischen Welt zu jeder Zeit Miſsbräuche gewahr werde (eine leider nur zu gewisse Behauptung!), daſs jedoch nicht jeder dieser Miſsbräuche es verdiene, darüber zu schriftstellern. Dafür mögen uns die Götter bewahren, daſs über alle Miſsbräuche ein eigenes Werk geschrieben werde! Was der Vf. über *Brown*, den Gehalt dieses Systems, die einseitigen und parteyischen Urtheile der Gegner, und die Verkehrtheiten der Ausleger und Anhänger desselben sagt, sind gröſstentheils bekannte und schon oft gesagte Dinge. Die regressive Tendenz, welche man zur Zeit des herrschenden Brownianismus in der Theorie und Technik der Heilkunde sich schuldig machte, sucht der Vf. von allen Seiten zu beleuchten. Zugleich verwahrt er sich, fast ängstlich, davor, daſs es hiebey seine Absicht nicht sey, die Verdienste *Browns* zu verkennen, oder zu schmälern. — So wenig wir die Richtigkeit dieses Gemäldes von begangenen Irrthümern im Allgemeinen in Zweifel ziehen: so kann doch das Grellere dieser Vorwürfe nur die ganz verfochten und in der gröſsten Einseitigkeit befangenen Brownianer treffen. Wenigstens würde dem Vf. der Beweis sehr schwer fallen, daſs die nur einigermaſsen gebildeten Anhänger dieser Theorie den Werth der älteren Beobachtungen so sehr verkannt, und die Arbeiten der Vorgänger so gering geschätzt hätten, als hier geschildert wird. Auch sind mehrere, der damaligen Periode gemachte Anschuldigungen übertrieben und wirklich unrichtig. Wenn der Vf. z. B. S. 20 sagt: „Es giebt jetzt wieder hypersthenische Fieber, man sieht jetzt wieder inflammatorische Krankheitszustände, wenn auch nicht so sehr oft, doch so gut wie sonst; man spricht wieder von einer entzündlichen Gicht, Ruhr, Durchfall u. s. w.; man sieht wieder gallichte Stoffe, Cruditäten überhaupt, Säfteverderbniſs und Fäulniſs. Man erklärt jetzt wieder so schön die Contagien, Miasmen und ähnliche Begriffe. Man hört wieder von Krankheitscomplicationen, von verkappten Krankheiten reden; man findet wieder sehr häufig hypersthenische Lungenentzündungen und mehrere dergleichen Krankheitsformen, welches alles von *Browns* Jüngern mehrentheils gar nicht, oder doch nur äuſserst selten erwähnt wurde" —: so muſs man erinnern, daſs in keiner, auch nicht in der crassesten Periode des Brownianismus, die Existenz hypersthenischer Fieber, noch viel weniger der inflammatorischen Krankheiten und der ächten Lungenentzündung geleugnet wurde. Es ist auffallend, wie Hr. *B.* zu solchen irrigen Beschuldigungen gekommen ist. Auch war der Glaube an Krisen, Metastasen niemals ganz verdrängt; diese Materie blieb vielmehr ein Gegenstand fortdauernder Discussionen. Offenbar hat die Krisenlehre dem Brownianismus manches Gute zu danken, indem sie von so manchen, gar zu crassen humoralpathologischen Vorstellungen gereinigt wurde. Eben so wenig wird Hr. *B.* beweisen können, daſs man in der damaligen Periode die Rücksicht auf die Beschaffenheit des Pulses, der Zunge so sehr vernachlässigt hätte. Alle besseren Brownianer wuſsten den Werth dieser Erscheinungen hinlänglich zu würdigen; nur enthielt man sich, ihnen eine gröſsere Deutung zu geben, als sie wirklich verdienen. Die Lehre von der Pulsbeschaffenheit, und dem verschiedenen Zustande der Zunge in Krankheiten, war in der vorbrownischen Epoche durch viele irrige Begriffe entstellt, und man hat auch in dieser Hinsicht dem Brownianismus manche Läuterung zu verdanken. — Eben so auffallend, und Unkenntniſs des Gegenstandes verrathend ist es, wenn Hr. *B.* sagt: „man spricht wieder von Wechselfieber mit soporösem Zustande und Apoplexie"; als wenn man die Existenz solcher intermittirenden Fieber jemals geleugnet hätte. Bekanntlich sah man solche Wechselfieber als unter der Form des Typhus auftretende an, und erklärte daraus den apoplektischen, soporösen Zustand. — So lieſsen sich auch gegründete Zweifel

dagegen vorbringen, als hätte man in der brownschen Epoche die Differenz des s. g. sthenischen und asthenischen Schlagflusses ganz verkannt, oder die Existenz der Leber-, Milz- und Nieren-Schwindsucht geleugnet. Wenn Hr. *B.* von einzelnen extravaganten Brownianern solche Äusserungen vernahm: so läst sich dieses doch keineswegs auf die grössere, noch viel weniger die bessere Zahl der Anhänger dieser Lehre anwenden. — Eben so übertrieben und zum Theil unrichtig ist dasjenige, was der Vf. über die damals herrschend gewesene Heilmethode sagt. Es ist zwar nicht zu leugnen, dass die Brownianer durch die zu häufige Anwendung des s. g. sthenisirenden Heilplans grosse Misgriffe am Krankenbette begingen; aber höchst ungerecht und gänzlich irrig ist die Beschuldigung, als hätte man fast nichts als einen Schwächezustand erblickt, keine andere Anzeige gekannt als zu stärken, und nur Einen Heilplan vor Augen gehabt, die Kräfte des Kranken zu heben, und seinen Körper durch sthenisirende Medicamente, Speise und Trank zu erquicken. Diese Beschuldigung ist nicht einmal auf die rohsten, verstocktesten Brownianer anwendbar. Alle nur einigermassen erfahrenen denkenden Anhänger dieses Systems erkannten den s. g. sthenischen Zustand häufig genug am Krankenbette, und wendeten dagegen die schwächende Heilmethode an. Dieses könnte man, wenn es anders des Beweises bedürfte, durch eine grosse Zahl von Krankheitsgeschichten aus der damaligen Periode darthun.

Eben so wenig können wir darin mit dem Vf. übereinstimmen, dass man zu der Zeit des herrschenden Brownianismus alle Rücksicht auf specifische Mittel vernachlässigt habe. Man verkannte zwar die eigentliche Beziehung dieser Mittel zu gewissen Krankheitsformen, und leugnete deshalb ihre specifische Wirksamkeit. Die Erfahrung aller Zeiten redete jeder ihrer Heilkraft in bestimmten Krankheitszuständen zu sehr das Wort, um nicht in den vorkommenden Fällen Gebrauch von ihnen zu machen. Man suchte ihre Heilkraft dadurch zu erklären, dass man einen verschiedenen Grad von Schwäche annahm, welchen gewisse Reizmittel, nach der Verschiedenheit der ihnen einwohnenden Reizkraft, unmittelbar entgegengesetzt seyen. Alle besseren Brownianer benutzten daher in der Syphilis das Queckfilber, in der Wassersucht die Squilla, Digitalis, Senega, in der Gicht das Aconit, Guajak u. s. w.

Was der Vf. über die regressiven Schritte in der Arzneymittellehre und dem Formulare, so wie über die falsche Richtung in dem Studium der Heilkunde äussert, gäbe uns manche Gelegenheit zu Bemerkungen. Wir enthalten uns derselben, um diese Anzeige nicht über die Gebühr zu verlängern. Hr. *B.* hat hier, wie überall, die von der brownschen Schule begangenen Irrthümer sehr bestimmt aus einander gesetzt, zugleich aber sich manche Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsch, dass es Hn. *B.* gefallen möge, bey ferneren literarischen Arbeiten sich eines präciseren Vortrags zu befleissigen. Wie dunkel und verworren sein Vortrag sey, möge eine Stelle darthun, welche wir zu diesem Behuf wörtlich ausheben. S. 81: „Indessen so viel erlaube man mir hier noch anzuführen, dass derjenige, der uns einmal zugiebt, dass unsere gegenwärtigen Einsichten höher gesteigert, und der Umfang der Kenntnisse überhaupt weit grösser, als vormals sey, und das muss doch ein Jeder, der mit unseren Fortschritten in der Wissenschaft bekannt ist, dass derjenige, sage ich, uns auch, wie wir dafür halten, zugeben müsse, dass wir unser altes ärztliches Kunstverfahren, welches mehrentheils zur Zeit, als man *Browns* Lehren am Krankenbette befolgte, absichtlich vergessen und gewissermassen als Nullität betrachtet wurde, jetzt nicht bloss aus Willkühr und, ich möchte sagen, aus Spass und Übereilung, sondern vielmehr aus wirklicher Überzeugung und aus tiefern Gründen, die der crasse Brownianer freylich nicht kennt, noch weniger begriffen hat, wieder annehmen."

M + S.

FRANKFURT am Main, b. Varrentrapp u. Sohn: *Physiologische medicinische Untersuchungen über einige Gegenstände der Lehre vom Zeugungsgeschäfte, insbesondere des Mannes,* von Dr. *Samuel Christian Lucae,* der Physiologie ord. Lehrer an der grossherzogl. medic. chirurg. Specialschule zu Frankfurt am Main u. s. w. 1813. XIV u. 163 S. 8. (6 gr.)

Die Lehre von dem Fortpflanzungsgeschäfte der Thiere und Pflanzen ist noch eins der unvollkommensten und dunkelsten Capitel in der Physiologie, und ohne Zweifel wird es diess auch stets bleiben, da die Natur während ihrer wichtigsten und höchsten Geschäfte sich nie uns deutlich zeigt, und während des Zeugungsgeschäftes sich in einen vorzüglich dichten Schleier hüllt. Desto schätzenswerther aber ist jeder Versuch, dieses Dunkel etwas aufzuhellen, auch wenn er nicht recht glücken sollte. Der gewöhnlichste Fehler bey so schwierigen Untersuchungen, wie die des Zeugungsgeschäftes, ist das zu weite Abweichen von dem Wege reiner Naturbeobachtung, und das Bilden schwankender Hypothesen, — ein Fehler, in den auch der durch mehrere kleine anatomische Abhandlungen vortheilhaft bekannte Vf. gefallen ist. Eine kurze Darstellung der Hauptsätze wird diess beweisen. — So zusammengesetzt auch das Zeugungsgeschäft der vollkommeneren Thiere sey: so zeige dasselbe doch eine gewisse Ähnlichkeit mit der Fortpflanzung der einfachsten Thierorganismen, in sofern bey ihm gerade, wie bey letzteren, gleichsam Absonderung des Wesentlichen vom Körper des Alten Statt habe, und blosse Ausbildung und Entwickelung des Abgesonderten zu einem neuen selbstständigen Wesen; — nur sey bey den niederen Thieren der zur Fortpflanzung abgestossene Theil, wegen der Homogeneität des ganzen Körpers, schon zur Bildung eines neuen Individuums vollkommen geeignet, während der aus vielen heterogenen Theilen construirte Organismus der vollkommeneren Thiere, dessen einzelne

Theile desswegen der Totalform des Ganzen weniger entspreche, sich daher auch nicht mit einem blossen Abstossen eines einzelnen Theiles begnügen könne, sondern mehr einer feinen Ausscheidung des Wesentlichen seiner mannichfaltigen Organe bedürfe. Rec. bemerkt hiebey nur, dass der Vf. das Zeugungsgeschäft der niedrigsten Thiere, in sofern er es für ein blosses Abstossen eines Theiles hält, zu einfach darstellt: denn das Abgestossene ist nicht mehr der Keim eines neuen Individuums, sondern dieses schon selbst, und das Abstossen ist nichts als eine Art von Geburt, bey der dasselbe auch in den höheren Thieren Statt findet. Bey mehreren Polypen bemerkt man sehr deutlich eine stufenweise Ausbildung der Jungen, und es ist wohl keine Frage, dass auch bey diesen niederen Thierclassen der sichtlichen Knospenbildung oder der Spaltung in mehrere Individuen, gewiss mehrere innere, uns nur unbemerkbare, Veränderungen vorangehen.

Folgende Sätze des Vfs.: dass der *wesentliche physiologische Unterschied* beider Geschlechter sich auf ein gewisses entgegengesetztes Verhältniss der irritabeln und sensibeln Lebensseite *mit Sicherheit* reduciren lasse — und dass das Serum des Blutes als entferntes Substrat der Sensibilität, der Faserstoff aber als Substrat der Reproduction anzusehen sey, — möchte Rec. nicht mit unterschreiben, da sich wohl sehr gegründete Einwürfe dagegen machen lassen.

Mit Recht hält der Vf. es wohl für naturgemässer, die in den Jahren der Pubertät eintretende Entwickelung der Geschlechtstheile als eine Folge der Entwickelung und Ausbildung des gesammten Organismus zu betrachten, als umgekehrt; nur ist es wohl kein Grund gegen die Meinung, dass die Pubertätserscheinungen von der Einsaugung des Saamens herrühren, wenn der Vf. sagt, dass es Thiere gebe, in denen sich keine Behälter von Zeugungsstoffen finden, und mithin auch keine materielle Einsaugung abgesonderter Zeugungsstoffe anzunehmen sey, da bey der bekannten Menge von Saugadern des Hodens und Saamenstranges die Einsaugung ja schon in diesen geschehen kann.

Der Phosphorsäure schreibt der Vf. ohne Zweifel eine zu grosse Wichtigkeit zu, indem er sagt, dass sie durch den Saamen und die dem Embryo von der Mutter muthmasslich zugeführten Säfte auf die Entstehung und das Wachsthum des Embryo einen bedeutenden Einfluss zu haben, und ferner bey der Zeugung des Menschen durch den Saamen eine nicht minder wichtige Rolle zu spielen scheine, als vorher in der Erhaltung und Ausbildung des eigenen Körpers durch die Nahrungssäfte; — ja der Vf. geht so weit, zu vermuthen, dass in dem (nie vorkommenden) Falle einer fruchtbaren Begattung auch ohne wirkliche Ergiessung des tropfbaren Saamens in die Höhle der weiblichen Geschlechtstheile vielleicht eine stellvertretende Wirkung phosphorsaurer Bestandtheile der noch so gänzlich unbekannten weiblichen Zeugungsfähigkeiten geschehe.

Eine ganz unerwiesene Behauptung ist es, dass der Saame bey zu langem Aufenthalte in den Saamenbläschen in eine scharfe ätzende Feuchtigkeit oder in krystallinische Concremente verändert werden könne, überhaupt so entmischt werde, dass er dann durch seine Reizung auf die Saamenblasen und Harnröhre die Ausleerung des Saamens durch nächtliche Ergiessungen bewirke. Auch werden wohl Wenige dem Vf. beystimmen, wenn er die bey Verschnittenen vorkommenden Abweichungen in dem Normalhabitus durch das Zurückbleiben von den zur Ausscheidung bestimmten Stoffen im Blute erklärt, da diese eben so gut eine krankhafte Umänderung des Körperhabitus herbeyzuführen im Stande wären, wie andere im Blute zurückbleibende Stoffe für die Gesundheit von Nachtheil seyen.

Der Vf. ist der Meinung, dass der Saame an und für sich selbst nichts zur Zeugung beytrage, sondern als blosses Vehikel eines imponderabeln Lebensprincips anzusehen sey, welches sich während der Begattung in der Ruthe anhäufe, und von dem Saamen während seines Durchganges durch die Harnröhre schnell absorbirt, die eigentlich belebende Kraft in diesem sey. Hierin geht aber der Vf. gewiss zu weit, und mehrere von *Spallanzani's* Versuchen sprechen dagegen. Wenn es auf die Qualität des Saamens selbst nicht bey der Zeugung ankäme; warum wäre denn ein zu wässeriger unvollkommener Saame nach zu häufigem Beyschlaf minder geschickt zum Befruchten, als ein länger aufgehobener und vollkommenerer? — Und wäre der ausströmende imponderable Stoff das allein Wirkende; so sieht man nicht ein, warum nicht jede mit Wollust verbundene wechselseitige blosse Berührung der Geschlechtstheile zur Schwängerung hinreichend ist. — Der Vf. behauptet seiner Hypothese zu Gefallen die Möglichkeit eines fruchtbaren Beyschlafes ohne Ergiessung des männlichen Saamens in das Innere der weiblichen Geschlechtstheile, indem wir sowohl den Feuchtigkeiten, welche während der Begattung die weiblichen Geschlechtstheile überziehen, als auch dem Safte der Prostata eine leitende Kraft für den mit dem ergossenen Saamen an die äussere Öffnung der Mutterscheide gelangten imponderablen Stoff zuschreiben dürften. — Diese Behauptung ist aber auf keine einzige Erfahrung gegründet, und ohne allen Zweifel falsch, indem in den seltenen Fällen von Schwängerung bey unverletztem Hymen der Saame gewiss durch die Öffnung des Hymen eingedrungen war, die oft sehr gross ist, ja selbst in dem Grade, dass sie zuweilen selbst das kleine Glied des Mannes ohne Zerreissung durchliess. Überdiess sieht man bey der Ansicht des Vfs. nicht ein, warum nicht auch der Saft der Vorsteherdrüse während des Durchganges durch die Harnröhre eben so gut als der Saame jenes imponderable Lebensprincip aufnehmen, und somit auch jeder Castrat zeugen könne.

Rec. schliesst mit der Bemerkung, dass er, obgleich häufig anderer Meinung, doch mit Vergnügen dem Ideengange des Vfs. gefolgt ist. Der Druck dieses kleinen Werkes ist gut und correct.

— tt —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

PHILOSOPHIE.

Ulm, in der wohlerischen Buchhandlung: *Tabellarischer Entwurf der Principien aller Wissenschaften in ihrem nothwendigen Zusammenhange unter sich, und mit dem obersten Princip des Wissens;* sammt der *Darstellung der gänzlichen Grundlosigkeit des kantischen Kriticism und des schellingschen Idealism.* Von *J. K. Schmid.* 1812. 294 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk ist nach dem Vorberichte das Resultat eines 18jährigen Nachdenkens, und die Frucht von vieler Mühe und Sorgen. Nichts Geringeres hat dabey der Vf. beabsichtigt, als den Grundstein aller Wissenschaften in einem ersten und höchsten Princip unseres Wissens darzustellen, und aus der Analyse seines Inhalts das vollständige und nothwendige System der Principien aller Wissenschaften in einem vollendeten Ganzen abzuleiten. „Stehen diese wesentlichen Bedingungen (Grundbegriffe der Wissenschaften) nicht am rechten Orte und Stelle, und läfst sich nicht das ganze Verfahren, so wie die Definition eines jeden Theils (als Real-Definition) sammt der Verbindung in seinen Theilen und im Ganzen auf das strengste rechtfertigen: so erkläre ich meine Arbeit für mislungen." Das Werk soll für den Meister sprechen, und den Leser in den Stand setzen, sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Urtheils zu überzeugen, welches der Vf. über seine eigene Arbeit gefällt hat. Die Hauptsache des ganzen Werkes sind die Tabellen, welche das vollständige und nothwendige System aller aus dem Bewufstseyn hergeleiteten realen Grundbegriffe unserer Erkenntnisse architektonisch geordnet darstellen. Ihnen vorausgeschickt ist eine Einleitung oder vielmehr das ganze aus 294 S. bestehende Buch selbst unter dem Titel einer Einleitung, deren Zweck ist, zu zeigen, dafs eine Metaphysik als Wissenschaft der Grundbegriffe aller unserer Erkenntnisse möglich sey, und dafs diese Grundbegriffe nicht blofse Formen sind, wie *Kant* behauptet, sondern sich auf Dinge an sich als ihre Objecte beziehen, wir also in ihnen Dinge an sich erkennen. Wie *Kant* leitet auch der Vf. diese Grundbegriffe aus der reinen Selbstapperception her, nur weicht er vom ersteren ab in der Behauptung, dafs wir das Wesen unseres Ich, d. h. das Ich als Ding an sich, in seiner Wesenheit erkennen durch unmittelbare innere Anschauung, deren Daseyn *Kant* bekanntlich leugnet, und mit ihr die Erkennbarkeit des Ichs als Dinges an sich, nicht aber, wie der Vf. öfters zu behaupten scheint, S. 51 u. a. a. O., die objective Existenz des Ichs. Weder diese, noch selbst das objective Daseyn der Aufsendinge stellt *Kant* in Abrede, nur die Erkenntnifs derselben durch unmittelbare Anschauung will er nicht haben, indem unser Anschauen lediglich auf Erscheinungen geht, daher nur sinnlich, eine intellectuelle aber unmöglich sey. Der Vf. thut *K.* Unrecht, wenn er S. 51, 36 u. f. sagt, die Selbstapperception sey ihm ein blofses Gedankending, ein leerer Begriff ohne Gegenstand, und er befinde sich in einer grofsen Verlegenheit in Ansehung derselben, indem er nicht wisse, ob er das Selbstbewufstseyn unter die Gedanken, oder unter die empirischen Wahrnehmungen setzen solle; er zeige dadurch, dafs er gar keine Einsicht hatte, wie die Spontaneität des Verstandes Begriffe formire, und gar nicht anzugeben wisse, wie und auf welche Art wir die Kategorieen genetisch zu Stande bringen, und eben hierin bestehe das Urgebrechen seiner Kritik und der ganzen darauf gebauten Philosophie. — In einem solchen harten polemischen Ton geht es nun gegen *Kant* fort bis S. 128, wo der Vf. anfängt, sein eigenes System zum Besten zu geben. Was jedem Leser auffallen wird, ist, dafs *Kant* nicht nach eigenen Werken, sondern nach denen seiner Commentatoren, von denen der Vf. vor allen *Mellins* Wörterbuch citirt, gerichtet wird. Nach ihm ist das *kantische* System aus lauter Gebrechen zusammengesetzt, und so voll gefüllt, dafs man behaupten darf, *K.* habe aufser einigen Sätzen in seiner Kritik nichts als eine Sammlung von Irrthümern, falschen Erklärungen und Verdrehungen der bisher als unstreitig angenommenen menschlichen Vorstellungsarten aufgestellt. S. 75: „Wenn man nicht die seichte Denkungsart unseres eitlen, leichtsinnigen und prahlerischen Zeitgeistes kennte: so würde man sich verwundern müssen, wie diese Taschenspieler-Philosophie eine solche Epoche machen konnte."

„Wenn es keinen Stoff giebt, welcher auf die Sinne einwirkt: wie kann *Kant* von Eindrücken sprechen, welche doch nach ihm die Grundlage unserer Kenntnisse ausmachen? wie kann er von einem Verstande reden, welcher diese Eindrücke in die Einheit eines Begriffes bringt, wie von Kategorieen des Verstandes, wenn das Subject, welches diesen Verstand hat, selbst nicht *ist*, oder wenigstens nicht mehr als ein Urgedanke? wie von Vernunft, als dem Vermögen der Freyheit, wenn auch sie nicht mehr ist, als ein Merkmal dieses Urgedankens? Ich bedaure

mein Vaterland, dass es sich durch diese widerspruchvolle Kritik verleiten liess, die bisher anerkannten wichtigsten Wahrheiten zu bezweifeln, und mit diesen Producten der Sophisterey sich so lange und mit so viel Beharrlichkeit abzugeben?" Aus diesen und ähnlichen Fragen und Ausbrüchen klägliches Jammers sieht man wohl, dass der Vf. im Ernste glaubt, der mit einem so kräftigen, tiefen und gesunden Verstande begabte *Kant* habe die objective Existenz der Aussenwelt und des Geistes geleugnet. Nur diesem Glauben kann man die harten Urtheile nachsehen, die in diesem Buche über einen der grössten Denker aller Zeiten ausgesprochen sind, zugleich aber nicht umhin, dem Vf. ein gründlicheres Sudium des Autors zu empfehlen, den er widerlegen will. Denn wenn dieser behauptet, dass wir bloss die Erscheinungen, nie aber das Wesen der Dinge erkennen können: so ist doch das etwas ganz anderes, als zu sagen, es existire gar kein Wesen der Dinge.

In den folgenden Blättern streitet der Vf. gegen *Kants* Moral und Rechtsprincip, überhaupt gegen dessen Begriff und Begründung der Freyheit, tadelt in einigen Zeilen seine Theologie, Logik, Physik, und entdeckt selbst einen Hauptirrthum in der Begründung der Mathematik durch den Satz, dass alle mathematischen Urtheile synthetisch und nicht analytisch seyen, und fängt dann S. 128 auf den Trümmern dieses niedergerissenen Gebäudes seine Metaphysik zu errichten an.

Der Anfang aller objectiven Wissenschaft, das oberste Princip der Metaphysik oder reellen Philosophie ist das *Selbstbewusstseyn*, welches all unser Wissen begleitet, und als Gegenstand unmittelbarer Reflexion oder Anschauung zurückbleibt, wenn man es von allen äusseren Gegenständen und Eindrücken entleert. S. 136 — 139. Dieses reine Selbst ist nun kein blosser Gedanke, sondern ein wirkliches anschaubares Object, ein Ding an sich, und dessen Wissen um dasselbe (das reine Selbstbewusstseyn) erstes reelles Wissen, oberster objectiver Grundsatz aller Wissenschaften. Was nun in diesem Grundsatze enthalten ist, und durch Analyse seines Inhaltes aufgefunden werden kann, muss ebenfalls etwas reell Existirendes, ein Ding an sich seyn. Daher die ganze Philosophie, als Wissenschaft der Dinge an sich, eine consequente Analyse dieses Grundsatzes — des Selbstbewusstseyns — ist. In dieser reinen Selbstanschauung findet nun der Vf. zwey wesentliche Bestandtheile: a) das durch sich selbst ohne alle fremden Antriebe Anschauende, und b) die wesentliche untrennbare Form desselben, den Anschauungsort. Eine Zergliederung des Anschauungsortes stellt die erste Tabelle dar. Wir wollen unseren Lesern von ihr und einigen folgenden eine gedrängte Übersicht mittheilen. In dem eben erwähnten Acte schauen wir an das *Seyn* unseres Selbstes; und dann sein *Handeln;* als Seyn hat es Qualität und Quantität, als Handeln relativ auf sich Relation, relativ auf das Bewusstseyn Modalität. Der Commentar, welchen der Vf. zu dieser Deduction der Kategorieen liefert, S. 153 — 159, war Rec. sehr dunkel, und er sieht nicht ein, warum er von der so einfachen und leicht verständlichen Ableitung der Kategorieen aus dem reinen Urtheilsact, wie *Kant* es gethan, abgewichen ist. Uns scheint in dieser viel mehr Gründlichkeit und weniger Willkühr als in der des Vfs. zu liegen.

Wenn man nun diese reinen Urbegriffe der Anschauung seines Selbst gegenüber gestellt: so entstehen durch diese Antithese abermals 4 Classen von Begriffen, die der Vf. *Comparationsbegriffe* nennt; nämlich die Begriffe der Qualität angeschaut geben Subject, Object, Wahrheit; die der Quantität Einerley, Vielerley, Gleichheit; die der Relation Inneres, Äusseres, Vollkommenheit; Einstimmung, Widerstreit, Ordnung; die der Modalität Stoff, Form, Schönheit. Werden die Comparationsbegriffe mit einander verbunden: so giebt die Synthesis des Sub- und Objectes das Individuum, die Art und Gattung; die Synthesis der Einerleyheit und Vielerleyheit giebt die Einfachheit, Vielfachheit und Ähnlichkeit; die Einheit des Inneren und Äusseren giebt die Begriffe von Wesenheit, Attribut und Modus; die Einheit der Einstimmung und des Widerstreites die Action, das Product und die Reaction; die Synthesis des Stoffes und der Form in Bezug auf Wesenheit giebt Daseyn, Ding und Wesen; in Bezug auf Action allein Thun, Können, Müssen, in Bezug auf Action mit Wesenheit Kraft, Vermögen, Natur. „Auf diese Art wäre also, schliesst der Vf. S. 167, nach der dreyfachen Handlungsweise des menschlichen Bewusstseyns die Analyse desselben in seine Grundbestandtheile vollendet. Die daraus hervorgehobenen Begriffe machen denjenigen Theil der Metaphysik aus, welchen man Ontologie nennt, und so hat man die Ontologie auf die Anschauung des freythätigen und gegebenen Bewusstseyns als den Urgrund derselben zurückgeführt, sohin die objective Realität der entwickelten Grundbegriffe begründet, und die Art, wie diese Begriffe aus dem Bewusstseyn hervorgehen, so wie die Zahl derselben tabellarisch in nothwendiger Ordnung angegeben, und ihre Grenzen festgesetzt." Rec. ehret zwar den Scharfsinn des Hn. *Schmid*, und ist weit entfernt, über eine 18jährige Arbeit, die seiner Überzeugung genügt, und die wahrscheinlich in seinem Geiste begründeter als in seinem Buche steht, den Staab zu brechen; aber bekennen muss er doch, dass er auch bey wiederholtem Nachdenken weder die Nothwendigkeit der Ordnung, noch die Objectivität aller hier abgeleiteten Begriffe einsehen konnte, vielmehr kam ihm ein grosser Theil mehr wie eine willkührliche Spielerey mit Begriffen, als wie eine philosophische Erörterung und scientifische Begründung derselben, vor. Rec. ist ganz auf der Seite des Vfs., wenn er die Möglichkeit der Erkenntniss der Dinge an sich und die Objectivität ursprünglich zu bildender Vernunftbegriffe in Schutz nimmt; aber er glaubt nicht, dass man die Sache nach der

Weise des Hn. *Schmid* angreifen dürfe; sein Verfahren dünkt uns zu formell, und wenn er nicht schon vorher im Besitze der ontologischen Begriffe wäre, würde dasselbe ihn wohl nicht darauf bringen. Das Selbst, woraus er die Objectivität dieser Begriffe herleitet, ist durch Abstraction entstanden, und zu formell aufgefasst. Nachdem er das *wirkliche Ich* von seinen Gefühlen und Gedanken entleert hat: so blieb ihm in der That nichts als ein Gedankending übrig, aber nicht ein reines, für sich bestehendes Object oder Subject. Bey allen metaphysischen Begriffen muss doch immer etwas vom abstracten Denken Unabhängiges vorhanden seyn, worauf das Denken sich bezieht, und wovon nicht abstrahirt werden kann; man nenne es nun *angeborne Begriffe — ursprüngliches Gefühl — intellectuelle Anschauung — oder Virtualität des individuellen Lebens*, gleichviel, wenn man darunter nur dasjenige versteht, wovon nicht weiter abstrahirt werden kann, ohne ein reines, leeres Nichts zu erhalten. Der vom Vf. dem ehrwürdigen Denker *Kant* sehr häufig gemachte Vorwurf, dass er durch Verwandlung des Ichs in ein Gedankending dasselbe *realiter* vernichte, kann auch ihm mit Recht gemacht werden, so sehr er das Gegentheil zu behaupten glaubt.

Auf die Ontologie folgt die *natürliche Theologie*, deren Gegenstand das göttliche Wesen ist. Auch dieses findet der Vf. im reinen Selbstbewusstseyn auf folgende Art, S. 140, 173 und Tab. II: Das Ich, den Anschauungsact seiner Selbst unbedingt anfangend, ist ein absolutes Wesen, aber nur in Hinsicht dieser seiner Handlung, nicht aber auch in Hinsicht seiner Existenz, welche durch den Anschauungsact nicht begründet wird, folglich Wirkung oder *Contingens* eines anderen absoluten, sich selbst und alles Contingente setzenden Wesens seyn muss. Das absolute Wesen ist mit unserem Bewusstseyn in Hinsicht der Anschauung von gleicher Beschaffenheit; es finden daher auch die aus diesem Bewusstseyn entwickelten Kategorieen hier ihre Anwendung. Durch diese Anwendung wird das absolute Wesen bestimmt, und erhält durch die thetischen Kategorieen seine positiven, durch die antithetischen seine negativen, und durch die synthetischen seine es gänzlich (dem Wesen und der Form nach als Dreyeinigkeit) bestimmenden Eigenschaften. Dieses hat der Vf. in zwey Tabellen dargestellt. — Das Contingente, dessen Entwickelung der Vf. in der III. u. IV Tabelle giebt, und dessen Existenz gleichfalls im reinen Bewusstseyn angeschaut wird, ist zweyfach, *Materie* und *Bewusstseyn*. Die Materie ist *todte* und *lebende*; die todte kann dem Stoffe und der Form nach betrachtet werden; dem Stoffe nach ist sie entweder das Bewegliche, oder das verbundene, ruhende objective Seyn, oder die Bewegungskraft, das bewegende, objective Seyn. Der Form nach ist sie, in objectiver Hinsicht, als Substanz, der Qualität nach Ruhe, der Quantität nach Inhäsion, Adhäsion, Cohäsion; als Kraft der Qualität nach Bewegung, der Quantität nach als bewegende Intension, Extension, Contension, als bewegte Attraction, Expansion, Contraction. Eben so deducirt der Vf. die subjectiven Formen der Materie, Raum und Zeit, deren Analysis die Grundsätze der Geometrie und der Rechnungskunst und die metaphysischen Anfangsgründe der Geschichte geben. Werden nun Stoff und Form der Materie, die bisher als Thesis und Antithesis einander gegenüber standen, in Verbindung gesetzt: so entsteht durch diese Synthesis das Object der Physik, die Lehre von den Körpern, Kräften und von der Bewegung. Den Beschluss macht die Lehre von dem Leben der Materie, woraus die Grundsätze über die Organisation der Körper folgen. Die IVte Tabelle stellt die Analysis des Bewusstseyns, die Seelen- und Geistes-Lehre, dar. Die Verbindung alles Geistigen und nicht Geistigen, der Materie und des Organismus als contingenter Wesen mit dem absoluten Wesen giebt das Universum; dieses begreift in sich die Lehren von der materiellen und organischen Natur in Verbindung mit Geist und Seele, und zum Zweck der letzteren, dann hauptsächlich in Verbindung mit dem absoluten Wesen betrachtet, *Kosmologie*. „Und so wäre denn die Aufgabe, ein oberstes Princip in Hinsicht aller Wissenschaften herzustellen, worin die untergeordneten Principien in eine nothwendige systematische Ordnung zusammengefasst sind, gelöst." Mit diesem Selbstvertrauen schliesst der Vf. seine Arbeit. — Zwey Anhänge enthalten eine Beleuchtung des *Schellingischen Idealismus*, und eine Abhandlung über *synthetische und analytische Urtheile*. Die gegen die *Schellingische* Lehre vorgebrachten Gründe betreffen das Princip derselben: „Denn, sagt er S. 255, ist dieses grundlos: so braucht man sich bey den Folgerungen desselben keineswegs auszudehnen. Ich erkläre daher, dass ich, so lange der Vf. des *Bruno* auf seinem Princip verbleibt, seine ganze Philosophie, und den auf seine Deduction gebauten Idealismus gänzlich grundlos ansehen müsse." Das Absolute, welches *Schelling* an die Spitze seines Systems stellt, ist nach unserem Vf. zu unbestimmt, von seiner Existenz können wir uns nie auf eine evidente Weise durch unmittelbare Anschauung, sondern nur durch Glaubensgründe überzeugen; die Vorstellung, welche sich *Schelling* davon macht, ist voll von inneren Widersprüchen, und hebt sich folglich selbst auf; es ist ein Unterschied zu machen zwischen dem *Princ. essendi* und *cognoscendi;* das Princip unserer Wissenschaften ist ein ganz anderes, als das Princip der Dinge u. s. w. Es wird hoffentlich Hn. *Schmid* auch einmal noch einleuchten, dass man eine philosophische Lehre durchaus verstehen, und nach allen ihren Entwickelungen kennen gelernt haben müsse, um sie beurtheilen zu können, und dass es nicht genüge, *Kant* aus *Mellins* Wörterbuche, und *Schellings* Philosophie nach einigen Äusserungen im *Bruno* zu kennen. Die logischen Spiegelfechtereyen gegen die Ausdrücke *ideell* und *reell*, *unendlich* und *endlich*, *Einheit* und *Gegensatz*, sind

nicht kräftig genug, um die hier obwaltenden Schwierigkeiten zu besiegen; zuvor muss man im Besitze der das Ganze beherrschenden Ideen seyn, um es würdigen zu können, nicht aber sein Ringen nach dem Verständnisse solcher Ausdrücke schon für eine Kritik halten. — In der letzten Abhandlung erklärt der Vf. den Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen für grundlos, behauptend, es gebe keine synthetischen, sondern bloss analytische Urtheile, indem alle Urtheile erst durch die Analysis bereits gebildeter Begriffe entständen. Der Vf. würde sich ein Verdienst erworben haben, wenn er diesen Gegenstand mit der erfoderlichen Gründlichkeit behandelt hätte, um die Frage, ob ein wesentlicher Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen Statt finde, zur befriedigenden Entscheidung zu bringen. Auf die von ihm gewählte Art konnte es ihm nicht gelingen; er hätte die Bildung und Zeugung der Begriffe, ihren möglichen Gebrauch beym Urtheilen, und ihren Unterschied von den Anschauungen viel scientifischer bestimmen müssen, als er gethan hat. Wenn es keine synthetischen Urtheile giebt: so kann es auch keinen Unterschied zwischen Begriffen und Anschauungen geben.

Es versteht sich wohl von selbst, dass man die Grenzen einer Recension weit überschreiten müsste, wenn man alle in diesem Werke enthaltenen Begriffe und Behauptungen einer genauen Prüfung unterwerfen wollte; es kann diess nur der Gegenstand besonderer Schriften seyn: hier genügt es, die Leser auf Inhalt und Methode aufmerksam gemacht zu haben. Dem Fleisse, Scharfsinn und guten Willen des Vfs. lässt Rec. alle Gerechtigkeit widerfahren; seiner Denkart und Überzeugung gemäss muss er das Werk unter die misslungenen Versuche ähnlicher Art setzen, und nie kann er sich überzeugen, dass eine reale, dem objectiven Seyn der Dinge entsprechende Wissenschaft auf eine solche Art zu Stande zu bringen sey. Die genaue Begründung und Bestimmung der Begriffe und Erkenntnisse, wodurch allein Nothwendigkeit in das Philosophiren kommen kann, hätte er freylich nicht aus *Mellins* Wörterbuche, wohl aber aus den eigenen Werken des von ihm so schmählich misshandelten *Kant* lernen können.

M. A.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Kummer: *Kunst in zwey Monaten französisch zu lernen.* Ein erklärender Auszug aus meiner grösseren französischen Sprachlehre. Von *Christian August Lebrecht Kästner*, ehemals Prediger in Behlitz, jetzt Pastor zu Doberschütz und Strelln bey Eilenburg. 1811. VIII u. 156 S. 8. (12 Gr.)

Rec. erwartete etwas recht Schlechtes, da er den marktschreyerischen Titel erblickte. In der That, der Vf., noch dazu ein Prediger, hätte sich eines so gemeinen Kniffes schämen sollen! Aber das Buch ist wirklich so schlecht nicht, als sein Aushängeschild befürchten lässt. Es ist ein Auszug aus des Vfs. grösseren Sprachlehre, welche (nach seiner eigenen Versicherung, in der Vorrede zu diesem Werkchen) in vier Jahren vier Auflagen zu erleben das Glück gehabt hat. Rec. muss sich, da ihm das grössere Werk nicht bekannt ist, nur an diesen Auszug halten. Der Vf. giebt unter den Abschnitten *Orthophonie*, *Orthographie*, *Ortholalie* u. s. w. kurze Regeln, und erläutert sie mit eingeschalteten Übungsstücken, zuerst für Aussprache und Schreibung, dann zum Übersetzen sowohl aus dem Französischen ins Deutsche, als aus dem Deutschen ins Französische mit untergelegten Vocabeln. Diese Übungsstücke nehmen einen grossen Theil des Buches ein, und scheinen das eigentliche Geheimniss zu enthalten, wie man in zwey Monaten französisch lernen könne; wer nur das Ding recht aufzufassen verstünde! Aber das Wichtigste, was aus diesem Buche zu lernen ist, und womit eigentlich der Vf. sich selbst (in seiner grösseren Sprachlehre) überbietet, ist die Entdeckung, dass es in der französischen Sprache eigentlich nur Eine Conjugation (die der Verbes auf *er*) giebt, und dass alle anderen Verbes nur als Ausnahmen davon zu betrachten sind. Uns dünkt das eine sehr unglücklicher Einfall! Wenn die verschiedenen Conjugationen durch den verschiedenen Charakter der Endungsformen bestimmt werden: haben nicht die angenommenen vier französischen auf *er*, *ir*, *oir* und *re* offenbar diese Verschiedenheit des Charakters? Der Vf. protestirt dagegen, dass man ihm die lateinischen Conjugationen als Einwurf entgegenstelle; denn in diesen, meint er, gehe der unterscheidende Buchstabe vor der gemeinschaftlichen gleichförmigen Endung her, *amamus*, *videmus*, *legimus*, *audimus*. Aber ist das nicht derselbe Fall in *aimames*, *finimes*, *dumes*, *plumes* oder *aimassent*, *finissent*, *dussent*, *plussent*? Und was wird mit dieser wichtigen Veränderung gewonnen? Muss der Anfänger die anderen Verba, wenn sie auch Ausnahmen heissen, nicht auch lernen? Übrigens kann man diese Grammatik beym Unterricht so gut wie viele andere gebrauchen, wenn man nur nicht gerade *in zwey Monaten* zum Ziele kommen will.

Rl.

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Pünctliche Lotterie-Berechnungen überhaupt; insbesondere aber Lotto-Berechnungen, Renten-Lotterien, Gemeine und Würfel-Lotterien von verschiedener Art.* Nach Gesetzen der Mathematik und Wahrscheinlichkeit für Lotterie-Liebhaber ausgearbeitet. Zweyte Ausgabe. 1814. 88 S. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Sulzbach, b. Seidel: *Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum* edidit *Ludovicus Doederlein*, Philosophiae Doctor. 1814. 110 S. 8. (10 Gr.)

Statt der Vorrede beginnt diese reichhaltige Schrift eines jungen hoffnungsvollen Gelehrten mit der Frage: *Quid in Sophoclis editionibus adhuc desideratur.* Die Antwort ist, dass noch sehr Vieles in Rücksicht der Wort- und Sach-Erklärung zu thun übrig sey; dass man die letztere besonders äusserst vernachlässiget habe, so dass man mit Recht sagen könne S. 4: *Criticos multos nactus est Sophocles, interpretem nullum* (in mancher Rücksicht möchte doch wohl der treffliche *Lobeck*, nach Rec. Meinung, obgleich er der Sacherklärung etwas weniger Fleiss als der Worterklärung geweiht hat, als *Interpres* gelten können); — dass man, anstatt den Dichter aus dem Dichter zu erklären, und so kranke Stellen zu heilen, mit zahllosen Conjecturen daran gequacksalbert, und eine Menge dieser unnöthigen Conjecturen dreist in den Text aufgenommen habe: ein Fehler, dessen sich *Erfurdt* besonders im Philoktetes, — Rec. setzt hinzu: in den vier zuerst herausgegebenen Trauerspielen überhaupt, — nicht minder als *Bothe* schuldig gemacht; dass die lateinische Übersetzung in *Brunck's* Ausgabe schülerhaft sey, und von Fehlern strotze; dass daher einem künftigen Herausgeber des Dichters diese vier Verpflichtungen vor allen obliegen (Rec. will die eigenen Worte S. 10 hersetzen —): „*Editori Sophoclis haec quatuor prae caeteris, ut mihi videtur, agenda sunt; primum ut textum a conjecturis inutilibus liberet; deinde ut audaciores locorum vere corruptorum mutationes ejiciat, substituatque leniores; postremo ut codices quam plurimos emendando textui adhibeat; denique ut accuratiorem distinctionem quoad metrum et quoad sensum versibus reddat.*" — Rec. stimmt diesem völlig bey, und fügt noch hinzu, dass bey der Flüchtigkeit, womit *Brunck* die alten Ausgaben und die Handschriften verglich, es durchaus nothwendig sey, die alten Ausgaben sowohl als die von ihm benutzten Handschriften noch einmal mit der grössten Genauigkeit zu vergleichen; dass in Rücksicht der Metrik noch wenig für Sophokles gethan sey; dass die Herausgeber, wenn sie gleich einzelne Versarten leidlich kannten, von der eigentlichen Composition der Chöre, oder der höheren Metrik, auch nicht einmal eine Ahndung gehabt, und dass die Wuth, allenthalben Strophen und Antistrophen zu finden, dieselben, wie z. B. *Erfurdt* bey Phil. 1150 — 1193, und Trach. 945 — 1044, auf Irrwege gebracht, und zu den unrichtigsten Versabtheilungen verleitet habe.

Gut vertheidigt wird S. 14 u. f. Trach. 56 u. 57 sowohl die gewöhnliche Lesart πράσσειν, δοκεῖν, als auch die hart angefochtene Construction εἰ πατρὸς νέμοι τιν᾽ ὥραν τοῦ καλῶς πράσσειν, durch El. 410 δοκεῖν ἐμοί, und Oed. Col. 152 ἀπεικάσαι, und dass der Dichter, da er sagen konnte: νέμοι ὥραν τοῦ πατρός, und auch: νέμοι ὥραν τοῦ καλῶς πράσσειν, beide Constructionen verbunden habe; δοκεῖν, *wie es mir scheint*, gehöre zu ὃν εἰκός, und werde von der Dienerin, die ihrer Gebieterin gute Lehren giebt, aus Bescheidenheit zum Schluss beygefügt. Der vermeinte Übelklang des doppelten ειν wird durch Oed. Col. 262. *Br.* ἀρκεῖν ἔχειν geschützt. Eben so wird die Vulgata gegen neuere Änderungen in Schutz genommen, in folgenden Stellen: Trach. 58, δόμους. S. 16. — Trach. 178, χαρὰν. S. 17. — Trach. 719, ταύτῃ. S. 79, wo ὁρμή *conatus* sey. — Trach. 770, Φοινίας, welches Handschriften bestätigen, S. 81, wobey die Interpunction so geändert wird:

> ἀδαγμὸς ἀντίσπαστος, εἶτα, Φοινίας
> ἐχθρᾶς ἐχίδνης ἰὸς ὥς, ἐδαίνυτο·
> ἐνταῦθα δὴ — — —

El. 1277, ἡδονάν, gegen *Porson*, oder, wie Hr. *D.* lieber lesen will, ἡδονήν nach einer Handschrift. S. 23. — Oed. T. 413, σὺ καὶ δέδορκας κοὐ βλέπεις, gegen *Brunck*, S. 24. Dass aber καὶ hier für ὅμως stehe, können wir eben so wenig einräumen, als dass es, wie hier gleichfalls behauptet wird, je *etsi* bedeuten könne. Dem armen *Vav* der Hebräer hat der ehrliche und fleissige *Nolde* viele Dutzende von Bedeutungen aufgebürdet: wann wird man denn aufhören, gleiche Thorheiten auch bey den griechischen Partikeln zu begehen! Eben so soll S. 59 in γε mit dem Particip *cum*, *quoniam* versteckt liegen. Dass man das Participium oft durch *cum*, *quoniam* auflösen könne, leidet keinen Zweifel, aber γε ist sehr unschuldig hieran. — Oed. Col. 1212, τοῦ μετρίου παρείς, S. 29. — Antig. 661 — 671. S. 30, gegen *Seidlers* Versetzung, die *Erfurdt* aufnahm. *Voss* d. J. und *Welcker* haben schon früher erwiesen, dass

diese Versetzung unnöthig sey. — Antig. 1182. τύχῃ πάρα, welches Handschriften bestätigen, gegen *Brunck's* περᾶ.

An Verbesserungsvorschlägen, deren Wahrheit beym ersten Anblick einleuchtet, ist die Schrift nicht reich. Zu den eigenen guten Verbesserungen gehören: Soph. Frag. Herc. 11. p. 616 *Br.*, wo statt des unmetrischen προσδείσειεν so zu lesen vorgeschlagen wird:

— — ξυνέλεγον τὰ ξύλ' ὡς ἐκκαύματα,
μή μοι μεταξὺ πραξείησαν (τὸ δρᾶν).

Hiebey wird behauptet, dass ὡς statt πρὸς auch von leblosen Dingen gesagt werden könne, und als Beweisstellen werden Oed. T. 1480 ἔλθετε ὡς τὰς ἀδελφὰς τάσδε τὰς ἐμὰς χέρας, und Trach. 366 ἥκει δόμους ὡς τούσδε πέμπων. Rec. könnte noch Eurip. Phoen. 630 *Porson.*, wo *Valckenaer* nachzusehen ist, beyfügen; aber dennoch möchte die auch von *Porson* zu Phoen. 1415 als richtig anerkannte Regel, dass ὡς als Präposition nur von Personen gebraucht werden könne, und dass folglich an diesen Stellen πρὸς oder εἰς zu lesen sey, ihre Richtigkeit haben. Soph. El. 1458 πύλαις, S. 52 (= ἐν πύλαις, *intra portas*), welches eine münchener Handschrift bestätigt. — Ferner Bion XV, 14 Φέρων δύστανον Ἄρηα statt des sinnlosen Φέρων δισσὶν ἀνὰν ἄρνα, S. 67, und S. 105 Stob. Tit. LVII ἀπὸ γῆς εἰσορᾶν statt des unmetrischen α. γῆς ὁρᾶν.

Manche angefochtene Stellen werden durch richtige Erklärung gerettet; ein Verdienst, das einer guten Verbesserung gleich zu achten ist. Hieher gehört S. 84. Oed. Col. 63, wo ξυνουσία durch *Einwohner* erklärt wird. — S. 85. Oed. Col. 1231, wo ἀφροσύνας aus dem Vorhergehenden nach ἔξω supplirt, und construirt wird: τίς πολύμοχθος πλάγχθη ἔξω ἀφροσύνας; — S. 93 wird von βοή die Bedeutung *preces* durch mehrere Stellen erwiesen, und μηκύνων βοήν durch: *nimis longa precatione*, übersetzt, und S. 95. Oed. T. 115, 226 und 1435 *Brunck's* lateinische Übersetzung berichtiget. — S. 103 wird Cic. Tuscul. Quaest. I, 16 die angefochtene und unnöthig geänderte Lesart, *falso sanguine*, sehr gut gerettet, und durch *sanguine negato, sine sanguine* erklärt.

Weniger kann Rec. der Vertheidigung der Vulgata Oed. T. 1518 γῆς μ' ὅπως πέμψεις ἀπ' οἴκων S. 25, wo γῆς für ἐκ γῆς stehen soll, gegen das edlere ἄποικον, welches *Brunck* aus Handschriften aufnahm, seinen Beyfall schenken. Eurip. Hipp. 1148 beweist hier nichts. — S. 32 wird Antig. 781 — 784 die Vulgata, ὃς ἐν κτήμασι πίπτεις sehr unglücklich vertheidigt, und κτήματα durch *divitiae*, und diess wieder durch *divites* erklärt, eine Erklärung, die der eine Scholiast zum Theil schon hat. Besser wäre noch immer *Ast's* λήμασι, wenn man λήματα in der Bedeutung, *hoher, trotziger Muth, Jünglinsmuth*, figürlich *muthige, trotzige Jünglinge* nähme, als Gegensatz von μαλακαῖς παρειαῖς νεανίδος. Dieser Erklärung aber widerstrebt, dass λῆμα nicht bloss vom Muth und Trotz der Jünglinge, sondern auch vom Starrsinn der Weiber, z. B. von der Medea, Eur. Med. 177, gebraucht wird. Den Buchstaben am nächsten käme freylich:

Ἔρως, ὃς ἐν κτίσμασι πίπτεις

Amor, qui omnibus creatis illaberis. — κτίσμα, *creatura*, kommt bey den 70 Dolmetschern nicht selten vor, aber nicht bey den griechischen Dichtern: denn bey Lycophron V. 79 heisst κτίσμα, *aedificium*, κτίζειν jedoch gebraucht Eurip. Suppl. 640 Herm. in der Bedeutung *creare*: ποταναὶ εἴ μέ τις θεῶν κτίσαι. Ein Abschreiber könnte leicht κτίσμασι in κτήμασι verschreiben. So verwechselten die Abschreiber κτίσις mit κτῆσις, und dieses wieder mit jenem, s. *Biel* Lexicon in LXX. s. v. κτίσις. Viel Gewicht ist indess auf die Conjectur, so einen guten, dem Zusammenhang angemessenen Sinn sie auch giebt, nicht zu legen, bevor nicht die Bedeutung von κτίσμα, *Geschöpf*, aus griechischen Dichtern erwiesen ist. — Dass die Lesart, ἀτίνατε μάχαν, keiner Änderung bedürfe, hat schon vor Hn. *D.* der Rec. der *Ast*schen Übersetzung in dieser A. L. Z. erwiesen, auch hat *Erfurdt* in der kleinen Ausgabe sie wieder in ihre Rechte eingesetzt. — S. 41 wird Oed. Col. 503, woran sich alle neueren Herausgeber versucht haben, und wo die alten Ausgaben ἵνα χρῇ ὅτῳ μ' ἐφευρεῖν lesen, welches die Scholien bestätigen, indem sie es für eine Synaloephe erklären, so emendirt:

— — — — — — τὸν τόπον δ', ἵνα
ἔσται μ' ἐφευρεῖν τοῦτο, βούλομαι μαθεῖν.

Diess giebt freylich einen Sinn, aber einen viel schwächeren, als die Scholien herausbringen: denn ἔσται kann eher fehlen, als χρεία, oder ein Wort ähnlicher Art, etwa χρεών, welches die Tragiker so oft gebrauchen. Man könnte daher lesen: χρεὼν μ' ἐφευρεῖν, oder χρεία μ' ἐφευρεῖν, und ἔσται oder ἐστὶ suppliren, wie Eur. Hec. 970 τίς χρεία σ' ἐμοῦ; — Alle Schwierigkeiten würden verschwinden, wenn man läse:

ἀλλ' εἶμ' ἐγὼ τελοῦσα· τὸν τόπον δ', ἵνα
χρήσει μ' ἐφευρεῖν, τοῦτο βούλομαι μαθεῖν.

So sagt Herodot 7, 8, 4: προθύμως πάντα τινὰ ὑμέων χρήσει παρεῖναι. Den attischen Dichtern, χρήσει als Futurum zu gebrauchen, verbieten zu wollen, wäre doch sehr lächerlich. — S. 45 Oed. Col. 547 wird der metrisch unrichtige Vers: καὶ γὰρ ἄλλους ἐφόνευσα κἀπώλεσα nach *Hermann's* Vorgang so verbessert:

Καὶ γὰρ ἁλοὺς ἐφόνευσα καὶ ὤλεσα.

Unschlüssig, ob ἁλοὺς hier *insciu*s, oder *coactus* bedeute, giebt der Vf. als das ihm Wahrscheinlichste dieses: „ἁλοὺς *in universum dictum est, ideoque omnes illas rationes, quibus parricidium suum excusare solet Oedipus, in se quasi complectitur: primum quod inscius commiserit, cf.* 976; *deinde quod lacessitus injuria regis ad caedem ductus fuerit, cf.* 271. 992; *denique quod dii ipsi fatumque*

sic voluerint, cf. 255, 998." — Das heifst doch wohl zu viel aus ἄλους heraus erklären! Behüte uns der Himmel, dafs wir nicht, wie *Coccejus* und andere Theologen, in Stellen, deren Erklärung uns schwer wird, lauter *praegnante* Wörter finden! Die Scholien bestätigen die Vulgata ἄλλους. Die Scholien reichen offenbar weit über das Alter unserer Handschriften hinaus. Rec. hält es daher für sehr gewagt, die Lesarten der Scholien ganz aus den Augen zu setzen. Ihm scheint blofs von einem Abschreiber γὰρ mit δὲ verwechselt, eine Verwechselung, die äusserst häufig ist; s. den Index zu *Porsons* Euripides, *Schäfers* 2te Ausgabe p. 526 v. δὲ, und er glaubt, man müsse κ' ἀπώλεσα mit Hn. *D.* in καὶ ὤλεσα verändern, und lesen:

καὶ δ' ἄλλους ἐφόνευσα καὶ ὤλεσα.

Oedipus, von dem Chor über sein Schicksal befragt, giebt ihm nach und nach, fast sträubend, und in gebrochenen Tönen der Angst und des tiefen Schmerzes Auskunft, dafs er ohne Schuld und Vorsatz seine Mutter geheirathet, V. 525 — 528, Kinder mit ihr gezeugt, 529 — 533, und, — das Schrecklichste, — seinen eigenen Vater erschlagen, 534 — 546, und *noch andere dazu*, ἄλλους, die Begleiter des Vaters (von denen es Oed. T. 813 heifst: κτείνω δὲ τοὺς ξύμπαντας, und, setzt er innig bewegt und rührend hinzu: ἄιδρις ἐς τόδ' ἦλθον, ohne zu wissen, dafs es mein Vater und dessen Leute waren, bin ich, zu dieser That gekommen. — Was ist denn nun Unkluges, und Abgeschmacktes in der Lesart ἄλλους? Es gehört sogar zu der Vollständigkeit der Erzählung, dafs Oedipus auch diesen Umstand, καὶ δ' ἄλλους ἐφόνευσα, nicht verschweige. Das *nimis absurde*, das *Brunck* keck über diese Lesart aussprach, und welches Hr. *D.* noch unbesonnener so erweiterte: „*Est hic locus ex iis, quorum nullus unquam sanus satisque eruditus tutelam potest suscipere, quippe quia non a sensu modo, verum etiam a metro vitii arguatur*, ist nichts, als ein grundloser Machtspruch, wovon das Unkluge und Abgeschmackte auf die Interpreten zurückfällt, die gedankenlos nur Worte oder vielmehr Wörter dolmetschen, und den Zusammenhang übersehen, der in einer lyrischen Erzählung der Tragiker nicht so klar da liegt, als in einer *gellert*schen Fabel oder in einem Mährchen von *Langbein*. — S. 48 wird Philoct. 500 πομπόν τε καὐτὸν ἄγγελον, gar nicht glücklich, in πομπόν τε, κοὐ τὸν ἄγγελον zu ändern, vorgeschlagen. Dafs καὐτὸν sprachwidrig sey, leidet keinen Zweifel; aber eben so gewifs ist, dafs κοὐ hier nicht Statt finden könne, und dafs αὐτάγγελος eine elende Conjectur sey, die *Erfurdt* nicht hätte in den Text nehmen sollen. Die richtige Lesart läfst sich mit Änderung eines einzigen, von den Abschreibern häufig verwechselten Buchstabens herstellen:

νῦν δ' εἰς σὲ γὰρ πομπόν τε καὶ τὸν ἄγγελον.

Bekanntlich lassen die Dichter oft den Artikel beym ersten Hauptwort weg, und setzen ihn des Nachdrucks wegen beym zweyten. — S. 87 wird El. 229, 3, τὰ δὲ τοῖς δυνατοῖς οὐκ ἐριστὰ πλάθειν erklärt, man müsse δὲ für γὰρ nehmen, und construiren und suppliren: οὐκ (ἔξεστι oder χρὴ) τὰ ἐριστὰ πλάθειν τοῖς δυνατοῖς. So kraus die Worte durch einander zu rütteln, möchte einem griechischen Dichter wohl schwerlich erlaubt seyn, oder je einfallen. Nimmt man τὰ δὲ mit *Erfurdt* für *propterea*, und ἐριστὰ mit Hn. *D.* für *rixae*: so giebt die S. 89 gegebene Übersetzung: *Potentioribus rixas inferre non oportet*, einen guten Sinn.

Völlig falsch ist, was S. 63 gesagt wird, dafs man Philoct. 1407 das am Ende des Verses stehende ὦ φίλε in ὦ φίλος ändern müsse, um den Hiatus zu vermeiden, da der folgende Vers mit einem Vocal anfange. In den katalektischen trochäischen Tetrametern ist diefs gänzlich unnöthig, sonst müfste man eine Menge mit einem Vocal sich endender Verse dieser Art ändern, z. B. Oed. T. 1516, καλά, — 1523, ξύνεσπετο, — 1524, ὅδε; eben so in Aeschylus (*Schütz* klein. Ausgabe) Perf. 162, 166, 171, 223, 224, 734, 754. Agamemn. 1641, 1642, 1646, 1658, 1661. Eurip. *Porson.* Orest. 1526, 1529, 1539. 1566. So liefsen sich noch Dutzende von Stellen auftreiben, die weder geändert werden können, noch dürfen. Eine ähnliche unnöthige Angst wegen des Hiatus am Schlufs der Jamben hatte auch der verkappte *Hotibius*, worüber die Recension im May 1810 dieser A. L. Z. nachzusehen ist. Dafs übrigens die Attiker ὦ φίλε und ὦ φίλος gesagt, leidet keinen Zweifel. Das erste möchte Philoct. 1402 wieder herzustellen, und der metrisch unrichtige Vers so zu lesen seyn:

εἰ δοκεῖ, στείχωμεν. — ὦ φίλ', οἷον εἴρηκας ἔπος!

und Eurip. Orest. 1549, wo Πυλάδην die Glosse zu seyn scheint:

ξύγγονόν τ' ἐμὴν, φίλον τε τὸν τάδε ξυνδρῶντ' ἐμοί.

— S. 19. Philoct. 991, 2 ist mit Recht ἂν aus dem Text geworfen, die Vulgata hergestellt, und στέργειν durch *contentum, quietum esse*, erklärt; eine Bedeutung, die sich auch schon bey *Schneider* findet:

οὐ γὰρ ἔχω, πῶς
στέρξαιμι, κακὸν τόδε λεύσσων.

Spricht gleich Hyllos bald nachher V. 1020 in Hexametern, und geben beide Verse mit beybehaltenem ἂν gleich einen Hexameter:

οὐ γὰρ ἔχω πῶς ἂν στέρξαιμι κακὸν τόδε λεύσσων:

so scheint es Rec. doch besser zu seyn, V. 983, ὦ Ζεῦ, ὦ Ζεῦ, zu lesen, und die Anapäste sich V. 992 mit einem Paroemiacus, dem ein Monometer, οὐ γὰρ ἔχω πῶς, vorangeht, schliessen zu lassen. Die Wiederherstellung der Vulgata V. 990:

τὸν δ' ἀπὸ κρατὸς βλεφάρων θ' ὕπνον;

wo der anapästische Dimeter mit einer kurzen Sylbe endigt, läfst sich zwar, da hier die Personen wech-

ſeln, vertheidigen; aber doch möchte es an Beyſpielen fehlen, wo dieſs vor einem Monometer gegen den Schluſs des anapäſtiſchen Syſtems geſchieht. Rec. ſchlägt daher vor, βλεφάρων θ' ὕπνους zu leſen. So ſteht Eurip. Troad. 1196 ὕπνοι τ' ἐκεῖνοι. — Was S. 20 u. 21 behauptet wird, daſs πεσων als vierter Fuſs, γαρ επι als dritter, πατρος als zweyter Fuſs des Anapäſts Statt finden könne, iſt ein groſser Irrthum. Die angeführten Stellen ſind verdorben, eben ſo auch bey *Seidler* Dochm. p. 80, und ſind theils von Anderen ſchon verbeſſert, theils laſſen ſie ſich leicht verbeſſern. Überhaupt ſcheint es Hn. *D.* an tiefer Kenntniſs der Metrik noch zu fehlen. Dieſs beweiſt S. 27, wo er Philoct. 686 lieſt: ὤλλυθ' ὧδ' ἀναξίως, welches mit der Antiſtrophe, ἕρπει γὰρ ἄλλοτ' ἄλλα, oder ἄλλαν, wie *Erfurdt* lieſt, durchaus nicht in Einklang zu bringen iſt, man mag ſie umſtellen und ändern wie man will. Die Vulgata V. 684, ὃς οὔτ' ἔρξας τιν', wird freylich recht gut vertheidigt, und S. 28 bewieſen, daſs bey ἔρδειν τινά τι das τι zuweilen ausgelaſſen werde; aber wozu dieſs, da Euſtathius p. 667, 24. *Baſ.* uns die richtige Lesart: οὔτε τι ῥέξας, κακὸν ὀηλαδή, aufbewahrt hat? Die ganze Strophe, woran ſich ſchon Viele verſucht haben, ohne jedoch mit dem Sylbenmaſs aufs Reine zu kommen, möchte wohl ſo zu leſen und zu ordnen ſeyn:

1. λόγῳ μεν ἐξήκουσ', ὄπωπα δ' οὐ μάλα
2. τὸν πελάταν λέκτρων ποτὲ τῶν Διὸς,
3. ἄμπυκ' ἀνὰ δρομάδ' ὡς βάλε δέσμιον ὁ παγκρατὴς Κρόνου παῖς·
4. ἄλλον δ' οὔτιν' ἔγωγ' οἶδα κλύων, οὐδ' ἐσίδον μοίρᾳ
5. τοῦδ' ἐχθίονι συντυχόντα θνατῶν,
6. ὃς οὔτε τὶ ῥέξας τιν', οὔτε νοσφίσας,
7. ἀλλ' ἴσος ἐν ἴσοις ἀνήρ,
8. νῦν ὤλλυθ' ὧδ' ἀναξίως. τόδε δε θαῦμα μ' ἔχει,
9. πῶς ποτε, πῶς ποτ' ἀμφιπλάκτων ῥοθίων μόνος κλύων,
10. πῶς ἄρα πανδάκρυτον οὕτω βιοτὰν κατέσχεν.

Das Sylbenmaſs iſt:

1. ⏑ — ⏑ — — — ⏑ — ⏑ — ⏑⏑
2. — ⏑⏑ — — — ⏑⏑ — ⏑⏑
3. — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ —
4. — — — ⏑⏑ — — ⏑⏑ — — —
5. — — — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑⏑ —
6. ⏑ — ⏑ — — — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
7. — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ —
8. — — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑⏑ — ⏑⏑ —
9. — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ —
10. — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑⏑ — ⏑ — —

Die Antiſtrophe iſt hienach leicht zu ordnen. Das choriambiſche Sylbenmaſs iſt in dieſem Chor vorherrſchend, der mit einem jambiſchen Trimeter beginnt, dem zwey vierfüſsige daktyliſche Verſe folgen. Der letzte dieſer Verſe iſt ein daktyliſcher Aſynartetus, wo den Daktylen ein katalektiſcher jambiſcher Dimeter angehängt iſt, welcher den Übergang zu den Choriamben macht, die bis zum Schluſs der Strophe herrſchen: denn die Ausweichung in Jamben V. 6, die V. 7 ſchon wieder in Choriamben übergeht, iſt kaum eine Ausweichung zu nennen, da der Choriamb in allen Füſsen mit der jambiſchen Dipodie vertauſcht werden kann. Die Abtheilung dieſer Strophe bey *Erfurdt* iſt abſcheulich, und ganz unter aller Kritik. Die beiden letzten choriambiſchen Verſe V. 9 und 10 liegen ſo klar da, daſs ſie ein Schüler nicht verfehlen kann, und doch macht *Erfurdt* drey Verſe daraus:

— ⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — —
⏑⏑ — ⏑ — ⏑ — — ⏑⏑
— ⏑ — ⏑ — — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑

die metriſch gar keinen Zuſammenhang haben. Dieſs wäre unbegreiflich, wenn er nicht durch alle Stücke des Sophokles ſeine tiefe Unkunde der höheren Metrik beurkundet hätte. Es ging ihm, wie es den meiſten neueren Metrikern leider ergehet; einzelne Sylbenmaſse kennen ſie zur Noth, aber ein ganzes lyriſches Stück zu ordnen, iſt über ihren Horizont. So können Bierfiedler zwar einzelne Noten leidlich richtig greifen, aber nie ein ganzes Stück eines groſsen Meiſtes ſpielen, ohne es zu verhunzen. —

(*Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Philosophie. *Berlin*, b. Salfeld: *Kurzer Abriſs der Erfahrungsſeelenlehre* zum Gebrauch für den Unterricht, von *J. G. C. Kieſewetter*, Dr. und Profeſſor der Philoſophie. Zweyte umgearbeitete und ſehr vermehrte Auflage. 1814. VI und 314 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die erſte Auflage dieſes hinlänglich bekannten Buches erſchien 1806. Der Vf. fand ſich durch die günſtige Aufnahme ſeiner Arbeit bewogen, dieſelbe mit allem Fleiſs wieder durchzuſehen, und auf die in mehreren kritiſchen Blättern ihm gemachten Bemerkungen Rückſicht zu nehmen; vorzüglich iſt dieſs bey den erſten Zweydrittheilen dieſes Lehrbuches ſehr in die Augen fallend, auch dem letzten Drittheil dieſer Schrift hätte er gern noch mehr Zeit gewidmet, wenn nicht die neueren Begebenheiten, um nach Kräften mitzuwirken, daſs Deutſchland frey werde, ihn von Berlin entfernt hätten.

— r —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

SULZBACH, b. Seidel: *Specimen novae editionis tragoediarum Sophoclearum edidit Ludovicus Doederlein*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 17. Trach. 662 wird die von neueren Kritikern entstellte Vulgata:

> τᾶς πειθοῦς παγχρίστῳ
> συγκραθεὶς ἐπὶ προφάσει θηρός

mit Recht vertheidigt; nur hält Rec. die von συγκραθεὶς gegebene Erklärung, *mitigatus*, nicht für erwiesen, sieht auch nicht ein, warum es hier nicht *implicitus*, *indutus*, heissen könne. θηρός in δείματος zu ändern ist unnöthig, sobald man in der Strophe ἆμαρ statt der gemeineren Form ἁμέραν schreibt. Alle Handschriften und alten Ausgaben lesen: ἐξέλυσ' ἐπίπονον. Ist diess richtig, wie Rec. glaubt: so ist ἐπὶ in der Antistrophe die Erklärung, die ein Abschreiber in den Text setzte, und die Verse sind so zu lesen:

> Stroph. ἐξέλυσ' ἐπίπονον ἆμαρ.
> Antistr. συγκραθεὶς προφάσει θηρός.

Das Sylbenmass, das sich häufig bey den Tragikern findet, ist:

– ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑⏑ – –

Wer ἐπὶ in der Antistrophe nicht aufgeben will, der lese:

> Str. ἐξέλυσεν ἐπίπονον γ' ἆμαρ.
> Ant. συγκραθεὶς ἐπὶ προφάσει θηρός.

Das γ' nach ἐπίπονον ist wenigstens eher zu entschuldigen, als wenn man Phil. 685 es nach ἐν in den Text hinein emendirt, und liest: ἀλλ' ἴσος ἐν γ' ἴσοις, wo es gänzlich ohne Nachdruck steht.

Die S. 63 *Hermann* zugeschriebene Verbesserung ἔσομαι ξύνοικος gehört *Dawes*, s. *Miscell. Crit. ed. Harles p.* 229. — *Erfurdt* zu dieser Stelle hält es für eine Gewissenssache (*religiosum*), einen Anapäst in den ersten Fuss des Senars hinein zu emendiren, und nimmt daher einen anderen Vorschlag in den Text auf. Hr. *D.* sucht ἔσομαι dadurch zu entschuldigen, dass der Schauspieler, weil der vorletzte Vers mit einem Vocal endet, das Anfangs ε in ἔσομαι verschluckt und bloss 'σομαι gesprochen habe. Bey solchen Bemerkungen hält es schwer, ernsthaft zu bleiben. Im Sophokles kommt der Anapäst im ersten Fusse des Trimeters wenigstens *sechzigmal*, im Aeschylus *vierzigmal*, und in der Hecuba und im Orest des Euripides allein schon über sechzigmal vor, und bey den wenigsten dieser Verse endet sich der vorhergehende mit einem Vocal, z. B. Oed. T. 20. ἀγοραῖσι, wo der vorletzte Vers mit ἐξεστεμμένον endet, und so an Dutzenden von Stellen. Ein Herausgeber der Tragiker sollte doch wohl so viel vom Sylbenmasse verstehen, um nicht so völlig grundlose Bemerkungen in die Welt zu schicken. — Nicht besser ist S. 68 die dem alten *Weller* und Anderen nachgesprochene Bemerkung, dass in δήϊος die erste Sylbe auch kurz seyn könne. Homer gebraucht beide Formen, δηϊόω, und δῃόω mit untergeschriebenem Iota. δηϊόωντο, δηϊόων. Il. 13, 675. Il. 23, 176, und δῃώσωσιν, δῃωθέντων, δῄουν. Il. 4, 416, 417. Il. 11, 71. Hieraus folgt nun unwidersprechlich, dass auch beide Formen δήϊος und δῇος im Gebrauch waren, und dass man Il. 7, 241 nicht δηΐῳ mit kurzem η, sondern δῄῳ lesen müsse. — S. 78. Trach. 122 wird ἀδεῖα als Neutrum des Plurals durch Arat. Phoen. 1068:

> θήλειαι δὲ σύες, θήλεια δὲ μῆλα καὶ αἶγες

nur sehr schwach vertheidigt. Die Form εια als Neutr. Plur. kommt bey keinem einzigen Dichter vor, wohl aber εα als weibliche Endung des Singulars, z. B. ἀδέα τέρψις bey Theokrit. Ein so später in Hexametern schreibender Dichter kann hier nichts entscheiden. Vielleicht verdanken wir gar die Form θήλεια den Abschreibern, die für das Sylbenmass besorgt waren, indem der Dichter schrieb:

> θήλειαι δὲ σύες, θήλεα δέ τε μῆλα καὶ αἶγες.

So steht Il. 2, 4 πολεας επι. — Od. 9, 283 νεα μεν μοι, wo die Sylben λεας, νεα für eine Länge gerechnet werden. Rec. liest:

> ὧν ἐπιμεμφομένα σοι
> ἀδέα, ἀντία δ' οἴσω.

und hält ἀδέα für den Accusativ Neutr. Plural. Der Scholiast las σοι. So steht Trach. 470: κοὐ μέμψει χρόνῳ. Bekanntlich fehlt μὲν häufig im ersten Gliede, wenn δὲ im zweyten folgt, s. Viger. ed. Herm. p. 536, n. 75. An dem Hiatus in ἀδέα, worauf ein Comma folgt, können in einem daktylischen Sylbenmasse nur Unwissende Anstoss nehmen. Wer mit *Erfurdt* ἀδεῖα für einen Nominativ des Singulars erklärt, der kann lesen:

ἀδεῖ, ἀντὶα δ᾽οίσω.

— S. 97 wird beyläufig das unmetrische συντεταγμένως, Aristoph. Plut. 384, in συντεταμένως verbessert. Hier kommt die Verbesserung um volle 30 Jahre zu spät: denn sie steht schon in dem Text der brunckischen Ausgabe, auch hat *Brunck* in den Anmerkungen sich über diese Änderung erklärt. Ein Philolog von Profession musste so etwas billig wissen. — Die S. 102 gegebene Erklärung von Pindar P. 1, 44 ist weder neu noch wahr. Sie steht schon in *Bach's* Ausgabe S. 16. Jena 1805. 8., wo aber auch zugleich die bessere Erklärung sich findet. — S. 102 wird Hesych. T. 1, p. 109, ἀεῖται, ὑμνεῖται, in ἀχεῖται, ὑμν. sehr unglücklich und ganz gegen die Reihe des Alphabets, die doch so ziemlich beym Hesychius beobachtet wird, gebessert. ἀείσω, ᾄσω, ὑμνήσω heisst es bey Hesychius S. 105. Höchstwahrscheinlich muss man also statt ἀεῖται, ἀείδεται lesen. Das tachygraphisch geschriebene δε hat in Handschriften mit dem Circumflex viele Ähnlichkeit; der Abschreiber konnte daher leicht ἀείδεται in ἀεῖται verschreiben. — S. 102 ist die in den Scholien zu Callimach. Del. 258 vorgeschlagene Änderung ἠχὴν statt εὐχὴν überflüssig, da εὐχὴν einen sehr guten Sinn giebt. — S. 104 wird Sophokl. Fragm. inc. LXX so verbessert:

— — — — Σειρῆνας εἰσαφικόμην
Φόρκου κόρας ἀ θ ρ ο ῦ ν τ ε τοὺς Ἅιδου νόμους.

Bey Plutarch steht Φέρκου κόρας ἀθροῦντος. Rec., der diese Lesart für die richtige, und bloss τοὺς für verdorben hält, liest:

Φόρκου κόρας, ἀθροῦντος εἰς Ἅιδου νόμους.
„Des Phorkos Töchter, der des Hades Satzung hält."

Nach einer Stammtafel, die *Voss* mythol. Briefe B. 2. S. 42 für die ältere hält, ist Phorkys, oder Phorkos, der Vater der Sirenen. ἀθρεῖν εἰς hat Euripides Bacch. 1327 εἰς τοῦδ᾽ ἀθρήσας θάνατον. *Lobeck's* κόρας θ ρ ο ο ῦ ν τ ε ist sehr hart, und nicht minder hart ist ἀθροῦντε, s. *Schäfer ad Apollon. Rhod. Schol.* p. 306.

Angehängt ist von S. 96—106 ein Verzeichniss von Wörtern aus Sophokles, die in den Wörterbüchern fehlen. Hiebey sind manche gute Bemerkungen eingestreuet, welche wir, so wie das ganze Büchlein, den Freunden der griechischen Sprache empfehlen. S. 106 verspricht der Vf., sich bey seiner Arbeit nicht zu übereilen, und setzt hinzu: *Mihi propositum est, ut laborem tanti momenti non prius, quam si omnes scriptores et Graecos et Latinos perlegissem et adhibuissem, affatim absolutum ac perfectum habeam.* — Erfüllt er diess Versprechen, und lässt er das Studium der Metrik, besonders der höheren, die den Bau der Chöre nach sicheren Gesetzen ordnet, sich ein ernstes Geschäft seyn: so lässt sich von seinem Fleiss eine sehr brauchbare Ausgabe des Sophokles erwarten, die noch immer ein Bedürfniss ist.

C. W. A.

ROSTOCK, b. Adler: *Commentatio de inscriptione vasculi Locris in Italia reperti*, ad virum illustrem, ingenio et doctrina excellentissimum, *Olaum Gerhardum Tychsenium*, linguar. oriental. Profess. P. O. munere academico per quinquaginta ipsos annos summa cum laude functum. Academiae Rostochiensis auctoritate scripsit *Immanuel G. Huschke*, h. t. Rector. 1813. 20 S. Fol. Nebst einer Kupfertafel.

Was der Vf. hier wiederholt, betrifft die zu Locri 1791 gefundene Vase, auf welcher eine weibliche Figur mit der Cither in der Hand dargestellt, und mit einer verdorbenen Umschrift versehen ist. Diese Inschrift, welche bald nach der Auffindung des Gefässes ein Italiäner *Ardito* erklären wollte, hat Hr. *H.* in den *Analectis criticis* p. 10 f. behandelt, und dann wieder im *N. deutschen Merkur* 1800 2 Band. S. 47 f. Ein andrer italiänischer Antiquarius, *Zarillo*, widersprach der Erklärung von *Ardito*, 1801 in einem Briefe an Fonseca. Diess schien dem Vf. werth, seine damals vorgetragene Meinung zu wiederholen.

Erst geht er die einzelnen Buchstaben der Inschrift durch, um zu beweisen, dass *Ardito* richtig gelesen hat ΚΑΛΕΔΟΝΕΣ. Die Figur selbst lässt weiter keinen Zweifel zu. Dann verwirft er die Emendationen von *Ardito* ΚΑΛΗ ΗΔΟΝΗ, von *Zarillo* ΚΑΛΗ ΔΟΚΗΣ, und von *Villoison* ΚΑΛΗ ΔΟΚΕΙΣ, und bleibt bey der früheren Meinung, dass durch die Aufschrift die pindarischen Κηληδόνες bezeichnet würden. Es folgt die Rechtfertigung mit denselben, aus den *Analectis* entlehnten Worten. Da nun Philostratos jener Keledonen des Pindar so erwähnt, dass er sie ἴυγγας nennt, und Olearius zur Stelle annahm, die an dem delphischen Tempel abgebildeten Kaledonen seyen nichts als jene Wendehälse mit dem Gestus singender Vögel: so giebt der Vf. seine frühere Meinung wieder, Philostratos habe die Keledonen als Iyngen nicht in ursprünglicher Bedeutung, sondern im figürlichen Sinne bezeichnet, in sofern diesen überhaupt jede Zauberkraft für Gewinnung, besonders der Liebe zugeschrieben, von den Keledonen aber gesagt wurde, sie bezauberten durch ihren Gesang gleich den Sirenen. Wir wollen zu bemerken nicht vergessen, dass diese Widerlegung der olearischen Annahme hier weiter ausgeführt worden ist, als früher geschah. Aber warum bekannte der Vf. nicht geradehin, dass diess in Bezug auf *Böttigers* (im deutschen Merkur a. a. O. mitgetheilte) Bemerkungen stehe? Hn. *H's.* Resultat bleibt: die magischen Iyngen waren verschieden von den Keledonen, die den Sirenen gleich als vorzügliche Sängerinnen gedacht wurden. Die Beweise sind: Die Iyngen haben in keiner Stelle eine Beziehung auf den Gesang, und wenn auch bey den neueren Sophisten, Philostratos, Himerios der Wendehals als Symbol der Wohlredenheit genommen wird: so geschah diess durch Veranlassung einer figürlichen Bezeichnung. Die Stelle, wo Philostr. vita Apollon.

1, 25 die Iyngen θεῶν γλώσσας nennt, ist corrupt. Sollen diese Beweise die Überzeugung gewinnen: so haben sie neuer Beweise ihrer Beweiskraft nöthig. Zugegeben, die Griechen bezeichneten den Liebreiz überhaupt durch ἴυγξ: wie hätte Philostratos in der Beschreibung der Tempelzierde so unbestimmt sprechen können, wenn nicht die Ἴυγγες nähere Verwandschaft mit den Keledonen gehabt hätten; wie hätte er, wenn nicht im Traume, Bilder weiblicher Sängerinnen als χρυσᾶς ἴυγγας bezeichnen können? Die Fabel von der Iynx ist sicher älter als die Erfindung der Kaledonen, wenn auch nur spätere Schriftsteller den Vogel als Symbol der Wohlredenheit nennen. In der Iynx allegorisirte man ursprünglich das Schmachten der Sehnsucht, welches sich in schwellenden, mit dem Geschrey des so benannten Vogels (von ἰύζειν) vergleichbaren Tönen ausspricht. So ward der Vogel zum Zauberidol. Als aber Iynx die Peitho zur Mutter erhielt, ward in ihr nicht bloss die schmeichelnde Rede der Liebe, sondern jeder Reiz der Rede und des Gesangs, die anziehende Kraft der Singkunst verstanden. (M. s. die von *Schneider* zu Xenoph. Memor. III, 11, 17 angeführte lexikographische Erklärung.) Zur Darstellung aber scheint man bald die den Sirenen gleiche weibliche Figur, bald das Bild des zauberischen Vogels gewählt zu haben. Die Iyngen stehen also allerdings in einer, und zwar ursprünglichen Beziehung auf Ton und Gesang, und diess nicht weniger als die Keledonen. Κηλεῖν aber wird nicht bloss von dem Gesang, sondern auch von dem Bezaubern durch Stimme und Rede gebraucht, wie Suidas von den Zauberinnen beym Gebrauch der Iyngen sagt: κατακηλούμεναι τοὺς ἀγαπωμένους, und Eustathius hatte gar guten Grund zu zweifeln, ob das Wort Κηληδόνες ein Beywort oder Eigenname sey. So besteht aber ein Wechselverhältniss zwischen dem vulgären Mythus und der Erfindung des Pindaros. Vor Allem hätte der Vf. ausmachen sollen, ob der Erfindung der Keledonen, was nicht glaublich, nur dichterische Willkühr des Pindaros, oder wirklich ein allgemein gültiger Mythus zum Grunde liege. Die Schriftsteller gedenken der Keledonen nur auf Autorität des Pindaros, und Pausanias lässt dem Dichter den eigen gebildeten Namen, und nennt die Bilder an dem Tempel ᾠδοὺς χρυσᾶς. Den denkbaren Grund übergeht der Vf. mit Stillschweigen, und wird daher auch nie im Resultat überzeugen. Statt dass er, ohne zu zeigen, wie sie getrennt bestehen können, zwey Angaben aus einander riss, hätte er sollen die wechselseitige Beziehung beider aus einander setzen, und so Übereinstimmung bewerkstelligen, wo ein Verweis auf die unbestimmte Rede eines Sophisten nicht genügt.

Wie aber, fragen wir, kam der Name der Keledonen auf die beschriebene Vase? Wenn keiner der Alten sie ohne Beziehung auf Pindaros Dichtung erwähnt, wie ward diese von einem Künstler als eine allgemein verstandene Idee behandelt? Diess alles erwähnt der Vf. nicht, sondern beruft sich auf die mit vieler Mühe herausgeklaubten Schriftzüge. Ausser der Unsicherheit derselben stehen aber noch zwey Momente entgegen, in der Figur eine Keledon anzunehmen, nämlich dass die Inschrift Καληδονες lautet, und dass der Pluralis gesetzt seyn soll, statt des Nominativus oder Genitivus des Singularis. Den ersten Punct erwähnt der Vf., glaubt ihn dadurch gelöst, dass er sagt, Καληδόνες sey die dorische Form statt Κηληδόνες, und vergleicht damit die Verba auf αω. Wir wünschen, der Vf. hätte das Wort sich nicht selbst Beweis seyn lassen. Aber mit so Unsicherem, wie es die entzifferte Inschrift ist, lässt sich freylich nur unsicher verfahren, und wie aus derselben nichts Gewisses für die künstlerische Existenz der Keledonen hervorgeht: so kann die ganze Discussion höchstens nur für problematisch gelten. Hr. *H.* hat jedoch seiner Schrift einen höheren Werth durch die Excurse auf Schriftsteller und verdorbene Stellen ertheilt, und von diesen halten wir für Pflicht noch einige Nachricht zu geben. Man erfreut sich an mehreren vortrefflichen Bemerkungen, zu denen die Buchstaben der Inschrift die Veranlassung gaben, und mehrere Verbesserungen werden Beyfall erhalten müssen, wenn sich auch gegen einige Zweifel aufwerfen lassen. S. 3 verbessert der Vf. die Stelle des Sophron beym Athenäos VI, p. 230 A. τῶν δὲ χαλκωμάτων καὶ τῶν ἀργυρωμάτων ἐμάρμαιρε δοκία also: τῶν δὲ χ. καὶ τῶν ἀρ. ἐγάργαιρε ἁ οἰκία. Wenn οἰκία richtig befunden würde: so wünschten wir den Artikel hinweg, und stiessen dann an ἐμάρμαιρεν οἰκία nicht weiter an. S. 6 spricht der Vf. von der späteren Schreibung des C statt Σ, und nimmt Gelegenheit, von Xenoph. Anab. V, 2, 11 seine Meinung mitzutheilen. Statt μονοειδὴς γὰρ ἦν ἡ παράταξις etc. hatte *Schäfer* in s. Meletemat. crit. p. 95 verbessert σιγμοειδὴς nach der Abbreviatur Cειδὴς. Hr. *H.* findet unwahrscheinlich, dass Xenophon schon das halbmondförmige Zeichen dieses Buchstaben gekannt habe, und da doch die Form der Schlachtordnung sicher die von *Schäfer* verstandene sey: so verbessert er leicht und sinnreich μηνοειδὴς γὰρ ἦν ἡ παράταξις. Es benimmt der Verbesserung nicht den Werth, dass sie schon von *Buttmann* vorausgenommen wurde. Nicht weniger empfiehlt sich die Verbesserung eines Fragments des Herakleitos beym Plutarch. *de Isid. et Osir.* Vol. VII. p. 46 *Reisk.*, wo von der über ihre Bahn schreitenden Sonne gesagt wird: γλώττας μιν Δίκης ἐπικούρους ἐξευρήσειν, statt dass *de exil.* Vol. VIII. p. 382 Ἐριννύες erwähnt werden. Hr. *H.* schlägt vor Κλῶθας Δίκης ἐπικούρους, da auch beym Hesiodos Theog. v. 217 die Parzen die Stelle der Erinnyen einnehmen.

V. V.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Roswitha* von *Friedrich Kind.* Dritter Band. 1813. 365 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch dieser Band gewährt, wie die ersten beiden (vergl. J. A. L. Z. 1812. No. 40), mit einer grossen Mannichfaltigkeit reichlichen Genuss für Phantasie

und Herz, und möchte an Werth die vorigen Bände vielleicht noch übertreffen. Zuerst kommt ein anmuthiges Gedicht: *Die Bäuerin zu Savelthem*, worin ein Auftritt aus Vandyk's Leben poetisch vergegenwärtigt wird, in Beziehung auf zwey Gemälde, die demselben ihren Ursprung verdanken. Hr. *K.* versteht es, Gemälde in Gedichte zu verwandeln, indem er *nicht*, wie Andere es versuchten, sie in Musik (ins Lyrische), sondern in Geschichte und Gestalt überträgt, und nur die Melodie des Verses dazu spielen läfst, was der Natur der Sache weit gemäfser ist. So gehen in dieser Romanze zwey Bilder in Geschichte, und diese zuletzt wieder vor der betrachtenden Phantasie in Bilder über, ohne dafs das Leben eines freyen Entwurfs darunter litte. Das Ganze ist gemüthlich und malerisch zugleich; doch neigt sich das Interesse dafür mehr den Sinnen als dem Geiste zu. Einzelnen Worten und Sätzen fehlt die Vollendung. — *Der Amor oder das italiänische Fest*, eine Erzählung, hat hin und wieder in den Schilderungen etwas von der Üppigkeit des italiänischen Himmels und dabey zugleich den vollhaltigen Periodenstil der Italiäner angenommen, der bey allem Wohlklang für das deutsche Ohr doch zuweilen ein wenig zu gedehnt ausfällt. Die Geschichte ist besonders anziehend durch die Erwartung, welche Anfangs durch Andeutungen erregt wird; indefs gelangt man zur Entwickelung nicht durch einen stätigen Fortgang, sondern man wird gleichsam bis zum Verschwinden des Vorhanges mit einer langen Ouvertüre beschäftigt, die doch wohl manchen begierigen Leser ungeduldig machen könnte. — In der folgenden ernsten Romanze: *Der Löwe*, wirkt das Wunderbare mit einer täuschenden Wahrheit, und geht mit einer sanften Rührung von der Phantasie ins Herz über. — Die Erzählung: *Die Jägersbräute*, beginnt in einem leichten, angenehmen Ton, der zur Ländlichkeit, und mit manchem starken Ausdruck untermischt, besonders zum Jägerleben und zur ganzen Geschichte pafst, die reich an Stoff und geschickt verknüpft ist. Die Wildheit des eifersüchtigen Jägers ist herrlich geschildert, nur streift diese Stelle zu sehr an's Tragische, fast an's Gräfsliche, welches gegen den Ton im Anfang ein wenig absticht. Das Ganze verdient Lob. — Das Gedicht: *Die Seeräuber*, erzählt in kräftigen, prachtvollen Stanzen, umgeben von einem blühenden Colorit, welches Geist und Sinn zugleich ergötzt, eine bekannte Mythe des Alterthums. — *Mira* ist eine Novelle in spanischem Gewande, romantisch, zauberisch-lieblich, die Erscheinungen zwischen Zweifel und Gewifsheit im Halbdunkel haltend; doch möchte sie manchem deutschen Leser, der sie nicht gleichsam mit hell musikalischer Phantasie auffafst, zum Theil wohl etwas gesucht und erkünstelt scheinen. — *Junker Rosenwart*, ein langes Gedicht, thut, weil die Theilnahme für die Liebenden im Anfange nicht genug gewonnen wird, mit dem elegischen Schlusse keine Wirkung; auch stimmt darin die Methode des Vortrags nicht mit der Versart, die etwas Einfacheres erwarten läfst. — Die angefangene Biographie: *Oskar's Jugendjahre*, nach gegebenen einzumischenden Worten, behandelt zu Anfange viele einzelne Umstände hinter einander zu allgemein, doch das Interesse ist im Steigen, und die Geschichte noch nicht beendigt. — Das Gedicht: *Camoens und sein Neger*, stellt in wohlklingenden Stanzen auf eine angemessene und eindringliche Weise Camoens Schicksal dar, der nach Überreichung seines berühmten Werkes vom Könige seines Vaterlandes ein Jahrgehalt von 25 Thalern bekam und dem Mangel preisgegeben wurde — allerdings ein Gegenstand, bey dessen Bearbeitung ein Dichter recht andächtig seyn kann. — Den Schlufs machen poetische *Kleinigkeiten* und *Blumen*, *Charaden*. — Möge der Dichter zu solchen Unterhaltungen, wie diese Roswitha darbietet, noch lange Muth und Kraft behalten!

C.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften, *Berlin*, b. Salfeld: *Der uneigennützige Chocoladenfabrikant, oder aufgedeckte Recepte der englischen, spanischen, italienischen und wiener Chocolade*, nebst einer Anweisung der bequemsten Zubereitung (derselben). 1810. II u. 16 S. 8. (6 gr.)

Der ungenannte Vf. dieser kleinen Schrift (wahrscheinlich ein Buchdrucker) hat sich der Herausgabe derselben, laut der Vorrede, darum unterzogen, um dem Publicum damit einen Dienst zu leisten. „Er will bey der Herausgabe nicht gewinnen (?), sondern nur nützen; daher der mäfsige Preis für so wichtige Recepte, die nicht ohne Mühe und Kosten ihren Besitzern entlockt worden sind (!!); und da er selbst gerne eine Tasse gute Chocolade trinkt (woran wir nicht zweifeln wollen), die ihm hier (wahrscheinlich in Berlin) so selten zu Theil ward: so wird er sich freuen, bald seine gute Absicht (zu nützen) bey einer guten Tasse (blofs bey dieser?) gekrönt zu sehen." — Zuerst wird von den Geräthschaften zur Verfertigung der Chocolade und der Feuerung gehandelt, hierauf von den Ingredientien, woraus die Chocolade bereitet wird (und wie dieselben zu behandeln), und zuletzt in 12 Recepten die Zusammensetzung der wiener, spanischen u. s. w. Chocolade gelehrt, unter welchen uns jedoch keines vorgekommen ist, was neu und nicht schon längst in anderen Büchern enthalten wäre. Der Geschmack ist verschieden; wir müssen daher die Chocoladetrinker bitten, nach den mitgetheilten Vorschriften *im Kleinen* selbst Versuche anzustellen und zu erforschen, welche derselbe, für sie das wohlschmeckendste Product liefert. Rec. würde No. 4 wählen, jedoch das hier vorgeschriebene Gewichtsverhältnifs der Gewürze, wenigstens das der Cardamomen, vermindern, und dann, da er gern heiter und zur Thätigkeit geneigt ist, das Product nicht in Milch, sondern in Wein aufgelöst geniefsen. Uns scheint überhaupt die gewöhnliche Zubereitung der Chocolade mit Milch und Eyern ganz unzweckmäfsig, und nur für diejenigen zu seyn, welche sie als Nahrungs- und fettmachendes Mittel geniefsen. Als solches ist sie das *non plus ultra*: denn sie enthält: 1) Pflanzenfett und 2) verhärteten faserartigen Eyweifsstoff, in Cacao; 3) thierisches Fett, und 4) käseartiges Eyweifs; 5) Milchzucker, in der Milch; 6) thierisches Öl und 7) flüssiges Eyweifs, in den Eydotter; 8) Zucker und 9) Gewürzhaftes in der Chocolade neben dem Cacao, und noch mehrere andere Dinge, z. B. Schwefel, welcher im Eyweifs, Milchsäure, die in der Milch vorhanden ist, u. s. w. Wer alle diese Dinge, vorzüglich die 3 Arten von Fett und von Eyweifs und die 2 Arten von Zucker, zusammen vereinigt alltäglich geniefst, mufs dick und fett, aber auch zugleich träg und für Alles gleichgültig werden. Für Gelehrte, welche gewissermafsen einen Überflufs am Leben und Geist in sich unterhalten, oder, wenn er aufgezehrt ist, erregen müssen, ist ein solches Getränk nicht.

D — r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
SEPTEMBER 1814.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der spanisch-portugiesischen Thronumkehr, und des daraus entstandenen Krieges*, von Dr. *Carl Venturini. Zweyter Theil.* Mit 52 Actenstücken. 1813. VIII u. 544 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Dem Vf. waren, wie er die Vorrede dieses Theiles unterzeichnete, die Recensionen des ersten Theiles (vgl. J. A. L. Z. 1813. No. 235. 236) noch unbekannt; doch hatte man ihm Urtheile von Privatpersonen, die seine in der Vorrede des ersten Theiles ausgesprochenen Ansichten sehr tadelten, mitgetheilt. In Hinsicht auf dieselben erklärt er nun, dass die Berichte der cadixer Regentschaft nicht um ein Haar besser wären, als die Meldungen der madrider Hofzeitung, und dass, wenn Tacitus, Livius, Xenophon, Herodot und Polybius Geschichte geschrieben haben, seinem Werke der Name einer Geschichte auch nicht abgesprochen werden könne. Die Quellen derselben wären nicht besser und glaubwürdiger gewesen. Wer diess zu kühn gesagt findet, möge ihm laut und öffentlich den Beweis absodern; indessen wolle er damit nicht so viel sagen, als wenn sein Buch, in Ansehung der Darstellung, mit jenen Meisterwerken sich jemals werde messen können. Meisterwerke würden sie aber schwerlich heissen, wenn ihre Quellen nicht zuverlässiger und ergiebiger, als in Hn. *V's.* Werke, geflossen wären. Hr. *V.* mag desswegen mit *Heeren* und anderen Geschichtforschern, welche die Glaubwürdigkeit der erwähnten Geschichtschreiber untersucht haben, zu Rathe gehen. Doch er scheint von seiner Ansicht, während der Ausarbeitung seines Werkes, zurückgekommen zu seyn: denn er nennt den französischen Bericht von den englischen Bestürmungen der Festung Badajoz ein Muster declamatorischer Darstellung, wie des Livius selbstgemachte Reden der Feldherren, und er ist der Meinung, dass es, unter solchen Umständen, dem Historiographen, der keine anderen Quellen benutzen könne, zu verzeihen sey, wenn er seiner eigenen Imagination ein wenig die Zügel schiessen lasse. Nicht Imagination, sondern genaue Vergleichung der bekannten Umstände, und daraus gezogene Folgerung der unbekannten, muss der Geschichtschreiber anwenden. Doch deutlicher legt der Vf. sein Geständniss am Schlusse dieses Theiles S. 544 ab, indem er die Versicherung giebt, dass er im letzten Theile seines Werkes die Mängel, die Irrungen, die falschen oder einseitigen Darstellungen, die, ohne seine Schuld, in die beiden ersten Theile sich eingeschlichen hätten, zu berichtigen suchen wolle, in sofern es ihm bey dem Gebrauch reinerer Quellen, als ihm bisher zu Gebote standen, möglich seyn würde. Aus seinen bisherigen Quellen, die meistens in *Bredow's* Chronik des 19ten Jahrhunderts, in der allgemeinen Zeitung, in dem politischen Journale, und in anderen Blättern dieser Art bestehen, hat der Vf. grösstentheils auch nur Materialien zu einer Geschichte der spanischen Revolution geliefert. Meistens hat er von den Schlachten und anderen wichtigen Kriegsunternehmungen nur die Berichte (die französischen in dem Texte, und die englischen und spanischen in den Noten) neben einander gestellt, ohne durch genaue Vergleichung derselben die Wahrheit herauszusuchen. Das Werk von *Cevallos*, das doch gewiss Manches richtig erzählt, durfte er bey der Ausarbeitung der beiden ersten Theile nicht zu Rathe ziehen; und was wird uns der jetzt nicht mehr gesperrte englische Buchhandel für Vergleichungspuncte darbieten! Doch Vergleichungspuncte, bey welchen das Leidenschaftliche der Ansicht immer in Abrechnung gebracht werden muss. Rec. erlaubt sich bey dieser Gelegenheit den Wunsch, dass die deutschen Geschichtschreiber unserer Zeit, nach dem schönen Beyspiele eines Tacitus, die Würde der Geschichte nie vernachlässigen, die Wahrheit im ruhigen, leidenschaftlosen Charakter darstellen, und sich aller Übertreibungen und Schmähungen enthalten möchten.

Der Vf. beschäftigt sich im 1ten Abschnitte dieses Theiles mit den Anordnungen, die der König Joseph nach seiner Rückkehr nach Madrid (1809), zu welcher er durch die angelobte Treue von 28,000 Hausvätern der Hauptstadt bewogen worden, zur Vollendung der Organisation seines neuen Reiches machte. So sehr er sich aber bemühete, das Vertrauen der Nation sich zu erwerben: so sehr arbeitete die Geistlichkeit, die so sehr beleidigt worden war, so sehr arbeitete der von den Mönchen angefachte Nationalhass der Spanier allen Bemühungen Josephs und seiner Minister entgegen. Die Vornehmen freuten sich, während sie ihm schmeichelten, über Österreichs grosse Zurüstungen, und bloss durch die Furcht, welche die ansehnliche französische Kriegsmacht einflösste, würden die Deputirten der Nation, die dem Könige huldigen sollten, zur Erscheinung in Madrid bewogen. Für die Treue und Anhänglichkeit, welche die Redner derselben heu-

chelten, theilte Joseph Ordensinsignien aus, erhob er manchen vornehmen Spanier zum Staatsbeamten. Diese kränkte er jedoch, dass die Franzosen den Vorzug behielten, und die von Joseph angeordnete Nationalgarde war der Denkart der meisten Spanier sehr wenig angemessen. Strenge Massregeln, durch welche die Treue und der Gehorsam erzwungen werden sollten, als militärische Specialgerichte und eine Criminal-Junta, brachten, wie gewöhnlich, eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Durch solche Massregeln kann man zwar Furcht erregen, aber sich niemals das Vertrauen einer Nation erwerben; am wenigsten bey einer Nation, die, wie die spanische, ihre Freyheit mit einem so glühenden Feuereifer vertheidigte, die in der schrecklich standhaften Vertheidigung der Stadt Saragossa ihren Charakter so kraftvoll aussprach. Während die Franzosen die Bezwingung des nördlichen Spaniens vollendet zu haben glaubten, brannte das Feuer der Insurrection in hellen Flammen jenseits der Sierra Morena, in Andalusien, wo Sevilla den Sitz der höchsten Junta abgab. Diese Junta hatte jedoch, weil es ihren Mitgliedern, Juristen und Edelleuten meistens an Kenntnissen und Erfahrung fehlte, wenig Kraft und Ansehn. Die Provincial-Junten handelten daher fast unabhängig, und auch die Anführer der Truppen-Abtheilungen waren nicht im Einverständnisse. Dennoch kämpften die französischen Feldherren, dem Ziele ihrer Unternehmungen entgegenstrebend, mit so grossen Hindernissen. Dieser Kampf nahm, besonders seit Wellingtons Erscheinung, in Portugall, einen heftigeren Charakter an. Soult musste, um einen Rückzug zu sichern, sein Gepäcke in die Abgründe von Salamanca stürzen. Die Schlacht bey Talavera de la Reyna rettete dem Könige Joseph den Besitz von Madrid; aber der ungeschickte spanische General Venegas, der nicht, wie der Vf. sagt, mit Moore an einem Tage fiel, vernachlässigte die Thätigkeit, durch die er den König Joseph, in seinem Rücken, in grosse Verlegenheit bringen konnte, und doch blieb dieser Venegas so lange stehen, dass er durch Cuesta's schnellen Rückzug in Noth gerieth. Cuesta wurde desswegen, auf Wellingtons Antrag, verabschiedet. Romana und Ballasteros lebten in Uneinigkeit, weil der Erste durch seine Volksliebe des Letzteren Ansehen verdunkelte, und dessen kräftige Massregeln hemmte. Nur durch die Drohung, Spanien ganz aufzugeben, bewirkte Wellington eine grössere Anstrengung der Nation. Joseph belohnte diejenigen, die sich in der Zeit der Gefahr treu bewiesen hatten; dagegen beleidigte er aber den vornehmen Adel durch die Erklärung, dass in Zukunft nur die von ihm bestätigten Grandes anerkannt werden sollten. Den Hass der Mönche vergrösserte er durch die Aufhebung aller Mönchsorden, durch die er sie für ihre lebhafte Theilnahme an dem gegen ihn gerichteten Plane bestrafte. Die dadurch erzeugte Erbitterung konnten keine einen zweckmässigeren Jugendunterricht beabsichtigenden Verordnungen mildern; diese wurden vielmehr von den Mönchen als ketzerische Greuel verschrieen. Durch den fortdauernd grossen Kriegsaufwand war die Staatscasse so erschöpft, war die Menge der Schulden so angewachsen, dass man zu dem Verkaufe der Nationalgüter schreiten musste. Da fanden sich aber Wenige, welche die auf einen so unsicheren Verkauf sich einlassen wollten. Vergebens wurde, um die Finanzverlegenheit zu heben, die Auslieferung alles vorräthigen Silbers befohlen, wurde die Ausfuhr von baarem Gelde, von ungemünztem Golde und Silber verboten. Um so eifriger schleppte man die edlen Metalle in das südliche Spanien, und man hielt es für ein besonders verdienstliches Werk, Kirchenschätze zu retten. Geistliche und Weiber zeigten sich dabey sehr geschäftig. Beträchtliche Summen ersparte man der Staatscasse durch die Aufhebung des Rathes von Indien, der Junta für Handel und Münzwesen und anderer Collegien. Das Zutrauen der Nation suchte man durch die Errichtung einer Handelsbörse zu Madrid, durch die Fortrückung der Douanen-Linie vom Ebro bis zur französischen Grenze, durch die Verschönerung der Hauptstadt u. s. w. zu gewinnen. Aber das Misstrauen der Spanier war so unbezwinglich, dass die heilsamsten Anordnungen verkannt wurden.

Bey dem fortdauernden Kampfe der neuen Regierung mit der ungünstigen Stimmung der Nation, hätten die englisch-spanischen Kriegsunternehmungen schneller von einem glücklichen Erfolge begünstigt werden müssen, wenn es den spanischen Feldherren weniger an Einigkeit und Kriegswissenschaft fehlte. Endlich brachte es jedoch Wellingtons Bruder, der Gesandte Wellesley, dahin, dass Romana, der entschiedenste Freund der Engländer, nach Sevilla berufen wurde, dass man die Nothwendigkeit einer Regentschaft und die Versammlung der Cortes fühlte. Die Junta, die man geheimer Unterhandlungen mit den Franzosen beschuldigte, wurde auf eine gewaltsame Art aufgelöset. An ihre Stelle trat eine Regentschaft, zu deren Mitgliedern Romana gehörte. Diese zeigte ungleich mehr Kraft als die Junta; sie wusste sich allerley Hülfsmittel zu verschaffen; die Armee wurde um 100,000 Mann verstärkt; es wurde eine grosse Menge von Lanzen und Gewehren ausgetheilt, und für die Anstellung guter Officiere gesorgt.

Eine noch grössere Thätigkeit herrschte zu Lissabon, wo sich alle Gewalt in den Händen der Engländer befand. Die bisherige Regentschaft wurde bis auf wenige Mitglieder aufgelöset. Wellington, der den Generalissimus vorstellte, bildete aus den Portugiesen ein sehr brauchbares Heer, welches im englischen Solde stand. Aber der Plan zu einem Hauptschlage, durch welchen die französische Macht aus dem inneren Spanien entfernt werden sollte, wurde dem König Joseph so frühzeitig bekannt, dass er ihm kräftig genug entgegen arbeiten konnte. Die Armee von Arezaga war bey Ocanna [27 Nov. 1809] zu schwach und zu wenig gut angeführt. So glücklich aber durch diesen Sieg der Besitz von Madrid für den König Joseph abermals gerettet war: so heftig dauer-

te der Kampf mit den Insurgenten immer fort; und je strenger die Massregeln waren, die man zur Bestrafung der Meineidigen anwandte: um so schrecklicher war der Charakter, den dieser Nationalkrieg annahm.

Durch den Frieden zu Wien sah sich Napoleon in den Stand gesetzt, einen noch grösseren Theil der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte zur völligen Bezwingung der pyrenäischen Halbinsel in Bewegung zu setzen. Er liess so viele eigene und Rheinbunds-Truppen, so viel italiänisches und polnisches Kriegsvolk nach Spanien marschiren, dass die Zahl aller daselbst versammelten Streiter sich gewiss auf 400,000 belief. Von dieser Macht unterstützt, drang nun der König Joseph in das südliche Spanien, bis in die Nähe von Cadix, ein. Hier hatten, ausser der Centraljunta, alle reichen Einwohner Andalusiens ihre Zuflucht gesucht. Dadurch war die Zahl ihrer Einwohner von 80 auf 160,000 angewachsen. Die Erhaltung von Cadix war jetzt der Hauptpunct der Vertheidigung Spaniens. Die englischen Officiere erklärten daher laut, dass Cadix behauptet werden könne und müsse, und das mit ihnen einverstandene Volk zwang die Mitglieder der Junta, eine aus sieben Personen bestehende Regierungscommission zu wählen, mit welcher der zum Gouverneur ernannte englische General Graham schnellwirkende Massregeln verabreden könnte. Vergebens waren nun alle Bemühungen des Königs Joseph, die Bewohner von Cadix durch friedliche Auffoderungen zur Unterwerfung zu bewegen; vergebens waren aber auch alle Anstrengungen der französischen Feldherren, die Standhaftigkeit der Besatzung zu erschüttern. Diese konnte jedoch auch jedem ernstlichen Angriffe Trotz bieten, und während die Belagerung von Cadix den Franzosen so sehr erschwert wurde, regte sich ihnen im Rücken und zur Seite überall Aufstand, beunruhigte man sie durch Landungen so sehr, dass sie nur mit Mühe die Hauptpuncte Andalusiens behaupten konnten. Indessen nahm man zu Madrid, wohin Joseph wieder zurückgekehrt war, die Miene an, als wenn die Bezwingung Spaniens bald vollendet seyn würde, und das spanische Reich wurde, den französischen Verwaltungsgrundsätzen gemäss, in Departements und militärische Divisionen eingetheilt. Die Entführungsgeschichte Ferdinands VII, die sich indessen ereignete, erklärten die Insurgenten für eine schamlose Erdichtung ihrer gemeinschaftlichen Unterdrücker, und es bleibt immer merkwürdig, dass sich der Lord der Schatzkammer auf die darauf Bezug habenden Fragen der Opposition nicht einlassen wollte.

Ungleich wichtiger als Spanien war für Grossbritannien Portugall. Daher bot es, während es in Spanien nur an der Vertheidigung von Cadix Theil nahm, in jenem Lande alle ihm in anderen Gegenden entbehrlichen Streitkräfte auf. Das englische Cabinet rechnete ganz richtig, dass man, während Napoleons Macht in einer anderen Gegend (an der Donau) vorzüglich beschäftigt war, nur ein paar Winkel der pyrenäischen Halbinsel behaupten dürfe, um das Ganze wieder zu erobern. Zu 40,000 Engländern und deutschen Truppen in englischem Solde kamen im May 1810 noch 110,000 Portugiesen, sowohl reguläre Truppen, als Landmiliz. Dieser Macht rückte Massena, dem Napoleon die Wiedereroberung Portugalls auftrug, mit 70,000 Mann entgegen; aber seiner Feldherren-Talente wirkten nicht genug gegen die Vorsichtsmassregeln des klugen und kriegserfahrenen Wellington, welcher dem Fortrücken seines Feindes schon durch die Ausleerung und Verwüstung der Gegenden, die er ihm überliess, ein mächtiges Hinderniss entgegenstellte. Auf die Portugiesen machte dieses Verfahren ungleich weniger Eindruck, als die Franzosen meinten. Ihre schlechten Hütten liessen sich zu leicht wieder aufbauen. Anders dachten die Vornehmen und Reichen, vornehmlich diejenigen, die sich bey der französischen Staatsverwaltung wohl befunden hatten. Dennoch erklärte der französische Moniteur die Verschwörung, die zwischen einigen der vornehmsten Personen zu Madrid und den französischen Befehlshabern Statt gefunden haben sollte, für eine Erdichtung. Der Krieg in Portugall bleibt immer ein schönes Denkmal der Manövrirkunst der beiden Feldherren, Wellington und Massena. Massena erreichte zwar seine Absicht, Wellingtons unangreifbare Stellung zu umgehen, so glücklich, dass sich dieser in eine noch furchtbarere zurückzog; und wenn Massena Portugall endlich wieder verlassen musste: so waren die Vorsichtigkeitsmassregeln seines Gegners, die seine Armee in einen gänzlichen Mangel aller Bedürfnisse versetzt hatten, die vornehmste Ursache. Diese Armee, die noch 56,000 Mann zählte, durfte ihres erbärmlichen Zustandes wegen, ein Treffen gegen Wellingtons 25,000 Streiter, durch welches sie aus aller Noth herauskommen konnte, nicht wagen. Auch fühlte sich Massena nicht stark genug, Wellington aus der Stellung, in welcher er die Einschliessung von Almeida deckte, herauszubringen. Mit der Eroberung von Tarragona, durch Suchet, endigt die in diesem Theile erzählte spanische Geschichte, welche mit der Bemerkung schliesst, dass, in der Mitte des Jahres 1811, die Franzosen in Hinsicht auf die Eroberung Spaniens keine eigentlichen Vortheile erkämpft hatten.

An die Geschichte Spaniens schliesst sich eine Erzählung von den Revolutionen in den spanischen Provinzen in Amerika an. In dieser ist dasjenige, was bisher davon bekannt geworden ist, ziemlich vollständig zusammengefasst. An den Nachkommen der ersten spanischen Tyrannen der Amerikaner wurde jetzt Rache ausgeübt. Der Vf. zeigt, wie die spanische Staatsverwaltung durch den Druck, dem sie die Bewohner dieser Provinzen unterwarf, den Wunsch, sich von derselben zu befreyen, erregen musste. Nur Spanier durften unumschränkt herrschen. Farbige Leute und Eingeborene oder Creolen erschienen in tiefem Abstande, in welchem sie constitutionsmässig erhalten wurden. Die herrlichen Länder glichen Schwämmen, zum Aussaugen für die europäische Habgier bestimmt. Auch

ohne die spanische Revolution wäre die amerikanische erfolgt. Zu derselben foderten schon hellere politische Ideen, foderte das geweckte Gefühl der Menschenwürde, das Beyspiel der nordamerikanischen Freystaaten auf. Als die französische Politik dem Ausbruche vorbeugen wollte, war es schon zu spät. Des portugiesischen Hofes Versetzung nach Brasilien fachte das Revolutionsfeuer in Südamerika an. Mit diesen Betrachtungen beginnt der Vf. seine Darstellung der Revolution im spanischen Amerika, die wir, um den Umfang unserer Recension nicht zu sehr zu erweitern, den Lesern überlassen müssen. Der Erzählungston ist auch in diesem Theile meistens rein (die Wörter „*Zerkeilen* und *Schlappe*" ausgenommen) und kraftvoll, und nur bisweilen äussert sich das Bestreben des Vfs., seiner Darstellung Kraft zu geben, zu sichtbar. Wir erinnern ihn übrigens noch an sein Versprechen, in einem Nachtrage manche Erzählung, vornehmlich des ersten Theiles, zu berichtigen und zu ergänzen.

Ig.

ERDBESCHREIBUNG.

BAMBERG, gedruckt auf Kosten des Verfassers: *Bamberg und dessen Umgebungen.* Ein Taschenbuch vom Bibliothekar *Jäck.* Mit vier Abbildungen. 1812. 266 S. 12. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1813. 256 S. ohne Vorrede, Einleitung und Inhaltsanzeige. 8. Mit fünf Abbildungen. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir wollen dem Vf. gern zugeben, dass, wie er in der Vorrede äussert, Bamberg bis jetzt noch ein Handbuch entbehre, welches die fremden Reisenden sowohl als die aus anderen Theilen des Königreichs Baiern dahin versetzten Staatsdiener mit dem neuesten Zustand dieser Stadt bekannt mache; auch wollen wir die patriotischen Gesinnungen nicht verkennen, vermöge welcher Hr. *J.* diesem Mangel durch vorliegendes Taschenbuch abzuhelfen sucht: desto mehr müssen wir aber bedauern, dass die Einrichtung und der Inhalt desselben unserer Erwartung so wenig entsprochen hat, dass wir gerechtes Bedenken tragen müssen, es dem Reisenden, der sich daraus Raths erholen will, zu empfehlen. Der Inländer, der sich mit der Verfassung der Stadt, wo er als Staatsdiener angestellt ist, oder sein Gewerbe treibt, genau bekannt zu machen wünscht, wird hier zwar Manches finden, was einiges Interesse für ihn haben könnte; aber der gezierte und oft geschraubte Stil, das geschmacklose Witzeln und manche auffallende Persiflagen werden ihn bald bewegen, das Buch mit Unwillen wieder aus der Hand zu legen. Anstatt dass Hr. *J.* die wissenswürdigsten Gegenstände Bambergs und dessen Umgebungen in einer gefälligen Ordnung und unter besonderen Rubriken in der Sprache eines belehrenden Topographen hätte vortragen sollen, fingirt er die Erzählung einiger Reisenden, die aus der Oberpfalz über Nürnberg, Erlangen, Beyersdorf und Vorchheim nach Bamberg reisen, und die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten schildern, die sie auf dieser Route, besonders aber in Bamberg, zu beobachten Gelegenheit hatten. Um unsere Leser mit der Art des Vortrags etwas näher bekannt zu machen, wollen wir nur einige Stellen ausheben. Gleich im Anfang, wo die Reisenden mit Erlangen nicht ganz zufrieden waren, und sich nach einer anderen Gegend sehnten, heisst es (S. 2.): „Besorgnissvoll, die *sandreiche Atmosphäre*(?) möchte unsere Ohren verstopfen, die Augen blind machen und unsere Zähne mit dem Zerknirschen des feinsten Sandes auf die widerlichste Art beschäftigen, verliessen wir eilig diese schön gebaute Stadt" u. s. w. Von der *Lindenallee* zu Bamberg giebt der Vf. (S. 15) folgende Schilderung: „Strebsam, wie die ganze Natur, haben sich auch die vielen Bäume in wildere Gestalten gezogen, und die jetzigen Nachtwandler sollen mit der Wildheit der Allee gänzlich sympathisiren; man glaubt sogar, dass die schöne Tagspromenade des Nachts nur noch zum Aufenthalt jener zahlreichen Nymphen diene, welche nicht mehr spröde mit ihren Reizen sind, und auf allen Seiten die wenigen vorüberwandelnden Herren so lange necken und verfolgen, bis sich das Possenspiel mit einer Versöhnungsscene endigt." Welchen Nutzen gedenkt wohl Hr. *J.* durch dergleichen Notizen den nach Bamberg kommenden fremden Reisenden zu verschaffen? — Eben so auffallend ist seine Beschreibung der dortigen Mauthanstalt, worüber man (S. 50) Folgendes lieset: „Mit fürchterlicher Miene und glühendem Dreyzack scheint dieser (nämlich der Neptun) wie Cerberus vor dem *Waag-* und *Mauth-Amte* zu wachen, um jeden, der Contrebande verdächtigen Kauf- oder Fuhr-Mann zu greifen und im Bestätigungsfall sogleich in das Wasser zu werfen. Erschüttert durch den Anblick dieses in seiner Beziehung schauderhaften Bildes eilen *wir* in die Capuzinergasse. — Ein ausserordentliches Gewühl von Geschäftsmännern, auf deren Gesichtern die Angst und Verzweiflung in scharfen Zügen sich ausgeprägt hat, dicht an einander gereihete Fuhrmannswägen — veranlassen den natürlichen Schluss, dass eine scharfe Untersuchung der Waaren hier Statt findet, — dass das *Mauthwesen* mit seinen Folgen den Bewohnern Bambergs bekannt wird." Diese Auszüge werden hoffentlich hinreichend seyn, von der Manier des Vfs. in seinen topographischen Beschreibungen sich einen Begriff zu machen, und zugleich über den Nutzen zu urtheilen, den sich das Publicum von diesem Taschenbuche versprechen kann. Beygefügt sind einige Gedichte, die Namen der Gasthäuser und Gastgeber, der Advocaten, Ärzte, Handelsbürger, Fabriken und Gärten, ingleichen die Gesetze des Leseinstituts, und der, unter dem Namen der Harmonie zu Bamberg bestehenden Gesellschaft. Den Beschluss macht ein kleiner Address-Kalender. Die auf dem Titelblatt angezeigten vier Abbildungen bestehen 1) in der Ansicht einer Parthie aus dem Mühlwörth, einem romantischen Spaziergang bey Bamberg; 2) in einem Siegel des dortigen Collegiatstifts, ohne Jahrzahl; 3) in den Triumphbogen, der den 1sten May 1812 zur Ehre des K. Napoleon errichtet wurde, und 4) in der Abbildung der Stadt Lichtenfels.

A. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

GESCHICHTE.

Lemgo, im Verlage der meyerschen Hof-Buchhandlung, und Hannover, in Commission der helwingschen Hof-Buchhandlung: *Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beyträge zur Geschichte vom letzten Viertel des achtzehnten, und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 1778 bis 1806.* Von *Christian Wilhelm von Dohm.* Erster Band. 1814. 590 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Geschichte der Jahre, welche auf dem Titel genannt sind, ist so reich an merkwürdigen und verschiedenartigen Erscheinungen, dass ein jeder Beytrag, der über einen Theil derselben ein vollständigeres oder neues Licht verbreiten kann, höchst willkommen seyn muss. Doppelt willkommen muss ein solcher Beytrag seyn, wenn er von einem Manne herrührt, der einer vorzüglichen Ausbildung sich zu erfreuen und eine Stelle eingenommen hat, die ihn in den Stand setzte, mehr als gewöhnliche Beobachtungen zu machen, und die Begebenheiten aus einem ganz anderen Gesichtspuncte anzusehen, als ein bloser Privatmann.

Ein grosses Verdienst erwirbt sich daher Hr. *von Dohm*, dem wir seit mehr als einem Menschenalter so manches treffliche Geschenk verdanken, und dessen Name den Gelehrten eben so bekannt ist als den Geschäftsleuten, dass er die Musse, welche durch den Gang der Begebenheiten ihm zu Theil geworden ist, dazu verwenden will, der Mitwelt und Nachwelt die Früchte seiner Beobachtungen und Nachforschungen über die Begebenheiten zu übergeben, welche unter seinen Augen, und zum Theil unter seiner Mitwirkung vorgegangen sind. Wir sprechen daher gewiss den Wunsch des ganzen gebildeten Publicums aus, wenn wir dem Vf. Gesundheit und Kraft wünschen, das Werk bis ans Ende zu vollenden.

Hr. *von Dohm* erklärt sich über sein Werk, zu welchem er schon früher den Entschluss fasste, in der Vorrede dahin, dass es, wie auch der Titel sagt, nicht Denkwürdigkeiten *seines Lebens*, sondern *seiner Zeit* enthalten solle, dass daher auch nicht, wie in gewöhnlichen Memoires und Selbstbiographieen, seine Person es seyn werde, um welche sich das Ganze drehe. Weil er jedoch an manchen Begebenheiten Theil genommen, und diese natürlich am vollständigsten erzählt werden können: so war es sehr zweckmäsig, dass er die merkwürdigsten Veränderungen seines Geschäftslebens angeführt hat. Nach diesen, von dem Vf. selbst gegebenen Mittheilungen ist er zu Lemgo im Jahre 1751 geboren. Er widmete sich den historisch-statistischen Wissenschaften — so viel Rec. weiss, in Göttingen, wenigstens hat er um die Mitte der siebenziger Jahre als junger Gelehrter in Göttingen gelebt. Der preussische Staatsminister von Herzberg veranlasste, dass er 1779 bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten als geheimer Secretär und Archivar mit dem Titel eines Kriegsraths angestellt wurde. — Vorher war er in Cassel Professor. — Die Anstellung beym Archiv gab natürlich einem Manne, wie Hr. *v. Dohm*, Gelegenheit, sich mit den Angelegenheiten seines Staats, und mit dessen Politik bekannt zu machen. Im Jahr 1786 wurde er noch bey Lebzeiten Friedrichs II zum clevischen Directorial-Gesandten im westphälischen Kreise und zum bevollmächtigten Minister am kurcöllnischen Hofe ernannt, nachdem er 1783 bereits den Titel eines Geheimen Raths erhalten hatte. Friedrich Wilhelm II bestätigte nicht nur dessen Ernennung, sondern erhob ihn auch in den Adelstand. Die bekannten Händel in Aachen, mehr noch die lütticher Unruhen, und die Irrungen mit dem römischen Hofe gaben diesem Posten eine Wichtigkeit, welche durch die Nähe Hollands und der Niederlande, wo es in jener Zeit der merkwürdigen Erscheinungen so viele gab, noch sehr erhöhet wurde. Die französische Revolution, und die Folgen des Revolutionskrieges unterbrachen zuerst die Geschäfte dieses Postens, und beendigten sie zuletzt ganz. Der baseler Frieden, und das darauf folgende System in Norddeutschland brachte den Vf. nach Hildesheim an die Spitze eines Convents, der sich mit den Gegenständen beschäftigte, welche die Armee veranlasste, die unter Anführung des Herzogs von Braunschweig zur Deckung der Demarcationslinie aufgestellt war. Nach dem Tode Königs Friedrich Wilhelm II ernannte des jetzigen Königs von Preussen Majestät den Vf. nebst dem Grafen von Görz und dem Freyherrn von Jakobi zum Gesandten auf dem unglücklichen Friedens-Congress zu Rastadt. Nach dessen Auflösung ging er nach Niedersachsen zurück, wo er in der Folge an der ersten preussischen Besitznahme Hannovers im Jahr 1801 Antheil nahm. Im Jahr 1802 kam der Vf. nach Goslar, welches bekanntlich als Entschädigung an Preussen fiel, und dessen Verhältnisse mit Braunschweig und den Harzbergwerken sehr verwickelt waren. Als hier das Nöthige berichtigt war, ward er, seinen Wünschen nach,

einer ruhigeren Thätigkeit gemäss, zum Präsidenten der in Heiligenstadt neu errichteten Kriegs- und Domainen-Kammer ernannt. Hier traf ihn der Schlag, der Preussen im Jahr 1806 auf eine Zeit lang aus der Reihe der selbstständigen Staaten entfernte, und in der Folge zu Thaten weckte, welche das Gefühl erlittenes Unrechts so oft hervorbrachte. — Der Friede von Tilsit riss unseren Vf. mit der Provinz, in welcher er stand, von dem preussischen Staate, dem er mehr als ein Vierteljahrhundert gedient hatte, gänzlich los. Über das, was ihm in der Folge begegnete, sagt er nur so viel, dass es ihm Anfangs nicht erlaubt gewesen, sich in die Ruhe des Privatlebens zurückzuziehen, dass aber in der Folge eine Krankheit ihm dieses gestattet habe. — Seit dieser Zeit lebt er in ländlicher Einsamkeit zu Pustleben bey Nordhausen den Wissenschaften, seinen Erinnerungen, und, wie wir Alle, den Hoffnungen.

Wer der Begebenheiten nicht ganz unkundig ist, wird sich selbst sagen, wie vielen Stoff einem beobachtenden und nachforschenden Geschichtschreiber eine Zeit, wie die seit 1778 verflossene, auch dann darbietet, wenn derselbe die ihm entfernt liegenden von seinem Plan ausschliesst, und sich nur auf das einschränkt, was Deutschland und Preussen angeht. Dass der Vf. dieses thut, ist sehr zu billigen: denn der Geschichtbücher, die uns nichts weiter geben, als was uns von Anderen schon oft genug gegeben worden ist, haben wir genug. Ja selbst in Ansehung der dem Vf. näher liegenden Begebenheiten dürfte es ihm, aller seiner Bemühungen und aller der ihm zu Gebote stehenden vorzüglichen Hülfsmittel ungeachtet, sehr schwer werden, viele neue Aufschlüsse und Beyträge zu liefern, oder der Seite, für die er sich erklärt, durch politische und rechtliche Gründe eine neue Stärke von Bedeutung zu geben. Das Zeitalter, in welches diese Geschichte fällt, ist zu schreibselig, der Sammlungen von Urkunden und Staatsschriften, wie der freyen Beurtheilungen, sind zu viele gewesen. Aber freylich bietet sich einem Schriftsteller, der den agirenden Personen nahe steht, der durch eigene Blicke in die Geschäftsführung weiter sehen kann, Gelegenheit genug dar, durch genaue Schilderungen der Charaktere der handelnden Personen, und durch Anzeigung der wahren Urheber und Leiter, und der oft geringfügigen Umstände, die eine Entscheidung herbeyführten, und von denen in den Manifesten und Declarationen nichts stehen kann, sein Werk interessant zu machen. Wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Vf. diese Seite nicht verkenne, und mehr noch, als geschehen ist, sein Werk dadurch verschönere. Gern wird man ihm dagegen das Detail der kriegerischen Operationen und manche Relation aus öffentlichen Schriften erlassen. Den geheimen Krieg und die Operationen kennen zu lernen, die in einem und demselben Cabinet gemacht werden, und die den offenen Krieg vorbereiten, ist nicht selten lehrreicher und merkwürdiger, als die Kenntniss dessen, was am Tage liegt. Auch wünschen wir, dass der Vf. sein Werk nicht bloss bis zu dem Ziele führe, wohin er es führen will, sondern dass er dieses erweitere, und uns auch seine Ansichten und Urtheile über den westphälischen Hof und die Personen gebe, die dort dem Götzendienste sich weiheten. Je ephemerer diese Erscheinung ist: desto mehr verdient sie leidenschaftslos betrachtet zu werden. Leidenschaftslos aber ist unser Vf., wenn gleich der Einfluss des Wohlwollens oder der Abneigung auf sein Werk nicht zu verkennen ist. Diess giebt er auch selbst zu, und daraus können wir ihm auch so wenig einen Vorwurf machen, dass uns vielmehr das Gegentheil unnatürlich und unwürdig erscheinen würde. Nur Eins können wir nicht unterdrücken, dass der Vf. nämlich in seinen Ansichten und Urtheilen über Österreich, und was Österreich angeht, auf seiner Hut seyn möge. Österreich, und der deutsche Kaiser aus diesem Hause mag sich in dem Zeitraume, über welchen dieses Werk zunächst spricht, Manches haben zu Schulden kommen lassen, und Preussen mag in vielen Vorschritten gegen Österreich das Recht auf seiner Seite gehabt haben, das geben wir gern zu. Allein es lässt sich doch auch für Österreichs System Manches sagen, und noch mehr, es bleibt doch ewig wahr, dass Österreich durch Preussen gewissermassen zu dem Stand des Strebens aufgefodert war. Hatte doch Österreich, wie der Vf. S. 365 selbst einräumt, durch Preussen eine Verwundung erhalten, die sich in einem Menschenalter nicht vergessen lässt, und die sich um so weniger vergessen lassen konnte, da von preussischer Seite so oft an diese Wunde wieder erinnert, und da sie gerade als ein Medium gebraucht wurde, um neue Wunden zu schlagen. Überdiess, wo Österreich hinsah, trat Friedrich ihm in den Weg, und es war doch gewiss sehr menschlich, wenn es Österreich auffiel, dass derselbe Mann, der Schlesien hinwegnahm, in Sachsen und Böhmen den Heiligen nicht spielte, Polen zum wenigsten sehr gern mit theilte, und wo es ihm und seiner Unabhängigkeit galt, mit dem Reiche und dessen Formen nichts weniger als genau es nahm, vielmehr darüber spottete (S. 9), dass, sagen wir, derselbe Mann jeden Schritt Österreichs nach der strengsten Moral und nach dem herkömmlichen Rechte beurtheilte. Billigkeit gegen Österreich müssen wir um so mehr empfehlen, weil in der Folge Fälle genug vorkommen werden, wo Preussen auch auf Toleranz Anspruch zu machen hat, und weil es für Deutschland und für Europa heilbringend seyn wird, wenn der alte, gewiss nicht unter allen Umständen zu rechtfertigende Hass zwischen zweyen Staaten aufhöre, welche durch ihre Lage Europa in zwey Hälften theilen, und in deren Einigkeit der Frieden Europas eine mächtige Stütze hat. Ein Mann, der sich in dem Masse als preussischer Patriot und als einsichtsvoller Beurtheiler der Verhältnisse der Staaten legitimirt hat, kann durch nichts seine Verdienste so sehr erhöhen, als wenn er zur Beförderung und dauerhaften Harmonie unter diesen beiden Staaten mitwirkt. Denn so wie es Preussen nie dahin wird bringen können, Österreich

zu Macht gleich zu kommen: so kann gleichwohl das stete Streben danach sehr leicht für Preussen nachtheilige und gefährliche Folgen haben. — Sehr richtig urtheilt unser Vf., wenn er sagt, dass Alles, was bis zu dem Zeitpunct geschehen ist, bis zu welchem er uns führen will, ganz der Vergangenheit und der Geschichte angehört, und dass *das* Deutschland, *das* Preussen, *das* Österreich, *das* Frankreich nicht mehr sey, von welchem er erzähle. Um so leichter wird es ihm aber auch werden, sich von dem loszureissen, woran man sonst hing, und desto weniger wird es Entschuldigung finden, wenn es nicht geschieht. Doch ist es allerdings nicht zu verkennen, dass mit der neuen Ordnung der Dinge, welche jetzt wieder beginnen soll, die ältere Geschichte wieder einen grösseren Reiz, und gleichsam mehr praktischen Werth erhält. Das Recht des Stärkeren und seines Schwerts hat ja die Alleinherrschaft verloren, und damit ist ja die Herrschaft des Rechts, und leider auch wohl der Intriguen, wieder zu grösserem Ansehen gekommen.

Die Einrichtung des Werkes ist, dass die einzelnen Begebenheiten in ihrem Zusammenhange erzählt werden. Das Streben des Vfs., von den Begebenheiten ein deutliches Bild zu entwerfen, ist ihm vollkommen gelungen. In den Beylagen werden einzelne Ereignisse noch mehr aufgehellet, und Actenstücke mitgetheilt. Auch verspricht der Vf., seine Staatsschriften dem Werke inskünftige beyzufügen.

Der vorliegende Band macht den Anfang der Geschichte der letzten Periode Friedrichs des Zweyten, welche in zwey noch nachfolgenden Bänden, die einer Nachricht des Verlegers zufolge bereits unter der Presse sind, vollendet werden soll. Er beginnt mit einer Einleitung, die auf 22 Seiten einen allgemeinen Überblick der Regierung dieses grossen Königs giebt. Natürlich kann darin nichts als das Bekannte gesagt werden. Nur allein über die erste Theilung Polens will der Vf. in einer Beylage, wo nicht ein neues, doch richtigeres Licht verbreiten, indem er seine, auf *rein* historischen Gründen beruhende Überzeugung, dass nicht Friedrich, sondern Österreich oder vielmehr der Fürst Kaunitz der Urheber der Idee sey, uns mitzutheilen bemühet ist. Doch kann Rec. nicht bergen, dass er nicht glaubt, dass es dem Vf., aller der Mühe ungeachtet, die er sich giebt, gelungen sey, diese Überzeugung allen seinen Lesern mitzutheilen. Denn wenn zuvörderst bemerkt wird, dass, was die allgemeinen Gründe angehe, solche bey allen drey Theilenden so ziemlich gleich seyen: so dürfte gleich dieses doch sehr bedeutenden Bedenklichkeiten unterworfen seyn. Der Zuwachs, den Preussen erhielt, war ja, abgesehen von allen anderen, für das kleine Preussen unendlich wichtiger, als für das grosse Österreich, und das noch grössere Russland. Dann hatte keiner der participirenden Staaten solche dringende Motive, sich zu vergrössern, als Friedrich. Was bey Österreich und Russland nur gemeine Habsucht seyn konnte, war bey Preussen eine systematische, gleichsam nothwendige Begierde, die bey dem Könige, so oft er von Berlin nach Königsberg sah, erneuert, und die, so oft er an die unnatürliche Stellung eines Rivals des so viel mächtigeren Österreichs erinnert wurde, neue Nahrung erhalten musste. Auch hatten Joseph und Kaunitz bis dahin wenigstens eine solche Begierde, sich zu vergrössern, noch nicht an den Tag gelegt. So lange daher nicht ganz bestimmte Thatsachen reden, sondern den Präsumtionen und Indicien einige Kraft eingeräumt wird, dürfte der Ankläger Friedrichs bey weitem das leichteste Spiel haben. Bestimmte neue, und neu documentirte Thatsachen erhalten wir aber auch nicht, sondern nur Argumentationen und allenfalls neue Zusammenstellungen bekannter Thatsachen. Auch werden manchen von Anderen gegebenen Thatsachen, z. B. *Coxens* Behauptung und *Dumouriers* Angabe, dass bey der Zusammenkunft zu Neustadt von der Theilung Polens die Rede gewesen sey, nur Argumentationen und Beweise, die vom *nesciendo* hergenommen sind, entgegengesetzt. Doch es ist der Ort nicht, alle Schwächen zu beleuchten. Auch scheint Rec. die ganze Frage, ob Friedrich der Urheber der Idee sey, in sofern sie zur Rechtfertigung Friedrichs dienen soll, unerheblich, da es nach dessen eigenen Eingeständnissen ausgemacht ist, dass er sie sehr gern ergriff, und am thätigsten für ihre Ausführung war, auch wohl nicht zu leugnen ist, dass bey ihm, der am wenigsten unter fremdem Einfluss stand, und die grössten Eigenschaften in sich vereinte, das grösste Mass der Imputation Statt findet.

Die Erzählung der Händel, welche die baierische Erbfolge veranlasste, ist in fünf Capiteln sehr ausführlich erzählt. Dass auch über dieses Ereigniss, für welches die Federn fast thätiger waren als das Schwert, nichts Neues von Erheblichkeit gesagt werden kann, ist wohl zu begreifen. Gut wird über die Parthieen gesprochen, welche Friedrich bey dieser Gelegenheit hätte ergreifen können. Unstreitig war die, welche er ergriff, die rechtlichste. Die Geschicklichkeit, mit welcher der Graf von Görz den ihm gewordenen Auftrag ausführte, die Festigkeit, welche der zweybrückische Minister von Hohenfels bewies, werden schön herausgehoben. Glücklich ist der Fürst, dem solche Diener werden! Von dem Fürsten Kaunitz wird S. 64 gesagt: „Kühnheit in den Entwürfen, Schlauheit in der Ausführung, bildeten seinen Charakter. Er wusste seine Entwürfe in ein undurchdringliches Geheimniss zu hüllen, und war Meister in jeder Kunst der Verstellung; über niedrigen Eigennutz war er weit erhaben, Talente und Verdienste ehrend und belohnend, in sofern diejenigen, welche sie besassen, zu tief unter ihm standen, um die seinen verdunkeln zu können. Von seinen eigenen Fähigkeiten hatte er die höchste Idee. Sein Ehrgeiz war, der Staat, dem er diente, sollte der erste in Europa, er aber wollte der Erste Mann in diesem Staate seyn. Jedes Mittel, was ihm zu diesem Zweck

passlich schien, war ihm gleich; Achtung für Recht war nicht in seiner Seele. Doch hatte er gewusst, der Welt die Meynung von sich zu geben, dass er immer gerade und offen handele; kleine Vortheile und Nebenwege unter seiner Würde halte. Selbst Äusserungen des Stolzes, der andere Menschen, und auch fremde Staaten tief herabwürdigte, auch auffallende Sonderbarkeiten seines äusseren Benehmens, konnten die Achtung für ihn nicht mindern, erhöhten sie wohl gar in den Augen der Menge, die oft Stolz und Sonderbarkeit für Grösse hält." Sollte auf diese Schilderung, welche zugleich als eine Probe der Darstellungskunst des Vfs. dienen kann, nicht die Stellung, in welcher sich der Fürst Kaunitz gegen Preussen befand, einigen Einfluss haben? In der Beurtheilung Finkensteins S. 77 könnte man fast einen Widerspruch argwöhnen, weil neben der von ihm gerühmten Rechtlichkeit des Charakters gesagt wird, er habe des Königs Vertrauen dadurch ununterbrochen zu erhalten gewusst, dass er mit der Gewandtheit des Hofmannes in *jede* Idee und *jede* Laune des Monarchen sich fügte. Denn unser Vf. giebt doch selbst mehrere Beyspiele von dem, was der König in übler Laune gethan, dass ein rechtlicher Mann sich schwerlich darein fügen konnte. So schickte nach S. 134 der König aus übler Laune in Böhmen die Salvegarden, die Ordnung erhalten sollten, mit den Worten weg: „die Leute müssen wissen, dass sie den Feind in ihrem Lande haben," und befahl, Soldatenweiber mit auf die Fouragirung zu schicken, weil die es am ärgsten machten. Derselbe Friedrich liess aber auch nach S. 193 den Böhmen, die er so mishandelte, seine Magazine öffnen, damit sie ihr Saatkorn für einen mässigen Preis kaufen, oder auch gegen Ersatz nach der Ärnte erborgen konnten. Bey der Beurtheilung des Gangs der Kriegsoperationen des Jahres 1778, würde Rec. zuweilen auf eine nicht angenehme Weise an die zuversichtliche Sprache erinnert, welche in der preussischen Armee vor 1806 zu hören war. Das Alter und die körperliche Schwäche mochte freylich an Friedrichs Unthätigkeit Antheil haben, aber eine richtige Schätzung seiner Kräfte und der seines Feindes, und die richtige Würdigung der Gefahr, die daraus entstehen musste, wenn durch einen unglücklichen Schlag der Nimbus zerstreut würde, der ihn umgab, hatte doch auch wohl auf seine Operationen Einfluss. Auffallend ist es Rec., wenn S. 213 dem Grafen von Vergennes das Verdienst beygelegt wird, das gesunkene Ansehen Frankreichs, ohne dasselbe in Kriege zu verwickeln, wieder hergestellt, und seinem Monarchen einen Einfluss in die allgemeinen Angelegenheiten erworben zu haben, wie ihn auch Ludwig XIV nicht gehabt hatte.

Das sechste Capitel ist den Beschäftigungen Friedrichs im Frieden gewidmet. Allerdings gehören die Beschäftigungen eines Fürsten, der eine wirklich universal-historische Person ist, in die Geschichte, hauptsächlich dann, wenn die Beschäftigungen Folgen haben, die auf das Zeitalter und auf die Nachwelt Einfluss erhalten. Diess lässt sich aber von dem, was Friedrich für die Landes-Cultur, für die Schulen, und hauptsächlich von dem, was er für die Gesetzgebung that, allerdings sagen. Die Geschichte des Müllers Arnold, welche der Vf. sehr ausführlich erzählt, und durch Mittheilung der Actenstücke in der Beylage C vollständig documentirt, wird ewig denkwürdig bleiben. Sie beweist es, wie gefährlich und misslich jeder Eingriff und jedes Urtheil über die Justiz ist, wenn man von dem Hergang nicht höchst genau unterrichtet ist, und von dem Unterschied unter *förmlichem* und unter *wirklichem* Recht, wie von der ungleich grösseren Wichtigkeit und Gewalt des ersteren in einzelnen Rechtshändeln, keine richtigen Begriffe hat. Die Darstellung der Grundsätze, nach welchen bey Entwerfung des preussischen Gesetzbuches verfahren wurde, S. 280, ist schön und musterhaft. Sie verdienen von allen Gesetzgebern, die etwas Gutes wirken wollen, befolgt zu werden. Wenn dessenungeachtet das preussische Gesetzbuch nicht vollkommen ist, und wenn nicht bloss Unverständige, die nur dem Neuesten huldigen, — S. 291. Note 27 — Manches daran auszusetzen haben: so hat solches ganz andere Ursachen. — Gern hätte Rec. in diesem Abschnitte noch Manches über Friedrich gelesen, was auch wohl mehr universalhistorisch gewesen wäre, als Manches von dem, was gesagt ist, z. B. Friedrichs Ansicht und Betragen in Religionssachen.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. *Giessen*, bey Tasché und Müller: *Anleitung zu Defensionsschriften in peinlichen Fällen.* Erster Band. 1807. 478 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ist nichts weiter als der *Versuch einer Darstellung des Rechts peinlicher Vertheidigung gegen die Läsionen an der Strafbarkeit eines Inquisiten, mit Hinsicht auf die neueren Revisionen im Criminalrechte.* Von *Bernard Turin*, Dr. und Privatdocent der Philos. zu Erfurt. Erster Theil. Chemnitz bey G. F. Tasché. 1802. Mit Weglassung der Vorrede und Dedication, und einem neuen Titelblatte. Wer daher die angegebene Schrift besitzt, braucht die hier angezeigte nicht zu kaufen. Übrigens ist der letzte Titel so wenig dem Inhalte des Buchs entsprechend, als der erste. Das Buch giebt keinesweges eine Anleitung zu Vertheidigungsschriften, sondern bloss eine auf die Grundsätze der Präventionstheorie gebaute, mehr breite als gründliche Deduction des Rechts des Inquisiten, zu fodern, dass er nicht ohne Vertheidigung verurtheilt werde. Das Schiefe dieser Ansicht spricht sich von selbst aus, und bedarf keiner Auseinandersetzung. Werth für den Praktiker haben die Untersuchungen des Vfs. ganz und gar nicht.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

GESCHICHTE.

Lemgo, im Verlage der meyerschen Hof-Buchhandlung, und Hannover, in Commission der helwingschen Hof-Buchhandlung: *Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beyträge zur Geschichte vom letzten Viertel des achtzehnten und vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 1778 bis 1806.* Von *Christian Wilhelm v. Dohm*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im siebenten Capitel S. 205—378 wird die Wahl des Erzherzoges Maximilian von Österreich zum Coadjutor im Erzstift Cölln und im Hochstift Münster, bey welcher der Vf. selbst in Thätigkeit war, sehr ausführlich erzählt. Die Ansicht ist natürlich ganz preussisch. Rec. kann nicht leugnen, dass sich hier doch wohl manche Betrachtungen für die entgegengesetzte Seite dargeboten hätten, die von einem Geschichtschreiber, der nun einmal recht viel Reflexionen machen, und doch von einem Deducenten verschieden seyn will, wohl hätten angestellt werden können. Denn es hätte nicht nur wohl noch Manches zur Entschuldigung des Hauses Österreich und der Kaiserin Maria Theresia gesagt werden können, die gern einen Prinzen des Hauses zu einem so bedeutenden Besitzthum bringen wollte, sondern es hätten sich auch leicht Gesichtspuncte aufstellen lassen, um zu zeigen, wie es für Deutschland hätte wohlthätig werden können, wenn die geistlichen Staaten mit dem Oberhaupt des Reichs in genauer Verbindung gestanden. Denn Harmonie unter dem Haupte und den Gliedern ist doch gewiss etwas Gutes, wenn sie gleich in einzelnen Fällen Schritte erleichtert, die nicht ganz legal sind, oder die einem einzelnen Mitgliede des Verbandes nicht gefallen. Aber das war gerade Deutschlands Unglück, dass Misstrauen und nur Misstrauen alle Theile beseelte und leitete! Auch hätte das Wählen von Edelleuten aus der Mitte der Stifter und des Landes seine Schattenseite, die hier gar nicht berührt worden ist, wohl aber verdient hätte erwogen zu werden. Wie denn Rec. überhaupt wünscht, dass der Vf., der von den geistlichen Staaten und ihrem Wesen so genaue Kenntniss haben kann, uns darüber seine Ansichten mittheile. Freylich darf bey einer richtigen Beurtheilung das militärisch fiscalische Einheits-System nicht als das einzige heilbringende angesehen und zum Massstabe genommen werden. Der ganze Handel hat übrigens jetzt nur deshalb noch ein Interesse, um daraus zu sehen, wie verschieden die Art zu verfahren noch vor 30 Jahren von der jetzigen war. Inzwischen betrug sich der General von Wollfersdorf schon ganz so, wie nachmals, hauptsächlich im Jahre 1805 und 1806, preussische Generale zum grossen Nachtheile Preussens, und gewiss gegen den Willen des edlen Königs, öfter gethan haben. Auch ist unser Vf. billig genug, um S. 374 einzusehen, dass es vom Könige weise war, um dieses Handels willen, der ihm doch, ganz genau genommen, weiter gar nichts anging, als dass er ihm unangenehm war, es nicht zum Kriege kommen zu lassen. Dieses wäre in der That ganz unverantwortlich gewesen, so gern es auch, wie aus dem Gange der Erzählung zu ersehen ist, einige leidenschaftliche und verblendete Menschen gewünscht hätten. Die Schilderung des Freyherrn von Fürstenberg, der jedoch wohl von dem Fehler seiner Zeit, nämlich von einer zu weit getriebenen philanthropischen *Polypragmosyne*, nicht ganz frey seyn mochte, gehört zu den besten Parthieen dieses Abschnittes.

Im achten Capitel wird der Tod der Kaiserin Maria Theresia erzählt, und ein Blick auf ihren Charakter und ihre Regierung geworfen. Mit Billigkeit ist diese grosse tugendhafte Frau beurtheilt, in welcher ein männlicher Geist den weiblichen Sinn nicht erstickte. Durch Forterbung ihrer edlen Eigenschaften auf ihre zahlreiche Nachkommenschaft ist sie Österreichs Wohlthäterin für Jahrhunderte geworden.

Das neunte und letzte Capitel handelt von dem Anfang der Regierung Josephs, und Russlands Entfernung von Preussen und Annäherung an Österreich. Über die Regierung Josephs selbst ist jedoch wenig, und Neues gar nichts gesagt. Über die Umstände, die Katharinens Entfernung von Friedrich und ihre Annäherung an Joseph erleichterten und beförderten, findet sich auch Folgendes. Friedrich, dem Erhaltung der Ruhe über Alles war, glaubte dieses dadurch zu bewirken, wenn zwischen Russland, Preussen, der Pforte und Polen eine Defensiv-Allianz und gegenseitige Garantie des gegenwärtigen Besitzstandes zu Stande gebracht würde. Der preussische Gesandte zu Petersburg, Graf von Görz, der deshalb Auftrag erhielt, und die Plane Katharinens besser kannte, bemerkte gleich, dass eine solche Allianz in Katharinens System nicht passte, und dem Graf Panin war diese Eröffnung nicht nur äusserst befremdend, sondern der Eindruck, den sie gemacht hatte, ging nie verloren. Man sollte kaum glauben, dass Friedrich einen so schlecht berechneten Schritt hätte thun können, und Katharinens Plane so wenig durchschauet

hätte. Wahrscheinlich wurde auch er, der feine Politiker, dadurch irre geleitet, dass er nur die Gefahr, die ihm von Österreich her drohete, und nichts anderes sah. Potemkin, der unverschämt Stolze, wird sowohl im Werke selbst als in der Beylage F nach Verdienst gewürdiget. Eine Bemerkung, welche S. 415 bey Gelegenheit der Erzählung von Katharinens und Josephs Zusammenkunft zu Mohilov gemacht wird, hätte Rec. jetzt nicht erwartet. Es sey nämlich, heisst es, hier bestätigt, was die Geschichte bey den meisten Zusammenkünften der Grossen bemerkt habe, nämlich dass persönliche Bekanntschaft unter Monarchen ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Die neueste Geschichte scheint doch das Gegentheil zu beweisen, und Rec. glaubt, dass, sobald die Grossen sich einander ohne hinterlistige Absichten nähern, und mit Geradheit und Offenheit gegen einander zu Werke gehen und sich erklären, Achtung und Zuneigung oder wenigstens eine bessere Harmonie und Verständigung begründet werde. Sind doch gewiss diejenigen, die zwischen den Fürsten stehen, mit ihren Leidenschaften weit öfter die Ursachen der Zwistigkeiten, als die Grossen selbst. Auch zeigt selbst das, was unser Vf. zur Erweisung anführt, wenigstens so viel, dass diese Zusammenkunft beiden Monarchen eine richtigere Ansicht über viele Dinge verschaffte, und ist damit nicht schon sehr viel, und in Fällen, wo man es wirklich redlich meint, Alles gewonnen? Aber freylich für die Intriguen und für eine Politik, die im Trüben fischen will, ist das Licht nichts. Überhaupt, und das mag das Letzte seyn, was über dieses interessante Werk gesagt wird, hat Rec. nicht leicht ein Buch der neueren Zeit gelesen, dem man es so wenig ansieht, dass es in der neueren Zeit und nach einem gänzlichen Umsturz der alten Welt, und nach einer fast totalen Revolution in den Ideen geschrieben oder wenigstens an das Licht gekommen ist, als das vorliegende. Diess ist von einer Seite sehr lobenswerth und verständig. Denn es ist allerdings wahre Thorheit, auf die wir aber leider sehr oft stossen, wenn man Friedrich und die Menschen seiner Zeit nach dem messen will, was wir in einer Periode, die gewiss nichts zur Beförderung allgemeiner Glückseligkeit beygetragen hat, haben vorgehen sehen. Von einer anderen Seite kann aber auch die zu grosse Vernachlässigung neuer Erfahrungen mannichfaltige Nachtheile haben, besonders kann der Nutzen, den ein Werk eines so berühmten Mannes, als Hr. *v. Dohm* ist, zu stiften vermag, sehr vermindert werden, wenn Anstalten und Ideen, welche durch die Begebenheiten nun einmal einen ganz anderen Werth erhalten haben, gerade aus dem Gesichtspunct betrachtet und beurtheilt werden, aus welchem sie, ehe die neuesten Weltbegebenheiten sich ereigneten, und neue Verhältnisse und Ansichten begründeten und aufdrangen, beurtheilt werden konnten. Und ist es zu verargen, wenn man gern über Manches, was uns jetzt näher liegt, und höchst wichtig ist, belehrende Winke zu haben wünscht! Doch es wird dem geistreichen Vf. nicht an Gelegenheit fehlen, in den künftigen Theilen, denen wir mit Sehnsucht entgegen sehen, uns schadlos zu halten. PN.

1) BERLIN, b. Saalfeld: *Weltgeschichte von Fr. Wilhelm Gädicke. Erster Theil.* 1813. VIII u. 523 S. 8. (2 Rthlr.)

2) ELBERFELD, b. Büschler: *Chronologischer Abriss der Weltgeschichte für den Jugendunterricht*, von Dr. *Fr. Kohlrausch*, Prof. der alten Sprachen und der Geschichte am Lyceum zu Düsseldorf. 1814. 48 S. 4. (8 gr.)

Der Vf. von No. 1 findet, wie Jeder, der eine neue Weltgeschichte schreibt, die Werke, die diesen Gegenstand bereits abhandeln, seinem Zwecke und seinen Ansichten so wenig angemessen, dass er zur Ausarbeitung eines neuen Buches alle möglichen Gründe zu haben glaubt. Er verlangt nämlich für die Liebhaber der Geschichte ein hinreichend belehrendes Werk, das ihm andere entbehrlich macht; ein Werk, welches auch dem Lehrer der Geschichte genügend ist, und ihn nicht nöthigt, sich nach theuren, ihm oft nicht zugänglichen Werken umzusehen; dem Lehrer der Geschichte, der nicht immer Zeit gewinnen kann, sich eigene historische Hefte auszuarbeiten; dem Lehrer, der häufig in dem Fall ist, dass er in dem Augenblick, wo er die Geschichte lehren soll, sich erst mit dieser Wissenschaft vertraut machen muss. Die Schüler eines solchen Lehrers sind aber zu bedauren, und es wäre schlimm genug, wenn aus diesem Grunde viele Lehrer zu dem Buche des Vfs. ihre Zuflucht nehmen müssten. Diesem Buche sieht man es nicht selten an, dass der Vf. kein Geschichtforscher ist. Das, was er von der Entstehung der Erde und des Menschengeschlechtes sagt, hat mit der Darstellung bekannter Werke eine unverkennbare Ähnlichkeit. Als Beweise einer nicht sehr gründlichen historischen Kunde mögen folgende hinreichen. S. [illegible] wird des Dejoces, des Stifters des medischen Reiches, nicht erwähnt, und Cyaxares heisst immerfort Cyaxeres. Die Phönicier sollen (S. 85) ihren Bernstein von Preussen geholt haben. Ägipten und Ptolomäus kommen zu oft vor, als dass sie Druckfehler seyn könnten. Abraham soll den noch leeren Raum in Palästina besetzt haben. Nicht sowohl Syrien (S. 34), als die syrische, oder seleucidische Monarchie, hatte einen grossen Umfang.

In Ansehung der Darstellung taugt dieses Werk durchaus nicht für den Unterricht. Die alte Staatengeschichte, und im Grunde ist auch dieses Werk nichts anderes, muss in Gruppen vertheilt werden, nach gewissen Perioden, so wie die Staaten auf einander wirkten. Die Augen müssen, während des Unterrichtes, immer auf die Landcharte gerichtet seyn. Neben dem pharaonischen Ägypten müssen gleich Babylon, Assyrien, Medien und Hebräer bis Cyrus stehen u. s. w.

Das Buch des Vfs. hat aber nun den Fehler, dass

es den Faden der Geschichte eines Landes zu lange fortspinnt. Die Geschichte von Syrien läuft bis auf Bonapartes Belagerung von Acre fort. Die persische Geschichte breitet sich von Cyrus bis auf die neuesten Zeiten aus. Bey Kleinasien wird die türkische Geschichte erzählt. Auf die Staaten in Asien, an welche sich Drusen, Mongolen, Thibet, Sibirien und Kamtschatka anschliessen, folgt Africa, dessen Geschichte sich mit Habesch, Äthiopien und der Barbarey [Berberey] endigt. Nun erscheint erst Europa; Griechenland und Rom, bis auf Odoacer. Den letzteren Abschnitt ausgenommen, ist fast alles Übrige so kurz und rhapsodisch erzählt, dass es noch grosser Erläuterungen bedarf.

Der Vf. von No. 2 bemerkt ganz richtig, dass ein eigentliches Nachschreiben des Geschichtsvortrages, wie es auf Universitäten Statt zu finden pflegt, auf Schulen ganz unzweckmässig sey, indem es entweder nur die Schüler oft verhindere, der Hauptsache ihre Aufmerksamkeit zu widmen, oder, wenn der Lehrer sich nach der Ungeübtheit im Schreiben richte, viele Zeitverschwendung veranlasse. Indessen ist die Aufzeichnung einiger Notizen, die als Erläuterungen des Lehrbuches nöthig sind, um so nützlicher, je mehr sie die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselt. Diese Aufmerksamkeit will nun der Vf. auf seine chronologischen Tabellen gerichtet wissen. Ihre eigentliche Bestimmung ist für die oberen Classen der gelehrten und höheren Bürgerschulen. Die nützlichsten chronologischen Übersichten bleiben allerdings diejenigen, welche sich die Schüler selbst entwerfen. Indessen gehören die von Hn. *K.* verfertigten zu den brauchbarsten, die wir aufzuweisen haben. Die Culturgeschichte ist in demselben umständlicher, als gewöhnlich, abgehandelt, und die aus derselben ausgehobenen Notizen sind gut gewählt. Nur bey wenigen Puncten ist Rec. angestossen. Die assyrische Monarchie des Ninus, verschieden von dem Königreiche Assyrien, war nicht schon 2000 Jahre, sondern etwa 1460 vor Chr. vorhanden. Schlözers Tod wird zweymal angegeben. Das erste deutsche Journal durch Thomasius ist nicht erst 1788 herausgekommen, und die Bajonnette sind nicht erst 1789 aufgepflanzt worden. Bey der im Nachtrage angegebenen Methode, die Finger als Merkzeichen für das Gedächtniss zu Hülfe zu nehmen, bemerkt Rec., dass er, durch lange Erfahrung belehrt, es für zweckmässiger, wenigstens für einfacher hält, die Schüler erst ganze, hernach halbe, Viertels-Jahrhunderte u. s. w. merken zu lassen. Ig.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Druckort: *Deutsche Gedichte* von *Freimund Raimar*. 1814. 79 S. gr. 8. (10 gr.)

Die Wiedergeburt des Lebens, welche sich in der Literatur seit geraumer Zeit so mächtig angekündet, fing endlich an, unser äusseres Daseyn zum ähnlichen Freyheitskampfe zu begeistern, und so war Gott und sein Panier wieder mit uns. Was die Edelsten der Nation durch ihre Geisteswerke längst verheissen und zum Theil erfüllt hatten, ruft nun Alle zum freudigen Erwerb auf, und alsobald giebt das äussere Wirken und Treiben wieder zu Gesängen Stoff; es entstehen Kriegslieder, und wir möchten sagen, sie gehen der zu gewinnenden Poesie des Lebens voraus, wie der Kampf und das Streben jedem Zustande des Menschen und der Menschheit. Bey den aufgehängten Waffen und Todtenkränzen dieser Zeit der neuen Heiligung und Versöhnung werden auch die geweihtesten der Lieder Sänge wohnen, die jeder für unsere Vergangenheit und Zukunft entzündete deutsche Tyrtäus seinen gerüsteten Brüdern gesungen hat. Die Gesänge von *Arndt*, *Max v. Schenkendorf*, *Fouqué*, *Fr. Schlegel* (aus dem vorletzten österreichischen Kriege und der ihm vorhergegangenen Zeit, *Werner* (ausser seinem bekannten Kriegsliede im Mass des schillerschen Reiterliedes, ist auch eine sehr schöne Paraphrase des ambrosianischen Lobgesangs von ihm erschienen) u. a. m. werden der Geschichte unserer Tage angehörig bleiben. Die Gedichte voll Schmerz, Glauben und Ahnung einer nahen Erfüllung rettender Verheissungen, die *Rostorfs Dichtergarten* enthält, gehören in gewissem Betracht ebenfalls hieher; und so manches andere, wo die Hoffnung des inneren Lebens auch das mühselige, unselige, bestandene ergreift. Mit inniger Liebe gesellen wir jenen ersteren die *deutschen Gedichte* von *Freimund Raimar* zu, die, offenbar in der letzten Kriegszeit entstanden, eben in unsere Hände gekommen sind, und, auf den Moment sich beziehend, auch dem Moment nicht vorenthalten seyn wollen.

Die Sammlung enthält in der ersten und dritten Abtheilung Kriegs- und Siegs-Lieder in einem modernen Volkstone, der, sehr eindrücklich und kräftig naiv, sich eignen muss, heutige Schaaren auf ihrem Zuge zu begeistern. Die meisten von ihnen sind rasch empfangen und ausgedrückt, so dass wir von denselben, wie von allen ächten Volksliedern, sagen möchten: die hat Jeder und Niemand gemacht, so etwas entsteht, und wird nicht gemacht, es ist ein selbstständig Lied, das seinen Willen und seine Laune für sich hat, und es seinem Dichter ins Gesicht sagt, so und so bin ich geschaffen, so hab ich seyn sollen, und so hast du mich aus deiner Brust loslassen *müssen*. Solch' ein Volkslied aus neuester Zeit ist uns immer ein so rührendes Zeichen voll Hoffnung und Sinn! — Ausser Gedichten im volksmässigen Soldaten-Liedertone, finden sich auch solche hier, die mehr im Allgemeinen der aufflammenden Volkspoesie angehören, ohne die Form der eigentlichen zu suchen; und wir zeichnen unter ihnen vorzüglich das herrliche *Festlied* aus, wissen aber unter den übrigen nichts scheidend emporzuheben, weil in seiner Art fast jedes gut ist. Möchte man einem den Preis zuerkennen: so würden wir für das *Lied des fränkischen Mädchens* und für das *Teufelslied* stimmen; und möchten wir eins unbedeutender nennen: so würde dieses Urtheil unter anderen das *Lied einer geborenen Preussin* tref-

sen. Die Eitelkeit des patriotischen Gefühls, die es eigentlich personificirt, gehört zu den Elementen, aber nicht zu den reinen, unserer Zeit. Wenn wir in den Zeitungen die patriotischen Gefühls-Fest- und Grossmuths-Verzeichnisse lesen: so preisen wir oft jeden Jüngling und jedes weibliche Wesen glücklich, die das Ihre still und unbemerkt dahingeben konnten. Wenn man das unsichtbare Leben der Gemüther, das nur sichtbare Liebe seyn soll, ein Hingeben des Persönlichen ins Allgemeine — allsichtbar im Spiegel der Zeitungen und Öffentlichkeiten erblickt: so will es oft erscheinen, als suchte die Zeit für jedes Wort, das sie mit Würde spricht, einen Platz mit Echo's auf. — In dem vortrefflichen *Teufelsliede* scheint uns nur eine Stelle übereilt, und nicht edel und von deutscher Art; wo es von Frankreich heisst:

Das ist ein allzureiches Land,
In jeder Stadt sind Messen;
Vergessen hab' ich nicht die Hand,
Das Geld hab' ich vergessen.

Köstlich aber ist der darauf folgende Schluss, den wir gewiss alle von Herzen mitsingen:

Wir wollen Freunde in Zukunft seyn,
Doch hübsch von einander geschieden;
Bleibt ihr fein hier und denkt an mich,
Und ich daheim, *ja wahl hab' ich*
Auch lang' an euch noch zu denken.

Die zweyte und vierte Abtheilung enthält „*geharnischte*" Sonette, ein Titel etwas zu sehr im Geschmack der Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Auch sind diese Sonette im kräftigen Geiste des alten *Weckherlin*, nur genialer und höher, gedichtet. Die Idee, die Monotonie des deutschen Sonetts durch weniger gebrauchte Endworte, und kühne, das stete *e* und *en* meidende Reime zu unterbrechen, von *Fichte* (s. Musen-Alm. von Varnhagen und Chamisso, Jahrg. 1805, S. 2), *Docen* und Anderen angedeutet, und von *A. W. Schlegel* durch fremdartige Versüssung der Reime idealisch bewirkt, ist hier herrschendes Princip, und mit einer kecken Kräftigkeit durchgeführt, die durchaus als originelle Erscheinung ihrer Art sich hinstellt. Was das Sonett bey dieser Originalität in der Structur an Verwandtschaft mit der südlichen Lieblichkeit und Schönheit verloren, gewann es an einer ganz seltsamen nordischen Gewaltigkeit wieder. Das Erhabene beseelt diese Sonette, und lässt uns auf die zu allem Schönen Hoffnung gebende Jugend des Dichters schliessen. Späteren Erzeugnissen wird er die Milde und Anmuth geben, die wir am jugendlichen Heroismus der gegenwärtigen vermissen; sie tragen den Charakter des Ringens, noch nicht der Ruhe, des edlen Zorns, noch nicht der Aussöhnung; Kampf und Zorn aber sind dienende, verkündende Feuerengel der Liebe. Wie diese kecken, oft fast trotzigen Sonette zur Zerreissung der Knechtschaft aufrufen und zu allem ritterlichen Kampfe der Freyheit: so tragen sie selbst eine symbolische Lust zur Unabhängigkeit, die mit frischer Raschheit den Widerstand der Verhältnisse bezwingen will, an der Stirn. Sie enthalten unselten Härten, wo der Sprache nicht Freyheit gegeben, sondern Zwang aufgedrückt scheint, z. B. in der *zweyt. Abth.* im XII Sonett wird auf *Künsten* u. s. w. — *grünsten* gereimt, im XI Son. folgen auf das erste prachtvolle Quartett in dem andern und den Terzetten die zum Theil sehr unpoetischen Reime *Kesselbruche, gesotten, Spane, Backen*. Im XIV heisst es fast parodisch:

Der Abgrund schling' euch ein in seine *Tonnen*.

An solchen Stellen ist nicht nur gegen den Wohllaut, sondern gegen die unsichtbare Harmonie der poetischen Verhältnisse gesündigt, und man wird an die Schwerfälligkeit der Sonettendichter des XVII Jahrhunderts erinnert. Wenn übrigens nicht alle diese Sonette als solche einen schönen Totaleindruck gewähren: so sind doch die meisten an herrlichen Stellen reich; z. B. der Schluss des erwähnten VIIten:

O dass ein schlagender Gewitterfunken,
Vom Einfluss schwanger aller Kraftgestirne,
Euch träfe, die ihr kraftlos seyd versunken;
Euch zuckte so durch euer schlaff Gehirne,
Dass ihr neulebend ständet, oder trunken
Ganz niedertaumeltet mit todter Stirne.

Wir wählen aus diesen Sonetten eines, dessen Form schon der edelste Stolz durchglüht:

Vom Himmel laut ruft Nemesis Urania;
Auf, denn heut' soll die Löwenjagd beginnen,
Das Frühroth blutet! Auf, ihr Jägerinnen,
Auf, erste Schützin meines Hains, Germania!

Auf, Russia! auf, Borussia! auf, Hispania!
Doch nein, euch ruf ich nicht, ihr steht schon drinnen;
Du, Austria, schau nicht müssig von den Zinnen!
Was säumst du, Suecia? was entweichst du, Dania?

Auf, Jägerinnen, in vereintem Heere,
Der Löw, der meine Heerde frisst, soll bluten,
Mischt euer Feldgeschrey, mischt eure Speere.

Fortgeisseln sollen heut' ihn eure Ruthen,
Vom festen Land', und will er flieh'n zum Meere,
So treff ihn Albions Dreyzack aus den Fluten.

Im Ganzen würden wir immer, bey allen Vorzügen dieser Sonette, den übrigen Gedichten dieser Sammlung den Preis der Eigenthümlichkeit und Gediegenheit zuerkennen. Der Augenblick, der sie insgesammt erzeugt, war ein leidenschaftlicher in recht hohem, recht tragischem Sinne (das Erhabene führt zum Schönen, die Begeisterung zur Klarheit, das Tragische zur Sänftigung) — die Leidenschaftlichkeit in ihnen ist daher eine bedeutende und nothwendige. Es ist auch daraus begreiflich, warum Vieles in diesen Poesieen mehr sinnlich stark, als recht tief erscheinen mag; sie streben im Sinn und Aufruf des Augenblicks, *Thaten* zu seyn. Wie die Zeit, so wird auch des Dichters Poesie ihr Kunstwerk immer beruhigend und beruhigter erfassen und ausbilden. Der pythische Apoll ist das Symbol, wie das Ideal, des künstlerischen Strebens. Wer nicht gerungen hat, kann auch nicht siegen, und wer nicht als Ritter seiner Idee emporgesprungen, kann nimmermehr ihr Priester seyn.

I. O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT am Main, in der jägerschen Buch-, Papier- und Landcharten-Handlung: *Religion und Christenthum, oder Weihe des jugendlichen Lebens durch Andacht und Religiosität.* Für gebildete Jünglinge und Jungfrauen. Von *Georg Conrad Horst*, evangel. Pfarrer zu Lindheim, im Grofsherzogthum Hessen. 1809. XIV u. 280 S. 8. (Mit einer Titelvignette, den Sieg des Glaubens darstellend.) (1 Rthlr. 4 gr.)

Rec. fürchtet nicht, dass die durch die Umstände der Zeit verspätete Anzeige dieses Buches demselben zum Nachtheil gereiche, da vielmehr die Zeit, in welcher es mit Liebe ergriffen werden mag, eben erst gekommen ist. Wir werden daher dasselbe in dieser heiligen Zeit, in welcher besonders Jünglinge und Jungfrauen für seinen Inhalt empfänglicher sind, mehr in Erinnerung zu bringen, als eine allererste Bekanntschaft damit zu bewirken suchen.

Für *gebildete* Jünglinge und Jungfrauen, um eine liebevolle Beschäftigung mit der Religion auch noch nach der Confirmation zu veranlassen, ist dieses Andachtsbuch bestimmt, und dieser Bestimmung in Inhalt, Ton und Sprache angemessen. Es eignet sich daher recht sehr für Jünglinge und Jungfrauen zu einem Geschenke am Confirmationstage, an Geburts- und Namens-Tagen. Es hat drey Abschnitte, bey welchen der Vf. auf das fortschreitende Alter Rücksicht genommen zu haben scheint. Der erste Abschnitt scheint mehr für die Zeit bey und nach der Confirmation, der zweyte für das gereiftere Jünglingsalter, der dritte für die vollendete Ausbildung des religiösen Sinnes bestimmt zu seyn, um die im Gemüthe gewurzelte Religion ausser sich in der Natur zu finden, und durch sie zu beleben. Daher die religiöse Betrachtung der Jahreszeiten.

Kein eigentliches Gebetbuch findet man hier, wiewohl eigentliche Gebete, und Herzensgespräche mit dem ewigen heiligen Vater dieses Buch nicht verunstalten würden. Dennoch fehlt es nicht an betenden Aufflügen des Gemüthes. Weihe des Gemüthes durch andächtige religiöse Betrachtungen und Ansichten ist der Hauptzweck des Buches. Darum vermeidet es alle jene Fehler, die den meisten Gebetbüchern, auch den zollikoferschen, eigen sind; es docirt, dogmatisirt nicht, es liefet dem lieben Gott kein Collegium, es enthält keine Suppliken im geistlichen Curialstil. Erhebung, Belebung religiöser Gefühle und Befruchtung derselben zu Thaten in Gott sind der Zweck dieser Betrachtungen. Die Religion wird daher hier mehr von der Seite gefasst, die sie dem Gefühle zukehrt, und wir finden hier dieselben Vorzüge und Mängel, die dem Vf. schon öfter vorgeworfen worden sind. Es fehlet diesen Betrachtungen an der Bestimmtheit, Klarheit und Helligkeit der Ideen, es giebt mehr Wärme als Licht, und wo dieses hervorbricht, ist es dennoch nur ein mattes, schwankendes, zitterndes Licht. Unbedingt würden wir dieses Buch empfehlen, wenn es mit Wärme auch Klarheit vereinigte, und weniger die Schwüle der Mystik darin herrschte. Unserer Idee eines Andachtsbuches entspricht daher das gegenwärtige nicht völlig, auch nicht in seiner Sprache. Wir meinen nicht die gehobene, halb poetische Sprache des Vfs. Eine Andacht, deren Aussetzung in der Sprache matt und niedrig, wie Gewürm, am Boden hinkriecht, kann nur mattes und gemeines Gefühl seyn, erregt wenigstens nur ein solches. Uns ist der Vf. zu modisch, zu modern-ästhetisch; sein Vortrag hat für uns zu viel Süssigkeit und zu wenig Kraft. Wir vermissen die erhabene Einfachheit, die Würde und ruhige, von innerer Kraft zeugende Grösse des Vortrags. Der Vf. ist am glücklichsten in der Beschreibung religiöser Gefühle, und daher seine gehobene Sprache und das Anstreifen an das Mystische. Allein Gefühle, abgesondert von der Kraft des Willens und des hohen Muthes zu Thaten, schwächen das Gemüth mehr, als dass sie es stärken. Wir hätten daher gewünscht, dass der Vf. seine Jünglinge und Jungfrauen mehr auf dem festen moralischen Boden orientirt, von diesem Standpuncte aus Welt und Leben mit ihnen angesehen, und von da aus in den religiösen Himmel empor geflogen wäre, als dass er sie in dem leichten Äther der Gefühle schwebend erhält. Denn, wie *Goethe* singt: hebet der Mensch sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen, und mit ihm spielen Wolken und Winde. — Der heilige Wille in seiner Erscheinung als ein tugendhafter, kämpfend mit allem, was die Begierde versuchend, das Gefühl quälend angreift, und doch allen Anfechtungen von Seiten des Begehrungs- und des Gefühls-Vermögens überlegen; der tugendhafte Wille in seiner Hoheit, Kraft und freyen Überlegenheit kömmt daher in diesem Buche weniger zum Vorschein, und der Ansatz dazu verliert

sich bald in Gefühlen oder in Exclamationen. Wenn wir an dem Vf. ein Anstreifen an das Mystische rügen, was nach unserer Meinung das Herz welk macht, und die hohe Thatkraft schwächt: so wissen wir wohl, dass wir in der Religion überall an der Grenze des Begreiflichen stehen. Allein wenn wir die Religion mehr als Sache des moralischen, als des ästhetischen Herzens behandeln, als Gegenstand des Glaubens und Liebens, und in der Religion die moralische Harmonie der Welt erblicken: so sind wir vor allen mystischen Tändeleyen gesichert. Das Christenthum ist nicht mystisch, es spricht zuerst den Willen, und dann das Gefühl an, und die Gefühle sind demselben nur begleitende Grazien. Es zeigt uns das Göttliche und Ewige in irdischen Gestalten, in menschlichen Verhältnissen, und bringt uns so das Göttliche ideal, und uns selber dem Göttlichen real näher, humanisirt das Göttliche, vergöttlicht das Menschliche, und setzt die Vereinigung mit Gott in die Einerleyheit des Willens und Thuns. Wir hätten daher gewünscht, dass die religiösen Ideen überhaupt noch mehr in der Gestalt und in dem Gewande der christlichen und biblischen aufgetreten wären, wodurch sie noch mehr positive Bestimmtheit und Anwendbarkeit erhalten hätten. Wenn die idealisirten Gemälde des religiösen Jünglings und der religiösen Jungfrau ein idealisches Gemälde eines religiösen Lebens in bestimmten Verhältnissen, Lagen und Gefahren wären: würden sie dann nicht mehr Haltung, mehr Individualität und ergreifende Anschaulichkeit haben? Bey den religiösen Betrachtungen der Natur und der Jahreszeiten hätte ebenfalls Rec. gewünscht, dass die Chiffernsprache der Welt noch klärer in Ideen hervorgehoben worden wäre. Nicht, als' ob der Vf. dieses gänzlich vernachlässigt hätte; aber es scheint uns, als ob auch hier mehr das auf flüchtigen Wogen dahin wallende Gefühl, als der bestimmte Gedanke, vorherrsche, welcher doch dem Gefühle Bestimmtheit, Haltung und Dauer giebt. Wenn wir die Sprache Gottes durch Weltkörper und durch das Weltganze entziffern wollen: so müssen die Ideen der Gesetzmässigkeit, der Ordnung, der Grösse, der Liebe als leuchtende Puncte vor allen hervorstrahlen. Dabey werden wir ins Einzelne gehen und zeigen, wie uns anders der Himmel und anders die Erde, anders dieser und jener Stern, anders diese und jene Blume anrede. Viel hat *Reinhard* in seinen Predigten in dieser Hinsicht geleistet, und in Ansehung der religiösen Betrachtung der Jahreszeiten würde es dem Vf. angenehm seyn, seine Reflexionen mit denen in *Heydenreichs* religiösen Taschenbuch gegebenen zu vergleichen. — Die Citationen aus Luther, Schiller, Witschel, Novalis u. s. w. sind zweckmäsig, und treten als hohe Gestalten des Geisterreichs auf. Was Rec. hier theils in Beziehung auf dieses Buch, theils bey Gelegenheit desselben äusserte, geschah in der Absicht, dem Vf. unsere Achtung zu bezeigen, sein Buch nicht blos mit einer historischen Anzeige abzufertigen, und ihm einige Winke für eine wiederholte Auflage dieses Buches zu geben. — g.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Gottesverehrungen*, gehalten im Betsaale des pestalozzischen Instituts zu Iferten, von *K. A. Dreist*, Candidaten der Theologie, königl. preuss. Eleven und Gesanglehrer zu Iferten. Erstes Heft. Nebst einem Anhange über *Pestalozzi's* Ansichten von der Religion. 1812. VIII u. 186 S. 8. (21 Gr.)

Der Vf. des genannten Buches ist ein Schüler *Pestalozzi's*, und war, da er dasselbe schrieb, Lehrer in dessen Erziehungsanstalt. Über des Meisters Ansichten von der Religion und ihren hohen Werth zu reden, ist hier, bey Anzeige einer so kleinen Schrift eines seiner Schüler, nicht der Ort. Um so mehr aber ist es Pflicht des Rec., zu zeigen, wie Verirrungen von dieser Lehre möglich sind, ja sich wirklich zeigen, und wie der Zeitgeist diese Verirrungen herbeyführt und pflegt.

Hr. D. hat die Hauptgedanken *Pestalozzi's* von der Religion, und wie diese in seiner Anstalt behandelt und gelehrt werden müsse, geahndet. *Gefasst* dürfen wir nicht sagen; denn wäre dieses der Fall: so würde Rec. in Widerspruch mit sich selbst gerathen, indem er Irrwege zu zeigen verhiess, auf denen ein Schüler dieses Meisters sich befinde. Wo ein Gedanke wirklich gefasst ist, da wird die Ausübung wohl noch manche Unbeholfenheit verrathen können. Aber das Irregehn setzt eine Unklarheit über das Gedachte voraus. Dass aber Hr. *D.* den Hauptgedanken wirklich geahndet, sehen wir unter andern aus der Rede: *Von kleinen Gemeinen, und von dem Besonderen in der religiösen Entwickelung*, die überdiess viel Gutgedachtes, herzlich Ausgesprochenes enthält.

Die erste Verirrung, die wir in den Reden finden, ist eine Mittheilung mystischer und philosophischer Ideen an *Kinder*. Denn für solche wird doch hauptsächlich geredet; und wenn auch in der Vorrede gesagt wird, dass die Gemeinde, vor der die Reden gehalten wurden, aus einem Drittheil Erwachsener bestand, und dass der Mensch von früher Kindheit an den nicht leichten Dienst des Unsichtbaren gewöhnt werden müsse: so antworten wir auf das Erstere, dass doch im Gottesdienst für Kinder nichts vorkommen dürfe, was sie zu falschen Vorstellungen, oder auf Irrwege führen könne. Wenn von der zweyten Verirrung die Rede ist, wird Rec. Meinung klärer werden. Und auf das Zweyte, dass das Hohe, nicht leicht zu Erringende in der Religion doch eine, wenn auch ferne, Verwandtschaft mit den Kräften und Vorstellungen des Kindes haben müsse. Was aber sollen Worte, wie folgende, für ein Kind: „Kinder — —, aus eigener Anstrengung soll der Mensch das Menschliche, d. h. dasjenige erlangen, was alle Wesen ausser ihm nicht haben, selbst die seligen Geister nicht; denn Jesus Christus musste geboren werden, leiden und lieben können, wie

ein Mensch, die Menschheit zu erlösen." (S. 8.) — Für so abstracte Begriffe hat das Kind keinen Sinn, und es ist gefährlich, diesen hervorlocken zu wollen. Und ihm die Religion als etwas Grosses, Schwieriges darzustellen, dazu giebt es wohl ein passenderes Mittel. Wer das Leiden und den Tod Christi mit der Kraft und Würde des Evangeliums darstellt, und dem Kinde lebendig macht, und darauf hindeutet, dass dieser Tod für uns gelitten ist, der hat hier schon viel gethan.

Eine zweyte Verirrung scheint Rec. ein gewisses Liebeln mit der Kunst, das an mehreren Stellen in der Rede einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht hat. Solche Stellen, wie S. 44, wo von einem Bilde, das die heilige Familie darstellt, die Rede ist, erinnert an die kraftlosen, süsslichen Herzensausschüttungen über Bilder und andere Kunstwerke, deren wir vor einigen Jahren so viele gelesen haben. Diese scheinen uns der Kunst unwürdig; und das mag es wohl seyn, was jenen unangenehmen Eindruck erzeugte. Aber gesetzt, der Redner wüsste auch mit der höchsten Kraft und Begeisterung der Rede Kunstwerke zu schildern: solche Darstellungen dürften doch nur mit Mass und mit grosser Behutsamkeit in religiösen Vorträgen angewandt werden. Denn die begeisterte und begeisternde Darstellung in Worten würde vor Allem eine Anbetung der Kunst und ihres Werks erzeugen; und so könnte (man verstehe Rec. nur recht) aus dem Gottesdienst ein Götzendienst werden. Hieher können wir auch Stellen, wie die: „Die Bibel und die heilige Kunst führen das Bild des Heilands vor" (S. 57), und andere, wo von dem hohen Werth der Kunst die Rede ist, rechnen. Über diesen Punct liess sich viel sagen; was aber hier nicht geschehen kann.

Wie der guten Dinge drey sind, so pflegen auch wohl der schlimmen drey zu seyn; und so sprechen wir auch noch von der gar zu kindlichen, wir möchten fast sagen, kindischen Behandlung der Religion, die so häufig in diesen Reden sich zeigt, im geraden Widerspruch mit jenem gepriesenen Ernst im Vortrag der Religion. Können wir anders sagen, wenn wir Stellen, wie folgende, finden: „Wem zündet die freundliche Mutter am Christabend die Lichter am Baume an? wen sollen der grüne Baum, und die vergoldeten Äpfel, und die Bilder erfreuen?" (S. 62) Oder: „So (wie Christus die erhabensten seiner Worte ausspricht) spricht, so lächelt sein Gefühl seine Worte das Kind zu Vater und Mutter empor, wenn es weiss, dass es Gutes gethan." (S. 80.) Diess sind nur wenige Beyspiele, die aber den Ton bezeichnen können, der in den Reden leider nur zu sehr vorwaltet.

Haben wir nun so, was uns in dem Buche missfallen, angezeigt: so eilen wir leichteres Herzens zu dem, was uns Beyfallswürdiges erschienen ist.

Schön ging des Vfs. Liebe zur Religion und das Erkennen derselben von der ächten Quelle, dem häuslichen Verein, aus; wie er selbst andeutet, (S. 72). In einem ähnlichen Verein, auf ähnliche Weise sucht er Religion auch unter seinen Schülern zu nähren und zu bilden. Er ist erfüllt von den heiligen, grossen Wahrheiten derselben, und sein Christenthum ist gleich fern von der Schwärmerey und der Kälte unserer Zeit. Er sucht die Religion in das Leben einzuführen, und erkennt kein Heil, als in wahrer, edler Wirksamkeit. Diese soll durch die Religion geleitet, durch sie verklärt werden. Er liebt die heilige Schrift, und braucht sie zweckmässig, nicht um blosse Motto's aus ihr zu nehmen; wie die Predigt über den Johannes und Christi letztes Gebet zeigt.

Wenn der Vf. die genannten Verirrungen meidet: so wird er gewiss einst zum Herzen Vieler sprechen. Seine Sprache, wenn auch nicht ausgebildet, hat Herzlichkeit, und verräth Sinn für die eigentliche Kraft, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht. **F. i. n. k.**

Schwerin, zu haben b. Vf. und in der Stillerschen Buchhandlung: *Predigten* von *Georg Julius Ernst Breem*, Pastor an der neustädter Kirche zu Schwerin (jetzt Prediger zu Gügelow und Dabel). 1813. 248 S. 8.

Der Vf. wünschte bey seinem Abgange von Schwerin einigen Freunden daselbst ein kleines schriftliches Denkmal seines Wirkens und Strebens zu hinterlassen, und wurde dadurch zu der Herausgabe der vor uns liegenden Predigten bewogen, die sich auch durch ihren Inhalt dem Leser empfehlen, wie sie sich gewiss dem Hörer empfohlen haben werden. Es spricht sich in ihnen ein religiöses Gemüth aus, das die Gebrechen der Zeit kennt, und die Bedürfnisse der Zeit vor Augen hat, und in einer lebendigen, eindringenden, herzlichen — und für ein doch immer vermischtes Auditorium oft zu blühenden — Sprache, seinen Zuhörern ans Herz legt, was zu allen — und also auch in dieser stürmischen — Zeit Noth thut, und dem menschlichen Gemüthe frommt. — Da die Predigten sämmtlich, bis auf eine, vor einer Stadtgemeinde der Residenz gehalten worden sind: so durfte der Vf. allerdings in Ansehung des Inhalts und der Darstellung sich einen höheren Schwung erlauben, als ihm vor einer Landgemeinde gestattet werden könnte. Sie sind weniger durch Neuheit des Stoffes, Reichthum und Fülle der Gedanken, und logische und erschöpfende Behandlung ihres Gegenstandes, als durch Herzlichkeit, stete Hinsicht auf die Bedürfnisse der Zuhörer und ächten christlichen Sinn ausgezeichnet. In der ganzen Predigt, von dem Werthe des häuslichen Lebens, so wie in vielen Stellen der übrigen, herrscht eine Wärme des Gefühls, die sehr wohlthätig auf den Leser wirkt, und ein ehrenvolles Zeugniss für den Eifer des Vfs. ablegt, christlichen Sinn und Wandel zu befördern. Die Hauptsätze, welche in diesen eilf Predigten behandelt worden, sind folgende: 1) *Wie sehr unsere wichtigsten Überzeugungen gewinnen, wenn wir auf die Umstände achten, die uns darin bestärken können.* Am 21 Sonnt. nach Trinit. 1812. 2) *Gott ist die Liebe.* Am 7

Sonnt. nach Trinit. 1812. 3) *Das Thörichte und Schädliche des eiteln Dünkels.* Am 11 Sonnt. nach Trinit. 1813. 4) *Wie beglückend Wohlthätigkeit schon hier im Leben für den Menschen ist, der sie übt.* Am 13 Sonnt. nach Trinit. 1811. 5) *Stürme im Menschenleben sind eben so wohlthätig, als Stürme in der Natur.* Am 4 Sonnt. nach Epiphan. 1810. 6) *Von dem Werth des häuslichen Lebens.* Am 2 Sonnt. nach Epiphan. 1812. 7) *Wie man sich durch christliche Weisheit auch ein kleines Gut gesegnet und erfreulich macht.* Am Sonnt. Lätare 1812. 8) *Welche Gesinnung hat Gott gegen uns Menschen in Beziehung auf unsere Fehler und Fehltritte, — und welche Gesinnung sollen wir gegen ihn beweisen, um uns seiner Gnade und Vergebung zu getrösten?* Am Buss- und Bet-Tage. 9) *Christliche Tempel sollen Glaube, Liebe, Hoffnung unter uns erhalten.* Am 10 Sonnt. nach Trinit. 10) Zur Feyer der Rückkehr des Landesfürsten 1807. *Was fodert uns heute vor Gott zum Dank auf, und wozu soll dieser Dank uns ermuntern?* 11) Beym Jahreswechsel 1812. *Was nimmt das geschiedene Jahr von uns mit sich fort, und was nehmen wir ins neue noch hinüber?* Diese Themata gehen zwar alle ungesucht aus den Texten hervor; allein bey der Ausführung der einzelnen Theile sind die letzteren, mit Ausschluss der 7ten Predigt, „wie man sich durch christliche Weisheit auch ein kleines Gut gesegnet und erfreulich macht," doch zu wenig benutzt worden. — Dem bescheidenen Sinne des Vfs., der sich so offen in der Vorrede ausspricht, wird es hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn Rec. noch auf einige Fehler aufmerksam macht, welche Hr. *B.* bey seinem Streben nach homiletischer Vervollkommnung zu vermeiden hat. Der erste ist, nicht zu viel Stoff in eine Predigt zusammen zu drängen. Gleich die erste Predigt, welche den Satz behandelt, wie sehr unsere wichtigsten Überzeugungen dadurch gewinnen, wenn wir *auf die Umstände achten*, die uns darin bestärken können, liefert einen Beweis, wie sehr eine eingreifende Behandlung durch überhäuften Stoff erschwert werde. Denn die ganze Predigt zählt nur summarisch die Beweise für den Glauben an Vorsehung, Unsterblichkeit und göttliche Kraft des Christenthums auf, wodurch die Erbauung nicht sonderlich gefördert werden kann. — Von selbst wird sich der Kreis der Vorstellungen über ein Thema beschränken, wenn Hr. *B.* mit philosophischer Bestimmtheit die Begriffe desselben auffasst und festhält. Wäre diess bey der erwähnten Predigt geschehen: so hätten in derselben die Zuhörer nicht an die Beweise für die schon genannten Wahrheiten erinnert werden können, sondern es musste zur Anschauung in ihnen gebracht werden, dass das Achten auf die Umstände, d. h. auf Veränderungen und Zustände, die gewöhnlich für die Erweckung und Stärkung des religiösen Sinnes verloren gehen, den Glauben an die wichtigsten Überzeugungen, deren Gründe schon vorausgesetzet werden, nähre, belebe und befestige. — Endlich will Rec. Hn. *B.* noch auf den Bau seiner Perioden aufmerksam machen. Durch eingeschobene Nebengedanken werden zuweilen die Hauptgedanken getrennt, und manche Perioden sind so lang, dass man den Ideengang kaum nach mehrmaligem Lesen überblicken kann. So ziehen sich die Prämissen eines Satzes von S. 21 — 23, und erst auf der Hälfte dieser Seite wird der Schluss daraus gezogen. Doch sind diese langen Perioden nicht sogar häufig, und Rec. empfiehlt daher Lesern, die nach den oben gerühmten Eigenschaften bey Predigten verlanget, diese Sammlung aus voller Überzeugung, und muss noch die eigenthümliche Geschicklichkeit des Vfs. rühmen, Alles auf den Zweck des kirchlichen Vereins und der kirchlichen Versammlungen zurückzuführen, die wir selbst bey unseren grösten Kanzelrednern vermissen.

— m — und O. P. B.

Leipzig, b. Cnobloch: *Neue Beyträge zur Popularität im Predigen; in gedrängten Auszügen aus Predigten über freye Texte.* Erster Jahrgang. Nebst einem Anhange von Gelegenheitspredigten, auch einigen abgekürzten Confirmations- und Beicht-Reden von *August Grosse,* Prediger zu Rathmannsdorf und Hohen-Erxleben. 1813. V. u. 265 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit herzlicher Theilnahme gegen den ehrwürdigen Vf. dieser Beyträge muss die Nachricht in der Vorrede jeden Leser erfüllen, dass diese Schrift die Frucht seines Alters und seiner Blindheit sey, und dass er dadurch theils seine müssigen Stunden, deren es in seiner Lage so viele gebe, hätte ausfüllen, theils noch Anderen nützlich seyn wollen. Wir zweifeln nicht, dass er diese letzte Absicht erreichen wird, und wollen deshalb auch gern über Einiges an diesen Predigtauszügen hinwegsehen, worüber wir ausserdem Ausstellungen gemacht haben würden. Zwey Dinge sind es besonders, die nicht allen Lesern gefallen werden. Einmal, dass die Themata sich nicht immer an die Texte anschliessen, und dass erst diese letzteren zu jenen gesucht worden sind, wie der Vf. selbst gesteht. Ein Umstand, der bey freyen Texten nicht immer zu billigen ist. Und dann wird man auch nicht allemal mit den Eintheilungen zufrieden seyn. Der Kürze wegen nur ein Beyspiel. S. 207 Text. Joh. 13, 34. *Warum ist ächte Menschenliebe so selten?* 1) Die Selbstsucht ist zu gross; 2) der Begriff von Menschenliebe zu gering und zu beschränkt; 3) die Leidenschaften zu herrschend; 4) die Eindrücke der Religion zu wenig wirksam. Zu geschweigen, dass das Thema eigentlich nicht im Text liegt: so fällt hier No. 1 und 3 offenbar zusammen. Und könnte man nach dieser Antwort auf jene Frage nicht immer von Neuem fragen: Warum ist die Selbstsucht so gross, der Begriff von Menschenliebe zu beschränkt u. s. w.? Sollten nicht die Gründe und Antworten mehr aus der Psychologie genommen worden seyn? Zu rühmen ist aber das Feuer und die Wärme, mit welcher der Vf. in seinem Alter noch spricht. Kurz, wir wiederholen die Empfehlung der Brauchbarkeit dieser Schrift, begreifen aber nicht, warum sie den Titel führt: Beyträge zur Popularität im Predigen. Sollen das nicht alle Predigten seyn?

— k —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Gleditsch: *Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugall.* 1810. 288 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Aarau, b. Sauerländer: *Rückerinnerungen aus Spanien.* 1810. 213 S. 8. Mit dem Bildnisse des Friedensfürsten. (1 Rthlr.)

Als Vf. von No. 1 ist in dem angebundenen Novitätenzettel der Verlagshandlung Hr. *Carl von Jariges* genannt. Rec. hat diese Schrift beym ersten oberflächlichen Lesen, wenigstens der ersten Bogen, viel Unterhaltung gewährt. Die leichte, fliessende, und gröfstentheils fehlerfreye Schreibart, verbunden mit der lebendigen, den Gegenstand gleichsam vor das Auge hinzaubernden, oft feurigen Darstellung (beides Vorzüge, wegen welcher sich der Vf. keck dem Prof. *Chr. A. Fischer* zur Seite stellen kann, wo nicht ihn übertrifft), ziehen die Aufmerksamkeit des Lesers unwillkührlich an sich, während man an des Vfs. unbefangenen, humanen und ächtweltbürgerlichen Äufserungen und Urtheilen nirgends Anstofs zu nehmen Ursache findet. Allein je weiter Rec. fort las, desto weniger fand er sich befriedigt. Das leichte Hinweghüpfen über die interessanten Ortschaften und Gegenstände, welche dem Vf. im Wege oder doch ganz nahe lagen, und den gemeinsten Beobachter etwas Merkwürdiges dargeboten haben würden; der fast gänzliche Mangel an neuen topographischen, statistischen und literarischen Angaben; die Verschweigung des Anlasses und Zwecks der Reise selbst; ihre einem blofsen Durchfluge gleichende Schnelligkeit; das Lückenvolle des Reisejournals, und die gleichsam studirte Verhehlung der Zeitangaben, wenn von der Ankunft, dem Aufenthalte und der Abreise die Rede ist; hin und wieder ein kleiner Verstofs gegen die Zeitrechnung, auch wohl ganz irrige Behauptungen über Gegenstände, von deren Beschaffenheit man durch gleichzeitige oder spätere Reisende, oder auf andere Art, besser unterrichtet ist, — alles dieses und noch mehrere auffallende Umstände erweckten in Rec. allmählich ein Mifstrauen gegen die historische Ächtheit dieser Reise. Kann wohl, mufste Rec. nach wiederholtem Lesen sich selbst fragen, ein Reisender von solchen Fähigkeiten, von so lebhafter Beobachtungsgabe, von so gesundem Urtheile, von solcher literarischen Bildung, als der Vf. in der Schrift sich allenthalben zeigt, so *cavalièrement* reisen, so oberflächlich wahrnehmen, das Wahrgenommene so mangelhaft und unvollständig wiedergeben, seine Wifs - und Neu - Begierde so sehr daheim gelassen haben? Rec. mag zwar den ihm sonst ganz unbekannten Hn. *von Jariges* hiemit nicht gerade beschuldigen, als ob er, nach *Dambergers* Vorgange, mit dem Publicum nur habe scherzen, und eine Reise über ein Land erdichten wollen, wo er selbst nie gewesen sey. Rec. will das Factische hievon weder bejahen noch verneinen, und wünscht defshalb aufrichtig Belehrung. Allein er kann nicht verschweigen, dafs er es weit begreiflicher finden würde, wenn Hr. *v. J.* einen dergleichen Scherz zur Übung seines schriftstellerischen Talents sich vorgenommen, und in meisterhafter Art ausgeführt hätte, als dafs derselbe ein so interessantes Land, wie die pyrenäische Halbinsel, von einem Ende zum anderen wirklich durchreiset seyn könne, ohne besser beobachtet, und der interessanten Notizen mehrere eingesammelt zu haben. Möglich indefs ist, dafs der Vf. uns von seiner angeblich im Jahr 1802 unternommenen Reise nur Rückerinnerungen geben will; möglich, dafs ihn eigene Verhältnisse an Haltung eines umständlichen Tagebuchs gehindert, und möglich auch endlich, dafs die wahrgenommenen Gegenstände nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren (als so lange er mit der Herausgabe seiner Bruchstücke angestanden hat) sich aus seinem Gedächtnisse allmählich wieder verwischt haben! Wie dem nun sey: eine Vorrede, die den Leser über alles dieses, so wie über die späte Herausgabe, belehrte, fehlt gänzlich.

Rec. übergeht des Vfs. Schilderungen seines kurzen Aufenthalts diffeits der Pyrenäen zu Lyon, Avignon, Montpellier, Toulouse und Bayonne. Man erfährt dabey wenig mehr, als welchen Eindruck dieser oder jener Gegenstand auf die individuelle Stimmung unseres Reisenden gemacht habe, von den Gegenständen selbst nichts, was nicht schon aus anderen Reisebeschreibungen auf dieser so betretenen Strafse ausführlicher bekannt wäre. Von dem Städtchen Auch in Gascogne an bis Madrid nimmt der Vf. mit wenigen Abweichungen den nämlichen Weg, den vor ihm *Link* genommen hat. Da ist jedoch keine Beobachtung, die man nicht bey diesem auch fände; wohl aber trifft man bey dem nüchternen und aufmerksameren *Link* auf so mancherley andere, die Hn. *v. J.* ganz entgangen zu seyn scheinen. Der Vf. reiste von Bayonne aus über *Bilbao* und *Vitoria*, weil er eine unmittelbare Gelegenheit nach Madrid nicht habe finden können. Dieser Umweg ist etwas arg;

allein bey Spatzierreisen (und einen höheren Zweck scheint die seinige nicht gehabt zu haben) machen 6 bis 7 Meilen mehr oder weniger keinen Unterschied, dafür hat der Vf. den Vortheil, bis Vitoria *Linken* zum Vorläufer zu behalten. Dieser hat seinen Weg dahin von Irun über Hernani, Tolosa, Villafranca, Villareal, Vergara, Mondragon und Salinas genommen, welches die einzige und richtige Post- und Heer-Strafse nach Madrid ist. Allein unser Reisender nimmt den seinigen von Irun über Orean (welchen Ort Rec. dort nicht zu finden weifs, vermuthlich soll es Oyarzun heissen), Villeareal und Olivari (lies Ulivari) nach Vitoria, erklärt sich aber weder über die Ursache dieser Abweichung, noch über das, was er an diesen Zwischenorten gesehen hat. Auch von Vitoria theilt er uns weiter nichts mit, als die kurze Beschreibung der dortigen *plaza nueva*, und selbst diese ist nicht ganz richtig (denn die vier Arcaden haben nicht ein, sondern zwey Stockwerke, das Gebäude selbst aber enthält 50 Fuss in der Höhe); und die wichtige Bemerkung S. 50, dafs man in den Stuben augsburger Heiligenbilder antrifft, hat man schon bey *Link* (S. 82) gelesen. Die musterhaften, und in Spanien so seltenen Polizeyeinrichtungen dieser heiteren und reinlichen, des Nachts mit Laternen erleuchteten Stadt (der Vf. nennt sie sehr mit Unrecht eine *düstere*), ihre merkwürdigen Gebäude, z. B. das Versammlungshaus der königlichen *Sociedad Vascongada*, dessen Frontispiz, Hof und Treppe sehenswerth sind, die mancherley öffentlichen, auf Kosten dieser Gesellschaft errichteten Anstalten, z. B. die Zeichenschule, Buchhandlung u. dgl., die nicht gemeine Industrie, und der Handelsverkehr der Einwohner, deren Anzahl an 7000 reicht, — Alles dieses hat der Vf. entweder nicht gesehen, oder nicht sehen wollen. Dafür beschenkt er den Leser S. 47 f. mit einer umständlichen Beschreibung der längst bekannten Nationaltracht des weiblichen Geschlechts, der *basquiña* und *mantilla*, welche in den vizcayischen Provinzen unter dem gröfsten Theile der weiblichen Einwohner nicht einmal so recht zu Hause ist. Auf der weiteren Reise von Vitoria nach Bilbao, die der Vf. auf einem Maulthiere gemacht hat, gedenkt er blofs des kleinen Orts *Villaro*, wo er Siesta gehalten habe; des weit wichtigeren und volkreicheren, und wegen seiner bedeutenden Eisenhämmer, Nagelschmieden, Tischlerwerkstätte u. s. w. merkwürdigen Orts *Ceanuri*, den er auf diesem Wege schlechterdings nicht umgehen konnte, gedenkt er mit keinem Worte; freylich findet man ihn zur Zeit weder in einer Reisebeschreibung, noch in deutschen oder französischen Geographieen. — Desto bekannter ist das freundliche *Bilbao*, und von hier aus bis Madrid hat der Vf. an Hn. *Fischer* einen guten Vorläufer. Beschreibung des Frohnleichnams- und Johannis-Festes, der Volksbelustigungen; Schilderung der reizenden Umgegend von Bilbao, die uns aber *Fischer* weit umständlicher liefert. Alle anderen Merkwürdigkeiten dieser Stadt übergeht der Vf. mit Stillschweigen, wenn gleich sein dasiger Aufenthalt, wie man aus den Zeitangaben S. 46 und 47 schliessen mufs, ziemlich einen Monat lang gedauert haben mag. Der die Stadt bespülende Flufs heisst in der baskischen Sprache *Ibayzabal*, nicht Ibaycabal. Von den zwey darüber führenden Brücken hätte die eine, welche erst vor wenigen Jahren von Holz neu erbaut worden, und wegen ihres einzigen kühnen Bogens, unter dem die gröfsten der dortigen Flufsfahrzeuge wegfahren, wohl eine Erwähnung verdient. Der Vf. gedenkt S. 61 der in der Nähe des Meeres gelegenen Eisenbergwerke, womit er die bey *Somorrostro* meint; aber unmöglich kann er aus Selbstansicht davon reden: denn sonst würde er von diesen merkwürdigen Werken, die jährlich mehr als 300,000 Ctnr. des besten Eisensteins liefern, und wovon uns *Bowles* so schätzbare, jetzt aber veraltete Nachrichten gegeben hat, doch etwas Neues zu sagen wissen, zumal da der dabey angestellte Directeur ein Deutscher war. Auch des Städtchens *Portugalete* (das er fälschlich Portugaletto schreibt) wird erwähnt. Von dem Zustande dieses Hafenplatzes, seiner mit Artillerie wohl versehenen Strandbatterien und Befestigungswerke, und des durch das Consulat von Bilbao hier angelegten, 1802 noch im Baue begriffenen Hafendammes, von der Lootsenanstalt, von der Aussicht auf den über die vorliegende Barre sich erstreckenden Ocean, die ihm so reichlichen Stoff zu einer sonst nicht gesparten malerischen Schilderung an die Hand gegeben hätte, von der Sprache der Einwohner, die nicht baskisch, sondern castilisch ist, — von allem diesem nicht eine Sylbe, wenn gleich für jeden Reisenden von nur gemeiner Beobachtungsgabe der Anlafs zu neuen und interessanten Bemerkungen ganz nahe liegt. Eben so wenig verfährt man S. 64 von *Orduña*, seinem Chacoliweine, seinem grofsen Marktplatze mit schönem Springbrunnen, seinem, in edlem Stile 1787 erbauten ansehnlichen Zollhause u. s. w. Bevor man auf diesem Wege nach Orduña kommt, hat man nicht weniger denn acht Ortschaften zu passiren, unter anderen *Miravalles* und *Arrancudiaga*, beide bekannt wegen ihrer Eisenfabriken und Mineralquellen; allein unser Vf. scheint alle diese Orte gar nicht gesehen zu haben. Das Hinanklimmen über die hinter Orduña befindliche Felsenhöhe (*peña sobre Orduña*) ist ihm sauer geworden, und er nennt diesen Weg sehr beschwerlich; allein da eine vortreffliche, 1772 vollendete, durch den Felsen gehauene Chaussee dahin führt: so kann dieser Vorwurf blofs von der Beschwerde des Steigens gelten, die aber mehr sein Pferd als er selbst empfunden haben kann; auch war diese erste Tagereise von wenigstens 7 deutschen Meilen bis *Osma* keine kleine Aufgabe in einem so gebirgigen Lande. Wie und auf welche Art übrigens dieses Pferd, auf dem er nach S. 64 ohne alle menschliche Begleitung von Bilbao bis Burgos geritten ist, den Weg wieder nach Hause gefunden, und wie er es in Bilbao angefangen habe, als ein durchreisender Fremder auf sein ehrliches Gesicht diefs Pferd geliehen zu bekommen, wird nicht gemeldet. Mit dem Übergang über den

Ebro betritt der Vf. das Gebiet von Altcastilien; wo dieser Übergang erfolgt sey, ist nicht angegeben; vermuthlich über die Brücke *la Rad* oder *Puentelarrd*. Die Felsen von *Pancorvo* vergleicht er mit den seltsamen Steinmassen zu Adersbach in Böhmen, und findet sie nach seinem Ausdrucke *phantastisch hoch;* fast möchte Rec. die ganze Reise *phantastisch schön* nennen. An welchem Orte der Vf. sein zweytes Nachtquartier aufgeschlagen, wird nicht gesagt, wie er denn überhaupt alle zwischen Pancorvo und Burgos an der Strasse liegenden Ortschaften, selbst *Briviesca* und *Monasterio*, deren freundliche Umgebungen von der Öde des Übrigen so vortheilhaft abstechen, mit keinem Worte erwähnt. Dafür findet man S. 67 f. eine Abschweifung über die Vorzüge und Schönheiten der spanischen Sprache. In *Burgos*, wo er sich nur einen Nachmittag lang umgesehen zu haben scheint, missfällt ihm das *uralte* düstere Thor der Stadt; sie hat deren aber noch *acht;* und gerade dasjenige, das ihm so missfällt, dient der Stadt nicht wenig zur Zierde, da es mehrere architektonische Verzierungen und in sechs Nischen die wohlgearbeiteten Statüen Kaisers Karl V und der berühmten spanischen Helden Fernand Gonzalez und Cid Ruidez, nebst noch drey anderen, enthält. Der Vf. hat bloss die des Cid bemerkt; auch ist dieses Thor keinesweges uralt, sondern nach *Poez* (*Viage de España, Tom. XII carta V. p.* 90) aus den Zeiten entweder Karls V oder Philipps II. Von der als Meisterstück der gothischen Baukunst berühmten Kathedralkirche giebt der Vf. eine dürftige, nicht ganz richtige Beschreibung ihres Äusseren, und im Inneren scheinen ihm die trefflichen Gemälde ganz unbemerkt geblieben zu seyn. Sonst weiss er von Burgos nicht viel mehr zu sagen, als dass es eine elende Stadt mit unreinlichen, engen und krummen Gassen sey, in denen man die armseligsten Hungergestalten herumschleichen sähe; dieses Urtheil ist zu hart, und stimmt mit seinen eigenen Äusserungen über den stattlichen Kay (wie er die Häuser an der Chaussee zu nennen beliebt), über die ansehnlichen Brücken, neuen Anlagen u. s. w. nicht überein. *Poez* a. a. O. (neueste Ausgabe 1788) S. 98 ff. führt mehrere schöne Gebäude namentlich an, und setzt hinzu: *son muchas las obras nuevas de edificios públicos, y casas grandes y pequeñas que de pocos anos á esta parte se han hecho en Burgos, y es la mejor prueba de la prosperidad que va adquiriendo la Ciudad.* In dem Städtchen *Lerma* hat der Vf. nur einige Hütten mit sechs Klöstern und einem verlassenen Schlosse der Herzoge dieses Namens gesehen; es befindet sich aber eine schöne Kirche daselbst, ausser den Klosterkirchen, und das herzogliche Schloss ist eines der ansehnlichsten und besten in Spanien, dessen Inneres der Besitzer nur 10 Jahre vor des Vfs. Durchreise auf einen geschmackvollen Fuss hatte einrichten lassen. Die Lobpreisungen der spanischen Begleiter, die den Vf. in diesem Gebäude herumführten, verdienten daher sein Gespött S. 77 keinesweges, und er hätte besser gethan, dem Leser eine nähere Beschreibung davon zu geben; auch kann die Umgegend von Lerma nicht so ganz öde und traurig seyn, wie er sie schildert, da wenigstens *Poez* a. a. O. S. 106 f. die vortreffliche Aussicht in die vom Arlanza bewässerte *frondosa vega* rühmt, die man von dem Schlosse aus vor sich liegen hat. Das Städtchen *Gumiel*, welches bedeutender als Lerma ist, und ansehnlichen Weinbau treibt, wird nicht erwähnt. *Aranda* am Duero (nicht *Duro*, wie der Vf. durchgängig schreibt) nennt er einen unbedeutenden Ort: das ist freylich relativ; allein er ist bedeutender als Lerma, zählt gegen 4000 Einwohner, 2 Pfarrkirchen und vier Klöster, deren Äusseres und Inneres des Besehens schon werth sind, und die Nahrung der Stadt ist für eine spanische nicht die schlechteste. Der Ort, wo der Vf. am dritten Tage zu Mittag einkehrte, ist nicht richtig angegeben: es muss *Fresnillo de la Fuente* heissen. Er klagt mit Recht über die bekannte Elendigkeit der spanischen Schenkhäuser oder *ventas;* hoffentlich wird nun auch in diesem Puncte bald eine wohlthätige Änderung eintreten, und vielleicht zum Theil schon eingetreten seyn, da wenigstens die Constitution 1808 alle Gasthofs - und Schenk - Privilegien aufgehoben hat. Die *Venta Juanilla* am Fusse der Somosierra gehört übrigens nicht zu den schlechtesten, und ist erst vor 15 Jahren von der Gemeinde Escorial, zu der sie gehört, *con la amplitud y comodidades de que ántes carecia*, neu eingerichtet worden. Die Beschreibung des Gebirgspasses *de la Cabrera* S. 82 ist ganz nach *Link* (S. 97) copirt, und durch dichterische Ausdrücke verschönert. Der Ort *Alcovendas* ist kein Dorf, sondern ein Flecken, span. *villa*, von etwa 2000 Einwohnern. (*Poez Viage, Tom X. p.* 2.) In dem dasigen Wirthshause las der Vf. zu seinem Erstaunen einen obrigkeitlichen Anschlag, der dem Wirthe untersagte, sich mit Proviant für die bey ihm einkehrenden Gäste zu versorgen; er forschte vergeblich nach dem Grunde eines so widersinnigen Verbots. Es lag in dem Monopol - und Zunft-Systeme, welches in Spanien aufs Höchste ausgebildet war, und Niemanden gestattete, zweyerley Gewerbe neben einander zu betreiben. Nun unterschied man aber dort zwischen dem Beherbergungsrechte [das sich auch die Wirthe von den Reisenden sehr gut bezahlen liessen, ohne ihnen die mindeste Handreichung zu thun] und zwischen dem Speisungsrechte; beiderley Rechte pflegten die Obrigkeiten zu verpachten, und da wollte freylich der Speisewirth es nicht leiden, wenn der Posadenwirth seine Gäste auch mit Speise versorgte, sondern der Reisende musste sich sein Fleisch, Brod, Zugemüse, Wein u. s. w. im Dorfe selbst holen. (*Poez, Tom. XVIII.* S. 259.) Das hat sich nun Alles geändert; Rec. erinnert es aber um desswillen, damit man nicht auf Rechnung des spanischen Nationalcharakters setze, was bloss in der verkehrten Administration der Regierung, und in der Monopolien- und Feudal-Verfassung seinen Grund hatte. Er billigt es daher auch nicht, wenn der Vf. S. 65, 72, 78, 98 mit manchem anderen Reisenden über die stattli-

chen Brücken spöttelt, die man in Spanien über kleine Bäche geführt hat, und den Beweggrund davon in der dem Spanier sonst eigenen *Grandiosidad* und Prahlsucht zu finden glaubt. Die Natur ist es, welche die dortigen Einwohner zwingt, dergleichen mächtige Brücken über kleine Gewässer zu bauen: denn diese pflegen, wie in jedem anderen Gebirgslande, nicht nur im Winter beym Schmelzen des Schnees, sondern auch im Sommer nach jedem heftigen Gewitterregen, so plötzlich anzuwachsen, dass die Reisenden oft mehrere Tage lang aufgehalten werden würden, wenn es dergleichen lange Brücken nicht gäbe, die freylich bey dürrer Jahreszeit als ganz überflüssig erscheinen. Die Römer haben während ihres Aufenthalts in Spanien nicht anders gebaut, und noch sind aus ihrer Zeit viele dergleichen Brücken vorhanden. (*Poez, Tom. VIII.* S. 154.) — Von *Madrid* S. 86 bis 97 ganz das Bekannte; literarische und statistische Belehrungen scheinen ganz ausser des Vfs. Gesichtskreise gelegen zu haben. Er vergleicht diese Residenz mit Berlin, d. h. bloss in Hinsicht ihres modernen und gefälligen Ansehens, und der darin herrschenden mässigen Lebhaftigkeit; den berühmten Prado mit dem Platze unter den Linden; von jeder anderen Seite betrachtet, möchte die Vergleichung sehr hinken. Bier ist in Spanien nicht so ganz unbekannt, wie der Vf. S. 88 wähnt; nicht nur kann man englisches in allen Seestädten haben, sondern es giebt auch ausser Madrid noch mehrere Brauereyen, z. B. zu Santander, Sevilla, Barcelona. Die Beschreibung des Lebens und Gewühls auf den Strassen und Spaziergängen von Madrid, des königl. Hofzugs, des Stiergefechtes ist nur dürftig und matt *Fischern* und anderen Reisebeschreibern nachgebildet; ein Augenzeuge sollte doch wohl irgend eine neue Ansicht, Anekdote oder Merkwürdigkeit aufgefangen haben. Mit seinem Urtheile über die Schauspiele und Oper hält er wohlweislich zurück, und entschuldigt sich mit seinem kurzen Aufenthalte und seiner wenigen Fertigkeit im Sprechen des Spanischen. Die berühmte Sängerin hiess nicht *Señora Corea*, sondern *Correa*. Das Opernhaus hat den von ihm nicht angegebenen Namen *Coliseo de los Caños del Peral*, oder schlechtweg *Teatro de los Caños*; es werden in demselben auch Concerte und Seiltänze gegeben. Die beiden anderen Schauspielhäuser haben die angegebenen Benennungen von den Strassen, der Prinzen- und Kreuz-Strasse. Über den Zustand der Theatermusik nicht das Mindeste! Der Vf. äussert, die Schauspiele und Opern schienen wenig besucht zu seyn; er hätte aber wissen sollen, dass auf den beiden damals gangbaren Theatern (denn das auf der Fürstenstrasse lag damals in der Asche) täglich zweymal gespielt wurde, *por las tardes y por la noche*, und dass im Sommer dieses Vergnügen wegen der schrecklichen Hitze weit weniger genossen wird als im Winter. — Von Madrid aus macht der Vf. einen Spazierrit nach *Toledo* und *Aranguez*. Über die dazwischen liegenden Flecken *Getafe* und *Illescas*, ihre schönen Kirchen u. dergl. sagt er soviel als gar nichts. Die trefflichen Frescogemälde in dem Kreuzgange (*claustro*) der Kathedralkirche zu Toledo rühren nicht bloss von *Bayeu* her, sondern auch von *D. Mariano Maella*, beides bekanntlich königl. span. Hofmaler (*Pintores de camara*) des verflossenen Jahrhunderts. Toledo enthält noch so mancherley andere Sehenswürdigkeiten, an denen der Vf. vorübergegangen. Von dem reizenden königl. Lustorte *Aranguez* spricht er wie Einer, der zur Nachtzeit da durchgereiset ist, was auch wirklich der Fall gewesen seyn mag, da er nach S. 103 erst des Nachmittags von Toledo ausgeritten seyn will. Um aber die dortigen Natur- und Kunst-Schönheiten mit Musse zu betrachten, bedarf es wenigstens eines Aufenthalts von 48 Stunden, und auch dann wird man zu Fusse nicht herumkommen (*cosa que no puede hacerse en pocos dias, ni sin lo comodidad de coche. Poez, Tom. I. carta V. No.* 40). Freylich war zu der Zeit, als der Vf. diesen Ort bereisete, weder der königl. Hof mehr zugegen, noch bey der grossen Hitze und Dürre viel Erfrischendes da zu finden. Es war aber auch ein sonderbarer Einfall, in den Hundstagen eine Reise zu Pferde über Toledo nach Aranguez zu machen. Vermuthlich war ihm dieser Ritt nicht wohl bekommen: denn gleich darauf zog er es (S. 105) vor, sich auf seiner ferneren Reise von Madrid bis Segovia eine Calesina (*un calesin*) zu miethen. An welchem Tage diese Abreise erfolgt sey, wird nicht gesagt; den ersten Tag kam er bis *Escorial*. Hier giebt uns der Vf. S. 107 einen Beweis seiner Unkunde des Spanischen; er leitet nämlich die Benennung der bekannten *Olla podrida* von *poder* und *poderoso* ab, und meint, dieses Gericht bedeute soviel als ein *kräftiges*. — Wer mag ihm diese Etymologie an die Hand gegeben haben? Er hätte, da er in Frankreich gewesen ist, nur an die französische Übersetzung jenes Namens, *Pot pourri*, denken sollen: dann würde er gefunden haben, dass es soviel als *Gemengsel* oder *Allerley* bedeute. — Die Wasserleitung zu Segovia, ein Römerwerk, zählt nicht 84, sondern 159 Bogen, und der höchste hält 102 Fuss. (*Poez, Tom. X p.* 254.) Von den dasigen Kirchen, dem Alcazar und anderen Merkwürdigkeiten nicht eine Sylbe.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Gleditsch: *Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugall* u. s. w.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Rückerinnerungen aus Spanien* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf dem Wege von Segovia bis zum Duero, man mag ihn nun mit dem Vf. über Carbonero, oder über Navalmanzano (rechts) oder über Coca (links) nehmen, stöfst man nicht blofs auf kleine Pinienhaine, sondern auf zum Theil recht ansehnliche Fichtenwälder (*pinus cembra*), die in der ganzen Ebene dort herum zerstreut sind; daher auch der Name des ersteren Dorfs so viel als Köhlerdorf bedeutet. An welchem Orte der Vf. den Duero passirt habe, wird S. 111 gar nicht gemeldet, ja dieses Flusses nicht einmal mit einem Worte erwähnt; vermuthlich hat er solches über der malerischen Beschreibung der unterweges wahrgenommenen Himmelserscheinung vergessen: in einem Reisegemälde sollte eine so interessante Parthie nicht fehlen. Wenn der Vf. die vielen Thürme der Stadt *Valladolid* als unansehnlich bezeichnet: so sollte er doch wenigstens den in modernem Stile erbaueten Thurm der Kathedralkirche ausnehmen, deren Baumeister der berühmte *Herrera* war; sie steht leider unvollendet da. Von dem sogenannten *Campo grande* in dieser Stadt wird eine sehr unrichtige Beschreibung gegeben; er ist nichts weniger als regelmäfsig rund (*no tiene figura regular*), und ist nicht von 17 Klöstern, sondern, aufser verschiedenen öffentlichen und Privat-Häusern, von 12 Kirchen umgeben. (*Ponz* XI. p. 121.) Den Pisuerga kann man keinen kleinen Flufs nennen; er hat wenigstens eben soviel Wasser als der Duero, in den er sich unterhalb Simancas ergiefst, und die Spanier sagen von ihm: *el Duero lleva la fama, y Pisuerga lleva la agua.* Von Valladolid geht die Reise unseres Vfs. weiter bis *Astorga.* Hier scheinen ihn die Landcharte und sein Tagebuch im Stiche gelassen zu haben. Man erfährt nicht, welchen Weg er dahin genommen, ob über Medina del Rioseco, oder über Simancas, Tordesillas nach Benavente, — Orte, von denen sich manches Interessante hätte sagen lassen; sein Weg scheint ihn blofs über elende Dörfer und Ventas geführt zu haben, obgleich die Entfernung wenigstens 24 Leguas beträgt, und er zu dieser Reise drey Tage brauchte. Dafür unterhält er den Leser mit anderen Nebendingen. In Astorga traf er mit seinen früheren Reisegefährten, die er vor fünf Wochen in Bilbao verlassen hatte, wieder zusammen, und reisete nun in ihrer Gesellschaft bis Coruña. Das Bekannte, dürftig nacherzählt, über die Mauregaten; über die Reiterey auf Maulthieren ohne Zaum. Die erste Tagereise dahin ging über *Bembibre;* auch diefs ist ein Umweg: denn die Strafse führt eigentlich über Ponferrada; dem Vf. beliebt es aber nicht, über die Ursache dieses Umweges sich auszudrücken. Den dritten Tag will er, den trefflichen Kunstweg S. 122 verfolgend, über *Nogales* gekommen seyn, und in *St. Jzabel* übernachtet haben: allein so viel Rec. weifs, giebt es auf dieser Strafse dergleichen Orte nirgends; wenigstens findet man sie weder auf der Charte von *Lopez*, noch auf dem neuesten Routen-Atlas des *Itineraire descriptif* von *Laborde* (Paris, 2te Ausg. 1809. Bd. II. S. 193 und Platte 27), noch in dem *Itinerario Español;* eben so wenig erwähnt ihrer *Dalrymple*, der doch diesen Weg auch genommen hat, und fast jedes Dorf beschreibt. Auf der vierten Tagereise bis *Lugo* traf der Vf. S. 122 auf eine rauhe wilde Gegend, rings umher wüste, unangebauete Haiden, und so wenigen Anbau, dafs er sich verwunderte. Man vergleiche damit die *dalrymplesche* Beschreibung, die S. 112 gerade das Gegentheil besagt; und *Labordes Itinéraire* p. 195. — Vor Lugo, welche Stadt wohl gegen 8 deutsche Meilen von der Meeresküste entfernt liegt, will der Vf. schon die Seeluft verspürt haben. Zwischen hier und Betanzos schildert er die Gegend als *flach; Dalrymple* findet sie S. 112 *gebirgig.* — Der Stadt *Coruña* mit ihren Vorstädten (Rec. kennt nur Eine) giebt der Vf. 30,000 Einwohner; bekanntlich zählt sie aber kaum 6000. Das dortige Strafsenpflaster besteht mit nichten aus Quadersteinen; es gilt diefs blofs von dem Platze am Zollhause, wo die Waaren abgeladen werden. Von den trefflichen Anstalten des dortigen Consulats, z. B. dem S. 129 nur im Vorbeygehen erwähnten Fanal auf dem Herculesthurme, der wohl einen Besuch verdient hätte, u. dergl. findet man nichts, wohl aber eine dichterische Beschreibung eines Seesturms, dem der Vf. auf einer Spazierfahrt nach Ferrol ausgesetzt war. Die Beschreibung von der Kathedralkirche zu *Santiago de Compostela* S. 131 ist weder vollständig, noch richtig. *Pontevedra* kann man eben kein *verfallenes Städtchen* nennen. Die erst im J. 1800 da-

selbst errichtete Kattunmanufactur und Maschinenspinnerey der Gebrüder Lees scheint er weder gesehen zu haben, noch zu kennen; dafür giebt er uns die nur einseitig wahre Bemerkung, dass die spanischen Städte ihren Verfall hauptsächlich der Abwesenheit der Grandes, ihrer Besitzer, zu verdanken haben: eine Bemerkung, die auf Pontevedra, das keine Vasallenstadt ist, nicht einmal passt. — Das Dorf *Sinpago* S. 134 statt *Puente San Payo* ist vermuthlich nur Druckfehler. Des schönen, obwohl kleinen Hafens *Redondela*, den der Vf. auf diesem Wege schlechterdings passiren musste, findet man nicht erwähnt; hier ist der Sardinenfang ebenso zu Hause, wie zu *Vigo*; dieser Fisch heisst im Spanischen nicht *Sardiña*, sondern *Sardina*. Wie der Vf. auf dem nur 3 Stunden langen, geraden Wege von Vigo bis *Tuy* S. 135 einen ganzen halben Tag vom frühen Morgen bis Mittags zubringen konnte, wird nur Er zu erklären wissen. Diese Stadt liegt nicht am Abhange, sondern auf der oberen Fläche ihres Berges, und die Gassen sind daher nicht *so jäh*, dass man sie gleichsam hinanklettern muss. — Der Vf. betritt nun das reizende Minhothal, und mit ihm Portugall. Hier hat er wieder Hn. *Link* zum Führer, dessen Reisebeschreibung (versteht sich nur die ersten zwey, 1801 herausgekommenen Bände) er sogar bey sich geführt haben will. Er lässt dessen Verdienste in Hinsicht der richtigen und vollständigen Schilderung dieses Thals alle Gerechtigkeit widerfahren, ja er verweiset sogar auf dieses Buch. Nun hat aber *Link*, nach S. VII der Vorrede zum 3 Bande, das Minhothal gar nicht gesehen, und nennt die Ufer dieses Flusses, nach der ihm von dem Hn. Grafen *Hofmannsegg* späterhin mitgetheilten Beschreibung, S. 76. III kahl oder doch wenig beschattet, und sonst uninteressant: was soll man hienach von der Wahrhaftigkeit eines Schriftstellers halten, der so citirt? — Dass die Trauben in dieser heissen Gegend zu Ende des Augusts erst halbreif gewesen seyn sollten, ist kaum zu glauben. Rec. fiel dabey der Fuchs in der Fabel ein. — Bey *Ovar* will sich der Vf. auf dem Flusse *Vouga* eingeschifft haben. Hier hat ihn *Link* II. S. 58 irre geführt: denn das Wasser ist ein Landsee, *Ria de Ovar* genannt, der sich mittelst eines Kanals am entgegengesetzten Ende erst bey *Aveiro* mit jenem Flusse vereinigt. (*Link* III. S. 89.) Letzteren Ort kann man auch nicht füglich ein blosses Städtchen nennen; er ist eine *Cidade* und ein Hauptort. — *Leira* S. 149 statt *Leiria* ist wahrscheinlich bloss Druckfehler. — Den Hafenplatz zu Lissabon nennt er S. 150 den *Börsenplatz*, und auf portugiesisch *Praio do Commercio*; es muss *Praza do Comercio* heissen; und da die Börse nur eines von den öffentlichen Gebäuden ist, die diesen Platz umschliessen: so könnte man ihn eben so gut den Arsenal-, Bibliotheken-, Regierungs- und Palais-Platz nennen. — Der grosen Wasserleitung in und bey Lissabon giebt der Vf. S. 152 ein Alter von etwa 120 Jahren; sie ist aber erst 1743 vollendet worden. — Von Lissabon reisete der Vf. mit seinen Gefährten auf dem langweiligen Landwege durch die Provinz Alemtejo über *Beja* nach *Mertola* am Guadiana, und zwar, (man denke!) weil er sich aus Furcht vor den Seeräubern dem Meere nicht anvertrauen mochte. Zu Mertola fand er sogleich ein Flussfahrzeug in Bereitschaft (denn an dergleichen promten Gelegenheiten zum weitern Fortkommen lässt es ihm eine günstige Fee selten fehlen), und fuhr auf demselben den Guadiana hinunter bis *Ayamonte* in Andalusien. Das Detail dieser noch von keinem Reisenden beschriebenen Land- und Wasser-Fahrt vermisst man ungern; vielleicht wollte oder konnte es der Vf. nicht liefern. An der spanischen Grenze scheinen ihn diessmal die Zollgeister und Passvisirer gar nicht belästigt zu haben, was in der That Wunder nimmt; er reiset aber auch nur spazieren, und wir finden ihn gleich darauf schon wieder in dem am andern Ufer gegenüberliegenden portugiesischen Städtchen *Villa Real*, während man, eben wegen jener Plackerey, vielmehr erwartet hätte, dass er erst über letzteren Ort nach Ayamonte gehen würde, wobey er übrigens keinen Umweg gemacht hätte. — Hier muss leider unser Vf. das Buch seines treuen Führers *Link* zumachen (Th. II. S. 207 f.); und vermuthlich in einer Art von Verzweiflung hierüber entschliesst sich die ganze Reisegesellschaft, ihr Leben und Heil denn doch noch den Meereswellen anzuvertrauen, sie, die noch vor drey Tagen eine so grosse Furcht vor den afrikanischen Seeräubern hatte. Aber statt dass jeder andere Reisende lieber gleich von Ayamonte nach Cadiz gefahren, oder doch wenigstens zu San Lucar an der Mündung des Guadalquivir ans Land gestiegen wäre, miethen sie ein Schifflein, das nach *Sevilla* befrachtet ist, und also die ungewisse Fahrt diesen Fluss aufwärts machen muss. In einer Bucht, eine halbe Stunde von *Lepe* (das nicht vom Tantago, sondern vom Rio Piedra bespült wird), wurde angelegt; hier waren die Trauben in ihrer vollen Reife, folglich ihren Schwestern im Minhothale, das der Vf. erst vor 13 Tagen verlassen hatte, merklich vorgeeilt. Das Schifflein fuhr S. 161 über eine Stunde weit den Tantago, wie ihn der Vf. nennt, noch höher hinauf, und weil es diesem vermuthlich an Wasser fehlte, so verwandelt es sich hier in einen *Kahn*, der dessen ungeachtet bey der Ebbe völlig aufs Trockene zu sitzen kam. Desshalb musste derselbe den ganzen Tag und die Hälfte der Nacht auf dem Flusse still liegen, bis endlich am frühen Morgen die Fluth und ein günstiges Lüftchen ihn flott machte, und wieder aufs Meer brachte. Ob diess Alles in nautischer Hinsicht so richtig sey, will Rec. nicht untersuchen; genug, hier auf dem Meere ward der Kahn wieder zu einem *beflügelten Schiffe* mit schwellenden Segeln, und nicht nur trieb es der nämliche Wind schon am Mittage die acht Meilen bis an den Guadalquivir und über die gefährliche Barre von *San Lucar de Barrameda* so schnell hinweg, dass der Vf. ihrer S. 163 nicht einmal mit einem Worte erwähnt, sondern er brachte es auch schon am Abend

bis ungefähr eine Meile vor *Sevilla*, welches wiederum eine Strecke von wenigstens 9 deutschen Meilen ausmacht. Was das für ein Wind gewesen seyn mag, welcher, wohlgemerkt! beym heitersten Himmel, an dem nämlichen Tage aus Osten, Norden und Süden blies, und sich jedesmal zur rechten Minute so einstellte, wie ihn der Schiffspatron zu seiner Richtung nöthig hatte; ob man bey San Lucar so unangehalten vorbey in den Fluss hineinfahren könne, keines Lootsen bedürfe, und nicht wenigstens unterweges von den auf dem Quadalquivir allenthalben stationirten *Guardacostas* und Zollaufpassern angehalten, examinirt und durchsucht werde; ob es überhaupt möglich sey, auf diesem mit so vielen Krümmungen versehenen und wegen der grossen Inseln sich in enge und starkströmende Kanäle theilenden Flusse, wo man so oft widrigen Wind, selbst bey unveränderter Richtung desselben, bekommt, und daher so oft den Anker auswerfen muss, *stromaufwärts* in einem Nachmittage eine Strecke von beynahe 9 Meilen zurückzulegen, ja noch denselben Abend, wenn nicht nach S. 163 zufälliger Weise eine Windstille nebst Ebbe eingetreten wäre, bis zur Stadt selbst zu gelangen, — diese Fragen ist der Vf. zu beantworten schuldig geblieben, so wie die nähere Beschreibung dieser interessanten Wasserfahrt. Den Dom von *Sevilla* will der Vf. erst in der Entfernung einer Stunde erblickt haben; andere Reisende geben an, dass man ihn schon im Kanale zwischen der grossen und kleineren Insel, mithin reichliche vier Stunden weit, gewahr werde. Was er von dieser Stadt meldet, enthält durchaus nichts Neues, es müsste denn diess seyn, dass die dortigen Brodbecker keine Taxe haben. Der dasigen grossen Tabaksfabrik, Kanonengiesserey u. s. w. gedenkt er mit keinem Worte; vielweniger darf man von ihm etwas Belehrendes über ihren dermaligen Zustand und Umtrieb erwarten. Von hier ging die Reise wieder rückwärts nach *Puerto de Santa Maria* und *Cadiz*, und zwar zu Lande über *Xeréz*. Es war nach S. 167 und 172 schon Herbst, und so ist der Vf. uns das Gemälde einer spanischen Weinlese wider Erwarten schuldig geblieben. Über *Xeréz* eilt er hinweg, als ob es da nichts Merkwürdiges gäbe, als den berühmten Wein, den doch alle Welt kennt; er setzt ihn, ohne die von einander so abweichenden zweyerley Sorten zu unterscheiden, am Geschmacke dem Madera fast gleich, worin ihm wohl nicht leicht ein Weinkenner beypflichten wird. — S. 173 wird erzählt, dass die Erdzunge, auf deren äusserster Spitze die Stadt *Cadiz* erbaut ist, durch einen sehr schmalen *Damm* mit dem festen Lande zusammenhange; dass dieser Damm Millionen zu bauen gekostet habe, aber in einer grossen Strecke von den Wellen wieder eingerissen worden, und man noch jetzt, bey des Vfs. Anwesenheit, mit Aufführung eines neuen beschäftigt gewesen sey u. s. w. Wer so etwas behauptet, kann unmöglich Cadiz mit gesunden Augen gesehen haben. Rec., welcher dort nie gewesen ist, aber aus *Ponz* Beschreibung von dieser Stadt (*Viage de España Tom. XVII.* Brief VII) sich ein ganz anderes Bild von ihr gemacht hatte, theilte diese Stelle einem seiner Freunde mit, welcher 25 Jahre lang in Cadiz gewesen und erst 1806 von da wieder zurückgekommen ist, und erhielt von ihm eine umständliche Antwort, aus welcher er nur Folgendes hier ausziehen will: *El dique, ó boluarte, de que habla el viagero Jariges, debe de ser una equivocacion, pues no hay semejante dique ó boluarte, que uniese la ciudad con la lengua de tierra. Cádiz está fabricado sobre una peña que se halla en la punta occidental de la lengua que forma su isla, y dicha peña ó punta está unida con la tierra firme de esta isla por la misma naturaleza, y no por algun dique ó boluarte, construido por manos de hombres á costa de millones.* Der Vf. hat unstreitig etwas von der *neuen Mauer* gelesen, welche in den Jahren 1788 bis 91 auf der Südseite der Stadt zwischen dem *Campo de Capuchinos* und dem *Matadero* in einer Länge von 1050 Varas aufgeführt ward; zu ihrem Schutze wollte man ein künstliches Ufer vorbauen, aber nach etlichen Jahren wurde es von den Wellen wieder eingerissen, und jene Mauer so unterwaschen, dass sie guten Theils eingestürzt, und die nächst daranstehenden Häuser (vorzüglich auch die neue Kathedralkirche) zur Zeit eines Sturmes dem weitspritzenden Schaum den erzürnten Wellen ausgesetzt sind. So standen die Sachen wenigstens im J. 1806, und noch sah man keine Anstalten zum Wiederaufbau der Mauer. Wie aber ein Reisender im J. 1802 an Ort und Stelle die Gegenstände, Ort und Zeit so verwechseln konnte, ist schwer zu begreifen. — Der Stadt *Isla de Leon* giebt der Vf. eine Bevölkerung von etwa 20,000 Einwohnern; obiger Freund äusserte sich über diese Angabe folgendermassen: *la Isla de Leon es bonita villa, pero lo mas que puede contener, serán de quatro á cinco mil habitantes, y no 20.000 ni por pienso.* Da der Vf. nach S. 178 u. 181 zweymal dort gewesen ist, und das letzte Mal sogar sein Nachtquartier daselbst gehabt hat: so hätte man einen so groben Verstoss gegen die Wahrheit eben so wenig erwartet, als dass er die mancherley dort vorhandenen Merkwürdigkeiten, z. B. die von einem altonaer Kaufmanne angelegte Zitz- und Kattun-Druckerey, Manchester- und Piqué-Manufactur, Bleiche, die Seecadetten-Bildungsanstalt u. s. w., ganz mit Stillschweigen übergehen würde. Die Gegend um *Chiclana* findet er einförmig und traurig, ohne Gärten; gleichwohl ist bekannt, dass die reichen cadizer Kaufleute ihren Sommeraufenthalt dort haben, und dass es an schönen Landhäusern und Gärten nicht fehlt. Da es ihm keine Schwierigkeit gekostet zu haben scheint, das vortreffliche Marine-Zeughaus *la Carraca* zu besichtigen: so muss er gute Empfehlungen gehabt haben; er erwähnt ihrer jedoch nicht, und liefert eine Beschreibung in sechs Zeilen von dieser weitläuftigen Anstalt! — Von Cadiz aus musste natürlich Gibraltar besucht werden; die Reisegesellschaft

hielt sich zwey Tage hier auf, und der Vf. macht eine sehr malerische Schilderung von der Lage des Felsen, der Aussicht u. s. w. Ob sie mit der Wahrheit übereinstimme, lässt Rec. dahin gestellt seyn. In Gibraltar begab sich der Vf. an Bord einer Schebeke, um nach Malaga zu fahren, obschon er S. 181 zwey Tage zuvor den kurzen Weg von Cadiz nach Gibraltar, der wenigen Sicherheit halber, nicht zur See hatte machen wollen. Zur Strafe seiner Tollkühnheit traf ihn aber auch unterweges ein fürchterlicher Sturm, der S. 195 recht artig beschrieben ist. Wenn dem Vf. die Einwohnerzahl zu *Malaga*, versteht sich vor der mörderischen Epidemie, zu 60,000 angegeben worden ist: so hat man sie ihm um 10,000 vergrössert. Rec. war neugierig, Nachricht von der Überschwemmung zu finden, die am 23 Sept. 1802 in Folge eines fürchterlichen Wolkenbruchs sich hier ereignete, und die einen grossen Theil der Stadt und alle Vorstädte unter Wasser setzte, die hohe Brücke *Santo Domingo* überstieg, Häuser beschädigte, eine Menge Waarenmagazine ersäufte und mehreren Menschen das Leben kostete; zugleich schlug der Blitz an vier Orten ein (*Correo mercantil de España, Ao. de* 1802. p. 668). Allein der Vf., welcher etwa 12 Tage darauf zu Malaga angelangt seyn musste, schweigt hievon gänzlich, obwohl er S. 225 des Dammdurchbruchs bey Lorca, der sich am 30 April, also über 5 Monate vor seiner Durchreise, zugetragen hatte, und seiner Folgen umständliche Erwähnung thut. Dieses Ereigniss lieferten aber auch damals alle Zeitungen! Ob der 40jährige Malagawein so *ausser*ordentlich wohlschmeckend sey, wie der Vf. versichert, muss Rec. bezweifeln: denn im Lande heisst er: *Vino de Malaga rancio*, und wird beschrieben als ein *confortativo que los Médicos de allá mandan à los enfermos para fomentarlos el estómago* (*Correo mercant. del Ao.* 1800. p. 295). Der Landsitz, von welchem S. 200 die Rede ist, heisst nicht *Buen Retiro*, sondern schlechtweg *el Retiro*, und die Stadt *Velez Málaga* bedeutet nicht Alt-Malaga, wie der Vf. S. 204 sehr irrig behauptet, sondern soviel als *Velez bey Malaga*, weil es der Orte, die den Namen *Velez* führen, noch mehrere giebt. Diese Stadt ist übrigens nichts weniger als unansehnlich, wie schon die richtig angegebene Anzahl von 20,000 Einwohnern andeutet. Dass die Orangen- und Citronen-Bäume nach S. 201, 205 und 228 auf freyem Felde an Rohrwänden wie in einem Garten gezogen würden, war Rec. etwas Neues; nach anderen Reisebeschreibern begnügt sich der spanische Bauer damit, diese Pflanzungen durch eine angelegte dichte Hecke von Aloe und indianischer Feige vor dem Nordwinde zu schützen. Die Walzen der Zuckerrohrpressen sind nie von Metall, wie der Vf. gesehen zu haben versichert, sondern bloss von Holz, mit eisernen Zapfen. Die von ihm gesehene Zuckermühle muss übrigens ein erst neuerlich angelegtes Werk seyn, da wenigstens *de la Lena*, der Herausgeber der *Conversaciones Malagueñas* (Malaga, 1789) Tom. I. p. 176 bey Aufzählung der theils eingegangenen, theils noch vorhandenen *ingenios de azúcar* keiner einzigen gedenkt, die sich auf dem Wege zwischen Velez und Granada befände. Dieser Weg ist überhaupt von dem Vf. so beschrieben, dass der, welcher ihn gereiset ist, Mühe haben wird, ihn wieder zu erkennen; besonders von *Alhama* aus. Dass er, bey seinem etwas längeren Aufenthalte an diesem Orte die dasigen berühmten Bäder nicht besucht hat, ja ihrer nicht einmal erwähnt, ist auffallend. Von *Granada* giebt er nichts als das längst Bekannte. Über den kurzen Weg zwischen *Velez el Rubio* und *Lorca* hat er nach S. 224 einen ganzen Tag zugebracht, trotz aller Eile; es sind bloss 8 Leguas. Die Zahl der Einwohner zu *Lorca* ist wohl nur zu etwa 13000 anzunehmen. (*Laborde* giebt ihr 30000, *Volkmann* 2000, und unser Vf. 20000; wie schlecht steht es noch um unsere geographischen Kenntnisse aus!) Der S. 227 *Tontano* benannte Ort muss *Totano* heissen. Die Reise des Vfs. ist nun so dringend, dass er sich in dem schönen *Murcia* S. 230 nur einige Stunden aufhalten konnte; ein anderer Reisender würde bey gleicher Eile wohl lieber Tages vorher den kurzen Weg von *Lorca* bis *Murcia* in einem Tage zurückgelegt, und nicht in dem 3 Stunden von letzter Stadt entfernten *Lebrilla* übernachtet haben. Von der dieser Hauptstadt an Volksmenge gleichkommenden valencianischen Landstadt *Orihuela* (sie zählt gegen 25000 Einwohner, und es giebt Handelshäuser daselbst, die mit oberlausitzischen Leinwandhändlern in directer Correspondenz stehen) erfährt man weiter nichts, als dass der Vf. bey seinem nächtlichen Aufenthalte daselbst einem zu Ehren des Namenstages Sr. kath. Maj. abgebrannten Feuerwerke zugesehen hat. Ein Städtchen mit Namen *Collura*, S. 232, giebt es in ganz Valencia nicht; es muss *Callosa* heissen; übrigens geht die Strasse gar nicht durch dasselbe, sondern man lässt es rechter Hand liegen. Der Stadt *Elche* giebt er etwa 10,000 Seelen: allein nach *Cavanilles* (Tom. II. p. 273) zählte sie schon im Jahre 1796 mehr als noch einmal soviel. Eben so sind 100,000 auf die Stadt Valencia viel zu wenig gerechnet. Der Flecken *Grao* liegt nicht eine ganze, sondern nur eine halbe Stunde von dieser Stadt entfernt. *Murviedro* enthält nicht nach S. 243 gegen 10,000 Einwohner, sondern nur gegen 7500. Von hier aus enthält das Tagebuch unseres Reisenden grosse Lücken; die Orte *Venicasa* und *Terrebleuia* sollen vermuthlich *Benicásim* und *Torreblanca* bedeuten; der auf dem Wege liegenden Orte *Villareal, Castellon de la Plana, Oropesa* wird nicht erwähnt, und von angetroffenen Merkwürdigkeiten ist keine Rede mehr. S. 245 wird sogar ein ganzer Tag, nämlich der 4te, übersprungen. Der Vf. war vermuthlich in Angst, dem Könige und seinem zahlreichen Hofstaat zu begegnen, welcher in diesen Tagen auf seiner Reise von Barcelona, wie jeder Zeitungsleser noch wissen wird, nach Valencia unterwegs war.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Gleditsch: *Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugall* u. s. w.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Rückerinnerungen aus Spanien* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Vf. hat, wie oben bemerkt, sich sorgfältig in Acht genommen, die eigentliche Zeit seiner Abreise, seiner Ankunft und seines Aufenthalts an einem Orte anzugeben, und daher seinem Leser das chronologische Nachrechnen theils ganz unmöglich gemacht, theils sehr erschwert. Rec. hat sich jedoch die Mühe nicht verdriessen lassen, dessen Tagebuch und Reiseroute Schritt vor Schritt zu controlliren, und ist dabey auf manche Widersprüche gestossen, die ihm unerklärlich dünken. Diese Reise des Königs von Barcelona war ihm daher ein erwünschter Umstand, um ihm bey dieser Controlle zu einem sicheren Leitfaden zu dienen. Rec. hat nämlich die madrider Hofzeitungen 1802 vor sich liegen, und findet daselbst S. 1149 und 1161, dass der König am 8 Nov. von Barcelona abreisete, am 11ten zu Tarragona übernachtete, den 12ten hier verweilte, am 13ten in Perello schlief, und den 14ten zu Tortosa anlangte. Um ihm und seinem Gefolge nicht zu begegnen, vermied der Vf. S. 246, seinen Weg über letzteren Ort zu nehmen, und blieb zur Nacht in einer Venta. Nun ist es zwar schon an sich und nach jeder richtigen Landcharte nicht möglich, dass ein Reisender, der, wie unser Vf., die niedere Strasse über San Carlos und Ampost a genommen hat, sich auf die hohe Strasse nach Tortosa verirren könne; allein diess bey Seite gesetzt: so trifft auch das Datum durchaus nicht zu. Denn der Vf. war an diesem Tage (14 Nov.) noch zu Valencia, und diess kann man ihm folgendergestalt nachweisen. Den 4 Nov. übernachtete er S. 231 in Orihuela, denn es war der Sanct Carlstag, damals ein Donnerstag; den 5 traf er in Alicante ein, und S. 235, nach einer dritthalbtägigen Reise, den 8 Nov., mithin Montags, in Valencia. Wie lange er sich hier aufgehalten, giebt er zwar nicht an; allein nach S. 239 ging er hier *an einem Sonntage* noch spazieren. Der erste Sonntag nach dem 8 Nov. war der 14, und es ist daher ganz unmöglich, dass er an diesem Tage schon in der Linie von Tortosa, in welche er nach S. 245 erst am 5 Tage nach seiner Abreise von Valencia gelangte, den Ebro passirt haben konnte. Auch muss er nach dieser Rechnung schon am 22 Nov. in Barcelona eingetroffen seyn; gleichwohl spricht er S. 249 vom Anfange des Decembers während seiner dasigen Durchreise, und S. 252 wieder davon, dass die königl. Familie *wenige Tage vor seiner Ankunft* daselbst die Stadt verlassen hatte. Wie sich dieser dreyfache Widerspruch heben lasse, sieht Rec. nicht ein, und findet sich daher nur noch mehr in der Überzeugung bestärkt, dass des Hn. v. *Jariges* Reise, wo nicht ganz, doch grossentheils auf der Stube gemacht ist.

Ganz anders kündigt sich der Vf. *der Rückerinnerungen* unter No. 2 dem Leser an. Dieser führt uns gleich auf der ersten Seite in die Gesellschaft der spanischen Pestalozzianer ein, die ihn, — einen Mitarbeiter und Zögling der Erziehungs-Anstalt zu Yverdün, — nach Madrid kommen liessen, um den Weinberg ihres Herrn und Meisters auch dort bebauen zu helfen. Er schildert S. 1 f. die Personen, Lebensumstände und Thaten des Generalmajors *Voitel*, eines in königl. spanischen Diensten gestandenen Schweizerofficiers, des Geistlichen D. *Juan Andujar*, und des ehemaligen Privatsecretärs beym Friedensfürsten, D. *Francesco Amoros* (desselben, der unter dem Könige Joseph 1809 General-Intendant der Polizey zu Madrid wurde), mit so individuellen Zügen und Anekdoten, dass man wohl sieht, der Vf. war mitten unter ihnen. Nach dieser Schilderung kommt er erst auf seine eigene Person zu sprechen. Er ist ein ehrlicher, für Wahrheit und alles Gute und Schöne empfänglicher und von diesem Gefühl eingenommener, ungenannter Schweizer, dem man wegen seiner zu grossen Jugendwärme schon Manches nachsehen muss. Er ging am 22 Jan. 1807 in Begleitung eines an Spanien verhandelten Recrutentransports von Solothurn ab, schiffte sich auf der Rhone ein, ging dann von Pont St. Esprit über Nismes durch Languedoc nach Perpignan, Barcelona, Tarragona und Valencia bis Madrid, dem Ziele seiner Reise. Giebt er uns auch nicht viel Neues (und leider war ihm in der ersten Zeit seines Aufenthalts, nach S. 76, seine Unkunde der spanischen Sprache eben nicht förderlich): so zeigt er uns doch das Gesehene und Bemerkte unter neuen Gesichtspuncten, so dass man sein Buch nicht ohne Interesse und mit der gewissen Überzeugung, nichts Erdichtetes darin zu finden, durchlaufen wird. Rec. will dem Vergnügen und der Neugier des Lesers durch Auszüge daraus nicht vorgreifen; auch ohne sein Bemer-

ken wird jeder Unparteyische das Urtheil fällen, dass, wenn der junge Mann seine Schreibart mehr ausgebildet, sie von den schweizerischen Idiotismen und unnöthig eingemengten Überläufern aus der latein. und franzöf. Sprache mehr rein gehalten, seiner nach poetischen, nicht immer angemessenen Bildern haschenden Einbildungskraft den Zügel angelegt, und sich sonst eines minder gekünstelten, natürlicheren, und nicht auf Stelzen einhergehenden Ausdrucks befleissigt hätte, seine Schrift noch weit angenehmer zu lesen seyn würde. Sein Aufenthalt in Spanien war nicht von langer Dauer, doch länger als die Spazierreise des Hn. *v. Jariges;* nämlich von Fastnacht 1807 bis zu Ende Januars 1808, wo der Friedensfürst die pestalozzische Centralschule wieder aufhob. Rec. erhielt über dieses ihr endliches Schicksal ein Schreiben von einem seiner Freunde zu Madrid, und will, da der Vf. hierüber nichts Näheres meldet, die sich hierauf beziehende Stelle jenes Briefes vom 8 Febr. 1808 hier mittheilen: *Las noticias acerca del Sr. Wiesand, que Umd nos comunica, son bastante diferentes de las que aquí se tenian; bienque hoy dia importa poco, pues el Real Instituto Pestalozziano murió. El 13 de Enero se decretó su muerte y el 18 fue [illegible] do en [illegible] leyeron la Real Orden, en que se decia que en atencion á las muchas representaciones de los Padres de familia, y en virtud de que este método no ha sido aun adoptado por las Naciones cultas, y ademas como las circunstancias no permiten gastos, [illegible] y [illegible] acabó todo. En esto [illegible] para todos los trabajos, [illegible]. El 10. de Enero se habian tenido exámenes públicos, en los que lucieron mucho los chicos; pero es de presumir que la multitud de intrigas y representaciones obligarón á S. A. S. el Principe de la Paz á obrar de esta manera.*

Leipzig, b. Hartknoch: *Reise nach Montpellier im Frühjahre 1804. Von Christian August Fischer.* 1805. XVI u. 391 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr. Auf Velinpapier 2 Rthlr. 16 gr.)

Der Standpunct, von welchem diese Reise ausgeht, ist *Marseille;* die ersten 25 Briefe umfassen die Nachrichten, über die Gegenden und Orte zwischen dieser Stadt und *Montpellier.* Eine Stunde von Marseille, auf der Route nach Aix, geniesst man von dem Hügel *al Visto* die sehr reizende Aussicht der [illegible] Ebene und der G[illegible] ring die Entfernung ist: so unterschied [illegible] man das Klima: die mildere Luft wird trockener, und der Nordwestwind (Mistral) [illegible] gegen die erwärmenden Sonnenblicke. Von Bettlern [illegible], kommt der Vf. in der Vorstadt von *Aix* an. Das Klima ist hier durch Abwechselung von Kälte, Wärme, Nässe und Trockenheit nicht angenehm; der Winter durch den Mistral ziemlich hart, der Sommer erstickend heiss, und selten eine Woche ohne Gewitter. Der Aufwand eines einzelnen Reisenden, wenn er alle entbehrlichen Kosten meidet, betrug täglich 9—10 Livr. (2 Rthlr. 20 gr.). Die Miethen sind durch die jetzige verminderte Bevölkerung sehr niedrig. Eine ganze Etage wird jährlich mit 150 Livr. bezahlt. Durch die Aufhebung des Parlements, durch die Auswanderung des reichen Adels, und durch die allgemeine Verarmung der Einwohner, sind alle vormaligen gesellschaftlichen Verhältnisse zerstört: der sonst so schöne Cours ist ruinirt, und ausser einem elenden Theater, einem Lesecabinette, einer unbedeutenden Bibliothek und schlechten Kaffeehäusern findet der Fremde keine Unterhaltung. Die ehedem so berühmten Mineralquellen werden schon seit 20 Jahren nicht mehr besucht, und die Badeanstalten sind ganz vernachlässigt. Für den Botaniker ist die Gegend von Aix, dessen Klima Pflanzen des kalten und heissen Erdstriches hervorbringt, vorzüglich bemerkenswerth. Das Öl dieser Gegend ist wegen seiner Reinheit und Milde sehr schön, und es war für Aix bis zum Jahr 1789 ein bedeutender Handelsproduct. In dem Winter 1789 und den folgenden erfroren sehr viele Ölbäume, und die Nachpflanzung derselben wurde während der Revolution beynahe völlig vernachlässigt. Die Manufacturen des Ortes sind entweder ganz eingegangen, oder die Unternehmer haben sich in Marseille eingerichtet; auch die Viehmärkte sind in Abnahme gerathen, und Aix ist so öde und gewerblos, dass Armuth und Elend überall in die Augen fallen. Das hier errichtete peinliche und Appellations-Tribunal, so wie die Erlaubniss, das Frohnleichnamsfest feyerlich zu begehen, sind nur geringfügige Mittel gegen das allgemeine Elend. Ein Theil der Ebene *Crau* ist gut bebaut, aber ein anderer Theil derselben ist gleichsam ein Steinmeer, und Kiesel an Kiesel gereihet, woraus der Vf. darthut, dass diese ganze Ebene sonst ein grosser, mit dem Meere in Verbindung gestandener Bassin gewesen seyn müsse. Zwischen den Kieseln sprossen aromatische Futterkräuter hervor, die den Schaafhoerden die vortrefflichste Nahrung darbieten. Vormals weideten hier 400,000 Schaafe, jetzt nur die Hälfte. [illegible] *Arles* hat ein sehr mildes Klima, nur 3° Kälte und nicht über 22° Wärme nach Reaumur; durch die starken Ausdünstungen der nahen Moräste, ist Arles sehr ungesund. Doppelte Wechselfieber entstehen häufig, und gehen oft in Faulfieber über. Leute von 60 Jahren sind eine Seltenheit. Unter der damaligen Regierung war man aufs Thätigste damit beschäftigt, die Moräste auszutrocknen; und wenn diess grosse Unternehmen gelingen sollte: so würden der Ackerbau und die Viehzucht des Cantons Arles (dessen Umfang man auf 40 französische Quadratmeilen angiebt) sehr bedeutend werden. Die Camargue, eine grosse, durch die Rhone, welche sich unterhalb Arles in zwey Arme theilt, gebildete Insel, liefert sehr viel Salz, sie hat vortreffliche Weiden und beträchtliche Viehzucht. Die hier in einer Art Wildheit weidenden Pferde-, Ochsen-, und Schaaf-Hoerden, werden von ihren Eigenthümern mittelst glühender Eisen bezeich-

net, und diess giebt zu einem Hirtenfeste, welches *Ferrade* heisst, Gelegenheit. Alle bisherigen Versuche, die Schiffahrt auf der Rhone weniger gefährlich zu machen, sind bis jetzt fruchtlos gewesen; doch glaubt der Vf., *Napoleon* werde auch hier mit einem Worte möglich machen, was schon seit Jahrhunderten nur Wunsch war. Die Bewohner des Cantons Arles sind eine Art provenzalischer Holländer, still, phlegmatisch, indolent und gutmüthig. Die Weiber, vormals ihrer Schönheit wegen berühmt, sind es nicht mehr. Gesellschaftliche Unterhaltungen findet der Reisende in Arles nicht, wohl aber interessante naturhistorische und antiquarische Gegenstände. Unter die ersten gehören viele Wasserpflanzen und Wasservögel, unter die zweyten ein im Jahre 1389 entdeckter Obelisk (welcher aber erst 1676 Ludwig XIV zu Ehren aufgerichtet worden ist) und das Amphitheater aus den Zeiten Julius Cäsars. Diess ist aber schlecht erhalten, und durch Gebäude und Thürme zum Theil versteckt. Eine dritte antiquarische Merkwürdigkeit ist der Begräbnissplatz, dessen römische Alterthümer *Montfaucon* beschrieben hat. Die christlichen Alterthümer desselben wurden in der Minoritenkirche verwahrt; als diese aber im Jahr 1794 beraubt wurde, gingen alle diese Sachen verloren. Der Unterschied zwischen Arles und Nismes ist sehr auffallend. Menschen und Boden sind ganz verschieden, und das üppige reiche Languedoc kündigt einen milden fruchtbaren Charakter der Natur und einen finsteren und ruhigeren der Bewohner desselben an. Bey allem in die Augen fallenden Überfluss ist eine gewisse ängstliche Sparsamkeit sichtbar: der Wein wird nicht, wie in der Provence, in Krügen, sondern in kleineren Flaschen, das Brod nicht im Ganzen, sondern stückweise gereicht, die Schüsseln und Portionen sind klein, und der Wein wird gewöhnlich schon im Keller gewässert. *Nismes* liegt in einer grossen unübersehbaren Ebene, die einem Garten gleicht. Die Hügel an beiden Seiten, deren Füsse mit Dörfern und Pflanzungen geschmückt sind, bilden schöne Ansichten, und am Ausgange des Thales erhebt sich die sogenannte *Tour magne* mit ihren ehrwürdigen Ruinen. Der Vf. giebt sehr genaue Details über die Abwechselung der Temperatur, sowohl der Jahrs- als Tags-Zeiten, die zu der gewiss richtigen Bemerkung führen, dass Nismes für Kranke kein wohlthätiger Aufenthaltsort seyn könne. Theils eigene Beobachtungen, die er mit Thermometer, Barometer, Hygrometer und Eudiometer anstellte, theils die Nachrichten, welche er aus dem schätzbaren Werke, *Topographie de la Ville de Nismes et de sa Banlieue par Jean César Vincent. Nismes* 1802. 4, und wovon nur wenige Exemplare gedruckt worden sind, nahm, setzen diese Behauptungen ausser Zweifel. Überdiess gehört Nismes nach Avignon unter die windreichsten Städte Frankreichs: in jedem Jahre muss man auf 60 Tage Stürme rechnen. Nord- und Süd-Winde (*Bise* und *Marin*) wechseln unaufhörlich mit einander ab. Auf 40 Regentage kann man sicher rechnen, und die Wassermasse derselben beträgt über 23 Zolle. Schnee fällt selten: im Durchschnitte jährlich nicht 2 Mal. Nebel sieht man beynahe nicht; aber desto stärker thauet es, und Reife sind im November und April häufig. Überhaupt ist das Klima von Nismes so schnellem Wechsel unterworfen, dass man sagen kann, der Frühling vermische sich mit dem Winter, der Winter mit dem Sommer. Die Stadt Nismes ist ein Labyrinth von engen sich durchkreuzenden Strassen: die Vorstädte sind regelmässiger, lustiger und gesünder. Die Bevölkerung ist zwischen 39 u. 40,000 Seelen. Mit den Lebensmitteln und ihren Preisen kann man zufrieden seyn; das Wasser ist sehr schlecht. Die Polizeyanstalten sind seit der Revolution noch äusserst mangelhaft: die Strassen werden beynahe gar nicht gereinigt, vor den Hausthüren wird geschlachtet, die Gussteine aus den Fabriken gehen auf die Strassen, und die ganze verfaulte Coconsmasse wird auch dahin geworfen. An öffentlichen Spaziergängen ist kein Mangel, die Kaffeehäuser sind gut eingerichtet, Concerte, Bälle und Schauspiele wechseln auf zwey Theatern mit einander ab. Der Zutritt zu der öffentlichen so wie zu den Leihbibliotheken und Kunstsammlungen ist leicht.

Der 14te Brief gehört unstreitig, so unterhaltend und belehrend auch die übrigen durch ihren reichhaltigen Inhalt sind, zu den interessantesten. Er ist ganz den Handelsverhältnissen von Nismes gewidmet. Der Seidenhandel war ehedem, zumal an seidenen Strümpfen, noch beträchtlicher als jetzt, und dennoch ist er ein Gegenstand von 5,616,000 Livr. Der ganze Handel mit roher und verarbeiteter Seide steigt jährlich auf 16 und eine halbe Million; der Tuchhandel auf 3,500,000; der Leinwand- und Spitzen-Handel eben so hoch; der Korn-, Sämerey- und Droguerie-Handel auf 2,100,000, und der Lederhandel auf beynahe eine halbe Million Livr.

Die Seidenmanufacturen beschäftigen in Nismes 11580 Personen, und unter diesen eine bedeutende Menge von Mädchen und Weibern, welche sich fast ohne Ausnahme der höchsten Unsittlichkeit preis geben. Im Allgemeinen ist das Loos der Seidenarbeiten höchst elend: ihre Wohnungen sind feucht und tief, ihre gewöhnlichste Nahrung ist ranziges Schweinefleisch und zähe gesalzene Fische, ihre Kleidungen sind so, wie in Deutschland [illegible] Züchtlinge bekommen, und ihr Tagelohn [illegible] ihrer Geschicklichkeiten 30 [illegible]. Die vormalige Despotie der Fabrikherren gegen die Arbeiter ist durch ein Consulardecret beschränkt worden. Von [illegible] Menschen sterben jährlich wenigstens 23, und [illegible] Jahren angenommen.

Wenn die Nachrichten über die Alterthümer von Nismes, die den Inhalt des 15ten Briefs und einen Theil des Anhanges S. 317 ff. ausmachen, auch nicht gerade das Verdienst der Neuheit haben: so werden sie dennoch den Lesern durch die dem Vf. ganz vorzüglich eigene lebhafte und kräftige Darstellung eine sehr angenehme Unterhaltung gewähren. Die *Histoire de Nismes par Menard*, die *Topographie de Nis-*

mes par Vincens und *Clerisseau Antiq. de la France* waren die Quellen.

Die Briefe 19 — 23 sind bloss landwirthschaftlichen und naturhistorischen Gegenständen gewidmet. Nicht leicht können die Producte des Bodens mannichfaltiger seyn: Weinstöcke, Öl-, Feigen-, Granat-, Mandel- und Maulbeer-Bäume bedecken die Hügel; die Thäler prangen mit den herrlichsten Getreideäckern, Gemüsfeldern und künstlichen Wiesen. Die Kartoffel sieht man noch als eine Gartenseltenheit an. Die Schaafzucht wird im Grosen getrieben: doch giebt es wenig grosse, aber desto mehr kleinere Heerden. Der Stamm derselben soll aus Spanien gekommen seyn; jetzt ist er ausgeartet, und die Wolle keine leonische, jedoch noch immer weich und weiss. Das Gewicht eines gewöhnlichen Felles ist zwischen 5 — 6 Pfunden. Die Seidenzucht um Nismes ist zwar von grossem Umfange, aber in den Cevennen weit ergiebiger. Dort erhält man von einer Unze Puppen nur gegen 30 Pf. Cocons, in den Cevennen 50, zuweilen 100 Pf. Hier und dort werden für die genannte Quantität Raupen 2000 Pf. Blätter erfodert.

Im März 1804 verliess der Vf. Nismes, um nach Montpellier zu reisen. Die Felder, Wiesen, Bäume und Hecken glänzten schon in voller Frühlingspracht. In Lünel kostet eine Flasche ächter alter Lünelwein 3 Liv. Welche Waare kann wohl in Deutschland zu den gewöhnlichen Preisen dafür gekauft werden? Eben die Gründe, welche der Vf. als Beweis aufstellte, dass das Klima von Nismes für *Hypochondristen* und alle *Brustkranke* nicht zuträglich seyn könne, passen auch auf Montpellier. Gerade die Extreme in der Temperatur und die schnellen Veränderungen finden hier Statt: im Winter hat man oft Maytage, und mitten im Sommer herbstliche Nächte. Der Barometerstand ist gleichförmiger. Es giebt viele alte Personen in Montpellier, so dass man auf etwa 16 einen 70ger oder 80ger zählt. Die Volksmenge giebt man auf 32,000 an. Die Preise der ersten Nothwendigkeiten des Lebens sind nicht höher als in Nismes, aber von vorzüglicher Güte. Das Brennholz ist ungemein theuer: 400 Pfund Eichenholz kosten 15 — 18 Livr., also $4\frac{1}{2}$ Rthlr. Da jetzt in manchen Gegenden Deutschlands über die Holzpreise laute Klagen erhoben werden, weil man eine dreyschuhige Klafter Eichenholz, deren Gewicht wohl 36 — 40 Centner beträgt, mit 6 — 7 Rthlr. bezahlen muss: so kann es einigen Trost gewähren, wenn man bedenkt, dass diese Quantität in Montpellier gegen 45 Rthlr. kostet. Für gesellschaftliche Vergnügungen ist durch ein wenigstens mittelmässiges Theater gesorgt: an den Leseclubs, Bällen, Concerten u. s. w. kann der Fremde leicht Antheil nehmen. Die Spaziergänge haben zu wenigen Schatten. In Montpellier hält es schwer, über den Handel daselbst und die Industrie bestimmte Angaben zu bekommen; indess ist es doch dem Vf. gelungen, auch darüber mehr zu sagen, als man zuvor wusste. Drey Flanelldruckereyen und 10 Fabriken von wollenen Decken, 6 Baumwolle-Fabriken, 3 türkische Garnfärbereyen, nebst 3 Vitriol-, Weinstein- und Scheidewasser-Fabriken beschäftigen viele Hände, und tragen zum Wohlstande bey. Von grosser Bedeutung sind 14 Parfüms- und Liqueur-Fabriken, eilf Fabriken zur Abklärung und Weinpflege, 9 Brantweinbrennereyen, und 3 Fabriken zur Reinigung und Krystallisation des Grünspans. Da Montpellier mit der Ausfuhre seiner eigenen Fabricate die der Landesproducte des unteren Languedoc verbindet: so ist der Handelsstand des Ortes sehr bedeutend, und mehrere Häuser machen sogar Speculationen bey ausländischen Anleihen. Die *Ecole speciale de Médecine*, welche aus den Trümmern der ehemaligen Universität emporgestiegen ist, verdankt ihren jetzigen blühenden Zustand dem thätigen *Chaptal*, welcher Professoren dabey anstellte, die sich theils als praktische Ärzte, theils als Schriftsteller rühmlich ausgezeichnet haben. Die übrigen Unterrichtsanstalten sind in Montpellier ziemlich gut organisirt, und einige gelehrte Gesellschaften bemühen sich viel Gutes zu wirken.

Die Charakteristik der Bewohner von Montpellier (im 29 Briefe) ist ein Meisterstück, und ein schöner Beweis, wie sehr sich der Vf. durch den feinsten Beobachtungsgeist auszeichnet. Der Charakter der Montpelliarden scheint eine ganz eigene Mischung von jüdisch-christlichem, und französisch-englischem Geiste zu seyn: so lassen sich Gewinnsucht, Bigottismus, Petulanz und Rauheit erklären. Im Handel und Wandel Hebräer; im Glauben und Denken Fanatiker; hastig, vorwitzig, unruhig wie ein Franzos, und dabey rauh, grob und ungesellig wie der Engländer. Dass nach den Classen und Geschlechtern Modificationen Statt finden, ist natürlich. Die bekannten Volksfeste *las Fraijos* und *lou Chivalet* sah der Vf. nicht selbst, er entlehnt desswegen die Beschreibung derselben aus dem ersten Theile von *Fisch Briefen über die südlichen Provinzen von Frankreich*, S. 118 ff.

Das Patois in Languedoc ist eine Mischung von celtischen, lateinischen, gothischen, arabischen und französischen Worten, doch so, dass das Lateinische beynahe drey Fünftheile des Ganzen ausmacht. Gothische Überreste dieses Patois sind *Flegel* (Dreschflegel), *Hosa* (Hose), *Gauss* (Gans), u. s. w. Seit der Revolution hat das Rein-Französische ein grosses Übergewicht erhalten. Als Proben der languedocschen Poesie im Patois dienen zwey kleine Lieder am Ende des 29sten Briefes. Die Briefe 30 und 31 enthalten naturhistorische Bemerkungen über die Gegend von Montpellier, Nachrichten über Maguelone, Cette und über die Cevennen. Die Rückreise über Nismes bis Avignon bot dem Vf. noch manche Gegenstände dar, die er mit der ihm eigenthümlich schönen Art behandelt, und die gewiss den Wunsch erregen, die versprochene Beschreibung der Reise nach Hyeres der gegenwärtigen bald beyfügen zu können.

Die zweyte Abtheilung des Anhanges von S. 341 — 391 enthält ein Verzeichniss der in der Gegend von Nismes wildwachsenden Pflanzen nach dem Systeme von *Linné*, aber mit der Nomenclatur von *Lamark*. H. I.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig, b. Hartknoch: *Skizzen zu einer Geschichte des russisch - französischen Krieges im Jahr 1812.* 1814. VII u. 534 S. 8. (2 Rthlr.)

Anlage und Ausführung unterscheiden dieses Werk von den gewöhnlichen Beschreibungen der Feldzüge. Der Vf. hat sich ein höheres Ziel gesetzt; er unternimmt es, die Geschichte der Gefahr und der Rettung Russlands in jenem merkwürdigen Jahre, den Sieg der Vaterlandsliebe über den Eroberungsgeist, in einem grossen historischen Gemälde aufzustellen. Er verkennt die Schwierigkeiten nicht, die, so lange die Materialien noch nicht gesammelt sind, einem solchen Unternehmen entgegenstehen, und hat daher den Titel: *Skizzen*, gewählt, weil seine Arbeit nichts geben soll, als „Entwürfe, in denen hier und da eine Parthie mehr herausgehoben, vollständiger ausgeführt ist." Allerdings sind es auch mehr oder weniger vollendete Umrisse, welche hier geliefert werden; aber sie umfassen das Ganze, und in der geschickten Vertheilung der Massen, in der Einheit und Haltung, welche das Gemälde durch die stete Beziehung auf den russischen Nationalcharakter gewinnt, verräth sich eine historische Kunst, welche die bescheidenen Zweifel der Vorrede hinlänglich widerlegt. Die einfache, deutliche und verständig geordnete Erzählung gewährt eine schöne Übersicht im Grossen, und wird durch den lebendigen, oft malerischen Vortrag und eine, bis auf wenige Nachlässigkeiten, gereinigte Sprache unterstützt. Die wichtigen Erfolge sind richtig aufgefasst und gehörig hervorgehoben, die Nebenfiguren hingegen nur so weit ausgeführt, als es zur Wirkung des Ganzen nöthig war. In der Behandlung seines Gegenstandes zeigt sich der Vf. überall als besonnener Künstler: die Kritik darf jedoch nicht unbemerkt lassen, dass die Pflichten des Geschichtschreibers sich nicht auf die Darstellung allein beschränken; der Leser fodert von ihm auch strenge Sorgfalt bey der Prüfung seiner Quellen, und Beherrschung der Einbildungskraft bey dem Ausmalen der einzelnen Theile.

Indem der Vf. die kriegerischen Begebenheiten auch da, wo die Vorarbeiten ihm mangelten, zu entwickeln versucht, ist er oft genöthigt, die Lücken nach eigenen Voraussetzungen und nach den Begriffen, welche er von dem Hergang gefasst hat, auszufüllen, und giebt dadurch nicht selten Veranlassung zu der Bemerkung, dass es so im Kriege nicht zugeht, dass auf diese Weise nicht Schlachten gewonnen werden. Die öffentlichen Berichte sind gewöhnlich zu sehr in allgemeinen Ausdrücken abgefasst, sie unterliegen zu vielen Beziehungen, und bey der Schwierigkeit, selbst von einem erhöhten Standpuncte Alles zu übersehen, bleibt auch in den Aussagen der Theilnehmer stets noch zu Vieles unerörtert, um aus diesen Angaben richtige, das Einzelne darstellende Schilderungen entwerfen zu können, und der Geschichtschreiber wird sicherer gehen, wenn er lieber einen Theil der Wirkung aufopfert, als so, nicht ohne Zwang, den Stoff der Form anzupassen versucht. Noch weniger darf er willkührlich mit seinen Quellen schalten, und die zweydeutigen, wenn sie gerade zu seinem Zweck passen, unbedingt annehmen. Der Vf. hat an dem pfuelschen Werke einen guten Leitfaden gehabt; aber er folgt auch weniger sicheren Führern mit gleich unbeschränktem Vertrauen, und erlaubt sich, wo sie ihn ganz verlassen, aus eigenen Schlüssen den abgerissenen Faden zu ergänzen. Bey Begebenheiten, die uns so nahe liegen, darf aber selbst die wahrscheinlichste Muthmassung noch nicht als Gewissheit auftreten. Sollte auch in dem grossen Zusammenhange der Begebenheiten Manches als nicht durchaus planmäsig erscheinen; es trägt desshalb nicht minder das Gepräge der Wahrheit; denn Umstände und Zufall wollen überall ihr Recht behaupten, und eine Geschichte, die ohne Ausnahme stets das Folgerechte darthun wollte, würde es eben dadurch verfehlen, weil dann ja Manches, das geschehen ist, sich gar nicht hätte zutragen dürfen. Indem der Vf. jeden Schritt des vordringenden Heeres durch eine gänzliche Niederlage bezeichnet, macht er sich die Erklärung dieses Vordringens unmöglich; darin aber lag ja eben das Grosse des Vertheidigungsplans, dass alle jene so wichtig scheinenden Vortheile mit dem unglücklichsten Ausgang endigen mussten.

Das Werk ist in 8 Abschnitte getheilt; es zerfällt aber eigentlich in drey für sich bestehende Theile. Der 1 *Abschnitt* hängt mit den übrigen nicht zusammen. Er enthält eine Reihe von Briefen, die vom Junius bis zum December 1812 aus Riga geschrieben sind. Der Vf. schildert darin seine eigenen Empfindungen und seine Beobachtungen bey der Unruhe und dem Treiben in einer volkreichen Stadt, deren glückliche Bürger nach einem Jahrhundert des Friedens zum ersten Male durch den Anblick

des Feindes vor ihren Thoren geschreckt werden. Wenn auch die Äusserungen des Briefstellers, dessen Muth bey der Annäherung der Gefahr eben so schnell sinkt, als er bey der Entfernung derselben hoch auflodert, seine Ansichten von den Kriegsereignissen, die Wichtigkeit, welche er auf wenig bedeutende Werkzeuge legt, und der gleich Anfangs eingeschobene Seitenblick auf die leipziger Magister einen beschränkten Standpunct bezeichnen: so wird doch der Leser sich durch die Naivetät der Erzählung und besonders durch das Leben, welches in den Schilderungen herrscht, angenehm unterhalten finden.

In den folgenden fünf Abschnitten ist das historische Gemälde aufgestellt. Der erste derselben (*Abschn.* 2) geht bis zu der Räumung von Moskau durch die Russen; der nächste, der von dem Volksaufgebot handelt, zeichnet sich durch herausgehobene Nationalzüge und durch eine anziehende Schilderung sowohl des allgemeinen, als auch des besonderen Stammcharakters der verschiedenen, durch schönen Gemeingeist verbundenen Völkerschaften des grossen Kaiserreichs aus. Bey diesem Reichthum des Stoffes hätte der Vf. nicht nöthig gehabt, von Zerrbildern, welche in der Hauptstadt verkauft wurden (S. 249 u. 516), Ausschmückungen für sein Gemälde zu entlehnen, und der vortheilhafte Eindruck des Ganzen wird unangenehm gestört (S. 222) durch den eben so übel angebrachten als grundlosen Ausfall auf einen Mann, der, nachdem er lange vorher, ehe die Jünglinge laut wurden, seine Gesinnungen für Zeitgenossen und Nachwelt in Meisterwerken niedergelegt hatte, es wohl unter seiner Würde halten durfte, sie mit Geschrey zu verkündigen.

Zu den gelungensten Darstellungen in diesem Buche gehört (*Abschn.* 4) die Beschreibung des Brandes von Moskau. Das gräsliche Gemälde ist mit den stärksten Farben gezeichnet, doch ohne Übertreibung und stets mit Hinsicht auf den Volkscharakter, der auch in der eingerückten Bekanntmachung Rastopschins sich merkwürdig ausspricht. Lesenswerth sind die Gründe, mit welchen der Vf. (S. 280) die Bemerkung unterstützt, „dass keine andere Nation einen so ungeheueren Verlust *so* getragen haben würde, nicht blos, weil der allgemeine Hass gegen den Feind jedes Leiden erträglich machte, das auch ihn dem Untergang näherte, sondern weil bey so Vielen, bey dem Kern der Nation namentlich, Einfachheit der Lebensart und Mangel an Bedürfnissen noch so allgemein sind." u. s. w.

Weniger gehaltreich ist der folgende Abschnitt: *Die Russen nach dem Verluste Moskwas.* Weil gerade bis zu dem Abzuge der Franzosen aus Moskau die Nachrichten von dem Haupttheere seltener waren: so hat auch hier der Vf. seinen Muthmassungen und seiner Einbildungskraft am meisten freyes Spiel gelassen, oder zu unbedenklich unverbürgte Sagen aufgenommen. Die Geschichte des verstellten Zwistes unter den Feldherren möchte wohl dahin gehören, und die Schicksale der Seitenabtheilungen sind zum Theil nach zweifelhaften Angaben, zum Theil ganz unrichtig erzählt. Um die Wirkung zu verstärken, treten hier im offenen Widerspruche mit den an anderen Stellen berichtigten Schätzungen (S. 147, 193, 331 und 225) die feindlichen Streitkräfte mit einer Vermehrung von Hunderttausenden auf. Dagegen konnte der Vf. bey der Beschreibung des Rückzuges und der gänzlichen Vernichtung der französischen Heere aus guten Quellen schöpfen; der *sechste Abschnitt* wird daher auch jeden Leser befriedigen.

Die beiden letzten (*Abschn.* 7 und 8) enthalten: eine *Nachlese einzelner Züge und Anekdoten* und, als *Beylagen*, das Leben Kutusows und eine Anzeige der benutzten Quellen. Die Anekdoten empfehlen sich weder durch Auswahl, noch durch Salz; sie sind unbedeutend und, wie gewöhnlich, unverbürgt. Seltsam genug hat sich die Beschreibung englischer, in London herausgekommener, und für die Geschichte sowohl als für die Eigenthümlichkeiten des russischen Volkes durchaus werthloser Carricaturen hieher verirrt. Auch die Lebensbeschreibung des mit Recht gefeyerten Feldherrn ist ziemlich mager ausgefallen. Wir erfahren wenig mehr von ihm, als welchen Feldzügen er beygewohnt, und welche Gesandtschaftsposten er bekleidet hat. Unter den Quellen gebührt dem Werke des Hn. *von Pfuel: Rückzug der Franzosen*, der Vorzug.

Dass die Namen der gefangenen französischen Generale zum Theil falsch geschrieben seyn könnten, räumt der Vf. (S. 514) selbst ein; wir wollen darüber nicht mit ihm rechten, wohl aber gereicht ihm die in dem ganzen Buche vernachlässigte Rechtschreibung der Ortsnamen zum Vorwurf. Sie sind weder nach russischer, noch nach deutscher, sondern nach der fehlerhaften Aussprache der fremden Krieger geschrieben, und hätten doch leicht nach einer gewöhnlichen Charte oder nach Büsching berichtigt werden können. Auf Einer Seite (405) findet man: Brest Litowsk und Weswisch, anstatt: Brzesć Litewski und Nieswiez. — Auch der alte Kalender hätte in einem deutschen Werke mit dem neuen vertauscht werden sollen. — Das zweymal (S. 388 u. 390) vorkommende *Gebäck*, statt Gepäck, mag wohl ein Druckfehler seyn, vielleicht auch S. 280: „das ihn auch den Untergang näherte," wo wenigstens Einmal der Dativ stehen sollte; zu den Nachlässigkeiten des Stils hingegen gehören: (S. 383) der *furchtbare Zustand* des in der erbarmenswürdigsten Verfassung zurückgehenden französischen Heeres, und (S. 446) der ganz verfehlte Redesatz: „Nicht mehr *wird* jeder verjagte Vagabond und jedes verbrauchte Freudenmädchen als Bildner *ihre* Stätte finden, nicht mehr (wird?) fremde Sitten und Thorheiten den schönen Charakter verumglimpfen!"

Kf.

1) Ohne Anzeige des Druckorts: *Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr* 1813. Voran eine kurze Übersicht des Feldzuges Napoleons gegen Russland im Jahr 1812. Neue Auflage. 1814. Ohne die Vorrede 390 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ohne Druckort (Erlangen, b. Palm): *Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1814 bis zur Eroberung von Paris.* Auch unter dem Titel: *Darstellung des Feldzuges im Jahr 1814.* Erste Abtheilung. Feldzug der grossen, der schlesischen und der Nordarmee in Frankreich. 1814. Ohne die Vorrede 460 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Beide Werke sind aus Einer Quelle entsprungen, und das zweyte dient dem ersten zur Fortsetzung; ein in der Vorrede versprochener letzter Band soll den Feldzug in Italien, Wellingtons Thaten, die kriegerischen Auftritte in Flandern und die politischen Vorgänge, welche auf die Einrückung der Verbündeten in Paris gefolgt sind, nachholen. No. 1 hat bereits eine zweyte Auflage erlebt, und No. 2 ist, laut der Vorrede, schon im Monat May vollendet worden. Beide gehören zu der Gattung der bloss für den Augenblick berechneten Werke. Je rascher die Betriebsamkeit des Verlegers sie auf die Begebenheiten selbst folgen lässt: desto schneller werden sie verkauft, und bey der Eilfertigkeit, mit welcher die Vff. arbeiten müssen, lässt sich nichts Vollendetes von ihnen erwarten. Sie haben nicht Zeit, andere Quellen, als die Zeitungen, zu benutzen. Was jedoch unter diesen Umständen zu leisten war, ist in der That in diesem Buche möglich gemacht worden. Die Begebenheiten sind nach der Zeitfolge, aber doch nicht, wie in einer blossen Chronik, sondern so zusammengestellt worden, dass man sieht, wie eine aus der anderen hervorgeht, und der Vortrag ist fliessend und deutlich. Zweckmässige Abschnitte erleichtern den Überblick, und ausser der vorausgeschickten gedrängten Darstellung des Feldzuges von 1812 hat der Vf. auch die Ruhepuncte der Erzählung benutzt, um allgemeine Übersichten der Rüstungen und Streitkräfte, so wie der politischen Verhältnisse der kriegführenden Mächte einzuflechten. Die Noten der Minister, die Berichte der Feldherren, die Proclamationen und Verträge sind aus den Zeitungen wörtlich eingerückt, und wer das, was er seit zwey Jahren in den öffentlichen Blättern zerstückelt gelesen hat, in einer verständigen und deutlichen Zusammenstellung zu übersehen wünscht, dem ist dieses Werk mit Recht zu empfehlen.

Auf mehr aber darf man auch nicht rechnen. Die Kriegsbegebenheiten werden mit den eigenen Worten der Zeitungsberichte erzählt, und, die gewöhnlichen Bemerkungen über die französischen Bülletins abgerechnet, ist kein Fingerzeig zur Beurtheilung der angeführten Aussagen gegeben. Die guten, aus dem preussischen Heere hervorgegangenen Beschreibungen der Schlachten von Lützen und Bauzen sind unbenutzt geblieben. Ausser S. 243, wo ein Aufsatz aus der Feldzeitung, und S. 302 in No. 1, wo die deutschen Blätter angeführt werden, hat der Vf. nie eine Quelle nachgewiesen; erst in No. 2. S. 44 wird das gneisenauische Werk genannt. Die Flüchtigkeit der Arbeit verräth sich hie und da, doch seltener, als man es in Büchern dieser Art gewohnt ist. So ist z. B. das Gefecht von Wartenberg im Anfang des Octobers 1813, wo die Division Bertrand 14 Kanonen verlor, in No. 1 vergessen, in No. 2 hingegen wird es als bekannt angeführt; auch die Einleitung zu dem zweyten Werke enthält viel Wiederholungen aus dem ersten, ohne desshalb dieses entbehrlich zu machen, und die Streitkräfte Napoleons bey Hanau, welche der Vf. No. 1. S. 369 „*über* 70,000 Mann stark angeschlagen hatte, lässt er No. 2. S. 2 auf 60,000 Mann *steigen.*"

Kf.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Wien, b. Doll: *Geographisch-statistisches Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaates* u. s. w. von *K. G. Rumi*, Professor der Ökonomie am Georgicon zu Keszthely. Mit 1 Charte. 1809. XII u. 452 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

2) Prag, b. Widtmann: *Alphabetisches Handbuch der neuesten Geographie, zur Erleichterung des geographischen Studiums am Gymnasium,* von *Joh. Niklas Plahl,* J. U. C. und k. k. Professor am kleinseitner Gymnasium zu Prag. I Abtheil. Enthält: *die Einleitung von der Geographie überhaupt, und die mathematische insbesondere, dann die Beschreibung Europa's überhaupt, und des österreichischen Kaiserthums insbesondere.* 1813. 190 S. 8.

Beide Bücher haben im Grunde nur einen Gegenstand, die österreichische Monarchie; sie sind hauptsächlich nur in der Zeit, und in der Ausdehnung ihrer Nachrichten, verschieden. Der Vf. von No. 1 beschreibt die österreichische Monarchie in dem Umfange, den sie vor dem wiener Frieden (1809) hatte; der Vf. von No. 2 schränkt sich auf ihren nachmaligen Zustand ein. Beide werden bald neue, vermehrte Auflagen ihrer Werke besorgen müssen.

Da es von den einzelnen Ländern der österreichischen Monarchie viele Beschreibungen giebt: so fehlt es dem Vf. eines allgemeinen Werkes über dieselbe nicht an Materialien, und diese sind von Hn. *R.* so sorgfältig benutzt worden, dass er alle Varianten, z. B. in Zahlen des Flächeninhaltes und der Volksmenge, angiebt. Diese sind jedoch, in Ansehung der ganzen Monarchie, so verschieden, dass der Unterschied nicht weniger, als 600 Quadratmeilen, und 2,700,000 Menschen, beträgt. Die Angaben der inländischen Geographen und Statistiker verdienen wohl den Vorzug; die österreichischen sind aber manchmal einer absichtlichen Vergrösserung dieser Angaben beschuldigt worden, und der ausländische Statistiker geht in diesem Puncte unparteyischer zu Werke. Bey den Staatseinkünften des Kaiserthums bemerkt Hr. *R.*, dass *Hassel's* und *Lichtenstern's* Angaben von 104 bis 110 Millionen Gulden offenbar viel zu gering wären, und dass sich über die Staatsausgaben und Staatsschulden gar nichts Gewisses sa-

gen lieſse. Von der Gröſse des letzteren ist ja seit einigen Jahren genug bekannt geworden. Den Ertrag des Mineralreiches hat *Villefosse* genauer, als unser Vf., angegeben. Die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten wird durch die Anführung der Bücher, welche ganze Länder oder einzelne Örter zum Gegenstande haben, gar sehr erhöht, und Hn. *R's.* Wörterbuch dient daher manchen Anderen zum Muster. In dieser Rücksicht würde es auch nützlich seyn, wenn bey der Angabe der Länge und Breite eines Ortes die Quelle angezeigt wäre. Die Beschreibungen der Länder und Örter sind übrigens mit zweckmäſsiger Gedrängtheit abgefaſst, und es bleibt Rec. weiter kein Wunsch übrig, als daſs die Vff. beider Bücher sich möchten die Mühe gegeben haben, die Aussprache der nichtdeutschen Namen entweder insbesondere, oder im Allgemeinen, zu bestimmen.

Wenn man die Arbeiten von Beiden vergleicht: so überzeugt man sich bald, daſs sie meistens aus einerley Quellen geflossen sind. Die *rumische* Arbeit scheint in Rücksicht der geographischen und statistischen, die *plahlische* in Rücksicht der historischen Nachrichten vollständiger. Dieſs beweisen die Beschreibungen von Petau, Peterwardein, Pilsen, Pissek, Planian und viele andere. Hr. *R.* scheint fast absichtlich bey den Örtern, wo die Österreicher eine Schlacht verloren haben, wie z. B. bey Planian, Trautenau u. s. m., nichts zu bemerken. Nicht selten besteht aber die Hauptmerkwürdigkeit eines Ortes in einem Ereignisse. Was die Ordnung der abgehandelten Gegenstände betrifft: so behauptet Hr. *R.* vor Hn. *Pl.* den Vorzug. Dieſs beweiset unter andern die Beschreibung von Wien, in welcher Hr. *R.*, während daſs Hr. *Pl.* seine Nachrichten ziemlich durch einander wirft, die seinigen in einer lichtvollen Reihe auf einander folgen läſst. Nach Hn. *Pl.* begreift die eigentliche Stadt etwa 1400 Häuser, und einige Zeilen hernach sollen die Einwohner der eigentlichen Stadt in 1316 Häusern leben. Nach Hn. *P's.* Angabe hätte sich die Zahl der Einwohner Wiens in den Jahren 1720 bis 1780 über 600,000 belaufen. Wo findet sich der Beweis zu dieser Angabe? Nach Hn. *R.* belief sich nach der Conscription des Jahres 1807 die Zahl aller Einwohner Wiens, ohne Militär, Fremde und Juden, auf 242,523. Die nicht gerechneten mögen aber gegen 40,000 betragen. [Im Jahr 1810, nach dem wiener Frieden, betrug die verminderte Einwohnerzahl nur noch 221,092, und der numerirten Häuser zählte man 7021.] Hr. *Pl.* hat nicht bloſs die österreichische Monarchie, sondern schon in diesem ersten Theile die Einleitung in die Geographie überhaupt, und die allgemeine Beschreibung Europa's zum Gegenstande. In Ansehung der Letzteren würde Rec. noch Verschiedenes zu erinnern haben. So ist z. B. Erdkunde und Erdbeschreibung (S. 30) nicht einerley; Idria gehörte 1813 nicht mehr zu Österreich; die Seine ist kein nordwärts, sondern nordwestwärts flieſsender Strom. Doch Versehen von dieser Art, ingleichen Auslassungen, können einem geographischen Werke, und besonders einem Wörterbuche, nicht zum herabwürdigenden Vorwurfe gemacht werden, da die Vermeidung solcher Fehler in das Reich der Unmöglichkeit gehört; da die Verfertiger solcher Werke von ihren Quellen so oft irre geführt werden; da diese Quellen oft selbst so sehr von einander verschieden sind.

Jg.

ALTONA, b. Hammerich: *Deutschland, ein geographisch-technologisches Lesebuch, in Briefen, für gebildete junge Mädchen*, von *A. Zachariä.*

Auch unter dem Titel:

Sophiens Briefe auf ihrer Reise durch Deutschland, an ihre Freundin Wilhelmine in Hamburg. 1813. VI und 266 S. 8. (1 Rthlr.)

Reisebeschreibungen sind ganz ausgemacht das beste Mittel, den Unterricht in der Länderkunde zu befördern. Daher hat der Herausgeber dieser Briefe allerdings etwas Verdienstliches geleistet. Diese Briefe sind auch, im Ganzen betrachtet, dem Zwecke, Mädchen der höheren Stände mit ihrem Vaterlande bekannt zu machen, angemessen. Sie gewähren eine eben so unterhaltende, als lehrreiche Lectüre. Die eingewebten technologischen Erklärungen, z. B. von der Wachsbleiche, von der Verarbeitung der Seide, von der Porcellanfabrik u. a., sind sehr zweckmäſsig. Manchen Ansichten und Beschreibungen wäre jedoch mehr Bestimmtheit, mehr Umständlichkeit zu wünschen. Bey der hessischen Wilhelmshöhe wird bemerkt, daſs allein in der Keule des Hercules 7 Personen Platz haben; desto kürzer aber ist die Beschreibung von dem herrlichen Bergpark gerathen. S. 27 und 48 kömmt Blocksberg statt Brocken vor. S. 65 hätte bemerkt werden sollen, daſs Huſs zu Prag Professor war. Kaiser Franz hat nicht, wie S. 85 gesagt wird, den Titel eines Kaisers von Österreich erst alsdann angenommen, als er aufgehört hatte, Kaiser von Deutschland zu seyn. Die jährliche Vermählung des Doge von Venedig mit dem adriatischen Meere verdiente, als ein Symbol der venetianischen Seeherrschaft, nicht (wie S. 90) einen Gegenstand des Spottes abzugeben. Von Wiesbaden und anderen Örtern dieser Gegend ist S. 117 gar zu wenig gesagt; auch hätten S. 141 die schönen Umgebungen von Gotha angeführt zu werden verdient. In Nürnberg ist nicht bloſs die homannische, sondern auch die schneider- und weigelsche Landcharten-Officin.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Joan. Frid. Gronovii in P. Papinii Statii Sylvarum Libr. V Diatribe.* Nova editio ab ipso auctore correcta, interpolata, aucta. Accedunt *Emerici Crucei Antidiatribe*, *Gronovii Elenchus Antidiatribes* et *Crucei Muscarium.* Edidit et annotationes adjecit *Ferdinandus Handius.* T. I. XIV u. 602 S. T. II. 384 S. 1812. 8. (5 Rthlr.)

Die neue Auflage der *Diatribe*, zu welcher *Gronov* selbst nur mit Mühe einen Verleger finden konnte (s. *Sylloge epistol. c. Burmann.* T. III. p. 32), ist in dem Jahre 1812, wo sich der Buchhandel in einer so misslichen Lage befand, eine Unternehmung, die beynahe Erstaunen erregt, und dem Verleger um so mehr zur Ehre gereicht, je weniger er die Kosten schonte, um diesem Werke auch durch typographische Schönheit ein empfehlendes Ansehen zu geben. Ein Werk übrigens, das dem 26jährigen Verfasser das ehrenvollste Zeugniss eines Salmasius erwarb, und das stets eine schätzbare Fundgrube für lat. Sprachforschung bleiben wird, war freylich, bey der Seltenheit der Exemplare, einer neuen Auflage werth. *Gronov* selbst beabsichtigte diese, und hatte daher einem Exemplare bedeutende Zusätze und Verbesserungen beygefügt. Dieses Exemplar kam in die Hände des verstorbenen Prof. *Lenz* zu Gotha, der, wie bekannt, zu einer Ausgabe des Statius sammlete; von diesem erhielt diess, so wie den übrigen Apparat, Hr. Prof. *Hand*, von dem wir eine neue Ausgabe des Statius zu erwarten haben. Durch Hn. *H.* ist nun diese neue Auflage der *Diatribe*, welche den ersten Theil füllt, besorgt worden; der zweyte enthält des *Emericus Cruceus*, eines pariser Mönchs, dessen Galle *Gronov* gereizt hatte, *Antidiatribe* oder *Frondatio*, dann *Gronovs Elenchus Antidiatribes*, und zuletzt *Crucei Muscarium s. Helelenchus*, wofür jeder Hn. *H.* danken wird, da diese Schriften äusserst selten geworden. Lehrreich hat Hr. *H.* in der Vorrede durch Auszüge aus Briefen von *Gronov* und Anderen die Geschichte dieser Schriften dargestellt. Überdiess ist zum Vortheil der Besitzer der alten Ausgabe in dieser neuen die Seitenzahl von jener angemerkt, und die gegenseitige Beziehung der Schriften unter einander kurz und genau von Hn. *H.* angezeigt worden. Ferner sind die von *Gronov* grösstentheils nach dem Gedächtniss angeführten Stellen der Autoren nachgeschlagen, und genau angegeben, und sehr vollständige Indices beygefügt worden: Arbeiten, die nur derjenige gehörig zu würdigen weiss, welcher je einmal etwas Ähnliches gethan hat. Wir haben aber hierin die grösste Genauigkeit und Vollständigkeit gefunden.

Hier könnten wir unsere Anzeige abbrechen, nachdem wir dem Verleger den ihm gebührenden Beyfall ertheilt, und dem Besorger des Abdrucks unseren Dank und unser Lob ausgesprochen haben: denn diese Schriften selbst liegen, der Zeit nach, ausser dem Gebiete der Beurtheilung; allein Hr. *H.* hat uns durch seine beygefügten zahlreichen und gelehrten Bemerkungen in die angenehme Nothwendigkeit gesetzt, bey diesen Schriften zu verweilen. Diese Noten enthalten nun ausser den gehörigen Orts eingeschalteten Zusätzen *Abr. Gronovs* und *Sautenius*, den ehemaligen Besitzern dieses Exemplars, und der genauen Angabe der Varianten bey den von *Gronov* behandelten Stellen, eigene, gehaltvolle Sprachbemerkungen und glückliche Verbesserungen verdorbener Stellen griechischer und lat. Schriftsteller, welche Hn. *H's.* Belesenheit und Scharfsinn beurkunden, und keine geringe Erwartung von der Ausgabe des Statius, auf welche oft verwiesen wird, erregen.

Wollten wir hier des Beyfallswürdigen viel lobpreisend aufstellen: so würden wir uns, wie wir überzeugt sind, den Vf. weniger verbinden, als durch die Mittheilung einiger, obgleich geringfügiger, Bemerkungen, die wir bey der Lectüre gemacht haben. Diese sind ungefähr folgende. Nicht können wir Hn. *H.* bey Lucan. VI, 301 beystimmen, welche er T. I. S. 39 so liest und interpungirt: *felix ac libera legum, Roma, fores jurisque tui*, und *libera legum i. e. soluta legibus alienis vel tyrannorum*, αὐτόνομος erklärt. Dass *leges* auch von den willkührlichen Gesetzen eines Königs oder Siegers gesagt wird, leidet keinen Zweifel, obgleich die Stelle Lucan. I, 22 wegen des Beyworts *Latias* nicht zu passen scheint; allein, nach unserem Gefühl, ist *legum* in Verbindung mit *jurisque tui*, sehr matt, und erweckt mehr den Gedanken an eine Anarchie: hingegen durch die Lesart *libera regum*, welche *Burmann* in mehreren Codd. fand, tritt sogleich vor die Seele des Lesers das Bild des dem Römer so verhassten Königthums. Die Apostrophe an Rom gewinnt dadurch Leben und Kraft. — Eben so wenig gefällt uns die von Hn. *H.* angenommene Wortverbindung in einer anderen Stelle des Lucan. VI, 106:

At liber terrae spatiosis collibus hostis
Aëre non pigro nec inertibus angitur undis:
Sed patitur saevam — famem.

wo Hr. *H. liber terrae* verbindet und mit des Silius Ital. *III 441 It liber campi pastor* (zu der Stat. IV. Sylv. 2, 24 gefügt werden konnte) vergleicht. Diese Verbindung scheint uns hart: wovon soll *spatiosis collibus* abhängen? Mit *angitur* kann es nicht verknüpft werden. Richtig construirte *Gronov*: *at hostis liber spat. collibus terrae i. e. non obsessus, non clausus in spatiosis terrae collibus, neque aëre etc.*, und wir übersetzen:

Aber der Feind, zwar frey in geräumigen Bergen des Landes,
Nicht durch schädliche Luft, noch dunstende Wasser geplaget,
Leidet des Hungers Wuth.

Mit Recht aber zieht Hr. *H.* S. 103. b. *Claudian. in IV Cons. Honor. v.* 602 *cinctu* dem von *Gronov* gebilligten *vultu* vor, und erklärt es *de cinctu Gabino*; *vultu* ist ganz ungeschickt, und eher liesse sich *cultu* durch *amictu* v. 564 rechtfertigen: aber auch wir halten diess für ein Glossem. Unbezweifelt richtig ist wohl des *Salmasius* Verbesserung b. Lucan. X, 117: *Hebenus Meroëtica* wegen v. 303: ihm tritt ausser *Harduin* zum Plin. H. N. XII, 8. 4 auch *Tzschucke* bey zum Pomp. Mel. III. c. 8. p. 357. Vol. III. P. III. Des *Servius* Ausspruch zum Virgil. G. II, 116. *hebenus et in Aegypto nascitur*, verdient hier keine Rücksicht; die meisten setzen den *hebenus* nach Äthiopien, als einheimisch. S. 110 bey Erwähnung des Wortes *manus* gedenkt Hr. *H.* einer Stelle des Sil. Ital. VIII, 550, wo *Burmann manu* für das unschickliche *domo* in Vorschlag bringt. Mit Recht verwirft Hr. *H.* diesen Vorschlag, hält aber auch *domo* wegen *gestabant* für unpassend: er glaubt, dass in diesem Worte ein Epitheton zu *de more parentum* liege: worin wir ihm nicht beystimmen. Die ganze Stelle heisst:

Laetos rectoris formabat Scipio bello.
Ille viris pila et ferro circumdare pectus
Addiderat; leviora domo de more parentum
Gestabant tela, ambustas sine cuspide cornos.

Den Sinn dieser Stelle gab schon *Drakenb.* sehr richtig so an: *Scipio Campanos, quibus praeerat, pilis et thorace armat, cum domo non nisi leviora tela et ambustas sudes adtulissent.* Demnach würde Rec. übersetzen:

Gab den Streitern dazu noch Speer' und eiserne Panzer,
Schutz für die Brust: denn leichte Geschoss, nach Weise der Ältern,
Brachten vom Hause sie mit, verkohlte und stumpfe Kornellen.

S. 119, wo von der Zusammenstellung der Worte *turbare* und *miscere* gesprochen wird, kann noch Sueton. Jul. Caes. c. 50. *Cn. Pompejus — turbare omnia et permiscere voluisse* hinzugefügt werden. In der Stelle des Claudian. *Laus Seren.* v. 91 macht S. 164 Hr. *H.* einen Verbesserungsversuch, der uns nicht zugesagt hat. *Gronov* schrieb, wie hernach *Heinsius* in Codd. fand, die Stelle so:

Si placido cessissent lumina somno,
Purpura *f u l g e b a t* *violae, f r a c t u r a* *cubile*
Gramineum, vernatque tori regalis imago.

So ist diese Stelle in der *Diatribe* abgedruckt, ohne dass Hr. *H.* die Lesart *fulgebat* erwähnt. Richtiger ist *surgebat*; *fractura* erläutert *Gronov* gelehrt und weitläufig, und nimmt sich dieser Verbesserung mit ziemlicher Heftigkeit gegen *Cruceus* an. Hn. *Hands* Scharfsinn entging das Unstatthafte derselben in unserer Stelle nicht; aber wir wünschten, er hätte nicht geschrieben: *si quid mutandum, legerim:*

Purpura surgebat violae *t e c t u r a* *cubile etc.*

welcher Vorschlag, unserem Bedünken nach, nicht zulässig ist. Wenn hier ein Lager von gestreueten Blumen, durch Menschenhände bereitet, vom Dichter gemeint würde: so fände jene Verbesserung Statt, und die aus Ovidius angezogenen Stellen passten; allein es bereiten die Veilchen selbst, wie der Dichter phantasirt, der Serene, sobald sie sich auf die Erde legen will, durch plötzliches Aufsprossen eine Lagerstätte, wodurch also *cubile gramineum vernansque tori regalis imago* entstehet. Diess ist offenbar der Sinn des Claudianus, woraus aber auch hervorgeht, dass weder *fractura* noch *tectura* zulässig ist. Einzig richtig ist die Vulgate *factura*, die *Gesner* sehr gut erklärte. *Si in gramine*, sagt er, *dormiendi causa jaceret Serena infans,* *s u r g e b a t* *statim e terra purpurea viola,* *f a c t u r a* *et praestitura infanti cubile.* Bey dieser Stelle verbessert aber Hr. *H.* zwey Stellen aus den *Priapejis* auf eine sehr beyfallswürdige Art.

In der einen Stelle, *Carm.* 42 (43), lieset er:

Laetus Aristagoras laetis bene villicus uvis
De cera *p i c t a* *dat tibi poma deus,*

statt der gewöhnlichen Lesart *facta*. In der zweyten Stelle, *carm.* 69 (71) verbessert er aus dem *Cod. Holstenianus*:

Illo sed nondum tempore *n a t u s* *eram:*

wo die Vulgate *factus* lautet. — Grosse Schwierigkeit verursacht bey Ausonius *Mosel. v.* 337. *Quid quae sulphurea substructa crepidine fumant Balnea* etc. das Wort *sulphurea*. *Wernsdorf* billigt des *Tollius* Verbesserung *fluminea* aus *fulminea*, wie er in d. *Edit. Ugoletti* fand. Hr. *H.* sagt S. 177: *Quid lateat in v. sulphurea, alii quaerant, mihi quidem certum est, non posse legi fluminea.* Im letzteren Urtheil tritt Rec. ihm ganz bey; fast auch im ersteren, wenn nicht Ausonius bey *sulphurea* auf den schwefelartigen Boden Rücksicht nimmt: man s. *Freher* Note z. Auson. p. 407 und *Tollius*, und die daselbst aus dem Plinius angeführte Stelle, wo der *fons ferruginei saporis* auf die Schwefelhaltigkeit des Bodens bezogen werden muss. Wenn Hr. *H.* bey der Stelle des Ausonius die Schwierigkeit bloss berührte: so hat er sich um eine andere in dem Gedicht *Aetna* v. 74 sqq., welches er, wie wir sehen, dem *Lucilius jun.* beylegt, sehr verdient gemacht. Er verbessert:

Vatibus ingenium est. Hinc audet nobile carmen
Plurima pars. Scenae rerum est fallacia. Vates
Sub terris nigros viderunt carmine Manes,

Niemand wird, bey Vergleichung der sinnlosen Varianten, den Scharfsinn verkennen, mit welchem diese Verbesserungen gemacht sind; nur missfällt uns *vates viderunt carmine*, zumal da *vatum — carmina* die Handschriften einstimmig haben. Vielleicht liessen sich die Worte so verbinden: *scenae rerum est fallacia vatum*, und dann *sub t. n. viderunt carmina Manes*, obgleich dagegen v. 78 *mentitique* zu seyn scheint. Ganz geheilt ist daher die Stelle wohl noch nicht. Mit Recht nimmt sich S. 209 Hr. *H.* der Vulgate b. Lucan. III. 404 *structae diris altaribus arae* an, wie schon *Voss* z. Virg. Ecl. V, 65 p. 263 thut, der denselben Unterschied zwischen beiden Worten festsetzt. Über die *Lucta* des Hercules und Antäus, und deren Darstellung in Kunstwerken (S. 243), ist besonders *Tzschuke* z. Pomp. Mel. l. c. p. 129 Vol. III. P. 1 und im Index zu vergleichen. S. 274 kommt die Stelle des Lucanus vor VII, 129 *multorum pallor in ore Mortis venturae est, faciesque simillima leto.* Hr. *H.* stösst an *leto* an, und verlangt ein Wort wie *cera*, *buxum*. Wir halten *leto* für ächt, nehmen aber *mortis venturae* für Todesgefahr, wie oft im Lat. *mors* und im Griech. θάνατος gebraucht wird, und *leto* drückt aus, was beym Sil. Ital. VI, 409 *gelidos mortis color occupat artus* heisst, *i. e. pallor*. *Letum* ist hier personificirt: daher es *Leto* zu schreiben ist. So verstanden, sind wohl die Worte nicht mehr anstössig. Daraus ergiebt sich aber auch der Unterschied der Stelle des Valer. Flacc. I. 821: *In media jam morte senes, suffectaque leto Lumina etc.*, wo *in media morte* so viel ist, als *cum in eo essent, ut animam exspirarent*, wie bey Sil. Ital. *V*, 409, *superosque reposcit tempora promissae media jam morte senectae*, und *suffecta leto lumina* drückt sehr genau das aus, was wir das Brechen der Augen bey Sterbenden nennen. Auch hier ist also keine Tautologie. S. 279, wo *Gronov* der Stelle im Horaz I, 3. 22 Erwähnung thut, nimmt Hr. *H.* an *Oceano dissociabili i. e. dissociante terras* Anstoss, verwirft aber *Bentley's* Vorschlag *dissociabilis*, und erklärt die Vulgate: *deus abscidit terras Oceano, ut hic cum illis non sociaretur, non posset iterum sociari.* Wir stimmen in der Erklärung bey; wenn er aber auf *Goerenz ad Cicer. Acad.* I. 11. 4. verweisend fortfährt: *Verbalia enim ita formata hanc, quam dico, potestatem propriam in se habent*: so müssen wir diese Behauptung einschränken. Mehrere solcher Adjective sind entgegen: man sehe das ziemlich vollständige Verzeichniss dieser Adjective im *grammatisch-kritischen Handbuch für Lehrer in lateinischen Schulen* (Halle 1796) p. 225—39, wozu gefügt werden können *instabilis* und *innabilis* b. Ovid. Met. I, 16, die beide *passive* zu nehmen sind, und *curabilis* bey Juvenal. XVI, 20, das, wenn die Lesart richtig ist, *active* steht. S. *Heinecke Animadvers. ad Juven.* p. 108. Übrigens ist wegen der Bildung dieser Adjective die Erinnerung gegen *Goerenz*, der sie alle von *Futur. activ.* herleiten will, gegründet. Eben so richtig ist bemerkt, dass die *Adjectiva* auf *lis* und *bilis* in Bildung und Bedeutung zu unterscheiden sind.

Wichtig ist die Stelle im Lucan. X, 327, wo Hr. *H.* S. 304 mit Recht die Lesart *moribus unda receptis* verwirft, aber uns keinesweges Genüge leistet, wenn er *Salmasius* Verbesserung *molibus — quietis* aufnimmt und bestätigt. *Moles* bedeutet allerdings natürliche und künstliche Wasserdämme; aber was sollen in dieser Verbindung *moles?* was *moles receptae* oder *quietae* seyn? Es müsste wenigstens *molibus unda recepta* oder *quieta* heissen, und dann wären *moles* nichts anderes, als die vorher erwähnten Berge, als natürliche Dämme. Eben so missfällt uns *jacens stat*, worin beynahe eine *contradictio in adjecto* liegt; obgleich *jacere* allein vom ruhigen Meere gesagt wird: s. *Heins.* z. Sil. Ital. V, 583. Nach den von *Burm.* aus Codd. angeführten Varianten verbessern wir diese Stelle so:

Hinc montes natura vagis circumdedit undis,
Qui Libyae te, Nile, negant: quos inter ut alta
In convalle tacens stat motibus unda quietis.

Diese Lesart *tacens stat motibus quietis*, welche mehrere Codd. haben, ist weit natürlicher und malerischer, und entspricht der vorhergehenden Schilderung. Der 316 V., *moturum tantas* etc., setzt *motibus* ausser Zweifel. *Tacere* wird überhaupt von Dingen gesagt, die keine rauschende Bewegung machen, wie z. B. bey Propert. IV, 11, v. 23 *taceant Ixionis orbes*, wo durch *jaceant* die Stelle viel verlieren würde; in demselben Sinne schreibt man dem Meere und den Flüssen *tacitas undas* zu, und *taciti discursus aquarum* b. Lucan. X, 249, und das beygefügte *stat* belebt das Ganze, wie b. Virgil. Ecl. II, 26 u. Tibull. IV, 1, 126. Die Verbindung übrigens *tacens — quietis* beschönigt Horat. I, od. 31, 7: *Non rura, quae Liris quieta Mordet aqua, taciturnus amnis*, und Tibull. I, 7. v. 13 *tacitis qui leniter undis Caeruleis, placidus per vada serpis aquis.* — *Gronov* erklärt S. 315 die Worte Sallust. Cat. I, 4. *virtus clara aeternaque habetur* so, *gloriose et aeternum possidetur*, welche Erklärung Hr. *H.* mit vollem Rechte verwirft. Allerdings hat *habere*, wie ἔχειν, die Bedeutung von *possidere* (v. *Tzschucke* z. Pomp. M. Vol. III. P. II. p. 393 und im Index p. 63), obgleich mit einiger Verschiedenheit, wie *Tzschucke* l. c. Vol. III. P. I p. 116 richtig bemerkt hat; allein hier in der Stelle des Sallustius steht es für *est*, wie c. 53: *Cato magnus atque clarus habetur.* Wenn Hr. *H.* S. 406 die Worte im Lucan. II, 711 *Stagna avidi texere soli*, mit Grotius *stagna udi* verbessert: so halten wir dafür, dass vielleicht die Vulgata durch Lucret. V, 202: *Inde avidam partem etc.* wo *Eichstädt* im Ind. *avidus* durch *amplus, latus* erklärt, zu vertheidigen und zu erklären ist. Das folgende *laxaeque paludes* ist dieser Erklärung nicht entgegen. Die Muthmassung S. 432 im Horat. ep. I. 1, 16. *Nunc agilis fio et versor* für *mersor civilibus undis*, hat sehr viel Einschmeichelndes; indess hegt Rec. doch noch einiges Bedenken, sie unbedingt anzunehmen. Trügt ihn nämlich sein Ge-

fühl nicht: so scheint ihm durch *versor* mit *agilis fio* einige Tautologie zu entstehen. Die Metapher ist hier von der Schifffahrt hergenommen. Wer in dem Meer ertrinkt, *agitatur fluctibus, undis, antequam mergitur*: also ist in diesem Verse *agilis fio* das *antecedens*, *mersor* das *consequens*, beides beobachtete Horaz gewiss. Durch Hn. *H's.* Veränderung geht letzteres verloren, und Horaz sagt das, was *agilis fio* ausdrückt, dann noch einmal. Wir befürchten nicht, durch unsere Ansicht der Stelle dem Dichter eine Spitzfindigkeit aufzubürden. Übrigens ist *mersari civilibus armis* gewiss nichts Ungewöhnlicheres, als *mersari fluctibus fortunae* bey Catull. 68, 13. Bey Entscheidung der richtigen Lesart, wo die Handschriften zwischen *Aetnaeus* und *Hennaeus* schwanken, gilt wohl der Kanon, dass, wo nur einige Beziehung auf den Glanz und Ruhm des Orts, auf die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend, so wie auf den Tempel der Ceres, Statt findet, *Hennaeus* gelesen werden muss. So entscheidet *Tzschuke* im Mela II. c. 7 §. 16, wo er zugleich p. 576. Vol. II. P. II Alles, was über die Schreibart *Henna, Hennaeus* gesagt worden ist und sich anführen lässt, mit seltenem Fleisse gesammelt hat. Daher liest Rec. ohne Bedenken bey *Claudian Rapt. Pros.* II, 72:

> *Viderat herboso sacrum de vertice vulgus*
> *Henna, parens florum etc.*

wo Hr. *H.* S. 580 wegen *herboso — vertice* Zweifel hegt. Aber Henna lag hoch, wie schon die von *Gesner* angeführte Stelle des Cicero lehrt, und Strabo VI. p. 269 ed. Tzsch. T. II. Ἔνναν — κειμένην ἐπὶ λόφῳ, περιειλημμένην πλάτεσιν ἐριπεδίοις ἀροσίμοις πᾶσαν.

Die vielbesprochene Stelle im Tibull. I. 1. 5. *Me mea paupertas vitae traducat inerti* behandelt auch Hr. *H.* T. II. p. 211, und erklärt *vitam inertem i. e. non speciosam, ignobilem,* und vergleicht Quintil. Declam. XIII, 2. *ignobile aevum agere procul ambitione — vitam fallere.* Wir glauben aber, dass dadurch dem Dichter ein Wunsch beygelegt werde, den er vielleicht nie hatte, und den hier auch der Zusammenhang verwirft. Ein gemächliches, ruhiges, mit allem Nöthigem versehenes Leben, diess war das Ziel seiner Wünsche statt des unruhigen, mühevollen Soldatenlebens. Für diesen zu beobachtenden Gegensatz spricht hier besonders das Pronomen *Me*, das in solchen Fällen den Vers mit Nachdruck anfängt, Z. B. eleg. 4, v. 3. In Seneca de Benef. V, c. 17 ist die Vulgate, wie Hr. *H.* richtig bemerkt, *Ruhkopfs* Änderung vorzuziehen. Sehr viel Empfehlendes hat Hn. *H's.* Verbesserung in Virgil. Moret. v. 93, wo *Heyne* die richtige Lesart *nodoso vertice* mit Unrecht verstiess, und *numeroso cortice nudat* las, was aber mit der Sache selbst streitet. Trefflich verbessert Hr. *Hand*:

> *Singula tum capitum nodoso a vertice nudat*
> *Et summis spoliat coriis.*

Es ist hier das knollige Haupt der Zwiebel gemeint, welches abgeschnitten wird, ehe man die Zwiebel schält, was Virgil durch *summis spoliat coriis* ausdrückt. Vielleicht könnte auch bloss *nodoso vertice nudat* gelesen werden. Aufgefallen ist es uns, dass Hr. *H.* in diesem Verse keinen Anstoss an dem Misslang *tum capitum* genommen hat. Welche Regel *Voss* z. Tibull. I, el. 1, 21. p. 141 hierüber aufgestellt habe, ist bekannt; sie hält aber nicht aus, und wurde auf den Tibull zu kühn angewandt. Nach diesem Gesetz müsste auch beym Valer. Flacc. II, 257 *pavidum tum sede* für die Vulgate *tunc* gelesen werden, woraus gleicher Misklang entstehen würde. Auf die *Codices* ist wohl bey der Frage, ob *tunc* oder *tum* vor einem Consonanten stehen soll, wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen; welch' unsichere Zeugen sind sie in dieser Hinsicht: sondern auf die Verwandtschaft des folgenden Consonanten. Priscianus p. 556. ed. P. sagt: *hanc autem mutationem literarum, sciendum est, quadam naturali fieri vocis ratione propter celeriorem motum linguae labrorumque ad vicinos facilius transeuntium pulsus.* Daher glaubt Rec., dass vor allen *liquidis tum*, vor den *mutis tunc* geschrieben werden müsse; also hier im Moreto des Virgil *Singula tunc capitum*, so wie Georg. I. 388. *Tunc cornix*, wie auch, nach *Heyne* in *Observat. crit.*, *Vonius* anführt. Ausführlicher darüber anderswo.

Eine sehr richtige Bemerkung findet sich S. 261 über *in praesentia*, das Einige, wie *Cruceus* (auch *Scheller* im Lexico), für den Accusativ P. N. halten; Hr. *H.* aber thut dar, dass es der Ablativ sey, und giebt die dreyfache Beziehung, in der es zu stehen pflegt, gelehrt und scharfsinnig an. Für den Ablativ scheint auch *impraesentiarum* zu sprechen, das unstreitig für *in praesentia rerum* steht. So könnten wir mehrere scharfsinnige Sprachbemerkungen und glückliche Verbesserungen noch ausheben, wenn wir darauf ausgingen, das Beyfallswürdige aufzuführen. Uns genügt es, mit Wenigem gezeigt zu haben, dass Hn. *Hand's* Anmerkungen aufmerksam und mit Interesse von uns gelesen worden sind.

+ ch +

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Gemeinnützliche Algebra*, von *J. Kroymann*. Dritte verbesserte Auflage. 1813. 252 S. 8. (12 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1812. No. 98.)

Breslau, b. Wilh. Gottl. Korn: *Dieu est l'Amour le plus pur. Ma priere et ma contemplation* par *Eckartshausen*. Nouvelle Edition. 1814. 344 S. 12. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

CHEMIE.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch der populären Chemie, zum Gebrauch bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung bestimmt* von *Ferdinand Würzer.* Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1814. 499 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Beyfall, welchen die erste Ausgabe dieser populären Chemie gefunden hat, veranlasste nicht allein eine Übersetzung, sondern auch, da sie völlig vergriffen war, eine ganz neue Auflage derselben. Zu dieser fand sich Hr. *W.* um desto mehr aufgefodert, da die seit jener Zeit gemachten Fortschritte und Entdeckungen der Chemie längst bedeutende Lücken in diesem Werke fühlen liessen. Übrigens glaubt er diese neue Auflage in allen Theilen dergestalt ergänzt und verbessert zu haben, dass sie dem jetzigen Stande der Wissenschaft entspreche. Da der Umriss, oder der Hauptplan des Werkes, der alten Ausgabe getreu geblieben ist: so kann die Absicht unserer Anzeige nicht dahin gehen, über den allgemeinen Werth zu entscheiden, denn dieser hat sich längst bewährt, sondern vielmehr, was auch der Vf. in der Vorrede mit rühmlicher Bescheidenheit selbst wünscht, die einzelnen Bestandtheile zu prüfen. Abgesehen von der Schwierigkeit, welche die Bearbeitung eines Lehrbuchs der Chemie für einen so geringen Preis und in einem Umfang von anderthalb Alphabet, wenn es anders nicht einen blossen Umriss der Chemie liefern soll, mit sich führt, müssen wir frey gestehen, dass diese Populärchemie nicht immer die Prüfung aushält, und dennoch macht sie, wegen ihrer Deutlichkeit, Literatur und einfachen Darstellung des Inhaltes vielen anderen chemischen Lehrbüchern dieser Art den Rang streitig.

In der *Einleitung* wird in kurzen Sätzen, aber mit vieler Umsicht, der Zweck, der Nutzen und die Geschichte der Chemie abgehandelt. Nur der Begriff der Chemie: „sie bestehe in der Kenntniss, die Bestandtheile der Körper zu trennen und zusammenzusetzen," ist mangelhaft. Diese Definition passt bloss auf einen Zweig der gesammten Chemie, auf die Analyse, während die ganze Chemie die Wissenschaft ist, welche uns die Natur der auf der Erde, ja selbst im Weltraum verbreiteten materiellen Körper nach ihren inneren und äusseren Eigenschaften kennen lehrt. S. 6 würden wir ebenfalls mit dem Vf. nicht sagen, dass zu Tubalkain's und Noah's Zeiten wenige Künste bekannt gewesen seyen, die sich auf Chemie zurückführen liessen, oder welche als die ersten Spuren der Chemie gewissermassen zu betrachten seyen, als Anfangs bey den Ägyptiern. Dass Tubalkain Metalle verarbeitete, kann nicht bestritten werden, wenn wir der heiligen Schrift Glauben schenken; dessenungeachtet können wir nicht behaupten, dass sich jene Metalle gediegen auf der Erde gefunden hätten. Es ist also höchst wahrscheinlich, dass schon damals Metalle, und namentlich Kupfer und Eisen, auf irgend eine Weise (worüber zu streiten hier nicht der Ort ist) aus ihren Erzen geschmolzen wurden. — S. 12 lesen wir, statt *J. Becher*, des Namens des grossen Schülers *Stahl's*, ungern *F. Becker.* S. 13 hätten *Boulduc*, *Maluin* u. a. Ch. erwähnt werden müssen.

I Abschnitt. Vorkenntnisse zu chemischen Untersuchungen, Mengung und Mischung, Elemente, nähere und entfernte Bestandtheile. Wesen der Materie. Zerlegung der Körper. Mechanische und chemische Verwandtschaft. Der Vf. will, dass die aneignende und vorbereitende Verwandtschaft unter die Rubrik der Verwandtschaft der Verbindungen gebracht werde, z. B. die Verbindung des Öls mit Wasser vermittelst Kali. In diesem Falle müssen aber offenbar gewisse Unterabtheilungen gemacht werden. Der Vf. giebt hier eine sehr gedrängte, jedoch deutliche Übersicht der *bergmannischen* Lehre und der Modificationen, welche sie durch *Berthollets* philosophische Ansicht erleiden dürfte. — Chemische Operationen; zu oberflächlich abgehandelt. Wärmelehre. Auch hier ist dem mündlichen Vortrage viel zu erörtern übrig geblieben. Jedoch ist Alles, was die chemische Lehre umfasst, bald berührt, bald deutlich vorgetragen, und, wie in jedem Abschnitte, mit Versuchen begleitet. — Lehre vom Licht. Der Vf. erklärt sich über die Natur des Lichtes gar nicht, sondern giebt nur die vorzüglichsten Eigenschaften desselben, sofern es die objective Ursache des Sehens ist, an. Übrigens scheint er am meisten der Meinung derjenigen anzuhangen, welche das Licht, den Wärmestoff und die elektrische Materie als Modificationen eines Stoffs betrachten. Bey dieser Gelegenheit hätte auch Etwas über den Magnetismus des Lichts, über den Gegensatz der Desoxydation und Oxydation einiger Lichtstrahlen bemerkt werden können, ungeachtet wir im Grunde nichts Bestimmtes darüber wissen. Ungern vermissen wir die aus dem Vegetationsprocesse der Pflanzen gezogenen Schlüsse von der Materialität des Lichts, die für den Chemiker äusserst wichtig sind. — Die Lehre von der Elektricität und dem Gal-

vanismus fehlen gänzlich. — *II Abschnitt.* Atmosphärische Luft. Die Bereitung des Sauerstoffgases in zwey zusammengekitteten Schmelztiegeln aus Salpeter oder Manganoxyd kann ein praktischer Chemiker mit Hn. *W.* unmöglich empfehlen, besonders da es an irdenen Retorten gar nicht mangelt. *Priestley* entdeckte zwar, wie sehr richtig angeführt wird, das Oxygengas; allein *Scheele's* Entdeckungen durften nicht übergangen werden. — Im Artikel Stickgas sollten billig *Berzelius's* Versuche über die mögliche Zerlegbarkeit desselben berührt seyn. *III Abschnitt.* Kohlenstoff. Kohlenoxydgas. Kohlensäure. *IV Abschn.* Wasser. *V Abschn.* Schwefel und Phosphor. Mit zu großer Gewissheit betrachtet der Vf. diese Stoffe als Bestandtheile des organischen Reiches, und wir haben schon öfter aufmerksam darauf gemacht, dass der Schwefel, welcher durch Analysen nachgewiesen seyn soll, oft bloss den zersetzten schwefelsauren Salzen seinen Ursprung verdankte. *VI Abschn.* Alkalien. Dahin werden gerechnet: Kali, Natrum, Kalk, Baryt, Strontian, Ammonium. §. 174 beschreibt der Vf. *Kirwan's* Methode, Kaligehalt der Potasche zu prüfen. Man soll, heisst es, die Potaschenauflösung mit Alaunauflösung präcipitiren, den Niederschlag waschen und wägen, ihn dann in Salzsäure auflösen, den Rückstand waschen, trocknen und wägen, wo dann 78 Gran der in Salzsäure aufgelösten Erde 100 Gran Kali angeben. Nach dieser Beschreibung kann Niemand, ausser wenn er *Kirwans* Methode kennt, jene Prüfung unternehmen. *VII Abschnitt.* Erden. Kiesel-, Thon-, Bitter-, Beryll-, Ytter- und Zirkon-Erde. Das Vorkommen der Kieselerde im Thier- und Pflanzen-Reiche scheint dem Vf. ganz fremd zu seyn. Unter andern wird hier die sonderbare Meinung geäussert, dass Beryll-, Ytter- und Zirkon-Erde wahrscheinlich keine eigenthümlichen Erden seyen, und zwar darum, weil es der Einfachheit der Natur bey ihrer Mannichfaltigkeit nicht zu entsprechen scheine, für das so seltene Vorkommen der Mineralkörper eigene Erden geschaffen zu haben. Bey diesem Schlusse hat der Vf. wahrscheinlich nicht daran gedacht, dass wir demnach auch kein Platin, Osmium, Iridium u. s. w., kein Cererium, und am Ende auch wohl gar kein Gold (als eigenthümliche Metalle) mehr haben würden. — Bedauern müssen wir übrigens, dass gerade hier alle Versuche, welche doch in allen übrigen Abschnitten vorkommen, fehlen. — Am Ende dieses Abschnittes folgen die Zerlegungsversuche der Erden und Alkalien, oder, um mit *John* zu reden, der erdigen und alkalischen Metalle. — *VIII Abschn.* Metalle. Bey den allgemeinen Eigenschaften dieser Körper, wohin die Undurchsichtigkeit gehört, bemerkt der Vf., dass das Gold, welches, in dünne Blättchen gegen das Licht gehalten, den Augen lebhaft grün erscheint, allein eine Ausnahme mache. Dieses würden wir nicht behaupten, da das Gold zu so dünnen Blättchen von $\frac{1}{280000}$ Zoll Dicke, wodurch wahrscheinlich eine unendliche Menge höchst kleiner Poren verursacht werden, geschlagen ist. — Den drey vom Vf. angeführten Hauptfarben der Metalle, als roth, gelb und weiss, dürften auch noch die graue und die bläuliche hinzugefügt werden. §. 238, wo von der Feuerbeständigkeit der Metalle die Rede ist, hätte billig derjenigen Metalle Erwähnung geschehen müssen, welche in unserer gewöhnlichen Temperatur sich schon verflüchtigen sollen. — Die zweckmäsige Benennung der metallischen Oxyde in ihren progressiven Variationen, durch Anhängung der ersten Sylbe der griechischen Zahlwörter, rührt, so viel wir wissen, von *Thomson* her, nicht aber von noch Anderen. S. 176 spricht der Vf. von der Möglichkeit der Metallverwandlung, und hier heisst es unter anderen: „Es ist demnach nicht allein möglich, sondern wahrscheinlich, dass man aus anderen Metallen schon Gold gemacht habe." Wenn wir auch die Möglichkeit des Goldmachens nicht bestreiten können: so würden wir doch schwerlich das Letztere unterschreiben. §. 251, so wie an mehreren anderen Stellen, behauptet der Vf., dass sich der reine Kohlenstoff mit den reinen Metallen verbinde; allein diese Verbindung ist keineswegs durch directe Versuche hinlänglich dargethan worden, sondern es scheint stets mehr oder weniger Oxygen in die Mischung einzugehen. Nachdem der Vf. die allgemeinen Eigenschaften der Metalle angegeben hat, geht er zu den einzelnen Individuen über. I. Metalle, welche für sich reducirbar sind. 1) Platin. 2) Gold. 3) Silber. Er nimmt 4 Silberoxyde, das hellgrüne, das braune, das grünlichbraune und das eisenglanzfarbene, an. Die Bereitung und die Eigenschaften dieser 4 Oxyde, deren Existenz sehr zu bezweifeln ist, lehrt er nicht kennen. — Des Vorkommens eines kohlensauren Silbers in der Natur, von dem hier die Rede ist, erinnern wir uns nicht. 4) Quecksilber. Von diesem Metall werden 3 Oxyde, ein graues, ein schwarzes und ein rothes, angenommen. Das erstere soll man durch Schütteln oder Reiben des Quecksilbers erhalten, wogegen aber *Johns* Versuche, mit ganz reinem Quecksilber angestellt, streiten. 5) Palladium. 6) Osmium. 7) Iridium. 8) Rhodium. 9) Nickel. Auch im Graphit fand *John* Nickel. — II. Für sich nicht reducirbare Metalle. 10) Kupfer. Hier vermissen wir die Angabe einiger nicht genannter Kupfererze, so wie die Bestimmung des Oxygengehaltes in den Oxyden. 11) Eisen. Auch hier hat der Vf. die neueren Versuche *Parrot's* und *John's* nicht benutzt, nach denen das Eisen durch Wasser für sich nicht oxydirt wird. S. 223 ist statt *gegerbter Stahl* wahrscheinlich *gehämmerter Stahl* zu lesen. — 12) Zinn. Richtig ist es zwar, was der Vf. bemerkt, dass die concentrirte Salpetersäure das Zinn auflöset: nur fehlt die Bemerkung, dass diese Auflösung sehr schnell zersetzt und das Zinn vollkommener oxydirt wird. — Der salpetrig-salzsauren Zinnauflösung geschieht nicht Erwähnung. 13) Bley. Das Vorkommen des Gediegen-Bley's ist noch nicht nachgewiesen, desto gewisser ist aber dasjenige des reinen Bleyoxyds bekannt, das hier gar nicht angeführt wird. Bemerkenswerth ist die Verbindung des rothen Bley-

oxyds mit Kalkwasser, von der hier unter anderen die Rede ist. 14) Zink. Von den Zinkerzen führt der Vf an: Blende, Zinkoxyd (welches nach *John* gar nicht existirt) und Zinkvitriol. Der gröſste Theil des in der Natur vorkommenden Zinks befindet sich aber als kohlensaures Zink (Galmey), und auſserdem fehlt hier noch das Zinkglaserz. 15) Spieſsglanz. Hier, wie an vielen anderen Orten, faſst sich der Vf. viel zu kurz für den Zweck einer Popular - Chemie. Wenigstens ist zu verlangen, daſs die in allen Apotheken der Welt officinellen Präparate beschrieben werden. Vom Brechweinstein, dem Goldschwefel u. a. P. ist hier gar nicht die Rede. Zu tadeln ist auch besonders, daſs der Oxygengehalt der bekanntesten Oxyde nur sehr selten angegeben wird. 16) Wismuth. 17) Arsenik. 18) Kobalt. Auch mit Säure verbunden findet sich dieses Metall in der Natur. — 19) Molybdän. Falsch ist, daſs alle Säuren das Molybdänoxyd auflösen: denn bey der Salpetersäure ist dieſs nicht der Fall. — 20) Scheel. Hier heiſst es ganz kurz: Man kennt zwey Oxyde, das blaue und das gelbe. Von einer Scheelsäure ist gar nicht die Rede, und dennoch wurde die Molybdänsäure beschrieben und genannt. — 21) Mangan. Das Mangan ist geruchlos, bemerkt der Vf. Es ist ihm also nicht der eigenthümliche Geruch bekannt, den dieſs Metall an der Luft ausstöſst. Ein Gediegen-Mangan kann es in der Natur unmöglich geben, es sey denn verbunden mit anderen Metallen. Auch das Vorkommen des Mangans mit Säure in der Natur ist nicht angeführt worden. Nach *Vauquelin* enthält das phosphorsaure Mangan 27 p. C. Phosphorsäure. Ein rothes Oxyd des Mangan's, das hier noch genannt wird, giebt es nicht, sondern diese Farbe ist nach *John* als das Resultat der Verbindung des Mangans mit anderen Körpern zu betrachten. Eben so hat letzterer Chemiker bewiesen, daſs reines Mangan aus seinen Auflösungen, nicht pfirsichblüthroth, sondern weiſs gefället wird, und daſs die rothe Farbe des Niederschlags sowohl von einem Kupfergehalt der blausauren Verbindung, als auch des Mangan's (in dessen Erze derselbe ebenfalls Kupfer fand) herrühren könne. — 22) Titan. Auſser *Lampadius* ist es noch mehreren Chemikern gelungen, das Titan zu reduciren. — 23) Chromium. Wenn im Spinell, nach dem Vf., das Chrom im Zustande einer Säure enthalten ist: so müſste dieſs auch der Zustand des Chrom's im Granat seyn, und doch wird es im letzteren als bloſses Oxyd supponirt. — 24) Tellur. 25) Uran. 26) Tantalum. — 27) Cererium. 28) Junonium. — *IX Abschn.* Säuren. Der Vf. theilt die Säuren ein, 1) in Säuren, deren Mischung bekannt ist, und a) Sauerstoff enthalten mit 1, 2 und 3 Substraten; b) welche keinen Sauerstoff enthalten. Hydrothionssäure, und Tellurwasserstoff. 2) Säuren, deren Mischung noch unbekannt ist. Fluſssäure, Salzsäure, oxydirte Salzsäure. 3) Säuren, deren Eigenthümlichkeit noch problematisch ist: Lacksäure, Raupensäure, brenzliche Holzsäure, brenzliche Schleimsäure u. s. w. Wir können nicht bergen, daſs diese Eintheilung der Säuren etwas höchst Lächerliches an sich trägt. Wenn der Vf. die Eigenthümlichkeit der letzteren Säuren bezweifelt: so sind es doch Säuren, die Sauerstoff enthalten. Sie könnten daher nur anhangsweise der ersten Classe einverleibt werden, nicht aber eine besondere Classe von Säuren ausmachen. Für andere müssen wir hier wiederholt bemerken, daſs die Chemiker seit Anbeginn der Chemie unter Säuren Körper verstanden haben, welche sauer schmecken, das rothe Lackmuspapier röthen, und auſserdem freylich noch andere sehr charakteristische Kennzeichen besitzen. In der Folge hat man sich überzeugt, daſs jene Eigenschaften den Säuren durch den Sauerstoff ertheilt werden (woher sich auch noch der schlecht übersetzte Name Sauerstoff schreibt). Ist dieses aber der Fall, wie es kein Mensch bestreiten kann: mit welchen vernünftigen Gründen kann man dann wohl so heterogene Körper, wie die Verbindungen des Schwefels mit Hydrogen und des Tellurs mit Hydrogen, Säuren nennen? Wäre *Davy's* Ansicht von der Natur der Salzsäure der Wahrheit gemäſs: so würde man freylich einen zweyten Körper kennen, der mit dem Oxygengas sehr verwandt wäre, und danach dürften die Ansichten von der Classification der Säuren anders erscheinen; allein bis jetzt haben wir viel mehr Grund, uns mehr an Analogie, als an *Davy's* Räsonnement zu halten. Man sollte daher wirklich einmal anfangen, hier, wie in anderen Fällen, Einheit in die Lehrbücher der Chemie einzuführen, und die vielen nachtheilige Willkühr, die oft von Liebe zur Erfindung herrührt, verbannen. Dadurch allein wird es möglich, die Natur der Dinge zu ergründen. Jene Willkühr und die immer mehr und mehr um sich greifende Methode, einzelne Erfahrungen auf eine unendliche Anzahl von Körpern anzuwenden, würde endlich zu einem so groſsen Wirrwarr führen, daſs das Studium der Chemie unerreichbar erscheint, oder es wird nach und nach ein Jeder sein eigenes System erfinden, so wie schon jetzt fast Jeder, der nach ein paar angestellten Versuchen sich das Recht, vom Katheder seine Weisheit zu predigen, verschafft hat, sein eigenes Lehrbuch aufzuzeigen hat, das sich wenigstens von den anderen dadurch unterscheidet, daſs es das Hintere vorn, und das Vordere hinten setzt. — Schwefelsäure. Ungern vermissen wir die neuesten Versuche von *Klaproth* und Anderen über die Mischung dieser Säure. — Salpetersäure, die der Vf. mit dem freylich besseren Namen Stickstoffsäure zu bezeichnen wünscht. Salpetergas, oxydirtes Stickgas, salpetrige Säure. Phosphorsäure. Von ihrer Mischung keine Sylbe. Phosphorige Säure. Boraxsäure. Säuren mit zweyfacher Grundlage. Essigsäure. Sauerkleesäure. Citronensäure. Äpfelsäure. Weinsteinsäure. Benzoesäure. Kamphersäure. Gallussäure. Bernsteinsäure. Die Verbindungen dieser Säure mit den Basen sind wohl schon bekannter, als der Vf. anführt. Maulbeerholzsäure. Korksäure. Honigsteinsäure. Chinasäure. Auch die chinasauren Verbindungen hält der Vf. noch für unbekannt, ungeachtet dieſs nicht der Fall ist. — 7) Zusammengesetzte Säuren aus 3 Grundlagen. Milch-

zuckersäure. Harnsäure, Fettsäure, Blausäure. Neu ist uns die Gegenwart der Blausäure in den Blattknospen der Weiden; bekannt aber ist, dass sie einen wesentlichen Bestandtheil der bitteren Mandeln ausmacht, die der Vf. nicht nennt. — Ameisensäure. Ammonische Säure. Raupensäure. In diesem Abschnitte fehlt die Milchsäure, so wie auch in dem vorhergehenden noch einige Säuren wenigstens genannt werden konnten. Sehr wahrscheinlich ist wohl, dass auch der gröfste Theil derjenigen Säuren, welche Hr. *W.* nach dem Beyspiele anderer Chemiker als Säuren mit 2 Substraten betrachtet, hieher gehören, wodurch also diese Eintheilung sehr schwankend gemacht wird. — Säuren mit unbekannter Grundlage. Flussäure. Salzsäure, Salmiakfabrication. Oxydirte Salzsäure. Überoxydirte Salzsäure. Auch *Davy's* Hypothese wird berücksichtiget. Salpetrigsaure Salzsäure. — X *Abschn.* Organische Körper. In der Einleitung macht der Vf. zuvörderst seine Ansicht von der Mischung der organischen Körper bekannt. Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und (bey den Thieren vorzugsweise) Stickstoff, sind die Urstoffe des organischen Reichs. Die anderen einfachen Körper, als Phosphor, Schwefel, Eisen, Mangan, Kali, Kalk, Kieselerde, sind Gebilde durch den Conflict jener Grundstoffe. §. 532 theilt der Vf. die näheren Bestandtheile in wesentliche und zufällige. Jene sind Zucker, Gerbestoff, Harz, Kampher, flüchtige Öle, fixe Öle, Federharz, Gummi, Schleim, Gummiharz, Balsame, Kleber, Stärke, Extractivstoff, Pflanzeneyweiss, fadiger Theil. Als nähere Bestandtheile, deren Eigenthümlichkeit weniger bewiesen sey, werden genannt: Kork, Mohnsubstanz, Indigo, Wachs, Glycion, Cerasin, Inulin, Mannasubstanz, faserartiges Amylon, Baumwolle, Vogelleim, Anemoneum, Helleborinum, Picrotoxin (nicht Pietotoxin), Polychroit. Zufällige nähere Bestandtheile sind: Säuren, Salze. Über die Gründe dieser durchaus unstatthaften Eintheilung läfst sich der Vf. gar nicht aus. Aber würde er nicht selbst darüber lachen, wenn Jemand sagte: Die Säure in den Citronen, der Weinstein in den Trauben wären etwas Zufälliges? — Sowohl von des Vfs. wirklich anerkannten näheren Bestandtheilen, als auch den noch nicht völlig anerkannten fallen viele weg, wenn man den Gründen, die *John* in verschiedenen Schriften entwickelt hat, Gehör giebt, während andere eigenthümliche Stoffe vorhanden sind, welche wir hier nicht aufgeführt finden. — Zucker und Schleimzucker. Gerbestoff. Mit Recht macht der Vf. auf verschiedene Modificationen des Gerbestoffs aufmerksam. Harze. Kamphor. Flüchtige Öle. Hier spricht Hr. *W.* unter andern von der Meinung der Alten, welche glaubten, dass die ätherischen Öle aus einem Spiritus Rector und einem harzigen Theile zusammengesetzt seyen. Diese Meinung, wie falsch sie in der That auch immer seyn mag, hat bey unseren verkäuflichen Ölen doch oft viel Grund. Fixe Öle. Der Vf. irrt, wenn er glaubt, dass allein die Erdmandeln unter den Wurzeln ein fettes Öl liefern; auch in einigen anderen Wurzeln ist es enthalten. Caoutchouc. Gummi. Schleim. Gummiharze und Balsame. Beide sind nach *John's* vielen Analysen zusammengesetzte Körper, und hiemit stimmen unsere neuerlich wiederholten Versuche überein. Stärke. Extractivstoff. Höchst unvollständig. Eyweissstoff. Holzfaser. Korksubstanz, wohin Hr. *W.* fälschlich das Hollundermark rechnet. Mohnsubstanz. Indig. Wachs. Glycion. Cerasin. Nicht die ganze, aus den Kirsch- und Pflaumen-Bäumen fliefsende Materie, sondern nur der unauflösliche Theil derselben ist nach *John* Cerasin, während der andere Hauptbestandtheil sich vom arabischen Gummi nicht unterscheidet. Inulin. Manna. Faserartiges Amylon. Auch dieser Stoff ist kein eigenthümlicher Bestandtheil: denn er verhält sich zum wahren Amylum wie das unauflösliche Eyweiss zum auflöslichen Eyweissstoff. Baumwolle. Vogelleim. Auch dieser ist zusammengesetzt. Anemoneum. Helleborinum. Picrotoxin. Polychroit, ist bloss Extractivstoff. — Der Vf. geht nun zu den thierischen Körpern über, und beschreibt die Gallerte, das Osmazom, den Schleim, die Eyweissubstanz, die Fasersubstanz, die Knochenmaterie (?), den Milchzucker, die Öle, das Picromel, das Harz, die Harnmaterie, den Kothstoff, das Fettwachs, den Wallrath, das Stopfwachs (welches letztere gar nicht hieher gehört), und als zufällige Bestandtheile (!!!) nennt er die Salze, den Zucker, die Gifte, die rosenfarbene Säure, die entweder kurz, oder gar nicht abgehandelt sind. Er schliefst diese Chemie mit einer sehr kurzen Übersicht der Veränderungen, welche die organischen Körper nach dem Tode erleiden.

Es gereicht dem Werke offenbar zum Nachtheil, dass Hr. *W.* den physiologisch-chemischen Theil, der doch von so unendlichem Interesse, und für die Medicin unentbehrlich ist, fast ganz übergeht. Eine nähere Berücksichtigung desselben war wünschenswerth, und wäre es auch nur, um gewisse Wortführer, die so wenig chemische Kenntnisse mit einer so edlen, botanischen (?) Dreistigkeit verknüpfen, dass sie aus dem Bau der Gewächse in die physiologische Chemie blinzen, und, verblendet, Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff für Imponderabilien halten, über den ungeheuren Schritt von ihnen zu den ponderablen Pflanzensäuren in Exclamationen ausbrechen, und Schleimzucker und Manna für identisch halten, jedoch den Namen Honigstoff als Surrogat dafür empfehlen, eingedenk zu machen, dass die Botanik Alles, was sie als Grundsatz in der Physiologie der Pflanzen, in Beziehung auf Assimilation und Ernährung, überhaupt das Wachsthum u. s. w., aufzuweisen hat, den Bemühungen der Chemie verdanke: dann würde der Rec. von *Links* Zusätzen zu *Sprengels* Bau und Natur der Gewächse die, wie er sich ausdrückt, prunkvollen Anmafsungen der Chemie vielleicht anders beurtheilen.

J. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

SEPTEMBER 1814.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch planmässiger und naturgemässer unmittelbarer Denkübungen für Elementarschulen.* Lehrern und Freunden der Jugend zur Prüfung und Benutzung vorgelegt. Von *K. H. Krause*, Prediger zu Zorndorf und Wilkersdorf. 1813. XIV u. 223 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. hat mit *Pestalozzi* und anderen denkenden Pädagogen die richtige Einsicht, worauf bey der Bildung des Volkes vorzüglich Rücksicht zu nehmen sey. In dem gewöhnlichen Schulunterrichte wird nämlich die Bildung und Entwickelung der Seelenkräfte in ihrem ganzen Umfange zu wenig berücksichtiget. Aus Mangel an richtiger Einsicht, worin das Wesentliche der christlichen Religion besteht, und wie sie befördert werden kann, wird in dem gewöhnlichen Schulunterrichte der grösste Theil der Zeit auf das Auswendiglernen der sogenannten Katechismen und biblischen Sprüche verwendet, so dass dem Lehrer nur wenig Zeit übrig bleibt, die er zu der Ausbildung und Vervollkommnung der geistigen Anlagen und Fähigkeiten der Kinder verwenden kann. Würden Consistoria und alle diejenigen, die für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse des Volks Sorge tragen sollen, in Überlegung ziehen, dass die christliche Religion nur allein in der Ausübung der göttlichen Gebote bestehe, und dass diese Gebote in der Erweisung der Liebe des Nächsten ihre Erfüllung erhalten: so würde man weniger Bedenken finden, nach und nach eine gänzliche Reform des Schulunterrichts eintreten zu lassen; man würde einsehen, dass das Auswendiglernen vieler unverständlicher Formeln und Gebete der wahren Religion selbst hinderlich und schädlich sey, und durch eine zweckmässigere Ausbildung der menschlichen Denkkräfte die Menschen zu der Einsicht bringen, dass sie nur durch *Ausübung* der Religionspflichten ihre Glückseligkeit befördern können. *Pestalozzi* hat nun eine solche Reform des Schulunterrichts dadurch unternommen, dass er durch die Lehre von Mass- und Zahlen - Verhältnissen und durch die Formenlehre die formale Bildung des Verstandes in dem ersten Elementarunterricht berücksichtigt hat. Und unser Vf. liefert durch diese unmittelbaren Denkübungen für Elementarschulen ein Seitenstück zu der pestalozzischen Methode. Nur mit dem Unterschiede, dass er durch andere Gegenstände als durch Mass- und Zahlen - Verhältnisse die formale Bildung des Verstandes zu befördern sucht. Er sagt daher ganz richtig in der Vorrede, „dass dergleichen Denkübungen, wie er sie anstelle, durch die pestalozzischen Lehrmethoden nicht überflüssig gemacht werden, vielmehr mit ihnen friedlich zusammen wandeln können und müssen", und beschreibt das Verhältniss dieser Denkübungen zu dem, was schon von *Pestalozzi* für die Bildung des Verstandes geleistet worden ist, auf folgende Weise: „Aber so gross auch die Verdienste des unsterblichen schweizerischen Pädagogen um den Elementarunterricht sind: so werden doch durch sie die besonderen unmittelbaren Denkübungen nicht überflüssig. Denn wenn auch die pestalozzischen Übungen an Mass - und Zahlen - Verhältnissen die Denkkraft ungemein schärfen, die Aufmerksamkeit festhalten und zu richtigen Anschauungen und zu deutlichen Vorstellungen von einzelnen Gegenständen auf eine zweckmässige Art führen: so sollen doch alle Kräfte des Geistes geweckt, geübt und gestärkt werden; so sollen doch nicht bloss die Verhältnisse der Zahlen und geometrische Formen, sondern auch alle das Kind umgebenden Gegenstände richtig angeschauet; so sollen doch demselben nicht bloss über das Verhältniss der Zahlen und Formen, sondern auch über sichtbare Gegenstände anderer Art, ja selbst über geistige Gegenstände, deutliche Vorstellungen und richtige Begriffe beygebracht werden; so soll es doch auch Anleitung erhalten, in allen Verhältnissen des Lebens richtig zu urtheilen und folgerecht zu schliessen. Für die auf eine nach pestalozzischer Anweisung naturgemässe Art entwickelte Denkkraft und festgehaltene Aufmerksamkeit des Kindes werden die Sprech - und Denk - Übungen weit leichter und fruchtbarer angestellt werden; aber ein bloss in der pestalozzischen Zahlen-, Zeichnen- und Formen-Lehre unterrichtetes Kind wird, ohne absichtliche Denkübungen, von unzähligen nicht bloss geistigen, sondern auch sinnlichen Gegenständen keinen deutlichen Begriff haben, und in unzähligen Fällen des gemeinen Lebens nicht richtig zu urtheilen und zu schliessen vermögen. Das scheint auch *Pestalozzi* selbst gefühlt zu haben. Daher auch sein Sprachunterricht, der aber bey weitem noch nicht vollständig genug entwickelt ist, weil er sich mit den Benennungen unmittelbarer Anschauungen begnügt, im Buche der Mütter noch nicht auf eine logische Art geordnet, und also nicht fähig ist, die Kinder zu richtigen Urtheilen und Schlüssen zu leiten. Die-

se Lücke soll nun eben durch zweckmäſsige Denkübungen ausgefüllt werden. Wenn die pestalozzischen Übungen die Denkkraft im Allgemeinen wecken und stärken; so lehren die Denkübungen alle einzelnen Kräfte des Geistes zweckmäſsig gebrauchen."

Wir wollen jetzt Rechenschaft geben, was in diesen unmittelbaren Denkübungen geleistet worden ist.

Der Vf. handelt in 6 Abschnitten, die als Einleitung in das Ganze betrachtet werden können, von der Beschaffenheit, dem Zwecke und dem Nutzen dieser Denkübungen im Allgemeinen, und giebt dem Lehrer die Methode an, wie er sie mit Kindern anstellen müsse.

Was der Vf. von dem Nutzen dieser Denkübungen sagt, ist ganz der Natur der Sache gemäſs. Er bemerkt insbesondere sehr richtig, daſs auch keine sittliche Bildung, ohne einen richtigen Gebrauch der Verstandeskräfte, Statt finden könne. Gewöhnlich glaubt man, Rohheit und ein Mangel an Ausbildung der Erkenntniſskräfte sey kein Hinderniſs eines guten Herzens, und man finde sogar unter ungebildeten Menschen gewöhnlich mehr sittlich gute, oder, wie man es ausdrückt, gutmüthige, als unter einer gleichen Anzahl, die eine bessere Erziehung und eine bessere Geistesbildung erhalten hätten; aber dieſs ist ein oberflächliches Urtheil, das sich nicht erweisen läſst. Denn der rohe Mensch, der den Gebrauch seiner Verstandeskräfte nicht kennt, ist auch nicht im Stande, einzusehen, was in jedem Verhältnisse seines Lebens seine Pflicht ist. Soll es mit der Sittlichkeit unter den Menschen besser werden: so müssen die Verstandeskräfte von Jugend auf mehr Bildung erhalten. Es widerlegt sich auch das Vorurtheil, als ob eine bessere Ausbildung der Verstandeskräfte des gemeinen Volks nachtheilig für die höheren Classen und für das Ganze wirken würden. Denn gewöhnlich sind es nicht die wahrhaft klugen, sondern die, welche sich nur für klug halten, welche Unordnungen anrichten, und Widerspenstigkeit gegen heilsame Einrichtungen blicken lassen. In dem vierten Abschnitt der Einleitung wird der naturgemäſse Plan, welcher den Denkübungen zum Grunde liegen muſs, entwickelt. Der Schullehrer erhält hier eine Übersicht über die verschiedenen Kräfte der Seele, wobey ihm freylich Mehreres nicht ganz verständlich werden wird. Es wäre deſswegen zu wünschen, daſs dieser Abschnitt, so wie überhaupt die ganze Einleitung in die unmittelbaren Denkübungen, von Lehrern in Seminarien für Schullehrer erklärt würde. Der fünfte Abschnitt giebt die Methode an, nach welcher die Denkübungen angestellt werden müssen, und ist sehr lehrreich. Hr. *K.* untersucht die Frage, ob die sokratische Lehrart im strengsten Sinne des Worts, oder eine katechetische Lehrart im gemäſsigten Sinne, bey den Denkübungen angewendet werden müsse, und entscheidet für die letztere, da es Kindern an allen Vorkenntnissen fehle, worauf man die sokratische Lehrart gründen könne. Auf der anderen Seite sey aber auch, bey Kindern, deren Aufmerksamkeit gar bald ermüde, eine zusammenhängende Rede, gesetzt auch sie sey deutlich und faſslich, nicht anzuwenden, zumal bey Denkübungen, wo die Kinder um sich schauen, betrachten, vergleichen und urtheilen lernen sollen. Es sollen auch diese Denkübungen mit Sprechübungen verbunden seyn, und auch in dieser Rücksicht sind sie ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Entwickelung der Geistesfähigkeiten. Diese Sprechübungen werden in dem gewöhnlichen Schulunterrichte ganz vernachlässiget, und es wird ohne Zweifel ein groſser Segen für die Bildung des Volkes aus dieser neuen Lehrart hervorgehen.

Die praktische Darstellung der einzelnen Denk- und Sprech-Übungen selbst, für Kinder der untersten Classen der Elementarschulen, sind nun hier so angestellt, daſs fast jeder Lehrer, bey gutem Willen, sich eine deutliche Einsicht von dem erwerben kann, was er mit seinen Schülern zu thun hat. Und in dieser Rücksicht haben diese Denkübungen noch einen Vorzug vor den pestalozzischen Lehrmitteln. Es sind hier vier und zwanzig Übungen. Jede Übung hat vier Abschnitte. Zuerst wird ganz kurz die Beschaffenheit der Übung beschrieben. Es werden da die Begriffe erklärt, welche dem Lehrer bey jeder Übung deutlich seyn müssen. Dann macht der Vf. in einem zweyten Abschnitt auf den Zweck und Nutzen jeder Übung aufmerksam. Ein dritter Abschnitt beschreibt die Form derselben. Was hier gesagt wird, hätte aber im ersten Abschnitt beygebracht werden können. Denn es wird einem Elementar-Schullehrer schwer fallen, die Form einer Übung von der Beschaffenheit derselben zu unterscheiden, und die Art und Weise, wie eine Übung anzustellen ist, kann auch, ohne der Logik zu nahe zu treten, zur Beschaffenheit der Übung gerechnet werden. Endlich wird die Übung in einem vierten Abschnitte durch Beyspiele deutlich gemacht. Dieser letzte Abschnitt hat die katechetische Form: der Lehrer fragt, und die Kinder antworten. Diese geben aber fast immer die richtige Antwort, obgleich die Fragen öfters so unbestimmt gestellt sind, daſs mehr als eine Antwort darauf gegeben werden kann. So heiſst es z. B. in der sechsten Übung, wo entgegengesetzte Eigenschaften aufgesucht und benannt werden sollen, S. 74: „Was könnt ihr vom Fenster aussagen?" Schwerlich werden die Kinder das Wort „aussagen" verstehen, und auf diese Frage eine Antwort geben; aber wenn ihnen auch dieses Wort von dem Lehrer erklärt wird: so werden sie doch nicht die Antwort geben: „Wir können durchsehen." Wollte der Lehrer die Aufmerksamkeit der Kinder auf diese Eigenschaft des Fensters lenken, daſs es durchsichtig ist: so muſste er etwas Sichtbares hinter ein Fenster halten, und dann eben dieses Sichtbare hinter einen undurchsichtigen Körper bringen, und fragen: Könnt ihr jetzt das Lineal, das ich hinter das Fenster gestellt habe, sehen? u. s. w. Obgleich die Absicht des Vfs. nicht dahin geht, Muster von sokra-

tischen Katechisationen darzustellen: so soll doch der Lehrer durch diese Fragen und Antworten nicht bloss auf den Stoff aufmerksam gemacht werden, den er bey den Denkübungen brauchen kann, sondern er soll auch auf die Methode hingeleitet werden, wie er durch einen gegebenen Stoff die Denk- und Sprech-Übungen zu Tage fördern soll. Es ist deswegen zu wünschen, dass der Vf. bey einer zu hoffenden 2ten Auflage noch sorgfältiger diesen letzten Abschnitt bey jeder Übung ins Auge fasse, die Fassungskraft der Lehrer in den ersten Elementarschulen sich ganz gering vorstelle, und nicht von ihnen erwarte, dass sie irgend einen Fehler in der angedeuteten Methode bemerken und selbst verbessern sollen.

Einige Überschriften von den Übungen werden den Inhalt des Ganzen charakterisiren. Die erste Übung hat die Aufschrift: „Benennung sichtbarer Gegenstände, die sich in einem bestimmten Raume befinden." In der zweyten Übung werden die Kinder angewiesen, äusserlich sichtbare Theile von gegenwärtigen oder abwesenden Dingen zu nennen. Die dritte Übung soll die Kinder aufmerksam machen auf die Wahrnehmung durch die Sinne des Gehörs, Geschmacks, Geruchs und Gefühls. Und so werden die Schüler durch einen stufenweisen Fortgang vom Leichtern zum Schwereren in diesem Werkchen bis zur Entwickelung verschiedener Begriffe und Urtheile gebracht. Wenn dieser Versuch Beyfall findet: so verspricht der Vf. einen zweyten Cursus zu liefern, der einige Übungen des ersten Cursus vervollständigen, und sich mit reinen Begriffen, Urtheilen, wie auch mit Übungen im folgerechten Schliessen beschäftigen wird. Den Beschluss der Denkübungen in Schulen soll eine eigentliche populäre Seelen- und Vernunft-Lehre machen. Rec. wünscht, dass Lehrer im Privatunterricht und Vorsteher in öffentlichen Schulen auf diese Denkübungen aufmerksam werden, und sie in ihren Unterricht einführen mögen. n.

Paris, b. Debray: *La Gymnastique de la jeunesse, ou traité élémentaire des jeux d'Exercice, considérés sous le rapport de leur utilité physique et morale*; par *M. A. Amar Durivier*, et *L. F. Jauffret*. Ouvrage orné (?) de 30 Gravures. An XI. 289 S. 8.

Die Herren *A.* und *J.*, jener schon bekannt als Übersetzer einer Auswahl von Fabeln des *Gay*, *Moore* und *Wilkie*, dieser noch mehr als Jugendschriftsteller, haben in obigem Werke ein ganz artiges Modell geliefert, wie ein literarischer Requisitionsartikel, den man, zum Unterschiede von anderweitigen, einen *Conscriptionsartikel* nennen könnte, zu Stande zu bringen sey. Diese ganze Schrift ist nämlich nichts, als eine Übersetzung im Auszuge von *GutsMuths* verdienstlichem Werke: *Gymnastik für die Jugend* u. s. w. (von welchem die 2te verbesserte Ausgabe Schnepfenthal 1793 erschienen ist), mit wenigen Zusätzen von den Vff. Dass dieser Umstand im Titel nicht bemerkt worden, ist ganz in der Ordnung: denn eben so wenig, als es gewöhnlich ist, auf einen Requisitionsartikel den Namen des eigentlichen Anschaffers zu setzen, eben so wenig braucht ein literarischer Artikel der Art den Namen des Originals anzugeben.

Die erste Section zerfällt in acht Artikel, und handelt *de la Gymnastique en général.* Man vergleiche den 1 Artikel mit S. 188 u. 192 f.; den 2 mit S. 10 u. 11 f.; den 3 mit 76 bis 111; den 5 mit 119 bis 124; den 6 mit 139, 141, 156 ff.; den 7 mit 177; den 8 mit 201 f. 215 ff. des deutschen Originals, und man wird die Conscription wörtlich finden, wenn man sie nicht schon sogar in der Vorrede bemerkt haben sollte.

Je weiter die Vff. in den Gegenstand hineinrückten, und sich auf die Beschreibung und Angabe einer modernen Gymnastik einliessen: um so auffallender fanden sie sich von aller Kenntniss des Gegenstandes so ganz verlassen, dass sie von S. 56 an die Conscription mit verdoppeltem Eifer fortsetzten. Rec. giebt mit pünctlicher Genauigkeit die Seiten dieses Machwerks mit den correspondirenden des Originals an: Französ. Gymnastik S. 56, deutsche 259; fr. 57, d. 270; fr. 66, d. 276; fr. 67, d. 281; fr. 68, d. 283; fr. 69, d. 287; fr. 70, d. 288 f.; fr. 71 bis 80, d. 297 ff. Nur um des Raumes und der Leser zu schonen, muss Rec. abbrechen; er müsste dieses Sündenregister, das die Franzosen mit nationeller Anmassung *nos veilles et nos efforts réunis* nennen, bis ans Ende des Buchs fortsetzen. Statt dessen will er nur ein paar kleine Proben anführen, um die *Efforts* dieser Männer anschaulich zu machen:

Gymnastique de la jeun. p. 23.	*Deutsche Gymnastik.* S. 94.
Un enthousiasme, qui ne seroit que ridicule, ne nous aveugle pas: notre intention n'est pas, et ne peut être de faire de l'homme civilisé une espèce d'être sauvage, mettant la force physique au-dessus de toutes les autres qualités. Nous savons que le sauvage lui-même connoit et éprouve des maladies; mais nous croyons aussi, qu'avec plus de connoissance pour en éviter les causes, l'homme civilisé devroit être sujet à moins d'infirmités. Ce n'est point en effet la civilisation, ce sont les abus qu'elle introduit qui nous mettent, à cet égard, bien au-dessous du sauvage lui-même. Désirons-nous laisser après nous une postérité robuste, et des hommes dignes de leur nom? introduisons dans notre éducation physique les qualités essentielles qui lui manquent: la nature secondera nos efforts etc.	Ich bin keiner von denen, die mit blindem Enthusiasmus den cultivirten Menschen in ein wildes Geschöpf umgewandelt zu sehen wünschten, um im Schoosse der Natur, allenfalls auf allen Vieren, volle Gesundheit suchen zu können. Ich weiss, dass auch der Wilde seine Krankheiten hat; aber ich glaube, dass der cultivirte Mensch sie zu vermeiden, besser im Stande seyn muss, weil er mehr Einsicht besitzt, als jener, um sie zu vermeiden. Es ist wahrlich nicht die Cultur, welche uns in diesem Puncte unter jenen herabsetzte, sondern nur Missbrauch derselben. Wollen wir gesunde, robuste, nervigte, männliche Nachkunft: so lasst uns diese wünschenswürdigen Eigenschaften erst in unsere Erziehung bringen, unsere Natur wird sichtbar den Segen sprechen, und unser Geist gewinnen.

P. 234.	S. 347.
L'état d'un homme livré au sommeil et son passage au réveil, pourront nous fournir, à ce sujet, des observations infiniment précieuses.	Der Zustand eines tief Schlafenden, und sein Übergang zum Erwachen ist höchst merkwürdig.
Supposons d'abord les organes dans leur état, de santé, c'est-à-dire, capables de recevoir, sans altération les impressions qui leur sont relatives. Agissons maintenant sur eux; ils feront exactement leurs fonctions; mais l'impression s'y arrête, et la faculté capable de la recevoir est nulle, est morte, pour ainsi dire, dans l'homme endormi.	Seine Organe sind in gesundem Zustande, sie verrichten ihre Pflicht mit grosser Treue, aber die Empfänglichkeit seiner Seele scheint verschwunden, ihre Sensation ist gleichsam todt.
Son oeil ouvert par hazard ou par accident durant son sommeil, reçoit comme à l'ordinaire, l'impression des objets: nous nous présentons devant lui, nous lui sourions, nous lui faisons des signes cet. Tout cela se peint exactement dans l'organe; mais aucune de ces impressions fugitives ne se propage jusqu'à l'ame: il continue à dormir.	Wir versuchen es, ihn zu wecken. Sein im Schlafe zufällig geöffnetes Auge empfängt, wie gewöhnlich, die Bilder. Wir treten vor ihm, wir lächeln ihn an, wir winken; in seinem Auge ist Alles abgebildet, aber die Seele nimmt keine Notiz von diesen Bildern; er schläft fort.

In diesen, so wie in unzähligen anderen Stellen ist die Übersetzung fast wörtlich, in anderen mehr mit Auslassungen untermischt, aber durchweg sieht man den französischen Auszug des deutschen Originals; auch die Kupfer, ja selbst das Motto des Titels ist aus dem deutschen Buche entlehnt. Und davon sagt der Titel kein Wort. Womit wollen Hr. *A.* und *J.* ein solches Benehmen entschuldigen? Wahrscheinlich werden sie ihre Zuflucht zu einer Anmerkung nehmen, die S. 31 unter dem Texte steht, und so lautet: *Salzmann est l'auteur Allemand, qui, sous le nom de Gutsmuths, a publié sur la Gymnastique d'excellens ouvrages, dont nous avons pris l'idée et quelquefois les détails de celui-ci.* Abgesehen von der Verwechselung der Personen, die man den Franzosen zu verzeihen schon gewohnt ist, hat das *quelquefois* hier eine Bedeutung, die wenigstens im *Dictionnaire de l'Académie* nicht vorkommt; weit gewöhnlicher hätten sie sagen können: *presque tous les détails*, denn das Buch ist nicht vielmehr, als ein französischer Auszug des obengenannten Buchs.

Wir beseitigen diesen Umstand, und kommen zur Frage: Was haben die Vff. geleistet? Haben sie ein brauchbares Buch geliefert? Ungeachtet das Ganze vermöge seines Ursprungs nur Flickwerk ist: so kann man ihm doch Einen Nutzen nicht absprechen, nämlich den, dass es gesunde Ideen in Umlauf bringt, und wohl in diesem und jenem Kopfe die Gedanken über physische Erziehung umformt. Als praktische Anweisung zu Leibesübungen ist es dagegen, obgleich bey weitem der grösste Theil der Beschreibungen und Angaben wörtlich aus dem Deutschen übertragen ist, wenig brauchbar, nicht bloss desshalb, weil die Vff. die neue Ausgabe des deutschen Werkes nicht benutzen konnten, und die erste fragmentarisch übertrugen, sondern vorzüglich desswegen, weil sie häufig mit einer Windigkeit verfuhren, die sie bey ihren Landsleuten verantworten mögen, von der wir Deutschen aber keinen Begriff haben. Sie verweisen z. B. auf Zeichnungen, die zwar das Original hat, aber keinesweges ihre Schrift. Diess ist nicht anders erklärbar, als: sie übersetzten *avec effort* frisch weg, und vergasen, dass sich der deutsche Text auf Kupfer beziehet, ohne welche er unverständlich ist. So verfuhren sie, um einige Beyspiele anzugeben, S. 168, 170 u. 180, da ist von A, B, C die Rede, von denen kein Mensch weiss, worauf sie sich beziehen, der das deutsche ungenannte Buch nicht nachschlägt. S. 187 ist die Beschreibung einer ganzen Maschine gleichfalls genau aus dem Deutschen übersetzt, mit allen Angaben nach A, B, C, u. s. w., aber die Zeichnung ist nirgends zu finden.

Soviel über die Brauchbarkeit des Buches als Übersetzung. Die Vff. haben aber auch aus eigenen Kräften Etwas hinzugethan. Rec. will dieses noch kurz berühren. Es gehört dahin die systematische Vertheilung der Leibesübungen nach den drey Momenten, *la force, la force et l'addresse*, und *la grace.* Hienach zerfallen alle Übungen in drey Ordnungen. Diess ist ganz gut, und erinnert an *Galen*, bey dem jede Übung entweder *ευτονον, valens*, oder *σφοδρον, vehemens*, ist. Die Vff. haben mehrere gesellschaftliche Spiele in das Ganze verwebt, die zum Theil auch aus des deutschen Verfassers *Spielen für die Jugend* übersetzt sind. Die Angaben über das Schwimmen sind den Vff. grossentheils eigen, aber ungemein fehlerhaft und unbrauchbar. Es würde zu weit führen, dieses hier näher aus einander zu setzen. *La joute* und sogar *la joute sur l'eau* steht da als ein ärmlicher historischer Aufsatz, ohne alle Anwendung auf die Jugend, für welche diese Übung auch wohl nicht anwendbar ist. Von den Vff. sind ferner noch die Angaben über das Reiten, genauer über die körperliche Stellung des Reitenden, und über das Fechten. Im Ganzen beweisen alle diese grossentheils ungemein dürftigen Abhandlungen, dass die Vff. ihren Gegenstand nur compilatorisch betrieben, weil es ihnen an Erfahrungen über denselben durchaus fehlte. Woher sollten sie diese auch nehmen, da sie wohl nie in dem Falle waren, sich auf gymnastische Bildung der Jugend einzulassen, oder auch nur die Gymnastik der Griechen zu studiren. Denn hätten sie auch dieses Letzte nur gethan: so würden sie von dem französischen *Palet* nimmermehr die lächerliche Behauptung S. 139 haben niederschreiben können: „*Si quelqu' exercice moderne peut nous donner une idée du disque ancien, c'est sans doute le jeu du palet.*" Die Kupfer stehen tief unter aller Kritik. Auch die von Lips gezeichneten Kupfer des deutschen Werkes sind hier wiedergegeben. Die deutsche Allegorie des Titelkupfers, wo Knaben um eine Υγιεια tanzen, ist gut französirt, jenen Knaben sind Kleider von französischem Schnitte gegeben!!

yn.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE 1814.

EILFTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1814.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

THEOLOGIE.

Giessen, b. Heyer: *Theologische Encyklopädie. Für seine Vorlesungen, von Dr. Joh. Ernst Christian Schmidt.* 1811. VIII u. 150 S. 8. (16 Gr.)

Wenn Rec. das unverkümmerte Recht hat, vorliegende Arbeit des angesehenen Vfs. nach der Idee zu beurtheilen, die er sich, nach seiner Überzeugung, von einer theologischen Encyklopädie gebildet hat: so muss er sie für gänzlich verunglückt, und ihren, sowie den Einfluss der danach gehaltenen Vorlesungen, falls diese nicht wesentlich verschieden vom Lehrbuch sind, für verderblich erklären. Nichts erscheint uns nämlich verderblicher in der Theologie, als die Religion und ihre Geschichte und Offenbarung als etwas Äusseres, Gegebenes, als einen blossen Gegenstand des Forschens und Wissens zu betrachten, in der Theologie nicht von etwas Innerem, durch welches alles Äussere erst seine Bedeutung, Zusammenhang und Interesse erhält, auszugehen, und so Alles zu einem lebendigen grossen Ganzen zu verknüpfen. Diesen Fehler theilen in unserer Zeit die sogenannten Orthodoxen und Heterodoxen, und erstere fast in grösserem Masse, indem sie mehr eine gewisse Vorliebe für das Alte, Hergebrachte, oder andere noch schlimmere Beweggründe, als der wahre Geist der alten Frömmigkeit, an das alte System fesseln, während die letzteren doch meistens in redlichem Streben nach Wahrheit begriffen sind. Rec. kann dem alten theologischen Systeme nicht unbedingt beytreten; er muss aber Jeden, der sich mit Wärme und Innigkeit daran schliesst, hochachten, und kann mit ihm eher eins werden, als mit dem kalten Neuerer, welcher Alles in der Theologie mit einem sogenannt kritischen Auge ansieht, und darin nichts als übel zusammenhängende Bruchstücke findet; ganz hingegen ist Rec. eins mit demjenigen Theologen, welcher an Glaubenswärme und Eifer den Alten nicht nachsteht, und in der Kritik mehr Strenge, Einheit und Klarheit, als die Neueren, sucht. Wir können nach dem vorliegenden Werke nicht anders urtheilen, als dass der Vf. zu denen gehört, denen die Theologie noch nicht als ein lebendiges Ganzes erschienen ist, und die daher auch unfähig sind, sie im Lichte grosser ergreifender Ideen darzustellen. Im Ganzen ist diese Encyklopädie weiter nichts, als eine Theologie *in nuce* und zwar ganz von aussen, der Oberfläche nach, dargestellt, ausser dass hie und da ein paar kantische Ideen mit eingeflochten sind, ohne jedoch das Ganze zu verbinden. Unerlässlich scheint uns die Anfoderung an eine gute Encyklopädie, dass vor Allem das Princip der darzustellenden Wissenschaft und die daraus sich ergebende Gestaltung der letzteren im Ganzen und Allgemeinen aufgestellt und entwickelt, und dann erst der besondere Inhalt nach seinen einzelnen Theilen, jedoch ganz nach dem Princip geordnet, vorgetragen werde. Nichts von alle dem bey unserem Vf.! Nachdem er die theol. Encyklopädie, als eine Übersicht des ganzen Gebietes der Theologie, mit einer Generalcharte verglichen, nennt er als Object der christlichen Theologie das Christenthum, und giebt ohne Weiteres die vier bekannten Theile derselben: historische, exegetische, systematische und praktische Theologie, an, nach denen er nun seine Encyklopädie eintheilt. Mag sich nun der angehende Theolog unter Christenthum denken, was er will: das kümmert den Vf. nicht, es ist ihm genug, dieses Wort genannt zu haben, das er wohl für bekannt genug hält. Wohl ist das Wort in Jedermanns Munde, und Jeder glaubt über die Bedeutung desselben absprechen zu können, und zwar mit leichterer Mühe, als über den Begriff viel geringerer Dinge, wie Physik, Mathematik, Jurisprudenz und dgl.: dessenungeachtet behaupten wir, dass nichts schwerer sey, als sich darüber zu verständigen.

Mit einem Sprung ist nun der Vf. gleich bey der historischen Theologie und der Geschichte der *Religionen*. Wie? Also ist wohl das Christenthum Religion? Und was ist denn Religion? Man kann nicht anders denken, als dass der Vf. darunter versteht: gewisse Meinungen vom Daseyn höherer Wesen und deren Einfluss auf die menschlichen Schicksale u. s. w. Denn so beginnt er seine *historische Theologie*: „Bey allen Völkern finden sich Meinungen vom Daseyn höherer Wesen und deren Einfluss auf die menschlichen Schicksale. Bey vielen verknüpfen sich damit Meinungen von Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Diese Meinungen belegt man mit dem Namen von religiösen Meinungen, der Mensch bindet sich durch sie in seinen Handlungen." Und so geht er vom Heidenthum nach dessen verschiedenen Formen zum Judenthum, und von diesem zum Christenthum über, so dass also offenbar die beiden letzteren auch in die Kategorie von Meinungen gestellt werden. Erst unten bey der systematischen Theologie bringt der Vf. das Christenthum in eine gewisse nähere Beziehung auf das menschliche Gemüth, aber auf eine Art, der wir ganz unseren Bey-

fast versagen müssen. Er ordnet nämlich der geoffenbarten Religion eine natürliche bey, welche im menschlichen Gemüth sich finde, und zeigt gewisse Coincidenzpuncte beider. Diese natürliche Theologie ist nichts anderes als die trostlose kantische moralische, nämlich die Gründung des Glaubens an Gott u. s. w. auf das nothwendige Sittengesetz. Was nun eigentlich nach dieser Ansicht vom Christenthum übrig bleibe, läfst sich aus den Aeusserungen des Vfs. nicht mit Gewifsheit ersehen. Die Offenbarung ist ihm nach *Lessing* Erziehung des Menschengeschlechts. Die Lehre von der Kirche ist ihm blofs in polemischer Hinsicht von Bedeutung. Solche und andere ähnliche Sätze müssen Rec. wegen ihrer Kälte und nachlässigen Hingeworfenheit höchst anstöfsig vorkommen; und da er so wenig mit dem Vf. übereinstimmen kann, überhebt er sich des Geschäfts, ins Einzelne des Materialen einzugehen, worüber noch Mancherley zu bemerken wäre.

D.

STUTTGART, b. Löflund: *Die Leidensgeschichte Jesu, exegetisch und archäologisch bearbeitet, mit Rücksicht auf die neuesten Ansichten, besonders für Prediger und Religionslehrer.* 1809. VI u. 174 S. 8. (20 Gr.)

Ein ausführlicher Commentar über die zur Leidensgeschichte gehörigen Stellen der Evangelien, den man eher für Anfänger im theologischen Studium, als für Prediger bestimmt halten sollte, da er sich nicht selten auf das Grammatische und auf geringfügige Schwierigkeiten einläfst. Rec. hatte nach dem Titel mehr Sach- als Wort-Erklärung, und von ersterer vorzüglich Beleuchtung, Erläuterung, Verbindung des historischen Materials dieses Theils der evangelischen Geschichte erwartet. Allein dieses Geschäft scheint nicht dem Vf. sehr am Herzen gelegen zu haben, er dringt nie sehr tief ein, und begnügt sich durchaus mit dem Gewöhnlichen und Naheliegenden. So erwartet man vergebens eine gründliche Erörterung der Verschiedenheiten und Widersprüche, welche zwischen den verschiedenen evangelischen Erzählungen Statt haben; gar nicht erwähnt ist z. B. die Schwierigkeit, ob Jesus am Passahtag gekreuzigt worden. Andere Puncte sind sehr flüchtig berührt, und mehr durch Machtsprüche als reiflich erwogene Gründe entschieden. Ganz ohne Grund hält z. B. der Vf. das Mahl bey Johannes 13, 1 ff. für verschieden vom letzten Passahmahl. Ganz ohne Berücksichtigung dessen, was *Paulus* in seinem Commentar so gründlich dagegen bemerkt hat, nimmt der Vf., wie gewöhnlich, zwey Verhöre Jesu vor dem Synedrium an. In die Verleugnungsgeschichte Petri hat er auch kein sonderliches Licht gebracht. Was die angekündigte Berücksichtigung der neuesten Ansichten betrifft: so steht der Vf. gewöhnlich als Gegner dagegen auf, ohne sich jedoch in tiefe Widerlegung einzulassen. Der Tod Jesu wird mit wenig Worten für *entschieden* erklärt; die Wichtigkeit des Gegenstandes hätte aber wohl erfodert, dass der Vf. die Gründe für und wider reiflicher erwogen hätte: die Erscheinung des Engels zur Stärkung Jesu im Garten Gethsemane wird kurzweg für eine Vision erklärt, und *Gablers* Gründe werden nicht gehört. Die Auferstehung der Heiligen bey Jesu Tode wird als wahres Factum vertheidigt, auf eine Art, mit welcher nur der im Vorurtheil befangene, nicht der unparteyische Forscher, zufrieden seyn kann. Sehr ausführlich wird die Erzählung von der Wache am Grabe gegen die *paulusischen* Zweifel vertheidigt — aber meistens durch Machtsprüche. Gegen den Zweifel, dass die Feinde Jesu wissen wollen, Jesus habe seine Auferstehung auf den dritten Tag angekündiget, also etwas wissen, was selbst die Jünger von dem Erfolg nicht wussten, wird kurzweg behauptet, die Jünger hätten es wohl gewufst, dass Jesus von seiner Auferstehung gesprochen, nur habe sich ihnen mancher Zweifel dagegen aufgedrängt. Überhaupt sieht man dieser und anderen Vertheidigungen gleicher Art das Bestreben an, die vorhandenen Zweifel, auf welche Weise es sey, aus dem Wege zu räumen, statt dass man die Sache aus reinem Interesse für die Wahrheit und vom objectiven Standpunct aus untersuchen sollte. So befriedigt man nur die, denen es um die Bewahrung einer alten Meinung zu thun, und denen jeder Scheingrund recht ist. — Nun machen wir noch einige Bemerkungen über die Erklärung einzelner Stellen. In der Geschichte der Salbung zu Bethanien, Joh. XII, 1 ff. glaubt der Vf., dass unter den Armen, denen man nach Judas Ischariots Äusserung das aus der Salbe gelöste Geld hätte vertheilen sollen, die Jünger zu verstehen seyen, deren Gesellschaftscasse vielleicht damals gerade erschöpft gewesen sey — offenbar gegen den Text, vgl. V. 8: „Die Armen habt ihr allezeit bey euch, mich aber habt ihr nicht allezeit", andere Gründe zu geschweigen. Bey Erklärung des 7 V. dieses Abschnittes folgt der Vf. der *storrischen* Meinung: Maria habe die Salbe auf den Tod Jesu aufbewahrt gehabt, nachher aber, weil sie seine Auferstehung vorhergesehen, ihren Vorsatz abgeändert — eine von *Kuinöl* u. A. mit Recht verworfene grundlose Hypothese. — Joh. XIII, 35, *ἐντολὴν καινὴν δίδωμι ὑμῖν* soll, offenbar gegen die Sprache, heissen: ich erneuere euch das Gebot. — S. 35 wird die bekannte Hypothese über die Zeit der Passahfeyer Jesu, dass er sich nämlich dabey nach den Sadducäern oder Karäern gerichtet habe, unrichtig so dargestellt, als behaupte man, diese Secte habe bey Bestimmung des Neumondes den astronomischen Calcul angenommen, was umgekehrt von den Pharisäern behauptet wird. — Luc. XXII, 16, *ἕως ὅτου πληρωθῇ ἐν τῇ βασιλείᾳ τοῦ θεοῦ* wird mit *Storr* (dem so wie anderen tübingischen Theologen der Vf. immer gern beytritt) so genommen, als hiesse es: *ἕως ὅτου πλ. ἡ βασ. τ. θ.*, ganz gegen die Grammatik. — Matth. XXVI, 29 soll *καινόν*, ebenfalls nach *Storr*, *novo ratione* heissen: ganz willkührlich. Wie der Vf. zu verbinden und die Übergänge zu fassen wisse, mag folgende Probe beweisen. Luc. XXII, 34 ff. „Mehrere Ausleger nehmen an, dass Lucas etwas

nachhole, was schon früher, vielleicht schon vor der Fusswaschung geschehen sey, zu welcher Jesus eben durch diesen Rangstreit veranlasst worden sey. Es scheint mir aber doch natürlicher, die Veranlassung in dem, was dem 24 V. unmittelbar vorangeht, zu suchen. Jesus hatte nämlich über dem Essen gesagt, einer unter ihnen werde ihn verrathen (V. 21). Nun war diess freylich eine ganz unschuldige Sache, dass die Jünger sich unter einander befragten, wer u. s. w. V. 23, dass einem Jeden daran gelegen war, er möchte doch nicht die unglückliche Person seyn, die sich so an ihrem Freunde vergehen würde. Aber endlich kamen sie von dieser Prüfung ihrer selbst auf den Gedanken, der nur zu oft in ihrer Seele entstand, welcher wohl unter ihnen die grösten Vorzüge im Reiche des Messias geniessen sollte. Sie dachten etwa: von wem's doch wohl am wenigsten zu erwarten wäre, so etwas zu thun, wer wohl der Allervorzüglichste unter ihnen seyn würde, und dann war der Übergang auf ihre Lieblingsfrage psychologisch natürlich, welcher im Reiche des Messias der Gröste seyn würde." — Matth. XXVI, 39 versteht der Vf. τὸ ποτήριον τοῦτο mit *Paulus* und A. nicht von Jesu Tode, sondern von seiner gegenwärtigen körperlichen und geistigen Beklemmung: wann aber ist diese Metapher von einem inneren Zustande, der doch immer dem Menschen als sein eigenes Werk zugeschrieben werden kann, gebraucht worden? — Luc. XXII, 45 soll λύπη Unruhe, Mühe, heissen, weil man von der Traurigkeit nicht schläfrig werde: aber doch wohl von der darauf folgenden Ermattung? — Matth. XXVI, 49 soll καταφιλεῖν mehr seyn als φιλεῖν, ohne dass den Gründen für den gleichen Gebrauch beider Wörter im N. T. und bey den LXX weiter etwas entgegengesetzt wird, als die Bemerkung, dass Luc. XV, 20 und Act. XX, 37 dem καταφιλεῖν das ἐπιπίπτειν ἐπὶ τὸν τράχηλον beygefügt werde. — Die Frage des Pilatus: τί ἐστιν ἀλήθεια? Joh. XVIII, 38, soll keinen Spott verrathen, sondern weiter nichts sagen, als: „Wenn dirs nur um Wahrheit und Religion zu thun ist, so wird die Untersuchung bald geendigt seyn, denn was gehen Untersuchungen über Wahrheit und Religion den Richter an?" Über den wahren skeptisch wegwerfenden Sinn dieser Rede kann wohl kein Zweifel obwalten. — Matth. XXVII, 29 erklärt der Vf. das ἐξ ἀκανθῶν ohne Weiteres von der Pflanze Bärenklau, gleich als verstünde sich das von selbst. Wahrscheinlich stand diese Erklärung in seinem tübingischen Hefte, dem er als einem Evangelium glaubend, dreist niederschrieb: „die Evangelisten wissen nichts von einer Dornenkrone, die man Jesu ins Haupt gedrückt habe." Über die Stelle Joh. XIX, 11 trägt der Vf. verschiedene Erklärungen vor, und scheint sich für die *storrische*, die unglücklichste von allen, zu entscheiden. Die Schwierigkeit liegt bekanntlich in dem διὰ τοῦτο, welches neulich *Künöl* für eine *meram transeundi particulam* erklärt hat. Sollte dieses zu willkührlich seyn: so liesse sich vielleicht der Zusammenhang so fassen. Der Satz: du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre, kann zugleich den Sinn enthalten: Du handelst von einer höheren Nothwendigkeit getrieben; denn beide Gedanken: nur durch Gottes Zulassung kannst du Gewalt über mich üben, und: durch eine höhere Bestimmung wirst und musst du so handeln, liegen nahe bey einander. Dagegen erblickte nun Jesus in der Handlung der Synedristen nicht zunächst die göttliche Bestimmung, sondern die eigene Bosheit, und daher der Satz: die, welche mich dir übergeben, haben eine grössere Schuld. — Wie der Vf. die Anführung alttestamentlicher Stellen und Weissagungen ansehe, erhellet aus Folgendem: In Luc. XXII, 37 findet der Vf. die ausdrücklichste Versicherung Jesu selbst, dass sich die Stelle Jes. LIII auf Jesu individuelle Umstände und Schicksale beziehe, und nicht auf andere, von neueren Auslegern angenommene Subjecte. Hingegen die Matth. XXVI, 31 angeführte Stelle, Zach. XIII, 7, soll sich nicht auf den Messias beziehen, weil es nicht heisse: γέγραπται περὶ ἐμοῦ. Die Stelle Matth. XXVII, 9, enthält nicht eine Citation aus dem Zacharias, sondern aus der zu Jesu Zeit noch vorhandenen, nachher verloren gegangenen Schrift eines Propheten. Ob der Vf. eine hebräisch geschriebene dergleichen Schrift annehme, ist nicht zu ersehen, auch nicht, ob er glaube, dass man sie damals zu den alten heiligen, d. i. kanonischen Schriften gezählt habe: dieses und Anderes konnte aber doch bey einer solchen Annahme nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Π.

HALLE, b. Schwetschke: *Kleine Schul- und Volks-Bibel, welche die älteren Perikopen nebst den in verschiedenen Ländern später angeordneten enthält.* Erster Theil (auch unter dem Titel: *Das Evangelienbuch für die Sonn- und Fest-Tage des Jahrs, welches die gewöhnlichen Evangelien mit beygefügten Bibelsprüchen und Liederversen, nebst den in den badenschen und sächsischen Ländern angeordneten Texten enthält*,) zum Gebrauch in Familien, Bürger- und Land-Schulen. 1818. 384 S. 12. (3 Gr.)

Als ein nützlicher Beytrag zur Erleichterung der häuslichen Erbauung und der Beschäftigung mit den Urkunden der heiligen Schrift sowohl in Familien, als in öffentlichen Schulen und Instituten, kann allerdings auch diese Schul- und Volks-Bibel neben anderen zu gleichem Behuf abgefassten Schriften, welche wir neuerlich erhalten haben, ihren Platz behaupten. Von S. 1 — 175 findet man die gewöhnlichen evangelischen Perikopen der Reihe nach abgedruckt, mit zweckmässigen Liederversen und Stellen der Schrift begleitet. Dass sich der Herausgeber hie und da kleine Abänderungen in der lutherischen Übersetzung erlaubt, und bisweilen erklärende Glossen eingeschaltet hat, ist sehr zu billigen. Nur wird es den Leser nicht selten irre machen, dass diese erklärenden Glossen oft durch die Verbindungspartikel *und* das Ansehen von Zusätzen erhalten haben, als

ob etwas *ergänzt* werden müsse, wo doch bloss der vorhergehende Ausdruck der lutherischen Übersetzung *erklärt* wird (z. B. S. 4, S. 7, S. 9 gegen das Ende, S. 11, S. 16, S. 27 nicht weit vom Anfange und an sehr vielen anderen Orten). Wir vermissen übrigens die gewöhnlichen evangelischen Perikopen des 3ten Weihnachts-, Oster-, und Pfingst-Feyertages. Befremdend ist es, die Perikope des Johannisfestes erst *nach* der Perikope für das Fest der Heimsuchung Mariä zu finden. Beygefügt wird S. 176 — 180 eine Übersicht der gewöhnlichen Sonn- und Festtags-*Episteln*, welche jedoch, um Raum zu sparen, nicht abgedruckt, sondern nur nachgewiesen worden sind. Es folgen sodann S. 183 — 211 die der *badenschen Textsammlung* eigenen evangelischen Perikopen, welche, mit Ausschluss der unter den gewöhnlichen Perikopen stehenden, eben so, wie jene, abgedruckt worden sind; eine kurze Anzeige der epistolischen Texte ist hinzugesetzt. Von S. 221 bis zu Ende stehen theils die beiden neuen Sammlungen evangelischer Texte, welche für die Jahre 1810 und 1811 *im Königreich Sachsen* ausgeschrieben worden sind, theils die in demselben Lande seit 1812 in die gewöhnliche evangelische Perikopenreihe aufgenommenen neuen Texte. Die Lettern empfehlen sich durch Deutlichkeit; aber durch die über manchen Perikopen stehenden Holzschnitte dürfte das Ganze nicht gewonnen haben. Ein zweyter Theil wird die Perikopen der schleswig-holsteinischen und wirtembergischen Länder enthalten.

St.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Bamberg*, b. Kunz: *Über die Dreyeinigkeit Gottes.* Ein Versuch, diese wichtige Lehre zur biblischen Reinheit und Einfachheit zurückzuführen. Von *Kaspar Jakob Besenbeck*. 1814. VIII u. 92 S. gr. 8. (12 gr.)

Mit der Ueberzeugung, dass jede Abweichung von den Vorstellungen der Apostel Entfernung von der Wahrheit sey, stellte Hr. *B.* seine Untersuchungen über das Dogma, welches er zur biblischen Reinheit und Einfachheit zurückzuführen versucht hat, an. Das von ihm gefundene Resultat drückt er S. VI f., 92 f. und 82 also aus: „Es ist nur Ein Gott, von dem alle Dinge sind, Alles herkommt. Jesus ist nicht Gott selbst, nicht ein Gott, nicht die zweyte Person in der Gottheit; aber J. ist der Sohn Gottes, mit dem sich Gott innigst vereinigt, dem Gott alle Macht gegeben, und ihn durch seine Auferstehung feyerlich als Herrn und Regenten der Menschheit erklärt hat. Der heilige Geist ist nicht eine vom Vater und Sohn verschiedene, mit beiden wirkende Person, sondern durch die richtige Kenntniss von J. und von den grossen Veranstaltungen Gottes durch J. wird von Gott in den Menschen jener hohe, himmlische Sinn erzeugt, der zu allem Guten entflammt, über Welt und alles Vergängliche erhebt, und uns ein Vorgefühl des Himmels giebt." Was der Vf. sagt, um diess Resultat seinen Lesern als richtig zu beweisen, hat er in drey Abschnitte vertheilt: I. Über die Entstehung und Geburt Jesu, S. 3—10. II. Über die Person Jesus Christus, S. 11—64. III. Über den heiligen Geist, S. 65—82. Rec., der mit dem Vf. die Belehrungen der Apostel als unmittelbare göttliche Offenbarung verehret, sieht doch aus folgenden Gründen sich gedrungen, das Resultat des Vfs. nicht zu dem seinigen zu machen. 1) So gern der Offenbarungsgläubige sich bescheidet, in den höheren Belehrungen Gottes auf Unbegreiflichkeiten zu stossen: so wenig lässt er sich doch zumuthen, Widersprüche anzunehmen. Wenn aber der Vf. nach S. 50 denen nicht beystimmen kann, die unter λόγος eine höhere Intelligenz, die höchste unter den Intelligenzen, die Gott am nächsten kommen, verstehen; wenn nach S. 51 Joh. den λόγος nicht als Etwas, das von Gott verschieden ist, das für sich, ausser Gott existirt, unterscheidet; wenn nach S. 26 Alle, nach dem Willen des Vaters, den Sohn verehren und anbeten sollen, wie den Vater, und doch S. 30 behauptet wird, Gott sey grösser als J., und S. 64, der Sohn werde selbst endlich dem Vater unterthan seyn: so scheinen diese Behauptungen einander zu widersprechen. Denn da der λόγος nicht zu den Intelligenzen gehören soll, die Gott am nächsten kommen, und auch nicht ausser Gott existirt: so ist es unmöglich, dass auch der höchste Scharfsinn noch einen Unterschied zwischen den Vollkommenheiten des Vaters und des Sohnes denken, und der Sohn dem Vater endlich untergeordnet werden kann. — 2) Bey biblischen Untersuchungen darf keine Äusserung der Bibel, die auf die Bestimmung des Begriffes, der gesucht wird, Einfluss haben kann, übergangen werden. Hr. *B.* hat nur sehr wenige Stellen angeführt, in welchen, nach seiner Meinung, sich nicht findet, dass nach der Vorstellung der App. der Sohn und Geist nicht Gott selbst, nicht ein Gott sind; allein mehrere wichtige Stellen hat er gar nicht erwähnt. Z. B. Tit. II, 13. Joh. X, 30—36. 1 Cor. II, 10. 11. XII, 4. 6. 2 Cor. XIII, 13. — 3) Die Behauptung S. 81, dass der heilige Geist erst in die Herzen der Menschen komme, wenn sie Kenntniss von der Lehre Jesu erlangt haben, widerspricht der einstimmigen Lehrart der Apostel, nach welchen der Mensch durch Gott oder den heil. Geist zum Glauben an Jesum geführt wird. — Der Versuch des Hn. *B.* dürfte daher, nach Rec. Einsicht, uns nicht näher zum Ziele führen. Das Misslingen dieses und ähnlicher Versuche kann wohl vorzüglich aus der Art, wie zuweilen auch von den Offenbarungsgläubigen das Studium der Bibel und biblischen Dogmatik angestellt wird, hergeleitet werden. Diese aufzustellen, ist die Anführung der sogenannten Haupt-Beweisstellen nicht hinlänglich; vielmehr müssen alle Merkmale, die zu einem Hauptbegriffe gehören, sorgfältig in den Urkunden der Offenbarung aufgesucht, nach richtigen, unter sich einstimmenden Principien erklärt, unter sich verglichen und dann unter Einen Begriff vereinigt werden. Wenn Hr. *B.* am Ende seiner Abhandlung noch äussert, wir würden nicht Unrecht haben, wenn wir das Fest der Dreyeinigkeit mit Rührung und Andacht feyerten; nur würden wir besser thun, es das Fest der Ausgiessung des heil. Geistes zu nennen: so weiss Rec. nicht, wozu alsdann das Pfingstfest bestimmt werden soll. — Was endlich den Stil des Vfs. anlangt: so ist derselbe von öfteren Digressionen und Wiederholungen nicht frey.

O. P. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

JURISPRUDENZ.

HANNOVER, b. Hahn: *Handbuch des deutschen Polizeyrechts*, von *Günther Heinrich von Berg*, d. R. D. und (damals) Professor und Beysitzer der Juristenfacultät in Göttingen. I Theil. 1799. 438 S. II Th. 1799. 365 S. III Th. 1800. 590 S. (und zweyte verbesserte Ausgabe 1801, 1802 u. 1803, wovon die Verbesserungen und Zusätze für die Besitzer der ersten Ausgabe auf 80 S. besonders abgedruckt sind). IV Th. I u. II Abtheil. 1804. 838 S. V Th. 1806. 1024 S. VI Th. 1806. 984 S. VII Th. 1809. 736 S. 8. (18 Rthlr. 12 gr.)

Die drey letzten Theile sind auch mit dem besonderen Titel versehen: — *Sammlung deutscher Polizeygesetze, nach der Ordnung des Handbuchs des deutschen Polizeyrechts*, von *G. H. von Berg*. I. II. III Theil. 1806 u. 1809. 8. (8 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich die Anzeige dieses Werks als eine verspätete zur Bekanntmachung desselben nichts mehr beytragen kann, und da sie in eine Zeit fällt, wo nach dem veränderten Zustande Deutschlands, und nach dem Erlöschen der alten Verfassung, als der Stütze vieler Polizeygesetze, diese Arbeit im Grunde Antiquität geworden, ganz überflüssig zu seyn scheint: so würden doch unsere Blätter eine Lücke in diesem Zweige der Literatur zeigen, wenn sie dieses noch immer nützliche Werk mit Stillschweigen übergehen wollten. Genau erwogen kann aber eine Anzeige, die auf den gegenwärtigen Werth des Werks und auf das von ihm noch übrig gelassene Bedürfniss der Wissenschaft Rücksicht nimmt, eben sowohl dem ersten als der letzteren vortheilhaft werden, und es wird daher diess doppelte Augenmerk dem Zwecke der folgenden Beurtheilung am besten entsprechen.

Polizeygesetze haben die Legislation bis auf die neueren Zeiten am meisten beschäftigt, und es giebt kein deutsches Land von einigem Umfange, worin nicht die Sammlung der Landesverordnungen über diesen Gegenstand schon mehrere Quartanten und Folianten ausfüllte, woraus sich denn das grosse Interesse, das die Regierungen für die Ausbildung des ganzen Polizeywesens nehmen, leicht errathen lässt. Dass nun auch die Theorie der Wissenschaften, die sich auf dieses Gebiet beziehen, nicht zurückbleiben, sondern mit einem gleichen Eifer die reichen Materialien, die ihr selbst die einheimische, vaterländische Gesetzgebung über einen so interessanten Gegenstand lieferte, durch Erforschung der Grundsätze aus ihren Quellen, durch Aufhellung der Begriffe aus der Natur und Geschichte, und durch Ordnung der Zweige nach dem Bedürfnisse der Sache und des praktischen Gebrauchs, bearbeiten werde, das war unter diesen Umständen, bey einer so vielfachen und dringenden Einladung, eine natürliche Erwartung. Gleichwohl hat die Jurisprudenz das Polizeyrecht, auf eine befremdende Art, mit einer Gleichgültigkeit betrachtet, als wenn dieser Gegenstand ihr nicht angehöre. Erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fing *Heumann*, der sich durch einen seltenen Blick in die Rechtswissenschaft zu seiner Zeit auszeichnete, an, den Werth des Polizeyrechts gehörig zu würdigen, und solchen in seinen *Initiis Juris politiae Germanorum* (Nürnberg 1757. 8.) einleuchtend darzustellen. So viele Vorzüge aber auch seinen Versuch auszeichneten: so machte er doch damit den Eindruck lange nicht, den er verdiente; und so gross blieb die Gleichgültigkeit der Jurisprudenz für diesen Rechtszweig, dass *Heumanns* Arbeit im Grunde das einzige systematische Werk über das Polizeyrecht bis auf die neueren Zeiten geblieben ist, bis erst *Fischer* in seinem bekannten *Lehrbegriff sämmtlicher Cameral- und Polizeyrechte*, sowohl von Deutschland überhaupt, als insbesondere von den preussischen Staaten (Frankfurt an der Oder 1785. 3 Theile), die Bearbeitung dieses Gegenstandes in einem vollständigen Systeme wieder versucht hat. Wenn man sich erst überzeugt, wie sehr das Criminalrecht mit dem Polizeyrechte verwandt ist, und wie selbst das Civilrecht in den Sätzen, welche die bürgerliche Legislation dem natürlichen Rechte beyfügt, nur aus den Gründen des Polizeyrechts in seiner richtigen Vorstellung befriedigend erklärt werden kann: so findet man in dieser Gleichgültigkeit einen Beweis, dass nicht allein ein an sich schon anziehender und belehrender Zweig der Rechtswissenschaft unverdient vernachlässigt, sondern dass auch selbst der wissenschaftliche Werth desselben für die übrigen cultivirten Theile desselben, zum unleugbaren Nachtheile ihrer Theorie, verkannt worden. Als Ursache davon muss man die eigenthümliche Richtung, welche der Theorie des Rechts der Gebrauch fremder Gesetze in Deutschland gab, ansehen. Hätte sich solche bey Gesetzen, welche das Vaterland schuf, entwickelt: so würde sie, in dem natürlichen Gange der Dinge, auf die Gründe, welche aus dem Gebiete der Polizey auf die Bildung

des Privatrechts wirken, ohne Zweifel bald aufmerksam geworden seyn; und sobald sie sich erst auf die Höhe des Vernunftrechts erhob, und das positive Recht in seinen wahren Elementen, in den natürlichen und bürgerlichen Gründen, einzusehen Gelegenheit hatte: so konnte es nicht fehlen, dass sie nicht die Quelle der letzteren in dem Polizeyrechte fand, und auf die Ausbildung desselben einen nicht geringeren Werth, als auf den Anbau des Naturrechts legte. Durch die Einmischung der fremden Rechte aber, die auf ganz andere, und so weitläuftige Studien führten, dass sie eben sowohl den Fleiss ihrer Bearbeiter verschlangen, als den geraden und richtigen Blick in das Wesen der Rechtswissenschaften hinderten, ist dieser sonst zu erwartende Gang der Aufklärung ganz gestört worden. Römische Begriffe und römische Ansichten, die keinesweges geeignet waren, auf den rechten Standpunct zu führen, sind so Jahrhunderte hindurch vorherrschend geworden, und nur diese aufzuklären und aus der Geschichte zu erläutern, oder für die Praxis auszubilden, ist das vornehmste Geschäft der Jurisprudenz so lange geblieben, bis sich die Theorie in den neueren Zeiten, durch Festhaltung des Begriffes von einem Naturrechte, eine neue Bahn zu brechen angefangen, die auf den richtigen Gesichtspunct führen, und zuletzt, wie es nun auch der Fall wirklich geworden, sobald sich die Gesetzgebung dieser Entdeckung bediente, das römische Rechtssystem über den Haufen werfen musste. Nachdem nun diese Revolution für die Rechtstheorie erfolgt ist, und das Hinderniss, das verjährtes Vorurtheil ihrer Ausbildung entgegensetzte, wegfällt: so tritt der Zeitpunct ein, wo an dem Polizeyrechte, nach so langer Vernachlässigung, sein voller Werth anerkannt und benutzt werden kann. Für die Praxis verspricht es zwar ein so grosses Interesse nicht, als das Civil- und Criminal-Recht, welches ohne Zweifel auch ein Hauptgrund der bisherigen Gleichgültigkeit gegen dasselbe war; wenn es aber auch nur in theoretischer Hinsicht, gleich dem Naturrechte, für die Ausbildung der Wissenschaft benutzt wird: so wird es seine Stelle immer mit Ansehn behaupten, und in Verbindung mit dem Naturrechte die Elemente des bürgerlichen Privatrechts befriedigend darstellen können.

Für diesen Zweck hat *Fischer* sein erwähntes Cameral- und Polizey-Recht nicht bearbeitet; es ist ihm nur darum zu thun, die auf Cameral- und Polizey-Gegenstände Bezug habenden Verordnungen in einem den hergebrachten Begriffen gemäfsen Systeme zusammenzustellen, um Cameralisten und Juristen mit denselben für den praktischen Gebrauch, der ihm keine bestimmten Grenzlinien ziehen konnte, bekannt zu machen. Um die Erfodernisse einer eigentlichen Wissenschaft aber ist er eben so wenig in Hinsicht auf Grundsätze und System, als in Hinsicht auf eine genaue Scheidung der Quellen, woraus er das positive Recht schöpfte, bekümmert gewesen. Sein Verdienst bey dieser Arbeit zeigt sich daher mehr in der Wahl des Gegenstandes, für den er dadurch allerdings mehr Aufmerksamkeit erregte, und in einer Zeit, wo die Wissenschaften des Cameralfachs sich hoben, zu erregen erwarten konnte, als in der Sorgfalt und Gründlichkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung. Der Vf. des angezeigten Handbuchs vom deutschen Polizeyrechte hat zwar seinen Vorgänger an Brauchbarkeit der Arbeit weit hinter sich gelassen; aber für die Ausbildung des Polizeyrechts in wissenschaftlicher Hinsicht hat er die Wünsche des Rec. noch nicht befriedigt, wenn ihn gleich der Vorwurf einer fehlerhaften Arbeit in Hinsicht auf Unbestimmtheit der Begriffe und auf Verwerflichkeit der gebrauchten Quellen nicht trifft.

Das Ganze des Werks, welches eigentlich in den drey ersten Bänden begriffen ist, besteht aus drey Büchern, vom deutschen Polizeyrechte überhaupt (B. I. S. 1—79), von dem Rechte der Polizeygewalt in Deutschland (B. I. S. 79—205), und von dem deutschen Polizeyrechte im engeren Sinne (B. I. S. 205 — und B. II u. III). Der vierte Band enthält in seinen beiden Abtheilungen Nachträge und Ausführungen über einzelne Materien. Die drey letzten Bände liefern eine Sammlung von Polizeygesetzen deutscher Länder über alle abgehandelten Gegenstände.

In dem ersten Buche, vom deutschen Polizeyrechte überhaupt, nämlich von dem Begriffe, den Quellen und den Hülfsmitteln desselben, musste die Festsetzung eines Begriffs von Polizey, der bisher eine noch nicht befriedigend aufgelösete Aufgabe geblieben ist, den Vf. vorzüglich beschäftigen, weil davon die Anlage des Ganzen abhängig war. Nach Aufzählung und Prüfung der verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand setzt er (S. 12) die Polizey in die Sorgfalt der höchsten Gewalt, künftige gemeinschädliche Übel im Innern des Staats zu verhüten und abzuwenden, welchen Begriff auch *Pütter* in seinem Staatsrechte angenommen hat. Hienach wird dann die Polizeygewalt und Polizeygesetzgebung bestimmt. Da die Polizeygewalt eine doppelte Untersuchung, eine rechtliche und politische, veranlasste: so wird für die letztere der Polizeywissenschaft, für die erstere dem Polizeyrechte ein Gebiet angewiesen, und das Polizeyrecht wird als der Inbegriff sowohl der die Polizeygewalt selbst betreffenden, als auch der durch sie bestimmten Rechte und Verbindlichkeiten erklärt. Bey der Schwierigkeit, den Begriff von Polizey und Polizeyrecht genau und gewiss zu bestimmen, welche der Vf. selbst anerkennt, und bey der Verschiedenheit der Meinungen, masst sich Rec. nicht an, den angenommenen Begriff geradezu für unrichtig zu erklären, und den seinigen zum Massstabe der Kritik zu brauchen; er glaubt vielmehr, dass man Ursache habe, zufrieden zu seyn, wenn ein Schriftsteller über diesen Gegenstand seinen Begriff nur consequent durchführt, und dass man dabey eine zu grosse Ausdehnung immer lieber als eine zu strenge Beschränkung sehen könne. Indess werden

doch, bey den Folgen, welche die Anwendung des gedachten Begriffs für die Darstellung des Polizeyrechts als einer Wissenschaft erhält, einige Erinnerungen dabey an dieser Stelle unvermeidlich: 1) entspricht es den Erfodernissen einer Wissenschaft nicht, wenn das, was einander zwar in dem Gegenstande verwandt, in den Rechtsgründen aber verschieden ist, mit einander, ohne hinreichende Veranlassung, gemischt wird. Diess ist nun aber hier der Fall, indem das Recht, das die Ausübung der Polizeygewalt betrifft, und in das Staatsrecht gehört, mit dem Rechte, das von der ausgeübten Polizeygewalt ausgeht, und das eigentliche Polizeyrecht ausmacht, verbunden wird. Jenes hat seinen Grund in Staatsverträgen, dieses in Gesetzen; jedes wird also aus einer verschiedenen Quelle abgeleitet, und muss also auch für sich untersucht werden. Denn so wenig es Billigung finden würde, wenn man bey dem Vortrage des Civilrechts auch das Staatsrecht in Hinsicht auf Civilgewalt und Civilgesetzgebung vorstellen wollte: eben so wenig ist es schicklich, Polizey- und Criminal-Gewalt bey der Darstellung des Polizey- und Criminal-Rechts zu erläutern, wenn gleich bey dem Vortrage des Criminalrechts diese üble Gewohnheit schon seit einiger Zeit eingerissen ist. Immerhin aber könnte man diesen fremden Gegenstand als einen Lehrsatz betrachten, und bey einer guten Ausführung, als einen nützlichen Auswuchs, noch gern dulden, wenn nur nach dem Begriffe von der Staatsgewalt nicht auch das System ihrer Wirkungen gemacht würde. Diess ist aber hier, zum unverkennbaren Nachtheile der Wissenschaft, geschehen. Es ist nämlich 2) nach der Ansicht, die bey der Gesetzgebung gefasst werden kann, Alles nach dem Zwecke, den sie durch Gesetze und Anstalten zu erreichen sucht, nach Sicherheit und Wohlfahrt vorgestellt, da vielmehr das Resultat, das der Gesetzgeber geliefert hat, ohne Rücksicht auf den dabey gehabten Zweck, bloss nach dem Bedürfniss der Landes-Einwohner, welche durch die Gesetze verpflichtet werden, nach den Pflichten der Enthaltung und Thätigkeit im Gebrauche der Freyheit, durch alle Verhältnisse vorgestellt werden muss, wenn man den Begriff von Recht in wissenschaftlicher Gestalt nicht aus dem Auge verlieren, und eine blosse Aufzählung von Polizeygesetzen nach gewissen Rubriken, ohne auf die Grundsätze des Zwanges und der Verpflichtung zu achten, nicht gleich für ein wissenschaftlich dargestelltes Recht halten will. Auch kann ein Polizeyrecht in dieser Gestalt nur erst recht als Quelle von Gründen für das Criminal- und Civil-Recht benutzt werden, bey dem ersteren in solchen Fällen der Beeinträchtigung, wo zugleich die Verletzung eines Polizeyrechts die Verantwortlichkeit des Thäters vergrössert, und bey dem letzteren in solchen Streitfällen, die nicht nach den strengen Sätzen des Naturrechts entschieden werden. Eine Darstellung des Polizeyrechts in dieser Gestalt, wodurch es erst eine Wissenschaft, nach der Strenge der Erfodernisse, werden kann, ist den Bearbeitern desselben immer fremd geblieben, weil sie sich von dem Plane, den die Polizeywissenschaft unter den Händen der Cameralisten erhielt, und der sich für ihre Zwecke gut schickte, aber keineswegs für das Bedürfniss der Rechtswissenschaft passte, bey Benutzung der von diesen bearbeiteten Materialien leiten liessen. Schon *Heumann* ergriff diese Ansicht; und obgleich *Fischer* sich mehr an die Abtheilung von persönlichem und dinglichem Rechte halten wollte: so hat er doch hierin nicht allein eine ziemlich verunglückte Anwendung gemacht, sondern ist auch dabey wieder auf die Vorstellungsart nach den Zwecken der Polizeygesetzgebung gerathen. Es konnte nicht schwer fallen, einzusehen, dass die Vorstellung eines systematischen Rechts aus Polizeygesetzen weder wie ein Criminalrecht, in einer Classification von Verbrechen, noch wie ein Civilrecht, mit den Begriffen vom Persönlichen und Dinglichen, dargestellt werden musste, sondern seinem eigenthümlichen Charakter gemäss eine besondere Anlage erfoderte, die aber zu finden freylich keine leichte Aufgabe ist, die indess, wenn es anders eine Wissenschaft des Polizeyrechts geben, und aus ihr ein vollständiger Nutzen gezogen werden soll, nothwendig erst gelöset werden muss. Eine Verfehlung der Ansicht, die der Begriff von *Recht* und *Pflicht* für eine Darstellung des Polizeyrechts erfoderte, hält Rec. in dem angezeigten Werke für das vornehmste, aber nicht einzige Gebrechen, das der von dem Vf. gewählten Definition von Polizey und Polizeyrecht anklebt. Es kommt auch noch hinzu, 3) dass der natürliche und der praktische Begriff von Polizey und Polizeyrecht nicht geschieden sind, woran das Schwankende desselben vorzüglich Schuld seyn mag. Das zur Polizey Gehörige hat man erst spät in der Praxis zu scheiden angefangen, nachdem es schon lange, meistens durch Zufall, unter die verschiedenen von Alters her ausgezeichneten Zweige der Staatsgeschäfte vertheilt gewesen; auch ist es, nach dieser Scheidung, keineswegs allgemein, nach einem systematischen Begriffe, sondern nur theilweis, und zwar nicht in allen Landen in gleicher Art, unter eine besondere Behörde gebracht. Dieser Umstand ist Ursache, dass der von der Wirklichkeit abgezogene Begriff der Polizey weder vollständig noch gleichförmig seyn kann, und dass daher diejenigen, die denselben aus der Praxis geschöpft bearbeiten, nichts liefern können, was den wissenschaftlichen Foderungen genügt, weil eine auf eine solche unzulängliche Grundlage gebauete Arbeit nothwendig Lücken lassen, und sobald sie der Prüfung in der Strenge unterworfen wird, Widersprüche erregen muss. Wird sie aber auch, nach Auffindung des in der Natur der Sache gegründeten Begriffs, für die Foderung der Wissenschaft zweckmässig ausgeführt: so kann sie auch denen, die auf den praktischen Begriff von Polizey sehen, nicht genügen, weil sie hier weiter geführt werden, als sie es erwarten, und daher Alles, was in ihren Begriff nicht passt, für Auswüchse halten werden. Unter diesen Umständen muss aber billig der natürliche Begriff, bey der Anlage eines Polizeyrechts vorgehen, ohne dass man jedoch den praktischen Begriff ganz unbeachtet lässt, der vielmehr sowohl im Anfange als im Fort-

gange der Entwickelung gelegentlich die erfoderliche Bestimmung erhalten kann, so dass auf diesem Wege für beide Bedürfnisse hinlänglich gesorgt wird. Hätte der Vf. nach dieser Foderung den Zuschnitt zu seiner Arbeit gemacht: so würde er Alles, was nicht in das Criminal- und Civil-Recht gehört, und im Grunde öffentliche Pflichten der Enthaltsamkeit und Thätigkeit betrifft, sofern dabey keine Rechtsverletzungen und Rechtsstreitigkeiten vorkommen, als Materialien des Polizeyrechts, nach dem natürlichen Begriffe desselben, haben vorstellen können, ohne sich um die getheilten Meinungen über den Begriff von Polizey weiter bekümmern zu dürfen. Da er aber von der Staatsgewalt, als dem Mittelpuncte seiner Arbeit, ausging: so konnte es gar nicht fehlen, dass er nicht in der Ausführung auf alle Zweige der Gesetzgebung, auf Criminal- und Civil-Gegenstände so gut, wie auf Objecte der Polizey, kam, und dass er nicht bloss von Polizeygesetzen, sondern auch von Polizeyanstalten redete, welche letztere doch, als der Polizeywissenschaft allein angehörig, dem Polizeyrechte billig fremd bleiben müssen. Endlich ist noch 4) bey dem vom Vf. aufgestellten Begriffe von Polizey zu erinnern, dass er auf jeden Fall zu eingeschränkt gefasst ist, wenn sie bloss auf Abwendung gemeinschädlicher Übel im Innern, und nicht auch auf Beförderung des Guten gehen soll. Das letztere will zwar der Vf. keineswegs, seiner Erklärung und Ausführung zufolge, ausgeschlossen haben; er glaubt es aber besser unter den Begriff von Sicherung gegen Übel dadurch zu bringen, dass er die Beförderung des Guten als ein Mittel zur Abwendung des Übels, das bey dem Nichtdaseyn des ersteren eintreten würde, vorstellt. Diess stimmt aber mit der gemeinen Vorstellungsart und Sprache nicht überein, und ist nicht bloss an sich ganz unnöthig, sondern auch für den richtigen Begriff von Polizeyrecht, das Gemeinpflichten der Staatsbürger ausdrücken kann, ohne auf den Unterschied ihres Zwecks zu achten, ganz unbrauchbar.

In Hinsicht auf Deutschland wird (S. 18) die Polizey des Reichs, der Kreise und der Reichslande unterschieden. Man kann es nicht geradezu missbilligen, dass der Vortrag auf diese verschiedenen, unter sich verbundenen und einander untergeordneten Zweige ausgedehnt worden; da aber Alles, was nicht zur Reichspolizey gehörte, kein gemeines Recht bilden konnte: so hätte die Kraft, welche die harmonirenden Landesgesetze haben können, in Vergleichung mit dem gemeinen Rechte, deutlich bestimmt werden sollen, um die Verwechselung eines gemeinen und eines gleichen Rechts zu verhüten. Gegenwärtig wird zwar der Unterschied von beiden, nach dem Aufhören des gemeinen Rechts, das ohnediess in Polizeysachen nur geringes Bruchstück war, ganz überflüssig; aber desto nützlicher für die Praxis blieb die genaue Bestimmung des gleichförmigen Rechts in der heutigen Lage der Dinge. — Bey den Angaben von den Quellen würde eine Geschichte der deutschen Gesetzgebung im Reiche und den Reichslanden nothwendig geworden seyn, wenn sie Alles erschöpfen sollten. Der Vf. hat sich aber, bey der Unmöglichkeit, diess zu leisten, ausser den Reichsgesetzen von Polizeysachen bloss auf die hannöverischen Lande unter den Reichslanden eingeschränkt; es wäre aber doch zu wünschen gewesen, dass auch von den übrigen Landen die Hauptquellen genannt worden. Ob auch das römische Recht als eine Quelle des Polizeyrechts in Deutschland benutzt werden könne, ist eine Frage, die der Vf. (S. 61), auch in einer besonderen Ausführung (B. IV. Abth. 1. S. 30) beantwortet hat. Bey der gegenwärtigen Rechtsverfassung Deutschlands fällt zwar das praktische Interesse von der Auflösung dieser Aufgabe weg; aber die hiebey geäusserte Meinung, welche sich für die Zulässigkeit des Gebrauchs der römischen Polizeygesetze in Deutschland erklärt, giebt doch von der irrigen Vorstellung, die von dem Gebrauche dieses Rechts, so wie von dem Begriffe eines Polizeyrechts gewöhnlich gehegt ist, einen zu deutlichen Beweis, als dass sie ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Wie in unseren Tagen das französische Gesetzbuch bey seiner Einführung in Deutschland behandelt, und durch allerley Modificationen dazu eingerichtet, wie selbst aus dem Gesetzbuche die Polizeygesetze, als für locale Bedürfnisse gemacht, weggelassen worden, ist bekannt, und es lässt sich daraus abnehmen, wie die deutschen Regierungen mit dem römischen Gesetzbuche, bey dessen Gebrauch verfahren seyn würden, wenn es zu einer Zeit nach Deutschland gekommen wäre, wo man von dem Wesen der Gesetzgebung schon solche Begriffe hatte, als zur Zeit des eingeführten französischen Gesetzbuchs. Dass man alsdann auf römische Polizeygesetze, die auf Deutschland noch ungleich weniger als die französischen passten, in der Praxis nicht geachtet haben würde, lässt sich leicht ermessen, und es bedarf nur einiger Untersuchung des wahren Charakters der Polizeygesetze, um sich zu überzeugen, dass diese ihrer Natur nach örtliche sind, und daher von einem Staate in den anderen nicht ohne eine gewisse Verkehrtheit übertragen werden können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift, in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter* herausgegeben vormals von Dr. *Joh. Joseph Batz*, nun von Dr. *Friedr. Brenner*. X Band. Erstes bis sechstes Heft. 1814. 552 S. 8. (2 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1814.

JURISPRUDENZ.

HANNOVER, b. Hahn: *Handbuch des deutschen Polizeyrechts* von *Günther Heinrich von Berg*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Es kann zwar oft geschehen, dass einzelne Polizeygesetze in vielen Staaten gleich gut passen: aber eine solche zufällige Brauchbarkeit rechtfertigt noch immer nicht die Adoptirung eines ganzen Systems von Polizeygesetzen, ausserhalb ihrer Heimath; auch zeigt es sich bey dem Gebrauche der römischen Gesetze in Deutschland klar genug, dass man den Unterschied von Polizey- und Civil - Gesetzen, bey der Benutzung in einem fremden Lande, wenn gleich nicht nach Gründen deutlich eingesehen, doch hinlänglich gefühlt haben muss, um den Gebrauch der ersteren zu vermeiden. Wenn man daher von den römischen Civilgesetzen die gewöhnliche Regel gelten liess, dass alle so lange als gültig in Deutschland anzusehen seyen, als nicht ein hinlänglicher Grund der Ausnahme vorkomme: so musste dagegen von den römischen Polizeygesetzen der Grundsatz angenommen werden, dass sie alle so lange als nicht bindend anzusehen seyen, als nicht ihr unbestrittener Gebrauch in der Praxis nachgewiesen werden könne. Unter dieser Modification, deren Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit sich, wenn es sonst der Ort erlaubte, in einer bestimmteren Beweisführung zeigen liesse, kann man denn auch den Satz, auf den sich der Vf. in der Rechtfertigung seiner Meinung stützt, gelten lassen. Von den Hülfsmitteln des Polizeyrechts ist das Erfoderliche aus der Literatur in der Kürze beygebracht.

Aus dem IIten Buche, vom Rechte der Polizeygewalt, mit dessen umständlicher Ausführung in dem Nachtrage des vierten Bandes Abtheil. 1, wird gegenwärtig Vieles als nicht mehr praktisch brauchbar ausfallen; die allgemeinen Grundsätze aber von den Grenzen, in welchen sich die Polizeygewalt in ihrer Ausübung halten muss, von der Polizeygewalt der Ortsgerichte, von dem Gerichtsstande in Polizeysachen, und von dem Verhältnisse der Polizey gegen die Justiz, behalten noch immer ihren Werth, auch in der neuen Verfassung der Dinge. Wie viel dabey an Bestimmtheit gewonnen seyn würde, wenn der Begriff vom Polizeyrecht richtiger und schärfer gefasst, und durch Zusammenstellung mit dem Begriffe vom Criminal - und Civil - Recht in seinen Grenzen möglichst einleuchtend gemacht worden wäre, das lässt sich aus den Folgerungen, die hier zur Entwickelung der aufgestellten Grundsätze aus dem Begriffe von Polizeyrecht gezogen werden mussten, so wie aus den oben angeführten Erinnerungen über diesen Begriff, leicht ermessen, ohne dass es einer besonderen Ausführung bedarf.

Das dritte Buch, das deutsche Polizeyrecht im engeren Sinn, unterscheidet die Sicherheits- und die Wohlfahrts - Polizey. Die erstere wird näher ausgeführt, als öffentliche, als Privat-, als persönliche, als Eigenthums-, als Freyheits- und als Ehren - Sicherheits-Polizey; die letztere in Hinsicht auf Bevölkerung, Gesundheit, Sanitäts- und Medicinal - Wesen, häusliche Ordnung, Hauswirthschaft, Gesinde, Religion, Unterricht, Sitten, Unfälle von Feuer - und Wasser - Schaden, von Theurung, Armuth, ferner in Hinsicht auf Landwirthschaft, nach Landbau, Viehzucht, Forst - und Jagd - Wesen und Fischerey, und Bergwerke, auf Stadtwirthschaft, nach Manufacturen, Fabriken, Gewerben, Handwerken, und Handlung. Zum Schluss wird von den Anstalten zur Ausübung der Polizeygewalt, und von der Verfahrungsart in Polizeysachen gehandelt.

Den vierten Band, der in zwey Abtheilungen zerfällt, füllen Abhandlungen an, die als Ergänzungen der Lücken des Hauptwerkes hinzugefügt sind; und den fünften, sechsten und siebenten auserlesene Polizey - Ordnungen, nach der systematischen Ordnung des Haupt - Werkes geordnet, ohne besondere Rücksicht auf ein gewisses Land, oder einen bestimmten Zeitpunct, aber mit der Absicht, durch Zusammenstellung der Verordnungen mehrerer Länder über einen und denselben Gegenstand, die Fortschritte, so wie das Eigenthümliche in der Gesetzgebung bemerklich zu machen. Wenn gleich durch einen anderen Plan noch mancher andere Vortheil hätte erreicht werden können: so werden doch die Vorzüge, die der Plan des Vfs. hat, und mit welchen sich die übrigen nicht wohl vereinigen liessen, dem Geschäftsmanne sowohl als dem Gelehrten willkommen seyn, zumal da der Besitz der Gesetzsammlungen, aus denen dieser Auszug geschöpft ist, für Viele grosse Schwierigkeit hat, und eine allgemeine Polizeyordnung, welche die Ordnungen der einzelnen Länder für den Zweck des Werkes entbehrlich machen konnte, fehlt. Ob die Bildung einer neuen Verfassung für Deutschland den Wunsch nach einer allgemeinen Polizeyordnung in verbesserter Gestalt befriedigen

werde, bleibt bey der grossen Schwierigkeit dieser Arbeit sehr zweifelhaft. Unterdess aber wird die Rechtstheorie, wenn sie sich mit diesem Gegenstande nur mehr als bisher beschäftigen, und insbesondere den wahren Charakter des Polizeyrechts richtiger bestimmen will, zum Ersatz des Abgangs allgemeiner Gesetze, bey einer zweckmässigen Benutzung der Landesgesetzgebungen, viel Nützliches leisten können. Nichts ist aber dabey wünschenswerther, als die bisher vernachlässigte Geschichte der Polizeygesetzgebung in den einzelnen Ländern und über einzelne Gegenstände, die zu grossen und kleinen Abhandlungen einen eben so interessanten als reichen Stoff liefern, und die deutsche Gesetzgebung über einen fruchtbaren Gegenstand in ein lehrreiches Licht setzen würde.

Ff.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Über das Agrargesetz und die Anwendbarkeit desselben.* Von *C. H. Hagen*, Prof. der Staatswirthschaft und Gewerbkunde bey der Universität zu Königsberg. 1814. 122 S. 8.

Zu den wichtigen Gegenständen des bürgerlichen Lebens, die jetzt im preussischen Staate die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, seitdem dieselbe nicht mehr fast ausschliesslich durch äussere Vorgänge erschöpft wird, gehören besonders zwey, die in dieser Schrift zur Sprache gebracht werden: die Auflösung aller Dienstbarkeitsverhältnisse der Bauern zu ihren Grundherrn, und die Auseinandersetzung der verschuldeten Landbesitzer mit ihren Gläubigern. Es ist nämlich der Entwurf gemacht worden, sowohl diese Auflösung, als die Auseinandersetzung, durch *Abtretung von Grundstücken* zu bewerkstelligen. Der Bauer soll die Dienste und Abgaben, die er für die Nutzung seines Landes der Grundherrschaft zu leisten hat, dadurch abkaufen, dass er eine, dem Werthe dieser Leistungen angemessene Bodenfläche an den Gutsherrn zurückgiebt, da dieser doch einmal, wegen bestehender Gesetze, das Bauernland nicht wieder einziehen darf. Der verschuldete Landbesitzer soll seinem Gläubiger, statt erhaltenen baaren Geldes, Grundstücke von entsprechendem Werthe geben. Man hat diesen Entwurf, in der Voraussetzung, er werde zum Gesetz erhoben werden, *Agrargesetz* genannt.

Unserem Vf. ist zuvörderst daran gelegen, aus der römischen Geschichte darzuthun, dass diese Benennung unrichtig gewählt sey, da man in Rom etwas ganz Anderes darunter verstanden habe. Unentgeltliche Vertheilung öffentlicher, gewöhnlich von den Patriciern in Beschlag genommener Ländereyen unter arme Plebejer, das ist der Sinn derjenigen römischen Agrargesetze, die man vorzugsweise unter diesem Namen versteht. Die Geschichte der cassischen, der licinisch - sextischen, und der gracchischen Unternehmungen in dieser Beziehung ist gut und bündig erzählt. (Das Verhältniss des römischen *jugerum* zum magdeburger Morgen ist nicht richtig angegeben: die gesetzmässigen 500 von jenen sind nicht gleichzustellen mit 490 von diesen; sondern da ein *jugerum* 28800 Gevierte - Fuss enthielt, *Columella R. R.* V, 1. *Varro R. R.* I, 20. *Plin. hist. nat. XVIII*, 3, — ein magdeburger Morgen aber deren nur 18000 in sich fasst, *Eytelwein* Vergleichungen der, in den preussischen Staaten eingeführten Masse und Gewichte, S. 19: so sind 500 *jug.* gleich 800 M. M.). Um der Erörterung des Wesens der römischen Ackergesetzgebung noch mehr Bestätigung und Nachdruck zu geben, hätte der Vf., ausser den erwähnten drey Beyspielen, noch das flaminische Gesetz vom J. 230 vor Chr. G. anführen sollen, weil dieses wirklich und völlig zur Ausführung gekommen ist: die picenische Landschaft wurde, nach Vertreibung der senonischen Gallier, unter römische Bürger vertheilt: *Polyb. II*, 21. *Varro R. R.* I, 2. *Cic. Brut.* 14. — Weiter zeigt unser Vf. aus der Geschichte, dass von der ersten jener beiden, im preussischen Staate auf die Bahn gebrachten Massregeln im römischen gar kein Beyspiel, von der zweyten nur zwey vorkommen. Bey dem einen hatten jedoch gewisse sehr abweichende Umstände Statt; das andere, eine Verordnung Cäsars über eine Art von Befriedigung der Gläubiger, ist dem angegebenen Vorschlage ganz gleich, nur wird es nicht Agrargesetz genannt.

Nach Beendigung des geschichtlichen Theils der Schrift geht der Vf. zu dem prüfenden über, zu der Hauptsache. Nothwendig zerfällt die Untersuchung in zwey Abtheilungen. Die erste handelt von der Ablösung der Dienste und Leistungen der Bauern durch Land. Der Vf. beginnt mit dem Satze, die Ausführung des Vorschlags werde vortheilhaft seyn, wenn durch diese veränderte Vertheilung des Land - Eigenthums, wodurch die herrschaftlichen Güter vergrössert, die Bauernwirthschaften verkleinert werden, ein grösserer Ertrag entstehe. Von einem sachkundigen Manne, als welchen sich der Vf. überall zeigt, lässt sich erwarten, er werde den Gütern von mittlerem Umfange das Wort reden. Nachdem die Vortheile derselben, im Gegensatze von den zu kleinen Wirthschaften, bündig neben einander gestellt worden, folgt eine Entwickelung, wie durch die Ausführung des bewussten Entwurfs die meisten Bauergüter (also die meisten Wirthschaften im Staate) zu klein werden müssen, dagegen die meisten herrschaftlichen zu gross, und wie bey den verkleinerten die Arten, die man zu ihrer Kräftigung vorschlagen könnte, nicht ausführbar seyn, bey den vergrösserten manche Schwierigkeiten der Benützung eintreten werden; wozu bey den letzteren besonders der Umstand gehört, dass die, an die Herrschaft abgetretenen Grundstücke aus lauter kleinen, vereinzelten, die Nothwendigkeit der Gemeinheit wieder herbeyführenden Ackertheilen bestehen werden: ein Nachtheil, der S. 69 und 70 nur im Vorbeygehen berührt wird, aber

eine grössere Ausführung verdient hätte (wogegen manche Stellen eine Abkürzung zugelassen hätten, z. B. die Abschweifung über die harten Verhältnisse zwischen den Gläubigern und Schuldnern in Rom, und über den Wucher und Zinsfuss S. 17—50; die Anführung der Massregeln der verschiedenen Regierungen, den Landwirthen Darlehne zu verschaffen, S. 81—85; die Reden, die gegen das Ende vorkommen). Was die Gründe gegen den Entwurf anbetrifft, in sofern sie sich auf die, von dem Vf. befürchteten, *Nachtheile für den Bauer* erstrecken: so können wir einen Zweifel nicht unterdrücken. Man erstaunt, aus der Geschichte der Veranschlagung der Bauergüter in manchen Gegenden (zum Behufe entweder der landschaftlichen, eigentlich ritterschaftlichen Verbürgungs - Anstalten, oder der Anfertigung von Grundbüchern) zu erfahren, dass diese Wirthschaften ihren Inhabern eigentlich gar keinen reinen Ertrag gewähren, wegen der vielen, darauf lastenden, landesherrlichen und grundherrlichen Leistungen. Es mag seyn, dass die Anschläge nicht streng genug gemacht worden, dass man besonders gewisse kleine Erwerbzweige nicht mit veranschlagt hat, als Federvieh, Schweine, Gespinnst. Gleichwohl, welcher Blick in den wirthschaftlichen Zustand so vieler Staatsmitglieder! Wenn diese, in ihren bisherigen Verhältnissen, von einer grösseren, aber mit Dienstbarkeiten überladenen Grundfläche gar keinen reinen Ertrag genossen: so dürfte sich ihre Lage durch Bewirthschaftung eines kleineren, aber freyen Grundstückes doch wohl verbessern. Übrigens ist der Einfall, die Dienste der Bauern durch Land abkaufen zu lassen, gar nicht so neu, wie er dem Vf. S. 63 vorkömmt; selbst Rec. hat schon vor zwölf Jahren in einer Druckschrift die für die Gutsherrschaften aus dieser Massregel entstehenden Nachtheile gezeigt. Mit gleicher Gewandtheit zergliedert der Vf. in der zweyten Abtheilung die Nachtheile, ja die Unmöglichkeit der Ausführung eines Gesetzes, durch welches die Gläubiger gezwungen wären, anstatt gegebener, kleinerer oder grösserer, baarer Geldsummen, vereinzelte Grundstücke anzunehmen, deren Werth durch (trügliche) Abschätzungen den Darlehnen gleich befunden würde. Was die Gläubiger dabey verlieren müssten, was die Gutsherren oder Schuldner, was die ganze Nation, wegen der Wunde, die dem öffentlichen Glauben dadurch zugefügt würde: das ist einzeln bündig dargelegt. Vorzüglich beschäftigt sich dann der Vf. mit der Bestreitung gewisser Vorschläge, welche ein Hr. *von Bülow* in einem kleinen Werke über die Ausgleichung der Gutsherren und ihrer Gläubiger gethan hat.

Wenn wir die *hagensche* Schrift mit der Überzeugung aus der Hand legen, dass ihr Urheber zum staatswirthschaftlichen Schriftsteller Beruf habe: so können wir uns, aus Theilnahme an einer Nation, die durch sittliche Vorzüglichkeit so ausgezeichnet ist, nicht enthalten, noch einige Worte über die Nothwendigkeit hinzuzusetzen, dass der Kreis der Untersuchungen über jene Angelegenheiten des preussischen Staats etwas erweitert werden müsse. Unseres Vfs. Absicht war blos, den Gegenstand aus dem *staatswirthschaftlichen* Gesichtspuncte zu behandeln. Zur erschöpfenden Untersuchung der beiden hier verhandelten wichtigen Gegenstände ist aber dieser Gesichtspunct nicht hinreichend: der *rechtliche* und der *politische* verdienen nicht minder eine sorgfältige Beachtung; ja in der Rangordnung dieser drey gebührt dem rechtlichen die erste, dem staatswirthschaftlichen nur die dritte Stelle. Wenn wir oben geäussert haben, dass die Auseinandersetzung der Bauern und Gutsherren den wirthschaftlichen Zustand vieler ländlicher Familien verbessern werde, also für Viele wünschenswerth sey: so ist es doch auf der anderen Seite eine Foderung des Rechts, auch die Grundherren zu berücksichtigen. Die Dienste und Leistungen sind eine Zugehörung der Güter. Läst sich nun darthun, dass Grundstücke, dafür abgetreten, keine völlig entsprechende, mit dem steigenden Werthe der Dienste Schritt haltende Entschädigung sind, selbst wenn man in der Schätzung der Dienste denjenigen Werth zum Grunde legt, den sie für den Gutsherrn nur haben: so darf die Regierung die wohlwollende Sorge für den Bauernstand zwar nicht aufgeben, aber sie muss dieselbe mit dem Rechte der Grundherren zu vereinigen suchen. Eben so drängt sich der Gedanke auf, dass bey der Auseinandersetzung der verschuldeten Landeigenthümer und ihrer Gläubiger dem Rechte alle übrigen Rücksichten untergeordnet seyn müssen. Metall, eine bewegliche Sache von Werth, ein Zahlungsmittel, haben die Gläubiger gegeben; auf Metall lautet die Schuldverschreibung: Metall zurück zu fodern sind sie berechtigt. Grundstücke also, eine unbewegliche Sache von Werth, zum Zahlungsmittel nicht geeignet, daher fremdartig, können nicht als Erstattung angesehen werden. Daraus ergiebt sich freylich die Folge, dass die verschuldeten Güter zur Befriedigung der Gläubiger gerichtlich verkauft werden müssen. Aber wie sehr durchkreuzen sich die Erwägungen, wenn es auf die ersten Angelegenheiten der Gesellschaft ankömmt! Man muss das Gebietende jener rechtlichen Folge anerkennen; und doch, wenn man denkt, sie käme zur allgemeinen Ausführung, so kann man eine gewisse Verlegenheit nicht bergen. Der Leser wird errathen, dass wir in einem grossen, landwirthschaftlichen Staate zur Festigkeit und Ordnung desselben, zur wahren, nicht missverstandenen, dauerhaften Freyheit, das Daseyn und Bestehen gutsherrlicher Geschlechter für nothwendig erachten, die an dem urväterlichen Erbe einen bleibenden Mittelpunct haben, und selbst Mittelpuncte sind von kleineren, in dem Verhältniss einer gewissen Abhängigkeit stehenden, ländlichen Familien. Solche Kreise denken wir uns, wie sie früher, nur unter grausamen persönlichen Verhältnissen, in den germanischen

Reichen waren, als bürgerlich-kirchliche Familien, deren Mitglieder durch gleiche Jugend-Erinnerungen, gleiche Anhänglichkeit an die Heimath, gleiche Religion und Kirche, an einander gefesselt sind. Solche bürgerlich-kirchliche Vereine sind die Grundfesten eines landwirthschaftlichen Staats. Lösen sie sich auf, tritt ein beständiger Wechsel des Besitzes der Landgüter ein, wird der Gutsherr von den Bauern durch Herkunft, Mundart, Kirche, geschieden, oder besteht das Land aus lauter kleineren Wirthschaften, ohne jene Vereinigungspuncte: so steht der Gesellschaft eine Veränderung bevor, die man nur mit Trauer voraussehen kann. In dem Wechsel der Zeiten, der auch in Ansehung politischer Lehrsätze und Meinungen Statt findet, ist jetzt eine gekommen, die es wieder gestattet, solche Äusserungen zu wagen, ohne mit einem gewissen, vormals gehässigen, Namen belegt zu werden. Wie nun solche dringende politische Rücksichten mit den strengen Foderungen des Rechts zu vereinigen sind, das ist die Aufgabe wohlwollender und weiser Regierungen.

N N.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Frankfurt* a. Main, b. Andreä: *Die gescheiterten Projecte dieses und des vergangenen Jahrhunderts.* Nach öffentlichen und geheimen Nachrichten, von *Nik. Vogt.* 1803. 68 S. 8. (6 Gr.)

Vielleicht hat ausser *Mably*, *Müller* und *Genz* kein Mann mehr beygetragen, die Überzeugung von der innigen Verwandtschaft der Geschichte und Politik fester zu gründen, als Hr. *Vogt* durch seine europäische Republik, durch sein System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, und durch seine Zeitschrift (*politische Relationen*), wovon das angezeigte Werkchen ein Probestück ist. Der Zweck derselben scheint zu seyn: die Ursachen der unerwartet grossen Fehler, die am Ende des vorigen, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, sowohl in der *Toga* als *Saga* begangen wurden, in dem verkannten Begriffe eines wahren Staatsmannes aufzusuchen, zu dem er nicht eine gemeine, durch eine Menge von Acten und Bücklingen hindurchgegangene Routine, sondern praktischen Geist und Kenntniss der Völker, Staaten und Menschen erfodert. Diese Zeitgeschichte, welche fast alle von Regenten und Staatshäuptern vor und bey der französischen Revolution gefassten Plane in ihrer Auflösung und Vernichtung darstellt, geht er erst im Allgemeinen, dann in Einzelnen, d. h. mit Beziehung auf die mächtigsten europäischen Staaten durch, um zu allgemeinen Rechts- und politischen Grundsätzen des europäischen Saatenbundes zu gelangen, die eine Copie seiner Ideen von der europäischen Republik und von dem Systeme des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit sind. Seine Darstellung hat zwey Seiten, eine, die *geschichtliche*, die zeigt, was war und ist, die andere, die *politische*, die zeigt, was aus jener geworden ist, und leise andeutet, was noch werden kann. In jener Hinsicht hebt er bey dem achner Frieden an, wo sich alle politischen Verhältnisse der Staaten von Europa veränderten, und kömmt von der unnatürlichen Verbindung, die Kaunitz zwischen Österreich, Frankreich und Russland zu Stande brachte, und von dem Gegenbunde Friedrichs II, auf den versuchten Ländertausch Josephs II, und auf den durch diese Bedrohung der Integrität Deutschlands von Innen und von Aussen herbeygeführten Fürstenbund, wovon er die Unruhen in Holland, und von diesen Englands und Preussens nähere Vereinigung Josephs und Katharinens ableitet. „Der Zustand des Missvergnügens, sagt er, den beide Kaiserhöfe unter ihre Nationen herbeygeführt hatten, war dem englischen, und besonders preussischen Hofe zu willkommen, als dass sie ihn nicht auf alle Weise benutzt hätten. In Osten beredeten sie die Türken, in Norden die Schweden zu einem offenbaren Kriege gegen beide Alliirten; hier brachten sie die Ungern und Polen, dort die Niederländer und Lütticher, und vielleicht auch die Franzosen auf, indessen sie zu Wasser und zu Lande gerüstet als die Gesetzgeber und Schutzwehren der europäischen Völker da standen. So war die Lage der Dinge in Europa, als die französische Revolution ausbrach, welche die Plane fast aller Mächte und Parteyen scheitern machte." Nachdem er in kurzen, aber bestimmten Umrissen die Möglichkeit, bey allen unweisen Planen, selbst den eigennützigsten und profansten Absichten, noch recht viel Gutes zu erringen, aber auch zugleich den Mangel an ächtem Sinn der Politik, womit man das sich aufdringende Gute undankbar selbst an der französischen Revolution zurückwies, recht anschaulich dargestellt hat: so betrachtet er alle diese Materialien als schicklich zu einem politischen System, worin Vernunft mit Neigung, Gerechtigkeit mit Klugheit, und das Privat- mit einem allgemeinen Interesse gepaart werden könnte. Rec. darf es wohl nicht vor einem Publicum, das Hn. *Vogts* Geist kennt und ehrt, sagen, dass ihm diese geschichtlich-politische Pragmatik (man wird den Ausdruck verzeihen) vollkommen gelungen sey; aber Rec. darf es auch hier nicht verbergen, dass das edle Herz des Vfs., das hier überall anspricht, und das eine Vereinigung der Moral und Politik als möglich ansieht, den grössten Antheil an seinem System habe.

H. P. E.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der maurerschen Buchhandlung: *Medicinisch-praktisches Taschenbuch für Feldärzte und Wundärzte deutscher Armeen*, von D. *August Friedrich Hecker*, königl. preussischem Hofrathe u. f. w. Zweyte Auflage. 1814. XXVIII und 292 S. 8. (1 Rthlr.)

Kiel, b. Mohr: *Der Bau des Tabacks und seine Fabrication.* Nach eigenen Erfahrungen, von *G. P. Petersen*, Prediger zu Leusahn, in Wagrien. Zweyte Auflage. 1813. XVI u. 76 S. 8. (12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

MEDICIN.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Neueste Ansicht des Weichsel-Zopfes in seiner Grundursache*(.) (Ein) *Beytrag zur Geschichte, Natur, Eigenschaft und Heilart desselben in der Gegend von Krakau*(.) Von *Thomas Emanuel Chromy*(,) *Edlen von Ruhmfeld*(.) der Arzneyk. Doct. u. Salinen-Arzt in Wieliczka. 1813. 104 S. 8. (10 gr.)

So zahlreich auch in neueren Zeiten die Verhandlungen über den Weichselzopf waren: so ist die Frage über die nächste Ursache dieser Krankheit dennoch in den meisten der bisherigen Schriften entweder gar nicht, oder nur sehr ungenügend beantwortet. Noch immer ist es zweifelhaft, ob der Weichselzopf mehr eine Folge der Sitten und Lebensweise, so wie der besonderen Kopfbedeckung der Einwohner Polens, oder ein Product des Klimas selbst sey. Eine neue Bearbeitung dieses interessanten Gegenstandes von einem in Polen lebenden Arzte, der sich eines grosen Reichthums eigener Erfahrungen rühmen kann, ist daher gewiss eine sehr willkommene Erscheinung. In sofern können wir diese Schrift der Aufmerksamkeit aller Ärzte mit Recht empfehlen. Obgleich der Vf. in vielen wichtigen Puncten der Ansicht von *Lafontaine* fast unbedingt folgt: so ist es doch unverkennbar, dass er aus einer Fülle eigener Erfahrungen viele wichtige Resultate gezogen hat, welche er hier offen und ohne Rückhalt mittheilt. Wir glauben daher, dass seiner Schrift, neben den grösseren Werken über den Weichselzopf, eine ehrenvolle Stelle gebühre, obgleich die Schreibart sehr schwerfällig, und wegen des ganz eigenen Periodenbaues nicht selten unverständlich ist.

In der I Abtheilung verbreitet sich der Vf. über die *Erscheinungen, Folgen und die Bildungszeit des Weichselzopfes.* Folgende Zufälle sind nach seiner Versicherung als gewöhnliche *Vorboten* dieser Krankheit charakteristisch: Kopfschmerz, Schwindel, entweder zu grosse oder gar keine Empfindlichkeit der Kopfhaut, oft ein besonderes Jucken, Spannen am Kopfe und Halse; vorzüglich ein Sausen, Klingen, Läuten, Stechen, schweres Gehör, nicht selten ein Pfeifen der Ohren, oft so als wenn ein Wind aus denselben wehete; Blöde, Druck, Brennen, Triefen, auch Röthe der Augen, oder vor denselben fliegende Flocken, überhaupt ein Drang nach dem ganzen Kopfe; verschiedene Arten Gesichtsschmerz und das oft unvermuthete Heisswerden im Gesicht; Üblichkeit und meistens ein Drücken in der Magengegend, oft krampfartig, vielmals mit hartnäckigem Erbrechen verbunden; Beängstigungen, Zucken der Gliedmassen, meistens ein jähes Auffahren des Körpers, besonders im Schlafe; am gewöhnlichsten abwechselnde im ganzen Körper, auf einem einzigen Theile festsitzende Gliederschmerzen rheumatisch- und gichtischer Art; das sogenannte Einschlafen der Glieder; klonische und tonische Krampfzufälle verschiedener Stellen, und vielfältig abwechselnde, bis zum Erstaunen marternde Bewegungen und Verdrehungen des ganzen Körpers. Als äussere Vorzeichen beobachtete der Vf. bloss eine unebene, kalkartige Abhärtung der Nägel an den Fingern und Fusszehen.

Die Folgen dieser krankhaften Erscheinungen sind öfters Melancholie, Wahnsinn, Blindheit, Taubheit, Lähmung, Fallsucht, hitzige Nervenfieber der schwersten und langwierigsten Art, Hirn- und Lunzen-Entzündungen, Röhren, Wassersuchten, Drüsenverhärtungen, Knochengeschwulst und Caries, und vorzüglich der weisse Fluss, welcher, nach der Versicherung des Vfs., in Polen unzählig häufig und hartnäckig ist. — Ein charakteristisches Begleitungszeichen ist auch öfters ein Widerwille, welcher sowohl dem Geruche als dem Geschmacke nach sich oft gegen die sonstigen Lieblingssachen auffallend äussert. — Weder Geschlecht, Alter, Constitution, Temperament, Lebensart, noch die Classe der Armen und Reichen, oft übertrieben reinlicher Menschen, schützt vor der Krankheit; sogar Fremde, in weit entfernten Himmelsstrichen geborene, werden davon befallen. Das Haar aller Farben unterliegt dieser Krankheit, vorzüglich die lichtbraunen; auch beobachtete der Vf. Koltons in weissen Haaren, bey einem hohen Alter. — Die Krankheit entwickelt sich oft sehr schnell, zuweilen in einer Nacht, vorzüglich bey jungen, sonst gesunden, starken Leuten. — Oft leiden Personen Wochen und Monate lang an den oben erwähnten Erscheinungen, ohne sie daher zu leiten; hier macht die Natur zu Gunsten des Leidenden eine kritische Versetzung in die Haare, welche dann fast zusehends durch vollkommene Bildung der Plica, mit Nachlass aller Zufälle, die vollkommene Gesundheit verschafft. Wo dieses nicht geschieht, entwickelt sich jene kritische Metastase oft sehr spät und unvollkommen. Nicht selten (was uns besonders merkwürdig scheint) pflegt sich die Plica mit dem Ausgange geschwind laufender hef-

tiger Faul- und Nerven-Fieber zu äussern. — Mit Recht sieht der Vf. den Weichselzopf als die Krisis derjenigen Krankheit an, welche sich durch die oben bemerkten Zufälle zu erkennen giebt. Diese Krisis ist vollkommen, wenn sich die Plica vollkommen gebildet hat, mit gesunden Haaren am Kopfe nicht nur gut abwächst, sondern auch, nach dem Verschwinden aller krankhaften Zufälle, dann von selbst abfällt. In einem solchen Falle könne man annehmen, dass die Natur ihr Werk gut vollendet habe; jede andere willkührliche Ablegung des Weichselzopfes sey zweifelhaft und unzuverlässig. Die Anlage zu mehrmaligen Pliken beobachtete der Vf. vorzüglich bey Weibern in der Schwangerschaft oder dem Kindbette, so dass viele dessen Erneuerung nach der Anzahl ihrer Niederkunften zählen konnten. Diese mehrmalige Bildung des Weichselzopfes lasse sich um so mehr bey denjenigen annehmen, welche das unzeitige Abschneiden der unvollkommen gebildeten Plica unternommen hätten.

In der 2 Abtheilung betrachtet der Vf. *den Charakter und die Fortpflanzung des Weichselzopfes.* Seine nächste Ursache setzt er in eine unzweckmässige Beschaffenheit des lymphatischen Systems mit einer specifischen Verderbniss der Lymphe, welche sich bey einem völlig gebildeten Übel durch eine ganz eigene Art Säfte-Ansammlung in den Haarzwiebeln sowohl, als in einer Schwellung der Haarröhrchen selbst, zähe, klebricht, ranzig und daher scharf äussert, dadurch das Krümmen, dann Aneinanderwinden, und späterhin Verkleben der Haare verursacht; in Hinsicht der Wirkung aber immer ein Nervenleiden nicht nur von verschiedener Art und Verwandlungen, wie ein Chamäleon ins Unendliche, sondern auch eine Abweichung, Zersetzung und Verwüstung der festen Theile in verschiedenen Gestalten an sich hat. — Wir enthalten uns, diese, auf Principien der Humoralpathologie sich stützende, einseitige Hypothese in ihrer ganzen Blösse darzulegen.

Wenn wir alle, bey dieser Krankheit zusammentreffenden Momente in Erwägung ziehen: so gewinnt unsere schon längst gehegte Vermuthung, dass der Weichselzopf den Ausgang einer heftigen Entzündung des drüsigen Theils der Haare darstelle, immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Darin stimmen alle Ärzte überein, dass der Weichselzopf selbst nichts anderes als die Krise eines besonderen Krankheitszustandes sey. Welche Krankheit das aber sey, von der wir hier eine so merkwürdige Krise vor uns sehen, diese Frage liessen die Meisten bisher unerörtert. Die Annahme unseres Vfs., dass diesem Zustand eine krankhafte Beschaffenheit des lymphatischen Systems zum Grunde liege, führt eben so wenig zu einer richtigen Erkenntniss dieses Gegenstandes, als die von Mehreren angenommene skrophulöse oder syphilitische Natur des Weichselzopfes. — Bey einer vorurtheilslosen Betrachtung jener Zufälle, welche unser Vf. als die Vorboten des Weichselzopfes ansieht, überzeugen wir uns, dass dieselben Ausdruck desjenigen Krankheitszustandes sind, wovon die Plica als letztes Product sich entwickelt. Diese Zufälle deuten fast insgesammt auf das Leiden des Kopfes hin, als die Kopfschmerzen, der Schwindel, die zu grosse oder mangelnde Empfindlichkeit der Kopfhaut, das Jucken und Spannen im Kopfe und Halse, das Sausen, Klingen, Läuten, das schwere Gehör, das Pfeifen in den Ohren, der Druck, das Brennen, die Röthe der Augen, die Funken vor denselben, das Heisswerden im Gesicht u. s. w. Wir erblicken hier eine Affection aller Sinne. Diese Erscheinungen wären ganz unbegreiflich, wenn sie nicht in dem Entzündungszustande des Haarsystems, besonders der Haarwurzeln, Haarzwiebeln, welche bekanntlich ausserordentlich gefässreich, und demnach zu Entzündungen sehr disponirt sind, ihre Erklärung fänden. Denn es möchte sich keine nur einigermassen heftige Entzündung der Kopfbedeckungen denken lassen, ohne gleichzeitige Theilnahme der in so naher Verbindung stehenden Sinne. Bey der Festhaltung dieser Ansicht ist es auch begreiflich, wie sich Nervenfieber, Wahnsinn, Blindheit, Hirn- und Lungen-Entzündungen ausbilden können, wenn dem wohlthätigen Ausgange jener äusseren Entzündung Hindernisse in den Weg gesetzt werden. — Bedenken wir ferner, dass der Weichselzopf, gleich anderen Entzündungskrankheiten, vorzüglich durch klimatische Einflüsse erzeugt wird: so gewinnt unsere Behauptung der eigentlichen Natur dieser Krankheit immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Der ganze Verlauf des Weichselzopfes, sowie das von den vorzüglichsten Ärzten dagegen empfohlene Heilverfahren, sprechen dieser Ansicht gleichfalls das Wort. Wenn es der Raum nicht verböte: so wäre es uns ein Leichtes, die Richtigkeit dieser Vorstellungsart durch alle Momente darzuthun. — Nach der Erfahrung unseres Vfs. muss bey dem Weichselzopfe die erbliche Fortpflanzung in jenen Fällen angenommen werden, wo die Zeugung in der Periode des vollkommen entwickelten Übels geschieht, oder die Ältern zu jener Zeit eine grosse Anlage zu dieser Krankheit in sich trugen. Mehrere Kinder, von Ältern erzeugt, welche an der Plica litten, wurden zuweilen erst in einer späteren Zeit, vielmals erst im hohen Alter von dieser Krankheit ergriffen. Das Haarekämmen mit demselben Kamme, womit ein mit der Plica behafteter Kopf gekämmt wurde, kann gleichfalls, bey der mindesten Anlage, gleich einer Impfung, die Krankheit hervorbringen. So sey es auch keinem Zweifel unterworfen, dass die Ansteckung durch die Mutter- und Ammen-Milch bewirkt, und so die Fortpflanzung dieses Übels ins Unendliche unterhalten werden könne.

In der 3 Abtheilung betrachtet der Vf. die *Bedingungen, die nächste Ursache, und die Vorbeugung des Weichselzopfes.* Mit grossem Erfolg bestreitet er die Meinung, dass der Weichselzopf ein Product der in Polen üblichen Lebens- und Bekleidungs-Art sey. Der Haupteinwurf gegen diese Behauptung ist die Thatsache, dass nicht bloss eingeborne Polen, sondern auch Ausländer von verschiede-

ner und ganz entgegengesetzter Lebensart, öfters bald nach ihrer Ankunft in Polen, von diesem Übel ergriffen werden, dagegen viele Einwohner, welche der landesüblichen Kleidung und Lebensart ergeben sind, vielfach davon frey bleiben. „Ich glaube daher," sagt der Vf. S. 40, „mit vielem Grund den physikalisch - rationellen Urstoff dieses inländischen Übels vorzüglich in der Aussenwelt suchen zu dürfen, und hoffe mich nicht zu irren, wenn ich die erste Bedingniss zur Entstehung eines Koltons durch eine Entmischung der Säfte der angegriffenen Organismen, von einer ganz besonderen unverhältnissmässigen Mischung der Gas - Arten in der Atmosphäre der hiesigen Gegend herleite." — Dass ein Vorherrschen des salzigsauren, schwefelichtsauren und kohlensauren Gases in einigen Gegenden von Polen, besonders an den Weichselufern, diese Bedingung zur Entstehung des Weichselzopfes abgebe, wie Hr. *Chromy* annimmt, ist eine ganz unerwiesene Hypothese. Soviel ist aber wohl keinem Zweifel unterworfen, dass bestimmte atmosphärische Verhältnisse, durch die besondere Lage und geognostische Beschaffenheit jener Gegenden Polens erzeugt, den mächtigsten Impuls zur Erzeugung dieser Krankheit geben. Auch die Witterung spielt hiebey eine sehr wichtige Rolle. Denn wie der Vf. S. 52 bemerkt, so wird die Entstehung des Weichselzopfes vorzüglich durch eine unverhältnissmässig anhaltende sehr kalte, oder vielmehr nasskalte Witterung sehr befördert. — Unstreitig gebührt aber auch der in Polen üblichen Lebensart und der gebräuchlichen Kopfbedeckung ein besonderer Antheil zur Erzeugung dieser Krankheit. Der häufige Genuss erhitzender Getränke disponirt bekanntlich zu Entzündungen überhaupt; die anhaltend warme Kopfbedeckung mit Pelzmützen kann sehr leicht eine krankhafte Anlage des Haarsystems begründen. Bey einer solchen Anlage ist daher die Entstehung einer auf Entzündung beruhenden Krankheit der Haare sehr erklärlich, wenn noch begünstigende Einflüsse der Atmosphäre, der Witterung dazu treten.

In der 4 Abtheilung verbreitet sich der Vf. über die *Eintheilung und Heilung des Weichselzopfes*. Er folgt hier grösstentheils den von *Lafontaine* gegebenen Vorschriften. Dieser unterscheidet, wie uns scheint, mit vielem Rechte, den fieberhaften von dem fieberlosen Zustande, und modificirt danach sein Heilverfahren. Einverstanden mit *Lafontaine* nimmt unser Vf. an, dass sich kein Weichselzopf ohne Fieber bilden könne. — *Lafontaine* wendete bey dem fieberhaften Zustande zuweilen auch Aderlässe an, welche Hr. *Chromy* schlechthin verwirft. — Unter allen äusserlichen Mitteln fand der Vf. das Seifenwasser, und einen Breyumschlag von Lein - oder Hanf-Saamen, mit Milch gekocht, am zweckmässigsten. Auch *Lafontaine* empfiehlt, nebst dem innerlichen Gebrauche von Anfangs diaphoretischer, späterhin stärkenden Mitteln, äusserlich Absude erweichender Mittel. Wenn man von der Idee ausgehet, dass man es hier mit einem Entzündungszustande zu thun habe, welcher die Tendenz zum Übergange in Eiterung besitzt: so ist der Nutzen dieses Verfahrens sehr einleuchtend. — Hr. *C.* bediente sich innerlich vorzüglich des *Spirit. Minder.*, *Vin. Antimon.*, des Kamphers und des doverischen Pulvers. Der Schwefel war innerlich, sowie bey seinem äusseren Gebrauche, in Bädern, gleich nachtheilig, und erregte nicht selten die fürchterlichsten Zufälle. — Bey der chronischen Form des Weichselzopfes, und dadurch erzeugter Schwäche, bediente sich der Vf. mit ausgezeichnetem Nutzen der Chinarinde. — Das Abschneiden des Koltons hält der Vf. nur dann für passend, wenn die wohlthätige Natur ihr Werk in den Haaren ganz vollendet habe, und die Zufälle der Krankheit verschwunden sind. Dieses äussere sich dadurch, dass die Plica zwey bis drey Zoll weit mit gesunden Haaren vom Kopfe abwachse, in sich trockne, geruchlos werde, dann den neuen Haarwuchs solcher Art bilde, dass aus dem alten Kolton neue, ganz gesunde Haare hervorwachsen, und eine Zeitlang kein neues Andrehen der abgewachsenen Haare zum Kopfe geschehe. Am sichersten sey es, den Weichselkopf nie auf einmal, sondern nach und nach, und zwar von dem Umkreise nach dem Mittelpuncte, absatzweise zu 4 bis 5 Tagen, auch Wochenlang, und auch die Zöpfe einen nach dem anderen abzuschneiden. — Auch dürfe der Kopf von einem so schweren Haarklumpen, besonders zur Winterszeit, nicht auf einmal entblösst werden. — Zuweilen geschieht das Abfallen des Weichselzopfes ganz mit den Haarzwiebeln, so dass der Kopf darauf ganz kahl wird. Dieses beobachtete der Vf. bey zwey Frauenzimmern und einem Manne. — Ein neuer, frischer Kolton dürfe niemals abgeschnitten werden, weil gewöhnlich die schrecklichsten Zufälle, oft ein unvermeidlicher Tod, die Folge davon seyen.

Der Vf. schliesst diese Abhandlung mit der Beleuchtung einiger Sätze, welche sich in der 1806 erschienenen gehaltreichen Schrift des kais. russ. Hofraths Dr. *Schlegel* zu Moskwa *über die Ursachen des Weichselzopfes der Menschen und Thiere* finden. Hr. *Schlegel* setzt hier die Hauptveranlassung des Weichselzopfes in die Kopftonsur der Männer in Polen, und der männlichen Juden daselbst. Hr. *Chromy* hat die Unrichtigkeit dieser Behauptung, und ihre wenige Übereinstimmung mit der Erfahrung, wie uns scheint, unwiderleglich dargethan.

GG...R.

Erlangen, b. Palm: *Anleitung zur forensischen und polizeylichen Untersuchung der Menschen- und Thier-Leichname*, für Vorlesungen entworfen von Dr. *Gottfried Fleischmann*, Prosector am anatomischen Theater zu Erlangen u. s. w. 1811. IV u. 116 S. 8.

Ganz richtig bemerkt der Vf., dass die bisherigen Schriften über den von ihm bearbeiteten Gegenstand sich theils in Hinsicht der Darstellung nicht zum Gebrauch als Leitfaden bey akademischen Vor-

lesungen eignen, theils die Unterſuchung der Thierleichname gar nicht berückſichtigen, und überhaupt die polizeyliche Unterſuchung der Leichname vernachläſſigen. Da legale Leichenunterſuchungen entweder wegen der Entſcheidung beſtimmter gerichtlicher Fälle, oder in Bezug auf die Förderung der öffentlichen Geſundheitspflege unternommen werden: ſo behandelt alſo der Vf. erſt die forenſiſche und dann die polizeyliche Unterſuchung der Menſchen- und zuletzt eben ſo die der Thier-Leichname. Die forenſiſche Unterſuchung iſt theils eine anatomiſche, theils eine chemiſche; beiden geht aber die Unterſuchung der Auſsenverhältniſſe, nämlich der Zeit und des Ortes, wo der Leichnam gefunden, aufbewahrt und unterſucht wurde, der Temperatur des Ortes, der Witterung, der Lage und Stellung des todten Körpers, der Bekleidung und anderer äuſserer phyſiſcher Momente voraus. In der Einleitung befindet ſich ein kurzes Verzeichniſs hieher gehöriger Schriften, deren auch noch mehrere bey den Materien, welchen ſie beſonders gewidmet ſind, angeführt werden. Der erſte Theil, welcher von der forenſiſchen Unterſuchung der Menſchenleichname im Allgemeinen handelt, zerfällt in drey Capitel; C. I Anatomiſche allgemeine und partielle Unterſuchung der Auſsenfläche und nähere äuſsere Unterſuchung in Bezug auf die Verletzungen nach allgemeinen und beſonderen Momenten — Unterſuchung der inneren Haupthöhlen und gewiſſer von der Auſsenfläche entfernterer Parthieen des Körpers, der Schädelhöhle, der Höhlen der Sinnorgane, des Halſes und Nackens, der Bruſthöhle, der Unterleibshöhle und der Extremitäten, des Skelets in Betreff des Geſchlechts und des Alters. — C. II. Von der forenſiſchen anatomiſchen Unterſuchung todtgefundener neugeborener Kinder; welche ſich theils auf die Auſsenfläche, theils auf die inneren Weichgebilde, und das Skelet, theils auf die Nachgeburt bezieht. — C. III. Von der forenſiſchen chemiſchen Unterſuchung der Menſchenleichname, der in ihnen gefundenen Gifte, ihrer phyſiſchen Kennzeichen und chemiſchen Prüfung, ſo wie der chemiſchen Unterſuchung nicht giftiger im Körper gefundener Stoffe. — *Zweyter Theil.* Über polizeyliche Unterſuchung der Menſchenleichname; der an epidemiſchen Krankheiten Verſtorbenen; Beſichtigung der Leichen wegen zu frühen Begrabens, Eröffnung der Schwangerverſtorbenen und Beſichtigung der Leichname todt geborrner Kinder. — *Dritter Theil.* Über legale Unterſuchung der Thierleichname, der Pferde, des Hornviehes, der geſchlachteten oder gefallenen Schaafe, der geſchlachteten oder gefallenen Schweine. Den Schluſs macht die Unterſuchung wüthend geweſener Thiere.

Aus dieſer gedrängten Inhaltsanzeige wird ſchon erſichtlich genug, daſs dem Ganzen ein durchdachter und mit Conſequenz durchgeführter Plan zum Grunde liege, und bey näherer Unterſuchung findet man manche wichtige Bemerkung, welche in ähnlichen Werken vergeblich geſucht wird, wie z. B. bey der Beſtimmung des Geſchlechts und Alters aus dem Skelet und an anderen Orten mehr. Freylich konnte der Vf., um das Buch als Leitfaden zu akademiſchen Vorleſungen nicht zu ſtark werden zu laſſen, nur Umriſſe geben, und allenfalls durch beygefügte kurze Frageſätze oder Winke dem Lehrer andeuten, welche Gegenſtände er bey dem Vortrage umſtändlicher zu erörtern und zu beweiſen habe; aber eben durch dieſe Gedrängtheit bey der möglichſten Vollſtändigkeit kann das Buch gegründeten Anſpruch auf den Vorzug vor allen bisherigen ähnlichen Anweiſungen machen.

C. T.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Hadamar*, i. d. neuen Gelehrten Buchh.: *Etwas für Eheleute über Entſtehung und Verhütung der Miſsgeburten*, nebſt Darſtellung einer ſeltenen, in Coblenz todt zur Welt gekommenen Miſsgeburt, von *Jakob Cleſius*, Med. Doctor zu Coblenz. Mit 1 Kupfer. 1812. VIII u. 68 S. kl. 8. (10 gr.)

Dieſes Büchlein mag wohl recht gut gemeint ſeyn; aber ſo herzlich ſchlecht, wie es vor uns liegt, widerſtrebt es auch dem beſten Willen, den guten Willen ſeines Vfs. zu loben. — Wer im Denken und Schreiben noch ſo ungeübt iſt, wie Hr. *Cleſius*, ſollte ſich durch Scheu vor dem Publicum in Achtung zu erhalten ſuchen, und ſeine Blöſse nicht zur Schau tragen. Oder war vielleicht das ganze Büchlein im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts *miſsrathen*, und erſcheint nun, wie eine Spätgeburt, unter dem neuen Titel? — Dem widerſpricht die Empfehlung der Schuzpocken, und die polizeylich empfindelnde Apoſtrophe an die Mütter über das Selbſtſtillen.

Von der Entſtehung der Miſsgeburten vernimmt man übrigens kein Wort, und über die Verhütung derſelben leere Reden, ohne Zweck und Grund. Die beſchriebene und abgebildete Miſsgeburt befand in einem 5monatlichen knochenloſen Foetus, mit monſtröſem Kopfe, und Auswüchſen an den Händen, geboren von einer Mutter, die ausgebildete Früchte, wegen eines fehlerhaften Baues des Beckens, nur enthirnt zur Welt bringen konnte; von einer anderen Urſache der Miſsgeſtaltung dieſes Fötus iſt nichts zu finden. Eine durch die Krone ſproſſende Winterbirne füllt, bedeutſam genug, den leeren Raum der Tafel.

Als Probe des Stils eine bekannte, ärgerliche Geſchichte aus der Note S. 54. „So ergab ſich vor mehreren Jahren in dem Naſſau-Weilburgiſchen Städtchen D.... ein höchſt trauriger Fall, wo eine alte gefühlloſe Hebamme bey einer Kreiſenden anſtatt des Mutterkuchens, welcher doch ſchon zugleich mit der Frucht geboren worden war, und welchen *ſelbe* noch zurück *zu ſeyn* und noch ablöſen zu müſſen glaubte, die ganze Gebärmutter verkehrt aus dem Leibe zog, und auf ſolche Art die *Gute* (*ſic*) ſtarke Mutter, (*Comma!*) von mehreren Kindern, dem Grabe reif machte.“

* * *

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

PHILOSOPHIE.

München, b. Stöger: *Über die Begründung der Ethik durch die Physik.* Eine Rede von *Franz* Ritter *von Baader*, königl. baier. Oberbergrath und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften. 1813. 39 S. 4.

Nach den Worten des Vfs. ist der Zweck dieser, in einer öffentlichen Sitzung bey der Akademie der Wissenschaften zu München gelesenen Rede, einerseits die Einstimmigkeit der Schrift- und Natur-Lehre wieder in Erinnerung zu bringen, andererseits das Unwesen jener neueren Moral zu beleuchten, welche seit *Kant* immer unverholener sich von Religion und Physik, von Gott und Natur lossagt. Es ist nicht zu leugnen, dass die Religion und Moral durch die Philosophie *Kants* mehr verloren als gewonnen haben: die erstere ward ihrer selbstständigen Existenz beraubt, und lediglich dem Namen nach unter der Gunst der Pflichtenlehre geduldet; diese hat zwar in der Rücksicht gewonnen, dass sie von manchem ihrer unwürdigen Stoffe gereinigt, und auf reine und uneigennützige Gesinnungen zurückgeführt ward, in anderer Beziehung aber entfernte sie sich von Gott und der menschlichen Natur, ward eine abstracte Wissenschaft des Verstandes, und sollte Foderungen befriedigen, welchen sie nimmermehr gewachsen war. Die Allgemeinheit aller sittlichen Vorschriften sollte den Unterschied und die Besonderheit der menschlichen Naturen und Handlungsweisen ausgleichen, und aufheben. Durch den kategorischen Imperativ und die mit ihm identificirte Triebfeder aller Handlungen ward das sittliche Leben des Menschen freygesprochen von aller Abhängigkeit von Gott und der Natur, die natürlichen und religiösen Beweggründe des Handelns wurden für unrein, und der Mensch als ein sich selbst genügendes Wesen erklärt. Wir haben es erfahren, welche Folgen diese Lehre für das Gesammtleben unserer Zeit gehabt hat; die Tödtung des religiösen Sinnes, die Vernachlässigung aller Tugendübungsmittel, die Verschmähung und Verachtung jeder Art von göttlicher Offenbarung, und der daraus erwachsene allgemeine Übermuth, haben die davon Ergriffenen zum Falle und zur schweren Büssung gebracht. Die gegen diese stolzen und frevelhaften Anmassungen sich erhebenden Stimmen würden wenig vermocht haben, wenn nicht die Vorsehung auch hier ins Mittel getreten, und die wunderbare Lenkung der Schicksale auch den Sinn der Völker umgekehrt hätte: die Wenigen, welche von den weit verbreiteten Irrthümern frey geblieben, oder nach erlangter besserer Einsicht zum alten Glauben zurückgekommen waren, wurden von ihren sich weiser dünkenden Zeitgenossen verhöhnt, die fest hielten an dem Grundsatze, dass daran, was sie nicht begreifen, auch nichts seyn könne.

Unter den Wenigen, die den Götzen der neueren Zeit nicht gehuldigt und mit nie wankender Festigkeit die mit den tiefsten Denkern aller Jahrhunderte verwandte eigene Denkart treu bewahrt haben, gehört der Vf. dieser Rede, unstreitig einer der gediegensten philosophischen Denker seiner Mitwelt. Das Höchste mit dem Tiefsten paarend, vermag er, in den sehr getrennten Theilen unserer Welt die allen gemeinsame Verkettung zu erkennen, und einzusehen, wie die scheinbar disparatesten Kräfte, einander bedürftig, sich suchen, stützen, zu einem Ziele streben, und wie ein Pulsschlag sie alle in Bewegung setze. Diesem Geiste musste die seichte und prahlende Weisheit unserer Tage, welche die Oberfläche der Dinge kaum zu ritzen vermochte, die widernatürliche Trennung und Entgegensetzung aller Glieder im Universum und ihre Entheiligung, so wie der dem Menschen systematisch beygebrachte Hochmuth auf seine Allgenügsamkeit, und die zwischen ihm, Gott und der Natur gestiftete Feindschaft immer höchst ärgerlich vorkommen. Eine ideenreiche, mit der gründlichsten Naturkenntniss vereinte Polemik setzte er der vermeinten Weisheit seiner Zeit entgegen, die aber nur von den wenigen verwandten Geistern verstanden und bewundert, von flachen Köpfen verhöhnt, von den Meisten gleichgültig aufgenommen ward. Durch die vorliegende Rede hat er zu seinen früheren Gaben ähnlicher Art einen schönen Beytrag geliefert. Ob sie schon jetzt nach Verdienst aufgenommen, und Früchte bringen werde, steht zu erwarten; wir möchten es fast bezweifeln, weil sie in starkem Contraste steht mit den jetzt noch gerühmten philosophischen Lehren, und weil die Sprache des Vfs., ungeachtet ihrer Gediegenheit, dennoch fremde und Vielen unverständliche Töne enthält. Wir glauben zwar nicht, dass diess zur Sache nöthig sey; geben aber gern zu, dass diese jedem selbstständigen Denker zukommende Eigenthümlichkeit mit besonderer Nachsicht verdiene aufgenommen zu werden.

Wie des Menschen ethisches Leben von der Natur und Gott abhängig sey, hat der Vf. auch schon

in anderen Abhandlungen dargethan; in dieser weist er vorzugsweise den Zusammenhang des sittlichen Wesens mit der Natur nach. Nachdem er die Vernachlässigung des Verhältnisses beider im Allgemeinen beklagt hat, knüpft er seine Untersuchungen an die Lehre *Kants*, und zeigt, wie auch dieser scharfsinnige Denker in seiner Kritik der Urtheilskraft die Verbindung dieser beiden Wissenschaften geahnet, obgleich nicht mit Consequenz durchgeführt habe; eine strenge Verfolgung seiner Ideen aber gewähre die Überzeugung, dass wir unser ethisches Leben ohne jene besondere Zweckmässigkeit der Gestalten und Compositionen der Natur, welche *Kant* im Sinne der Alten mit dem Namen *Symbolik* bezeichnet, eben so wenig zu erhalten vermöchten, als es gewiss ist, dass eine ähnliche geheime Symbolik selbst in unserem *Schicksal* zu gleichem Zwecke bemerklich und erfoderlich sich weiset, und dass der Mensch als ethisches Wesen nur in sofern sich in die Natur und in sein Schicksal findet, in sofern er in beiden diese Symbolik beachtet und versteht. *Kant* leugnete zwar vermöge seiner Subjectivitätsphilosophie diese Hülfe der Natur wieder ab, gerieth aber dadurch mit sich selbst in Widerspruch, und Hr. *Baader* zeigt, wie die Idee eines *architektonischen Verstandes*, die *Kant* nur als regulatives Princip bey der Betrachtung organischer Naturen annahm, durch consequente Anwendung in ein constitutives müsse verwandelt werden, d. h. in ein solches, welches zugleich schöpferisch in den Naturkörpern wirkt; das *erklärende* Princip muss zugleich als das *gestaltende* anerkannt werden. Daran schliesst nun der Vf. S. 11 den Hauptsatz seiner Rede an, in welcher Beziehung der sittliche Geist zu der Natur stehe. Die Natur, vom Geiste belebt, selbst verständig wirkend, ist der Träger des Geistes, und giebt diesen kund, oder dieser kann sich nur durch die Natur aussprechen; die Natur ist der *Grund*, in welchem der Geist sich offenbart, d. h. als *Ursache* sich eine Existenz giebt, sich wirklich hervorbringt; eine *Ursache* vermag sich nicht anders zu äussern, als durch ein *Gründen* derselben, sie bedarf einer Basis, einer Stütze. (Der Sinn ist wahrscheinlich kein anderer als: der Geist mit seinem Denken und Wollen vermag nichts aus sich selbst, wenn er sich nicht anschliesst an die angeborene Natur des Menschen, an seine natürlichen Begierden, Triebe und Neigungen, kurz, an seine angestammte Individualität, um durch sie erst zu wirken und zu schaffen, sie zu durchdringen, und so zu vergeistigen; es ist also eitles Blendwerk, eine Ethik lediglich aus dem Geiste und für ihn zu entwickeln, ohne die Natur, durch die er allein Etwas vermag, zu berücksichtigen.) In den Urbegriffen der *Ursache* und des *Grundes* ist uns also ein *Urdualism* gegeben, ohne den wir nichts erklären können; er selbst bleibt uns ewig unerklärbar; von der dualistischen Verbindung und Unterordnung beider Begriffe können wir aber in Physik und Ethik einen fruchtbaren Gebrauch machen. S. 12 — 19 weist der Vf. diesen Zusammenhang beider in der Natur nach, wie in ihr das Leben aus der Tiefe emporsteigt, ein Niederes dem Höheren, aus ihm Hervorkommenden, vorgeht, das Licht aus dem Finsteren, die Farbe aus dem Dunkel, der Geist aus dem Leibe, das Leben aus der Verwesung; dieses Höhere sehen wir zwar über seinem Niedrigeren, dasselbe beherrschend, schweben, und gegen dasselbe frey: aber trotz dieser Superiorität und Freyheit — Centralität — bemerken wir doch, dass ein unsichtbares und untrennbares Band dasselbe wie mit unzerstörbarem Instinct an sein Niedrigeres bindet, von dem es unter keiner Bedingung sich wirklich losmachen kann. Diese Bedingung der Existenz der Causalität durch ein Gründen kann nach Hn. *Baader* zwar nicht erklärt, wohl aber beschrieben werden; es zerfällt dieser Beschreibung gemäss in zwey Hauptmomente, von denen der *erste* als der Anfang der Creatur der vollendeten Gründung zwar vorhergeht, und diese bedingt, sie aber keineswegs schon für sich, sondern eigentlich ihren Gegensatz hervorbringt; die Creatur beginnt also mit einem inneren Zwist oder Widerspruch; daher mit der Begierde, als der ersten Hemmung, alle innere Productivität beginnt. Dieses anfängliche Princip enthält zwar in sich die Fülle alles Productionsvermögens, bringt aber, sich selbst überlassen, nichts hervor; seiner Bestimmung gemäss soll es in sich verschlossen bleiben; wird es aber dieser Bestimmung entgegen geöffnet (das heisst wahrscheinlich soviel, als emporgehoben, und zum herrschenden gemacht): so bezeichnet dieses die Verderbtheit und Verkehrtheit, es giebt sich dann als saugend, oder verzehrend kund, als Mangel und Bedürfniss oder als Hunger. Dieser erste, jede Hervorbringung bedingende Begründungsprocess geht in einen *zweyten* über, der ihn ergänzt und vollendet; wie aber dieses geschehe, zu zeigen, will der Vf. bey einer anderen Gelegenheit darthun. (Allein da dieser zweyte Hauptmoment das eigentlich ethische Leben ausmacht, und zu beweisen, oder darzuthun, wie er von dem ersten untrennbar sey, die Aufgabe dieser Rede ist: so lässt sich nicht einsehen, warum der tiefsinnige Redner sich der Mühe, dieses nachzuweisen, überhoben und so die Lösung seines Thema unvollendet gelassen hat.) Dem zweyten Moment liegt der erste stets in seiner *Latenz* unter, und bleibt ewig mit ihm verbunden; es ist ein und derselbe Process, welcher jenen ersten in seiner Latenz zurück und niederhält, und zugleich dem an dieser Latenz frey werdenden Leben den Genuss dieser Befreyung und Erlösung aus Angst und Noth verschafft. Z. B. der Freude an einem gelungenen Werke liegt das Bewusstseyn der überwundenen Schwierigkeiten zu Grunde; hätten letztere gesiegt: so hätte jene Freude nicht aufgehen können.

Von S. 19 an wendet sich Hr. *Baader* von der Natur zu dem menschlichen Geiste, und macht auch für das ethische Leben desselben das Gesetz geltend, „dass selbiges zwar über seine Natur schwebe, die es gebiert, falls nämlich dieses ethische Le-

ben frey und in vollem Genuss seiner Rechte sich befindet, dass es aber so wenig von dieser Natur sich loszumachen vermöchte, als die Flamme von dem Rauche, oder die Pflanze von ihrer Wurzel; dass es endlich ohne ein Höheres, welches dieses Leben *begeistet*, und ohne ein Niedrigeres, welches selbes *nähret*, nicht bestehen mag. Das Bewusste — Geist — und das Unbewusste — Natur — ist uns im Willen und der von ihm untrennbaren Begierde, wie beeder inniger Verband, unmittelbar gegeben." Mit Recht tadelt er S. 20 die Meinung jener Supernaturalisten, welche von einer völligen Losmachung des Willens von seinem bewusstlosen Trieb träumten, meinend, dadurch werde die Creatur ohne und ausser aller Natur zu einer reinen Intelligenz, als begierdeloser Wille und sinnloser Verstand; er nennt diese Trennung eine geistige Selbstcombalisirung. Der genaueren Bestimmung einer Begründung der Ethik durch die Physik schickt er voraus einige treffende Bemerkungen über das Verhältniss des Guten zum Bösen, über die Gewalt des ersteren, und die Ohnmacht des letzteren, über die unbesiegbare Herrschaft einer göttlichen Weltregierung, über die innere Unruhe und Gewissensbisse des bösen Gemüths u. s. w. Alles in einer sehr dunkeln Sprache, und die Deutlichkeit nicht befördernden Ordnung. Von S. 27 thut er nun dar, wie die Heilung des ethisch bösen Menschen supernaturalistisch als höhere Begeistung, und natürlich als neue Beleibung sich wirksam beweisen müsse, wobey helles Licht über manche dunkele Tiefen der menschlichen Natur verbreitet wird. Das Wesentliche besteht im Folgenden: „Da vermöge der Selbstthätigkeit eines intelligenten Wesens nichts in dessen Begierde treten und wurzeln kann, dem das Intelligente sich nicht selbst wollend geöffnet hat: so ist das Böse in der Begierde allerdings des Menschen That; aber sie beweiset auch zugleich seine ethische Hülfsbedürftigkeit, weil er unvermögend ist, als vom Bösen befangen und im Argen liegend, sich von ihm wieder frey zu machen. Da die Natur als Grund der Causalität des Übels Sitz geworden: so muss auch die Hülfe in diese Natur eintreten, und jenes Böse tilgen; und man kann dem ethisch Verdorbenen nicht beykommen, wenn man seine Natur vorbeygehen will. Eine solche Hülfe kann zwar nicht ohne den Willen des Menschen Statt finden, aber der böse Wille, sofern er sich gegen ein Helfendes äussert, ist noch nicht vollendeter guter Wille, er bereitet sich erst dadurch seine Ergänzung. Der kategorische Imperativ, welcher als innerstes Gesetz fodert, die böse Begeistung zu tilgen, kann eben, weil er innerstes Gesetz ist, nicht zugleich Triebfeder zu dessen Erfüllung seyn, er erzeugt bloss einen geheimen *Zug* zu solch einer Hülfe, so wie diese sich nähert. — Die Intelligenz braucht zur Austreibung des Bösen, um die Kraft dazu zu erhalten, dasselbe Organ, welches dieses Böse besitzt; dieses Organ muss also erst frey gemacht werden, damit die Intelligenz es gebrauchen kann; es ist freylich nicht ganz verdorben, weil das Böse nie einen vollkommenen Sieg über das Gute erhalten kann, es ist folglich wieder erweckbar. Diese Wiedererweckung kann aber nur von Aussen geschehend — durch einen Anhauch — gedacht werden, welchem Anhauch die intelligente Creatur sich selber öffnend (wollend, jene Himmelsluft einathmend) den Zugang zu ihrer eigenen verdorbenen Natur und Begierde verschafft; dadurch beginnt in letzterer jener wunderbare Umwandlungsprocess, wodurch es möglich wird, dass die Causalität der Intelligenz in diesem ihr dargebotenen Grunde sich fassen, und von ihm aus das ethisch Böse bekämpfen, und dasselbe nach und nach aus seinem bisherigen Besitz vertreiben kann. Ohne eine ethische Zweckmässigkeit der äusseren und inneren Natur würde das ethische Leben hülflos bleiben und verderben; man muss also wissen, was Gott zu unserem Heile gethan hat, und noch thut. Die Natursymbolik weckt schon das höhere Leben, indem dieses sich stets in dem niedrigen spiegelnd, ohne die vergleichende Beachtung dieses niedrigeren nicht wohl erkannt werden kann. (Darin wird jeder Menschenkenner mit Hn. *Baader* überinstimmen, dass dem verdorbenen Menschen von Aussen Hülfe geleistet werden müsse, wenn er wieder gut werden soll. Die Anschauung der Natur, das vernünftig eingerichtete Staatsleben, die in der Leitung der menschlichen Schicksale überhaupt, und der eines jeden Menschen sich wirksam beweisende göttliche Vorsehung, vorzüglich die durch Christus uns gewordene Offenbarung, das Alles zusammen muss den Menschen auffodern, sein Herz dem gemeinsamen und göttlichen Leben als Opfer hinzugeben, und sein Ich in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Guten zu bringen; dadurch wird auch die Natur, der Grund in uns für das Höhere gewonnen, und das intelligente Princip kann sich dann desselben ungehindert als seines Organs bedienen. Daraus erwächst dann das freudige Rechtthun, die eigentliche wirksame Liebe, welche für sich das Gute vollbringt, und nicht erst, wie *Kant* will, durch Vorhaltung des kategorischen Imperativs dazu gereizt werden muss. Wer noch dieses nöthig hat, *ist* noch nicht wahrhaft gut, er ringt erst danach; das eigentlich *Gutseyn* besteht in dem sittlichen Leben aus Neigung, Liebe und innerem Bedürfniss. Der Redner spricht dieses S. 32 aus.) „Die dem Menschen zur Gründung seines ethischen Seyns nöthige Hülfe besteht nach der Religion in dem Theilhaftigwerden und Seyn *der göttlichen Natur*, wodurch der Mensch allein in den Stand gesetzt wird, das Gute wie Gott aus seiner Natur, ohne Zwang und peinliche Anstrengung, d. h. aus innerer Nothwendigkeit zu thun, mit Leichtigkeit und Grazie; dadurch wird der *Charakter* erzeugt; der Charakterlose ist gleichgeltend dem Gottlosen. Jede gelungene moralische Production soll und kann daher auch seyn, unbeschadet der reinen Moralität, völlig so wie die Production der schönen Kunst, das Werk des Genie's, des hiezu uns Allen angeborenen Talents. Das Verdienstliche und Beste an jener Production liegt keineswegs in der erzwungenen Erzeu-

gung nach einer vorgehaltenen Regel; diese ewig unfrey und ungenialisch, gleichsam nur mechanisch, stümperhaft corrigirend, so wie es *Kant* will.

S. 35 will der Vf. den unmittelbaren Zusammenhang der Ethik mit der Physik noch von der Seite darthun, dass er behauptet, das vom Bösen gestiftete Leiden beschränke sich nicht auf die eigene Natur der böse gewordenen Creatur, sondern es verbreite sich auch auf die äussere, diese umgebende und berührende Natur, und theile sich dieser mit; der Mensch, als Centrum der Natur, wirke auch auf dieselbe, er vermöge die Natur um sich zu kränken. (Wahrscheinlich meint der Vf. damit, dass eine böse Seele auch den Leib verderbe, entstelle, widrig auf andere Menschen wirke; dass des bösen Menschen Werke der Fluch begleite, und seine Gegenwart guten Menschen Schmerzen verursache, u. s. w. Aber warum eine so verschrobene, seltsame, verkünstelte Sprache?)

Die in dieser Rede enthaltenen Ideen über das sittliche Leben des Menschen haben Rec. sehr gefallen; in Rücksicht ihrer Darstellung aber vermisst er Mancherley, z. B. das stete Fortschreiten, die einem so wichtigen Gegenstande unentbehrliche Ordnung und wissenschaftliche Entfaltung; auch hat der Vf. Alles zu sehr im Allgemeinen gehalten, und zu wenig im Besonderen nachgewiesen, was ihm, dem so scharfen Beobachter, nicht schwer hätte fallen können. Es lässt sich freylich nicht Alles für die Profanen aussprechen, wenn man nicht will ans Kreuz geschlagen werden: allein dann ist es auch nicht nothwendig, dasselbe zum Gegenstande einer öffentlichen Rede zu machen. Rec. hätte ferner gewünscht, dass der Redner genau bestimmt hätte, was er unter *Natur*, im Gegensatze der *Intelligenz* oder des *Geistes*, verstehe, und wie er sich den Urgegensatz beider denke, warum der freye Wille von dem Bösen sich nicht mit eben der Selbstständigkeit befreyen könne, mit welcher er sich demselben hingegeben hat; gewiss hätte er diese dunkelen Seiten leicht aufhellen können, wenn er nur gewollt hätte. Übrigens danken wir ihm für dieses ideenreiche Geschenk, und erwarten bald noch ähnliche von ihm.

M. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, im Industrie-Comptoir: *Die Schlacht bey Leipzig*, oder Darstellung der verschiedenen Stellungen, Märsche und Angriffe aller Armeecorps an den vier Tagen der merkwürdigen und entscheidenden Schlacht bey Leipzig, den 16ten bis 19ten October 1813, wo die französischen, italiänischen, holländischen und rheinbündischen Armeen von den russischen, österreichischen, preussischen und schwedischen Armeen gänzlich geschlagen worden sind. *Mit neun neuen Planen an Ort und Stelle aufgenommen von einem Militär und Augenzeugen.*

Darunter der französische Titel:

La Bataille de Leipzig, ou exposition des diverses positions, marches et attaques de tous les corps d'armées (d'armée) dans les quatre journées de la bataille mémorable et décisive de Leipzig, complettement gagnée par les armées alliées Russes, Autrichiennes, Prussiennes et Suédoises: sur les armées Françaises, Italiennes, Hollandoises et de vingt-trois Souverains confédérez. *Tracées en 9 plans sur les lieux, par un militaire témoin oculaire.* 1 Bogen in 4. Mit 9 Charten. Ohne Jahrzahl. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ausser dem marktschreyerischen Titel, neun gleiche, schlecht gestochene Chärtchen, die auf einem starken Viertelbogen, im Format des bekannten schreiberischen Atlasses, einen Flächenraum von 36 Quadratmeilen darstellen, in dessen Mittelpunct die Stadt Leipzig liegt. — Ohne alle Bezeichnung des Bodens. — Mit rother, gelber, grüner, blauer und Orangen-Farbe sind unförmliche Pinselstriche hineingezogen, welche die verschiedenen Stellungen der Heere an den Tagen der Schlacht andeuten sollen. Weder das Geschütz, noch die Truppengattungen sind unterschieden. Eine sogenannte Erklärung ist in deutscher und schülerhafter französischer Sprache auf 6 Quartseiten hinzugefügt. Wer daraus die Begebenheiten jener Tage sich anschaulich machen zu können glaubt, dem mag dieses Machwerk dienen; Militärpersonen können es nicht brauchen.

Kf.

Medicin. *Berlin* u. *Stettin*, b. Nicolai: *Über die Gas- und Schwefel-Bäder bey den Schwefelquellen zu Eilsen*, von Dr. *Johann Christoph Gebhard*, fürstlich schaumburg-lippischem Hofrath und Brunnenarzt zu Eilsen. Zweytes Bändchen. 1812. XII u. 76 S. 8. (7 Gr.)

Auch mit dem Titel:

Über die neuen Gas- und Schlamm-Bäder u. s. w.

Die Verbesserungen, welche die Bäder zu Eilsen seit der Herausgabe des ersten Bändchens dieser Schrift (s. J. A. L. Z. 1813. No. 72) erhielten, haben Hn. *G.* bewogen, diese Fortsetzung zu liefern. Die vortheilhaften Wirkungen, welche so viele Kranke von den, obgleich noch unvollkommen eingerichteten, Gas- und Schlamm-Bädern an sich erfuhren, veranlassten die Beschleunigung vollkommenerer Einrichtungen für diese Arten von Bädern, so dass nun dieselben in einem besonderen Gebäude von den Wasserbädern getrennt sind. Um die Vorzüge der neuen Gasbäder anschaulicher zu machen, wiederholt Hr. *G.* die bereits in der früheren Schrift gelieferte Beschreibung der vorigen Einrichtungen zu diesem Zweck. Man würde diese Wiederholung tadeln müssen, wenn nicht Hr. *G.* dieselbe mit so interessanten Zusätzen und unter so ganz veränderter Beziehung gegeben hätte, dass man sie gern noch einmal liest. Mit achtungswerther Wahrhaftigkeit giebt Hr. *G.* auch *die* Fälle an, wo die eine oder andere Gasart die zu Eilsen angewendet werden könnte, nicht brauchbar ist; statt dass so viele andere Brunnenärzte ihre Heilquellen so ziemlich gegen *alle* Krankheiten anrühmen. — Mit derselben, dem geraden deutschen Sinne so wohlthuenden, Aufrichtigkeit verfährt der Vf. bey der Angabe des Nutzens der jetzt zu Eilsen alles übertreffenden Schwefelschlammbäder. Rec. giebt keine weiteren Auszüge aus dem Schriftchen, da gewiss wenig Ärzte unterlassen werden, sich mit demselben genauer bekannt zu machen, sowohl zur Vermehrung und Berichtigung ihrer wissenschaftlichen Ansichten, als um den Kranken, welche solcher Bäder bedürfen, und sich ihrer zu bedienen im Stande sind, die nöthigen Anweisungen geben zu können.

— a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland.* Von *A. F. J. Thibaut*, Hofrath und Professor des Rechts in Heidelberg, Correspondenten der kaiserlichen Gesetzgebungs-Commission in Petersburg. 1814. 67 S. 8. (8 Gr.)

Diese Schrift ist eine höchst erfreuliche Erscheinung. Ihr Vf. redet mit edler Wärme, mit wahrhaft vaterländischem Sinne, ohne Scheu, vor verjährten Vorurtheilen, und dennoch ohne alle, jetzt nur zu häufige, politische Schwärmerey, über einen der allerwichtigsten Gegenstände, welche in diesem Augenblick für Deutschland zur Sprache gebracht werden können. Sowohl früher, als in der neuesten Zeit, haben auch andere Stimmen sich schon über diesen Gegenstand vernehmen lassen; noch nie aber ist diess auf eine so überzeugende, Geist und Herz so eindringlich in Anspruch nehmende Weise geschehen, als in diesen wenigen, aber inhaltschweren Bogen. Dem Vf. hat seine gründliche gelehrte Kenntniss des römischen Rechtes grossen Ruhm erworben; um so eher ist zu hoffen, dass sein unbefangenes Urtheil über unseren bisherigen Rechtszustand, und namentlich sein Urtheil über das römische Recht, so grell es auch gegen dessen althergebrachte Vergötterung absticht, einen tiefen und wirksamen Eindruck machen werde.

Nur mit der *Nothwendigkeit* eines allgemeinen Gesetzbuches für Deutschland, nicht mit ausführlicheren *Vorschlägen*, wie zu demselben gelangt werden könne, beschäftigt sich der Vf.; auch verspricht der Titel nur jenes, und allerdings ist es in diesem Augenblicke noch ungleich wichtiger, ein allgemeines und lebendiges Gefühl jenes Bedürfnisses zu erwecken, als Vorschläge zu machen, wie ihm abzuhelfen sey. Denn bey dem, was auch in Deutschland seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Fache der Gesetzgebung bereits geschehen ist, würde es wahrlich keine bedeutenden Schwierigkeiten haben, ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für Deutschland *abzufassen* oder *aufzufinden*; die wirklichen Schwierigkeiten aber, welche seiner *Annahme* entgegenstehen, werden gröstentheils von selbst hinwegfallen, wenn an den gehörigen Orten der ernstliche Wunsch und Wille erzeugt wird, Deutschland dieser grossen Wohlthat theilhaftig zu machen. Auf diesen Wunsch und Willen zu wirken, war daher der Vorsatz des Vfs., und schwerlich wird irgend Jemand, welcher eines besonnenen und unbefangenen Urtheils nur einigermassen fähig ist, diese Abhandlung aus der Hand legen, ohne lebhaft zu fühlen, dass der Vf. Alles gethan hat, was in seiner Macht stand, um diesen Zweck zu erreichen.

Er deutet im Eingange seiner Schrift auf die Hindernisse hin, welche auch jetzt noch, nachdem Deutschland durch Befreyung seines Bodens seine Ehre gerettet, und sich die *Möglichkeit* einer glücklichen Zukunft errungen hat, der wirklichen Erreichung eines auch nur mittelmässigen Glückes entgegenstehen. Er sucht zwar mit Gründen, welchen allerdings nicht viel entgegenzusetzen ist, darüber zu trösten, dass Deutschland nach wie vor den Vortheilen einer unbedingten Einheit zu entsagen hat, und sich in eine Reihe bloss äusserlich verbundener kleiner Staaten auflösen wird; aber er warnt vor den grossen Gefahren, welche aus diesem Zustande hervorgehen können, und indem er es Anderen überlässt, unsere künftigen politischen Verhältnisse von dieser Seite zu beleuchten, fühlt er selbst sich aufgefodert, in diesem grossen verhängnissvollen Augenblicke seine Wünsche über unsere künftigen *bürgerlichen* Verhältnisse zu äussern. Er hält nicht mit Unrecht gerade diese Seite für diejenige, welche am meisten hervorgehoben zu werden verdient. „Denn in Beziehung auf politische Organisationen ist schon so viel vorgearbeitet, dass die Wahl des Zweckmässigen mehr nur noch von dem guten Willen, als der Anstrengung des Verstandes abhängt; aber in bürgerlicher, privatrechtlicher Hinsicht thut es Noth, dass über die frostigen herrschenden Ansichten ein warmer Hauch gehe, um das Erstarrte aufzulösen, und Alles in das Leben hervorzurufen, was unter den Händen gewöhnlicher Staatskünstler wie eine todte Masse auf den heiligsten Verhältnissen des Bürgers lastet." — Der Vf. findet sich veranlasst, seine Wünsche in dieser Hinsicht *schnell* zu äussern, weil man leider in vielen deutschen Ländern nach der Befreyung von fremder Herrschaft, statt den herrlichen Augenblick zur Zerstörung alter Missbräuche und zur Begründung eines neuen Glückes durch weise bürgerliche Einrichtungen zu benutzen, nichts eiliger zu thun zu haben scheint, „als das krause Gemisch des alten Wirrwarrs gegen das eingeführte neueste Recht mit einem schneidenden Machtwort wieder herzustellen, jeden kleinen Staat zu organisiren, als ob er mit der ganzen Welt mit keinem Fa-

den zusammenhänge, und den kleinen eigenen Kräften das Unglaubliche zuzutrauen."

Um nun zu beweisen, dass unser bürgerliches Recht (worunter der Vf. hier stets das Privatrecht, das Criminalrecht und den Process versteht) einer gänzlichen schnellen Umänderung bedarf, und dass wir in unseren bürgerlichen Verhältnissen nicht anders glücklich werden können, als durch die Abfassung und Annahme eines allgemeinen, der Willkühr der einzelnen Regierungen entzogenen, für ganz Deutschland erlassenen Gesetzbuches, stellt der Vf. zuvörderst die beiden Foderungen auf, welche man an jede Gesetzgebuug machen muss: dass sie nämlich in formeller und materieller Hinsicht (möglichst) vollkommen sey, dass sie also ihre Bestimmungen klar, unzweydeutig und erschöpfend ausspreche, und dass sie die bürgerlichen Einrichtungen weise und zweckmässig, ganz nach den Bedürfnissen der Unterthanen anordne. Alsdann prüft er nach diesen Erfodernissen unsere bisherigen Gesetze, und entwirft mit kräftigen, aber wahrlich nicht übertriebenen Zügen ein Bild des heillosen Rechtszustandes, unter welchem das deutsche Volk seit Jahrhunderten geseufzt hat. Schwerlich wird der Vf. vielen Widerspruch finden, wenn er unser *einheimisches* Recht (ohne vieles Gute zu verkennen, was einzeln in ihm enthalten ist) einen endlosen und dennoch unvollständigen Wust einander widerstreitender, vernichtender, buntscheckiger Bestimmungen nennt, ganz dazu geartet, die Deutschen von einander zu trennen, und Richtern und Anwälden die gründliche Kenntniss des Rechtes unmöglich zu machen; wenn er ferner von dem kanonischen Rechte, so weit es nicht auf die katholische Kirchenverfassung, sondern auf andere bürgerliche Einrichtungen gehet, sagt, dass es nicht des Nennens werth sey, ein Haufen dunkler, verstümmelter, unvollständiger, zum Theil durch Missverständniss des römischen Rechtes entstandener, geistlich-despotischer Bestimmungen. Eifrigen Widerspruch aber wird hin und wieder des Vfs. Urtheil über unsere hauptsächlichste Rechtsquelle, nämlich über das römische Recht, finden. Rec. ist nie eigentlicher Universitäts-Gelehrter gewesen; aber er hat sich mit einem gründlichen Studium der Rechtswissenschaft, namentlich des römischen Rechtes, fortwährend beschäftigt; er hat diess Recht geraume Zeit als Anwald und Richter angewandt; er hat noch jetzt, als Mitglied der höchsten Regierungsbehörde eines deutschen Landes, die nächste Gelegenheit, den Einfluss dieses Rechtes auf die bürgerlichen Verhältnisse in Rücksichten, welche dem blossen Gelehrten sowohl, als dem praktischen Juristen weniger auffallen können, zu beobachten, und nach allen Erfahrungen, welche er sowohl bey jenem wissenschaftlichen Studium, als in seinem mannichfachen Geschäftsleben gemacht hat, kann er nicht anders, als dem Urtheile des Vfs. beystimmen. Sollte er sich hierunter irren, und sollte dennoch diess Urtheil zu strenge seyn: so ist diess auf jeden Fall wenigstens ein geringerer und unschädlicherer Irrthum als die althergebrachte blinde Verehrung des römischen Rechtes; und zu grosse Strenge wird eher dazu dienen, die öffentliche Meinung über letzteres auf den *richtigen* Standpunct zurückzuführen, als zu grosse Schonung eines alten Vorurtheils. Um den Raum zu schonen, muss Rec. der Versuchung widerstehen, wörtlich anzuführen, was der Vf. S. 15 bis 22 über die Mängel des römischen Gesetzbuches, — „des Werkes einer uns sehr ungleichen fremden Nation, aus der Periode des tiefsten Verfalles derselben, die Spuren dieses Verfalles auf jeder Seite an sich tragend", — sagt: über die *unnütze* Vollständigkeit desselben; über die Unmöglichkeit für Richter und Anwälde, sich eine umfassende und lebendige Kenntniss des römischen Rechtes zu erwerben; selbst über die Unmöglichkeit für die Gelehrten, dasselbe vollständig zu ergründen, oder es jemals zur vollen Klarheit und Gewissheit zu erheben; über die innere Schlechtigkeit seiner meisten Bestimmungen; endlich über den übelsten Umstand von allen, dass wir nämlich nicht einmal einen authentischen Text dieses Gesetzbuches besitzen, und dass daher die herkömmlichen Rechts-Ansichten in Gefahr kommen, über den Haufen geworfen zu werden, so oft ein tüchtiger Gelehrter Gelegenheit hat, ein paar Wochen lang gute Handschriften oder Ausgaben zu vergleichen.

Der Vf. verkennt nicht die Vortheile, welche die Einführung des römischen Rechtes für die Gelehrsamkeit gehabt hat, und die treffliche Gelegenheit, welche es zur Übung des Scharfsinns und der Combinationsgabe darbietet; aber er bemerkt sehr treffend, dass der Bürger eben so wenig für den Juristen geschaffen ist, als für die Lehrer der Chirurgie, um an sich lebendiges Leibes anatomische Versuche anstellen zu lassen, und dass es für wahre wissenschaftliche Thätigkeit so viele Gegenstände giebt, dass man nie genöthigt seyn wird, Knoten zu schürzen, um sie nachher lösen zu können. Die Vortheile, welche die Einführung des römischen Rechtes für die allgemeine Beförderung der Gelehrsamkeit wirklich gehabt hat, haben wir längst genossen; es *jetzt* aber noch für wohlthätig zu halten, dass nur mit einem grossen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit die gründliche Beantwortung der Frage: *Was ist bey uns Rechtens?* — möglich ist, — das ist wahrlich eine übergrosse Thorheit, da es das höchste Ziel der Gesetzgebung seyn sollte, durch Einfachheit und Deutlichkeit der Gesetze die Beantwortung dieser Frage so leicht als irgend möglich zu machen. Aber an *sie* haben seit Jahrhunderten unsere Rechtsgelehrten allen ihren Scharfsinn und alle ihre Gelehrsamkeit auf eine bejammernswürdige Weise verschwenden müssen; was blieb ihnen übrig für das ernste Studium der Philosophie, der Staatswissenschaften und der Geschichte, also gerade für dasjenige Studium, auf welches allein die *ächte Wissenschaft* des Rechtes und der

Gesetzgebung gegründet werden kann, und welches umfassend genug ist, um alle Kräfte, auch des ausgezeichnetsten Kopfes, in Anspruch zu nehmen?

Einen der grösten, wenn gleich nur relativen, Mängel unseres bisherigen Rechtes hat der Vf. viel zu wenig herausgehoben, *den* nämlich, dass es ein *fremdes* Recht ist. Jede fremde Gesetzgebung muss schon desshalb, *weil* sie fremd ist, und ohne Rücksicht auf ihre absoluten Vorzüge oder Mängel, nachtheilig auf die Entwickelung des Volkes einwirken, welchem sie aufgepfropft ist. Man hat in neueren Zeiten viel Schönes und Wahres über unser Glück gesagt, eine eigenthümliche reine Stamm-Sprache zu besitzen, und nicht eine aus den Trümmern der Lateinischen entsprossene Bastard-Sprache. Eben so wichtig, oder vielmehr noch wichtiger ist es, eigenthümliche, aus dem eigenen Leben des Volkes hervorgegangene, nicht von einem fremden Volke erborgte, und uns gewaltsam angepasste Gesetze zu haben. Zwischen dem Charakter eines Volkes und seinen Gesetzen herrscht die innigste Verknüpfung, und es kann auf jenen nicht anders als nachtheilig wirken, wenn die Gesetze (um uns eines neu entstandenen, aber sehr passenden Ausdrucks zu bedienen) nicht *volksthümlich* sind. Die Mängel des deutschen Nationalcharakters dürften mit diesem Mangel unserer Gesetzgebung in einer nicht genug beachteten Verbindung stehen.

Sehr reizend hebt der Vf. die Vortheile heraus, welche ein einfaches National-Gesetzbuch, mit deutscher Kraft in deutschem Geiste gearbeitet, für uns haben würde. War bisher ein vollständiges gründliches Durchschauen unseres positiven Rechtes nicht möglich: so würde es nun endlich selbst dem mittelmässigen Kopfe in allen seinen Theilen zugänglich seyn, es würde Richtern und Anwälden lebendig und gegenwärtig werden. „Auch lässt sich nur bey einem solchen Gesetzbuch eine wahre Fortbildung der Rechtsansichten als möglich denken. Mit unseren bisherigen gelehrten Erörterungen haben wir uns zwar immer tiefer in Philologie und Geschichte hereingewühlt; aber der kräftige Sinn für Recht und Unrecht, für die Bedürfnisse des Volkes, für ehrwürdige Einfalt und Strenge der Gesetze, ist bey diesem mühseligen Treiben immer stumpfer geworden. Was hätte sich auch für jene Fortbildung thun lassen, da die mehresten Theile unseres positiven Rechtes durch und durch verdorben sind, da wir ihre Gründe selten genau kennen, und da so auf der einen Seite keine Hoffnung der Besserung, und auf der anderen Seite wenig Gelegenheit zu belebenden Erörterungen war! Wäre dagegen ein kräftiges einheimisches Gesetzbuch das Gemeingut Aller, wäre es von anerkannt bedeutenden Staatsmännern und Gelehrten verfasst, nach reifer Prüfung und voller Benutzung des öffentlichen Urtheils, und wären dann auch dessen Gründe mit unbedingter Offenheit zur allgemeinen Kenntniss gebracht: so würde nun die wahre Rechtswissenschaft, d. h. die philosophirende, sich leicht und frey bewegen können, und Jeder würde Gelegenheit und Hoffnung haben, zur ferneren Vervollkommnung dieses grossen Nationalwerks mitzuwirken. Auch wäre es unschätzbar, dass nun alle deutsche Rechtsgelehrten einen gleichen Gegenstand ihrer Untersuchungen hätten, und durch stete Mittheilung ihrer Ideen über dasselbe Werk sich wechselseitig heben und unterstützen könnten, dass also die trostlosen Winkelpfuschereyen, unter denen bisher unsere zahllosen Particular-Gesetze danieder lagen, im Wesentlichen ganz aufhörten." — Unermesslich würde der Gewinn seyn für den akademischen Unterricht, bey welchem das Particular-Recht bisher aus sehr natürlichen Gründen so ganz vernachlässigt war. Nun erst würde das Rechtsstudium Reiz und Leben erhalten, und den Lehrling mit der bürgerlichen Welt fühlbar verknüpfen. Von unendlicher Wichtigkeit würde ein solches einfaches allgemeines Gesetzbuch für den Bürger seyn. Schon die Einheit wäre unschätzbar, wegen der Erleichterung des bürgerlichen Verkehrs und als Vereinigungsmittel für das zerstückelte Deutschland. „Ein weises, tief durchdachtes, einfaches und geistvolles Gesetzbuch ist gerade dasjenige, was der deutsche Bürger zu seiner Stärkung und Erhebung unentbehrlich bedarf, damit die politische Zersplitterung und die mit derselben unzertrennlich verknüpften Kleinlichkeiten ein tüchtiges Gegengewicht erhalten." Der Vf. zeigt, wie wenig ein einzelner Fürst im Stande seyn werde, ein solches Gesetzbuch durch seine Diener entwerfen zu lassen, da dem schweren Geschäfte der Gesetzgebung vollkommen gewachsene Männer so selten sind, und da eine Mehrheit solcher Männer zur Abfassung eines solchen Gesetzbuches erfoderlich seyn würde. „Kein deutsches Justiz-Ministerium wird, wenn es mit bescheidener Wahrhaftigkeit reden will, behaupten mögen, dass ihm die Fähigkeit beywohne, auch nur eine einzige der vielen Hauptlehren des bürgerlichen Rechtes so untadelhaft zu bearbeiten, dass das Werk kühn, nicht etwa den Advocaten und Richtern dieses Landes, sondern öffentlich den besseren deutschen Rechtsgelehrten zur Prüfung vorgelegt werden dürfte. Auch der Geschickteste versuche, nur über Kleinigkeiten ein Gesetz zu entwerfen. Die Umfrage bey Anderen, wie die spätere Erfahrung, wird immer seine Begriffe mannichfaltig berichtigen; und wer hier allein, oder nur mit wenigen Gehülfen wirkt, den wird sein Werk nach kurzer Zeit immer wieder zum Theil gereuen." — Was der Vf. über den Nachtheil kleiner Winkel-Gesetzgebungen sagt, kann nicht genug beherzigt werden. Rec. ist selbst Mitglied einer Regierungsbehörde, welche die Gesetzgebung ihres Landes in Händen hat; und so unangemessen er es halten würde, hier auch nur entfernt anzudeuten, wieviel oder wenig auch auf *sie* die Schilderung des Vfs. passt: so haben doch die in seinen Amtsverhältnissen gemachten Erfahrungen ihm genug Gelegenheit gegeben, recht anschaulich zu sehen, wie grossen Gefahren in der Regel die Gesetzgebung eines Landes, welche nur einigen wenigen Männern überlassen ist, ausgesetzt seyn muss.

Der Vf. will, dass ein gemeinschaftliches Gesetzbuch durch die Vereinigung vieler Männer aus allen deutschen Ländern zu Stande gebracht werde, ohne sich jedoch über die Art der Ausführung weiter auszulassen. Verbesserungen dieses Gesetzbuches sollen auch nur gemeinschaftlich geschehen können, um die Einheit zu erhalten. „Die Sache müsste also wie ein Völkervertrag *unter feyerlicher Garantie der auswärtigen grossen alliirten Mächte* behandelt werden." Sind wir denn aber so ganz unfähig zu einer selbstständigen Vereinigung, dass es selbst *hiezu* der Hülfe und Garantie fremder Mächte bedürfen sollte?

Indem sich der Vf. zur Widerlegung der Haupteinwürfe wendet, welche sich gegen seine Gedanken machen lassen, theilt er sie in heimliche und in öffentliche, und versteht unter letzteren solche, welche man als rechtlicher Mann ohne Erröthen vor aller Welt aussprechen darf, unter den ersten aber diejenigen, welcher man sich nur im Finstern bedienen kann, um die Fürsten zu täuschen, und von der Wahrheit abzulenken. Als die heimlichen Einwendungen (deren sich übrigens leicht mehrere würden nennen lassen) giebt er an: ein solches Gesetzbuch lähme die Macht, und hemme die Freyheit des einzelnen Landesfürsten; man müsse sich jetzt aller Neuerungen enthalten; jede Umwälzung der Rechtsverfassung rege das wilde Gemüth des Volkes auf u. s. w. Die Widerlegung dieser Einwendungen ergiebt sich leicht; der Vf. sagt viel Schönes darüber, aber auch Manches, namentlich über die Schlechtigkeit und die bösen Absichten eines grossen Theils der jetzigen deutschen Staatsdiener, wovon sich nicht wohl einsehen läfst, wie es gerade *hieher* komme, und worauf es sich gründe. — Unter den öffentlichen Einwendungen ist die scheinbarste: das Recht müsse sich nach dem besonderen Geiste des Volkes, nach Zeit, Ort und Umständen richten, und in so fern führe ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für alle Deutschen zu einem verderblichen unnatürlichen Zwange. Der Vf. erkennt zwar nach Rec. Überzeugung die Richtigkeit jenes, besonders durch Montesquieu in Umlauf gekommenen, Grundsatzes viel zu wenig an, wenn ihm gleich eingeräumt werden muss, dass es manche Gegenstände in der Rechtswissenschaft giebt, welche im Ganzen von keinen Örtlichkeiten abhängig sind; indessen ist das Volk in den verschiedenen deutschen Ländern doch immer Eines Stammes und nicht so verschieden, dass ein gemeinschaftliches Gesetzbuch für alle Deutschen in dieser Hinsicht den geringsten Schwierigkeiten unterworfen seyn könnte, wenn man nicht dahin rechnen will, dass es, wie der Vf. bemerkt, nöthig seyn könnte, in einzelnen Ländern da und dort eine Besonderheit beyzubehalten, z. B. in Ansehung der Bauergüter u. s. w. — Gegen einen zweyten, von der Heiligkeit des Herkömmlichen entlehnten Haupteinwand sagt der Vf. sehr treffend: „Leichtsinnige Änderungen sind immer verderblich, und der Charakter des Volkes gewinnt an Kraft und Gediegenheit über die Masse, wenn die Nachkommen fest und ehrbar auf eben dem Wege einhergehen, worauf ihre Ahnen Glück und Zufriedenheit fanden. Allein gerade diese Unwandelbarkeit, diese segenvolle Stimmung des Volkes zur Ehrfurcht gegen das Alterthum, kann erst durch ein allgemeines Gesetzbuch erreicht werden, welches aus der ganzen Nationalkraft hervorging, und ein Ehrenwerk genannt zu werden verdient. Läfst man uns dagegen jetzt bey dem bisherigen Rechte: so bleibt uns das Schlechte, Unnatürliche, unserer Eigenthümlichkeit vielfach Widerstreitende; und die Flickereyen von Jahr zu Jahr werden kein Ende nehmen. Gebt uns also ein solches gediegenes Ehrenwerk, und vor allem in dieser Zeit, wo die Gemüther für das Grosse mehr wie je aufgeregt sind; wo jeder rechtliche Bürger die Neigung hat, treu zu dulden und zu handeln, um doch wenigstens den Nachkommen ein gutes Erbe zu hinterlassen. Ein solches Werk, in solcher Zeit geschaffen, wird unseren Kindern und Kindeskindern ein Heiligthum werden, und so, aber auch nur so allein, wird es endlich gelingen, unserem Volke die Stetigkeit und feste Haltung zu geben, welche ihm in jeder Hinsicht so sehr anpasst." — Die unbedeutenden Kosten, welche jedem einzelnen Lande durch die zur Abfassung des Gesetzbuches zusammenberufene Versammlung entstehen würden, sollten garnicht als ein möglicher Einwand betrachtet werden können.

Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes wird die mit dem Umfange der Abhandlung in keinem Verhältniss stehende Länge dieser Anzeige entschuldigen. Nicht bloss den Rechtsgelehrten, sondern jeden gebildeten Deutschen muss dieser Gegenstand lebhaft interessiren, und daher schien es nöthig und nützlich, den Ideengang des Vfs. auch in diesen Blättern ausführlicher darzulegen. Seine Abhandlung ist in einem schönen und hinreissenden Stile geschrieben; ganz dazu geeignet, überall mit Vergnügen und Theilnahme gelesen zu werden. Möge seine Stimme nicht vergeblich verhallen! Alles trifft gegenwärtig zusammen, die Ausführung des grossen Gedankens zu erleichtern; ein gleich günstiger Zeitpunct wird niemals wiederkehren. Mögen also unsere Fürsten diesen wichtigen Augenblick auch in dieser Hinsicht so benutzen, wie es das deutsche Volk zu verlangen durch seine blutigen Aufopferungen wohl berechtigt ist!

R. V. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Berlin, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Moreau.* Ein Blick auf seine Feldzüge, seinen Charakter und sein Schicksal. 2te vermehrte Auflage, mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des Generals *Moreau.* 1814. 130 S. 8. (16 gr.)

Eine Zusammentragung von Nachrichten aus bekannten Blättern. Die einzige neue Notiz, welche wir finden, dass *Moreau* seine Zuversicht von einer schnellen Wendung der Dinge zum Glücke Preussens, ja Europa's und Frankreichs, selbst bey seiner Reise durch Züllichau dem preussischen Major von *Eysenhardt* äusserte, scheint uns, indem dieser ausdrücklich dabey genannt wird, ein kleiner Fingerzeig, wer des Büchleins Vf. seyn möge.

Auf Unrichtigkeiten, wie S. 29 u. 30, dass Joubert das Obercommando über die Armee in Italien niedergelegt habe, welches ihm der plötzlichste Tod in der Schlacht bey Novi nahm, stösst man selten. Zweckmässiger hätte die Erzählung an vielen Stellen seyn können. Die eingestreuten Bemerkungen hellen bisweilen den Punct auf, welcher vorzüglich ins Auge gefasst werden muss.

Allerdings wäre der Umstand, dass Moreaus Vater, ein ehrwürdiger Greis, unschuldig und mittelst der abscheulichsten Ränke in denselben Tagen zu Brest guillotinirt wurde, als der General seine schwierige Unternehmung auf die Insel Kadzand vollführte, und mit eigener Lebensgefahr einem französischen Krieger das Leben rettete, trefflich geeignet, um die Geschichte des Feldherrn zu eröffnen, dessen Leben ein immerwährender *Wechsel* von *Glorie* und einer *Nacht* des *Schicksals* war, welche sich ungestüm über diese lagerte. Hier ist er nicht dazu benutzt, sondern so aufgestellt, dass wir schon erfahren, Moreau sey Chef der Nordarmee gewesen, ehe uns berichtet ist, wie er überhaupt statt eines Juristen Soldat geworden. Als ihn die Revolution, gegen Wunsch und Willen seiner Ältern, ganz für den Stand des Kriegers befeuerte: rastete er nicht, bis er innerhalb vier Monate sämmtliche damals in Frankreich über die Kriegswissenschaft umlaufende Bücher durchforscht hatte. Wenn ein solches Studium ihn zu einer Zeit, wo die Krieger von einiger gelehrten militärischen Bildung immer seltener in Frankreich wurden, und die meisten, die empor kamen, eigentlich nur Haudegen waren, ihn sehr auszeichnen und heben musste: so glauben wir auch in seinem ganzen nachherigen Leben wahrzunehmen, dass die *Rechtswissenschaft* die *eigentliche Basis* seiner *Cultur* war. Denn die Gemessenheit, Rechtlichkeit, Sonderung aller Zustände von einander, welche kein Studium so lehrt, als das juridische, sprach aus seinem ganzen Thun und Lassen.

Wie hätte er bey solcher Denkart das blutdürstige Decret des Nationalconvents vollziehen können, dass die Engländer und Hannoveraner den französischen Emigranten gleich geschätzt, und würden sie gefangen, erschossen werden sollten? Dadurch war jeglichem Rechtsbegriffe von verschiedenen freyen Völkern Hohn gesprochen; und Moreau erhielt ohne Anstand sämmtlichen Hannoveranern, die er in Nieuport gefangen nahm, das Leben. Wenn der Vf. glaubt, der Feldherr hätte auch den Emigranten, die einen Theil jener Garnison ausmachten, das Leben geschenkt, sofern es in seiner Macht gestanden: so wissen wir theils gar nicht, ob er in Hinsicht auf sie nicht eben so gut, wie rücksichtlich der Hannoveraner, die Conventsdecrete bey Seite setzen konnte, theils sind wir der Meinung, dass eben seine Rechtsbegriffe so seine Strenge wider die Emigranten richteten, als von den Hannoveranern abwandten.

Die erste Epoche des grossen militärischen Ruhms von Moreau tritt ein, als er zu Anfang des Jahres 1796 den Oberbefehl der Rheinarmee bekam. Uns ist immer merkwürdig gewesen, dass er hier seinen Feldherrnruhm sofort auf seinen Rechtsinn gründete. Durch ihn schuf er Ordnung, zwang die Soldaten, dass sie jeden Rechtstitel der Officiere unverletzlich achten und derentwegen den Sansculottismus brechen mussten; durch ihn schreckte er die Betrügereyen der Verpflegung, wodurch die französischen Armeen von jeher überaus geschwächt wurden, und machte die untergeordneten Krieger, indem sie pünctlich erhielten, was ihnen zukam, auch verbindlich, pünctlich zu leisten, was ihnen zukam. In diesem Rechtsgeiste, den Moreau in sein Heer eingeführt hatte, haben wir von jeher weit mehr, als in dem Feldherrngenie, welches ihm beygemessen wird, die Ursache seiner glänzendsten kriegerischen Operation, seines Rückzuges von der Donau über den Rhein, entdeckt: denn ohne eine solche Rechtsordnung in einem Heere wird es auf einem so langen Rückzuge, unter solchen Schwierigkeiten, und solchen verfolgenden Feinden, sich auflösen, wie gross auch das Genie des Anführers seyn

mag; sich wenigstens nicht nach beendetem Rückzuge plötzlich so geordnet wieder aufstellen können, als Moreaus Armee hinter dem Rhein stand, indem Jourdans gänzlich zersplittert war. Einen solchen Rückzug hätte Napoleon Bonaparte nie vollführen können, weil es ihm an allen Mitteln fehlte, einen solchen Rechtsgeist des Heeres zu begründen. Begeisterung zu den kühnsten Thaten, einen Schwung der Einbildungskraft, welcher ihn selbst emporträgt, konnte dieser auch seinen Soldaten mittheilen; aber die genialische Flamme, wenn sie im täglichen Treiben und Handeln fortlodern soll, will vom Glück genährt seyn: den auch im Unglück fortdauernden Charakter schafft nur die Gewöhnung an eine Summe guter Maximen und Sitten und Gleichmäfsigkeit des Gefühls, was Alles Moreau besafs und einer Armee einflöfsen konnte, wäre auch sein militärisches Talent und der Schwung seines Geistes geringer gewesen, als bey jenem Feldherrn.

Richtig wird hier bey Erwähnung des achtzehnten Fructidor's 1797 angeführt, dafs Moreau den Grundsatz hatte, in allen Stücken der bestehenden Verfassung und Regierung unterwürfig zu seyn, seine Schuldigkeit als Soldat und Feldherr zu thun, und sich in die inneren politischen Angelegenheiten Frankreichs gar nicht zu mischen. Es braucht daneben kaum gedacht zu werden, wie diese Resignation den Anstrich von Erhabenheit bekam, wann er aus Vaterlandsliebe jede Zurücksetzung verschmerzte, und sich unterordnen liefs, wie in Italien, den Oberbefehl wieder übernahm, wann durch Schuld der ihm vorgezogenen Feldherrn ihm keine Aussicht auf neue Lorbeeren offen blieb.

Während jenes berühmten Processes erscheint uns Moreau's Benehmen bey weitem nicht so bewundernswerth, als dem Vf. dieser Schrift, und fast Allen, die es beurtheilt haben. Schon war es unter seiner Würde, seinen letzten Verkehr mit Pichegru anfänglich ganz zu leugnen, und dann einzugestehn, als ihn Zeugen drängten, und selbst zu bekennen, dafs er von jenem Feldherrn den Plan zu einer neuen Revolution vernommen hätte. Ob gegründet sey, was Rolland wider ihn aussagte, dafs er nämlich geäufsert habe, die Consuln und der Gouverneur von Paris müfsten verschwinden, dann glaube er, der höchsten Gewalt Meister zu werden: diese Untersuchung wollen wir hier dahin gestellt seyn lassen, und nur bemerken, dafs solche Äusserung von ihm sehr wahrscheinlich sey, als ausweichende Antwort auf Pichegrus bestimmte Frage, ob er eine royalistische Bewegung leiten, und die Autorität, womit man ihn bekleide, nachher in die rechtmäfsigen Hände abliefern wolle. Moreau war nämlich keinesweges für Wiederherstellung der Bourbons, sondern liebte die Republik, wogegen Pichegru für den entschlossensten Anhänger des alten Königthums in Frankreich gelten konnte. An diesem Zwiespalt der beiden Häupter der Verschwörung würde sie gänzlich gescheitert seyn, wenn sie sich auch weiter entwickelt hätte, wie gleichfalls an dem Umstande, dafs Moreau in eine Lage gerathen war, wo er nicht mehr wufste, was er wollte. Er hatte es nicht gewagt, nicht geliebt, sich selbst der höchsten Gewalt in der Republik zu bemeistern, und konnte gleichwohl den Gedanken nicht ertragen, dafs nun ein Anderer im Besitz derselben war, und eben derjenige, welcher seinem Ruhme, der gröfste Feldherr des neuen Frankreichs zu seyn, im Wege stand: wobey man freylich nicht vergessen darf, dafs neben solcher Empfindlichkeit, ihn der Gedanke, dafs der erste Consul die Republik weder liebe noch wohlthätig verwalte, mit Unmuth über den damaligen Zustand der Dinge erfüllen konnte. Aber auch dann blieb seine Antwort auf die Frage der Richter, warum er Pichegru's Eröffnungen nicht angezeigt habe, schwach und unbefriedigend. Er schlage sich lieber gegen den Feind, erwiederte er, als dafs er den Angeber mache. Allein seiner Tapferkeit unbeschadet durfte ihn die einmal bestehende Regierung in diesem Falle wie einen Verbrecher nehmen, weil er den Angeber nicht machte; und wie wenig Rechtfertigung lag in seiner unbestimmten Aussage: er habe Pichegru's Plane zur Revolution so beantwortet, dafs derselbe unzufrieden mit ihm weggegangen sey. Diese Halbheit des Benehmens tadeln wir dann auch an Moreau's Briefe, welchen er an Bonaparte erliefs. Wenn er darin mit den stärksten Zügen hervorhob, dafs er die wiederholten Anträge, mit den Bourbons in Verbindung zu treten, und eben so die gegenwärtige Verschwörung, die durchaus royalistisch war, aus Grundsätzen zurückgewiesen habe; wenn er daneben sich einer Treue für das System Bonaparte's nicht im mindesten rühmen durfte: so lag diesem doch wohl offen genug in dem Briefe selbst dar, dafs zu seinem Sturz Moreau die royalistische Verschwörung benutzt haben würde, sobald er sich Hoffnung machte, ihrer für seine eigene Machthabung Meister zu werden. Besser war seine berühmte Vertheidigungsrede vor den Richtern auf den Eindruck berechnet, welchen sie machen sollte: denn ein ganzes ruhmvolles untadelhaftes öffentliches Leben, das nur von dem reinsten und uneigennützigsten Ehrgeiz beseelt war, zur Entkräftung einer einzelnen Anschuldigung hinstellen zu können, ist so rührend, als für die Menge beweisend. Und gleichwohl ward dadurch hier nicht die einige Anklage entkräftet, dafs Moreau *jetzt* gesonnen war, und wenigstens Einleitungen zu Schritten getroffen hatte, die eingetretene Ordnung der Dinge in Frankreich wieder umzuwerfen.

Wenn aber, möchte man fragen, es sich demnach also verhielt, wie sollte sich dann Moreau auf andere Art vertheidigen? Sollte er die anhänglichste Ergebenheit gegen den ersten Consul heucheln? Keinesweges. Zuerst stand ihm offen, und wäre des reinsten republicanischen Charakters würdig gewesen, auf das strengste zu rügen, dafs bey diesem Process das Gericht der Geschwornen in Processen wegen Verschwörung gegen den Staat oder die Person des ersten Consuls suspendirt, und ein anderes von sechs Richtern bestellt war. Dieses hätte Moreau schlechterdings verwerfen, und jede Sylbe seiner Rechtfertigung vor demselben verweigern können. Wollte er seine Rechtfertigung selbst anheben: so war jede Unwahrheit und jede Antwort mit Winkelzügen.

wie er sie gab, weit unter ihm. Er konnte seine ganze Schuld, die reinste Wahrheit sagen, dass er in dem Consulnsystme selbst nicht Grund genug zu einer Treue gegen dasselbe finde, welche ihn bewege, mit Hintansetzung aller übrigen Beziehungen jeden Versuch dawider, der ihm bekannt werde, anzugeben; dass er selbst aber keinen positiven Schritt dagegen gethan habe. Dieses einfache Bekenntniss wäre wahrhaftig gross und klug gewesen. Es hätte dem Gegner mehr geschadet, als jeder andere Eindruck, hätte alle Aussagen wider Moreau in das wahrste und für ihn vortheilhafteste Licht gesetzt, und die Regierung höchstens zu seiner Verbannung berechtigt, welche sie überdiess schwerlich sofort gewagt hätte.

Gleichwohl sind wir überzeugt, dass eine solche Verbannung des trefflichen Feldherrn schlechterdings nothwendig geworden war, wenn irgend die neue Ordnung Napoleons bestehen sollte. Überaus richtig erklärten die pariser Blätter officiell über ihn, dass bey der ersten, geringsten Intrigue sein Name genannt wäre, und er leicht wieder durch Einwilligung, oder eine gewisse Nachgiebigkeit zu strafbaren Schriften verleitet werden konnte.

So wenig wir demnach überhaupt mit der gewöhnlichen Ansicht von dem Processe Moreaus, welche auch in dieser Schrift und den weiter unten beurtheilten herrscht, einverstanden sind: so müssen wir noch besonders wider diesen Vf. erinnern, dass die Theilnehmer an der Verschwörung keineswegs alle wie unbedeutende Personen betrachtet werden können, und die Regierung kein zu grosses Gewicht auf das Beginnen derselben gelegt habe. Wäre es auch richtig, was hier behauptet wird, dass Pichegru weder in der Armee noch im Civilstande Verbindungen von Erheblichkeit hatte, als er wieder nach Frankreich kam: so leidet es doch keinen Zweifel, dass ein Feldherr von seinem Ruhme, dessen sieghafte Anführung eines französischen Heeres noch in dem frischesten Andenken war, sich in sehr kurzer Zeit die erheblichsten Verbindungen in der Armee verschaffen, oder auch nur erneuern konnte. Der bedeutendste nach ihm unter den Verschwornen, Georges, mochte immerhin wie ein armer Flüchtling von England herübergekommen seyn: an gefährlichen Verbindungen in Frankreich konnte es ihm doch nicht fehlen, da er ein bedeutendes Haupt des Aufstandes in der Vendee gewesen war. Ausserdem eignete er sich durch seine ungemeine Verwegenheit, seine Gewandtheit und ausserordentliche Körperstärke ganz zur Ausführung eines Plans von Verschwornen in den entscheidenden Augenblicken. In wi fern er und seine Genossen mit England und den Emigrirten zusammenhingen, ergiebt sich freylich nicht aus den Acten des Processes; aber wer wollte leugnen, dass die englische Regierung sie unterstützt haben würde, sobald ihr Vorhaben zu einiger Reife gedien? und dass sie mit bestimmten Hoffnungen auf solche Unterstützung von der brittischen Insel herübergekommen waren? Überhaupt hat der Vf., indem er sich bemühet, es lächerlich zu machen, dass die damalige französische Regierung jene Verschwörung so wichtig nahm, ganz aus der Acht gelassen, wie diese letzte nur noch im Entstehen war, und ihre eigentliche Furchtbarkeit nicht so sehr von dem erhielt, was sie schon war, als von der unbesiegbaren Stärke, welche sie bey solchen Elementen sehr schnell erhalten konnte.

Wir sind weitläuftiger gewesen, als es der Gehalt dieser Schrift verdient. Doch sie sollte uns nur Anlass seyn, über Moreau's Leben und Eigenthümlichkeit unseren Gesichtspunct aufzustellen. Nachdem dieses geschehen ist, können wir nicht nur den

Abriss einer Geschichte seines Lebens und seiner Feldzüge von *K. Jochmus*, königl. geh. exped. Secretär. 1814. 346 S. 8. BERLIN, b. Maurer. (1 Rthlr. 4 gr.)

mit der Bemerkung übergehen, dass in ihr die Ansichten wie in obiger Schrift sind, sie weniger militärisches Urtheil enthalte, die Actenstücke aber zu Moreaus Geschichte ausführlicher gebe; sondern haben auch schon grösstentheils unser Urtheil ausgesprochen über folgende Schrift:

PETERSBURG, b. Pluchart u. Comp.: *Eloge funebre de Moreau. Intaminatis fulget honoribus.* 1813. 43 S. gr. 8.

Nach einem kurzen rednerischen Eingang, in welchem schon das Übertriebene das Feuer der Beredsamkeit ersetzen soll, und den Freunden Moreau's zugerufen wird: Weinet nicht, als über seine Mörder! wie wenn die Krieger der ihm entgegenstehenden Schlachtordnung, aus welcher ihn die tödtliche Kugel traf, *darum* diesen entehrenden Namen verdienten, giebt der Vf. eine Übersicht vom Leben seines Helden, welche nach dem Zweck einer Leichen- und Lob-Rede geschickt zugeschnitten und im Ganzen bestimmter, wahrer und unparteyischer ist, als die eben angeführten geschichtlichen Bücher über denselben. Gleichwohl herrscht auch hier die Ansicht, als ob der reinste Glanz aller Tugend und gar kein Mangel bey Moreau gewesen sey, wodurch das wechselvolle Schicksal, welches ihn traf, mit veranlasst wurde. Unter dem Neuen, was wir hier zu seiner Charakteristik finden, ist das Fragment seiner Handschriften, worin er den Gedanken ausführt, dass ein Feldherr nie ohne Gewissheit eines glücklichen Erfolges eine Schlacht liefern solle, und seine grösste Kunst sey, dieselbe stets zu geben, nie anzunehmen, ein besonderes Zeugniss für seine klare Einsicht. Fast in allem Übrigen, was von seinen Äusserungen hier angeführt wird, nehmen wir den *Franzosen* wahr, worin kein Vorwurf liegen kann; aber auch keinen der schwungreichsten und geistvollsten von ihnen.

Am merkwürdigsten ist uns die ausdrückliche Nachricht gewesen, dass Moreau bis zu seinem Tode einen unwiderstehlichen Hang zu der republicanischen Form behielt, welchen sein langer Aufenthalt in den nordamerikanischen Freystaaten gestärkt hatte. Auch im Lager der verbündeten Mächte verhehlte er ihn nicht, wiewohl ihn die Erfahrung überzeugte, dass den grossen Staaten unserer europäischen Welt sich die republicanische Form nicht aneignen lasse. Wahr-

scheinlich hätte er sich also nicht glücklich gefühlt, wenn er auch mit den siegreichen Verbündeten in sein Vaterland gelangt wäre. Nichts hätte man ihm mehr wünschen mögen, als ein ähnliches Schicksal, wie Washingtons glückliches Leben, so wie er mit keinem andern berühmten Manne grössere Ähnlichkeit hat, als mit jenem. Beide waren sieghafte Feldherren für ihr Vaterland, und zu einer Zeit, wo Nordamerika für seine Freyheit kämpfte, Frankreich für seine Freyheit zu kämpfen schien; beide waren sich vollkommen gleich an dem lautersten Rechtssinne, Untadelhaftigkeit der Sitten, an Kraft, Ordnung zu schaffen und zu erhalten, und an persönlicher Würde, welche durch die Nüchternheit ihrer Natur nicht beeinträchtigt, sondern bewahrt wurde; beide endlich liebten den Ruhm, und das häusliche, ländliche Leben, und darum jenen nicht auf eine fehlerhafte Weise. Ms.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in der schüppelschen Buchhdl.: *Kleine Romane und Erzählungen* von *A. F. E. Langbein*. Erstes Bändchen, mit einem Kupfer und einer Vignette. 1812. 322 S. Zweytes Bändchen, mit einem Kupfer und einer Vignette. 1814. 336 S. 8. (3 Rthlr.)

Das erste Bändchen besteht aus neun Erzählungen, sehr mannichfaltigen Inhalts. No. 1. *Der lustige Tischrath*, enthält die, grösstentheils drolligen und sinnvollen Schwänke eines Hofnarren, der es sich zum Geschäft macht, gegen schädliche Missbräuche seinen Witz zu üben. No. 2. *Die Lehrstunde*, nach Philander von Sittewald, ist eine artige Satire auf Staats- und Hof-Gaunereyen. No. 3. *Die Mäusefalle*. Sie ist für einen gewissenlosen Kunstrichter aufgestellt, und als Kleinigkeit leidlich genug. No. 4. *Das Gestift der frommen Bertha*. Ein Mährchen, leicht und angenehm erzählt. Doch fehlt ihm, hauptsächlich in den eingestreuten Versen, das alterthümliche Colorit, das zur Vollkommenheit einer Erzählung dieser Art wohl unerlässlich seyn möchte. No. 5. *Der Unversöhnliche*, dünkt uns ein allzuschwarzer, unerfreulicher Charakter, dem jedoch der geschickte Vortrag zu gut kommt. Nur ist das in die ganz prosaisch gehaltene Erzählung eingeflochtene Todesvorzeichen nirgends vorbereitet. — Vielleicht hat No. 6, *der Heirathsvertrag*, mehr Seltsames und Unnatürliches, als eine Scene aus der nackten Wirklichkeit vertragen möchte. Dem *klugen Manne*, No. 7, fehlt es nicht an hübschen Stellen, doch erhebt sich die Idee des Ganzen und die Art, wie ein Mensch, zu dessen unendlichen Albernheiten unter andern auch der Dünkel der Klugheit gehört, nicht über das Alltägliche. No. 8. *Der Todte zu Ross*. Die sehr gute Hauptscene, wo eben der Todte zu Pferde Schrecken erregt, verliert durch das Blutige der Fabel allzuviel an Interesse. Unstreitig würde Hr. *L.* weit mehr daraus gemacht haben, wenn er keinen wirklichen Todten, sondern nur eine ausgestopfte Ritterrüstung auf's Ross gesetzt hätte. Die Intrigue in eine rein-komische zu verwandeln, wäre seiner Laune unfehlbar ein Leichtes gewesen. No. 9. Im *Rosenmädchen* wechselt das Komische mit Sentimentalem, bis am Ende ein plötzlich hervortretender Edelmuth auch noch seine Belohnung findet.

Das ganze *zweyte Bändchen* erfüllt ein komischer Roman unter dem Titel: *Die Kleinstädter und der Fremdling*. Unstreitig werden die Sitten und Eigenheiten der kleinen Städte noch lange guten Stoff zu komischen Darstellungen abgeben. Nicht als ob gerade Klatschsucht, Neid, Egoismus, Titel- und Adel-Stolz, kurz Alles, was man unter dem allgemeinen Namen der Thorheit begreift, am meisten in kleinen Städten zu Hause wäre. Aber sie tritt hier besser und schroffer ans Licht, als in geräumigen, menschenreichen Residenzen und Handelsplätzen, wo die glatte, abgeschliffene Hof- und Welt-Physiognomie die herrschende ist, und selbst der sonderbarste Thor sich einigermassen danach modeln muss, um nicht zum allgemeinen Gelächter zu werden. Wahr ist es freylich, dass die Hauptcharaktere der kleinen Städte vom komischen Dichter bereits ziemlich erschöpft sind. Allein es finden sich dem aufmerksamen Beobachter gewiss noch eine Menge theils gar nicht, theils nicht genug benutzter Züge, zumal wenn es ihm — was denn doch ebenfalls seinen Werth hat — hauptsächlich nur auf *Situationen* ankommt, die sich so leicht niemals erschöpfen lassen.

Diess ist auch der Gesichtspunct, den der vorliegende Roman von seinen Beurtheilern zu verlangen scheint. Keine Fabel von Belange, kein ausgezeichneter Charakter. Jedoch eine Reihe anmuthiger Scenen, die, wo nicht immer neu, gemeiniglich durch hübsche Wendungen interessiren. Der Fremdling, den der Titel verkündigt, ist ein Ostindier, dessen nieversiegende Börse eine Menge, theils freywillige, theils gezwungene Wohlthaten und Anleihen zu bestreiten hat, und der sich am Ende als ein in früher Jugend entlaufener Bruder des Bürgermeisters zu erkennen giebt. Seit seiner Ankunft dreht sich um ihn das ganze Städtchen wie der Planet um die Sonne. Zu den glücklichen Einfällen in dem Buche gehört unter andern auch folgender: Der wegen seines poetischen Talents und auserlesenen Geschmackes überhaupt sehr geehrte Stadtschreiber lässt die Bücher aus der Leihbibliothek durch seinen wohlabgerichteten Pudel holen. Der Bücherverleiher giebt diesem allezeit das verlangte Werk in den Mund. Da nun der Eindruck von den Pudelzähnen dem Buche zurückzubleiben pflegt, und Bücher, die der Hr. Stadtschreiber seiner Aufmerksamkeit würdige, im Städtchen für Meisterwerke gelten: so sind die mit diesem seltsamen Stempel bezeichneten bey dasiger Lesewelt so beliebt, dass der Leihbibliothekar, zu besserem Gedeihen seines Gewerbes, auch anderen, weniger glücklichen Schriften die so beliebte Spur eines Hundszahnes durch die Kunst beyzubringen sucht. X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

Prag, b. Widtmann: *Bibliotheca latina classica*, tomis octo complectens auctores Romanos veteres, prosaicos et poëticos, juvenili lectioni potissimum accommodatos, partim integros, partim excerptos et serie certa ordinatos. In commodum studiosae juventutis adornavit, textum auctorum recognovit, introductiones singulis praemisit, notas criticas ad calcem adjecit *Franciscus Nicolaus Titze*, AA. LL. et Ph. D. Histor. in C. R. Universitate Pragensi Profess. publ. ord., Regni Bohemiae Historiographus. Tomus secundus. 1813. 8. (20 Gr.)

Dieser Band zerfällt in zwey Abtheilungen, die auch besonders verkauft werden, unter folgenden Titeln:

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum cum libro singulari de vita Titi Pomponii Attici. In commodum studiosae juventutis recognovit, vitarum ordinem verum reducere instituit, introductionem de auctoris vita, scriptis et usu agentem praemisit, notas criticas ad calcem adjecit *F. N. Titze*. 1813. VIII u. 280 S. 8.

Phaedri Augusti Liberti fabularum Aesopiarum libri V cum appendice. In c. st. juv. recognovit, introductionem de auctoris vita, scriptis et usu agentem, nec non Joachimi Camerarii libellum de vita Aesopi praemisit, notas criticas et aestheticas ad calcem adjecit *F. N. Titze*. 1813. 166 S. 8.

Der Vf., der dem philologischen Publicum schon früher durch eine scharfsinnige Abhandlung über *Florus* und dessen Epitome bekannt geworden ist, fährt nach einem langen Zwischenraume fort, in einer Reihe von zweckmäfsig gewählten Schriftstellern das Studium der Jugend zu leiten. Der erste Theil der *Bibliatheca Latina* enthielt die Geographie des Pomponius Mela, Auszüge aus dem 7 Buche des Plinius, die Disticha des Cato und die Sentenzen des Syrus, und erschien zu Linz 1804. Dem Ganzen liegt ein Plan zum Grunde, welcher nicht sowohl auf die Sprache, als vorzüglich auf den Inhalt der Schriftsteller, und minder auf Kenntniss des Alterthums (die der Vf. sogar vorauszusetzen scheint), als auf allgemeine Bildung des Geistes und Gemuthes Rücksicht nimmt. So würde eine kurze Anzeige hinreichen, wenn nicht der Vf. seinen Ausgaben einen anderen Werth zu geben versuchte, der zwar über den Zweck dieser Schulbücher hinausliegt, aber dem reiferen Studium Stoff, und dem Kritiker Interesse gewährt. Jedem Werke sind nämlich kritische Noten beygefügt, und eine Abhandlung über das Leben und die Schriften des Autors vorausgeschickt, worin keineswegs das Bekannte erzählt, sondern neue Untersuchung angestellt wird. Überhaupt scheint diese Art Forschung darum dem Vf. vorzüglich zu gefallen, weil sich seinem Scharfsinn hier ein weiteres Gebiet der Hypothese und Combination eröffnet. Auch ist nicht zu leugnen, dass er sich frey von fremder Autorität erhält, und einen auf vielen Stellen durchdringenden Blick zeigt; seine Ansichten sind oft neu, und mögen an sich wohl gebilligt werden. Allein einen Hauptfehler glauben wir darin bemerkt zu haben, dass er seinen Meinungen nicht immer die gefoderte Bekräftigung verleiht, und dass er, da es bey dieser Art antiquarischer Untersuchung vor Allem auf die Beweise und historischen Gründe ankommt, diess vernachläfsigt, und so, was Thatsache seyn sollte, zur blofsen Vermuthung werden läfst. Die Beweise beweisen zum grofsen Theil nicht, was sie sollen; oder die Einen entkräften die Anderen, und es fehlt der feste, sichere Boden.

Die Einleitung zu *Cornelius Nepos* wurde schon 1805 gedruckt, als der Vf. nach Prag versetzt, und durch den damaligen Krieg nicht nur der Druck verhindert wurde, sondern sogar das Manuscript verloren ging. Um so entfernter steht der Vf. in der noch geretteten Einleitung von aller Bestimmung durch fremde, in neuester Zeit vorgetragene Meinungen. Zuerst spricht er von Cornelius Nepos als Mensch und als Schriftsteller. Aus der Stelle des Cicero *Epist. ad Attic.* 16, 14 läfst sich weder schliessen, des Nepos Sohn sey ein Gegenbild des Vaters und ein liederlicher Taugenichts gewesen, noch weniger beym Horatius *Epod.* 1, *v. ult.* schreiben: *Discinctus aut perdam ut Nepos*. Doch der Vf. scheint die Nachricht von dem entarteten Sohne nur herbeygezogen zu haben, um einer paränetischen Bemerkung willen, die hier nicht an passendem Orte steht. Die Stelle *Cic. ad Att. XVI*, 5 wird verbessert: *Nepotis epistolam exspecto. Cupidus ille mearum* (statt *meorum*)? *qui ea quibus maxime γαυριῶ, legenda non putet? Et ais: μετ' ἀμύμονα! Tu vero ἀμύμων; ille quidem ἄμβροτος*, und also erklärt, dass μετ' ἀμύμονα und ἄμβροτος nicht den Nepos, sondern den M. Brutus bezeichnen, und der Sinn sey, als habe

Atticus sagen wollen: *Quid mirum, si Nepos tua contemnit prae illius inculpati (scilicet Bruti) libris! Post illum tamen proximum locum tu apud eum occupas*, und Cicero entgegne: *Tu vero ἀμύμων, qui nulla unquam in re culpa tua inferior, semper consilio superior esse soles; ille (Brutus) immortali gloria praeditus, propter Caesaris necem; nequaquam vero ἀμύμων, quia scilicet post illud praeclarissimum facinus non pauca in administranda rep. peccavit.* Der Gedanke des Atticus wird nie sicher errathen werden können; aber gewiss ist es, dass der aufgeführte Sinn nicht in den Worten liegt, und nicht Brutus in dem Worte *ille* verstanden werden kann. Auf den Zusammenhang wurde nicht Rücksicht genommen. Dass Brutus gemeint sey, beweist der Vf. erstlich daraus, weil dessen Name im Anfange des Briefes erwähnt wird, aber ohne alle Beziehung auf unsere Stelle, und weil im Worte ἄμβροτος eine Anspielung auf den Namen Brutus liege. Beides reicht, wie Jeder einsieht, nicht aus.

In der Aufzählung der Schriften des Cornelius fanden wir Folgendes beachtungswerth. Von dem Buche *de Historicis* wollte, wie bekannt, *Heusinger* zwey Fragmente in einem wolfenbüttler Codex gefunden haben. Hr. *Titze* spricht mit folgendem Grunde gegen die Ächtheit der Fragmente. *Ut certe Nepos vim eloquentiae in Cicerone admirabatur, ita haud dubie omnem eloquentiae ostentationem in historia pariter atque in philosophia literis ornanda improbabat. Heusinger* hat gezeigt, dass der Wille des Cicero, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben, erwiesen sey, und mit dem Fragment, welches seinen Verlust als künftigen Historiker beklagt, übereinstimme. Wie sollte Nepos aber geglaubt haben, Cicero würde dabey zu sehr Redner geworden seyn, und nichts geleistet haben, oder wie lässt sich überhaupt diese Meinung dem Nepos unterschieben? Nach dem Fragmente wenigstens nicht. Dass dem Schreiber dieser Handschrift ein altes Werk vorgelegen habe, bleibt unleugbar: nur fragt es sich, was ihn auf die Überschriften zu diesen Bruchstücken, und zu der *vita Catonis: e libro de latinis historicis*, gebracht habe. Wenn kein innerer Widerspruch Statt findet, wie sich keiner auffinden lässt: so müssen wir der äusseren Autorität nachgeben, und den Verfasser wirklich in Cornelius anerkennen. Am meisten scheint der Anfang *non ignorare debes* in Hn. *T.* Zweifel aufgeregt zu haben, und er vermuthet ohne weiteren Grund, dass es Stücke aus dem Briefe des T. Livius an seinen Sohn seyen, dessen Quintilianus an einigen Orten gedenkt. Doch auch hierüber lässt sich nicht absprechen, da wir die Form des Vortrags, welche Cornelius in dieser Schrift gewählt hatte, nicht weiter kennen. *Heusinger* vermuthet nicht unwahrscheinlich, die Stelle sey aus der Vorrede entnommen; denn dahin passt sie wohl.

Von dem Werke *de illustribus viris* behauptet der Vf., dass es *ein* Buch gewesen, und die Anführung des Charisius, der ein 2tes, 15 und 16tes Buch erwähnt, falsch sey. Die Gründe dieser Behauptung ruhen auf wankender Grundlage, und sinken mit dieser. Erstlich erwähne Gellius (XI, 8) und Servius (ad Aen. I, 372) nur *librum de illustribus viris*; dann Nepos habe, wenn er die Historiker und Imperatoren besonders behandelt hätte, nicht 16 Bücher mit berühmten Männern füllen können; endlich würde Julius Hyginus nicht nach dem Vorgang von Nepos noch mehrere Bücher von berühmten Männern geschrieben haben. Keiner dieser Gründe hat einige Kraft, da *liber* sehr häufig so viel als *Werk*, *Schrift* bedeutet, und dem Hyginus, die schon von Nepos behandelten Lebensbeschreibungen auf seine Weise darzustellen, unbenommen blieb, wie es Nepos nicht an reichem Stoffe gebrach. Der Vf. sollte nicht mit Meinungen spielen, und nicht nach deren Auffassung erst auf Beweise sinnen, die ihn zu jenen führen mussten.

Nach Hn. *T.* besitzen wir jetzt das Leben des Atticus als ein besonderes Werk vollständig, und die *vitae excellentium imperatorum* zur Hälfte. Nach einem, in mehreren Handschriften vorgesetzten Gedicht, in welchem Probus erwähnt wird, hielt man einen Aemilius Probus aus Theodosius Zeitalter für den Verfasser. Hr. *T.* bringt aus den Worten:

Si rogat auctorem, paulatim detege nostrum
Tunc Domino nomen, me sciat esse Probum.
Corpore in hoc manus est genitricis, avique, meaque,

die uns wenigstens schon zu der Überzeugung hinreichen, ihr Verfertiger und der Vf. der Lebensbeschreibungen sey nicht *eine* Person, folgendes Factum heraus. Probus war der Abschreiber einer Gedichtsammlung, an welcher zugleich seine Mutter und sein Grossvater schrieb, und der Inhalt des Buchs vielleicht ein Virgilius. Durch Zufall, oder weil es ihm gefiel, setzte ein anderer Abschreiber diess Gedicht vor ein Exemplar des Cornelius, woraus Andere eine Überschrift fertigten, und den Aemilius Probus zum Vf. machten. Diess Spiel des Zufalls lässt sich auf andere, und wieder auf andere Weise deuten; nur hat die von Hn. *T.* aufgestellte Meinung wenig Wahrscheinlichkeit für sich, da mehrere, sonst verschiedene Handschriften das Gedicht enthalten. Doch wichtiger bleibt die weitere Untersuchung über den Vf. und die ursprüngliche Beschaffenheit des Werks. Da setzt Hr. *T.* sogleich voraus, es zweifle nun Niemand an dem Vf. der Lebensbeschreibungen, was wir wenigstens nicht unbedingt zugeben möchten. Er fährt fort, in den Worten der Vorrede: *Sed plura persequi tum magnitudo voluminis prohibet, tum festinatio, ut ea explicem, quae exorsus sum*, liege angedeutet, dass Nepos früher schon viel geschrieben habe, und nun in seinem hohen Alter eile, das letzte Werk zu Stande zu bringen. Durch die Worte: *In hoc exponemus libro de vita excellentium imperatorum*, und den Schluss von Hannibals Leben: *Sed nos, tempus est, hujus libri facere finem, et Romanorum explicare imperatores*, werde deutlich, dass das Ganze aus zwey Büchern bestanden, und Nepos wohl in der Vorrede

in hoc exponemus libro de vita excellentium imperatorum Graecorum oder *externorum* geschrieben habe. Nach diesen Voraussetzungen wird es dem Vf. leicht, weiter zu folgern: Am Schlusse des ersten Buches wählte Nepos das Capitel von den Königen zum Übergang, und fügte, weil sie nicht in die Reihe der Römer passten, noch die Ausländer Hamilcar und Hannibal hinzu. Durch die Trennung der beiden Bücher ging das zweyte gröſstentheils verloren, obgleich das Ganze nur ein Werk (*volumen*) ausmachte. Der erste Theil, von den Griechen, ist bis auf einige im Leben des Lysander Cap. 2 verlorene Zeilen ganz auf uns gekommen; von dem zweyten nur das Leben des Cato, welches von einer ausführlichen Biographie, die früher besonders erschien, verschieden ist, obgleich Nepos auch in demselben einen gleichen Plan verfolgt, und daher des Cato nicht bloſs als eines groſsen Feldherren, sondern auch als gelehrten Schriftstellers gedacht hat. Dieſs Alles nimmt sich so hingestellt nicht übel aus, und der Vf. wird Glauben hie und da finden; uns aber scheint fast jede dieser Behauptungen des ausreichenden Grundes zu ermangeln. Erstlich fragt sich, wie aus der Vorrede, die doch zu dem ganzen Werke wenig oder gar nicht paſst, Beweise für dasselbe gezogen werden dürfen. Als Vorrede für beide Theile eignet sie sich gar nicht, und es muſs *volumen* von dem einen Buche verstanden werden; dann aber hatte Cornelius gar nicht Grund, wegen des allzugroſsen Umfangs abzubrechen. Der Supplirung *Graecorum* oder *externorum* geht alle Wahrscheinlichkeit ab. Unseres Bedünkens ist auch kein Grund vorhanden, durch den man bewogen würde, überdieſs ein besonderes Werk *de vita excellentium imperatorum* anzunehmen, da dieser Titel einem Theil aus dem gröſseren *de illustribus viris* vorgesetzt werden konnte. Nach welchem Plan das Ganze gearbeitet worden war, wird sich nie genau verzeichnen lassen; doch muſs der zureichenden Conjectur eine Stimme verstattet bleiben. Wie aber der Vf. den Abschnitt von den Königen am Schlusse soll beygefügt haben, sieht man nicht ein, da von einem Übergang ohne weitere Andeutung nicht die Rede seyn darf. Dieses Capitel läſst annehmen, daſs die Absonderung der einzelnen vorhandenen Biographieen an einem gröſseren zusammenhängenden Ganzen geschah, und es selbst sich ehemals unmittelbar an das Leben des Timoleon anschloſs. Dann hat man aber auch keiner weiteren Rechtfertigung für die Biographieen des Cato und des Atticus nöthig, und was Hn. *T.* groſse Schwierigkeit erregt, die weder chronologisch, noch ethnographisch geordnete Reihe der Biographieen verlangt nicht weitschichtige Voraussetzungen. Da durchaus keine Ordnung herrscht, und Datames mitten unter den Griechen seine Stelle erhielt: so nimmt Hr. *T.* an, daſs die Anordnung nicht von Nepos herrühre, sondern im Mittelalter, theils um überall eine chronologische Folge anzubringen, theils aus Unwissenheit, ziemlich verwirrt und planlos gemacht worden sey. Auch versucht Hr. *T.* die alte Ordnung zu entwerfen, in welcher Athenienser (Miltiades, Themistokles, Aristides, Cimon, Alcibiades, Thrasybulus, Conon, Iphikrates, Chabrias, Timotheus, Phocion), Lacedämonier (Pausanias, Lysander, Agesilaus), Thebaner (Epaminondas, Pelopidas), Syracusaner (Dio), Corinthier (Timoleon), halbe Ausländer (Eumenes und die Könige) und Ausländer (Hamilcar, Hannibal, Datames) auf einander folgten. Dazu liefert der Vf. die Beweise, doch so, wie wir sie von ihm schon kennen gelernt haben. Den Anthenienſern gebührt die erste Stelle nach den Andeutungen der Vorrede, welche aber von nichts weniger als von einem solchen Vorzug handelt. Hätte nun der *ordinis antiqui adulterator Chronista*, wie er ihn nennt, nicht Miltiades vorangesetzt, sondern nach seiner Dummheit den Epaminondas oder einen Anderen: was hätte der Vf. damit anfangen wollen? Man hat dem glücklichen Zufall zu danken, da der Gedanke nicht errathen werden möchte, nach welchem der Verpfuscher verfahren sey. Um den oben erwähnten Schluſs im Hannibal doch ans Ende des Buches, welches Datames schlieſst, zu bringen, soll der Abschreiber so gewandt, oder auch so unbeholfen gewesen seyn, und es hier, statt beym Leben des Datames, angefügt, aber bey diesem den Eingang haben stehen lassen, welcher doch das Leben des Hannibal voraussetze. Sonderbar findet es der Vf. selbst, daſs alle Handschriften in der verkehrten Ordnung übereinkommen, meint aber, hiebey, wo immer Gründe entscheiden (aber sicher nicht des Vfs. Hypothesen), gelte das Ansehen derselben sehr wenig. Dieſs nicht immer, und so auch nicht hier. Bis einmal Jemand für die von jedem Schriftsteller gefoderte Planmäſsigkeit, Ordnung und Zusammenhang beym Nepos gültige Beweise aufstelle, hat die Behauptung noch immer sicheren Grund, mit der wir das Buch, wie es sich jetzt findet, aus der Hand des Nepos erhalten zu haben leugnen; ja, und es war kein ganz unglücklicher Gedanke, den sich Hr. *T.* später wieder niederschlug, an der Vollendung des Werks und an der wirklichen Ausarbeitung hingeworfener Skizzen zu zweifeln. Den Verlust des zweyten Theils können wir keineswegs der späteren Unterdrückung freymüthiger und wegen republicanischer Gesinnung verdächtiger Schriften zur Schuld rechnen. Verstatteten sich aber die Interpolatoren, in dem übriggebliebenen Theile Stellung und Zusammenhang zu ändern: so mag auch das Ganze wohl nicht die Spuren verleugnen, durch ihre Hände gegangen zu seyn. Darum bleibt, in sofern wir nur das Vorhandene beurtheilen können, unsere Meinung, auch nach dem von Hn. *T.* Vorgetragenen, in ihrer Wahrheit unangetastet, daſs wir ein durch fremde Hand aus Nepos Werk zusammengesetztes Buch besitzen, und daſs dem einsichtsvollen Kritiker zur Aufgabe vorliegt, die alten Reste aus den Beysätzen der Interpolation auszuscheiden, und die Beweise aus den Gesetzen der Darstellung, aus der Sprache und eigenthümlichen Sprechweise des ursprünglichen Vfs. zu entlehnen. Die Vorrede wird dabey höchstens als

Fragment, wenigstens nicht als Vorwort des ganzen Werks gelten. Von Cornelius Nepos sollte man überall nur Vorzügliches erwarten, und er ist es werth, dass sich nochmals ein scharfsinniger, umsichtiger Forscher seines Namens annehme, und ihm das Eigenthümliche vindicire. Leicht hat man eine Menge Glosseme in dem Texte durch Klammern bezeichnet, aber nicht deutlich gemacht, wie diese hineingekommen sind, und kommen konnten.

Nach obigem Grundrisse hat Hr. *T.* die einzelnen Biographieen geordnet, und das Leben des Cato als den Rest des *liber posterior* bezeichnet. Dann folgt *de vita T. Pomponii Attici liber singularis.* Dem Texte liegt die staverensche Recension zum Grunde. Damit wurden die Ausgabe von Heusinger, die älteren von Bosius, Lambinus, vorzüglich die von Longolius 1543 verglichen, und die wichtigsten Varianten in den angehängten *Notis criticis* bemerkt. Die zuletzt genannte Ausgabe ist wirklich noch nicht genau benutzt worden, und doch hat sie, nach einer guten Handschrift verbessert, nicht unbedeutenden Werth. Durch sie hat Hr. *T.* den Text in vielen Stellen verändert, und wirklich die bessere Lesart hergestellt. Wir gedenken nur einiger der ersten Beyspiele, weil ein Anderer das Ansehen dieser Ausgabe näher untersuchen möge. So finden wir Milt. c. 1: *Miltiades delectus cum delecta manu,* statt dass gewöhnlich *delectus* fehlt. Cap. 7. *Quoniam ipse pro se dicere non posset, verba fecit frater ejus,* statt *verba pro eo fecit.* Themist. c. 2. *Tum divitiis ornavit, tum etiam etc.* statt *quum divit.* Cap. 4. *Ut domos suas quisque discederent,* wo gewöhnlich *quisque* fehlt. Cimon. c. 2 in besserer Stellung *barbarorumque maximam vim uno concursu prostravit* u. s. w. Oft hat aber Hr. *T.* seinen Beyfall zu schnell an Lesarten hingegeben, welche entweder als Fehler der Abschreiber, oder als Zusätze von Glossatoren zu betrachten sind. Dahin rechnen wir Praefat. *Aut cujus non materfamilias primum locum etc.* Miltiad. c. 4. *Audere adversus se tam exiguis copiis dimicare.* Themist. c. 1. *Liberius justo vivebat,* wo *justo* sonder Zweifel eine Glosse ist. Cap. 6. *Ullam urbem habere,* wo keinesweges *muros* hinzuverstanden werden kann, und andere Orte. Mehr liegt uns ob, die eigenen Verbesserungen des Vfs., die er meistentheils sogleich in den Text aufgenommen hat, in Rücksicht zu ziehen. Da fanden wir die schon oben bemerkte Weise wieder, und vermissten nur zu oft die gültigen Gründe und Beweise der Änderungen. Überschlagen wir die Zahl der Conjecturen: so kann nur eine sehr geringe Anzahl beyfallswerth und glücklich genannt werden. Bey vielen mangelt tieferes Studium der Sprache und des Gebrauchs unseres Schriftstellers. In der bekannten Stelle der Vorrede, welche die Herausgeber vielfach gequält hat, schlägt Hr. *T.* zu lesen vor: ***Nulla Lacedaemoni tam nobilis est vidua quae non ad coenam eat mercede conductam,*** und ist mit vieler Sicherheit der Sache gewiss. Rec. bekennt, die Worte Anfangs gar nicht verstanden zu haben, weil er wusste, dass man vielleicht *coena conducta,* aber nicht *coena mercede conducta* sagen könne. Der Vf. setzt voraus, dass bey den Lacedämoniern die Wittwen an gesellschaftlichen Mahlzeiten, wie die Männer an ihren Phiditien, Theil genommen hätten, und diess habe dem Römer für eine gemeine, niedrige Einrichtung gelten müssen. Doch bemerkt der Vf. zugleich, er wisse nicht, ob es solche Mahlzeiten gegeben habe, und so hebt sich der Vorschlag auch von dieser Seite auf. Milt. c. 1. *Ex his delecti Delphos deliberatum missi sunt, qui consulerent Apollinem.* Hier fand man schon früher die Wiederholung in *deliberatum* und *qui consulerent* anstössig; Bremi aber schickte sich zur Vertheidigung an, und mit Recht, in sofern solche erklärende Zusätze beym Cornelius nicht ungewöhnlich sind. Für den Gebrauch des Wortes *deliberare* statt *consulere* führte man Themist. c. 2 auf; aber Hr. *T.* leugnet, dass hier jene Bedeutung angenommen, vielmehr *deliberantibus* von den zu Hause berathschlagenden Atheniensern verstanden werden müsse. Nun aber, wären auch die Athenienser selbst gemeint, bleibt auch dann der erwähnte Sinn und Gebrauch nothwendig. Was aber Hr. *T.* als Verbesserung darbietet, hat nichts gegen sich, als dass es nicht lateinisch ist, weder das Wort, noch die grammatische Structur. *Ex his delecti Delphis deliberatu missi sunt,* was heissen soll *habita deliberatione,* als finde sich das Wort *deliberatus* irgendwo vor. Der Leser weiss hiemit genug. Cap. 3. *Si cum his copiis — interisset Darius, non solum Europam fore tutam, sed etiam eos, qui Asiam incolerent Graeci, liberos a Persarum futuros dominatione et periculo. Id facile effici posse.* Weil Hr. *T.* sich *dominatione et periculo* nicht erklären konnte, und unglaublich fand, wie die asiatischen Staaten durch den Untergang von Darius frey von Gefahr werden konnten, verbessert er *liberos a Persarum futuros dominatione. Sine periculo id et facile effici posse.* Wir finden diess unnöthig, und nicht elegant, weil *periculo*, ein weitschichtiger Begriff, recht wohl von dem Bedrängniss, das mit der Herrschaft der Perser verbunden war, verstanden werden kann, und weil *et facile* dann keine passende Stelle findet. Cap. 3 vermuthet er, statt *non idem ipsis, qui summas imperii tenerent, expedire, et multitudini* müsse man lesen *et Miltiadi.* Abgesehen davon, dass Histiäus diess nicht würde gesagt haben, und an eine Ironie nicht zu denken ist, verlangen ja die vorausgehenden Worte den Gegensatz in *multitudini.* Themist. c. 7. Weil *essent recepturi* nicht geduldet werden kann (was Niemand leugnen wird): so verändert Hr. *T.* geradehin *aliter illos numquam in patriam sese recepturos.* Diess war freylich sehr leicht, allein auch diess ist nicht einmal an sich zu billigen, da *se recipere* nicht geradehin für *reverti* steht, und sich in Timoth. c. 3 eine andere Bewandniss darthut. Die neueren Herausgeber folgten dem scharfsinnigen Vorschlag Gronovs.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

PRAG, b. Widtmann: *Bibliotheca latina classica, tomis octo complectens auctores Romanos veteres — — edidit Franc. Nic. Titze* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In derselben Periode steht *legatos, quos Athenas miserant;* diess verträgt Hr. *T.* in der *oratio obliqua* nicht, und ändert *miserint.* Erstlich müsste es heissen *mitterent;* dann aber hätte der Vf. doch wissen sollen, wie in der Construction des Accus. c. Infinit. sehr richtig der Indicativus steht. Er lerne es von *Bremi* zu Miltiad. c. 3. Them. 9. *Sed ego potissimum Thucydidi credo, quod aetate proximus erat, qui illorum temporum historiam reliquerunt.* Hr. *T.* schreibt *proximus illorum, qui temporum etc.* Diess hätten Andere längst gethan, wenn sie nicht eingesehen hätten, dass dann vielmehr *eorum* verlangt würde, und *illorum* bey *temporum* nicht füglich fehlen könnte. Alcib. 1 liest man bey Hn. *T. disertus, utque in primis dicendo valeret, tanta erat commendatio oris atque orationis, ut nemo ei [dicendo] posset resistere.* Was hier *utque — valeret* soll, begreift man nicht, eben so wenig, als wie Hr. *T.* glauben kann, so den Zusammenhang hergestellt zu haben. Über das ausgelassene zweyte *dicendo* wollen wir nicht rechten. Cap. 2 wird verbessert *otiosa multa delicate jocoseque fecit,* wie auch *Barth* wollte. Der Beweis des Sprachgebrauchs fehlt. Ist die Lesart *odiosa* falsch: so scheint es, als habe der Abschreiber das Wort dem folgenden *multa* angepasst, wie ein Anderer *delicata* schrieb, und man könne *otiosus* vermuthen. In der viel versuchten Stelle Thrasyb. c. 1. *Quod in proelii concursu abit res a consilio ad vires vimque pugnantium,* schrieb der Vf. *ad viros animosque pugnantium.* Diess möchte Billigung erhalten, wenn nur in *animos* die Sache oder der Antheil des Zufalls deutlich wäre. Mit Wahrscheinlichkeit meint der Vf., in dem Folgenden sey *quare* aus den Endsylben von *praedicare* entstanden, und wirft es aus. Auf Autorität baut er Cap. 2 die Verbesserung: *Neque vero hic modo contentus est primo a tyrannis, sed ejus solitudo,* und hat triftige Gründe für sich.

Wir glauben hiedurch hinlänglich die Weise unseres Vfs. charakterisirt zu haben, und theilen, was wir zu den übrigen Emendationen uns bemerkten, um des Raumes willen nicht weiter mit, um noch auf einen besonderen Punct aufmerksam machen zu dürfen. Er betrifft die Auffindung und Ausscheidung der durch Glossatoren beygefügten Zusätze und Erklärungen. Auch Hr. *T.* scheint hierüber so wenig, wie die bisherigen Bearbeiter, zu der Bestimmtheit und Klarheit eines ausreichenden Regulativs gelangt zu seyn; wenigstens urtheilt er bloss nach dem Schein des Überflusses, welcher sehr häufig trügt. Da wir hier nicht das Allgemeine darlegen können: so begnügen wir uns mit Beyspielen. Aristid. c. 2. *Neque aliud est ullum hujus in re militari illustre factum, quam hujus imperii memoria.* Hr. *T.* wirft die Worte *quam h. i. memoria* aus. Warum? Weil die Wiederholung des *hujus* unangenehm (*inamoena!*) sey, weil *imperii memoria* nicht mit *illustre factum* übereinstimme, ferner weil die Eleganz des Periodenbaus leide, und endlich weil die Worte unnütz seyen. Die Wiederholung von *hujus* kann nicht auffallen, da es in der ersten Stelle einem verschiedenen Subject zugehört. *Memoria imperii* statt *imperium* stimmt auf eine sehr elegante Weise mit dem vorausgehenden *illustre factum* ein, wie schon *Bremi* gezeigt hat. Was die beschuldigten Worte der Periode schaden sollen, möchte schwer erweislich seyn, und sonach fiele auch die Unnützlichkeit hinweg; denn wenn hier *illustre* voraussteht: so muss auch ein *quam* folgen, wenn der Gedanke des Satzes nicht schief gestellt seyn soll. Alcib. c. 1. Die Worte *Namque imperator fuit summus et mari et terra* findet Hr. *T.* mit der Angabe Thrasyb. c. 1 unverträglich, wo erzählt wird, wie Alcibiades Alles in Gemeinschaft mit dem Thrasybulus ausgeführt habe. Auch wolle Nepos hier nur den menschlichen Charakter des Alcibiades bezeichnen. Endlich könne die oberste Feldherrnstelle nicht Einen zu Allem geschickt machen, und der Satz beweise nicht das Vorige. Diess aber soll er nicht einmal, sondern durch die Parenthese, in welcher diese Worte stehen müssen, wird die Gelegenheit genannt, bey der Alcibiades bewährt hatte, dass er *consilii plenus* sey. Dadurch hebt sich auch der zweyte Grund auf. Den ersten aber wird Niemand in Erwägung ziehen, weil hier an Thrasybulus nicht gedacht werden kann, und Alcibiades, ohnerachtet er seinen Freund zu benutzen wusste, doch seine Würde und Stelle behauptete. Wenn Hr. *T.* Miltiad. c. 8 die Worte *sed justus — retinuerat* mit leichter Feder verbannen konnte: so musste ihm doch beyfallen, dass die Beschaffenheit des gesammten Textes verdächtig sey, und einer strengeren

Unterfuchung bedürfe. Ohne diefe durchgeführt zu haben, darf man beym Nepos durchaus kein Wort von einem Gloffem verlieren, weil fonft des Hin- und Herrathens kein Ende, und wohl auch das Eigenthümliche des Schriftftellers angetaftet wird, wie Alcibiad. c. 9 *qui ea, quae apportavit, abftulerunt, ipfum capere non potuerunt*, wo Hr. *T. qui ea* ausmerzt, und überdiess *quaeque apportaret* vermuthet. Doch genug! Wir bemerken nur noch, dafs Hr. *T.* bey der Biographie des Atticus drey fehr alte Abdrücke in Ausgaben von Plutarchs Lebensbefchreibungen, zwey ohne Jahrzahl, und eine dritte von 1478, genau verglichen hat, die Ausgaben weitläuftiger befchreibt, und die Varianten mittheilt. Dadurch gewann fein Buch einen entfchiedenen Werth, und Jeder wird ihm dankbar feyn.

Dem Texte des *Phädrus* geht eine *Introductio de Phaedri vita etc.*, und *Camerarii libellus de vita et moribus fortunaque et interitu Aefopi* voraus. In jener erwarteten wir neue gehaltreiche Unterfuchung; allein der Vf. befchäftigt fich nur mit dem Leben des Phädrus. Die Lefer, welche noch an einen Phädrus, aus Tiberius Zeit, als Vf. der Fabelfammlung glauben, und deffen Lebensgefchichte ziemlich vollftändig in der *Schwabifchen* Ausgabe befitzen, wird es vielleicht erfreuen, zu wiffen, dafs Hr. *T.* doch noch Einiges herausgebracht habe, was den Vorgängern entgangen war. Phädrus, meint der Vf., fey nicht ein Feind, fondern ein Freund des Sejanus gewefen, und beklage in dem Prologe zum dritten Buche, wie er unfchuldig mit feinem Gönner in den rettungslofen Abgrund gefunken, diefer aber felbft nur durch Ungerechtigkeit und Gewalt des Kaifers, nicht durch einen Richterfpruch, gefallen wäre. Nach Sejanus Sturz, erzählt Hr. *T.*, lebte Phädrus in aller Stille, bis unter Caligula ihm beffere Ausficht ward durch einen gewiffen Eutychus, dem er das dritte und vierte Buch feiner Fabeln zueignete, und mit Schlauheit zu gewinnen fuchte. Aber dem Phädrus half diefs nicht, und Eutychus fcheint fich feiner nicht angenommen zu haben. Doch mag Phädrus eben nicht ganz unfchuldig gewefen feyn, da Martialis ihn *improbum* nennt. Woher aber Hr. *T.* diefs Alles wiffe, frage man nicht, da das ganze Leben eine ausgefponnene Hypothefe ausmacht. Die Fabeln hat Phädrus nach Hn. *T.* abgefafst, um fich in feinem Unglück zu tröften; von dem zweyten und fünften Buche find mehrere Fabeln verloren gegangen, zu denen die fünf von *Burmann* bekannt gemachten gehören. Diefs auch ift blofser Einfall, an deffen Stelle freylich eine Beurtheilung der *Chrift*'fchen Zweifel an der Ächtheit des Phädrus willkommener wäre. Von den durch *Caffiti* bekannt gewordenen Fabeln, bey denen er, ohne die *Eichftädtifche* Ausgabe zu kennen, doch richtig vermuthet, fie feyen aus dem fchon von *Burmann* verglichenen Codex entnommen, nahm er nur Eine: *Prometheus et Dolus*, als des Phädrus würdig, auf.

Der Gehalt der Einleitung kann, wie wir berichtet, nicht hoch angefchlagen werden; im Texte finden wir den Burmannifchen Text mit wenigen Veränderungen. *Convertimus autem tanto magis curam noftram in id, ut juvenibus internum fabularum artificium uno atque altero in loco, adhibita crifi, aperiremus; quo factum eft, ut vel nonnunquam defenfionem Phaedri contra iniquiorem Leffingii cenfuram data occafione arriperemus.* Diefs ift wirklich gefchehen, bey der erften Fabel mit grofser Ausführlichkeit, bey den fpäteren neunzehn in Kürze. *Leffing* würde jetzt feine Kritiken über Phädrus anders, oder nicht fchreiben: denn fie laufen bisweilen ins Spitzfindige aus, bisweilen muthen fie dem Verfaffer eine Kunft zu, die weit von ihm entfernt lag. Hr. *T.* hätte fie füglich übergehen können, fo wie überhaupt die etwas dürftigen Noten reichhaltiger gemacht werden konnten. In der dreyzehnten Fabel des erften Buchs wirft der Vf. die beiden letzten Verfe, in der vierzehnten den fünften Vers als unächt aus. In der vierten Fabel interpungirt er V. 3 nach *ferret*, und verbindet *natans* mit *fimulacrum*. XXI, 9 lieft er mit Neveletus *exterit*. Noch werden III, 1 die beiden letzten Verfe, III, 15, v. 18, 19. Prolog. libr. V, v. 15 als unächt bezeichnet. Wir haben nur an zwey Stellen neue Änderungen des Vfs. bemerkt. III, 10, 26 lieft er: *Ad lectum accedit, tentat in tenebris: caput ut fentit tonfum*, was nicht mifsfällt. V, Prol. 27 (7). *Si marmori adfcripferunt Praxitelem fuo, Myronem argento: fic fabulae audiant adeo fucatae.* Diefe Verbefferung aber ift verunglückt, da der Vers nicht zureicht, und wir erfparen uns die Darlegung der Erklärung. Der fonftige Epilog des dritten Buchs fteht bey Hn. *T.* am Ende des vierten, der Prolog des vierten zu Anfang des fünften, ausgenommen die erften neun Verfe. Die Änderung IV, 8, 1 hat fchon *Schwabe* angenommen, deffen Ausgabe von dem Vf. nicht benutzt worden ift. Von dem Stile des Vfs. mögen die angeführten Stellen hinreichende Probe feyn.

V. V.

GRIECHISCHE LITERATUR.

MEISSEN, b. Erbftein: Κέβητος Πίναξ. *Des Cebes Gemälde.* Mit einer Einleitung, Inhaltsanzeigen, grammatifchen und erklärenden Anmerkungen, und einem vollftändigen Wörterbuche. Für Schulen herausgegeben von *Johann David Büchling*. Von Neuem bearbeitet von *Georg Friedrich Wilhelm Groffe*, Subrector des Gymnafiums zu Stendal. 1813. XLII u. 181 S. 8.

Man kann erfchrecken, *Büchlings* Ausgabe des Cebes in unferen Tagen wieder ans Licht gebracht zu fehen, da man, wenn des Verlegers Vortheil ausgeglichen, dem Buche ewige Vergeffenheit wün-

schen musste. Doch wollte der Verleger eine neue Ausgabe, und übertrug die Besorgung Hn. *Grosse*, der zum guten Glück sogleich einsah, dass nicht an eine Verbesserung des Fehlerhaften zu denken war, sondern das Ganze einer Umarbeitung bedurfte. Das Beste wäre gewesen, sich von dem Vorgänger ganz loszusagen, und ein neues Buch zu liefern. Jetzt beginnt das Buch mit der alten Vorrede; doch auch hier schon waren Verbesserungen nöthig. Nur hätte Hr. *G.* den verstorbenen *Büchling* nicht aus dem Grabe über Ausgaben und Dinge sprechen lassen sollen, die erst später erschienen sind, und ihm unbekannt seyn mussten. Hr. *G.* erzählt in der Vorrede, dass er die Einleitung durch Weglassung vieles Überflüssigen und durch Hinzufügung manches Nothwendigen für Schüler brauchbar gemacht habe, dass der Text von den vielen falschen Lesarten und Fehlern der Orthographie nach den neueren Hülfsmitteln gereinigt und nach den richtigeren grammatischen Grundsätzen der Herren *Buttmann*, *Hermann*, *Matthiä*, *Passow* (existirt denn von diesem Gelehrten eine Grammatik oder grammatische Schrift?), *Thiersch* und seines Lehrers *Wolf* kritisch verbessert worden sey. Das unächte barbarische 26 Capitel ist weggelassen worden, die Überschriften haben Änderungen erhalten. „Die von mir ganz neu ausgearbeiteten Sprachbemerkungen sind so abgefasst, dass sie in den Geist der Sprache einführen; sie nehmen also hauptsächlich auf die Syntax Rücksicht, und mögen einstweilen auf die richtige Benutzung der Anleitungen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische, mit denen uns ein *Jacobs* und *Passow* bald zu beschenken versprochen haben, vorbereiten. Ich richtete hiebey mein Augenmerk darauf, auf die Übereinstimmung und Abweichung der Mutter - mit ihrer Tochtersprache, ich meine der griechischen mit der bey weitem nicht so zur Reife und Vollkommenheit gelangten lateinischen, aufmerksam zu machen, zu welchem Ende die aus den in chronologischer Ordnung, — doch so, dass dem Gange, welchen der menschliche Geist bey seiner Bildung nahm, gemäss die Dichter den Prosaikern vorausgeben — aufeinander folgenden Schriftstellern angeführten Stellen immer so vollständig erscheinen, als es für den Zusammenhang nöthig war, damit der Schüler bey seinen Privatstudien auf seiner Bildungsstufe auch mit einem kleinen Vorrathe von Büchern in unseren geldarmen Zeiten fertig werden könne, und immer mehr angespornt werde, eingedenk der goldenen Worte des Horat. Epp. II, 3. 263 sich zu der Stufe hinaufzuarbeiten, auf der er mit den göttlichen Männern Griechenlands und Roms einen vertrauten Umgang pflegen kann." Wir haben mit guter Absicht diese Stelle der Vorrede abgeschrieben, theils um einiger sonderbarer Combinationen willen, theils um deutlich werden zu lassen, wie der Vf. von seinem Buche spricht. Nichts Seltenes ist es ja in unserer Zeit, dass man Alles, auch das Geringfügige, durch volltönende Formeln in Bedeutung zu setzen sucht, und sich da, wo nichts Ausserordentliches Statt hat, und das Verdienst sich auf blosse Sorgsamkeit beschränkt, gravitätisch geberdet. Diess aber soll uns nicht abhalten, den Fleiss des Vfs. anzuerkennen, und seinem, der Jugend Vortheil bringenden Bemühen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der gute, auf den Nutzen gerichtete Wille wird durchaus sichtbar; nur erwarte man nicht eine tiefere, feinsinnige Sprachforschung, welche auch da, wo sie sich herablässt, Anfänger zu belehren, immer als die gleiche erkannt wird. Wir fanden, dass der Vf. die Hauptregeln der Syntaxis den Lernenden wiederholend einschärft, und dadurch das Verständniss erleichtert, wie er bedacht war, das Studium der Sprache durch Kenntniss der richtig begründeten und abgeleiteten Bedeutung zu fördern, und wie er die einzelnen Stellen durch Vergleichung mit anderen und durch Verdeutlichung der in ihnen enthaltenen Sachen ins Licht setzt. Mit der *büchling*'schen Arbeit kommt diese Bearbeitung in keinen Vergleich, und wie jene Schaden, so wird diese Nutzen stiften. Neues haben wir nicht gefunden, so wie nicht die Beweise einer selbstständigen, eigenen Forschung, auf welche jedoch bey einem solchen Buche nicht weiter Anspruch gemacht werden darf.

Das Kleinliche und Kindische der *büchling*schen Noten ist ganz getilgt worden, und der Vf. hat sich dadurch mehr Raum für das Wichtigere gewonnen. Manches hätte in der Kürze abgefertigt werden können, wie die breite Note über ταῦθ' statt ταῦτα S. 17 und Anderes. Hin und wieder findet sich Unsicherheit, und der Mangel an umfassender Kenntniss, wodurch der Schüler zu seinem grossen Nachtheil irre geführt wird. Wir wollen die Beyspiele nur aus den Anmerkungen zu den ersten 4 Capiteln aufzählen. Cap. 1: πολλὰ μὲν καὶ ἄλλα ἀναθήματα ἐθεωροῦμεν, ἀνέκειτο δὲ καὶ πίναξ κ. τ. λ. Hier liest man: „καὶ, welches in Beziehung auf das folgende καὶ dem lateinischen *et* — *et* (sowohl — als auch) entspricht, wird hier im Deutschen gar nicht wohl aber das zweyte καὶ durch *auch* ausgedrückt." Diess hellt die Structur des Satzes nicht auf, und der Schüler wird fragen, warum das καὶ nicht dem πολλὰ voraussteht, und wie es sich mit Stellen verhalte, wo kein zweytes καὶ folgt. — Von den *Genitivis absolutis* heisst es S. 6: „Es sind diess *Genitivi absoluti*, welche dann gebraucht werden, wenn das Subject des Nebensatzes sich auf kein Wort im Hauptsatze bezieht, die beiden Sätze also von einander unabhängig sind." Nicht allein, dass der Lernende hiedurch zu keinem deutlichen Begriffe der Constructionsform gelangt, wird er auf einen doppelten Irrthum geführt: denn das Subject kann auch hier Eins seyn mit dem Subjecte des Hauptverbum, und die Genitive sind eben die abhängigen Casus des ganzen Satzes, indem die Zeit oder Ursache durch ein Participium angegeben

wird. Wie soll der Schüler an etwas Losgebundenes in der gebundenen Rede glauben? — Die Worte οὐδὲν δεινὸν πάσχετε werden übersetzt: *Non mirum est, vos dubitare de* —. Was S. 11 über γε gesagt wird, musste bestimmter ausgedrückt werden, und erschöpft nicht die Bedeutung der Partikel. — Cap. 3. „Οἷον τι. Wörtlich: *Nämlich* (oder *als*) *was*". Vielmehr hätte die Doppelfrage erklärt werden sollen. S. 15. „Ὡσαύτως δὲ καὶ. Δὲ nach ὡσαύτως und οὕτως heisst nicht *aber*, sondern mehr *auch*. Da aber das folgende καὶ diess auch anzeigt: so steht eins überflüssig." Nie kann δὲ also genommen werden, auch ist es augenscheinlich, wie der Satz hier einen rednerischen Gegensatz bildet. — S. 16 wird zwar angegeben, dass das Epitheton entweder vor dem Artikel des Nomen, ἐν ὅλῳ τῷ βίῳ, oder nach dem Nomen mit wiederholtem Artikel gesetzt wird; allein unberührt bleibt die feinere Unterscheidung in Hinsicht der Verschiedenheit des Ausdrucks in beiden Fällen: denn auch dem Griechen ist es nicht gleich, ob das Prädicat voraus oder nachsteht. — S. 17 bey ὦ Ἡράκλεις. „Der Vocativ steht hier als Adverbium." S. 20. „Ἂν gehört übrigens zum Verbo, erfodert immer einen Conjunctiv, und ist das im Lateinischen angehängte *cunque*." Welchen Begriff soll der Schüler nun von ἂν fassen, und wie sich die unzähligen Stellen, wo ἂν beym Indicativ steht und stehen muss, erklären? S. 22. „Πάντες πίνουσιν. Nämlich τοῦτον. Der Deutsche kann hier das Pronomen nicht auslassen." Die Antwort aber gehört zur Frage, ob *Alle* den Trank getrunken, nicht ob sie den *Trank* genommen; was soll also τοῦτον?

Die Sacherklärungen hätten oft abgekürzt werden können, und überhaupt wäre Vieles in den grammatischen Bemerkungen durch Verweise auf eine der neueren Grammatiken erspart worden, um Raum zu Anderem zu gewinnen. Denn gar Mancherley hätte über den Gebrauch der *Modi*, der *Tempora*, der *Casus* bemerkt werden müssen. Statt dass z. B. S. 14 εἰ συνίει τις dem folgenden ἐάν τις γνῷ gleichgestellt wird, war der Unterschied beider Constructionen aufzuhellen, und dergleichen mehr. Zu was dienen die Seitenlangen Noten und vielen Beyspiele über *nihil* statt *non* S. 75, über das Adjectiv. neutrum statt Adverbium S. 116 u. A. m.? Auch war das Kritische nicht so ganz zurückzuweisen, da die Vergleichung der verschiedenen Lesarten reichen Stoff für grammatische Exposition an die Hand giebt. Nur an drey Stellen bemerkt der Vf. Etwas dieser Art, nämlich zu Cap. 7. S. 33, dass einige Handschriften statt διαλεξόμεθα lesen ἐκποιήσει διαλέγεσθαι; dass Cap. 18 (26) *Schulze* vorgeschlagen hat τὸ κηρύκειον σκῆπτρον, und was mehrere Gelehrte an die Stelle des ἐχιοδῆκται haben setzen wollen. Einen einzigen eigenen Vorschlag wagt der Vf., den er aber hätte unterdrücken sollen, da er überdiess gleich beym Eingang auffällt, und ein böses Vorurtheil erregen kann. Die Schrift beginnt: Ἐτυγχάνομεν περιπατοῦντες ἐν τῷ τοῦ Κρόνου ἱερῷ. Statt τῷ τοῦ Κρόνου ἱερῷ schlägt der Vf. vor τῳ τοῦ, d. i. τινὶ τοῦ. Welcher Grieche hat so gesprochen, auch wenn der Ort, wo der Kronostempel stand, nicht genannt oder bestimmt gedacht wurde? Und man erwäge nur die Gründe des Vfs. Da nämlich, sagt er, das Wort Θηβαίου in der Überschrift dieses Buches äusserst verdächtig ist, so wäre es nun nicht nothwendig zu fragen: wo war der hier angeführte Tempel des Kronos? Es wäre genug zu bemerken, dass gerade in dem Tempel dieses Gottes ein solches Gemälde sehr passend angebracht war. Diese Veränderung scheint auch durch das Verbum τυγχάνω, wo nicht herbeygeführt, doch begünstigt zu werden. Und in der Einleitung S. XLI. Not. 40: Diese Vermuthung (dass das Gemälde eine Dichtung sey) habe ich durch die vorgeschlagene Veränderung des Artikels τῷ in das enklitische τῳ für τινὶ zu unterstützen gesucht. Als Beweisstelle wird Thucyd. I, 106 ἔς του χωρίον ἰδιώτου angeführt. Sollte man von dieser ersten Seite auf das Ganze schliessen: so würde das Urtheil anders ausfallen, als sonst der Fleiss des Vfs. verdient. Mit Sorgsamkeit hat er das Wortregister verbessert und vervollständigt, so dass das Buch den Lernenden recht brauchbar seyn wird. — Der sonst gute Druck wird durch eine nicht geringe Anzahl Druckfehler entstellt, deren Verzeichniss bey unserem Exemplare fehlt.

Dh.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. Ohne Anzeige d. Druckorts u. Verl.: *Über das Verbrechen der Unzucht, die Straflosigkeit derselben, und deren Folgen im juristischen und politischen Gesichtspuncte.* 1811. 38 S. 8. (4 Gr.)

Der Vf. hält die (in manchen Staaten) eingeführte Ungestraftheit des Lasters der Leichtfertigkeit und Unzucht für das sicherste Beförderungsmittel desselben, und eifert hier sehr gegen diese Straflosigkeit. Ihm erscheint die Unzucht als ein *eigentliches Verbrechen*, und die in diesem Verbrechen sich aussprechende Nichtachtung der ganzen moralischen Menschenwürde soll bestraft werden *durch eine allgemeine öffentliche Verachtung des Verletzers*, „damit dadurch dem Publicum für die Hintansetzung der Achtung gegen die moralische Menschenwürde Genugthuung geschehe, und der Staat, welcher diess Verbrechen bestraft, durch die strenge Handhabung der Gerechtigkeit die Achtung erhalte, die ihm als Schützer der Rechte Aller und Jeder gebührt." — Wir unseres Orts wollen den Eifer des Vfs. keineswegs tadeln; allein bey dem Geiste der Frivolität, welcher unser Zeitalter ergriffen hat und beherrscht, möchte auf dem von ihm gezeichneten Wege sich wohl wenig gegen die Unzucht ausrichten lassen. Genau betrachtet, ist seine ganze Abhandlung nichts als ein philosophisch - juridisches Galimathias, das durchaus klar zeigt, dass der Vf. nicht der Mann ist, von dem sich für die Verbesserung der Welt und ihres Tons Viel hoffen lässt. *Rem optimam pessime defendit.*

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Entwurf zu dem Grundvertrage des durch den pariser Frieden vom 30 Mai 1814 verheissenen deutschen Staatenbundes* von Dr. *Karl Salomo Zachariä*, öffentlichem Rechtslehrer auf der Universität zu Heidelberg. 1814. 79 S. 8.

Dass es in Deutschland gut, dass es darin besser werde, als es unter dem Joche des gestürzten Tyrannen und der herrschenden und dienenden Satrapen war, die oft ihm nachzuahmen oder wohl gar vorzueilen suchten, und als es selbst in der alten Zeit war, die dieser schändenden Zeit vorausging: diess ist ein Wunsch der eben so allgemein als gerecht ist. Wodurch dieses Besserwerden zu bewirken, was zu ändern, was wieder herzustellen oder einzuführen sey, damit ein guter und fester Zustand uns erfreue, und uns Ruhe und Lohn für Alles, was wir gelitten und gethan haben, gebe, das sind die Fragen, welche in diesem Augenblick alle denkenden Menschen beschäftigen. Ist es aber zu allen Zeiten und unter allen Umständen schwierig zu bestimmen, durch welche öffentliche Einrichtungen das Wohl eines Staats dauerhaft begründet werden könne: so ist dieses für unsere Zeit, und für ein Land wie Deutschland, noch von ganz besonderen Schwierigkeiten. Denn zuerst ist gerade jetzt, da das Gemüth und selbst der Verstand durch die ungeheueren Begebenheiten des letzten Decennium eine ganz eigene, von dem Gewöhnlichen abgewandte Richtung und Stimmung erhalten hat, eine vorzügliche, weit über das Gemeine sich erhebende Weisheit und eine fast übermenschliche Festigkeit des Blicks und Urtheils nöthig, um sehr gefährlichen Täuschungen zu entgehen, und um das, was für alle Zeiten Noth thut und wohlthätige Früchte trägt, von dem zu sondern, was der Moment erfodert und was für diesen frommend seyn mag, und um über den Gefahren, welche von der einen Seite dem deutschen Vaterlande drohen, nicht andere zu übersehen, welche wohl eben so gross und eben so verderblich seyn möchten, als jene, deren Eindrücke bey uns noch so lebhaft sind, weil wir eben jetzt erst die ganze Last ihres Drucks erfahren haben. Sodann bieten sich bey einem Vereine von Ländern und Völkern, wie in Deutschland, bey der Entwerfung neuer Constitutionen noch ganz besondere Schwierigkeiten dar. Denn ein jedes dieser verschiedenen Völker trägt, der allgemeinen Ähnlichkeit und Gleichheit ungeachtet, etwas Verschiedenartiges an sich, hat für manche Einrichtungen und Verhältnisse eine entschiedene Vorliebe, und ist für sich und für seine Häupter auf gewisse Rechte und Freyheiten Ansprüche zu machen befugt, und ihnen zusammen ist noch dazu ein Zustand der Unabhängigkeit in heiligen Verträgen zugesagt. In demselben Masse, in welchem daher wegen jenes ersten Punctes eine Losreissung von der Gegenwart und ein das Allgemeine und Ewige umfassender Blick empfohlen werden muss, wird wegen des zweyten eine grosse Gerechtigkeit und Mässigung, welche die Umstände und die bestehenden Verhältnisse gehörig zu schätzen weiss, nothwendig, damit über der Sorge für das Absolute und Ewige das Wirkliche und das Gegenwärtige nicht aus den Augen gelassen werde. Dieser mächtige Einfluss der Zeit und der Umstände, welcher in seinen Äusserungen und Wirkungen sich gewissermassen auf eine entgegengesetzte Weise an den Tag legt, und daher sehr verschiedenartige Erscheinungen hervorbringt, und die widersprechendsten Wünsche begreiflich und nothwendig macht, lässt seine Gewalt auch an den Werken der Schriftsteller nicht unbezeugt, welche, über die grossen Angelegenheiten ihre Meinung öffentlich laut werden lassen; und er würde sich ohne Zweifel noch mehr darin an den Tag legen, wenn diejenigen, welche aus vielfachen Gründen gerade am besten über die grossen Angelegenheiten hätten reden können, es für gut befunden hätten, darüber laut zu werden, und wenn nicht mancherley Rücksichten Andere abgehalten hätten, ihre Meinungen und Ansichten ganz so auszusprechen und darzulegen, als sie sich bey ihnen gestaltet haben. Möge, wenn einst der Schleyer hinweggezogen ist, welcher bis jetzt den uneingeweiheten Augen Deutschlands Zukunft und die Zukunft einzelner deutscher Länder undurchdringlich verhüllet, sich ein Bild zeigen, wie es Keiner, der mit Leidenschaft gewünscht und gehofft hat, erwartet; und möge, wenn einst uns die Gründe der getroffenen Massregeln mit Wahrheit und Aufrichtigkeit vorgelegt werden, der verständige Beurtheiler zu dem Ausspruch veranlasst werden, man hat das *Gute* gewollt, und man hat das, was *gerecht* ist, nicht aus den Augen gesetzt und entehrt!

Hr. *Zachariä*, ein längst mit Recht verehrter Mann, befolgt vernünftigerweise in seinem Entwurfe eines Grundvertrags zu dem neuen deutschen Staatenbunde nicht die Manier derer, die mit über-

Steuer- und Handels-System noch weit wichtiger und folgenreicher seyn, als ein allgemeines bürgerliches Recht — (welches, etwa mit Ausnahme einer allgemeinen Process- und Gerichts-Verfassung, nicht eben nothwendig seyn dürfte —), indem dadurch dem inneren Verkehr mächtig aufgeholfen, dem Defraudiren aber mit allen seinen mannichfaltigen Nachtheilen ein Ende gemacht, und die Einführung gewisser indirecter Abgaben in die Möglichkeit gesetzt werden würde. Selbst eine allgemeine deutsche Accise, die von allen eingehenden ausländischen Waaren an der Grenze erhoben, und deren Ertrag zur Erhaltung allgemeiner Anstalten, z. B. des Reichsgerichts, der Reichsfestungen, verwandt werden könnte, würde um so weniger unbillig seyn, weil die meisten auswärtigen Staaten, namentlich Frankreich und England, den Eingang vieler unserer deutschen Handelsartikel mit grossen Lasten belegen. So dürfte auch eine von dem Inhaber der allgemeinen Postanstalt an das ganze Reich zu entrichtende Abgabe sehr zweckmässig und billig seyn, da einerseits der Gewinn dieser Anstalt ausserordentlich gross ist, andererseits aber die Abgaben, welche einzelnen Staaten für die Zulassung der Posten geleistet werden, sehr leicht Unbilligkeiten und Ungleichheiten veranlassen kann. Die Sustentation eines Reichsgerichts könnte leicht davon bestritten, und würde wahrscheinlich auf diesem Wege mehr gesichert werden, als durch die Beyträge der einzelnen Stände. — Und wie Vieles liesse sich nicht noch sonst wünschen! PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Hamburg*, b. Perthes: *Johann Albrecht Heinrich Reimarus*, der Arzneygelahrtheit Doctor und Professor am hamburger Gymnasium, *Darstellung der Unmöglichkeit bleibender körperlicher, örtlicher Gedächtniss-Eindrücke, und eines materiellen Vorstellungs-Vermögens.* 1812. 80 S. 8. (12 Gr.)

Offenbar ist die Meinung vom Vorhandenseyn eines materiellen Vorstellungsvermögen, nach welcher das Verharren räumlicher Eindrücke im Seelenorgan die Möglichkeit des Gedächtnisses begründet, eine missrathene Frucht jener traurigen materialistischen Ansichten vom Wesen der Seele überhaupt und ihrer Verbindung mit dem lebendigen Organismus insbesondere, welche, ohne von naturgemässen physiologischen Begriffen und Reflexionen geleitet zu werden, einzig dazu dienen können, ihrer Urheber Armuth an besseren physiologischen Kenntnissen für alle künftigen Zeiten zu beurkunden. — Als ein besonders kräftiger Beweis der Nichtigkeit jener Hypothesen ist es zu betrachten, wenn sogar unter den eigenen Zöglingen dieser älteren philosophischen Schulen Männer auftreten, welche, das Unnatürliche jener Ansichten fühlend, die Widersprüche und Mängel derselben öffentlich zu enthüllen wagen. Schade nur, dass diese Gegner selten im Stande waren, an die Stelle anerkannt falscher Begriffe richtigere zu setzen, indem sie gewöhnlich selbst der nöthigen Tiefe des physiologischen Studiums ermangelten! Zu diesen Männern gehört auch der Vf. vorliegender Schrift, welcher den Vertheidigern materieller, im Gehirn deponirter, Sinneseindrücke schon 1757 und 1780 den Fehdehandschuh hinwarf, und hier nun das früher Gesagte abermals durchdacht, zusammengefasst und dem Publico vorgelegt hat. Seine Bemühungen für unsere Zeiten für ganz überflüssig zu erklären, sind wir weit entfernt. Zwar sind sie es für alle diejenigen, welche die Natur und die Werke ihrer Zeitgenossen mit philosophischem Sinn studirt, und so die Fesseln alter Hypothesen gesprengt haben; allein sie sind es nicht für einen grossen Theil jener Alltagsphysiologen, welche ruhig Einer den Anderen ausschreiben, und die Lehre vom Seelenorgan, von räumlichen Abbildern der Vorstellungen im Gehirn u. s. w. wieder in ihre Lehrbücher aufnehmen, nur weil Andere es eben so gemacht haben; für diese kann eine nähere Erörterung der inneren Gebrechen jener Hypothesen allerdings von Nutzen seyn, und wir müssen ihnen dieses Büchlein zum aufmerksamen Durchlesen empfehlen. Es ist übrigens hier nicht der Ort, alle die einzelnen Einwürfe des Vfs. zu beleuchten, und zu untersuchen, ob dieselben nicht öfters noch wichtiger gemacht, die Absurdität der bestrittenen Hypothesen nicht oft noch schärfer ins Licht hätte gesetzt werden können; wir verweilen eben so wenig bey dem, was der Vf. über das zwischen Körper und Seele wirklich bestehende Verhältniss vorträgt, zumal da es den Gegenstand durchaus nicht umfasst, und man leicht bemerkt, dass der Vf. selbst zu keinen recht klaren Ideen hierüber gekommen ist. Dagegen scheint es nicht überflüssig, bey dieser Gelegenheit noch einige Worte an die Darstellung einer besseren Ansicht des zwischen der psychischen Kraft und dem somatischen Hirn- und Nerven-System bestehenden Verhältnisses zu wenden. Man möge diese Worte als einen kleinen Anhang zu der Schrift des würdigen R. betrachten, und wird sie dem Rec. um so eher verzeihen, da sie die Resultate vielfältiger Untersuchungen, nicht neue Hypothesen, enthalten. — Nach der innigen Überzeugung des Rec. müssen alle Untersuchungen über diese Gegenstände nothwendig ausgehen vom festen Begriffe der Kraft und Materie überhaupt. Nur wenn man erkannt hat, dass Kraft und Materie durchaus nichts reell Verschiedenes sey, dass damit einzig bezeichnet werde die doppelte Manifestation der Urthätigkeit der Welt, in den beiden Erkenntnissformen des Raums und der Zeit, nur dann erst steht uns zur besseren Erkenntniss des Nervenlebens der Weg offen. Alsdann nämlich wird man erkennen, dass, da die Erscheinung der vollendeten Sensibilität, wie jedes andere Object der Erfahrung, nur unter der Form *des Raums und der Zeit zugleich* sich offenbaren kann, dass das somatische Nervensystem nur die räumliche, der Inbegriff jener Thätigkeiten, welchen wir Seele nennen, nur die in der Zeit thätige Manifestation der höheren Sensibilität sey, Seele und Nervensystem folglich nur als zwiefache Offenbarung einer Einheit, nicht als real getrennte Objecte betrachtet werden müssen. Wenn demnach die Seelenthätigkeit eben die in der *Zeit* erscheinende Form eines höheren sensibeln Systems ist: so wird dadurch auch schon die Unmöglichkeit dargethan, dass irgend ein Zweig dieser Thätigkeit auch unmittelbar im *Raume* erscheinen könne, indem ja Alles, was vom sensibeln Systeme im Raume wahrnehmbar ist, unter dem Namen des somatischen Nervensystems begriffen werden muss. Eben so wenig als die psychische Thätigkeit im Raume erscheint: eben so wenig erscheint Thätigkeit zum Behuf psychischer Functionen im räumlichen Nervensystem, und die Hypothesen von Schwingungen und Stössen im Nerven und Hirn, zum Behuf des Empfindens und Denkens, gehören ganz bestimmt zu den crassesten Verirrungen des menschlichen Geistes. — Die geheimnissvoll in sich ruhende Masse des Nerven- und Hirn-Systems ist folglich zu betrachten *als das im Raume erstarrte Abbild der in der Zeit wirkenden psychischen Kraft*, und es bleibt nun den Anatomen und Physiologen überlassen, zu bestimmen, welche Theile des Nervensystems den verschiedenen einzelnen Vermögen der Seele entsprechen; desto vergeblicher wäre es dagegen, wenn man sich beschäftigen wollte, materielle Formen aufzusuchen, welche den einzelnen Vorstellungen, als bestimmten Äusserungen psychischer Thätigkeiten, entsprächen. Gerade so entspricht im elektrischen Process der elektrischen Thätigkeit der Elektricitätsträger, oder der elektrische Körper, obschon keinesweges die verschiedenen Grade oder Modificationen der elektrischen Thätigkeit in der Form des Elektricitätsträgers sich zeigen.

M. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
OCTOBER 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

GOTHA, in der beckerischen Buchhandlung: *Rudolph Zacharias Beckers Leiden und Freuden in siebenzehnmonatlicher französischer Gefangenschaft von ihm selbst beschrieben.* Ein Beytrag zur Charakteristik des Despotismus. 1814. 196 S. 8. (12 Gr.)

Mit der nämlichen Theilnahme, die dem Vf. während seiner Gefangenschaft und nach seiner Befreyung verdient und allgemein gezollt wurde, hat Rec. diese Leidens- und Freudens-Geschichte gelesen, und hier an *B.* den leidenschaftslosen, ruhigen und unbefangenen Mann wieder gefunden, wie er ihn Jahre lang kennt. Trotz aller Kränkungen, die ihm widerfuhren, bleibt er gerecht und schonend gegen seine Peiniger, und dankbar erkennt er neben der Härte des Gesetzes, das diese beschränkte, die menschenfreundlichen Gesinnungen und Handlungen, welche sich hie und da offenbarten. In dem schönsten Lichte erscheint ausser Dalberg der Herzog von Gotha, und die herzogl. Familie. Hr. *B.* scheint nicht einmal Alles zu wissen, was diese Edeln für ihn thaten. Rec. kennt hievon Manches, besonders die Verhandlung mit dem General Borckheim und mit Devismes. Unrichtig ist es, wenn Hr. *B.* glaubt, dass ein von Erfurt abgeordneter sogenannter Agent seine Schriften aufgekauft habe: dieser sogenannte Agent kaufte aus eigenen Mitteln diese Schriften, um die Unschuld *B's.* daraus mehr zu unterstützen, und seine Auslagen sind ihm nicht einmal von dem Gouvernement, das sich diese Schriften aneignete, wieder bezahlt worden. Eben so unrichtig ist es, dass Hr. *B.* die Gewaltthat lächerlich nennt, und voraussetzt, dass Eckmühl aus Furcht vor ihm eine so grosse Zahl von Häschern senden liess. Man fürchtete bloss einen Aufstand in Gotha, und nicht Eckmühl hatte die Zahl bestimmt, sondern der von Hn. *B.* sogenannte Ischarioth hatte sie verlangt. — Das Interesse, das diese Geschichte erregt und befriedigt, wird durch die kleinen Wiederholungen, und die Erinnerung S. 151 an *von Helds* Gedicht („die Hoffnung") nicht gestört; vielmehr wird der Leser noch durch einen Reichthum psychologischer und anderer Bemerkungen entschädigt. Eine einzige als Beweis: „Aus Mangel an Lectüre bemerkte ich bald," sagt er S. 97, „dass, wie den Händen und Füssen die Bewegung, so dem Auge das Lesen zum physischen Instinct wird." Möge dem Vf. der Duft der drey Rosen, die ihm am Johannistage vom Gefangenwärter gereicht wurden (S. 206), auch in der Freyheit, und recht lange, lieblich seyn!

NÜRNBERG, in der stettinischen Buchhandlung: *Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau den 26 Aug. 1806.* Ein Beytrag zur Geschichte des letzten Jahrzehends, der theilnehmenden Menschheit, und insbesondere den edeln Wohlthätern gewidmet von der palmischen Familie. 1814. 170 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. und Redacteur, Herr Graf *Julius von Soden*, hat nicht nur Alles gesammelt, was auf die Verurtheilung *Palms* Beziehung hat, sondern auch die Geschichte der Hinrichtung mit dem warmen Interesse und der theilnehmenden Liebe, die sie verdient, vorgetragen. Die Schrift: *Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung*, die das *Corpus delicti*, wie ihre Verbreitung das Verbrechen des Ermordeten war, geht voran, aber in einer neuen Gestalt, mit Abkürzung und Hinweglassung alles desjenigen, was nach den Gesetzen der Pressfreyheit zur Verbreitung nicht geeignet war, ohne ihr in historischer und literärischer Hinsicht Abbruch zu thun, und ohne den Gesichtspunct zu verrücken, woraus sie beurtheilt werden muss. Aus den erzählten und bewiesenen Thatsachen geht hervor, dass Palm, schuldig oder unschuldig gleichviel, auf Napoleons Befehl zur Hinrichtung bestimmt, dass der Adjutant Comm. Binot, Chef des Generalstabs, das vorzügliche Werkzeug war, das Napoleon zur Verdammung selbst der Unschuld brauchte; dass Palm des angeklagten Verbrechens nicht überwiesen, und bey seiner übereilten Hinrichtung, ob absichtlich oder aus Furcht vor der Greuelthat, von seinen Mördern lange gemartert wurde, und dass selbst Franzosen, wie alle Einwohner Braunaus, ihre innige Theilnahme nicht bergen konnten. Sehr interessant sind die Schreiben der beiden würdigen Geistlichen, die ihn zur Mordstätte führten, und die Sammlungen, die für die palmische Familie geschahen. Möge auch diese Schrift ausser dem gleichen Zwecke mit der beckerischen, die Greuel des Despotismus hassen zu lernen, noch den von dem Herausgeber beabsichtigten erreichen: zur

Verbesserung der Lage der verwaißten palmischen Familie beyzutragen!

Ohne Druckort: *Was hat Deutschland von seinen erhabenen Rettern zu erwarten, was hat es zu wünschen?* 1814. 27, nicht 72 S. 8. (5 Gr.)

Gut gemeint, flach vorgetragen, dass Deutschland alles Gute zu erwarten und zu wünschen habe, nämlich ein mächtiges Oberhaupt, ohne durch Capitulation zum Schattenkaiser herabgewürdigt zu seyn, mit der Militärmacht und deren Leitung, und mit dem obersten Richteramte bekleidet; Abschaffung der stehenden Heere, Einführung der Nationalmiliz; eine ständische Verfassung für alle den deutschen Staatskörper bildenden Staaten, eine executive Gewalt der Fürsten, und eine gesetzgebende nur in sofern, als sie polizeyliche und privatrechtliche Verhältnisse bestimmt; ein allgemeines Gesetzbuch; Pressfreyheit; freye Städte zur Beförderung des Handels, und einen allgemeinen deutschen Reichs-Tag.

Giessen, b. Heyer: *Deutschlands Freyheit.* Eine Rede an die Fürsten und das Volk vor Eröffnung der wiener Versammlung, von einem Deutschen. 1814. 70 S. 8. (8 Gr.)

Hr. Prof. *Welker*, der Vf. dieser Schrift, führt den Hauptsatz gut durch, dass die Elemente des höheren Lebens, der Geist der Zeit und des Volkes, in ihrer Beziehung zu den bestehenden Verhältnissen für unser nächstes Wirken gehörig erkannt, (technisch und pragmatisch) benutzt, und (kraftvoll) durchgeführt werden müssen. Zu diesem Behufe will er, 1) dass das deutsche Volk in irgend schicklich von ihm gewählten Stellvertretern mit einer berathenden und billigenden Stimme gehört, 2) eine eidgenossische oder eidliche Verbindung nicht bloss der einzelnen Fürsten, sondern auch der einzelnen Lande oder jedes einzelnen Gliedes gegen das Ganze geltend gemacht, und 3) der todten Form durch Gemeinsinn, Volksthümlichkeit, Vaterlandsstolz u. s. w. Leben gegeben und bewahrt werde. Als Bedingungen des ersten Punctes sieht er an sowohl die Eine kriegerische Einheit, deren Garantie nicht den einzelnen Fürsten entzogen, sondern nur zu einem gemeinschaftlichen unzertheilbaren Ganzen des deutschen Bundes geeinigt, und in seiner Einrichtung, Verwaltung und Benutzung gemeinschaftlich von Allen bestimmt werden solle, als auch die Ausübung ständischer Verfassung besonders zum Schutze der Volksthümlichkeit, der gerechten Gesetzgebung, der Gerechtigkeitspflege, und eines gerechten Masses der Besteuerung. Dann verlangt er noch neben einem kräftigen deutschen Fürstenhause, als Einheit des Ganzen, einen allgemeinen Bundesverein oder ein Bundesgericht, das besser und wirksamer, als das Amphiktyonen-Gericht und der spätere Reichstag, in einem ständigen Senate die Einheit und Selbstständigkeit erhalte. — Alles dieses ist freylich nur eine leise Andeutung dessen, was geschehen kann, und zum Theil geschehen soll, allein die weitere Entwickelung giebt die Sache selbst; die Art des Schutzes zur Erhaltung der Einheit möchte indessen eine Modification erheischen.

Elberfeld, b. Büschler: *Deutschlands Zukunft*, in sechs Reden von Dr. *Fr. Kohlrausch*, Prof. der alten Literatur und Geschichte am Gymnasium zu Düsseldorf. 1814. 200 S. 8. (20 Gr.)

Mit einer hohen Begeisterung, mit reiner Liebe, mit einem classischen Sinne und mit einer lichtvollen Ansicht fasst der Vf. den Moment der Gegenwart auf, um eine noch schönere Zukunft hieraus hervorgehen zu lassen, worin Freyheit und Nothwendigkeit mit höherer Gesetzmäsigkeit und Bildung, Tiefe und Wärme des Gemüths mit Tiefe und Licht des Geistes vereint, jeder Parteyung, jeder Auflösung entgegen arbeitend, eine Verfassung möglich machen, stark im Inneren und nach Aussen durch Ernst und Eintracht. Diese erwartet er von einem grossen Bundesstaat, der im Ganzen mehr von der republicanischen als monarchischen Form hat; er sieht ihn als das Mittel an, der Einheit des Willens und der Kraft gewiss zu werden, die treue deutsche Sitte, Wissenschaft, Kunst, Erziehung und die herrliche Sprache zu erhalten, zu fördern, und alle die grossen Empfindungen und Ideen von Liebe, die sich für das Geliebte hingiebt, von Glauben, der an dem Siege des Guten festhält, von Ehre, die die Schande der Feigheit, der Knechtschaft, der Lüge und des Trugs tief verabscheut, zu einem heiligen Schilde zu formen, das sichernd vor das Vaterland sich hinstellt. Wer sich nicht von dem Grossen und Herrlichen der früheren Welt der Griechen und zum Theil der Römer, nicht von der noch herrlicheren Welt des wahren Christenthums und den Grossthaten des Mittelalters, und der Ahnung der Gegenwart (die der Kunst, ein harmonisches Kraftwerk der Gefühle und der Erkenntniss für das Leben zu erzeugen, einen neuen Boden der Befruchtung anweist) angezogen fühlt, wird den Vf. leicht einen Schwärmer nennen dürfen; allein Alles, was er geschichtlich über die antike und romantische Welt, und über unsere neue Kunstwelt sagt, der grösste Theil seiner Vorschläge, die in *Jahn* angedeutet, hier ausführlicher behandelt sind, die gymnastische Übung der Jugend, die alle drey Jahre wiederkehrenden Nationalfeste, d. h. die Übungen in zwey oder drey Lagern, das deutsche Centralfest am Schlusse des zwölften Jahres, die zur Verbindung mit diesem Zwecke aufgerufenen Künste (Baukunst, Sculptur, Dramaturgie), die Mit- und Einwirkung der Frauen, ähnlich denen im Mittelalter, die kraftvollere Erziehung, und die volksthümliche Bildung zu Wissenschaften, eine allgemeine grosse deutsche Akademie — alles dieses steht mit dem Ganzen consequent in Einklang, und wird bey empfänglichen Herzen und bey gebildeten Gemüthern den Vf. von dem Vorwurfe der Schwärmerey auch da reinigen, wo die Gegenwart der Ausführung Hindernisse entgegenstellt. In den Trümmern der jetzi-

gen Welt liegt derjenige nicht mit begraben, der sie wieder aufbauen soll.

Giessen, (ohne Verlagsangabe): *Über die Auflösung des rheinischen Bundes und der schweizerischen Vermittelungsacte.* Versuch einer publicistischen Erörterung der Folgen dieser Auflösung, vom Professor *Jaup* in Giessen. I Heft. 1814. 97 S. 8. (12 Gr.)

Von der richtigen Erklärung, dass die Vereinigung zu einem Staatenbund unter dem französischen Protectorate das Wesen des rheinischen Bundes ausmache, und dass alles Andere, was durch diesen Bund veranlasst oder entstanden war, zu den *zufälligen* Verhältnissen gehöre, geht der Vf. aus, um das Wesen der Auflösung, oder das Aufhören der Staatenvereinigung unter einem französischen Protectorate, und das Eintreten der verbündeten Staaten in die Reihe vollständig unabhängiger unverbündeter europäischer Staaten bis zu einer neueren Vereinigung zu erklären, und davon die Anwendung auf die Standesherren und ihre angeblich verbliebenen und wiedererworbenen Rechte zu machen. Mit gleich strenger Consequenz führt er durch, dass, wenn die Humanität auch eine edle Behandlung und Vertheidigung des Schwächeren gegen den Stärkeren erheische, doch daraus in rechtlicher Hinsicht für die Standesherren nichts gefolgert werden könne, da die Auflösung des Rheinbundes ohne Einfluss auf die Standesherren sey. Den Beweis hat der Vf. vollständig und gründlich aus der Natur der Sache, und aus dem europäischen Völkerrecht hergestellt, und ihn durch die Gegenwart, d. h. durch die von den hohen verbündeten Monarchen übernommene Garantie aller den deutschen Rheinbunds-Fürsten zugestandenen Rechte bestätigt. Die Vertheidiger der standesherrlichen Rechte (z. B. die Verfasser der Schriften: *Geburt, Thaten und Ende des Rheinbundes* 1814, *die Auflösung des Rheinbundes mit ihren natürlichen Folgen* 1813, *Leidensgeschichte der durch die rheinische Bundesacte mediatisirten vormaligen Reichsstände*) können gegen diese Beweise nur mit hölzernem Schwerte fechten. Der zweyte Heft soll die Erörterung der Folgen der Auflösung mit Hinsicht auf die schweizerische Vermittelungsacte enthalten, und zugleich die Frage beantworten, ob und in wiefern diejenigen deutschen Fürsten, welche ihre früheren Besitzungen jetzt wieder erhalten haben, zur Anerkennung der Regierungshandlungen der bisherigen Regenten solcher Länder verpflichtet sind. Eine Frage, die in Beziehung auf Veräusserung der Domänen, auf Dotationen, Staatsschulden u. s. w. wichtig ist, deren im Allgemeinen bejahende Beantwortung sich aber aus dem Obigen leicht ergiebt, jedoch auch gewissen Modificationen unterliegt. Wir wünschen die baldige Erscheinung dieses Heftes.

Ohne Druckort: *Über künftige ständische Verfassung in Deutschland*, von *E. M. Arndt*. 1814. 88 S. 8. (8 Gr.)

Die drey Stände, deren ursprüngliche Entstehung Hr. *Arndt* aus dem Gemüthe mit der von ihm bekannten Kraft und Würde der Sprache, deren geschichtliche Entstehung er aber nicht mit Kenntniss der Quellen erklärt, und deren Verschiedenheit er unberücksichtigt, wie ihre Rechte im Detail unbestimmt lässt, sollen in *allen* Geschäften und Bedürfnissen des Landes (?) die rathschlagende und mitregierende Macht haben; die ausführende soll den Fürsten in den Grenzen zustehen, die durch die *allgemeinen Gesetze Deutschlands* bestimmt sind. Hr. *Arndt*, dessen grosse Verdienste Rec. nie bestreiten wird, giebt hiedurch zu erkennen, dass solche geschichtliche und gesetzliche Erörterungen nicht vor ein Forum, wie das seinige, gezogen werden dürfen.

Germanien, ohne Orts- und Verlags-Angabe: *Rückerinnerungen an unser Elend, und fernere Hoffnungen von der Zukunft.* Von einem Bewohner des linken Rheinufers. 1814. 120 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. mag seyn, wer er will, er ist ein Mann, dem Herz und Kopf auf dem rechten Fleck, und dem eine Fülle des Ausdrucks zu Gebote steht. Mit einer Energie, und Lebendigkeit der Erinnerung im Detail, mit einer Klarheit und Consequenz, die sich selten so vereint finden, schildert er zuerst den allgemeinen greuelvollen Zustand und das Elend, die in dem Gefolge eines solchen Charakters, wie des von Napoleon, und einer solchen Regierung, wie die französische, seyn mussten und waren; dann giebt er die Quellen an, woraus unser selbst verschuldetes Elend entsprang, um zu beweisen, dass wir mit dem Sturze Napoleons und durch die Wiederherstellung unserer alten Verfassung nicht gerettet sind, und um zugleich zu zeigen, was Noth thut. — Dieses ist der gedrängte Inhalt dieser Schrift, wovon Rec. Einiges noch zur Erläuterung aushebt. Kein Eroberer und wahnsinniger Zerstörer, sagt der Vf., ist so schädlich gewesen, als Napoleon; und wodurch? Durch die Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, die Vernichtung jedes edeln Enthusiasmus, jeder Hoffnung auf der Menschheit Fortschritte, jedes schönen Glaubens an die höhere Natur! Wir waren ein *militärisches Kloster*, wir sollten werden willenlose, und für ihn allein geschickte Werkzeuge. In seinem Regierungssysteme — einem Dinge, das dem von Makbeths Zauberschwestern in der Mitternacht bereiteten glich, — gab es nur Ein Verbrechen, das, gegen den Entwurf des Herrschers durch zu frühes Voraneilen oder zu spätes Zurückbleiben anzustossen, nur Eine Belohnung, die Ausführung zu befördern. Die Taktik der Regierung war die, stets zweyerley Verfassungen und Gesetzgebungen — eine ostensible und geheime — zu haben. Das linke Rheinufer theilte nicht bloss alles Bittere und Harte mit Frankreich, sondern musste noch ein weit grösseres Schicksal erdulden; es sah nicht bloss seine Sprache verbannt, und sich in der Bureaukratie vernichtet, sondern

überall von Spionen umstrickt, und so seine harmlosesten Freuden vergiftet. Die schiefe Ansicht, die wir von diesem, über Europa versengend hinzuckenden Meteor hatten, und dass wir in seinen Werken einen erhabenen Entwurf für die Zukunft finden, oder ihn als das personificirte Resultat der Revolution, den Repräsentanten des Zeitgeistes sehen wollten, war Ursache unseres Elends. Er war nichts als Darsteller des Geistes seiner Nation und aller geschmückten Räuber und Plünderer Europens, der Neureichen, der Roués u. s. w. Er hat diesen Geist nicht erzeugt; er ist von ihm benutzt, und dieser Geist lebt noch nach seinem Sturze. Ihr könnt Zöpfe und Prügel wieder einführen, aber nicht Alles herstellen, ohne dass Euch das Verderben unwiderbringlich erreicht. Das linke Rheinufer muss sich einer kräftigen, milden und gleichmäsigen Regierung, worin Rücksicht auf den Zeitgeist genommen, und alles Vergangene vergessen wird, ganz Deutschland eines Einklangs zwischen Oberpolizey, Gerechtigkeitspflege, Vertheidigungsmassregeln erfreuen; die Hauptbeschützer müssen nur das Recht des Kriegs und der Gesandtschaften haben, die Unabhängigkeit treuer und die Verantwortlichkeit pflichtvergessener Beamten gesichert, und Frankreich von allem Einflusse in deutsche Angelegenheiten entfernt seyn. — Am Schlusse erfährt erst der Vf. die Nachricht vom Frieden. — Bitter über den Inhalt, beruhigt er sich in der Resignation auf die Weisheit der Herrscher. — Schief ist es übrigens, dass der Vf. den Vortheil des Friedens blos auf die neue Dynastie und die Beengung des französischen Gebiets beschränkt.

Ohne Druckort: *Europa, in Bezug auf den Frieden.* Adresse an die Germanen des linken Rheinufers. 1814. 44 S. 8. (4 Gr.)

Wenn der Vf. nicht verrückt ist: so scheint sein Ehrgeiz in der Aussicht auf die Zukunft (vielleicht war er vor der Abtretung des transrhenanischen Deutschlands Senator, oder ein sonst bedeutender Staatsmann!) empfindlich gekränkt. Er sieht in der Befreyung dieses Theils von Deutschland einen Zustand ohne Vaterland, ohne äussere Achtung, ohne jene Güter, welche einen höheren Lebensgenuss begründen, in den Autoritäten nur Werkzeuge der Erniedrigung, in jeder Veränderung nur eine Vermehrung der Leiden, wenn nicht seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit behauptet wird. Er glaubt sogar, dass mit der Trennung von Frankreich durch den Frieden vom 30 May d. J. die Vollmachten der obersten Staatsbehörden, die in den, aus der Mitte der Bewohner entnommenen Senatoren, und in den von den Wahlversammlungen gewählten Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers bestanden, nicht aufgehört haben, und dass das frühere Beherrschungsrecht der deutschen Fürsten über diese deutschen Unterthanen durch Friedensschlüsse und Entschädigungen auf immer erloschen sey. Ein solcher Glaube wird in Israel nicht gefunden. — Damit noch nicht zufrieden, erklärt er sogar, ohne sich selbst zu verstehen, mit einer juristischen Amtsmiene, dass mit dem Aufhören der executiven Gewalt sie (die Senatoren und Deputirten), bey der Unmöglichkeit einer Initiative auf sie, die Initiative auf das Volk übernehmen! *Ohe! jam satis est.*

Ohne Druckort: *Ein Wort zu seiner Zeit.* 1814. 16 S. 8. (3 Gr.)

Ein unschuldig gemeintes, aber unbedeutendes Wort. Die Fürsten, sagt der Vf., haben widerrechtlich gehandelt, dem Rheinbunde beyzutreten, und so ihren Unterthanen ein Beyspiel zu geben, sich der Obergewalt zu entziehen, wenn man die Kräfte dazu fühlt; die durch die drey Monarchen wieder eingesetzten Fürsten möchten also auch ihren Unterthanen die genommenen Rechte und Freyheiten wieder geben, damit sie ihre Leiden vergässen, und nur Napoleon als Urheber derselben ansähen.

Ohne Druckort: *Krieg und Friede aus dem Standpuncte des Christen* betrachtet mit Hinsicht auf die jetzige Zeit, von *Joach. Lud. Ewald.* 1814. 64 S. (8 Gr.)

Die Nachtheile und Vortheile des Kriegs, der Unterschied unter den Kriegen, der Fortgang und das Ende der Eroberungskriege, die Ursachen, warum Kriege und Zerstörungen über Völker kommen, Gesinnungen und Pflichten des christlichen Kriegers, der hohe Werth des Friedens, werden hier in einem oft pretiösen, oft gemeinen, auch wohl ekelhaften Tone vorgetragen, und der ganze Vortrag mit biblischen Stellen gespickt, sogar um zu beweisen, dass die Eroberer Satans Werkzeuge und Stellvertreter sind. Zu den Vortheilen des Kriegs, bey deren Lobe der Vf. mit dem Lobe des Friedens in Verlegenheit kommt, rechnet er auch, dass der Anführer unter Kanonendonner und Pulverdampf so bedachtsam bleiben müsse, als ob er zu Hause an seinem Schreibetische säse, und dass der Krieg Sonnenhitze sey, die die Giftpflanze, aber auch die Traube treibe, das Wachsthum der gefährlichen Schlange und des wohlthätigen Kameels befördere. Angehängt sind einige Gedichte von *v. Schendorf.*

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *Katholisches Lehr- und Gebetbuch zur Beförderung der wahren Andacht und der Aufklärung des Volks.* Von *Franz Xaver Bender,* weil. Pfarrer in Mingolsheim. Zweyte Ausgabe. 1814. 226 S. 8. (12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
OCTOBER 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recensionen - Reihe.*)

Leipzig, (ohne Verlagsname): *Bemerkungen über einen Auffatz in der leipziger Zeitung vom 5 October 1813, den Kronprinzen von Schweden betreffend.* Aus dem Französischen. Im Monat October 1813. 24 S. 8. (4 Gr.)

In dem nämlichen Monate und in der nämlichen Stadt (vielleicht auch aus der nämlichen Presse!) erscheinen diese Bemerkungen, wo die unsinnige Verläumdung des Kronprinzen ausgegangen war. So triumphirt die Nemesis! Manche dieser Bemerkungen, die dem Auffatze in der leipziger Zeitung Schritt vor Schritt folgen, sind treffend: z. B. das lange Stillschweigen des Moniteurs über Schwedens Veränderung in der Gesinnung gegen Napoleon, die dem Kronprinzen vorgeworfene Religionsveränderung u. s. w. anlangend; allein gewandt sind sie nicht, und eben so wenig gründlich. Aus (*Rühls*) Reise mit der Armee hätte der Replicant noch manchen Stoff hernehmen können. Dass Napoleon den jüngeren Robespierre in Sold genommen habe, wagt Rec. nicht zu behaupten; von der Wetterfahne Barrère ist es bekannt.

Dresden, b. Beyer: *Neueste Chronik von Dresden.* Eine Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse vom Einzuge der Franzosen im März bis zur Befreyung der Stadt im Nov. 1813. *Von einem Augenzeugen.* 1814. 132 S. 8. (12 Gr.)

Eine treue, aufrichtige, ruhige Darstellung dessen, was der Vf. in Dresden sah, zum Theil auch dessen, was er von Begebenheiten ausserhalb Dresden hörte. Sollte er diese äussere Geschichte erst durch die innere, in sofern sie Acten aussprechen, ergänzen, und in die äussere mehr Auswahl der kleinen Ereignisse, die ein grosses andeuten, bringen (Rec. will hier nur die Geschichte der Plackereyen, der Zerstörungen im Inneren der Familien als Beyspiele anführen): so wird diese Chronik einen höheren Grad von Vollkommenheit, und ein bleibenderes Interesse haben.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Hundert und etliche Fanfaronaden des korsikanischen Abentheurers Napoleon Buona-Parte,* Ex kaisers der Franzosen, *cum notis Variorum.* 1814. 174 S. (16 gr.)

Eine eigene Art von Anthologie oder Florilegium, verschieden in der Wahl und Stellung von der fischerschen, aber mit dieser gleich geeigenschaftet, Ihn, den man das Räthsel der Welt nannte, aus sich selbst zu enträthseln. Alle Decrete und Erklärungen Napoleons, die der Vf. aufgenommen hat, sind unter mehrere Rubriken gebracht, z. B. eigene Person, Versprechungen und Schmeicheleyen gegen die Franzosen und gegen andere Nationen, Drohungen gegen Feinde, Republicanismus, Völkerrecht, Handel, Religion, Humanität, Wissenschaften, Unterricht. Die Mühe des Sammlers verdient einigen Dank; die Sammlung selbst ist unvollständig, zum Theil unzweckmässig, die Noten meistens vag, mehr grob als derb, mehr derb als stechend. Wenn gleich Maret, Talleyrand und Andere nur durch Napoleons Mund und Feder sprachen: so sollten doch ihre An- und Vorträge keine Stelle finden. Der Artikel Religion und Humanität enthält nur 10 Phrasen, und wie reich konnte dieser Artikel nicht seyn, besonders in den Perioden, wo Typhurg die Gunst der Welt *servitio turpi vel munere blando* erringen wollte? Statt aller Noten konnten die widersprechenden Decrete in Antithesen gegen einander gestellt werden, z. B. neben den Decreten vom 27 Dec. 1804 und 18 März 1805 (ich will das Gebiet Frankreichs mit nichts vermehren) die Decrete über die Einverleibung Hollands, Italiens, der Weser- und Elbe-Mündungen; neben seiner Erklärung vom 28 Jänner 1806 (wenn das Schicksal meinen Waffen ungünstig gewesen wäre, so würde ich einen feyerlichen Einzug in Paris gehalten haben) die Meldung seiner Ankunft aus Russland, von Leipzig durch den Moniteur und die Thronentsagungs-Acte. Eine einzige Note, die auf sein Versprechen, dass jeder Soldat nach seiner Zurückkunft so reich seyn soll, um 6 Acker Landes zu kaufen, antwortet: 6 Fuss unter der Erde genügten, ist recht treffend.

Hamburg, ohne Verlagsanzeige: *F. A. von Chateaubriand über Buonaparte und die Bourbonen.* Aus dem Französischen übersetzt, vermehrt durch einen Brief des Verfassers und mit beleuchtenden Anmerkungen von einem Deutschen. 1814. I Heft. 78 S. II Heft. 42 S. 8. (10 gr.)

Das Original ist bereits No. 91 d. Jahrgangs angezeigt worden. Rec. hat die Urschrift nicht zur Hand, um

von dem Werthe der Übersetzung urtheilen zu können; so viel darf er indessen versichern, dass sie in gute Hände gerathen zu seyn scheint, und dass die Anmerkungen (die der Tiefe des Gefühls und der Geisteskraft des Vorbildes Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber auch zugleich die Einseitigkeit, den Mangel an logischer Schärfe und Tiefe, das Stehenbleiben bey der That und andere Schwächen scharf rügen) diese Muthmasung unterstützen. So sagt der Übers. mit Recht dass der wahrste Gedanke in *Chateaubriand* der sey: die Zukunft wird nicht leicht zu entscheiden vermögen, ob Napoleon durch das Böse, das er gethan, oder das Gute, das er unterlassen hat, strafbarer war. Mehreres in den Anmerkungen scheint durch die Censur gestrichen. — Ein eigener Contrast!

Cöln, in der keilischen Buchhandlung: *Geschichte Buonapartes und des achtzehnten Brümaire von Gallais*, Verfasser des achtzehnten Fructidor und der Appellation an die Nachwelt. 1814. I Th. 90 S. 8. (10 gr.)

Gallais war, so viel Rec. weiss, ehemals Benedictiner und Mitarbeiter an mehreren politischen Journalen, und durch seinen tiefen Hass bekannt, den er nicht bloss gegen die neue Ordnung der Dinge, die durch die Revolution herbeygeführt wurde, sondern besonders gegen den Kaiser Napoleon hegte, und wirklich treibt er jetzt, wo die freygewordene Presse seine Feder gelöst hat, den Hass so weit, dass er allen Versammlungen das Verdienst abspricht, etwas zum Wohl Frankreichs gethan zu haben, ja sogar, dass er in Napoleon weder die Talente eines Feldherrn, noch den Urheber von etwas Gutem finden will. Die Geschichte, die er hier vorträgt, fängt eigentlich mit Buonapartes Zurückkunft an, und geht bis auf die Ereignisse, welche bis auf die Erhebung des ersten Consuls folgten, und wo er Besitz von den Tuillerieen nahm. Wenn man auch in der Diction und der Ansicht, selbst in dem Motto: *justitia rectorum liberavit eos, et in insidiis suis capientur iniqui*, die ehemalige Bildung des Vfs. nicht verkennen kann (z. B. zerquetscht von allen Stössen der Revolution, durchlöchert von Wunden, die sie uns geschlagen hat, wollten wir oft murren; oder die Eintheilung der Schriftsteller in Hungerleider und Mäckler etc.): so wird man mit der schlichten Erzählung der Thatsachen, wovon einige ganz unbekannt, aber consequent mit einem solchen Charakter sind, gewiss nicht unzufrieden seyn. Den II Theil erwarten wir mit Vergnügen. Über den Werth der Übersetzung wagt Rec. ohne Original nicht zu urtheilen; an Härten fehlt es nicht.

Ohne Druckort: *Aphorismen des grossen K. Friedrichs II von Preussen, gezogen aus seinen Briefen, die er mit dem Herrn von Voltaire zwischen den Jahren 1736 — 1778 gewechselt, und soviel das Publicum zu Gesicht bekommen hat.* 1813. 70 S. 8. (12 gr.)

Der Titel beweist schon, dass der Vf. seines Themas nicht mächtig war. Noch glaubt er, dass kein Mensch die Stellen so neben einander stehend angetroffen habe, als hier, wo Friedrich als Christ, als Mensch und Moralist, als Dichter, als Liebhaber der schönen Künste und Wissenschaften, wie in einem Bilde, erscheine, ohne zu ahnen, aus welchem Gesichtspuncte diese Briefe beurtheilt werden müssen, und was über Friedrich in der Art bereits gesagt ist, und was noch neulich der Staatsrath Süvern so herrlich gesagt hat. Was will der Vf. mit folgenden Sentenzen No. 7: der gemeine Haufen nimmt keine Rücksicht, er verdammt die kleinsten Fehler; No. 15: meine Treue ist unverletzlich; No. 103: die Kritik ist leicht, die Kunst schwer. Zu allem diesem kommt noch, dass diese Auszüge die Unkunde in in der französischen Sprache und die Ungelenksamkeit in der Übersetzung verrathen, z. B. man giebt uns Deutschen gesunden Verstand; es ist eine zu beweinende Wirkung der menschlichen Schwachheit — Freylich, das zu wagen, wozu man keine Kräfte hat.

Ohne Druckort: *Sieben lyrische Gedichte* und *acht Capitel* im Bibelstil für die gegenwärtige Zeit, vom *Verfasser des Lazarus von Bethanien.* Herausgegeben zum Besten des Vaterlandes. 1814. 64 S. 8. (6 Gr.)

Die Wahl der Gedichte („Alexander der Herrliche. Der Fürstenbund. Ist der Teufel todt? Hymnus an dem königl. preuss. Dankfeste in der Grafschaft Mark. Fürstengrösse in Staub. Weltgeschichte das Weltgericht") ist, das dritte ausgenommen, besser als ihr Inhalt, Geist und ihre Form. Für diese mag der Zweck *zum Besten des Vaterlandes* entschädigen. Die acht Capitel („die Geschichte der gegenwärtigen Zeit enthaltend, mit einer Capucinermahnung") mögen dem Vf. auch noch so viel Mühe gemacht haben; es fehlt an Handlung, und gut ist, dass das Gedicht am Ende: „Elias," wo nicht das Ganze entführt, doch schliesst.

Wien, b. Gerold: *Deutsche Harfentöne* von *E. v. Götz.* 1814. 27 S. 8. (2 Gr.)

In den neun Gedichten weht durchgängig ein schöner, deutscher, volksthümlicher Geist, eine reine Empfindung und edele Sprache. Der Vf. verräth glückliche Anlagen zum Dichten; die einzelnen Härten werden sich gewiss bald durch mehr Übung und Lectüre verlieren. Eine Strophe aus dem Kriegsliede als Beweis:

Und wer in dem Kampfe, in dem rühmlichen, fällt,
Wo Tugend und Willkühr sich schlagen,
Der wird zu den Helden der Deutschen gezählt,
Im dankbaren Herzen getragen.
Denn ewig und immerhin pflanzet sich fort
Die männliche That, und das kräftige Wort.

Die letzten zwey Verse erinnern an *Krummachers* „Sonntag".

Ohne Druckort: *Politische Stachelnüsse*, gereift in den Jahren 1813 — 1814. Aufgetischt von *Spiritus Asper*. 1814. 48 S. 12. (5 Gr.)

Ein pikantes Desert von meistens reifen und vollen Nüssen, und anderem Kernobste, mit Gewandheit und Leichtigkeit, auch wohl Derbheit aufgetischt; meistens Epigramme voll attisches Salzes, oft kaustischer Lauge, mitunter auch flach. Rec. hebt als Probe einige kleinere aus, z. B. auf Davoust:

Obschon von Angstschweiss sehr erhitzt,
Liess er sich doch im Raub der Bank nicht stören;
So pflegt der Wolf, der in der Grube sitzt,
Den Köder vollends aufzuzehren.

Ein ähnliches, das Davousts Trophäen aufzählt, schliesst damit, dass er Hamburg sagen lässt: Er war kein Edler durch die Bank. Die Schweiz kommt übel weg:

Die Schweiz, die hart in des Vermittlers Banden lag,
Gemahnet mich mit ihren Zwistigkeiten,
Als wollten die Cantons am Auferstehungstag
Um ihren Sterbekittel streiten.

Berlin, in der neuen Societäts-Buchhandlung: *Geisterrath. Eine Vision*, von *Julie Baronin von Richthofen*. 1813. 18 S. 8. (4 Gr.)

Eine liebliche Vision, durch eine schöne Vignette erhöht, um zu beweisen, dass in dieser Stunde der Stand keine Schranken habe. Unter dem Cyklus von Frauen, die die grosse auferstehende Margarethe, als Vorsteherin des Geisterraths, begleiten, mahnt Thusnelde ihr Geschlecht, verlassenes Eigenthum zu schützen, Gefangene zu bewachen, Verwundete zu pflegen, mit kühnem Geiste des Feindes Schritte zu erspähen, kurz jeder That sich gern zu weihen, die einen Stein an das Gebäude des freyen Deutschen legt. Der Schluss hätte nur keinen Misston in die Harmonie bringen sollen. Der Frauenrath sagt nämlich: *Die Macht des Guten ist so gross, als lieblich das Gebild der Tugend — Schwärmerey*.

Leipzig u. Altenburg: *Deutsche Blätter*. I Band. No. 1 — 54. Jahr 1813. 624 S. II Band. No. 55 — 94. Jahr 1814. 648 S. Mit drey Beylagen. III Band. No. 95 — 134. 640 S., und vom IV Band die No. 135 — 158. 384 S. 8. Mit 3 Kupfern. (4 Rthlr.)

Den 13 Oct. 1813, also schon zu einer Zeit, da die Gefahr der Publicität noch nicht vorüber war, entstand dieses Blatt auf Befehl des würdigen Fürsten *von Schwarzenberg*, anfänglich dazu bestimmt, alle von Seiten der hohen Verbündeten theils schon erschienenen, theils noch zu erscheinenden officiellen Schriften und Nachrichten durch den Druck in Nummern von halben und ganzen Bogen (wovon 40 Bogen einen Band ausmachen sollten) wöchentlich bekannt zu machen. Nach der Schlacht bey Leipzig ward die Expedition mit der No. 11 von Altenburg nach Leipzig verlegt, und mit der No. 21 der Plan dahin erweitert, dass mit Übergehung der gewöhnlichen Zeitungs-Neuigkeiten und Nachrichten, besonders da das Kriegstheater sich aus der Nähe der Redaction gezogen hatte, darin nur zusammenhängende Übersichten der Kriegsereignisse, und solche Aufsätze aufgenommen wurden, die den Zweck hatten, den Gemeinsinn zu erwecken und zu unterhalten, das Nationalgefühl zu erheben, und Hass gegen fremde Unterjochung und Selbstvertrauen lebendig zu erhalten. Das viele Gute, das diese Blätter während dieser Zeit in diesen Hinsichten verbreitet haben, ist also auch ein grosser Theil des Verdienstes des Fürsten, der so, wie mit dem Schwerte, also auch mit der Waffe der Meinung, mit That und Wort siegend, Ruhm der That und Bedeutung des Worts verewigte; — ein anderer Theil dieses Verdienstes gehört dem Hn. *Fried. Arn. Brockhaus*, der sich vom zweyten Bande an als den Herausgeber nennt, nicht allein dafür, mit seinem Blatte sobald in Reihe und Glied der literarischen Landwehr, und sogar des literarischen Landsturms getreten zu seyn, sondern auch die Blätter zu einem Nationalarchive gebildet zu haben, worin das Meiste, was Empfindung, Verstand und Urtheil, was Gefühl und Kraft, Streben und Aufschwung, Muth und That im Einzelnen und im Vereine, Gutes, Edles, Richtiges, Wahres, Schönes und Erhabenes, Liebliches und Heiliges erzeugten, wenigstens, wenn nicht eine tiefe Würdigung, doch eine Erwähnung findet, und so das befreyte Wort zum Leben der schöneren That beflügelt. — Es kann hier nicht der Ort seyn, und auch der Raum würde es nicht gestatten, die einzelnen Aufsätze durchzugehen; es sey genug, im Allgemeinen zu berühren, dass wir in den mancherley Gedichten, z. B. von Leopold, und von Christian Graf von Stollberg, Werner, Seume, Feuerlein, Erichson, La M. Fouque, Burdach, Arndt, Lange u. s. w., die zum Theil, wie besonders in den anonymen Epigrammen, den derben Volkswitz ergötzen, oder den Freysinn entflammen; dass wir in den Auszügen aus den *Times* und aus den Schriften der politischen Literatur, wobey auf die ergreifendsten jederzeit Rücksicht genommen ist; dass wir in den Remiscenzen, z. B. William Pitts Rede am 3 Febr. 1800, des Generaladvocaten Talon, Elsass und Lothringen nach Friedrich II, politisches Vademecum, und Fanfaronaden Napoleons, alter deutscher Männer- und Frauen-Sinn, das Haus Bourbon, Zeitvergleichungen aus der Geschichte Frankreichs; dass wir in den mannichfaltig und vielseitig belehrenden und warnenden Aufsätzen, z. B. Wirkungen des sogenannten Continentalsystems auf den englischen Handel, Staatspapiere, Ländermasse, die Frankreich seit der Revolution an sich riss (hierin sind mehrere Druckfehler), Übersicht der österreichischen Monarchie (ebenfalls von Druckfehlern nicht frey), natürliche Grenze, deutsche Nationalerziehung, Betrachtungen über das Concordat, ehemalige Hierarchie, und französische Despotie; dass wir in den officiellen Kriegsnachrichten und den Übersichten der Kriegsereignisse, z. B. die Kriegsmanifeste von Österreich, Baiern u. s. w.; dass wir in den besondern Nachrichten, Sachsen, Leipzig, Dresden, Wittenberg, Dessau, Braunschweig, Celle, Hamburg, Stettin, Baireuth und den Charakter Napoleons,

den Einzug in Moskau, den Einzug der Verbündeten in Paris u. s. w. betreffend; dass wir in den biographischen Nachrichten über Theodor Körner, Wilhelm Freyherr von Humbold, Joseph Freyherr von Hormayr, Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Öls, Peter Ludwig v. Holstein-Oldenburg, von Genz, von Dalberg, Fürst Primas (dem zu viel geschieht), vom K. Alexander, von Moreau, Ludwig von Narbonne, Marquis von Aubignose, Davoust u. s. w., den erwähnten Zweck mächtig unterstützt finden. Freylich sind die meisten dieser Aufsätze aus anderen Schriften wörtlich entlehnt; allein Rec. findet dieses jetzt verzeihlich, wo das Publicum schnell und wirksam für die heilige Sache vervielfältigt werden musste: doch glaubt er auch ausser den vielfältigen Noten und Einleitungen in mehreren Briefen von dem Standpuncte der Krieger, in den Übersichten der Kriegsereignisse des Jahrs 1813, und der Monate Jänner bis Junius 1814, in der Übersicht der Kriegslasten von Dessau, in den Aufsätzen über französische Spitalgreuel (ein furchtbares, aber wahres Gemälde), über das Verhältniss der Frauen zu den Ereignissen der Zeit, auch die Mode darf politisch seyn, Kreuzerhöhung, über die sogenannten französisch-Gesinnten, patriotische Kunstausstellung auf der dresdener Kunstschule, das Buchhändler-Gastmal in Leipzig u. s. w. keine Abschriften zu finden. In dem Originalaufsatz über Erfurts Bedrückung sind (verglichen Nemesis I B. I. III und IV St.) viele Angaben unrichtig, aber der abgedruckte und gefundene Brief der Kammer zu Erfurt, No. 86, ist wörtlich wahr; Duplessis verdient hingegen vielleicht das Lob nur, weil ihn seine Wunde milder gemacht hatte. Seine Requisitionen zur blossen schnöden Lust waren von der gewöhnlichen Art um nichts verschieden. — Eine grosse Unbequemlichkeit dieser Zeitschrift sind die langen, in vielen zertrennten Numern fortlaufenden Aufsätze; und dann sollte der Redacteur doch jedesmal dankbar die Quelle angeben. Möge übrigens der Absatz dieser Blätter durch den Verlag des Hn. Herder zu Freyburg in Breisgau, der sogar eine Fortsetzung dieser Blätter mit dem nämlichen Titel ankündigte (s. No. 70. S. 260), nicht gehindert werden. Letztere sind, soviel Rec. weiss, mit der 76 Num. geschlossen. Die Kupfer bestehen in einem kleinen Plane der Schlacht von Leipzig; einem vorgeschlagenen Ehrendenkmal auf die Schlacht, und der moskauer Kanonen-Säule.

1) London: *Tableau politique de l'Europe depuis la Bataille de Leipzig, gagnée le 18 Octobre* 1813. Ecrit à Londres le 4 Dec. 1814. Par le Marquis *de Maisanfort*. 1814. 83 S. 8. (9 Gr.)

2) Deutschland: *Politisches Gemälde von Europa nach der Schlacht bey Leipzig, den 18 October* 1813. — London 4 December 1813. Aus dem Französischen. Mit *Anmerkungen und* (der Beantwortung) *einer Frage: Was hofft Europa seit dem 3 April* 1814? Im Jahre 1814. 95 S. 8. (12 Gr.)

Zu der Zeit, als diese Schrift des *Marq. de Maisanfort* (eines nach London ausgewanderten Franzosen) erschien, war sie ein merkwürdiges Zeichen der neuaufgehenden Welt. Mit einer Freymüthigkeit, die fast zu kühn schien, stellte sie den Usurpator, wie er seit 14 Jahren durch trügerische Politik und durch blendendes Waffenglück, ohne auszeichnende Geschicklichkeit, sich der Meinung der Welt bemächtigte, in seiner ganzen Blösse und Nichtigkeit hin, und indem sie die Nothwendigkeit der Vollendung seines Sturzes mit eben so richtigen Gründen, als die Möglichkeit derselben mit lichten Ansichten aus der Vergangenheit und aus dem Verhältniss des Usurpators zu den Staaten von Europa, zu seiner eigenen Nation, und zu der Gegenwart unterstützte, trug sie zugleich auf die Herstellung der älteren Dynastie, auf Schonung gegen Frankreich, aber auch zugleich auf Freygebung der gewaltsam mit ihm vereinigten Staaten von Holland, Italien, u. s. w. an. Als frühes Zeichen der Zeit behält die Schrift ihren Werth, obgleich sie über viele Begebenheiten flüchtig hingleitet, oft sich zurückkehrt, und sich um eine Spindel dreht, oft sogar im Aufschlag (Ricochet) stärker als im Augenblicke der Entladung ist, und nicht selten die Gewalt der Declamation und der Dialektik die Strenge des Beweises vertreten lässt. Der Übersetzer hat sich nicht genau an die Urschrift gebunden, aber den Geist und Sinn rein erhalten; sein Pensum war nicht leicht. — Mehrere seiner, übrigens richtigen Anmerkungen sind überflüssig, und die von ihm angehängte Beantwortung der Frage: *Was hofft Europa seit den 3 April?* war, wie die Urschrift, zur Zeit ihrer Erscheinung (den 28 April), ein nicht unwillkommener Beytrag zu den helleren Ansichten.

Ohne Druck- und Verlags-Ort: *Actenstücke und Aufsätze, die neueste Geschichte Norwegens betreffend*. I Heft im Junius 1814. 84 S. (8 Gr.)

Das Meiste dieser Actenstücke ist aus Zeitungen bekannt. Neu möchte die Unterredung des Prinzen-Regenten mit dem Grafen Axel Rosen seyn; ihr Inhalt wiederholt das, was schon die Briefe des Prinzen an den König von Dänemark sagen. Die zwey Reden des Schlosspredigers C. Pavels, und des Pastors Rein — beide wenig würdevoll — (denn der König von Schweden heisst nur der fremde Despot) erinnern an das *vanae sine viribus irae*.

(Die Fortsetzung dieser Recensionen folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

Oldenburg, in der schulze'schen Buchhandlung: *Germania*, eine Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl von *F. R. Ricklefs*. 1814. I Bd. I Heft. 128 S. II Heft. 124 S. III Heft. 110 S. II Bd. I Heft. 144 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Ein Mann, wie Hr. *R.*, ist als Herausgeber eines Journals, dessen Zweck zur Belebung und Erhöhung des Vaterlandssinnes, zur Befestigung des deutschen Nationalcharakters, zur Beförderung guter Sitten und des Gemeinwohls, zur Ausgleichung politischer Zweifel, zur Verbesserung und Befestigung der deutschen Verfassung und zur Aufdeckung französischer Greuel, wie zur Anzeige aller wichtigen Schriften beytragen soll, von Seiten seines Geistes und seiner Kenntnisse, selbst bey einigen Mängeln, wie von Seiten der herrlichen Sache ebenfalls willkommen. — Die meisten Aufsätze in den 4 vorliegenden Stücken, wovon Rec. die Gedichte, Visionen und andere leise Andeutungen, die meistens gut gelungen sind, wie die Anzeigen von Schriften übergeht, rühren von ihm her. I Bd. I Heft *Germania's Namen*. Das Bekannte. *Wie soll deutscher Nationalsinn sich äussern?* Aufbietung aller Nationalkräfte. Vergessen alles besonderen Interesse, gröste Schonung im Kriege jenseits des Rheins, Verzichtleistung auf jedes französische Product für *die Gegenwart*, und Endigung der Weichlichkeit, Vatersinn der Fürsten gegen Unterthanen, Wegräumen aller Hindernisse, die dem Begriffe der Einzigkeit und Grösse unserer Nation entgegenstehen, Wiederherstellung der Reichsgerichte und strenge Subordination gegen den Kaiser für *die Zukunft*, lösen das Ganze noch nicht. *Bemerkungen über ein k. franz. Edict vom 23 Nov.* 1813, das alle Zahlungen (selbst die gerechtesten) in den kriegbedrohten Departements einstellt. Rec. bezweifelt die Existenz in Thesi. *Gedanken und Wünsche eines Hanseaten?* Warum nicht eines Deutschen für Deutsche? *Fragmente über Napoleon*; sein Egoismus, seine kalte Ruhe(?), sein Unwesen, einem Orkan vergleichbar. *Behandlung der Provinzen bey den Römern und Franzosen.* Sehr gut bewiesen, dass jene noch besser standen. *Leiden des Leinwandhändlers Hagendorf von franz. Douaniers.* Die Leinwand wird für englische Waare ausgegeben, und nach näherer Untersuchung freygesprochen, aber H. muss die Processkosten bezahlen. *Gutes Ding will Zeit haben.* Nicht alles Alte kann schnell und soll zurückkehren; aber inconsequent ist es mit obigem Aufsatze und sogar schief, wie im III Hefte auch gerügt wird, und wofür der Vf. bey einer näheren Entwickelung im IV Hefte keine Rechtfertigung findet, französische Friedensgerichte, Notariate, Civilakten zu wünschen. II Heft. *Wodurch ist Deutschland gefallen?* Ausser dem Kriegs- und Friedens-Rechte der Fürsten, ihrer Vergrösserungssucht, Isolirung, ihrer Erziehung hätte der Vf. noch die Trennung zwischen Volk und Staat beachten sollen. Dieses Nämliche musste in *den Hoffnungen aus dem Charakter, den der Krieg genommen hat*, eine grosse Stelle finden. Die (knechtische) *Huldigung des Praefecten von Arberg* (die Anerbietung der Ehrengardisten betreffend) ist ein Beleg mehr, wie man auch hier dem härtesten Zwange den Schein freywilliger Opfer gab. Wie weit es dieser Satellit trieb, beweist im III Hefte das Geständniss, dass er der Conscription wegen Ältern habe einsperren und Häuser niederreissen lassen. *Französische Normänner in der Mitte des XI Jahrhunderts in England* — ein Vorbild der gegenwärtigen. *Gewaltsame Besitznahme des bullingschen Hauses von der franz. Behörde.* Es war von der oldenburger Commission mit Einwilligung und Genehmigung des franz. Gouv. und Hn. Bachers vermöge k. Decrets an Bulling für 10,000 Rthlr. verkauft, und B. ward doch ausgewiesen! III Heft. *Militäraushebung verglichen mit der römischen. Das Aussaugesystem der Franzosen in Rücksicht auf Deutschland.* Vollständig und wahr. *Keine Repräsentation* der Fürsten durch *Bevollmächtigte beym künftigen Frieden.* Ungerecht: denn die Rheinbunds-Fürsten sind noch Souveräne; unbillig: es betrifft ihr und das besondere Interesse der Provinzen; und einseitig: denn es giebt auch eine berathende Repräsentation. *Unruhen in Ovelgönne im März* 1813. — Die Fortsetzung ist zu wünschen. II B. I Heft. *Theodor Körner.* Einzelne biographische Nachrichten, die auch in den deutschen Blättern vorkommen. *Sollen die Deutschen noch zu ihrer Bildung nach Frankreich reisen?* Zu wenig gesagt. *Soll ein französischer Gesandter bey Regulirung der deutschen und ital. Angelegenheiten zugezogen werden? Volksstimme Gottesstimme.* Etwas vag.

Mangel an Nationalstolz des Deutschen Unglück und Schande. Wahr und ergreifend. Fr. dänischer Erpressungsüberzug des F. Lübeck. *Fragmente aus Tudors Rede über Englands Lage in Beziehung auf Bonapartes Politik vom 4 Jul. 1809.* Dänemark hat für jenes durch die Wahrheit dieses gebüſst!

Berlin, in der neuen Societäts-Verlagsbuchhandlung: *Betrachtungen am Grabe der Frankensucht* von D. J. S. *Rosenhayn.* 1814. 228 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein regelmäſsig zugeschnittenes, mit Citaten reich ausgerüstetes Werk, vom Anfange bis zu Ende innig verbunden, worin der Vf. mit Kenntniſs und Belesenheit, mit Vaterlandssinn und Liebe die Ehre und Vorzüge der deutschen, die Mängel und Nachtheile der französischen Sprache darthut. Es zerfällt in zwey Theile, jeder Theil in drey Abschnitte; am Schlusse des zweyten sind noch drey Anhänge über die Ursachen der Allgemeinheit, die Nachtheile der französischen und über die für die nothwendige Allgemeinheit einer der alten Sprachen sprechenden Gründe beygefügt. Der erste Theil handelt von den Eigenschaften einer allgemeinen Sprache, von den Erfodernissen in dem Charakter des eine allgemeine Sprache redenden Volks und von den geographischen und politischen Verhältnissen, in welchen ein Volk zu anderen Völkern stehen müsse, wenn dessen Sprache allgemein werden soll. Der Vf. nimmt Reichthum, leichte Erlernbarkeit, Deutlichkeit, Freyheit, als die Eigenschaften einer allgemeinen Sprache, und Sittsamkeit, Gemüthlichkeit, Ernstlichkeit, Aufrichtigkeit, Zuverläſsigkeit, ächte Bildung, Vielseitigkeit, und Freyheit von Selbst- und Hab-Sucht, von Herrsch- und Eroberungs-Sucht als die Erfodernisse in dem Charakter des Volks an, und sucht im zweyten Theile diese Eigenschaften und Erfodernisse der franz. Sprache und dem franz. Volke abzusprechen, und der deutschen Sprache und dem deutschen Volke anzueignen; der franz. Sprache wirft er noch in einem besonderen Anhange und mit besonderer Erörterung vor, daſs sie Gottesfurcht, Sitten, den Geist der Regierungen und Bürger, die deutsche Sprache, Frauen, Häuslichkeit, Liebe, Selbstachtung, unser Studium der Alterthumswissenschaft, den Geschmack verdorben oder gehindert, uns einseitig, lächerlich, sclavisch gemacht, und uns bey Verhandlungen mit Frankreich oft geschadet habe. — Sollte auch der Titel des Werks nicht zum Ganzen passen, und bestimmter gewählt seyn müssen, der Vf. mehr Scharf- als Tiefsinn, mehr Nationalvorliebe, als reine Unbefangenheit, mehr Selbst- als Eigenthümlichkeit der Ansicht in manchen §§ beweisen; sollte er auch nicht selten von dem Versuche, aus dem Einzelnen auf das Allgemeine zu schlieſsen, Kleinigkeiten zu übertreiben, Manches zu flüchtig, Anderes zu wichtig angesehen zu haben, nicht unverschont geblieben, und von dem ganzen Wesen der Selbstständigkeit einer Sprache und von dem Wesen und Unwesen der franz. Sprache nicht ganz durchdrungen seyn (Rec. könnte hievon Manches anführen, wenn es der Raum gestattete): so ist doch die Hauptidee wahr empfunden, und consequent vorgetragen, und man wird mit ihm die neueren Anmahnungen eines *Arndt, Radloff, Zeune* u. A. und die Freude des Vorredners zu dem *Index lectionum in Universitate literarum Ienensi per hiemem* 1814. S. 6 inniger aufnehmen und reiner theilen. Auch *Docens* Abhandlung über Selbstständigkeit und Reinerhaltung unserer Lit. und Sprache enthält einige treffliche Ansichten, die mit *Rosenhayn* gröſstentheils zusammentreffen, aber auch Verschiedenes von einer anderen Seite berichtigen.

Gotha, b. Becker: *Deutschlands Ehre, dem Andenken der in dem heiligen Kriege gegen Frankreich gefallenen Deutschen* zur Feyer des Friedens von *F. J.* 100 S. 8. (9 gr.)

Ein schöner, lieblich duftender Kranz der Dankbarkeit, womit Hr. *Jakobs* die Gräber der Gefallenen schmückt und so lange, als Deutschland seine Ehre fühlt, grün erhält. Freundlicher, inniger, würdiger ist bis jetzt die Todesfeyer der Gebliebenen nicht begangen worden! An ihrem Sarkophag entschleyert er mit classischer Gediegsamkeit und Kraft, mit einem Reichthum und Gelenksamkeit der Sprache, die auch seine frühere Schrift: *Deutschlands Gefahren,* charakterisiren, in einzelnen lichten Puncten die Geschichte Frankreichs oder vielmehr des französischen Volks, und des Mannes von ungewöhnlichem Glücke, dessen Werk — das Werk des kühnen Aufbaues von Menschenschädeln und Blut, von in Staub getretener Wahrheit und Freyheit —, unzerstörbar schien, — um vor den schlüpfrigen Wegen zu mahnen, auf denen jenes Volk und sein Herrscher zum Verderben hinabgleiteten. Dann stellt er den Gewinn des gelungenen Kampfes in der Abwehrung der Gefahr, welche unsere ganze Selbstständigkeit, unsere Sprache und Sitten bedrohte, den Gewinn — (Rec. möchte ihn kurz den der Verbindung der inneren und äusseren Welt nennen) und den Gewinn dar, den der kräftige Aufschwung für Gegenwart und Zukunft verspricht; und um den Charakter der Nation zu befestigen, die Eintracht in ihren verschiedenen Theilen zu erhalten, und die Liebe des Vaterlands allseitig zu beleben, zeigt er, daſs die Aufrechthaltung des Nationalwehrstands das Bollwerk der Thronen, daſs eine freye und feste Verfassung im Ganzen und Einzelnen und eine ständische Verfassung die Bürgschaft der Freyheit und des Wohlstandes und des Credits der Länder sey. Mit diesen Wünschen, Ansichten und Hoffnungen kehrt er wieder dankbar zu den Gräbern der Tapfern zurück, und läſst ihre Stimme aus der Erddecke erschallen: nicht übermüthig zu werden und einzuschlummern im Glücke, nicht der Hand die Waffen und dem Herzen den Abscheu vor Tyranney entschlüpfen zu lassen. Dk.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga, b. Meinshausen: *Herrmann* von *F. E. R.* Erster Theil. *Die Teutoburger Schlacht.* 1813. 215 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses, dem russischen Feldherrn, Grafen von

Wittgenstein gewidmete Drama hat sein Daseyn abermals, wie jetzt so manches Product, dem patriotischen Eifer für Deutschlands Freyheit zu verdanken, und der Vf. bekennt selbst in der Vorrede, dass er hiemit kein Kunstwerk liefern wolle, als wozu es ihm an Kraft gebreche. Wir billigen den Wunsch, den gewiss Viele mit dem Vf. theilen, Herrmanns That sich dramatisch zu vergegenwärtigen; aber bezeugen müssen wir, dass es hier sehr mangelhaft damit gelungen ist. Die mancherley einzelnen Scenen, worin das Ganze mehr ausgedehnt, als entwickelt ist, greifen nicht zur Darstellung der Hauptsache genug in einander, die Personen drücken sich alle auf gleiche Weise aus, und Sprache sowohl als Gedanken tragen ganz das Gepräge der Modernität und besonders eine gewisse reflectirende Empfindseligkeit an sich, die für Herrmanns Zeit gar nicht passt. Gleich Anfangs beträgt sich Herrmann gegen Varus sehr unvorsichtig, so dass dieser meint, *schlauer Wahnsinn* fülle seinen Kopf, worauf Herrmann erwiedert:

Mir?
Und so hätt' ich geredet? Selbst hätt' ich
Verrathen meines Herzens tiefen Plan?
Mich selbst geliefert dem Gericht, dem Beile?
Wohl brüllt der Bär, eh' er die Beute fasst,
Es heult der Wolf, eh' er zum Raube stürzt,
Doch wir — wild mag der Deutsche scheinen, — toll,
Toll ist er nicht, bey allen Göttern Roms.

Im zweyten Act verschwören sich die deutschen Fürsten unter Wodans Eiche; im dritten wird von einer zweytägigen Schlacht geredet, und nach manchen Zwischenscenen erscheint Herrmann mit Varus Kopfe. Er beklagt seinen Vater, den er hier todt findet, und ruft zuletzt über ihn aus: So ist er todt, todt, wahrhaft todt. Im vierten Act will eine Römerin den König Matbod vergiften. Herrmanns Bote belauscht sie indess, indem er sich schlafend stellt, wogegen sie auch kein Arg hat. Noch sonderbarer aber ist, dass *er* das Gift selbst trinkt, um dem nachkommenden Herrmann zu zeigen, dass man *ihn* habe vergiften wollen. Im fünften Act giebt es Bürgerscenen in Rom, Gespräche über die Schlacht und Urtheile über Römer und Deutsche. Ein Bettler erklärt sich die Wohlthätigkeit der Reichen aus ihrer Angst, und sagt:

Das macht das Ding, das sie Gewissen nennen.
Wie Eulen schläft's bey Glückes Sonnenschein,
Und krächzt, wie sie, bey Unheils Sturm und Nacht.

Schwerlich wird sich aber ein Römer so ausdrücken.

Zuletzt wird Herrmanns Gattin, Thusnelda, die er im Anfange des Stücks ihrem Vater raubte, ihm in seiner Abwesenheit wieder geraubt. Thusnelda, vorher Böses ahnend, sagt:

Mutter, in Gefahr
bin ich, — mir ist, als stünd' ich vor der ernsten
Entscheidung meines Lebens.

Sehr unpassend, sowohl für Bild als Gedanken, sagt sie:

Wie um das Licht die Motte, schwärmt die Sorge
Nur um den Glücklichen.

Als Herrmann kommt und von ihrem Raube hört, äussert er sich also:

Sieh mir ins Auge, Horst, und nenne Lüge,
Was ich aus Blicken, Seufzern, Thränen las.
Erbarmt euch meiner, Männer! Habet Mitleid!
Ich steh am Wahnsinn. — Seid barmherzig, Freunde!
Wenn's Lüge ist, wenn sie noch hier — o sagt
Mir's sanft, mich tödtet sonst die frohe Botschaft.

Die letzteren Worte besonders stimmen gar nicht mit der Natur der Empfindung überein. Da er seine Mutter umarmt, sagt er:

O! Mutter! am verwandten Herzen findet
Das alte Herz den alten Schlag.

Er klagt noch lange über seinen Verlust, ohne zur Wiedererlangung seiner Frau Anstalten zu treffen. Zum Glück kommt jetzt die Nachricht, dass alle deutschen Völker im Aufstande wären, und dass sich besonders eine grosse Schaar um Wittgenstein versammele. Nun schwören die Fürsten aufs Neue, und zwar bey Siegmunds (des bey der Raubscene gefallenen) Leiche. Die *Leiche* erhebt sich, und spricht:

Schwört! schwört! bey Wodans heil'ger Eiche,
Die ihm auf Wittgenstein geweiht,
Und schenket Ruhe meiner Leiche,
Wo ihr ihm heilge Zweige streut.
Schenkt Ruhe ihr; doch Ruh' entweiche,
Schwört Einer falschen Freyheits-Eid.
Frey, frey muss Deutschland ewig seyn.
Wohl auf! zum Schwur zum Wittgenstein!

Die Leiche sinkt zurück; die Fürsten stehen um die Leiche auf die Schwerter gestützt, und Herrmann sagt noch:

Zum Wittgenstein! — Es ruft das Vaterland.

Damit schliesst das Stück. T. Z.

Berlin, b. Maurer: *Vaterländische Gesänge.* Verfasst im Frühling des achtzehnhundert dreyzehnten Jahrs von *Ludwig Theobul Kosegarten.* Dritte vermehrte und rechtmässige Ausgabe. 1813. 43 S. 8. (8 gr.)

Von allen kriegerisch - patriotischen Gedichten, womit die Deutschen in der gefahr- und hoffnungsvollen Zeit sich einander zuriefen und zusangen, sind die vorliegenden unstreitig die männlichsten und kräftigsten, die christlichsten, die wackersten und frömmsten, indem sie mit dem glühenden Eifer für das Recht die edleren Gefühle einer friedlichen Anerkennung gegenseitiger Vorzüge nicht unterdrücken, sondern über dem Ungewitter der Zeit die Sonne des Friedens und der Erkenntniss rein und lauter empor halten. Heldenmuth flammt vorzüglich aus den ersten Gesängen, z. B. aus Deutschlands Erwachen, wo es gleich Anfangs heisst:

Ja du erwachst! du sprengst die Ketten,
Du raffst dich auf voll Scham und Schmerz;
Der Kinder Angstruf: Rette! Rette!
Zerreisst dein Ohr und schwellt dein Herz.

Hierauf folgen einige Gesänge im Ton altehrwürdiger Kirchenlieder, wo im Schlachtruf bey Drommeten die sanftere Orgel durchtönt. Dass hin und wieder die Kraft übersprudelt, und hie und da ein

[illegible] ein Bild über die Grenze der gewöhnlichen Fassung und des geregel en Wohllautes überwallt, wird man der zum Himmel auffchlagenden Flamme des edeln Barden gern zu Gute halten. T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Dresden*, b. Beger: *Über die Vertheilung der Last der Einquartierung und Verpflegung fremder Truppen.* Zur Beherzigung, insbesondere zur Verhütung der Processe zwischen Hausbesitzern und Miethleuten. 1813. 16 S. 8. (4 Gr.)

So lange die Erlassung der Gesetze nicht nach dem allgemeinen Bedürfnisse einer vollständigen Gesetzgebung, sondern nur nach zufälligen Veranlassungen geschieht: so lange müssen auch immer bedeutende Lücken in der Gesetzgebung bleiben. An Gesetze über Gegenstände bey *ausserordentlichen* Vorfällen wird dabey natürlich gar nicht gedacht. Ereignen sich solche Vorfälle: so hilft man sich, so gut man kann, und trifft die Einrichtung so, wie sie gerade am ersten zum Zwecke führt, wenn sie sich auch weder durch Richtigkeit noch durch Rechtlichkeit empfehlen sollte. Lehrt die Erfahrung, dass die getroffene Einrichtung unbillig und schädlich sey: so ändert man, hebt das vor wenig Wochen gegebene Gesetz auf, und giebt ein neues, das nach eben so kurzer Zeit ebenfalls wieder abgeändert werden muss. Bey allem dem kömmt es höchstens nur zu *Local*-Gesetzen; zu *allgemeinen* gelangt man äusserften Falls nur, wenn die Periode ihrer Nothwendigkeit vorüber ist. Unterdessen lässt man einzelne Orte und Stände im Staate unter dem Drucke, welchen Ungleichheit und Prägravation erzeugt, seufzen, und nach Befinden ihrem Ruine entgegen gehen.

Ganz auf die vorgedachte Art ist es in verschiedenen deutschen Staaten mit den Anordnungen wegen der Einquartierung und Verpflegung fremder Truppen gegangen. Die vielfältigen Schriften und Klagen über die Vertheilungsart dieser Staatslast beweisen diess hinlänglich. Auch in Sachsen hat man über dieselbe nur Local-Gesetze, welche die verschiedenartigsten Bestimmungen enthalten, und den Behörden eben so zu den ungebührlichsten Befreyungen, als zu den drückendsten Prägravationen Einzelner Gelegenheit gegeben haben. An einigen Orten ist der Stand der Unangesessenen über die Gebühr angestrengt worden (s. die „Beschreibung der Schicksale der *Universität Wittenberg* während des Jahres 1813", in den Intelligenzblättern dieser A. L. Zeit.), an anderen wieder hat der Stand der Angesessenen unverhältnissmässig beyzutragen gehabt. Man hat den Unangesessenen, ohne Rücksicht, ob er seine Wohnung zum Luxus oder nur zum Bedürfnisse braucht, bloss nach dem Miethzinse taxirt. Arme Väter zahlreicher Familien haben daher öfters mehr Einquartierung tragen müssen, als reiche Particuliers. Angesessene hat man, ohne Rücksicht auf ihr Vermögen, bloss nach der Summe des auf dem Hause haftenden Servises und dergl. abgeschätzt, und sie nicht nur als Hausbesitzer, sondern auch noch besonders als Inhaber einer Wohnung zur Mitleidenheit gezogen. Während hier bald Hausbesitzer, bald Miethbewohner den Mangel an richtigen gesetzlichen Bestimmungen mit ihrem Schaden empfinden mussten, blieben andere zu Staatsabgaben verpflichtete Einwohner, welche in Schlössern oder anderen öffentlichen Gebäuden wohnten, von allen Beyträgen frey.

Die Hauptveranlassung zu diesen Ungleichheiten hat die Unentschiedenheit über die Frage gegeben: ob die Last der Einquartierung und Verpflegung fremder Truppen eine *Real-* oder *Personal*-Last sey? Der Vf. der vorliegenden Schrift erklärt sich für das Letztere. Er sieht diese Last als eine *allgemeine* oder *Staats-Last* an, zu welcher jeder zu Staatsabgaben verpflichtete Staatsbürger ohne Unterschied beytragen müsse, er sey Hausbesitzer, Miethbewohner, oder habe bloss freye Wohnung. Denn der Krieg sey eine Unternehmung des Staates für den *ganzen* Staat, und nicht für einzelne Classen der Bürger. Er macht auch hiebey keinen Unterschied zwischen *Bequartierung* und *Verpflegung*. Jene soll so gut wie diese von Allen getragen werden. Denn es sey kein Grund vorhanden, von dem allgemeinen Satze, dass Kriegslast eine allgemeine Staatslast sey, eine Ausnahme zu machen, und diese würde es seyn, wenn man die Beherbergung der Soldaten den Inhabern eigener Wohnungen ausschliesslich aufbürden, und ihnen nur eine Vergütung wegen der Verpflegung der Truppen zusichern wollte. Dass diese Personen Wohnungen *haben*, mache sie nicht verbindlich, dieselben zum öffentlichen Besten herzugeben. Man verlange ja auch nicht, dass der Becker das Brod, der Fleischer das Fleisch und der Kaufmann die Waaren geben solle, welche für die fremden Truppen gebraucht werden, ungeachtet es diese nur sind, welche Brod, Fleisch und Waaren *haben*. Der Vf. gesteht zwar dem Staate das Recht zu, die Inhaber von Wohnungen bey den Durchmärschen der fremden Truppen unmittelbar in Anspruch zu nehmen. Er erklärt diess aber nur für ein Werk der *Noth*, welches die Verbindlichkeit zu einer Vergütung der getragenen Einquartierungslast, durch Einfoderung der Geldbeyträge *von allen Staatsbürgern*, nicht aufhebe.

Diess sind die Hauptideen der vorliegenden Schrift. Jeder Unparteyische wird ihnen beypflichten müssen. In der That ist ein Widerspruch dagegen nur bey vorgefasster Meinung denkbar. Aber es ist auch höchst wünschenswerth, dass die Vertheilung dieser Staatslast überall durch allgemeine Gesetze bestimmt sey. Die geschilderten traurigen Folgen des Mangels an solchen Gesetzen werden mit der Zeit gewiss noch grösser und fühlbarer werden, und ganz vorzüglich erfodert der Zustand, in welchen die Hausbesitzer durch die Einquartierungslast gebracht worden sind, eine ganz besondere Fürsorge des Staats, hauptsächlich aber da, wo das Abgaben-System, wie in Sachsen, vorzüglich nur auf Grundabgaben basirt ist, und wo mithin die Staatslasten die Grundbesitzer an und für sich schon über alles Verhältniss treffen. Freylich hat ein System zur Vertheilung der Einquartierungslast mit Rücksicht auf die Vermögensumstände der Einwohner eines Ortes seine grossen Schwierigkeiten; allein seine Ausführung ist nicht unmöglich, und man kann sich sehr wohl eine Einrichtung denken, bey welcher weder Hausbesitzer noch Miethleute prägravirt zu werden brauchen. Wünschenswerth würde es dabey seyn, die bereits in einigen deutschen Staaten bestehende Einrichtung nachzuahmen, dass die Lasten, welche die Besetzung der *Festungen* und *Residenzen* eines Landes veranlassen, nicht den Einwohnern dieser Orte allein aufgebürdet, sondern *auf das ganze Land* vertheilt werden. Denn diese Besetzungen leiden diese Orte schlechterdings nur um des ganzen Landes willen. Die Anwendung dieses Grundsatzes würde auch bey der Vertheilung der Lasten Statt finden müssen, welche die Einlegung der Garnisonen in Friedenszeiten einzelnen Orten veranlasst.

F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Das lateinische Verbum, nach einer noch wenig bekannten, vollständigen, ganz naturgemässen, und sehr fasslichen Ordnung der Temporum ausgearbeitet*, und in vierzehn Tabellen für den Elementarunterricht in der lateinischen Sprache symmetrisch dargestellt, von M. *Joh. Gottlieb Plüschke*, Privatdocenten an der Universität, und Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. 1814. 8 S. und 14 Bogen Tabellen. Folio. (1 Rthlr.)

Hr. *P.* sagt uns in der Vorrede, dass die Darstellung der Tempora, welche er hier liefere, von *Wolf* herrühre. Bekanntlich sind die Stoiker Urheber dieser Theorie, und nach ihrem Systeme hat *Varro* denselben Gegenstand behandelt. Auch hätte der Vf. nicht unbemerkt lassen sollen, dass längst schon *Clarke* (ad Iliad. A, 37) die Tempora auf gleiche Weise, wie *Wolf*, dargestellt hat. Allein der Vf. übergeht nicht bloss *Clarke's* Deduction, sondern erkennt sogar der von *Harris* die Ehre zu, in neueren Zeiten die Bahn gebrochen zu haben. So wenig aber *Harris* seinem Landsmanne in dieser Hinsicht vorsteht: eben so wenig verdient seine Theorie (die er selbst eine Hypothese nennt, s. S. 39 der *Ewerbeck*schen Übersetzung) unbedingt den Vorzug vor der *Clarkischen*, was zu beweisen hier der Ort nicht ist. *Harris* unterscheidet nicht einmal die *res* oder *actio* von der *Zeit*, da es doch auf einem anderen Wege schwerlich Jemanden gelingen dürfte, die Tempora ihrer Natur nach darzustellen. *Clarke* macht den genannten Unterschied; nach ihm haben es andere Gelehrte gethan, und auch Hr. *P.*, so dass er sicher auf den Beyfall aller derer rechnen kann, die nicht noch an dem halten, was jetzt billig schon ganz vergessen seyn sollte.

Soviel im Allgemeinen! Über das Einzelne hat Rec. noch Folgendes zu sagen: Da der Vf. ganz naturgemäss in einem Tempus *Handlung* (*Zustand*, wie *Gürtler* in seiner „Allgemeinen Grammatik, Görlitz 1810. 8," nach *Wolf* es nennt, ist passender, denn nicht jedes Verbum drückt eine Handlung aus, wohl aber einen Zustand) und *Zeit* unterscheidet: so wäre es seiner Darstellungsart analoger gewesen, wenn er statt (S. 4) zu sagen: „die Zeit ist *Ein* Ganzes, und nur der Gedanke macht *Abschnitte* und *Theile* derselben", gezeigt hätte, dass nur durch den in der Zeit *dauernden*, oder *vergangenen*, oder *anzufangenden* Zustand die Zeit eingetheilt werde. Denn da ein Zustand nicht anders dauern kann, als in der Zeit: so ist *die* Zeit, während welcher er dauert, gleichsam *seine* Zeit. Hat der Zustand aufgehört zu dauern: so ist auch *seine* Zeit verflossen; dauert er noch: so ist auch *seine* Zeit noch gegenwärtig; soll er erst noch anfangen: so ist auch *seine* Zeit noch zukünftig. Ohne den Zustand also in der Zeit wäre gar kein Grund vorhanden, warum der Gedanke Abschnitte und Theile derselben machen sollte. — Rec. würde (S. 5) nicht gesagt haben: „die Römer gebrauchen die Form dieses Temporis (das Perfect) auch da, wo die Griechen den Aorist setzen." Denn wenn man die Sache genauer ansieht: so erhellet, dass das lateinische Perfect *eigentlich* da steht, wo die Griechen den Aorist haben: der Aorist kommt bey weitem häufiger vor, als das Perfect, weil er das *absolute Vollendetseyn* (wie es der Vf. sehr passend nennt) darstellt, welches bey Erzählungen (der Aorist ist *tempus historicum*) öfter anzudeuten ist, als die blosse *res perfecta temporis praesentis*, wozu das Perfect dient. Die lateinische Sprache, als aus einem Dialekt der griechischen entstanden, hat eben aus dem angeführten Grunde die Form des Aorists leichter beybehalten können, als die des Perfects (ob diese gleich auch vorkommt, wie die Formen mit der Reduplication, z. B. *cucurri*, *pependi*, beweisen; indess Formen, die mit der des griechischen Aorists übereinstimmen, sind häufiger, z. B. *intelligo*, *intellexi*, wie λέγω, ἔλεξα, *scribo*, *scripsi*, wie γράφω, ἔγραψα). Eine Analogie zu dieser Erscheinung im Lateinischen findet sich in den Sprachen, welche auch so geradezu aus einer anderen entstanden sind: z. B. im Neugriechischen ist die Form des (alten) Aorists für das Perfect im Gebrauch geblieben, während die Form für dieses Tempus ganz verloren ging; ferner in den Sprachen, die aus dem Lateinischen entstanden sind, hat man die Form, welche im Lateinischen Perfect ist, für das *parfait défini* behalten, wodurch das angedeutet wird, was die Griechen durch ihren Aorist bezeichnen; früher drückte man aber auch das damit aus, wozu die Römer ihr Perfect, als *eigentliches* Perfect, und nicht als Aorist, zugleich gebrauchen, und erst später entstand eine eigene Form für die *res perfecta temporis praesentis*, mittelst eines Hülfsverbi: die aus dem Lateinischen entstandenen Sprachen unterscheiden sich in dieser Hinsicht also von ihrer Mutter dadurch, dass in ihnen für das Perfect, zum Unterschiede vom Aorist, eine besondere Form üblich wurde, was

im Lateinischen nicht der Fall ist. — Was das Plusquamperfect betrifft: so dürfte *Reiz* (S. 6) so gut Recht haben, wenn er dieses Tempus sich auf etwas *Nachher folgendes*, als *Dissen*, der es sich auf etwas *Gleichzeitiges* beziehen läfst; statt dafs der Vf. Letzterem beystimmt, wäre es besser gewesen, aus der Theorie, nach welcher der Zustand von der Zeit unterschieden wird, zu beweisen, dafs weder *Reiz* noch *Dissen* die mitgetheilte Bemerkung hätte machen sollen, weil, sobald in einem Tempus Zustand und Zeit geschieden sind, gar nicht weiter die Rede davon seyn kann, was es darstelle (übrigens hat *Reiz* in Hinsicht auf den Zustand, und *Dissen* in Hinsicht auf die Zeit Recht). — *Scripturus sum* ist ein Futurum (sehr auffallend ists, dafs es, so wie die beiden übrigen Futura auf *urus*, von den Grammatikern bey der Darstellung der Tempora gewöhnlich nicht mit berücksichtigt wird); daher hat sich der Vf. nicht ganz passend ausgedrückt, wenn er von diesem Tempus (S. 6) sagt, „dafs es besonders im Conjunctiv als *Futurum* gebraucht werden könne; statt: als Futurum, hätte er sagen müssen: als *tempus futurum actionis infectae*, und nicht als *tempus praesens actionis inchoandae*. Aber auch abgesehen hievon, enthalten die eben angeführten Worte des Vfs. noch eine kleine Unrichtigkeit, und lassen etwas unberührt, was hieher gehört. Die kleine Unrichtigkeit besteht darin, dafs z. B. *scripturus sum* im Conjunctiv für das gewöhnliche Futurum (*scribam*) nicht blofs gebraucht werden *könne*, sondern *müsse*: denn wie soll im Lateinischen das Futurum anders in den Conjunctiv gesetzt werden, als durch das Participium in *urus* mit dem Hülfsverbo, um an diesem den Conjunctiv bezeichnen zu können? Das, was der Vf. nicht berührt hat, ist der *accus. cum infinit.*, der sich in Futuro auch nicht anders ausdrücken läfst, als durch das Participium in *urus*. — Bey *scripturus ero* (S. 6) hätte Rec. nicht die Bemerkung gemacht: „An der Existenz dieses Temporis läfst sich nach den angeführten Stellen nicht zweifeln." Denn durch seine gründliche Deduction der Tempora hat der Vf. die Nothwendigkeit der Existenz eines solchen Temporis hinlänglich erwiesen; nicht weil z. B. Livius es einige Male gebraucht, existirt es, sondern weil die Natur der Sache es unerläfslich fodert; es ist so nothwendig wie ein jedes andere Tempus (wenn es auch nicht häufig vorkommt), und nur der kann an seiner Existenz zweifeln, der sich auf die wenigen Tempora beschränkt, welche er von seiner Jugend her, etwa aus der *Grammatica Marchica*, behalten hat.

Die Bemerkungen über die wohlgerathene Abhandlung von den Temporibus beschliefst Rec. mit dem Bedauern, sie als Einleitung zu Tabellen für den Elementarunterricht herausgegeben, und dadurch die grofse Brauchbarkeit, welche sie an und für sich haben, vermindert zu sehen. Denn Schüler, die noch nicht conjugiren können, dürften schwerlich im Stande seyn, Gebrauch von der Darstellung der Tempora zu machen, und daher kann sie ihnen beym Erlernen der Formen nicht zur Erleichterung dienen; der Vf. hat auch wirklich seinen Tabellen keinen Vorzug vor den Übersichten, die sich in den Grammatiken gewöhnlich finden, gegeben (des ausserordentlich hohen Preises, den die Einrichtung des Werkes nothwendig mit sich brachte, nicht zu gedenken), ausser dafs er sogleich nach dem Imperfect das Futurum, und nach dem Plusquamperfect das Futurum exactum aufführt. Rec. läfst es sein eifrigstes Bestreben seyn, den ihm anvertraueten Schülern das Erlernen der Sprachen auf alle mögliche Weise zu erleichtern, und ist daher sehr für tabellarische Übersichten. Um den für die Zweckmäfsigkeit des Sprachunterrichts auf eine so lobenswerthe Art bemühten Vf. darauf aufmerksam zu machen, wie er gerade nach seiner so naturgemäfsen Ansicht von den Temporibus die Conjugationen in einem erleichternden Überblicke darstellen konnte, wollen wir, nach Anleitung seiner Vorrede, auf der gegenüber stehenden Seite (welche des Raumes halber in die Queere gedruckt werden mufste) ein Schema dazu mittheilen.

Diese Tabelle, in ein gröfseres Format gebracht, so dafs sich in jedes Fach die erfoderlichen Formen aufnehmen lassen, stellt (mit Ausschlufs der Deponentia) in *einer* Übersicht das dar, wozu der Vf. $12\frac{1}{2}$ Bogen gebraucht hat. —

Tempus

Tempus				Actio inchoanda					Actio perfecta					Actio infecta				
				Conjugatio.					Conjugatio.					Conjugatio.				
				IV.	III.	II.	I.	esse.	IV.	III.	II.	I.	esse.	IV.	III.	II.	I.	esse.
praesens.	Activum.	Indicativus.	Sing.															
			Plur.															
		Conjunctivus.	Sing.															
			Plur.															
		Infinitivus.																
		Imperativus.																
		Gerundium.																
		Supinum.	1) in *um*.															
			2) in *u*.															
		Participium.																
	Passivum.	Indicativus.	Sing.															
			Plur.															
		Conjunctivus.	Sing.															
			Plur.															
		Infinitivus.																
		Imperativus.																
		Participium.	1) in *tus*.															
			2) in *dus*.															
praeteritum.	Activum.	Indicativus.	Sing.															
			Plur.															
		Conjunctivus.	Sing.															
			Plur.															
	Passivum.	Indicativus.	Sing.															
			Plur.															
		Conjunctivus.	Sing.															
			Plur.															
futurum.	Activum.	Indicativus.	Sing.															
			Plur.															
		Conjunctivus.	Sing.															
			Plur.															
	Passivum.	Indicativus.	Sing.															
			Plur.															
		Conjunctivus.	Sing.															
			Plur.															
		Infinitivus.																

Schliefslich noch einige Bemerkungen über manche Formen auf den Tabellen. Der Vf. führt z. B. *amandus*, nach der hergebrachten Gewohnheit, blofs als Participium Futuri auf, was Rec. nicht billigt, weil es auch als Präsens gebraucht werden kann, z. B. *in libris legendis*, *bey* Lefung der Bücher. Seinem Urfprunge gemäfs deutet diefes Particip keine beftimmte Zeit an, denn es ftammt vom Gerundium: dem Sinne (wenn auch nicht gerade dem Sprachgebrauche) nach ift es einerley, man fage: *librorum legendorum*, oder *libros legendi caufa*; in dem Genit. *legendi* liegt aber nicht geradezu etwas Futurifches, fondern weiter keine Zeitbeftimmung, eben fo wenig wie in den Worten: wegen des Bücherlefens; daher jeder der drey Zeitabfchnitte, je nachdem der Sinn es erfodert, dadurch ausgedrückt werden könnte, wenn man für das Präteritum nicht eine befondere Form hätte (*libri legendi*, Praef. und Futur., *libri lecti*, Praet.). Rec. möchte demnach wohl vorfchlagen, der Vollftändigkeit wegen, das Particip in *dus* als Particip praef. und als Part. Fut. aufzuführen; wenigftens fcheint es analoger, als mit Hn. *P.* das Neutrum diefes Part. als Nom. des Gerundii dienen zu laffen; der ift nämlich der blofse Infinitiv: *amandi* z. B. kann von *amandum eſt* der Genit. nicht feyn, wohl aber von *amare*, *das Lieben*, daher *amandi des Liebens*, fo wie auch *amandum* eigentlich nicht Accuf. feyn kann, der wieder *amare* ift, z. B. *Ovidius docet τὸ amare*, *amandum* fteht als Accuf. nur mit einer Präpofition. Diefer declinirte Infinitiv, wie man das Gerundium nennen könnte, fcheint feiner Form nach von dem Part. praef. act. entftanden zu feyn, auch feine Bedeutung läuft mit der diefes Part. auf eins hinaus, z. B. *quae diu faciens*, und *quae diu faciendo*, *homini perfuafit*. Man darf fich wohl nicht daran ftofsen, dafs *faciens* act., und *faciendus* paff. ift. Denn wenn man z. B. fagt: *facere puteos*: fo ftehen die *Brunnen* nicht act., fondern paff., wefswegen ein fich auf fie beziehendes Particip. auch paffiv. feyn mufs, z. B. *bey* Grabung der Brunnen, *in puteis faciendis* (*nach* Grabung der Brunnen, *puteis factis*), was auch mit dem Particip. *praef. act.*, fo wie mit dem Gerundio, gegeben werden kann, *faciens* und *faciendo puteos*. — Nicht ganz paffend ift Tab. V in der Note gefagt: „fehlt die dritte Hauptform: fo fehlt auch die *actio inchoanda*": denn weder die Handlung, noch die Zeit hat mit der *Form* etwas zu thun (was der Vf. felbft S. 7 der Vorrede angedeutet hat); es foll heifsen: fehlt die dritte Hauptform: fo kann die *actio inchoanda* nicht angedeutet werden, weil fich von Verbis, die kein Supinum haben, das Part. in *urus* nicht bilden läfst. — Das Verbum *eſſe* hätte Rec. nicht auf die 13te, fondern auf die 1ste Tabelle gefetzt, was von dem Vf. um fo eher zu erwarten war, als er, ganz mit Recht, die Tempus- und Perfonen-Formen der übrigen Verba von *eſſe* ableitet (eben fo unzweckmäfsig fteht εἰμὶ gewöhnlich unter den irregulären Verbis). — *Memini* heifst wohl nicht: „ich *habe* in Erinnerung gebracht," wie Tab. XIV gefagt wird, fondern eigentlich: bey mir ift in Erinnerung gebracht, oder, ich bin an etwas erinnert (wie das griechifche Perfect (μέμνημαι), und defswegen erinnere ich mich wieder daran. —

Übrigens wünfcht Rec. dafs Hr. *P.*, für die eifrige Bemühung, fich feinen Schülern nützlich zu machen, mit dem beften Erfolge belohnt werden, und dafs er uns noch mit mehr fo brauchbaren Arbeiten, als die über die Tempora ift, befchenken möge.

Ök.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Bamberg* und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Elementarbuch für den Schulunterricht in der Geographie.* Vierte Auflage. 1813. 115 S. 8. (4 Gr.)

Die früheren Auflagen diefes wahrfcheinlich den fabrifchen Lehrbuche nachgebildeten Elementarbuches find uns nicht bekannt; wir können daher auch zwifchen ihnen und der gegenwärtigen keine Vergleichung anftellen. Die Anficht der letzteren zeigt uns aber, dafs, in der Einleitung, die allgemeinen Begriffe der Erdkunde nicht einfach, nicht deutlich genug entwickelt find, dafs des Vfs. Darftellungsart von der ächten geographifchen Lehrart noch weit entfernt ift; dafs z. B. die Berge den Flüffen nachgefetzt find, dafs die Örter nicht nach ihrer Lage an Flüffen, oder in der Nähe derfelben, angegeben werden. So folgen S. 67 die Leuchtenburg, an der Saale, und Schnepfenthal, am Fufse des Thüringerwaldes, nicht weit vom Infelsberge, gleich auf einander, weil fie Einem Herrn gehören. Bey dem geographifchen Elementarunterrichte mufs aber die ftatiftifche Ordnung der geographifchen nachftehen. Liebenftein, nicht weit von einem Sauerbrunnen, ift nicht beftimmt genug ausgedrückt. Der Curort, eigentlich Sauerbrunn genannt, liegt am Fufse eines Berges, auf welchem fich die Trümmer der alten Burg Liebenftein erheben. Von diefer entlehnt jener Ort im gemeinen Leben feinen Namen. In Berlin find nicht nur drey Gymnafien, und für Africa kann man eben fo gut 100, als 99 Millionen Menfchen rechnen. Die vollftändigften Nachrichten werden von Würzburg und Bamberg geliefert.

Jg.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Hayn: *Der preuffifche Secretär.* Ein Handbuch zur Kenntnifs des Gefchäftskreifes der oberen Staatsbehörden, verbunden mit einer praktifchen Anleitung zum fchriftlichen Gedankenvortrage überhaupt, fo wie zum Gefchäfts- und Brief-Stil und zu anderen Auffätzen des gemeinen Lebens insbefondere, nebft einem Unterricht über die Titulaturen, den Gebrauch des Stempelpapiers und einem Verzeichniffe der Ritter der preuffifchen Adler-Orden. Von *J. D. F. Rumpf.* Vierte verbefferte Auflage. Mit 1 illum. Kupfer. 1814. I Th. XII u. 118 S. II Th. 440 S. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Die erfte Auflage erfchien 1810, und ift in unferen Blättern Jahrg. 1811 No. 83 nach Verdienft gewürdigt worden. Die vor uns liegende 4te Auflage enthält die Veränderungen und neuen Organifationen, welche feither Statt gehabt haben. Neu hinzugekommen ift die alphabetifche Tabelle über den Gebrauch des Stempelpapiers. Der erfte Theil enthält die Anweifung zur Kenntnifs des Gefchäftskreifes der königl. preuffifchen oberen Staatsbehörden, ihrer Titulaturen und Adreffen; den zweyten Theil, der eine Anweifung zur guten Schreibart und Abfaffung von Briefen und Auffätzen enthält, hat der Vf. mit Beyfpielen und Muftern aller Art ausgeftattet.

— I —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

BOTANIK.

1) Erlangen, b. Hilpert: *Plantarum horti academici Erlangensis enumeratio, adjectis specierum novarum vel minus cognitarum descriptionibus atque illustrationibus.* Auctore *Carolo Friderico Philippo Martio*, Erlangensi, Med. et Chir. Doctore, Acad. Reg. Scient. Monac. Alumno. 1814. 209 S. 8. (14 Gr.)

2) Königsberg, in der akadem. Druckerey: *Enumeratio plantarum horti botanici Regiomontani.* 1812. VI u. 29 S. gr. 8. (4 Gr.)

Pflanzen-Verzeichnisse, wie die beiden vorliegenden, sind zwar an und für sich nur ihrem kleinsten Theile nach Gegenstände der Kritik; ihre Anzeige aber darf darum von literarischen Blättern keineswegs umgangen, sondern sie sollte vielmehr möglichst beschleuniget werden, um die Vorsteher grösserer Gärten in Zeiten auf diese wichtigen Hülfsmittel des Tausches und Verkehrs aufmerksam zu machen, und dieses um so mehr, je mehr der Beobachtungsgeist in ihnen einzelne lehrreiche Notizen über das Bekannte, oder auch neue Entdeckungen und Unterscheidungen, an den Tag gefördert hat.

Der *Hortus Erlangensis* (No. 1) bietet, noch ausser dem allgemeinen Interesse eines solchen Verzeichnisses, eine andere, anziehende Seite dar. Wir sehen darin gleichsam die hinterlassene Spur des verewigten *Schreber*, den Deutschland immer unter seine sinnigsten und genauesten Botaniker zählen mag; — wie er, in einem langen, mit der Natur vertrauten Wirken, der Beobachtung würdige Gegenstände um sich versammelt, und gerade das geringfügig Scheinende, so oft Vernachlässigte, — kleinere Abweichungen der Form, die oft nur für die unbefangene Betrachtung des Landmanns oder Ökonomen Bedeutung haben, als Gegenstände wissenschaftlicher Prüfung hingestellt hat. Wir zeichnen in dieser Hinsicht die Gattungen *Veronica, Avena, Sinapis, Phaseolus, Vicia, Pisum, Dolichos* u. a. aus. Was die Bearbeitung des Verzeichnisses selbst anbelangt: so erkennt man daraus in dem Vf. einen fleissigen, aufmerksamen, und mit nicht gemeiner Belesenheit ausgestatteten, jungen Pflanzenforscher, der durch diese Inaugural-Dissertation zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, und der begünstigten Musse werth ist, die ihm von der allem Guten befreundeten baierischen Regierung verliehen wurde. Die Namen der Pflanzen folgen sich in der Ordnung des linneischen Systems, nach *Persoons Synopsis*, doch mit Rücksicht auf *Willdenows* Ausgabe der *Sp. pl.*, und vielen Arten ist, was sehr zu loben, eine kurze, aber gründliche Synonymie beygefügt, nicht zum Prunk, oder leeren Raum zu füllen, sondern, was eben nöthig war, um vielnamiger Pflanzen sich schnell am rechten Orte erinnern zu können. Vorzüglich verdient die Angabe unächter, oder vorläufiger Benennungen, mit denen viele Pflanzenarten in den Gärten umzulaufen pflegen, unseren Dank. Dauer und Culturstand sind durch Zeichen und Buchstaben angemerkt worden; doch ist die Angabe der Dauer nicht immer genau genug. Auch das Vaterland der Pflanzen wird bezeichnet. Ausser mehreren guten und genauen Beschreibungen von neuen, oder anderswo nur oberflächlich charakterisirten Pflanzenarten, verdient besonders eine etwas ausführlichere Bearbeitung der *Veronicae spicatae* des botanischen Gartens zu Erlangen ausgezeichnet zu werden. Hr. *M.* unterscheidet, ausser den schon von *Schrader*, *Hoffmann* und *Willdenow* (in der *Enum.*) aufgestellten Arten, noch 5 neue, deren eigenthümliche Merkmale gut hervorgehoben werden, und deren Artrechte gewiss nicht auf schwächerem Grunde ruhen, als die der früher anerkannten Arten. Eine synoptische Zusammenstellung aller in dem Garten cultivirten *Ver. spicatae* erleichtert die Beurtheilung der verschiedenen Formen, die sich hier in fast unmerklichen Übergängen aus einander entwickeln. Wir hängen einige Bemerkungen, zum Theil aus eigener Bekanntschaft mit dem Garten, an. — *Ver. falcata H. Erl.* gehört ohne Zweifel zu *Ver. elatior Erh.* — *Ver. ambigua H. Erl.* erhielt Rec. im Saamen unter der Aufschrift: *Ver. condensata*, welchen Namen sie, wie er glaubt, im carlsruher Garten führen soll. Sowohl diese, als die übrigen hier beschriebenen Ehrenpreisarten zeigen, wenn sie aus Saamen erzogen werden, schon im jugendlichen Zustande nicht unerhebliche, doch mehr im Gesammt-Habitus, als in einzelnen Theilen, hervortretende Verschiedenheiten. — *Salvia Spielmanni* ist nicht Spielart der *Salv. viridis*. Vergl. *Willd. En. H. B.* I, p. 38, 22. — Die Monarden wären nach *Willd. En.* zu sichten gewesen. — Bey *Agrostis sobolifera*, die gut beschrieben worden, fehlt *Willd. En. H. B.* I, p. 95, 5. — *Bromus pubescens M. Willd. l. c.* p. 119, 6. — Bey *Elymus villosus Muhlenb.* fehlt das Citat: *Willd. H. Berol* I. 131, 9. — *Minuartia tenuifolia* scheint synonym mit *Alsine mucronata*, und würde vielleicht passender diesen Trivialnamen

beybehalten. Es ist übrigens eine wahre *Minuartia*. — *Cissus glandulosa hort. Carlsruh.* ist *Cissus antarctica Vent. Capsicum frutescens Var. atropurpureum* ist distinete Art: *C. bicolor Jacq.*, *nigrum Willd. En.* — *Diosma* sollte doch nicht mehr weiblich genommen werden. *Achyranthes axillaris Horn.* steht mit Recht unter *Celosia*. Mehrere im Buche vorkommende Berichtigungen dieser Art müssen, als Beweise von eigener, genauer Zergliederung, gerühmt werden. *Willdenow* liess diese *Celosia* in der *Enum.* noch bey *Achyranthes*. Das Citat fehlt hier. In Hinsicht der *Umbelliferae* wäre zu wünschen gewesen, dass *Sprengels* vortreffliche Eintheilung derselben zum Grunde gelegt worden wäre, um so mehr, da diesem Verzeichniss eine entsprechende Anordnung des Gartens selbst nachfolgen dürfte, — und da anderwärts, z. B. bey der Gattung Aloe, die neuesten Bearbeitungen fleissig benutzt worden sind. — Die Identität von *Helianthenium polifolium Dess.* und *Helianthenium album Fl. Herbipol.* ist noch nicht ausgemacht. — *Nepeta colorata Hort. Par.* scheint *Nepet. longiflora Willdenow. Enum.* zu seyn. — *Minuartia pallida Nep.* ist gewiss *M. canescens R.* — Die Gattung *Grindelia Willdenow* („Magazin der Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin. 1807. 4, p. 259") wird hier sehr passend mit dem *Aster glutinosus Willd.* (am angef. Ort.), *Doronicum Sp. pl. ed. Willd.*, — vermehrt, und der *Char. gen.* dem gemäss näher erörtert, und, ohne der Natur Zwang anzuthun, erweitert. — Wir brechen hier ab, um nicht zu weitläuftig zu werden. — Die Totalsumme aller in dem Verzeichnisse aufgeführten Arten beläuft sich auf 3061.

No. 2 ist eine von Hn. Prof. *Schweigger* ausgearbeitetes, alphabetisches Verzeichniss des Pflanzenvorraths im botanischen Garten zu Königsberg mit Angabe der Dauer und des Vaterlandes der verzeichneten Arten. In mehreren Anmerkungen unter dem Texte werden theils neue Arten beschrieben, theils bekannte erläutert, und, zwar kurze, aber schätzbare Beyträge zu einer genaueren Charakteristik geliefert. In der Wahl der aufgenommenen Trivialnamen wäre mehr Kritik wünschenswerth. *Campanula spathulata* ist *Camp. divergens Willd. En. Hort. Berol.* — Das *Solanum formosum Hort. Dorp.* heisst hier *Solan. viscidum*. — (Auch Hr. *M.* nimmt diesen minder passenden Namen, obwohl mit Anführung der älteren Synonyme, auf. Man sollte doch in Benennung der Pflanzen nie ohne Noth von dem billigen Gesetze der *Phil. botan.* abweichen.) Auch dieses Pflanzenverzeichniss enthält die Beschreibung mehrerer neuer Ehrenpreisarten, und die Unterscheidung der *Ver. agrestis Fl. Danicae Tab.* 449 von der gemeinen Spielart verdient ebenfalls Aufmerksamkeit, da diese beiden Formen wohl mehr als blosse Spielarten sind. Totalsumme der Arten: 2400.

Beide Gärten enthalten wenige strauchartige Gewächse und Zierpflanzen aus den Familien der Storchschnäbel, der Heiden, der *Rhamneae* u. s. w., — wenige im Freyen ausdauernde Sträuche, und verhältnissmässig wenig Syngenesisten. Dafür aber eine gute Auswahl lehrreicher Gattungen und zahlreiche Gruppen fein begrenzter und schwer zu unterscheidender Formen an denen der Anfänger Blick und Urtheil üben kann.

Der botanische Garten zu Erlangen zeichnet sich aus durch Gräser und Dydynamisten, auch enthält er mehrere nelkenartige Gewächse, Malvaceen und Diadelphisten. — Der königsberger Garten hat unter andern schöne *Mesembryanthema*.

* * s.

ASTRONOMIE.

PALERMO, in der königl. Druckerey: *Della cometa, apparsa in Settembre del* 1807, *osservationi e risultati* di *Niccolo Cacciatore*, Assistense della Specola. 1808. 47 S. 8. (8 Gr.)

Ebendaselbst: *Della Cometa del* 1811, *observata nella Specola di Palermo dai* 9 *Settembre ai* 11 *Gennajo*. 1808. 52 S. 8. (12 Gr.)

Da noch keine unserer astronomischen Zeitschriften eine genauere Nachricht von dem Inhalte dieser beiden in Deutschland so seltenen Abhandlungen geliefert hat: so wird es den Lesern dieser Blätter vermuthlich angenehm seyn, hier etwas Näheres, vorzüglich über *Piazzi's* Beobachtungen des grossen Kometen zu finden. Die Abhandlung von *Cacciatore* bietet uns wenigen Stoff zu Mittheilungen, welche in diese Anzeige passen. Sie enthält eine gute Anzahl von Ortsbestimmungen des Kometen, und zwar zuerst die gemessenen Azimuthe und Zenithabstände, wo fast jedesmal der Komet mit einem benachbarten Sterne verglichen ward, und dann die daraus abgeleiteten geraden Aufsteigungen und Abweichungen, Längen und Breiten des Kometen. Hieraus werden die Elemente der parabolischen Bahn bestimmt, und einige Bemerkungen über die Stellungen des Kometen gegen Sonne und Erde für verschiedene Zeitpuncte beygefügt.

Ausser der Bestimmung des Ortes unter den Sternen theilt Hr. *C.* auch mehrmals die Angaben des scheinbaren Durchmessers und der Länge des Schweifes mit, ohne übrigens von der Figur des letzteren etwas Erhebliches zu bemerken. Nach den scheinbaren Durchmessern schätzt er des Kometen Grösse $1\frac{1}{5}$ mal so gross als die Erde, wobey sich aber wohl von selbst versteht, dass diese Angabe nicht auf den festen Kometenkörper, sondern auf die dichtere Dunstmasse bezogen werden muss.

Die zweyte Abhandlung von *Piazzi* selbst enthält ausser den Bestimmungen der Lage und der daraus abgeleiteten Bahn des Kometen von 1811 noch viele andere Bemerkungen. Jene übergehen wir hier ganz, da Hr. *Bode* sie im berliner Jahrbuch für 1816 mitgetheilt hat, und beschränken uns auf die Beobachtungen des Schweifes und die sich darauf beziehenden Bemerkungen *Piazzi's*.

Der Schweif zeigte die mannichfaltigsten Ver-

änderungen, die sich, wie *Piazzi* sagt, nicht im Einzelnen genau beschreiben lassen, sondern eigentlich erfodert hätten, dass man jeden Abend eine eigene Zeichnung, ja an manchen Abenden mehr als eine, davon entworfen hätte. Es ist sehr zu bedauern, dass Hr. *P.* dieses nicht wenigstens einige Male gethan hat; aber da die Abhandlung ohne alle Abbildungen ist: so müssen wir uns mit der erzählenden Beschreibung begnügen. Am 14 Sept. zeigte sich der Kern rund, ziemlich hell, mit verwaschener Begrenzung, um ihn ein leerer Raum, etwas schmaler als der Durchmesser des Kernes, und diesen umfasste nach der Sonnenseite zu die helle Erscheinung (die *coma*), welche an beiden Seiten des Kometen hinlaufend, einen getheilten, 13° langen Schweif bildete; beide Äste des Schweifs waren ziemlich ähnlich, nur der nördliche dichter. Vom 14ten bis 21sten nahm die Länge des Schweifes bis 16 Grad zu, und im nördlichen Aste bemerkte man Unterbrechungen und Beugungen. Auch in der Folge zeigten sich mehrere Veränderungen, die immer im nordlichen Aste am bedeutendsten waren, indem dieser bald in zwey, bald in drey Enden ausging, bald gerade, bald krumm, und dann concav gegen den anderen Ast war.

Am 4 Nov. war der dunkle Raum um den Kern (*il voto* nennt es *P.*), welcher sich schon früher nach und nach auszufüllen schien, nicht mehr zu unterscheiden: beide Schweife waren gleich und parallel; fingen aber jetzt von Neuem an, sich zu trennen, und bildeten am 1 Dec. einen Winkel von 30 Grad. Dagegen hatten sich am 12 Dec. beide Enden, die sonst immer getrennt waren, vereinigt, und bildeten eine Art von Rhombus; am 10ten war Alles wieder ziemlich wie am 1sten Dec., nur hatte der Schweif bis auf 2 Grade abgenommen, und ward nun immer unbedeutender. — So interessant diese Nachrichten sind: so braucht man doch nur einen Blick auf *Hardings* in der monatlichen Correspondenz mitgetheilte Zeichnungen zu werfen, um sogleich zu bemerken, wie viel lehrreicher diese sind. Die Erscheinung, welche *H.* am 6ten Dec. zeichnete, scheint sehr mit der übereinzustimmen, welche *Piazzi* am 1sten beobachtete; aber *Hardings* Zeichnung scheint deutlich zu ergeben, dass der unter einem Winkel von 30 Grad fächerartig ausgebreitete Schweif nicht dadurch entstand, dass der Hauptschweif seine Richtung verändert hatte, sondern es waren vielmehr kleine Nebenschweife entstanden, und also diese Erscheinung etwas zwar Auffallendes, aber doch auch schon an früheren Kometen beobachtet.

Den Durchmesser des Kerns setzt *P.* auf 3 Min., woraus eine überaus ansehnliche körperliche Grösse folgt, 18000 mal so gross als die Erde.

Wir gehen jetzt zu den Hypothesen über die Natur der Kometen über. *P.* sucht zuerst *Pingré's* und Anderer Meinung zu widerlegen, dass bey der Annäherung zur Sonne sich aus dem vorher sehr kalten Kometenkörper Dünste entwickeln, die, wegen ihrer durch die Wärme verursachten Verdünnung leichter als der Äther, sich in diesen erheben, und auch vielleicht durch die Sonnenstrahlen mit fortgerissen werden. Er bemerkt mit Recht, dass eine Verdünnung der Kometenmaterie in einen Millionenmal grösseren Raum, als den sie vorher einnahm, durch gar nichts Ähnliches auf der Erde glaublich gemacht werde, und das um so mehr bey diesem Kometen, welcher der Sonne nicht einmal so nahe kam, als die Erde ihr kömmt. Über die Temperatur des Kometen könne man gar nichts entscheiden. Das Aufsteigen in dem als unendlich dünne zu betrachtenden Äther und das Fortstossen durch die Sonnenstrahlen sey ganz unerwiesen, und die geringe Masse der Kometen scheine nicht ein Ausstossen so vieler atmospärischer Theile zu erlauben. Denn wenn man auch diesen eine fast ins Unendliche gehende Verdünnung zuschreiben wollte: so würde man doch einräumen müssen, dass sie dann doch auch zu dünne seyn würde, um noch sichtbar zu seyn. (Wir bemerken hiebey, dass, wenn man die Schweiftheilchen als *selbstleuchtend* ansieht, eine sehr geringe Masse immer noch erheblichen Glanz zeigen könnte.) Wenn man aber auch Alles einräume, wie denn der Komet zu seiner verlorenen Masse wieder gelangen, und in seinen vorigen Zustand nach vollendetem Umlaufe zurückkehren könne? — Endlich der dunkle Raum um diesen Kometen von 1811 scheine ganz mit der Meinung zu streiten, dass die Schweiftheilchen vom Kometen selbst ausgehen.

Der Vf. theilt nun eine eigene Hypothese über die Kometen mit, von welcher uns Folgendes das Wesentliche zu seyn scheint. Es ist gar nicht erwiesen, dass die Kometen eben so alte Weltkörper sind, als die Planeten, und für eine eben so lange Dauer bestimmt sind. Ihre ungeheuere Menge, und der Umstand, dass unter dieser nur ein einziger sich bis jetzt als ein beständig dauernder Weltkörper bewährt hat; die Kleinheit ihrer Masse, und die Grösse ihrer Atmosphäre scheine darauf zu deuten, dass sie frisch gebildete Körper sind, und ihrer geringen Dichtigkeit wegen auch leichter wieder vergehen können, dass sie also nur Meteore im Himmelsraume seyn mögen. Im Weltraume schweben mancherley Materien, die von der Sonne, von Ausdünstungen der Planeten u. s. w. herrühren: diese Materien ziehen sich an, und stossen sich ab, und bilden so, auf eine freylich nicht näher anzugebende Weise, den ersten Keim des Kometen, welcher nun, vielleicht in sehr langen Zeiträumen, sich durch Niederschlag der Theilchen, auf welche er trifft, vergrössert und mehr Festigkeit gewinnt. Unter diesen Kometen mögen einige bald wieder vergehen, andere nach und nach zunehmen. Die erst neu entstandenen, in welchen noch Alles in heftiger Gährung ist, werden uns wechselnde, unregelmässige Erscheinungen zeigen, so wie der von 1811, welcher vom 9 bis 15 Sept. ein wahres Bild des Chaos darstellte; der dunkle Raum um seinen Kern entstand vermuthlich durch eine in seinem Inneren entwickelte grosse Menge von Wärmestoff, welche die Atmosphäre sehr verdünnte, und uns unsichtbar machte. Ein viel solideres Ansehen hat-

te der Komet von 1807, welches vermuthlich eine längere Dauer oder gröſseres Alter anzeigt, und noch älter und mehr ſolidificirt mochte der Komet von 1793 ſeyn, der gleich nach dem Perihelio, und obgleich er der Sonne viel näher als jene beiden kam, keinen Schweif, ſondern nur eine leichte Atmoſphäre zeigte. — Die Schweife können auch groſsentheils daher entſtehen, daſs die Sonnenſtrahlen von den von der entgegengeſetzten Seite herkommenden Theilchen reflectirt werden, und es iſt begreiflich, daſs die gröſsere und mindere Dichtigkeit oder gröſsere und mindere Menge der ankommenden Theilchen eine groſse Verſchiedenheit in den Erſcheinungen hervorbringen mag. Auch die ungeheure Länge der Schweife läſst ſich, glaubt Hr. *P.*, nun erklären, da der Komet die nächſten verwandten Theile an ſich zieht, dieſe wieder auf andere wirken, und ſo eine weit hinreichende Kette bilden.

Dieſer letzte Theil der Hypotheſe iſt unſtreitig der ſchwächſte. Es wird hier gar nicht die Hauptrichtung des Schweifes von der Sonne abwärts erklärt: denn es iſt kein Grund vorhanden, warum gerade *nur* die von dorther kommenden Theilchen die Sonnenſtrahlen reflectiren ſollen, zumal da des Beobachters Stellung ganz unbeſtimmt iſt, und der Schweif ſich bey jeder Stellung ganz gleich zeigt. Noch weniger wird die Krümmung des Schweifes erklärt, und es iſt zu verwundern, daſs Hr. *Piazzi* gerade dieſe Rückſichten, die faſt ganz in das Gebiet mathematiſcher Betrachtungen zu gehören ſcheinen, überſehen hat. Dagegen verweilt er bey der Erörterung, daſs wir von ſo dünnen, vielleicht ganz gasförmigen Körpern gar nichts oder höchſtens kleine Veränderungen in der Atmoſphäre, ſchlechtes Wetter und einige Unordnungen im Gange der Jahreszeiten zu fürchten haben, und das würde ſich allerdings aus den angenommenen Vorausſetzungen wohl vermuthen laſſen.

Wir fügen über dieſe Hypotheſe weiter nichts hinzu, als das Bekenntniſs, daſs ſie uns über die einzelnen Erſcheinungen nur wenig Licht zu geben ſcheinen, obgleich wir übrigens den Hauptgedanken, daſs manche dieſer Weltkörper ſich nach und nach bilden, nicht geradezu verwerflich finden.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, gedr. b. Franz: *Declamatio in laudem Gregorii Coelii Aubani habita a Philippo Noveniano.* Subjunctis adnotationibus denuo edidit *Joannes Fridericus Koehler*, A. L. M. Tauchae prope Lipſiam Paſtor, 1812. 52 S. 8. (22 gr.)

Hr. *Köhler* wird den Literatoren durch die erneuerte Bekanntmachung dieſer Rede ein angenehmes Geſchenk dargeboten haben, da ſie Gelegenheit giebt, das Andenken eines zu ſeiner Zeit hochgeachteten Mannes, Gregorius Cölius von Aube, ins Gedächtniſs zurückzurufen. Was ſich von Notizen über denſelben aufbringen läſst, hat Hr. *K.* ſorgfältig zuſammengeſtellt, da die übrigen Literatoren hier ſehr unvollſtändig ſind. Aubanus, aus Franken gebürtig, ſtudirte auf dem Gymnaſium zu Heidelberg ums Jahr 1506 und auf der Akademie zu Leipzig, wo er das Magiſterium erhielt. *Omnes jam tum promptiſſimam adoleſcentis eloquentiam, ornatiſſimos mores, ſummam gravitatem, eximium corporis decus admirabantur. Et quod omnium rariſſimum eſt, quum eſſet doctiſſimus, erat omnium humaniſſimus, quum eſſet pulcherrimus, erat omnium continentiſſimus atque modeſtiſſimus, tantasque de ſe jam tum virtutes adoleſcens promebat, ut quoties in philoſophico certamine ſe cum aliis majorum more exercebat, ita fluebat dulcore ejus oratio, tanta prominebat rerum haud quaquam vulgarium eruditio, ut commilitones catervatim ad eum audiendum advolarent.* Als akademiſcher Lehrer erklärte er vorzüglich den Livius, und wurde von den ausgezeichnetſten Männern jener Zeit, von Eobanus Heſſe, Peter Moſellanus u. A. ſehr hoch geachtet. Er ſtarb aber ſchon 1517, kaum dreyſsig Jahr alt, wie Hr. *K.* vermuthet. Sein Andenken feyerte in dieſer Rede ein Schüler von Aubanus, Philipp Novenianus. Sie erſchien wahrſcheinlich 1520, und zeugt von einem an dem claſſiſchen Alterthum gebildeten Geiſte, ſo daſs man ſie nicht ohne Vergnügen lieſt. Der Abdruck des ſelten gewordenen Schriftchens iſt ſorgſam, und der Herausgeber hat aus ſeiner vorzüglichen literariſchen Kenntniſs das Erläuternde in den Noten und der Vorrede beygebracht.

V. V.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Stendal*, b. Franzen u. Groſse: *Über die erweckende und tröſtende Hoffnung: Wir werden uns wiederſehen*; und: *Meine letzten Worte an meine Gemeinde.* Gaſt- und Abſchieds-Predigt von *Johann Gottfried Wegener*, Prediger zu Dobbrun, und deſignirtem Prediger zu Behrend, im Diſtrict Stendal. 1812. 47 S. 8. (8 Gr.)

Die Dedication dieſer Vorträge an die Mutter des Vfs. iſt rührend. Auch die Predigt über die Hoffnung des Wiederſehns iſt es, was man auch in anderer Hinſicht dabey zu erinnern finden möchte. Der Vf. findet eine dreyfache *Erweckung* in dieſer Hoffnung, nämlich zu frommen Geſinnungen gegen Gott, zu Empfindungen des menſchlichen Wohlwollens und der theilnehmenden Güte, und zum unermüdeten Fleiſse, zur ausdauernden Treue in unſerem Berufe: und eben ſo einen dreyfachen Troſt, nämlich bey dem Anblick pflichtvergeſſener Menſchen, und bey dem Umgange mit ihnen, bey dem Verkanntwerden von weiſen und guten Menſchen, und bey Trennungen durch den Tod. Man ſieht ohne Weiteres, daſs der Vf. nicht ſtreng genug bey dem Gedanken des Wiederſehens geblieben. Der Vortrag iſt aber wahrhaft erwecklich. Die letzten Worte ſprechen nach Phil. 1, 3–6 den herzlichen Dank, die frohen Hoffnungen und die innigen Wünſche und Gebete des Vfs. an und für die Gemeinde, die er nun verlaſſen muſs. Die Rede iſt den Umſtänden angemeſſen.

— AN —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

PHILOSOPHIE.

Frankfurt a. M., in der andreäischen Buchhandlung: *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungs-Kunde religiösen Inhalts.* Fünftes Heft. 1814. 181 S. 8. (14 Gr.)

Der gelehrte und tiefdenkende Vf. und Herausgeber dieses Werkes versprach in den beiden vorhergehenden Heften, den Theismus mit dem Naturalismus auszugleichen, und hatte zu diesem Behufe bereits beide Systeme nach ihrer Eigenthümlichkeit mit einer seltenen Unbefangenheit und Treue auseinandergesetzt, so dass in dem vorliegenden Hefte die wirkliche Vereinigung und Ausgleichung mit Recht erwartet werden konnte. Allein die über das in dieser Beziehung Geleistete in mehreren kritischen Blättern gemachten Bemerkungen bestimmten ihn, dieses Vorhaben vorerst noch auf sich beruhen zu lassen. Wir können diesen Entschluss nicht billigen, vielmehr wünschen wir, der Vf. wäre seinem Plane getreu geblieben, und hätte den durch die neueren Spaltungen in der deutschen Philosophie herbeygeführten Gegensatz vermittelt; er würde sich dadurch ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erworben haben. Wenn Rec. bey der Anzeige der beiden letzteren Hefte die Darstellung in manchen Puncten anders gewünscht hatte: so geschah es nicht in dem Sinne, als halte er auf diesem Wege das Gelingen des Vorhabens für unmöglich, sondern er wollte den Vf. blos auf manche Missverständnisse aufmerksam machen, und ihn veranlassen, dasjenige, was seinem mit anschaulicher Deutlichkeit Alles umfassenden Geiste klar und geordnet zu seyn scheint, mit gleicher Vollkommenheit auch dem Leser mitzutheilen. Er hofft daher mit Zuversicht, eines der nächsten Hefte werde das früher Versprochene noch gewähren. — Dieses Heft handelt von dem Verhältnisse des Leibes zum Geiste, von ihrem innigen Zusammenhange und der Nothwendigkeit, des Leibes Streben und Begierden mit den Einsichten und dem Willen des Geistes in Harmonie zu bringen, wenn wahre und kräftige Tugendhaftigkeit im Menschen wurzeln soll. Was *Franz von Baader* mehr im Allgemeinen und mit metaphysischem Scharfsinn bewiesen hat, wird hier auf höchst populäre Weise, angemessen den Lehren der Religion und dem gebildeten Verstande, mit überzeugender Kraft und Begeisterung dargestellt. Es ist ein sehr wichtiger Beytrag zu einer der menschlichen Natur entsprechenden philosophischen Sittenlehre, und es kommt keine Stelle vor, welche wir nicht mit voller Einstimmung unterschreiben möchten. Die Abhandlung hat die Überschrift: *Von der Tugend in pädagogischer Hinsicht. Eine metaphysisch-religiöse Phantasie.*" Dass man hier keine logische Anordnung der Gedanken fodern dürfe, leuchtet von selbst ein; dessen ungeachtet vermisst man nichts, was über diesen Gegenstand Wesentliches könnte gesagt werden. Obgleich die Darstellung nicht wohl zuläst, Auszüge zu machen: so können wir es uns doch nicht versagen, manche Stellen auszuheben, um unseren Lesern eine anschauliche Vorstellung von dem Reichthum und der Gediegenheit der darin enthaltenen Gedanken zu verschaffen.

Nach einer sehr gehaltreichen Vorrede, worin der Vf. theils die seinen früheren Abhandlungen zu Grunde liegenden Ideen wiederholt, theils auf die in der gegenwärtigen vorbereitet, beginnt er von der Polarität aller Dinge, vermöge welcher jedes Zweyheit in der Einheit ausdrückt, und die sich in Beziehung auf den Menschen als Geist und Leib darstellt, jener gebietend, wollend und beschliessend, dieser gehorchend, vermögend und könnend; beide bedingen sich und sind von einander abhängig. Soll die Tugend des Menschen gedeihen: so muss die Natur der beiden Pole in einen verschmolzen, d. h. in harmonische Einheit der *Wirkung nach* aufgelöst werden; des Leibes ursprüngliches Nichtwollen muss in Indifferenz und dann in Beystimmung aufgelöst werden; das leibliche Können muss dem geistigen Wollen zur Grundlage dienen, seine Kraft an den Geist abtreten, ihm leihen, nicht aber ihrer sich begeben, nicht, wie Viele meinen, darauf verzichten, und im Geiste aufgehen. Beide sind zwar wesentlich von einander verschieden, aber ihrer Bestimmung gemäss sollen sie zusammenwirken, um ein vollkommenes und ganzes Seyn auszumachen; beide dienen dem Allgemeinen, und dem Ganzen untergeordnet, näheren sie sich demselben Ziel, aber auf verschiedenen Wegen; förderlich, nicht dem Geiste gleich, soll der Leib seyn, ausserdem wäre der Diener wie der Herr ist. Des Leibes Vernichtung verschafft dem Geiste keinen ausgedehnteren Spielraum, vielmehr beraubt sie ihm eines Gehülfen, ohne dessen Mitwirkung er nichts zu Stande bringt. Durch diese und viele ähnliche Stellen wird 1) dem Idealismus entgegen gearbeitet, der wähnt, Alles könne man in der Welt mit dem blossen Geiste ausrichten, während man weder im Erkennen, noch im Handeln ohne ihn viel

vermag; 2) jener Mönchsmoral, die immer von Tödtung des Leibes spricht, um den Geist freyer zu machen, die den Leib für das Grab der Seele hält, und in ihm das grösste Hinderniss für des Geistes Wirkungen erblickt. Hieher gehört vorzüglich, was S. 24 und folgg. über die selbstgeschaffenen Pflichten und die nachtheiligen Folgen davon mit ausgezeichneter Gründlichkeit gesagt wird. Wie innigst Leib und Seele in der ganzen Welt vereint sind, und wie sie einander wechselsweise bedürfen, weist der Vf. sowohl im Allgemeinen als Besonderen sehr fasslich nach; z. B. S. 20. „Soll eine Wirkung Statt finden: so muss etwas bestehen, worauf gewirkt werden kann, woran die Wirkung sichtbar wird, was bezwungen, anderes geleitet werden kann; oder das Wirkende müsste sich selbst verändern, sich zu gleicher Zeit ein Gegenstand des Hasses und der Zuneigung seyn." S. 21. „Nicht die alleinige Bezweckung innerer Schönheit, Güte und Vollkommenheit ist ein der Tugend würdiger Gegenstand, auch die Gründung äusserer Schönheit, Kraft und Vollkommenheit muss sie beschäftigen; ohne Kraft ist die Liebe ohnmächtig, die Kraft aber wohnet dem Leibe ein. Was der Geist beschliesst, hat der Leib ins Werk zu setzen." Das Verhältniss Gottes zu der Welt und dem Menschen, so wie des Verstandes zum Gefühle und Herzen, hat Rec. noch nirgends so wahr und anschaulich dargestellt gefunden, als es vom Vf. geschehen ist. Die Anhänger des subjectiven Idealismus werden zwar nicht sehr damit zufrieden, aber sicherlich demselben wenig Bedeutendes entgegenzusetzen im Stande seyn. Von Gott, so wie er sich in der Zeit kund giebt, behauptet der Vf. mit Recht, dass er nicht Alles in Allem sey *qua* Geist, sondern *qua* Gott; als Gott, nicht als Geist, trage er Leibliches wie Geistiges in seiner Persönlichkeit; wäre er nichts wie Geist: so hätten wir keine Kunde von ihm, und seine Art zu seyn überstiege unser Fassungsvermögen. Um uns das Göttliche zu denken, müssen wir uns dem Geistig-Göttlichen Nichtgöttliches, Leibliches, untergeordnet denken. Überhaupt müsse Allem, was dem Verstande verständlich werden solle, ein Grund unterliegen, ein Gegensatz zuvor gehen, aus dem das Spätere abgeleitet wird. So sey auch Gott dem Verstande nur aus der Welt, das Geistige nur aus dem Leibe erweislich, ohne dass darum Geist und Leib, Gott und Welt einerley, dem Wesen nach Eins wären. Obgleich aber der Verstand nichts ohne Grund einsieht, der es zu dem macht, was es ist: so dürfen wir uns doch diesen Grund nicht als ein *feindliches* Entgegenstehen denken, sondern als ein der Sache dienendes, zu ihrer Entwickelung gehöriges, als mitwirkende, keineswegs aber als für sich wirkende Kraft: der Grund ist so fern ein Wirkendes, als Höheres dadurch zur Wirklichkeit gelangt. Eben so sind auch wir zwar geistiger Abkunft, bedürfen aber einer zweyten Natur, die leiblicher Beschaffenheit ist, in welche der Geist eingehen, dieselbe beherrschen, und sich unterwürfig machen kann.

S. 53 und a. a. O. werden dieselben Bestimmungen und Ansichten auch auf das Tugendleben angewendet, und es wird nachgewiesen, wie die Trennung des Geistigen vom Leiblichen und die Vernachlässigung des letzteren auch der Tugend alle Kraft zur Ausführung genommen habe; die einseitige Verstandesbildung und die Meinung, dadurch sey Alles auszurichten, blühen auf, erzeugen einen leeren Dünkel, ohne etwas Rechtes zu leisten. Vielmehr muss S. 60 und folgg. auch dem Leibe nöthige Sorgfalt geschenkt werden, wenn das Können nicht hinter dem Wollen zurückbleiben soll, und wenn der ihm einwohnende Geist dereinst an demselben einen treuen Diener haben und behalten soll. Deswegen legten die Alten bey der Erziehung einen so grossen Werth auf die Gymnastik, auf Tanz, Musik und Kampfübungen, und hielt später die Klosterzucht so sehr auf Fasten, Nachtwachen und Kasteyungen. Der Geist soll willig, und zu gleicher Zeit das Fleisch nicht schwach seyn. Mässigkeit, Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, Ausdauer, Keuschheit, Geduld und Sanftmuth sind nicht bloss geistige Eigenschaften, auch der Leib hat seinen grossen Antheil daran. Einsicht, Wille und Entschluss gehören dem Geist: Beharrlichkeit, Kraft und Ausdauer aber dem Leibe. S. 88. Dadurch allein kommt Tugend zu Stande, dass Geistiges in Leibliches, Ideal-Reales in Material-Reales eingeht, es sich unterwürfig macht und zu seinem Dienste einrichtet. In dem Sinne ist es, dass die Güte praktisch als Wohlthätigkeit, die Geduld als Sanftmuth, dass Weisheit, Tugend und Wahrheit, Wissen, Wollen und Können, in ihrem Äusseren als Schönheit mit Kraft gepaart, mit Ordnung und Verstand vereint erscheinen. Das Verhältniss des Leibes zum Geiste ist nun noch ferner unter den mannichfaltigsten Gesichtspuncten zur Sprache gebracht und bestimmt; besonders ist die Unstatthaftigkeit jener Meinung sehr einleuchtend dargethan, welche den Leib als etwas Verächtliches und des Geistes Unwürdiges darstellt, oder die dafür hält, dass die Triebe des Leibes entweder ausgerottet oder zum Schweigen gebracht werden sollen. Herrschen soll der Geist über den Leib, nicht ihn vernichten, in edle Triebe sollen die unedeln verwandelt, nicht ausgerottet werden. Eingehen kann der Geist in das Fleisch, nicht aber es umschaffen, und anders machen; eine Stätte zu seiner Aufnahme kann er sich darin bereiten, und es dahin bringen, dass es sich nach ihm füge, nimmer aber sich von ihm trennen, und die Bande, die Gott geknüpft hat, auflösen. Was im Geist als Wahrheit lebte, soll im Leibe als Gehorsam erscheinen; ergeben an den Geist soll sich der Leib, nicht darin aufgehen. Was S. 80 und folgg. von den nachtheiligen Folgen der widernatürlichen Trennung des Leibes vom Geiste angeführt wird, hat leider die Erfahrung zu allen Zeiten bestätigt. Weil man nämlich alle Tugend in den Geist setzte, und das Ziel zu hoch steckte, fiel der Leib vom Geiste ab, müde, sich immer wie ein verächtlicher Sclave behandelt zu sehen, und ging auf die Errichtung eines eigenen Reiches aus. Der

durch wurde die Vernunft in Unvernunft, der Glaube in Unglaube, die Tugend in Klugheit, die Liebe in Sinnenluft verkehrt, während ohne diese Trennung uns ein Gott geblieben wäre, der unser Fassungsvermögen, eine Tugend, die unsere Kräfte nicht überstiegen, eine Religion, die das Herz erhoben, und vor Versuchung geschützt hätte, eine Philosophie, die der Vernunft fasslich gewesen wäre. Wie man die verstandlosen und sinnlichen Begierden bezähmen, und dem Geiste dienstbar machen müsse, wird S. 108 und folgg., und welchen schädlichen Einfluss der Mangel an leiblicher Bildung und Tüchtigkeit auf die gerade in unserer Zeit so herrschend gewordenen schlechten Sitten des weiblichen Geschlechtes habe, S. 141 u. folgg. sehr gründlich nachgewiesen. S. 149 hat der Vf. mit seinen Ansichten vom Verhältnisse des Leibes zum Geiste die Erscheinungen des thierischen Magnetismus und Somnambulismus in eine sinnreiche Verbindung gebracht, und S. 154 die Einseitigkeit der Lehre *Des Cartes* und *Luthers* über die Natur des Leibes und des Geistes dargethan. Eben so wird die Schwäche der Sittenlehre, welche sich nur in Verboten ausspricht, oder alles Heil von der Kraft des kategorischen Imperativs erwartet, an verschiedenen Stellen aufgedeckt. Was für Gesinnungen den wirklich Tugendhaften beseelen sollen, darüber ist besonders S. 114 ein treffendes Wort gesprochen. „Der wahrhaft Tugendhafte darf nicht glauben, es hänge von ihm ab, ob er tugendhaft seyn wolle oder nicht, noch sich ein Verdienst daraus machen, dass er es ist; es muss ihm seyn, als dürfe er nicht anders, als dürfe er sich der Tugend, der von Gott gesetzten Ordnung eben so wenig weigern, wie des Athemholens." Gern möchten wir diese ganze Stelle abschreiben, wenn der Raum es uns vergönnte; in keiner Sittenlehre haben wir über diese und ähnliche Gegenstände das Wahre so tief begründet und so fasslich ausgesprochen gefunden. — Des Verhältnisses des Bösen zum Guten wird mehrmals Erwähnung gethan, und auch hier nach unserer Überzeugung das Rechte gesagt; z. B. S. 63. Das Böse soll nach dem Vf. nur Anlass zum Guten, als ein das Gute einleitendes, vermittelndes, vorbereitendes, seyn. Das Nichtgute ist das nur noch nicht zu Stande gekommene Gute, die Kehrseite des Guten, als ein dem Geiste untergelegter, zur Verarbeitung übergebener Stoff; es ist bestimmt, später im Guten sich zu verlieren und aufzulösen. S. 124 heisst es weiter: „Wo tugendhafte Neigungen angebaut werden, bevor die lasterhaften vertilgt sind, wo man sich schmeichelt, dass Tugend und Laster gleichzeitig neben einander bestehen, der Geist ohne leibliche Beystimmung fertig werden könnte, wird auf Sand gebaut. Erst müssen die lasterhaften Triebe besiegt, der Leib vom Joch der Sünde befreyt, und zum Dienst der Tugend eingerichtet seyn, ehe der Geist seinen Einzug ins Fleisch halten und die Tugend im Herzen ihren Thron aufschlagen kann." Was der Vf. bey verschiedenen Gelegenheiten von dem Einflusse religiöser Gesinnungen auf die Beförderung des Tugendwandels sagt, ist eben so wahr, und der menschlichen Natur angemessen, als erhebend und begeisternd. Eben so sinnvoll spricht er S. 83 und 85 über die christliche Offenbarung; wir wollen nur die Hauptsache davon herausheben. „Gott, Tugend und Wahrheit können in der Zeit nicht anders als nach den dem Verstande einwohnenden Denkformen begriffen, oder es muss ein Sehrohr zur Hand genommen werden. Ausser dem Gewissen ist ein solches Sehrohr die Offenbarung, die Vermittlung des Göttlichen durch Leibliches, die Fleischwerdung des Wortes in der Zeit; geistige Verständigung durch leibliches Hinzukommen. Was in der Sinnenwelt das Auge, das Sehen, in der Verstandeswelt der Begriff, das Denken, das sind in der moralischen Welt der Glaube und die Hoffnung; Ferngläser, denen, wo sie nicht zureichen, noch eine Verlängerung angesetzt werden muss. Ein solches Fernrohr ist zur Verstärkung des Glaubens, des Geistigen, von Gott für die moralischen Wahrheiten geschaffenen Auges, die Offenbarung, Jesus Sendung, Kreuzigung und Auferstehung. Warum uns desselben weigern? Was gewinnen wir der Offenbarung das Ohr zu verschliessen, allein der eigenen Kraft vertrauend? Wir kommen der Wahrheit nicht näher zu stehen. Der Idealist setzt uns Gott zu hoch, dass kein Verstand so weit reicht; der Materialist so tief, dass kein Herz was dabey fühlt. Was haben wir an einem Gott, der weder den Verstand noch das Herz anspricht? u. s. w.".

Wir haben absichtlich bey der Anzeige dieses Heftes so lange verweilt, um dasselbe zur Kenntniss des damit noch unbekannten Publicum zu bringen, und dessen Lectüre nach unseren Kräften zu verbreiten, und hoffen desswegen nicht bloss auf Nachsicht Anspruch machen zu dürfen, sondern versprechen uns auch, Jeder werde uns für diese Bekanntschaft aufrichtigen Dank wissen.

M. N.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Salfeld: *Gedichte.* Niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes von *Karl Müchler*, 1813. 256 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlung von früher und später schon einzeln erschienenen Gedichten, die in patriotischen Äusserungen, Tröstungen und Ermunterungen, in Friedensgesängen und Kriegsliedern bestehen, von denen manches schon zu seiner Zeit eifrige Leser und theilnehmende Gemüther fand, wird jetzt noch Vielen desshalb willkommen seyn, weil sie mit derselben in der Erneuerung voriger Empfindungen die vergangene Zeit der Noth und des heraufdämmernden Glückes noch einmal durchwandern und durchleben, und um so mehr ihres jetzigen Zustandes sich freuen können. Hr. *Müchler* ist, wenn auch nicht wegen vorzüglicher Erfindungskraft und Originalität, doch wegen einer angenehmen, natürlich wohllautenden, und Kraft mit Milde ver-

bindenden Sprache bey Vielen bekannt und beliebt, und, was ein eigentlicher Volksdichter in seiner Sphäre, das wirkt er gelegentlich in der Classe der sogenannten Gebildeten unter allen Ständen, die ihre Gedanken und Wünsche in dem schönen Ausdruck seiner Verse gern wiederfinden, und ihre Empfindungen durch seine wohlgeordnete Sprache gern in Gesang verwandelt sehen. Eines solchen Fürsprechers und geselligen Wortführers bedarf das Volk, besonders bey gemeinsamen Festen und wichtigen öffentlichen Angelegenheiten. In der Vorrede findet man Nachricht von den Schicksalen des Vfs. und den Verfolgungen, die er sich durch sein Gedicht: *Der Eroberer*, von den Feinden des Vaterlandes zugezogen hat. Dieses Gedicht ist hier in der Folge der übrigen wieder abgedruckt, und gehört auch wegen seiner kräftigen Sprache zu den besseren. Aber auch manches andere ist hier in seinem Wohllaut angenehm zu vernehmen, wie z. B. *Nachruf auf den König* (den 21sten Sept. 1806), worin es unter andern heisst:

Schönes Loos, das Wenigen gefallen,
Herrscher eines braven Volks zu seyn,
Aber auch das schwerste Loos von allen,
Wenn des Krieges Ungewitter dräun.

Götterwonne ist es, zu erschaffen,
Zu vernichten, ist der Hölle Ruhm;
Milde Weisheit greift nur zu den Waffen,
Gilt es Wahrheit, Recht und Eigenthum.

Diesem gleich ist ungefähr das Gedicht: *Schill, eine Geisterstimme*, worin Heldeneifer mit Wehmuth sich ergiesst, ein anderes an den Herzog von Cumberland, und die Verse an *Theodor Körner* mit dem Schlusse:

Dein Name lebt im Herzen deiner Brüder,
Und wecket ihren Muth, wie deine Lieder.

Zu prosaisch aber fängt das Gedicht an den Kronprinzen von Preussen an: *den funfzehenten October wurdest du geboren.* So sind auch die Kriegslieder nicht volksmäsig und kräftig genug, z. B. wenn es heisst:

Der sehnlich erwartete Ruf erschallt,
Lasst Alles nun stehen und liegen.

Überhaupt sagt das Dramatisch - Naive, wo man einem bestimmten Charakter etwas in den Mund legt (hier z. B. in dem Gedichte: „*der Invalide an seinen Sohn*"), dem Talente des Vfs. nicht zu, und es wird solches wegen der Prosa, die daraus leicht hervorgeht, am besten von ihm ganz gemieden. — Zu rügen ist noch der unbarmherzig weitläuftige Druck dieser Gedichte, der, wie Papiergeld, dem Volke den Patriotismus gar zu theuer macht.

T. Z.

Berlin, b. Hitzig: *Neue Erzählungen* von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué.* Erster Theil. 1814. 304 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Kleine Romane von *Fr. B. d. l. Motte Fouqué*, Dritter Theil.

Der gediegene, deutsche Geist, von dem alle seitherigen Werke des Vfs. mehr oder weniger durchdrungen sind, wehet uns auch aus diesem neuen Kranze, grösstentheils dunkelfarbiger Blumen, wohlthuend an. Wenn man schon das Wort *neu* auf dem Titel *jeder einzelnen* der hier vorkommenden Erzählungen um desswillen nicht zueignen kann, weil mehrere derselben bereits früher einmal in periodischen Schriften erschienen: so sind sie doch als Sammlung neu zu nennen, und die Freunde einer gewählten Lectüre werden sich mit uns freuen, die anderswo abgedruckt gewesenen in diesem Vereine wieder zu finden.

Als die gelungenste in Anlage und Ausführung möchten wir das *Galgenmännlein* rühmen, wenn diess nicht vielleicht ihren Schwestern: der *Köhlerfamilie* und dem *unbekannten Kranken*, Unrecht thun hiesse.

Man könnte sagen, dass Hr. *v. F.* da, wo es auf Schilderungen ausländischer Charaktere und Sitten, und die Prosa des wirklichen Lebens ankommt, zuweilen mit wenigerem als seinem gewöhnlichen Erfolge dichte und darstelle. Die unter dem Namen: *Die Heilung*, gegebene Geschichte, deren Schluss nicht völlig befriedigend ausfällt, dürfte als Beyspiel anzuführen seyn. Desto erfreulicher wirkt sein reiches Talent, wo der poetische Duft der deutschen Vorzeit auf seinen Gemälden ruht, und die Zauberklänge des Geisterreiches, wie in den meisten seiner Dichtungen, uns schauerlich ansprechen.

X.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Freyberg*, b. Gerlach: *Prüfung einiger gangbaren Vorurtheile wider die Blatterimpfung.* Eine Predigt zur Belehrung für solche Ältern, die sich bis jetzt nicht entschliessen konnten, von diesem bekannten Rettungsmittel Gebrauch zu machen, gehalten am XII Sonntage nach Trinitatis 1812, in der Kirche zu Oederan, von M. *Joseph Friedrich Thierfeld*, verordnetem Pfarrer. 1812. 24 S. 8. (3 gr.)

Irrthümern, wodurch die allgemeine Wohlfahrt oder das Menschenleben in Gefahr kommen, muss der Volkslehrer kräftig entgegen arbeiten. Die Vorurtheile, mit deren Widerlegung sich der Vf. in gegenwärtiger Predigt, wie wir hoffen wollen, nicht ohne Erfolg beschäftigt hat, sind: Man greift durch die Blatterimpfung Gott und seiner Allmacht vor; es fehlt nicht an Beyspielen, dass Kinder durch die Impfung nicht vor den Blattern sind geschützt worden; es können andere Krankheiten durch die Impfung erzeugt werden; was leben soll, das lebt, was sterben soll, das stirbt, denn es geschieht nichts ohne Gottes Willen; man hat sonst auch nichts von diesem Mittel gewusst, und das Menschengeschlecht hat sich dessenungeachtet erhalten und ausgebreitet; es haben Millionen Menschen die natürlichen Blattern überstanden, und sind an Leib und Seele gesund geblieben. Hr. *Th.* spricht über seinen Gegenstand überzeugend und herzlich. Vielleicht hätte sich aber derselbe noch mehr aus dem religiösen Gesichtspuncte darstellen lassen. Die Gelegenheit zu dieser Predigt gab der Umstand, dass in dem Wohnorte des Vfs. 17 Kinder an den natürlichen Blattern gestorben waren.

Bk.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

OCTOBER 1814.

STATISTIK.

Carlsruhe, b. Macklot: *Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Grossherzogthum Baden*, enthaltend in alphabetischer Ordnung eine vollständige Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer u. s. w. Herausgegeben von *J. B. Kolb*, gr. bad. Archivrath in Freyburg. Erster Band. 1813. 410 S. Zweyter Band. 1814. 338 S. gr. 8. (6 Rthlr. 2 gr.)

Werke, wie das vorliegende, gehören zu den schwierigsten und undankbarsten literarischen Unternehmungen: denn nicht nur wird dem Schriftsteller dabey gewöhnlich das Sammeln der Materialien auf alle Weise erschwert, sondern auch nur selten läfst man ihm Gerechtigkeit widerfahren, und wie viele Mühe und Sorgfalt er aufwenden mag, immer wird er der Kritik noch Stoff zu Berichtigungen und Ergänzungen übrig lassen müssen. Dieses gilt auch von dem Buche des Hn. *Kolb*. Dessenungeachtet verdient er grosses Lob, zumal da er, im Ganzen, noch wenig vorgearbeitet fand; denn die frühere topographische Beschreibung Badens von *Schmidt* und *Wundt* ist wenig befriedigend; auch hat seit Erscheinung derselben (1804) das Grossherzogthum bedentend an Flächenraume gewonnen. Das treffliche *Widdersche* Werk über die ehemalige Rheinpfalz ist meist nur noch im historischen Theile brauchbar, und die Baden betreffenden Artikel in *Majers* historisch-topographischem Lexikon von Schwaben wimmeln von Unrichtigkeiten. Einige Städte, wie Heidelberg, Schwetzingen, Pforzheim, Baden u. s. w., haben zwar ihre Topographieen; jedoch ist die Zahl derselben sehr gering, und an Specialgeschichten einzelner Dynastieen, Klöster, Stiftungen u. s. w. fehlt es fast gänzlich. Die diplomatischen Geschichtbücher der Bisthümer Constanz und Strasburg, welche so wichtige Hülfsquellen für die badische Geschichte eröffneten, blieben unvollendet, und das Bisthum Speyer löste sich auf, als es eben an dem vielkundigen *Löbel* seinen Historiographen gefunden hatte. Unter diesen Umständen ist das Verdienst des Hn. *K.* in dem vorliegenden Buche doppelt hoch anzuschlagen: denn er hat sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken lassen, und die Geschichte einzelner Theile des Grossherzogthums vielfach berichtigt und erweitert. Wir nennen als Beleg nur die Artikel St. Blasien, Breisach, Breisgau, Constanz, Freyburg, Fürstenberg und Gengenbach im 1sten, und Kleggau, Mahlberg, Moersburg und Nellenburg im 2ten Theile. Hier, wie in manchen anderen Ortsgeschichten dieses Werkes, zeigt sich ein unermüdlicher Fleiss und ein treues Benutzen archivalischer Quellen. Rec. glaubt dem Vf. seine Achtung und Dankbarkeit für manche Belehrung, die er in dem historisch-topographischen Lexikon gefunden, nicht besser beweisen zu können, als durch eine redliche Mittheilung dessen, was ihm beym Lesen als unrichtig oder mangelhaft aufgefallen, und daher bey einem Nachtrage zu dem Werke, der nicht ausbleiben darf, des Vfs. Berücksichtigung verdient. — Der *Albgau* war unter den Karolingern ein Theil des Uff- oder Osgaus. *Kremer* macht es wahrscheinlich, dass dieser kleine Gau bald von den Grafen des Uffgaus, bald von denen des Pfunzingaus versehen worden. — In dem Artikel *Allerheiligen* sind einige Irrthümer. Gottfried von Calw ist gestorben 1129, nicht 1148. Luitgard, seine Gemahlin, war keine Schwester Bertolds II von Zähringen, sondern dessen Tochter. Bertold hatte auch eine Schwester, Luitgard mit Namen, die aber an einen Markgrafen von Vohburg verheirathet war. — Der *Anglachgau* fehlt. In den lorscher Urkunden kommt er häufig vor, aber ein grosser Theil seiner Dörfer und Flecken mag wohl durch den Rhein zerstört worden seyn. Sein Umfang ist aus den Grenzen des ehemaligen speierschen Decanats Graben noch zu erkennen. — Bey *Antogast*, so wie beym benachbarten *Griesbach*, vermisst man ungern eine kurze Angabe von den Bestandtheilen der dörtigen Mineralquellen, so wie der örtlichen Einrichtungen. Beides kann aus *Bökmanns* Beschreibung dieser Sauerbrunnen leicht nachgetragen werden. — *Aue* am Rhein hat seine Herculesaltäre nicht mehr; sie stehen jetzt in der Antiquitäten-Halle zu Baden. — Das Gut *Bach* und das ausgestorbene Geschlecht der Edlen dieses Namens fehlt. Das Schloss Bach wurde vor ungefähr 20 Jahren erst abgetragen. Die Herren von Bach waren Ministeralien der Dynasten von Windeck. — In dem Artikel *Baden* dürfte Verschiedenes zu berichtigen seyn. Uta oder Judith, die Gemahlin Hermanns I, war keine Gräfin von Calw, wie *Schöpflin* und *Sachs* irrig geglaubt, und das Unstatthafte dieser Conjectur ergiebt sich klar aus den Traditionen des hirschauer Klosters. Wenn der Vf. ferner sagt, es sey nicht bekannt, auf welche Art die Stadt und das Schloss Baden von *Speier* an die Markgrafen übergegangen: so möchte man fragen, ob denn Speier je im Besitz der *Stadt* und *Burg* gewesen. Die

Urkunden Heinrichs III und IV besagen nichts davon. Rec. ist vielmehr der Meinung (die er an einem anderen Orte zu begründen suchen wird), dass das Schloss Baden und ein grosser Theil der altbadischen Besitzungen um die Murg und Alb von den *Hohenstaufen* an die Markgrafen gekommen. In der Geschlechtsreihe der Markgrafen von Baden würde Rec. die beiden ersten Hermanne ohne Weiteres ausstreichen. — Die Kirche zu *Bickesheim* hat eine geistliche Pfründe, und jährlich einige stark besuchte Jahrmärkte. — Das *Birkenauer* Thal (auch das Weschnitz-Thal genannt) hätte nicht sollen übergangen werden. Denn wenn gleich das Dorf Birkenau schon unter hessendarmstädtische Hoheit gehört: so liegt doch der Anfang des Thals und der reizendste Theil desselben noch im Badischen. — *Bischofsheim* (in der Pfalz) kommt schon in einer Urkunde vom J. 858 vor. Hier hatten auch die (ausgestorbenen) Helmstatt von Bischofsheim ihren Sitz. — Der *Blauen*, *Belchen*, und andere durch ihre Höhe und Beschaffenheit merkwürdige Berge hätten kurze Erwähnung verdient. — *Sebastian Münsters* etymologische Erklärung des Namens *Bodensee* verdient nicht die wegwerfende Abweisung. Der in Sprachen und Geschichte sehr bewanderte Mann schrieb hier dem Plinius nach, welcher in seiner Naturgeschichte (L. III. C. 20) dieselbe Erklärung giebt. — Der *Breisgau*, nach seiner gegenwärtigen Grenze, war nicht immer ein Bestandtheil von *Allemanien*: denn die *Bleich* machte eine Zeitlang die Scheide zwischen diesem und dem rheinischen Franzien. — *Bruchrhein* leitet der Vf. von Bruch, Sumpf, und Rain, Erhöhung, her. Einfacher scheint uns die Erklärung durch *Brüche*, welche der Rhein verursacht hat. — *Bühl* hatte ehemals ein Schloss der Dynasten von Windeck, und später einen Narrenorden, der sich bis vor ungefähr 60 Jahren erhalten. — Das *bühler Thal* ist reich an Viehzucht, Obst und Flachs. — *Bühl* bey Rastatt, oder *Nieder-Bühl* fehlt. — *Daxland* hat, wie alle Rheindörfer, bedeutenden Fischfang. — Bey der *Donau* hätte das Antiquarische wenigstens berührt werden sollen, zumal die Stellen beym Pindar Ol. III. V. 23 u. folg., beym Pausanias in Eliac. L. V, beym Apollonius Rhod. IV. Vers 285, 236 und 640, beym Scholiasten dieses Dichters in der Anmerkung zu V. 285, beym Diodor Lib. IV, beym Strabo Lib. I, beym Stephanus Byzant. *in voce Hyperborei*. Auch im Herodot, Cäsar, ja selbst im alten Argonautensänger Orpheus finden sich Stellen, welche auf der Phönicier Handel im Rheinthale, und auf ihre Bekanntschaft mit den Quellen der Donau hindeuten. — Die *drey Eichen*, eine Capelle bey Baden, merkwürdig als Denkmal der Pest, hätte bemerkt werden sollen, da ähnliche Gebäude nicht übergangen wurden. — *Eberstein* im Murgthale hat keine Ruinen mehr. Dass diese Grafen, gleich den Markgrafen von Baden, ein Zweig der Zähringer waren, geht aus der Stiftungs-Geschichte des Klosters Allerheiligen unwidersprechlich hervor; und jener Eberhard von Eberstein, dessen im Stiftungs-Briefe gedacht wird, muss ein Sohn oder Bruder Herzog Bertolds III von Zähringen gewesen seyn. — *Ettlingen* ist der Geburtsort des Franz Irenicus (Friedlieb) und Caspar Hedio. Das dortige, dem Neptun geweihte Votivbild ist dem in Baden aufgefundenen so durchaus gleich, dass man das eine oder das andere für eine Copie halten muss. — Der *Einzgau* fehlt. Ob das bey Carlsruhe gelegene Dorf Forchheim der Sitz eines Gaugrafen war, oder Förch bey Kuppenheim, ist noch unentschieden. Der *Hartwald* hätte einer Erwähnung verdient. — Zu dem Artikel *Hochberg* vermisst man ungern eine kurze Geschichte der markgräflichen Linie dieses Namens. — In der Kirche zu *Hochhausen* am Neckar ist noch jetzt das Grab der heil. Notburga vorhanden, auch sind daselbst die Grabsteine der (ausgestorbenen) Edlen von Horneck, und ein herrliches Altarblatt aus der altdeutschen Schule. — *Hungerberg* ist kein Berg des Hungers, sondern ein Berg der Todten, wie Hungertuch ein Todtentuch ist. — *Käferthal* hat einige adeliche Höfe und schöne Gärten. Die ansehnliche Rhabarberpflanzung ist eingegangen; aber es besteht gegenwärtig daselbst eine sehr bedeutende Bleyzuckerfabrik, eine Leimsiederey u. s. w. Dieses Dorf, mitten in der unfruchtbarsten Sandmark gelegen, ist überhaupt ein Beweis, was Industrie vermag. Es hatte im Jahr 1735 sechs und dreyssig Bürger, und im Jahre 1807 an 160. — *Kunzenhütt* liegt am *Hodenbach*. Die früheren Bewohner dieses Thals sassen vermuthlich auf dem Grund eines Schutzheiligen oder Schutzherrn, und waren Nothfreye. Ein solcher Schutz hiess Hode, auch Hut, Pflege u. s. w. — *Kuppenheim* war der Hauptort im *Uffgau*, und später ein speiersches Archidiaconat, welches die Decanate Kuppenheim, Durlach und Graben in sich begriff. Ausser dem Pfarr-Rector hatte es noch sechs Beneficiaten, welche Chor hielten. Es ging von der Probstey Weissenburg zu Lehen aus, und war schwerlich ein Eigenthum der Grafen von Calw, wie der Vf. glaubt; vielmehr mochte es zu den Besitzungen der Staufen gehören, welche auch in der Nachbarschaft, unter andern zu Eberstein, Rastatt, Vorchheim, und bis an die Enz hinab begütert waren. Das mittlere Thor von Kuppenheim heisst noch jetzt das rheinauer Thor, von der Zeit her, da der Rhein noch bey Rastatt hinfloss. *Ladenburg* hält der Vf. noch für das alte *Lupodunum*. Rec. hat den Ungrund dieser von *Häffelin* zuerst aufgestellten Conjectur an einem andern Orte dargethan. Das Bergdorf *Lauf* mit den Ruinen eines windeckischen Schlosses fehlt. *Malsch* war der Sitz eines gleichnamigen edlen Geschlechts, welches seine Güter von den Grafen von Eberstein zu Lehen trug. Die Kirche zu *Neckar-Elz* hat noch jetzt eine Zugbrücke und Gräben. In der ehemaligen Capitelstube der Tempelherrn ist das Bildniss des heil. Bernhard. Das Kloster ist in ein herrschaftliches Verwaltungsgebäude umgewandelt. Im Garten sieht man eine

alte, römische Inschrift. — Rec. schliesst seine Anzeige mit dem Wunsche, dass der Vf. sein nützliches Werk, welches in den beiden ersten Bänden bis zum Buchbaften O vorgerückt ist, recht bald zur Vollendung bringen möge. A. S.

Carlsruhe, b. Müller: *Das Grossherzogthum Baden nach seinen Kreisen, Hofgerichtsprovinzen und Amtsbezirken topographisch dargestellt.* 2te vermehrte und umgearbeitete Auflage. 1814. 219 S. 8. (20 Ggr.)

Die erste Auflage erschien im J. 1810. Die ungemeine Brauchbarkeit des Buchs in allen Zweigen der Verwaltung machte, bey den seither vorgegangenen geographischen und politischen Veränderungen im Badischen, eine neue Auflage nöthig, und man muss es Hn. Generalsecretär *Büchler* Dank wissen, dass er sich dieser mühsamen und eben nicht erquicklichen Arbeit unterzogen hat. Da ihm die Ministerial-Canzley des Inneren offen stand: so konnte er auch in seinen Angaben durchaus genau und richtig seyn. Die Anordnung ist sehr zweckmässig. Voran geht eine geographisch statistische Übersicht des Landes; hierauf folgen die 9 Kreise, in welche das Grossherzogthum getheilt ist, und bey jedem Kreise werden angegeben: 1) der Sitz des Kreisdirectoriums; 2) der Sitz des Hofgerichts, wohin der Kreis gehört; 3) die Zahl der Einwohner; 4) die einzelnen Ämter und bey jedem Amt die Städte, Dörfer, Höfe u. s. w., woraus es besteht, mit jedesmaliger Beyfügung der Seelenzahl. Ein besonderer Abschnitt enthält die grundes- und standesherrlichen Besitzungen, derer Anzahl sehr bedeutend ist. Verzeichnisse der Decanate, Forstämter, Staatscassen und Einnehmereyen, so wie ein vollständiges Ortsregister erhöhen den Werth des Buchs, und erleichtern seinen Gebrauch. Wir heben Einiges aus der Einleitung aus, weil es dienen kann, die Angaben in unseren geographischen und statistischen Lehr- und Lese-Büchern zu berichtigen. Der Flächenraum des Grossherzogthums beträgt 272 ☐ Meilen, die Bevölkerung 1,001,630 Seelen. Das weibliche Geschlecht überzählt das männliche mit 31,348 Seelen. Die Zahl der Pferde betrug im J. 1811 — 71,022, im J. 1813 — 60,727. Die Zahl der Rinder ist — 401,742, der Schaafe 179,986. Der Häuserbestand kann, in runder Summe, auf 150,000 angenommen werden, und der Werth derselben ist in der Brandversicherungscasse auf 105,085,400 fl. angeschlagen. Der Ertrag der Finanzen ist nicht angegeben.

A. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Engelmann: *Gedichte und Erzählungen* von *Aloys Schreiber.* 1812. 322 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese Poesieen, die in vermischten Gedichten, Parabeln und Apologen, Sinngedichten und Epigrammen bestehen, gewinnen unsere Theilnahme, ohne gerade einen starken Eindruck zu machen, fast alle durch einen geistreichen Inhalt oder durch ein gewisses geistiges Leben, das beständig von der äusseren zur inneren Welt hinüberschwebt, und gefallen durch Anmuth, durch eine sanfte, geschmeidige Sprache und durch Leichtigkeit in der Verknüpfung der Bilder und in den Übergängen, womit sie ohne alle Spuren von Anstrengung und bemerkbarem Kunstfleiss wie von der Empfindung selbst hervorgehaucht erscheinen, und leise, wie der Wind die Äolsharfe, die Seele anregen. Die meisten, lyrischer Beschaffenheit, sind im Tone sanfter Schwermuth gedichtet, die, weil sie mehr als die anderen, wie uns dünkt, aus dem Herzen tönen, auch die vorzüglichsten sind. Nur entsteht dadurch, was unvermeidlich ist, über viele eine herrschende Eintönigkeit, und die naive Mannichfaltigkeit wird verhindert, wodurch sich andere Sammlungen von Gedichten angenehm machen, die bey mannichfaltigerem Inhalt auch eben desshalb ein mannichfaltigeres Publicum finden. Überdiess sind die deutschen Leser, so weit wir sie kennen, mit leisen, vorüberschwebenden Eindrücken nicht immer zufrieden, sie verlangen eine mehr eindringende Kraft, eine tiefer gehende Empfindung. Diese sanftere Beschaffenheit wollen wir indess dem Vf. keinesweges als Fehler anrechnen; nur auf Eins, das damit mehr verwandt ist, müssen wir aufmerksam machen. Es ist eine gewisse Flüchtigkeit oder Unvollständigkeit, die wir an vielen Gedichten bemerken: manches ist nur wie ein Hauch, ein hingeworfener Gedanke, ein Seufzer; man vermisst die Völligkeit der Empfindung, Steigerung, Fortgang und Neigung zum Schluss, womit ein Gedicht sich zum Ganzen ründet, die erregte Erwartung ganz befriedigt, und erst seine rechte Selbstständigkeit erhält, die sich auch dem Gemüthe fester einprägt, und nachher der Erinnerung leichter wiederkehrt. Ein solches Gedicht bildet im Kleinen gleichsam seine Welt für sich, in welche wir wie in einen Zauberkreis hinabschauend uns willig gefangen geben. Eine solche völlig hinabziehende Kraft und leise Umwebung vermissen wir an vielen Gedichten, die folgendem ähnlich sind:

Skolie.

Freunde, stimmt in meine Lieder,
Knabe, Wein und Blumen her!
Zwar der Frühling kehret wieder,
Doch vielleicht für uns nicht mehr.

Auf des Rheines Schieferhügeln
Pflanzten Götter diesen Wein —
Trinket! mit der Jugend Flügeln
Holt man nur das Alter ein.

So steht auch S. 57 zu nackt und bloss da: *Warnung:*

Siehe, halb versteckt in zartes Laub,
Lacht dir dort die goldne Frucht entgegen,
Aber, Wandrer, strecke nicht verwegen
Deine Hand nach ihrem Raub!

Harre, bis die Zeit ihr Reife gab!
Sprengt der Herbst einst ihre harte Schaale,
O dann fällt zu deinem Pilgermahle
Sie, sich ungepflückt, herab.

S. 121 *Klage*, und S. 125 *Beruhigung*, an sich

löblich, entbehren doch ebenfalls der nöthigen Rundung. Völliger ist S. 58 *Gram der Liebe*, das, voll Schmerzgefühl, die Vorstellung ganz in einen bestimmten Zustand versetzt. Aber gar zu bequem ist S. 53 die Betrachtung: *Der Mensch*.

Nein, o Mensch,
Du bist nicht das schwache,
Gebrechliche hülflose Wesen u. s. w.

Wenn man auch mit Recht vom Vf. sagen kann, dass er zwar oft wenig, aber das Wenige angenehm giebt: so kann man damit doch den Vorwurf, dass viele seiner Gedichte unbedeutend sind, nicht ganz ablehnen. Manche Leser möchten auch wohl die Neigung zum Düstern an ihm tadeln, und dass er der Vergänglichkeit und dem Tode zu sehr das Wort redet; indess diess ist einmal seine Eigenthümlichkeit, die innerlich so gut ihre Wahrheit hat, als lebenslustiger Frohsinn. Loben müssen wir dabey, dass er doch die Grenze des Schönen nicht übertritt; nur S. 68 enthält *der Kirchhof* einige zu grelle Bilder. — Wenn in das *Wiegenlied* S. 129 zu ernsthafte Betrachtungen eingemischt sind:

O du wirst im wilden Treiben
Ganze Völker elend sehn,
Aber Menschenwerth muss bleiben,
Oder das Geschlecht vergehn:

so hat dieses denselben Fehler mit vielen anderen Wiegenliedern gemein, die, zwar an die Kleinen gerichtet, doch nur den Grossen zu Gute kommen. — Unter den scherzhaften und sinnreichen Gedichten haben uns besonders *die Schatten*, *die Eule* und *die Nachtigall*, und das *an Haiden* gefallen, ob man gleich nicht leugnen kann, dass vielen Epigrammen die hervorspringende Deutlichkeit und das Schnellleuchtende des Blitzes fehlt, das die angenehme Überraschung geben muss. — In Absicht des Verses und der Sprache, die im Ganzen rein und wohllautend ist, kann man nur im düsteren Colorit die zu häufige Wiederkehr des *Und* (S. 20), und einige Nachlässigkeiten des Reims rügen, wie *summen* und *Blumen*, *Sinn* und *verliehn*, *Ketten* und *treten*, *leiden* und *streiten*, *Auge* und *Strauche*. — Die angehängten drey Erzählungen sind alle nicht ohne Interesse. Die erste: *Roger* und *Marie* (aus den alten *Contes et Fabliaux*), zieht besonders durch innige, zärtliche Liebe an, welche in einem leichten, fliessenden Stil durch viele Umstände und Hindernisse glücklich hindurchgeführt, aber gegen das Ende durch geschichtliche Kürze zu sehr beeilt wird. Noch mehr sind die beiden folgenden historisch und skizzenhaft, zumal gegen das Ende. Von den *drey Geliebten*, die besser die Liebenden hiessen, benimmt sich Agnes in der Nacht doch gar zu zuvorkommend, und noch plötzlicher erscheint sie zuletzt als Unglückliche. — Der *Trauring* ist eine Gespenstergeschichte, die besonders die Phantasie anregt und die Aufmerksamkeit spannt, aber desshalb nicht ganz befriedigt, weil die sehr interessante Spukgestalt ohne weitere Beziehung, Auflösung oder Verschmelzung ins Ganze eingemischt und vorübergeführt wird.

T. Z.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Karl von Bourbon*. Eine Tragödie in fünf Acten von *Vetter*. 1813. XIV und 164 S. 8. (16 Gr.)

Diese Tragödie, die der Vf., hauptsächlich um die Handlung seines Helden zu entschuldigen, mit einer Vorrede, und zuletzt zur Erklärung mancher Scenen mit historisch erläuternden Anmerkungen versehen hat, ist in jedem Betracht ein sehr schwaches Product, wir mögen nun auf die Behandlung des Stoffs und der Charaktere, oder auf Gedanken und Worte sehen. Die Personen reden darin gar nicht, wie es Leuten ihres Standes zukommt, und auch die Bezeichnung ihrer Eigenthümlichkeit und die Äusserung ihrer Affecte geschieht auf eine pedantisch unbeholfene Weise. So sagt Bourbon in einer Unterredung zum Könige ziemlich plötzlich und geradezu: Ihr seyd ein kleiner Mensch! Und der König spricht in einer anderen Scene:

Wie ist mir, Marschall! ist der Rede Sinn
Mehr Wahrheit, als Beredsamkeit, so ehr'
Ich diesen Stolz, der Eure Unschuld ist.

Die Worte *Sinn* und *Tiefe* müssen in dem Stücke gewiss einige Hundertmal herhalten, und an bekannten Stellen, die aus anderen Trauerspielen entlehnt sind, wimmelt es. Gleich der Anfang lautet:

Die schönen Tag' in Fontainebleau sind
Vorüber.

Bourbon spricht wie Graf Posa: Gebt Eure Seelen frey! Und ruft bey einer anderen Gelegenheit aus: O Gott, das flücht'ge Leben ist doch schön! S. 91 heisst es: Auch das Leben ist nur ein Moment. S. 9 äussert Johanna, die Hofdame, gegen die Königin Mutter:

Und wenn er einst, vernehmt es laut,
An blendend gold'nem Faden Eurer Gunst,
Um Eurer Liebe *Sonnenscheibe flattert* —
Vernehmt es, Königin: Ich, ich zerreiss ihn!

Wie es der Vf. anfängt, Gedanken in Bilder einzukleiden, davon mag folgende Stelle zeugen:

Ich könnte die Entschuldigung
Für Schmeicheley aufnehmen, möcht' ich je
Der Wahrheit *tiefes Korn* im *dunkeln Schutt*
Der Schmeicheley erspähn.

Und merkwürdig ist es, wie er oft die Worte zum Behuf der Verse aus einander gerissen hat, z. B. S. 5:

Dass diesen Sohn die hohe kö-
nigliche Gunst zu der betäubenden

und S. 10:

Von deines Lebens Uhr ist deiner Hoff-
nungen Gewicht unwiderruflich ab-
gelaufen.

Dieses Trauerspiel nun, an dem weiter nichts als der gute Wille und die für das Wohl der Menschheit eifernde Gesinnung zu loben, ist der russischen Kaiserin Mutter gewidmet.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
OCTOBER 1814.

CHEMIE.

1) Hannover, in der helwingschen Hofbuchhandlung: *G. F. von Wehrs*, Geh. Leg. Rath, *Citronensaftsurrogate. — Etwas über den Lotus, die Blumenbinse, Arakatscha und die peruvianische Kartoffel wie Brodsurrogate.* — Aus dessen vermischten ökonomisch-technologischen Nachrichten besonders abgedruckt. 1814. 22 S. 8. (3 Gr.)

2) Ebendaselbst: *G. F von Wehrs: Der Ahornzucker.* 1814. 46 S. 8. (6 Gr.)

3) Ebendaselbst: *G. F. von Wehrs: Der Runkelrübensyrup und Runkelrübenzucker. Runkelrübensurrogate zur Syrup- und Zucker-Fabrication.* 1814. 452 S. 8. (16 Gr.)

4) Ebendaselbst: *G. F. v. Wehrs: Der Traubensyrup und Traubenzucker.* 1814. 31 S. 8. (3 Gr.)

5) Ebendaselbst: *G. F. v. Wehrs: Der Honigsyrup und Honigzucker, auch Syrup- und Zucker-Bereitung aus Zwetschen, Äpfeln, Birnen, Malz und Mais.* 1814. 70 S. 8. (6 Gr.)

Es war eine Zeit, wo man nach Surrogaten mit einer unglaublichen Begierde haschte, und oft die verschiedenartigsten Sachen an die Stelle anderer, zur Gewohnheit gewordener setzte. Man erinnere sich nur der Kaffee-, Thee-, Chocolaten- und verschiedener Farben-Surrogate. Es ist gewiss, dass jeder wahre Staatsmann (denn von Surrogaten abstrahiren wir) darauf bedacht seyn muss, inländische Producte oder Educte den ausländischen Materialien stets vorzuziehen, wenn die letzteren an und für sich keine Vorzüge haben, oder, was dasselbe ist, wenn beide auf gleicher Stufe der Vollkommenheit stehen. Dem Chemiker aber ist es überlassen, darüber zu entscheiden, weil es darauf ankommt, die Mischung und Wirkung der (Nahrungs- u. s. w.) Mittel zu bestimmen; von ihm ist zu verlangen, dass er wisse, ob eine der anderen ähnliche Sache ein Surrogat, d. i. ein blosser Stellvertreter, oder ob es dieselbe Sache sey. So ist z. B. der krystallisirbare Zucker verschiedener inländischer Pflanzen kein Surrogat des Rohrzuckers, sondern beide sind ein und dasselbe. Der Traubenzucker, der Maulbeer-, Birnen-Zucker u. s. w., Zuckersäfte, die der wahren Krystallisation nicht fähig sind, können als wahre Surrogate betrachtet werden. Ganz heterogene Körper sollte man gar nicht Surrogate nennen. Ganz etwas anderes aber ist es, wenn die Rede von Luxusartikeln ist, und der Staatsmann es für nothwendig findet, gewisse wohlfeilere, inländische, an die Stelle sehr theuerer, überflüssiger ausländischer Körper zu setzen. Hier ist die Rede nicht von einer gleichen Beschaffenheit der Naturproducte, sondern es kömmt nur darauf an, Verschwendungen zu verhüten. Allein diess bleibt gewöhnlich ein eiteles Bestreben, selbst wenn der Handel und Wandel nicht dadurch beeinträchtiget wird. Es ist gewiss nicht nothwendig, dass der Europäer Chocolate, Kaffee, Zimmt und andere einem anderen Welttheil eigenthümliche Substanzen geniesse; auch aus Europa's mütterlichem Schoosse entspriessen Gewächse, deren Bestandtheile den Gaumen kitzeln, und vollkommen dem Zwecke jener Artikel entsprechen: aber man hat vor ein paar Jahren gesehen, wie sehr Gewohnheit und Luxus über alle Verbote triumphiren. Es fehlt jedoch auch nicht an Beyspielen, dass einzig Vorurtheile wahren Surrogaten ausländischer Artikel nachtheilig sind; in diesem Falle gebührt es dem Staatsmanne, ein kräftiges Wort zu reden. Wir wollen jetzt sehen, in wiefern der Vf. der angezeigten 5 Schriften sich durch Empfehlung einer grossen Anzahl von Surrogaten ein Verdienst erworben hat.

No. 1. Hr. *v. Wehrs* empfiehlt 1) den Anbau des Berberitzenstrauchs (*Berberis vulgaris*), in sofern derselbe auch in der Färberey, zum Heckenbau u. s. w. nützlich ist. Die Beeren sollen ausgepresst, und entweder der geläuterte Saft, oder das Extract derselben als Surrogat des Citronensaftes angewandt werden. Bey der Anpreisung dieses Mittels hat der Vf. wohl schwerlich die Mischung berücksichtiget. Denn, wenn wir auch keine genaue Analyse der Berberitzbeeren besitzen: so wissen wir doch aus *Scheele's* Versuchen, dass diese Früchte nur Äpfelsäure enthalten. Der Vf. führt unter andern an, dass getrocknete und gestossene Beeren, der Maisch von Kornschrot hinzugefügt, die Ausbeute an Brantwein vermehren. In diesem Falle müssten also die Berberitzbeeren entweder eine grosse Menge zuckerartiger Theile enthalten, die, in gehöriger Menge hinzugefügt, in die geistige Gährung übergehen; oder sie dienen auch nur (in geringerer Quantität angewandt) als Ferment. Im letzteren Falle hätten sie schwerlich Vorzüge vor irgend einer anderen sauren Frucht. — 2) Die Blätter der *Verbena triphylla* (*Aloysia citriodora*). Die Säure in den aromatischen Blättern dieser chilischen baumartigen Pflanze, die

bey uns seltener als selbst der Citronenbaum ist, hat noch Niemand bestimmt, und der Vf. macht bloss darauf aufmerksam, dass diess Gewächs, wenn es im Winter erfrieren sollte (denn vor Winterkälte muss es geschützt werden), bis auf die Wurzel abgesägt werden könne, damit es neue Schösslinge treibe. — 3) Moosbeeren (*Vaccinium Oxycoccos*). Der Saft dieser bey uns sehr seltenen Frucht liefert in der That, mit Wasser u. s. w. vermischt, ein sehr angenehmes Getränk, dessen sich die Russen im Sommer sehr häufig (und wenn auch nicht, wie der Vf. anführt, als Surrogat der Citronen zu Punsch) als eines erfrischenden Getränkes bedienen; aber die Säure derselben ist ebenfalls nicht genau bekannt. Nach *Scheele* enthält sie jedoch wirklich ausser Äpfel- auch Citronen-Säure. — 4) Beeren des Traubenkirschbaums (*Prunus Padus*). Nach *Johns* chemischer Untersuchung enthalten alle Theile des Baumes (besonders die Blüthen) viel Blausäure, und nach des Vfs. Versicherung haben die Früchte einen zusammenziehenden widrigen Geschmack. Im ersten Falle dürfte also der häufige Genuss Nachtheil für die Gesundheit erregen; im letzten verschwindet die Ähnlichkeit mit Citronensäure. Ausserdem scheinen diese Bäume nur sehr selten Früchte zu tragen. — 5) Preusselbeeren (*Vaccinium Vitis idaea*). Von dieser Frucht wird bekanntlich in der Ökonomie häufig Anwendung gemacht. Sie enthält nach *Scheele* wirklich etwas Citronensäure, und ihr Saft würde, wenn nicht andere Beymischungen ihm einen Nebengeschmack ertheilten, in der That unter den Surrogaten, die der Vf. empfiehlt, (nach den Moosbeeren) den ersten Rang einnehmen. Schade nur, dass die Frucht an so wenig Orten wächst! — Das letzte Surrogat sind die Tamarinden, also eine Pflanze, die wir kaum in Gewächshäusern kennen! — Das heisst doch wohl: *Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.* — Wenn man es genau überdenkt: so haben wir noch gar keine bekannte Frucht, welche die Citronensäure in so grossem und reinem Masse enthielte, als die Citronen; aber wir besitzen Früchte, die sich ihnen näheren. Die Stachelbeeren, die Heidelbeeren, Kirschen, Erdbeeren, Weinbeeren, Johannisbeeren enthalten *Scheele's* und *John's* Untersuchungen zufolge Citronensäure, und ihr Saft verbindet mit anderen Vorzügen einen so lieblichen (obgleich wie die Citronen ebenfalls in ihrer Art eigenthümlichen) Geschmack, dass Rec. nicht daran zweifelt, jene Früchte (besonders die rothen Johannisbeeren) lassen sich in vielen Fällen als Surrogat der Citronen anwenden. — Übrigens ist bekannt, dass die Weinsteinsäure, die man sich so wohlfeil verschaffen kann, häufig statt Citronensaft zur Punschbereitung gebraucht wird, und dass, wenn man derselben einige Spuren frisches Citronenöls hinzufügt, es oft schwer hält, zwischen Punsch mit Citronensaft, und Punsch mit jenem Extracte bereitet, zu unterscheiden. — *Etwas über den Lotus* (*Nymphaea Lotus L.*). Diese Pflanze, welche bey den Alten, besonders den Ägyptiern, in so hohem Ansehen stand, und von der wir bey Prosper Alpin, Herodot, Dioscorides, Plinius, Mungo Park u. a. Autoren Nachricht erhalten, ist oft mit *Zizyphus Lotus W.* verwechselt worden. Sie trägt Saamen, von dem sich die Ägyptier Mehl bereiteten. Der Vf. will desshalb aufmerksam darauf machen, ob nicht auch in unseren Bächen, Gräben oder Flüssen Pflanzen wachsen, die ein so schönes Nahrungsmittel liefern. — *Blumenbinse* (*Butomus umbellatus L.*). Der Vf. glaubt, dass die getrockneten Wurzeln zum Brodbacken anzuwenden seyen. Von der *Arakatscha* oder *Arracacha*, welche in Santa Fé de Bagota auch unter dem Namen Opio bekannt ist, weil die Pflanze mit dem Opium Ähnlichkeit hat, theilt er die Nachricht mit, welche der spanisch-südamerikanische gelehrte Reisende *Vargos* bekannt gemacht hat. Demnach scheint die Pflanze ein Doldengewächs zu seyn. Die Wurzeln sind nicht knollen-, sondern spindelförmig, und haben einigermassen den Geschmack der Petersilienwurzel. *Lampadius*, welcher im N. allg. Journ. f. Chemie und Physik 1813. S. 360, die Analyse der Arakatsch mitgetheilt hat, scheint sich daher geirrt, und statt dieser die peruanische Erdtoffel, deren der Vf. am Ende dieser Schrift gedenkt, und deren Anbau er zur Veredlung unserer Kartoffeln empfiehlt, angewandt zu haben. Auch wir haben uns überzeugt, dass die peruanische Kartoffel ergiebiger ist, als unsere alte Saat.

No. 2. Nachdem Hr. *von Wehrs* zuerst der Hauptquelle des Zuckers, des Zuckerrohrs (*Canna de Othaheiti* und *C. creolia*), Erwähnung gethan hat, geht er oberflächlich zum Geschichtlichen, Naturgeschichtlichen und Botanischen der Ahornbäume über. Er spricht dann von der jährlichen Consumtion des in den vereinigten Staaten gewonnenen Zuckers; von der vom Prof. *Kalm* beschriebenen Art und Weise, wie in Nordamerika der Ahornzucker verfertiget wird; von der Gewinnung des Zuckers durch das Gefrieren nach *Obadjah Scott* in Lucerne; der Gewinnung durch freywilliges Verdunsten des Saftes. Es folgen Dr. *Rush* Vergleichungen des Ahorn- und Rohr-Zuckers, und die daraus entspringenden Vorzüge des ersteren vor letzterem als Resultat; die Angaben der Ausbeute nach *Hermbstädts*, *Kohlerts*, *Kalm's* und eigenen (?) Versuchen; Vorzüge der einen Art Ahornbäume vor der anderen; Cultur derselben; Anbau durch Saamen; Benutzung des Holzes; Bereitung des Zuckers in unseren Gegenden. Zuckerfabrication nach *Röhringer* in den kaiserl. österreichischen Staaten, wo der Vf. das ganze Resultat der in Österreich vielfältig unternommenen Versuche im Grossen aus der nicht im Buchhandel erschienenen, auf Kosten der Regierung gedruckten Schrift: „Über die Zuckererzeugung aus dem Safte des Ahornbaums, Wien 1810," mittheilt. Fürst Auersberg hat auf eigene Kosten 1810 eine Zuckersiederey errichtet, welche auf 30,000 Gulden zu stehen kommt. Auf seinen Gütern ist eine Plantage von Ahornbäumen angelegt worden, die über 1,000000 Ahornbäume (*Acer platanoides*

noides und *Acer pseudo-platanus*) verspricht, aus deren Saft jährlich 3 bis 400 Centner Zucker gewonnen werden soll, und schon im Jahr 1811 hatte man in dieser Siederey von 6000 Bäumen 1,500 Pfund Rohrzucker verfertiget. — Allen Versuchen und Beobachtungen aus den ältesten und neuesten Zeiten zufolge, erleiden die Bäume durch das Anzapfen keinen Schaden. — Der Vf. führt hierauf die Beyspiele von patriotischen Gesinnungen einiger Fürsten und anderer Männer auf, die, von der Nützlichkeit der Ahornbäume überzeugt, diese in ihren Besitzungen zur Bereitung des Ahornzuckers anlegen liessen. Der Fürst von Colloredo Mannsfeld, Graf Joseph Nostiz, Fürst von Lichtenstein, Samuel Bertinger (Apotheker zu Eperies in Ungarn), der Grossherzog Karl Theodor Anton Maria von Frankfurt haben sich um den Betrieb der Ahornzuckersiedereyen und den Anbau der Bäume vorzüglich Verdienst erworben. Den Beschluss machen einige Notizen über den Nutzen der Birken. So wie also in Preussen, Frankreich, Sachsen u. a. Städten vorzüglich die Runkelrüben gepriesen wurden: so geschieht dieses in Österreich, Ungarn, Galizien, Böhmen, mit den Ahornbäumen, und der in dieser Schrift gemachten Berechnung zufolge ist es nicht allein eine Kleinigkeit, jene Staaten mit inländischem Zucker zu versehen, sondern es kann jährlich auch noch eine Portion Ahornzucker ausgeführt werden. So wie aber die Production des Runkelrübenzuckers bisher immer noch ein blosser frommer Wunsch eifriger Patrioten geblieben ist: eben so scheint es sich mit der Ahornzuckerraffination zu verhalten, und der Vf. dieser gut ausgearbeiteten, und mit gehöriger Literatur versehenen Schrift verfehlt nicht, die Vorzüge, die das Zuckerrohr noch immer gewährt, wenigstens zu berühren. Nach unserem Urtheil scheint das Klima und der Boden auf die Beschaffenheit des Saftes einen zu grossen Einfluss zu haben, als dass sich von der Cultur des Ahorn —, noch mehr aber der bloss mit unkrystallisirbarem Zucker versehenen Birke, aller Orten grosser Vortheil versprechen liesse: denn an den Orten, wo Rec. mit den Baumsäften Versuche anstellte, blieb man weit entfernt, sagen zu können: *Finis coronat opus.*

No. 3. Seit kurzer Zeit sind auch die Herolde, welche dem Staate Millionen von Einkünften durch die Anlegung von Runkelrüben-Zuckerfabriken verkündigten, von dem Theater der Welt verschwunden. Nur noch einzelne Töne ihrer Weltposaunen, die nicht in den Korn- und Kartoffel-Feldern verhalleten, giebt das Echo zurück: denn die Vortheile, welche die Production des Zuckers aus Stärke gewährt, sollen ungemein beträchtlicher seyn. Hr. *v. W.* scheint jedoch diese, wie andere Surrogate, bloss als Mittel zu betrachten, um sich vom Auslande etwas unabhängiger zu machen. *Sapienti sat!* — Der Ursprung des Mangolds und der Runkelrübenarten, der botanische Theil, verschiedene zweckmässige ökonomische Benutzungen dieser Pflanzen, die Cultur, die verschiedenen Arten, Abarten und Spielarten, die Arzneykräfte derselben u. s. w. sind zu Anfang dieser gehaltvollen Schrift beschrieben. Dann geht der Vf. zu *Marggrafs* bekannter Entdeckung, *Hofmann's*, *Achard's*, *Hermbstädt's* Versuchen über. Hierauf stellt er allgemeine Grundsätze auf, die beym Runkelrübenbau zu beobachten sind; unter andern bemerkt er, er habe gefunden, dass nicht völlig ausgewachsene Runkelrüben mehr Zucker liefern, als solche, welche ihre völlige Grösse erreicht haben. Dass der übele Geschmack des Runkelrübensyrups von dem salzsauren und äpfelsauren Kalk allein herrühre, wie er S. 289 bemerkt, ist wohl nicht der Wahrheit gemäss, sondern jener ist vielmehr den einer jeden Pflanze eigenthümlichen, mit zuckriger Materie verbundenen, schleimigen, extractartigen und harzigen Theilen zuzuschreiben. Dieser Geschmack ist dem Syrup, er mag nun aus einer Pflanze bereitet seyn, aus welcher er wolle, nicht anders zu nehmen, als durch die Krystallisation. Selbst die rohe Rohrmoscovade hat einen eigenthümlichen Geschmack. Hieraus mag man urtheilen, welchen Glauben die Runkelrübensyrup-Fabricanten verdienen, die einen den indischen Syrup weit übertreffenden Runkelrübensyrup ankündigen. — Runkelrüben-Waschmaschinen nach *Flashof*, *Hennig*, *von Kless*, *Werner*, *Engelke*, *Siebecke*, *Lampadius*, nach der französischen Methode u. s. w. — Verfahren beym Auspressen, Einkochen und Reinigen des Saftes. Krystallisation des Syrups. Scheidung der Melasse. *Hermbstädt's*, *Deyeux's*, *Derosne's* Methoden. — Berechnung der Kosten. — Schwerlich möchte Hn. *v. W's.* Vorschlag, die Speisen beym Kochen mit blossen Runkelrüben zu versüssen, Beyfall finden. Wunderlich klingt es auch, zu hören, dass man den Runkelrübensaft (freylich nach der Versicherung Anderer) durch faulen Birnensaft veredeln, und von seinem Nebengeschmack befreyen könne. — Fabrication des Zuckers im Grossen. Hn. v. Grauvogels Fabrik, in der das Pfund Zucker 1 Gulden 16 kr. kosten soll, und die 1809 schon 20,000 Pfund Zucker lieferte, in der Folge aber fünfmal soviel versprach. Vom December 1811 bis zum 23 Aug. 1812 soll sie über 10,000 Pfund Zucker verkauft haben. Dort wird auch aus verfaulten Rüben Zucker producirt. — *Achard's* Fabrication. — Des Prinzen von Anhalt-Pless Verdienste um diesen Erwerbszweig. Des Kaufmanns *Placke's* Fabrik zu Magdeburg, wo 1811 2,000000 Pf. Rüben verarbeitet sind. Es ist höchst interessant, die Entdeckungen dieses Mannes zu lesen; aber ungleich wichtiger muss der einmonatliche Unterricht seyn, wofür er nur ein Honorar von 500 Th. Gold nimmt. — *Hammers* Entdeckungen. *Freyer's* Fabrication des Syrups, der den indischen weit übertrifft. Fabrication zu Petzen. Die Verdienste des Dr. Juris *Anton Burckart* zu Constanz, der vorzüglich daran laborirt, den Zucker von metallischen und kalkigen Stoffen zu befreyen. Die Compagnie Manera in Höchst. *Nau's* Fabrication zu Aschaffenburg, und des Fürsten Primas Verdienste, der bekanntlich Männer, welche sich damit beschäftigten, ungemein

unterstützte. *Fischers* Fabrication auf des Grafen Pötting Herrschaft. — *Blumentritt's* und *Neudeck's* Fabrik. Der Baronesse *Nachotsky* Fabriken. Die Einrichtungen einer Menge von Fabriken in den k. österreichischen Staaten, vorzüglich in Böhmen. In der Herrschaft Horzowitz wurden die ersten eisernen Kessel vortheilhaft eingeführt. Fabriken in Russland der Hnn. *Blankenagel*, *F. v. Malzoy*, des *Majors v. Jermolajev*, die beiden tulaischen und 1 tambowische Fabrik. Nun folgen die ungeheuren Fabriken in Frankreich, wodurch alle anderen verdunkelt werden. Aus dem dem Kaiser Napoleon im Jahre 1811 — 12 abgestatteten Bericht ergiebt sich, dass nur ein sehr kleiner Strich Landes erfoderlich sey, um 30,000000 Pf. Zucker zu produciren, und dass das Land 60,000000 Franken in baarem Gelde zurücklegen könne, die bisher in das Ausland versandt seyen. — Fabriken in Holland, in Italien. Consumtion des Zuckers in verschiedenen Reichen. — Durch diese mit vieler Literatur und Notizen versehene Zusammenstellung alles dessen, was über die Runkelrübenzucker-Fabrication, über den Anbau und die anderweitige Benutzung der Mangoldarten bisher bekannt geworden ist, hat sich Hr. *v. Wehrs* für die Geschichte dieses Gegenstandes ein Verdienst erworben, wenn wir auch am Ende nur das Resultat hervorgehen sehen, dass die Fabriken, statt vieler Millionen Thaler, die nicht allein dem Lande durch die Entbehrung des indischen Zuckers erhalten werden, sondern die auch die verschiedenen europäischen Kaiserthümer und Königreiche durch auswärtigen Debit erzielen sollten, die in den Berechnungen als *plus* aufgeführt werden, in der Wirklichkeit nur *minus* in den Cassen hervorgebracht haben, und dass ihr Betrieb stets dann im vollen Flor war, wenn die Regenten sie mit baarem Gelde und Grundstücken unterstutzten, dass sie aber augenblicklich in Stockung geriethen, wenn jene Quellen versiegten.

Zuletzt giebt der Vf. noch eine grosse Anzahl Pflanzen an, aus deren Theilen man entweder Zucker oder Syrup bereiten könne. Auch fügt er die Beschreibung des Verfahrens zu jener Bereitung hinzu. Die zuckerhaltigen Pflanzen sind folgende: 1) Gelbe und weisse Möhren (*Daucus carotta L.*). Der Vf. beschränkt sich darauf, bloss einen Syrup daraus bereiten zu lehren; allein er nennt Chemiker, welche krystallinischen Zucker daraus gewonnen haben wollen. Wir bezweifeln indess die Wahrheit des letzteren Punctes, weil der sogenannte Mohrrübensyrup, wenn er auch 20 bis 30 Jahr alt wird, doch keine Spur von Zucker absetzt, und dieses stimmt mit *Marggrafs* Versuchen überein. 2) Wurzeln des sibirischen Heilkrauts (*Heracleum sibiricum*), und 3) Gemeines Heilkraut (*H. spondylium*), letzteres soll nach Einigen einen festen Zucker liefern. 4) Kürbiss (*Cucurbita*), empfiehlt der Vf. sehr. Es ist möglich, dass eine und die andere Art dieser Früchte etwas reichhaltig an Zucker ist; allein nach unseren, vor etlichen Jahren angestellten Versuchen enthält der gemeine Kürbiss eine so geringe Menge honigartiger Theile, dass es nicht der Mühe werth ist, ihn darauf zu benutzen. Ungleich mehr zuckerige Theile enthalten 5) die Wassermelonen, wenn sie sehr reif geworden sind, was jedoch nur in wärmeren Gegenden geschieht. 6) Süssholz (*Glycyrrhiza glabra*) anzubauen, empfiehlt der Vf. vorzüglich. Wir bezweifeln jedoch seine Nützlichkeit als Zuckersurrogat gar sehr. Auch steht der eingedickte Saft (Lakritzeusaft) bis jetzt immer noch in einem höheren Preise, als der Zucker selbst. — Vom Anbau dieser Pflanze. Wildes Süssholz (*Astragalus glycyphyllos L.*). 7) *Oleo* oder *Saggina di Cafreria* der Italiener (*Holcus sorghum L.*). 8) Sorgpflanze (*Fucus palmatus L.*). 9) Kastanien (*Fagus castanea*). Zucker nach *Guerrazzi's* Methode. 10) Maulbeeren, aus denen *John* 1811 den Zucker abschied. 11) *Sium Sisarum*, aus denen *Marggraf* schon eine sehr grosse Menge Zucker erhielt. 12) Queckwurzeln (*Trit. repens*). 13) *Kirchhofs* Zuckerfabrication aus Stärke durch Kochen mit Schwefelsäure und die verschiedenen vereinfachten und verbesserten Methoden. 14) Milchzucker, durch Gefrieren der Milch bereitet, wie diess nach *Jährig* die mongolischen Völker an der Grenze des Gouvernements Irkutz thun. Der Vf. glaubt, dass der Milchzucker ein besseres Surrogat, wenigstens für einige Gegenden Russlands, als der Stärkezucker, abgeben dürfe. Hierin irrt sich derselbe sehr, da der Milchzucker fast gar keine versüssenden Eigenschaften besitzt, und dabey sehr schwer auflöslich ist. 15) Johannisbrod (*Ceratonia siliqua*), nach *Ferrara's* Angabe. 16) Blume der *Asclepias syriaca*. 17) Wacholderstrauch (*Juniperus communis*). Diess ist das Verzeichniss derjenigen Pflanzen, welche Hr. *v. W.* als solche empfiehlt, die nach dem Urtheile verschiedener Männer mit so reichlichem Zuckerstoffe angefüllt seyen, dass sie als Surrogate dienen können. Unter ihnen sind jedoch nur sehr wenige, welche diesem Zweck einigermassen entsprechen könnten; die meisten enthalten bloss Spuren einer süssen Materie, und die Anzahl dieser Pflanzen ist ungemein gross, wovon man sich in *John's* chemischen Tabellen, Nürnberg 1814. Tab. III, überzeugen kann. Bemerken müssen wir noch, dass Hr. *v. Wehrs* in der Regel die Cultur und Naturgeschichte der Pflanzen, von denen die Rede war, angeführt hat. — In einem Nachtrage sind noch mehrere Notizen, die Runkelrüben-Zuckerfabrication betreffend, enthalten; allein auch hier bemerken wir, dass einige Schriftsteller nicht berücksichtiget sind; vorzüglich vermissen wir die englische Literatur. Hr. *v. W.* schliesst diese Schrift mit der Stärkezuckerfabrication. Hier wird, zufolge einer in Journalen erschienenen Bemerkung, umständlich erörtert, dass nicht Hr. *Kirchhof*, sondern Hr. *Wuttig*, der Entdecker des Stärkezuckers sey. Jetzt ist es indess wohl ausser Zweifel gesetzt, dass dem Ersteren die Ehre der Entdeckung (und wenn auch nur der zufälligen) gebührt. Übrigens ist es eigentlich *Fourcroy* (*Syst. des conn. chym.*), der viele Jahre früher die Erfahrung machte, dass Stärke, mit Säuren behandelt, eine süsse Beschaffenheit annehme. Ihm ging es aber mit seiner Entdeckung, wie *Marggraf* mit der Auffindung des Zuckers in den Mangoldarten.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

CHEMIE.

1) Hannover, in der helwingschen Hofbuchhandlung: *G. F. von Wehrs*, Geh. Leg. Rath, *der Traubensyrup und Traubenzucker* u. s. w.

2) Ebendaselbst: *G. F. von Wehrs, der Honigsyrup und Honigzucker, auch Syrup und Zuckerbereitung aus Zwetschen, Äpfeln, Birnen, Malz und Mais* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der zuerst aufgeführten interessanten Abhandlung sind alle Versuche enthalten, die sowohl im Kleinen, als im Grossen in Frankreich zur Gewinnung des Traubensyrups und der Traubenmoscovade angestellt sind. Sehr ausführlich macht der Vf. auf die von verschiedenen Chemikern angegebenen Methoden, den Zuckerstoff aus den Trauben abzuscheiden, aufmerksam. Zufolge eines von *Berthollet*, *Chaptal*, *Parmentier* und *Vauquelin* im Jahre 1811 dem Kaiser abgestatteten Berichts sind 2,500,000 Kilogramm Traubensyrup in Frankreich gewonnen. — Der geschichtliche Theil des Traubenzuckers ist nicht mit der gehörigen Genauigkeit bearbeitet worden. So ist es z. B. wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die Griechen und Römer Kenntniss vom Traubensyrup gehabt haben, und davon finden wir hier nichts. Ferner scheint es dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn, dass lange Zeit vor *Hermbstädt* schon *Glauber* und *Junker* den krystallinischen Zucker vom Traubensyrup schieden. *Glauber* fand ebenfalls schon, dass man aus dem Honig die zuckerigen Theile ohne Geruch und allen Geschmack abscheiden könne. Auch *Marggraf* schied schon 1747, also eine lange Reihe von Jahren vor *Hermbstädt*, aus den Trauben (Rosinen) die zuckerige Materie.

No. 2. 1) *Honigsyrup und Honigzucker.* In dieser Abhandlung redet Hr. *v. W.* von dem uralten Gebrauche des Honigs; von der vortheilhaftesten Anwendung desselben als Zuckersurrogat; von der Nützlichkeit der Bienenzucht und deren grösserer Verbreitung in den europäischen Staaten, und von der Reinigung des Honigs nach dem Verfahren verschiedener Chemiker. Seine eigene Methode, die hier gerühmt wird, den Honig durch öfteres Hineinwerfen glühender Nägel zu reinigen, ist höchst unzweckmässig und verwerflich. — Alles dieses ist ganz gut erörtert, wenn wir es eben auch nicht etwas Vollständiges nennen können. Es hat sich noch eine grosse Anzahl Männer mit diesem Gegenstande beschäftiget, welche hier nicht angeführt sind; wir nennen nur *Lowitz*, *Meyer* in Stettin, *Guilbert* in Frankreich, *Völker*, *Barton*. Auch über giftigen Honig musste nothwendig etwas gesagt werden: denn nicht jeder Honig dürfte so sehr gesund seyn, als er gepriesen wird. — Wir pflichten dem Vf. vollkommen bey, dass bey den ältesten Völkern, namentlich den Hebräern, Griechen und Römern, vorzugsweise der Honig in Gebrauch gewesen sey, und dass der Zucker Anfangs nur als Medicament diente, weil man ihn noch nicht aus dem Rohre zu gewinnen wusste; jedoch verdiente dieser Gegenstand wohl noch besonderer Aufmerksamkeit, als wir ihm hier widmen können. Ohne Zweifel bedienten sich die Alten doch auch anderer Süssigkeiten, namentlich der Manna und einiger Fruchtsäfte. Darin aber müssen wir uns von des Vfs. Meinung entfernen, dass das Tabascir oder Tabaschir der Zucker sey, von welchem Plinius handelt. Diese bey den Arabern in hohem Ansehen gestandene Substanz, die sich in den Knoten der Bambusa findet, scheint nur von einigen Autoren mit dem Zucker verwechselt zu seyn, woher auch der Name *Saccar Mambu* entstanden seyn mag. Bey *Rhazes* kömmt das Wort Tabaschir (wahrscheinlich persischen Ursprungs) öfter vor. Man hielt es Anfangs theils für Salz, theils für geronnene Milch, theils für Kampher u. s. w. Jetzt wissen wir aus *Fourcroy's*, *Vauquelin's* und *Johns* Analysen, dass es hauptsächlich aus Kieselerde bestehe, gar keinen Zucker enthalte, und folglich die merkwürdigste Absonderungsmaterie des organischen Reiches sey.

2. *Syrup- und Zucker-Bereitung aus Zwetschen, Äpfeln, Birnen, Malz und Mais.* Auch hier verfährt der Vf. wie oben, indem er die Bereitungsarten dieser Fruchtsyrupe nach den Vorschriften verschiedener Chemiker angiebt, und zugleich auf ihre anderweitige Anwendung zum Brantweinbrennen u. s. w. aufmerksam macht. Diese Zuckersäfte verdienen aber als Surrogate, besonders in Jahren, in denen Überschuss an Obst vorhanden ist, gewiss mehr Aufmerksamkeit, als Hr. *v. W.* ihnen zu schenken Willens ist; wenigstens übertreffen sie in jeder Hinsicht alle seine übrigen Surrogate, wenn wir den Honig ausnehmen. Diese Syrupe sind nicht allein leicht zu bereiten, sondern sie besitzen auch einen vorzüglich lieblichen Geschmack. — Der Malzsyrup, nach *Riems* Vorschlag, dürfte wohl nur in

ausserordentlichen Fällen empfohlen werden. Aufmerksamkeit aber verdient des Vfs. Vorschlag, sich zu vielem Backwerke u. s. w. des Malzmehls zu bedienen, weil dieses schon zuckerige Materie enthält. Endlich müssen wir auf einen Irrthum des Vfs. aufmerksam machen, den die Entdeckung des Zuckers in Pflaumen veranlasst hat. Diese gehört offenbar dem Prof. *John* an, der schon im Jahre 1810 in seinen Vorlesungen Pflaumensyrup producirte, und auch in demselben Jahre findet sich in der berliner Zeitung eine Nachricht von seinen Arbeiten. In seinen 1811 erschienenen chemischen Untersuchungen handelt er wieder über diesen Gegenstand, so wie über den ungemein grossen Zuckerstoffgehalt der Maulbeeren und Pastinakwurzeln, welche letztere Hr. *v. W.* gänzlich übergeht. Zwar haben die Hnn. Dr. *Lüdersen* und Apotheker *Heydeck* vom König von Westphalen für diese Erfindung eine Gratification von 4000 Franken erhalten; allein sie soll erst im December 1810 dem Finanzminister bekannt gemacht seyn, und ins Publicum kam sie noch später. — *Gmelin* zählt die Pflaumen, wie alle süssen Früchte, zwar zu den zuckerigen Substanzen; allein er hat unseres Wissens nie Zucker daraus dargestellt, was der Vf. ohne alle Nachweisung anzeigt, und die noch früheren Versuche des Hn. *Staudenmeyer* verdienen eben so wenig grosses Vertrauen, weil, ausser jetzt, nie davon die Rede war. In dem 4 Bd. der chemischen Schriften No. V. S. 25 bemerkt *John*, dass es ihm gelungen sey, den Pflaumensyrup ohne alle Künsteley zu krystallisiren. — *Buchholz*, der zwey Jahre später über diesen Gegenstand geschrieben hat, gelang es nur, den Syrup vermittelst Weingeist zu krystallisiren, ein Verfahren, das im Grossen ganz unausführbar ist. J. A.

MATHEMATIK.

Darmstadt, b. Stahl: *Neuer Repetitionstheodolit*, verfertigt von *Hector Rössler*, grossh. hessisch. Hofmechanicus in Darmstadt; beschrieben von *C. L P. Eckhardt*, grossh. hess. Regierungsrath, Obersteuercommissär und Chef des Bureaus der allg. Landesverm. in Arnsberg. Mit 2 Kupfertafeln. 1813. 16 S. 4.

Diese Schrift kann als die erste literarische Frucht eines kleinen mathematisch - mechanischen Vereins angesehen werden, welcher sich seit einigen Jahren in Darmstadt gebildet hat, und dessen löbliches Streben dahin geht, eine nicht gewöhnliche Genauigkeit und Vollendung in seine Arbeiten zu legen. Hr. *Rössler*, ein Schüler von *Baumann*, tritt mit rühmlichem Fleisse in die Fussstapfen seines berühmten Lehrers, und sucht seinen Instrumenten die solide Eleganz zu geben, welche dieser in den englischen Werkstätten gelernt hat. Er verfertigt die Instrumente für die Vermessung des Herzogthums Westphalen. Hr. *Eckhardt* ist Chef dieser Vermessung, und hat als solcher die beste Gelegenheit, über die Genauigkeit und Bequemlichkeit der Instrumente ein gegründetes Urtheil zu fällen.

Hr. *E.* beschreibt zuerst einen Theodoliten, welchen er sowohl für das Repetiren der Horizontal- als der Vertical- Winkel eingerichtet hat, und untersucht dann die Fehler, welche ein solches Winkel-Instrument haben kann; — zuerst die beständigen, dann die veränderlichen Fehler.

Da diese Beschreibung ohne Kupfer nicht deutlich ist: so muss sich Rec. begnügen, auf das Buch zu verweisen; — er bemerkt nur, dass die Mikrometerschrauben keine Federn und Ketten haben. Diese Vorrichtung sollte bey einem so kostbaren Instrumente nicht fehlen, besonders wenn es wiederholt, da sie gerade bey diesem wegen des vielen Handhabens am nothwendigsten ist, wenn man schnell und sicher messen will. Das blosse Schlitzen der Mutter hebt den todten Gang der Schraube nicht auf. Die grossen Wiederholungskreise, welche *Delambre* bey der französischen Gradmessung gebrauchte, hatten freylich auch keine Federn und Ketten: allein wie unvollkommen waren diese auch, wie grob die Theilung, und wie klein die Verniere! Im 2 Abschnitte beschreibt Hr. *E.* seine Repetitions - Methode. Nachdem er den W. 10mal wiederholt hat: so dreht er den Kreis um 180°, so dass die Seite, welche vorher links war, zur Rechten zu stehen kömmt. Das Fernrohr wird dann unten durchgeführt, damit das Objectiv wieder aufs Signal zugekehrt werde, und Hr. *E.* macht wieder 10 Beobachtungen. Hiedurch werden die Fehler, welche daraus entstehen, wenn die optische Axe des Fernrohrs sich nicht senkrecht auf der Ebene des Kreises bewegt, gegen einander aufgehoben. — Dieses ist wichtig, da bey Theodoliten diese Fehler die gewöhnlichsten, und zugleich am schwersten zu bestimmen sind. Hr. *E.* giebt, wie Alle, welche über das Wiederholen geschrieben haben, die Anzahl der Wiederholungen in Decimalzahlen an, — wahrscheinlich der bequemeren Division wegen. Dieses ist fehlerhaft. Bey dem *Meyerschen artificio multiplicationis* ist es wesentlich, dass man den besten Punct der Theilung zum Abfahrpuncte macht, und dass man so lange rund misst, bis man wieder nahe auf dem Abfahrpuncte angekommen ist. Hiedurch werden die Fehler der Theilung und der Excentricität unmittelbar aufgehoben. Bey einem W. von 66° muss man nicht 10mal wiederholen, sondern 11 mal. Man kommt dann bis auf 6° wieder auf den Abfahrpunct, statt dass man sonst 60° davon entfernt blieb, wo man sich also auf die Richtigkeit eines 10mal grösseren Bogens verlassen muss. Im 3 Abschnitte beschreibt Hr. *E.* die Methode, senkrechte Winkel mit Wiederholung zu messen, und macht hier darauf aufmerksam, wie schwierig es sey, sich des senkrechten Standes des Kreises beym Umwenden um 180° zu versichern. Rec. kennt auch diese Schwierigkeiten, und er möchte fast der Meinung seyn, dass, wenn der Kreis an einer langen

horizontalen Axe befestigt ist, man sich seines senkrechten Standes noch eher versichern kann, als wenn er an einer Säule läuft, die oben und unten in Körnern geht. Im 4 Abschnitt wird ein Theodolit beschrieben, welcher blofs auf horizontale Winkel eingerichtet ist, — und im 5 ein zweyter, der nicht repetirt, und blofs für kleinere Messungen bestimmt ist. — Diesen wünscht Hr. *E.* an die Stelle der Messtische zu setzen. Rec. glaubt, dass Hr. *E.* von diesem Wunsche zurückkommen werde, wenn er bey der Catastral-Vermessung an die Aufnahme des Details kommen wird. Der Messtisch bleibt das erste Instrument für richtige Chartenaufnahmen, weil Alles an Ort und Stelle aufgenommen und aufgetragen wird, und mit ihm begeht der Landmesser ungleich weniger Irrthümer, als mit jedem anderen Instrumente; auch findet er sie geschwinder.

Da diese Theodoliten schon seit mehreren Jahren in der arensbergischen Vermessung gebraucht worden sind: so hätte Rec. gewünscht, dass Hr. *E.* ein Verzeichniss der mit ihnen gemessenen Winkel mitgetheilt hätte, um hieraus die mittlere Genauigkeit zu sehen, mit der sie die Winkel messen. Auch ein zweytes Register über die Anzahl der Winkel, die ein Beobachter mit ihnen in einem Jahre gemessen hat, wäre nützlich gewesen. Man hätte hieraus beurtheilen können, wie viel Zeit auf jeden Winkel verwendet werden müsse, und wie theuer er zu stehen kommt. Denn bekanntlich hängt der Werth jeder Messung von ihrer Genauigkeit und von ihrer Wohlfeilheit ab, und bey der Einführung eines neuen Instruments in eine Landesvermessung wird nicht allein gefragt, wie genau man damit messen könne, sondern auch wie wohlfeil. — Die beiden Kupfertafeln stellen das Instrument in perspectivischem Aufrisse dar, und empfehlen sich durch Klarheit und Eleganz des Stiches.

Nachdem Rec. den Inhalt der Schrift angezeigt hat: so will er seine Meinung über das Instrument selbst hinzufügen. Hr. *E.* ist für dioptrische Instrumente, des stärkeren Lichts wegen; — Rec. ist für Spiegel-Instrumente, der grösseren Leichtigkeit wegen, und wegen der schnelleren Arbeit, da man sie überall, auch im ungünstigsten Locale, aufstellen kann. Hier sind die Gründe für unsere Meinung. Bey jeder Messung geht die Genauigkeit, welche erreicht werden soll, aus der Natur der Messung hervor, und steht im Verhältnisse mit den Zwecken der Messung und mit den Kosten, welche auf sie verwendet werden sollen. Bey einer Catastralvermessung will man eine genaue Steuerrolle. Die Fehler der alten Steuerrollen gehen auf 50, 60, 70 p. C. und drüber; in Frankreich war der mittlere Fehler noch weit höher; 10 p. C. scheint die mittlere Genauigkeit zu seyn, welche man bey einem guten Cataster wird erhalten können, wobey 9 p. C. auf die Fehler des Abschätzens des reinen Ertrags und 1 p. C. auf die Fehler der Messung kommen. Man kann freylich viel genauer als bis auf 1 p. C. messen; allein wenn man auch bis auf $\frac{1}{10}$ genau misst: so wird das Cataster doch nicht merkbar genauer, und man würde, indem man eine grössere Genauigkeit von den Landmessern foderte, die Messung unnöthiger Weise erschweren und vertheuern. Wenn die Feldmesser in ihren Flurcharten eine Genauigkeit von 1 p. C. haben: so müssen die Trigonometer in ihren Dreyecken des dritten Rangs eine Genauigkeit von $\frac{1}{500}$, in denen des zweyten eine von $\frac{1}{1000}$, in denen des ersten eine von $\frac{1}{3000}$ haben. Rec. weiss aus Erfahrung, dass diese Genauigkeit sich sehr leicht mit Spiegelsextanten erreichen lässt, wenn man sich nur die Mühe genommen, die beständigen Fehler der Theilung aufzusuchen. Die Länge der Dreyeck-Seiten bey einer Landesvermessung ist gewöhnlich nicht über 2 bis 3 Stunden, und Rec. hat manchen Winkel gemessen, wo sie 7 bis 8 Stunden waren, und wo er beym Zusammenbringen der Bilder keine Schwierigkeiten fand. Auch hat er oft gefunden, dass, wenn er die Thurmspitzen im Fernrohr des Sextanten nicht deutlich sehen konnte, das Taschenperspectiv sie ebenfalls undeutlich zeigte, und dass dann die Ursache nicht katoptrisch war, sondern in der Luft lag. — Nun ist aber kein Instrument, mit dem man so viele Winkel in einem Tage messen könnte, und welches sich überall so leicht aufstellen liesse, als der Sextant; — und keins, welches sich so beschwerlich aufstellen liesse, als der Theodolit. Hr. *E.* sagt S. 9: „Vor jeder Winkelmessung muss sich der Beobachter einen bequemen und dem Instrumente einen festen Stand zu verschaffen suchen." Aber das ist es eben — *hic Rhodus, hic salta!* Wenn Hr. *E.* mit seinem Theodoliten z. B. in den düsseldorfer Lambertithurm kommt: wo will er ihn aufstellen? Unten, wo Platz ist, sind keine Fenster; und lässt man welche brechen: so sieht man manchen Thurm nicht, nach dem man zu messen hat. Oben in der Spitze sind 4 Fenster, man ist nahe im Centro, und übersieht die ganze Gegend. Allein die Sparren laufen enge beysammen; es ist kein Platz für den Theodoliten, und die hohe Thurmspitze oscillirt. Mit dem Sextanten wurden hier alle Winkel mit der grössten Leichtigkeit gemessen; — und so ist es in allen Thürmen. Zu Bensberg setzt man den Sextanten mitten auf den Knopf des Schlossthurms, — indess auf diesem ganz vortrefflichen Beobachtungspuncte ein Theodolit gar nicht aufgestellt werden könnte. Misst man mit Sextanten: so kann man alle vorhandenen Kirchthürme benutzen; misst man mit Theodoliten: so muss man Signale bauen, wodurch die Messung theuer wird. — Man sagt, mit Theodoliten messe man genauer. Rec. will das zugeben; allein was hilft eine Genauigkeit, die grösser ist, als die von der Regierung vorgeschriebene, da die gewöhnlichen Sextanten-Messungen schon viel genauer sind, als es die Regierung verlangte? Bey der bergischen Landesvermessung war, wie Dr. *Benzenberg* im 3 Theile seiner Geometrie S. 480 anführt, die mittlere Genauigkeit 15″ in den Winkeln und $\frac{1}{8000}$ in den Seiten, also doppelt so genau, wie vorgeschrieben war, und diese ganze Messung wurde mit 5- und 7-

zölligen Sextanten gemacht. — Die beste Einrichtung einer Catastralvermessung ist die, dass in ihr Alles verdungen wird. Die Regierung hat dann nur die Güte der Arbeit zu controlliren, und nicht den Fleiss der Arbeiter. Je grösser die Genauigkeit ist, welche bey dem Verdingen gefodert wurde: desto theurer werden sie. — Zwar mag es schön seyn, wenn das Dreyecknetz eines Landes so genau ist, dass es zugleich eine Gradmessung seyn kann: allein auch bey einer Gradmessung würden wir nie einen Theodoliten gebrauchen. Rec. hat den berühmten 3füssigen Theodoliten gesehen, den *Ramsden* für die schweizer Gradmessung, gemacht hatte. Man hatte für 250 Ldor. ein unbehülfliches Instrument gekauft. Es war auch *ein Berg* da, wo er hinauf gebracht werden konnte. — Die Theodoliten sind sehr zusammengesetzt, und dieses ist nach unserer Meinung das Schlimmste, was man von einem Instrumente sagen kann, mit dem man auf dem Felde unter günstigen und ungünstigen Umständen arbeiten muss. Die *bordaischen* Kreise mit 2 Fernröhren sind ebenfalls sehr zusammengesetzt, und taugen auch wenig; — die bequemsten und die einfachsten sind die *baumannschen*, mit denen man jeden Winkel in der Ebene misst, in der er liegt, und nachher durch Rechnungen auf den Horizont bringt. Da sie Fernröhre von 2 Zoll Öffnung uud 40mal Vergrösserung haben: so sieht man nicht allein schärfer, sondern man ist auch nicht genöthigt, so grosse Signale zu bauen, als man nöthig hat, wenn die Messung mit dem kleinen Fernrohr des Theodoliten geschieht. Rec. bemerkt nur noch, dass Hr. *Rössler* sein Instrument für 600 fl. rhein. verkauft, und schliesst mit dem Wunsche, dass es Hn. *E.* gefallen möge, uns bald mit mehreren Nachrichten über die arensbergische Catastral-Vermessung und ihre Resultate zu erfreuen. e * e * e.

Aus einer zweyten, bey uns eingegangenen Recension fügen wir Folgendes bey:

Ein Theodolit, der zur Vervielfältigung der verticalen so wie der horizontalen Winkel eingerichtet ist, konnte mit Recht als eine neue Erscheinung in diesem Zweige der Mechanik angepriesen werden. Von dieser Beschaffenheit ist der Rösslerische; und so schwierig es ist, bey der jetzigen Vollkommenheit der Winkelmesser mit einer neuen Idee aufzutreten: so wohlangelegt erscheint dieses neue Werkzeug, welches, so viel sich aus den Abbildungen entnehmen lässt, sich durch verhältnissmässige Anordnung der einzelnen Theile und durch geschickte Vertheilung der Schwere besonders empfiehlt. Alles wird davon abhängen, wie der Künstler seine Idee ausführt. Entspricht er auch hierin der Erwartung: so verdient doch sein Werkzeug alle Empfehlung. Nur bey grossen Verticalwinkeln besorgt Rec. einige Unbequemlichkeit in Hinsicht des kargen Raums für den Kopf des Beobachters, und es ist keine Frage, dass auch diese Unbequemlichkeit leicht zu beseitigen gewesen wäre. Es hätte ja nur das bekannte katoptrische Mittel, womit die Beobachtung grosser Verticalwinkel erleichtert wird, ausserhalb der Ebene des Verticalwinkels angewendet werden dürfen. Das Fernrohr für den Verticalkreis dürfte nur bey seinem Eintritt in die horizontale Axe senkrecht gebrochen, der Brennpunct des Objectivs zur horizontalen Axe hinausgeleitet, und diese somit zu einem Theile des Fernrohrs umgebildet werden. — Die Beschreibung enthält nächst der Gebrauchsanleitung noch einige Winke über die Fehler und deren Verhütung, von denen eine etwas ausführlichere Auseinandersetzung zu wünschen gewesen wäre.

Übrigens wundert sich Rec., dass der Name Theodolit, Geodolit, Geo-Theodolit nicht schon längst aus der Reihe der Kunstwörter verbannt ist. Ein deutsches Meisterwerk, wie es aus den Händen des vortrefflichen Reichenbach hervorgeht, sollte keinen Namen tragen, dessen Ursprung und Etymologie so problematisch ist.

— e —

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Darmstadt*, b. Stahl: *Herbstblumenkranz.* Niedergelegt auf das Grab des ehrwürdigen Greises, des lieblichen Dichters Jacobi in Freyburg im Breisgau von *Henriette von M. Montenglant*, geborne *von Cronstein.* Mit fünf Musikblättern. 1814. 194 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Publicum lernt in der Verfasserin dieser Gedichte eine geistreiche und gefühlvolle Dichterin kennen, die mit erhabener, reiner Seele die Gegenstände in sich aufnimmt, und, ohne der weiblichen Milde und Anmuth zu schaden, hin und wieder viel Kraft offenbart, womit sie auch oft sehr glücklich die Schwierigkeiten des Ausdrucks und des Verses überwindet. Ihre Gedichte bestehen fast alle in lyrischen Ergiessungen von zärtlich-ernster und düsterer Beschaffenheit und in gelegentlichen Gefühlsäusserungen und Mittheilungen gegen Freunde und Bekannte, woran sie einen allgemeineren Gedanken oder eine flüchtige Betrachtung knüpft. Daher haben auch nicht alle das Vollendete eines für sich bestehenden Ganzen, sondern manche wirken nur fragmentarisch als Anregungen, die mit Vorfällen im praktischen Leben in enger Verbindung stehen, wohin wir selbst die edeln, frommen patriotischen Äusserungen rechnen. An Tiefe des Gefühls mit düsterem Colorit zeichnet sich vorzüglich das Gedicht aus: *die Gestorbene an . . .*; ein anderes *an die Fluten des . . .* ist voll Geist; am erhabensten und kräftigsten dünkt uns aber das Gedicht: *Auf einer Reise im Schwarzwalde*; so wie ein anderes: *Meinem Sohn Fritz*, in einer ungesuchten, natürlichen Sprache durch *Innigkeit* den Weg zum Herzen findet. Ein kleineres mit der Überschrift: *Er*, klingt wie ein Gruss auf einfach altdeutsche Weise. In der *Dichter-Gallerie* sagt sie sehr treffend von *Goethe*:

Stattlich, gediegen und hehr, prangst *du* erhabene Ceder
Einfach in hoher Gestalt, köstlich im innersten Kern,
Bringst aus der Vorwelt den Gruss, hebst in die leuchtenden Wolken
Kommender Ewigkeit kühn, sicher entgegen dein Haupt.

Die mitgetheilten kleinen Gelegenheitsgedichte sind grösstentheils artig und geistreich. Von den Epigrammen führen wir eins an, das etwas stark ausfällt.

Frage.
Wo wohnt die Treue? „Im Busen der Mutter."
Wo weiter? „Vergieb mir, o starkes Geschlecht!
Noch höchstens ein Pudel, der ehret ihr Recht."

Das beygefügte kleine Drama: *Die neuen Spartaner*, betrachten wir nur als eine Kraftübung im historisch-tragischen Fache, womit es aber, wie bekannt, Dichterinnen nur äusserst selten gelingt. Weitschweifige steife Reden statt einer charakteristischen (jedem Charakter angemessenen) Sprache verhindern hier das dramatische Leben, das man in der unmittelbaren Darstellung von sichtlichen Dingen erwartet. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

OCTOBER 1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Hitzig: *Predigten, vor verschiedenen Gemeinden zu Berlin gehalten*, von D. *Philipp Marheinecke*, ordentl. Professor der Theol. an der königlichen Universität. 1814. VIII u. 216 S. 8. (20 Gr.)

Die hier erscheinenden Predigten, sagt Hr. *M.* in der Vorrede, sind in demjenigen, was sie von mir an sich haben, so ganz und gar Kinder der Zeit, dass ich, falls sie einmal, wie man verlangte, ans Licht treten sollten, nicht zögern durfte, wenn sie nicht gar bey dem raschen Gange der Zeit, gleich nachdem sie entstanden waren, wieder veralten sollten. — Allerdings ist es nicht zu verkennen, dass sie das Gepräge der Zeit an sich tragen, und mit vieler Berücksichtigung der Umstände und Zeichen der Zeit ausgearbeitet sind. Dennoch wird das Meiste, was sie enthalten, anwendbar bleiben, so lange religiöser Sinn nicht von der Erde verschwunden, und Religion noch Bedürfniss der Menschheit ist. Der Predigten sind neun; ihre Hauptsätze sind: Christus ein Fall und Auferstehen Vieler in dem verflossenen Jahr (am Sonnt. n. Weihn. 1812). Von Vereinigung der Härte und Schonung gegen das Böse (am 5 Epiph. 1813). Von der göttlichen Sicherheit, womit der Erlöser in seiner letzten Stunde sagen konnte: es ist vollbracht (am Charfreytage 1813, über Joh. 19, 30). Dass man dem Herrn nicht recht und wahrhaft dienen könne, ohne sein Wort zu vernehmen (über Luc. 10, 38 — 42). Wie nur im wahren Glauben Heil zu finden sey gegen das öffentliche Unglück (am 22 Aug. 1813, über Luc. 19, 41 — 48). Wie man frommer Helden Namen würdig feyern könne (am Reformationsfeste 1813, über Joh. 12, 25, 26). Wie so vergeblich dem Aufkommen Christi sich die Welt widersetze (am Sonnt. nach Neujahr 1814). Christus der Weg zum wahren Leben (am 1 Epiph. 1814). Von der Demuth (am 3 Epiph. 1814). Angehängt ist eine Rede an *Fichte's* Grabe gesprochen, den 31 Jan. 1814. Nicht zu verkennen ist in diesen Predigten der Scharfsinn des Vfs., und seine Fähigkeit zu einem vorzüglichen Kanzelredner, so wie der heilige, religiöse Sinn, von dem er beseelt ist. Lobenswerth ist die Kürze und Bestimmtheit der Hauptsätze, und die Natürlichkeit ihrer Ableitung aus dem Texte, welcher auch in der Ausführung sehr gut benutzt wird. Die Disposition ist im Ganzen genau und gründlich, die Ausführung empfiehlt sich durch Lebhaftigkeit und Wärme, durch Reichthum der Gedanken, durch Berücksichtigung der Zeitumstände, durch Würde und ästhetischen Geschmack, ohne den Vorwurf ästhetischer Überladung sich zuzuziehen, der den früheren Predigten des Vfs. zu machen war. Indessen wünschte Rec. diesen Predigten mehr ächte Popularität, hie und da eine erschöpfendere Disposition, in einigen Unterabtheilungen weniger Weitschweifigkeit, und im Ausdruck weniger Gesuchtes und Mystisches, weniger rednerischen Putz, wodurch der Vf. sich selbst widerspricht, da er, so viel Rec. sich erinnert, in seiner Grundlegung der Homiletik alle oratorische Kunst aus christlichen Predigten verbannt wissen will. Die *Rede an Fichtes Grabe* wird nicht ohne Theilnahme als Erinnerung an einen Mann gelesen werden, der in der Geschichte der Philosophie immer denkwürdig bleiben wird.

7. 4. 5.

ANSBACH, in der gassertschen Buchhandlung: *Predigten zur häuslichen Erbauung*, von *Heinrich Theodor Stiller*, königl. baier. Decan, Schul-Inspector des Districts Heidenheim, und Pfarrer zu Dittenheim. *Erster Band*, welcher die Predigten vom Neujahre bis Ostern enthält. 1813. VI und 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Predigten bedürfen keineswegs die Nachsicht, um welche der Vf. die Beurtheiler derselben bittet. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen. Der Zweck, den Hr. *St.* sich vorgesetzt hatte, die Bibel geachteter zu machen, den schwach gewordenen Glauben zu stärken, die kalten Herzen zu erwärmen u. s. w., wird gewiss erreicht werden bey denen, die sie aufmerksam lesen, und ihre Fortsetzung allen, denen es um wahre Erbauung zu thun ist, willkommen seyn. Der Vf. hat in allen die analytische Methode, und meist recht glücklich beobachtet, daher sie mehr als Homilieen zu betrachten sind, bey denen jedoch eine allgemeine Ansicht des Textes zum Grunde liegt. Die Sprache, von der er fürchtet, dass sie zu einfältig und prunklos seyn möchte, ist rein und wahrhaft populär, ohne ins Niedrige zu fallen. Dass der Text gehörig erklärt und reichlich benutzt ist, lässt sich schon aus dem Umstande erwarten, dass der Vf. der analytischen Methode gefolgt ist. Das Exordium bereitet auf die Abhandlung gehörig vor; die Gebete sind kurz, jedoch erhebend, ohne schwülstig zu seyn; die Abhandlung selbst ist praktisch, und nicht ohne Licht, Leben und Wärme. Möge der Vf. die folgenden Bände bald erscheinen lassen: so wird ein recht

zweckmäfsiges Buch für die häusliche Erbauung zu Stande kommen, das, mit weniger Einschränkung, auch zum Vorlesen in Landkirchen sehr brauchbar seyn wird. In dem gegenwärtigen Bande sind 18 Predigten enthalten, über die evangelischen Perikopen, mit Ausnahme der ersten Predigt am Neujahrstage, welcher Jes. 41, 10 zum Grunde liegt.

7. 4. 5.

Bremen, im Comptoir für Literatur: *Communionbuch zur Belehrung und Selbstprüfung sowohl für erwachsene als junge Christen.* Herausgegeben von *Heinrich Wilhelm Rotermund*, Pastor am Dom zu Bremen. 1814. 187 S. 8. (12 Gr.)

Dieses Communionbuch gehört zu den besseren und vorzüglicheren. Es besteht aus Gebeten, Prüfungen und Betrachtungen. Die Gebete sind erbaulich, die Prüfungen gründlich, und die Betrachtungen erwecklich. Nur vermisst man hie und da, besonders in den Prüfungen, den eigentlichen Gebetston; es wird Gott so viel vorgesagt und vorgestellt, dass es scheint, als ob er darüber belehrt werden solle, und der Name Gott steht oft ganz müssig, ein Fehler, den dieses Buch mit mehreren seines Gleichen gemein hat, und der durch geschickte Wendungen leicht vermieden werden könnte. Den Gebeten und Prüfungen sind auch Lieder beygefügt, die passend, aber von ungleichem Werthe sind.

φ.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Communionbuch für Christen aller Confessionen.* 1813. 259 S. 8. (6 Gr.)

Ein Communionbuch für Christen aller Confessionen darf, wie wir glauben, keine dogmatischen Unterscheidungslehren enthalten, sondern muss sich blos auf die allgemein anerkannten moralisch-religiösen Glaubenslehren des Christenthums einschränken. Es darf also auch nicht, wie in diesem Buche geschieht, von Christo reden, als Ewigem, Allmächtigem, als Schöpfer und Herrn des Himmels und der Erden, der unsere Natur angenommen habe, und Gott selber sey; dass er habe sterben wollen, um die sündigen Menschen mit seinem Blute zu versöhnen, dem ewigen Richter. Dass er auch als Mensch allmächtig mit Gott herrsche, dass er sichtbar wiederkommen, die Menschen richten, zum Himmel erheben oder zur Hölle verstossen werde, und dass alle ihre Schicksale hier und jenseits des Grabes nur in seinen Händen ruhen, diese und andere dergleichen Lehren gehören in ein solches Erbauungs-Buch nicht: denn die Erbauung wird nicht durch religiöse Meinungen, sondern wirkliche Religionslehren befördert. Übrigens ist der Vortrag erbaulich, und für ungebildete Christen befriedigend, welche die Gedanken weder scharf untersuchen, noch die Worte zählen und wägen, den Mangel an Genauigkeit in beiden nicht bemerken, und daher auch in ihrer Andacht nicht leicht gestört werden. Der Inhalt des Buches ist mannichfaltig; es begreift Betrachtungen über das heilige Abendmahl, handelt von demselben überhaupt, und von der Vorbereitung auf dasselbe besonders. Die Betrachtungen sind für allerley Arten von Christen: für junge Christen, beym ersten Abendmahls-Genuss, für junge Leute, für christliche Hausväter und Hausmütter, für alte Personen, für arme verlassene Wittwen, am Krankenbette, nach überstandener Krankheit, nach dem Tode von Angehörigen, für Schwächliche und Gebrechliche, für Arme, für solche, welche im Zeitlichen zurückgekommen sind, für christliche Dienstboten, für solche, welche bisher im Leichtsinn lebten, welche ihr Gewissen ängstigt, welche unverdient von Anderen schwer zu leiden haben, für rechtschaffene Christen, welche bey dem besten Willen immer noch im Guten zurückbleiben, für Trübsinnige und Missmüthige, für Frauenspersonen, welche sich haben verführen lassen. — Den Beschluss machen Lieder und Gebete über das Leiden und Sterben des Erlösers, und andere diesen Materien ähnliche.

φ.

Berlin, b. Maurer: *Spuren der Gottheit im anscheinenden Zufalle.* Wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker. Von *Samuel Christoph Wagener.* Zweyter Theil. Mit einem Titelkupfer. 1810. 346 S. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. mit dem Zusatze „*wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker*" habe sagen wollen, versteht Rec. nicht. Schicklicher würde der Zusatz gewesen seyn: für gläubige Seelen, als welche die Spuren der Gottheit suchen, und mit Freuden anerkennen, wo sie dieselben finden. Die 94 bald kürzeren bald längeren Erzählungen sind in zehn Abschnitte abgetheilt. Es ist, selbst für die Tendenz des Buchs, nicht ohne Wichtigkeit, zu sehen, zu welchen Abschnitten sich die wenigsten und die meisten Beyspiele gefunden haben. So hat der dritte Abschnitt: „Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in *absichtlichem* Aufschub wohlverdienter Strafe," nur mit drey Erzählungen ausgefüllt werden können, in denen man noch obendrein das Absichtliche etwas weit suchen muss; da hingegen im zehnten Abschnitte: „Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in mancher Lebensrettung," neunzehn Erzählungen aufgeführt sind. So hat auch der sechste Abschnitt: „Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den überwiegenden Segnungen nach harten Schicksalen," nur durch drey Beyspiele ausgeführt werden können, unter denen das erste wenigstens nicht recht passen will; hingegen wird die Wahrheit, die im vierten Abschnitte ausgesprochen ist: „Eine höhere Weltregierung wird sichtbar durch die Gewalt des Gewissensgefühls und der tief empfundenen Reue," durch vierzehn, durchaus passende Erzählungen bestätiget, gerade so, wie im zweyten Abschnitte, wo von der Entdeckung geheimer Verbrechen durch sonderbares Zusammentreffen der Umstände die Rede ist. — Übrigens herrscht in diesem zweyten Theile durchaus mehr Umsicht und Überlegung, als man in dem ersten

Theile gewahr wird, und die Erzählungen sind im Ganzen glücklicher eingeordnet. Vielleicht hätten aber die einzelnen Momente derselben für den allgemeinen Zweck, wenigstens in einigen Stücken, etwas stärker hervorgehoben, und ihrer Tendenz gemäss bezeichnet werden können. Diess hindert aber nicht, das Buch in vieler Hinsicht als eine nützliche, und sogar erbauliche Lectüre zu empfehlen. Besonders können auch Geistliche und Schullehrer für ihren Beruf einen guten Gebrauch von den hier mitgetheilten Erzählungen machen.

sfc.

KATECHETIK.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Materialien zu Katechisationen nach Anleitung des Katechismus Lutheri.* Zum Gebrauch für Lehrer, welche nach diesem oder auch nach einem anderen Lehrbuche in der christlichen Religion Unterricht ertheilen. Von *Johann Ludolph Parisius*, Superintendenten und erstem Prediger zu Gardeleben im Elbdepartement. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. 348 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Materialien liefern einen reichen Stoff zum Unterrichte in der christlichen Religion. Luthers Katechismus ist dabey als Leitfaden zum Grunde gelegt, und eine Einleitung über die Welt, den Menschen, die Religion, die Bibel und den Katechismus vorangeschickt. Aus diesem ist das Brauchbarste ausgehoben und benutzt, das Unbrauchbare darin übergangen, und das Unrichtige berichtigt worden. Warum der Vf. zu diesem Unterrichte gerade den lutherischen Katechismus gewählt habe, darüber erklärt er sich in der Vorrede so: Es ist nun einmal nicht anders, und für jetzt und auf einmal läfst es sich nicht ändern, man muss auf bessere Zeiten und günstige Umstände hoffen. Er erklärt also den Katechismus für unbrauchbar, und führt selbst umständlich die Gründe an, warum er für unsere Zeiten nicht passe, und nicht füglich zu gebrauchen sey. Aber wann sollen denn nun die besseren Zeiten und günstigen Umstände kommen? Wie lange haben wir nicht schon darauf gehofft? Und werden sie je kommen, wenn das Volk nicht näher hierüber belehrt wird? Die Bahn muss einmal gebrochen werden. Hätte Luther so gedacht: so würde er den Katechismus auch nicht geschrieben haben. Wenn man sich an das Volk kehren will: so kann gar nichts Heilsames, von dem Alten Abweichendes, geschehen; es wird sich immer dagegen sträuben. Soll ja der lutherische Katechismus noch beybehalten werden: so übergehe man diejenigen Hauptstücke, welche von den Sacramenten handeln, und fast ganz ungeniessbar sind, und halte sich bloss an die drey ersten Hauptstücke, welche noch immer das Beste und Brauchbarste sind. Übrigens ist das Werk mit vieler Gründlichkeit, Klarheit und Deutlichkeit geschrieben, und dem Geiste des Christenthums vollkommen angemessen.

φ.

Kiel, in der akademischen Buchhandlung: *Confirmanden-Büchlein*, enthaltend einen kurzen Inbegriff des Christenthums, einen Abriss der christlichen Kirchengeschichte, und das Wichtigste vom christlichen Kalender, nebst einigen Gebeten, zunächst für seine Confirmanden entworfen, von *Johann August Mau*, Prediger zu Probsteier-Hagen, im Holsteinischen. 1813. 106 S. 8. (6 Gr.)

Was dieses Büchlein verspricht, das leistet es. Der kurze Inbegriff des Christenthums erklärt, was Religion und christliche Religion sey, entwirft ein treffendes Gemälde von Christo, redet von seinem Namen, von seiner Person, von seiner Lehre, seinen Thaten, seinem Beyspiele, seinem Tode, dessen Zweck und Gebrauch, von seiner Auferstehung und ihrem Nutzen, seiner Erhebung im Himmel, seinem überirdischen Zustande, von seiner Wiederkunft zum Gericht, und belegt dieses Alles mit Bibelstellen. Zugleich wird von der Erlösung Jesu, von der Göttlichkeit seiner Lehre, und vom Glauben an ihn, ohne alle weitere Erklärung gesprochen. Obgleich gegen einige dieser Behauptungen von der Vernunft Zweifel erregt werden können: so sind sie doch biblisch, und lassen sich durch die angeführten Stellen nach einer wörtlichen Erklärung rechtfertigen. Dann wird von den christlichen Glaubenslehren gehandelt, unter denen uns diese aufgefallen ist, dass sich Gott geoffenbart habe als Vater, Sohn und heiliger Geist. Die Pflichtlehre wird in zehn Geboten vorgetragen. Das erste heisst: Du sollt Gott über Alles lieben, und diese Liebe sollst du beweisen durch Freude an Gott und willigen Gehorsam gegen seine Gebote, durch kindliche Furcht und Demuth vor Gott, durch Dankbarkeit und Zufriedenheit, durch Vertrauen und Ergebung in seinen Willen. Bey jeder Pflicht werden die Sprüche angeführt. Das zweyte Gebot: Du sollt dich selber lieben, und diese Liebe sollst du durch eine vernünftige Sorge für Leib und Seele, Gut und Ehre zu erkennen geben u. s. w. Das dritte: Du sollt dich selber verleugnen u. s. w. Das vierte: Du sollt dich selber beherrschen u. s. w. Das fünfte: Du sollt deinen Nächsten lieben als dich selbst u. s. w. Das sechste: Du sollt gerecht seyn u. s. w. Das siebente: Du sollt gütig seyn u. s. w. Das achte: Du sollt wahrhaftig seyn u. s. w. Das neunte: Du sollt leutselig seyn u. s. w. Das zehnte: Du sollt Liebe beweisen auch in den besonderen Verhältnissen und Verbindungen des Lebens.

In dem Abrisse der christlichen Kirchengeschichte ist die erste Trennung der griechischen Kirche von der römischen erwähnt worden; warum wurde nicht auch der letzteren völligen Trennung beider Kirchen im 11 Jahrhundert gedacht? Dass schon im 3 Jahrhundert die griechische Kirche von der römischen sich getrennt habe, davon findet sich in der Geschichte keine Spur. Das Wichtigste vom Kirchen-Kalender ist hinlänglich erklärt. Die Gebete sind zweckmäsig.

φ.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Über die Confirmation der Kinder und den Confirmanden-Unterricht, nebst einigen Confirmations-Reden,* von *J. L. Parisius*, Superintendenten zu Gardeleben, im Elbdepartement. Drittes Bändchen. 1814. 99 S. 8. (8 Gr.)

Dieser Theil hat uns vorzüglich gefallen. Er enthält eine Anleitung über die Anwendung der Elementarmethode bey dem den Confirmanden zu ertheilenden Religionsunterricht, ferner eine Confirmationsrede, nebst beygefügter Confirmationshandlung, Altargebete vor der Confirmation, Feyer des heiligen Abendmahls, und was damit verbunden ist. Der Elementarunterricht ist sehr gut aus einander gesetzt, zu welchem der Vf. die Richtung der Gedanken des Kindes auf einen bestimmten Gegenstand, und nächst ihm die Anweisung zum Denken und Sprechen rechnet. Auch was er von der Stufenfolge bey dem Unterrichte und der Methode desselben sagt, ist wohl durchdacht. Der übrige Unterricht ist von gleicher Güte, und das Buch verdient empfohlen zu werden. φ.

Linz, b. Haslinger: *Handbuch zur gleichförmigen Ertheilung des sechswöchentlichen in den kais. österreichischen Staaten beym Übertritte zu einer tolerirten Confession gesetzlich vorgeschriebenen Religionsunterrichts.* Sammt einer nachträglichen Anweisung, wie dasselbe bey anderen seelsorglichen Amtshandlungen zu gebrauchen ist. Verfasst im Jahre 180$\frac{8}{9}$ von *Franz Freindaller*, des oberösterr. regulirten Collegiatstiftes St. Florian Priester, Doctor und ehemaligem k. k. Prof. der Theol., linzischem Consistorialrathe, jetzt königl. baier. Districtsschul-Inspector, auch Landdechant und Stadtpfarrer zu Vöcklabrun. 1813. VIII und 356 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift soll eine Vertheidigung und Begründung der unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche enthalten. Eine andere Schrift des Vfs., welche unter dem Titel: „Über das Benehmen des Seelsorgers in Ertheilung des sechswöchentlichen, in den österreichischen Staaten bey dem Übertritte zu einer tolerirten Confession gesetzlich vorgeschriebenen Religionsunterrichts," erschienen ist, soll dem gegenwärtigen Handbuche als Einleitung dienen. Wir haben die Einleitung nicht gelehen, beschränken uns also bloss auf gegenwärtiges Handbuch. Die Einrichtung desselben ist so, dass bey jeder Lehre Erklärung, Beweis, Einwürfe und Nutzanwendung auf einander folgen. „Übrigens, sagt der Vf. S. VIII von seiner Arbeit voll Zutrauen, wird auch der standhafte Katholik, wenn er diese Schrift liest, manche Wahrheit seines Glaubens in einem neuen Lichte sehen, wird zu noch vollkommener Befestigung in demselben gelangen, und des Glücks, katholisch zu seyn, sich inniger freuen. Denn so viel haben die Stürme des Unglaubens, die unsere heilige katholische Religion zu vernichten droheten, endlich bewirkt, dass Alles nun erfrischt und aufgeheitert an ihr, vor unseren Augen sich ungleich herrlicher darstellt." Wir begnügen uns, um den Lesern einen Begriff von der Schrift selbst zu geben, nur einige Stellen auszuheben, wie sie uns gerade aufgestossen sind. Denn wir müssten ein Buch schreiben, wenn wir zu der Vertheidigung der unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche, wie sie hier geliefert wird, Gegenbemerkungen machen wollten. S. 350. „Im Wasser erscheint ein Stab krumm, der ausser demselben gerade ist. Das Auge giebt hier ein Zeugniss, dem man nicht folgen darf. Man ziehe den Stab aus dem Wasser, man wird sich überzeugen, dass er gerade ist. Im heiligen Abendmahle erscheint Brod und Wein, das es doch nicht mehr ist, seitdem beide in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt worden. Das Auge, der Geschmack, das Gefühl giebt hier ein Zeugniss, dem man nicht folgen darf. Man lese die Einsetzungsworte Jesu beym Abendmahle, die der functionirende Amtsnachfolger der Apostel wiederholt, und man wird überzeugt seyn, dass es kein Brod und Wein mehr ist, sondern der Leib und das Blut des Herrn. Dort berichtiget die Optik das Urtheil des Auges, hier die Bibel. Dort macht die Lichtsbrechung, dass etwas zu seyn scheint, was es nicht ist, hier macht es die Offenbarung." S. 353. „Eben weil Christus der Fels ist, auf den man trauen und bauen muss, ist Petrus bey Matth. 16, 18 als der Fels der Kirche zu verstehen, sonst wäre Christi Wort nicht wahr, und er selbst kein Fels." — — R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Der Katechismus Lutheri mit leitenden, erklärenden und beweisenden biblischen Sprüchen, und Versen aus alten und neuen Liedern,* bearbeitet von *Christian Gottlieb Schwarzen*, königl. preuss. Superintendenten und Pastor Primarius zu Grünberg. Ohne Jahrzahl. 62 S. 8. (4 Gr.)

Wer den lutherischen Katechismus ohne Erklärung, und die zur Erklärung ohne Auswahl beygefügten Stellen lesen will, der findet Beides in diesem Büchlein. Das Beste ist noch der Anhang, welcher ein ganz vernünftiges christliches Glaubensbekenntniss, eine kurze, aber gute Umschreibung des Vaterunsers, und eine zweckmässige Tugend- und Klugheits-Lehre enthält.

φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

THEOLOGIE.

Öhringen, auf Kosten des Vfs. gedruckt, bey Holl und Moss: *Homiletische Beyträge* von *Carl Friedrich Dietzsch*, drittem Pfarrer in Öhringen. *Ersten Bandes* erstes Heft. 1810. 190 S. Zweytes Heft. 1811. 192 S. Drittes Heft. 1812. 192 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Sehr bescheiden nennt der Vf. selbst diese Materialiensammlung für Prediger nur Beyträge, und will sie als solche betrachtet und beurtheilt wissen. Jedes Heft enthält drey Abtheilungen. Die erste umfasst *Entwürfe von Predigten* I) über die *gewöhnlichen* Sonn- und Festtags-*Perikopen* (im zweyten und dritten Hefte auch über Passionstexte), II) über die *im Königreich Wirtemberg neu eingeführten Evangelien*. Von den unter No. II befindlichen wollte der Vf. Anfangs noch eine grössere Anzahl, als von der ersteren Classe liefern. Da er aber den wenigsten Theil seiner Subscribenten unter den wirtembergischen Geistlichen gefunden hatte (was in der That befremdend ist): so gab er dann diesen Vorsatz auf, und nahm in seine Sammlung mehr Entwürfe über die gewöhnlichen Perikopen auf, wodurch seine Schrift allerdings an allgemeinem Interesse für Prediger aller deutschen Provinzen gewonnen hat. Die zweyte Abtheilung liefert *Homilieen über Abschnitte aus der evangelischen Geschichte*, im Auszuge mitgetheilt. Gewiss werden mehrere Leser mit dem Rec. wünschen, dass der Vf. bey einer Fortsetzung seiner Beyträge künftig mehrere Entwürfe dieser Art geben, und diese Abtheilung etwas reichlicher ausstatten möchte. Denn gerade an Homilieen dieser Art, wie sie der Vf. im Auszuge liefert, in denen alle Theile des bearbeiteten Textes zu *einem* Hauptgedanken vereinigt werden, besitzt unsere neuere homiletische Literatur weniger Vorrath, als an gewöhnlichen (synthetischen) Vorträgen. Die dritte Abtheilung enthält *casuistische Entwürfe*, von Confirmations-, Reformations-, Ernte-, Hochzeit-, Leichen-Predigten. Der Vf. hat diese Entwürfe aus den gewöhnlichen evangelischen Perikopen, mit Grundlegung besonderer Texte, entwickelt, weil er bemerkt hatte, dass die gewöhnlichen Perikopen gerade von dieser Seite noch am wenigsten bearbeitet worden waren. Unstreitig werden sich diese Beyträge, wie der Vf. in der Vorrede wünscht, bey längerer Fortsetzung (zu welcher Rec. den Vf. allerdings aufmuntern zu müssen glaubt) zu einem eigentlichen Magazine eignen. Sie erheben sich über das, was man in gewöhnlichen Sammlungen dieser Art erhält, und sind durch die Wahl sehr interessanter, wenig bearbeiteter, zum Theil origineller Themen, durch eine grösstentheils gut gehaltene logische Ordnung der Disposition, durch Gründlichkeit der Ausführung, durch eine treffliche Benutzung des Textes (aus dem nicht selten die einzelnen Hauptpuncte der Predigt mit vielem Scharfsinn, und doch nicht gekünstelt und gezwungen abgeleitet werden) ausgezeichnet. Der Vf. giebt mehr als den blossen logischen Grundriss, indem er die Predigten selbst in einem gedrängten Auszuge mittheilt, so dass kein Hauptgedanke übergangen wird, und die einzelnen Sätze stilistisch verbunden erscheinen. Seine Gabe, Richtigkeit und Reinheit der Sprache (den oft vorkommenden Provincialismus *Bälde* abgerechnet) mit Deutlichkeit und einer gewissen Lebendigkeit der Darstellung zu verbinden, und die Sprache der Bibel zweckmässig zu benutzen, leuchtet schon aus diesen Auszügen hervor, und ihre Lectüre erweckt in der That den Wunsch, dass der Vf. künftig auch bisweilen die eine oder die andere Predigt *vollständig* mittheilen möchte. Rec. begnügt sich, die interessantesten der in diesen Beyträgen behandelten Themen anzuzeigen, und bey einigen die Disposition (als Probe der Manier des Vfs.) beyzufügen. Dahin gehören aus dem *ersten Heft* folgende: *Von der Ähnlichkeit zwischen dem Verfall einzelner Familien und ganzer Reiche* (über das Evangelium am Sonntage Oculi). *Vergleichung zwischen dem Frühlinge und der Besserung des Menschen* (über das Evangelium am Pfingstmontage). I. Genauere Betrachtung dieser Vergleichung. Der Frühling hat mit der Besserung des Menschen sehr viele Ähnlichkeit, wir mögen auf den Zustand, in welchem sich der Mensch *vor* derselben, bey ihrem *Anfange*, und bey ihrem Fortgange befindet, sehen. II. Gebrauch dieser Vergleichung, 1) für *Ungebesserte*: diese muss die angestellte Vergleichung zur Kenntniss ihres Zustandes führen, aber sie auch zu einem gewissenhaften Gebrauch aller dargebotenen Gnadenmittel anhalten. 2) Für *Gebesserte*: diese müssen ihre Besserung dankbar als Gottes Werk betrachten, und mit diesem Danke unausgesetztes Fortschreiten in ihrer Besserung verbinden. *Was wir als Christen bey dem Greuel der Verwüstung, der gegenwärtig auf Erden waltet, zu thun haben* (Homilie über das Evangelium am 25sten Sonntage nach Trinitatis). 1) Mit weiser Besonnenheit die zweckmässigsten Masregeln zu unserer Rettung ergreifen,

2) Mitgefühl für fremde Noth bewahren, 3) Ziel und Grenze dieser Greuel der Verwüstung von Gott erwarten, 4) uns vor Verführung hüten, 5) den Greuel der Verwüstung, der gegenwärtig auf Erden waltet, als Gottes Werk betrachten. *Die Kindheit Jesu als ein Bild der nachherigen Schicksale seines Lebens* (am Feste der Erscheinung Christi über das im Königreich Wirtemberg eingeführte Evangelium Matth. 2, 1 — 23). *Woher es komme, dass die Liebe zwischen Ehegatten sich oft in Hass und Widerwillen verwandelt* (Hochzeitpredigt über Sirach 6, 9, und nach Anleitung des Evangeliums am ersten Advent). *Erinnerungen, welche der Winter in Absicht unseres Todes uns nahe legt* (Leichenpredigt über 1 Buch Mose 8, 22 und nach Anleitung des Evangeliums am zweyten Advent). Aus dem *zweyten Hefte: Von der Gewalt, welche wir Anderen durch pflichtwidrige Handlungen über uns einräumen* (Passionspredigt über das Verhör Jesu vor Pilatus). I. Ihre Beschaffenheit. Die Gewalt äussert sich dadurch, dass wir Anderen durch pflichtwidrige Handlungen die Schwächen unseres Herzens verrathen, bey dem Gebrauch der uns gegen sie zustehenden Rechte schüchtern, und selbst zu einer sclavischen Befolgung ihres Willens genöthigt werden. II. Die Folgen, die aus dieser traurigen Erfahrung als Regel für unser Verhalten fliessen. 1) Wir dürfen nie die pflichtwidrigen Handlungen Anderer zu einem unerlaubten Einflusse auf sie missbrauchen. 2) Wir müssen uns prüfen, ob wir nicht selbst unter einer solchen Gewalt stehen. 3) Wir können gegen eine solche Gewalt nur durch gründliche Besserung uns verwahren. *Wie wir es zu verhüten haben, dass wir nicht durch unsere eigene Schuld Freude in Traurigkeit bey uns verkehren* (über das Evangelium am Sonntage Jubilate). *Von den Tugenden, zu welchen Kinder ihren Ältern Veranlassung geben* (über das Evangelium am 21sten Sonntage nach Trinitatis). *Rücksprache mit uns selbst über den Zweck unserer Leichenbegleitungen* (Leichenpredigt über Prediger Salomo 7, 2 — 4, und nach Anleitung des Evangeliums am 3ten Advent). Aus dem *drittem Hefte: Von dem grossen Unterschiede zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Gemeinde Jesu auf Erden* (über das Evangelium am Sonntage Misericordias Domini). *Von den Antrieben zur Sittlichkeit, welche wir durch grosse Weltbegebenheiten erhalten* (am ersten und zweyten Pfingsttage über die gewöhnlichen Evangelien). *Von den Vorzügen des Mittelstandes* (über das Evangelium am ersten Sonntage nach Trinitatis). *Wie wichtig uns die Wahrheit seyn muss, dass es der Geist Jesu war, in welchem die Urheber der Kirchenverbesserung handelten.* (Am Reformationsfest über das im Wirtemberg am dritten Sonntage nach Trinitatis, auf welchen dort im Jahre 1811 das Reformationsfest fiel, neu eingeführte Evangelium Matth. 5, 1 — 16.) *Von der Grenzlinie, welche junge Christen bey ihrer Trennung von der Kinderwelt zu beobachten haben* (Confirmationspredigt über 1 Corinthier 14, 20). Rec. hat diese und die übrigen Entwürfe sämmtlich mit vielem Interesse verglichen, und fühlte sich nur hie und da veranlasst, die Richtigkeit einiger von dem Vf. aufgestellter Behauptungen in Anspruch zu nehmen, oder der Entwickelung einiger Begriffe und Sätze noch grössere Bestimmtheit und Vollständigkeit zu wünschen. Rec. möchte z. B. nicht mit dem Vf. im ersten Hefte S. 8 behaupten, die *Unwissenheit in der Religion* sey niemals grösser als jetzt gewesen. Man hat wohl mehr Ursache, über Mangel an *lebendigem Gefühle* der Wahrheit und Wichtigkeit religiöser Überzeugungen zu klagen. Wenn der Vf. in eben diesem Hefte S. 125 den jungen Christen, an welche seine Confirmationsrede gerichtet ist, zuruft: „Diese eure Religionserkenntniss war bisher nur Sache eures Gedächtnisses und Verstandes, woran das Herz keinen oder nur wenigen Antheil nahm": so ist diess offenbar *zu allgemein* behauptet. Warum sollte die religiöse Erziehung, wenn sie rechter Art ist, nicht auch im Stande seyn, das kindliche (ohnediess für Gefühle offene und der Natur noch nicht entfremdete) Gemüth mit lebendigen religiösen Gefühlen zu durchdringen, wenn auch erst das reifere Alter zu einem deutlicheren Bewusstseyn derselben gelangt? Die Erklärung des Begriffs *christlicher Religionsgebräuche*, welche der Vf. S. 89 giebt: „Unter christlichen Religionsgebräuchen versteht man alles das, was in der Absicht von uns geschieht, um unsere Ehrfurcht gegen Gott auf eine den Vorschriften Jesu gemässe Art zu äussern, und unsere sittliche Besserung nach unseren Umständen und Bedürfnissen dadurch zu befördern", umfasst auf der einen Seite zu wenig, auf der anderen zu viel. Zu wenig: denn auch der Ausdruck unserer Ehrfurcht und Liebe gegen Jesum selbst, und die Stärkung des religiösen Glaubens gehört zu dem Endzweck der Handlungen, welche wir christliche Religionsgebräuche nennen. Zu viel: denn wie unterscheiden sich nun Religions*gebräuche* von anderen Handlungen, welche ebenfalls unsere religiösen Gefühle äussern, und unsere sittliche Besserung befördern, ohne doch nach dem Sprachgebrauche mit dem Ausdruck Religionsgebräuche bezeichnet zu werden? (Würde man z. B. eine religiöse Unterredung mit Anderen, in welcher wir unsere Ehrfurcht gegen Gott an den Tag legen, und gute Entschliessungen fassen, einen Religionsgebrauch nennen können?) Auch kann sich Rec. nicht überzeugen, dass *Allmosen* überhaupt (wie der Vf. S. 90 äussert) zu den Religionsgebräuchen gerechnet werden können. Sie sind es nur dann, wenn sie mit einer anderen Handlung, welche das Gepräge eines religiösen Gebrauches an sich trägt, vermöge einer festgesetzten Einrichtung in der genauesten Verbindung stehen (z. B. Allmosen, welche bey der Feyer des Abendmahls gegeben und eingesammelt werden). In der im 1sten Hefte befindlichen Hochzeitspredigt: Woher es komme, dass die Liebe zwischen Ehegatten sich oft in Widerwillen und Hass verwandelt, verwechselt der Vf. S. 155 die Begriffe *Leidenschaft* und *Gefühl*, indem er sagt: „Die Gründe (die-

ser Erscheinung) liegen zum Theil in der Gewalt heftiger Leidenschaften, oder jener lebhaften Gefühle, welche durch die Vorstellung gewisser Gegenstände in dem menschlichen Herzen angeregt werden." Die Leidenschaft wird zwar allerdings durch Gefühle angeregt, und wirkt hinwiederum auf das Gefühl, indem sie im menschlichen Gemüthe Zustände hervorbringt, welche sich dem Gefühlsvermögen ankündigen; aber sie selbst ist nicht Gefühl, sondern gehört dem Begehrungsvermögen an, und ist eine Neigung, welche einen Grad der Stärke erreicht hat, bey dem die Vernunft in ihrer Wirksamkeit gehemmt und gehindert wird. Sehr treffend sind im ersten Heft S. 3 folgg. die Bemerkungen des Vfs. über die wichtige Frage: Wie nahe Unglaube und Aberglaube an einander grenzen? Rec. würde den vom Vf. angeführten Puncten noch dieses beyfügen, dass der Mensch durch beide die wahre Ruhe des Gemüths verliert. Auch *führen* nicht bloss beide zur Sittenlosigkeit, wie S. 67 gezeigt wird, sondern *entspringen* auch nicht selten aus einem verderbten Zustande des Herzens. In dem vierten Entwurfe dieses Heftes (wie wichtig uns die Verbindung seyn müsse, in welcher Jesus, nach seiner Erhöhung, mit seinen Bekennern geblieben ist) hätte wohl S. 39. 40 der engere Begriff der Regierung Jesu über seine Kirche (der unstreitig mit dem Thema dieses Entwurfs zunächst in Verbindung steht) noch mehr, als der allgemeine Begriff der Theilnahme Jesu an der göttlichen Weltregierung überhaupt, hervorgehoben werden sollen. Im zweyten Hefte vermisste Rec. im vierten Entwurfe (von den Mitteln, durch welche Gott für unseren Glauben an Unsterblichkeit gesorgt hat) den wichtigen, und dabey so fasslichen Grund des Glaubens an die Unsterblichkeit, der sich aus der inneren unvertilgbaren Scheu des Menschen vor dem Gedanken der Vernichtung, aus dem heiligen Triebe nach Fortdauer (den die göttliche Liebe und Weisheit unmöglich in das menschliche Herz pflanzen konnte, ohne ihn befriedigen zu wollen) entwickelt. Die Dispositionen des Vfs. sind im Ganzen durch logische Richtigkeit ausgezeichnet. Nur kann es Rec. nicht billigen, dass die Unterabtheilungen des zweyten Theils an mehreren Orten nicht in gehöriger Verbindung mit dem *Thema im Ganzen* stehen. So werden im ersten Hefte in einer Reformationspredigt aus der im ersten Theile dargestellten Ähnlichkeit der Anstalten, durch welche die Einführung und Wiederherstellung des Christenthums vorbereitet wurden, im zweyten Theile S. 146 folgg. die Folgerungen abgeleitet: a) wir müssen die Verdienste jener Männer, durch welche die Reformation vorbereitet wurde, dankbar schätzen, b) die Vorzüge unseres Zeitalters gewissenhaft nützen. Diese Anwendung ergiebt sich wohl aus der allgemeinen Betrachtung der grossen Verdienste der Kirchenverbesserer, aber nicht zunächst aus der Betrachtung der *Ähnlichkeit* zwischen den Anstalten, welche die *Einführung*, und denen, welche die *Wiederherstellung* des Christenthums vorbereiteten. Den Begriff dieser Ähnlichkeit, der unstreitig den Hauptbegriff des Themas ausmacht, hat der Vf. im zweyten Theile aus den Augen verloren. Rec. würde vielmehr folgende Puncte der Anwendung aus dem ersten Theile entwickeln: Jene Ähnlichkeit a) legt uns die Göttlichkeit des Christenthums vorzüglich nahe, und b) giebt uns den sprechendsten Beweis der göttlichen Weltregierung überhaupt. Im zweyten Hefte wird vom Vf. in dem 5ten Entwurfe gezeigt, wozu uns die Mittel, durch welche Gott für unseren Glauben an Unsterblichkeit gesorgt hat, verpflichten. Er führt im zweyten Theile S. 65 folgg. mit Beziehung auf den zweyten Theil der unmittelbar vorhergehenden Predigt, in welcher jene Mittel selbst in den einzelnen Theilen der Predigt betrachtet worden waren, den Gedanken aus: „Lässt uns ferner die Entwickelung unserer Anlagen ein Leben nach dem Tode erwarten: so müssen wir diese mit allem Eifer zu bilden und zu vervollkommnen suchen." Allein, so gestellt und ausgedrückt, würde diese Folgerung vielmehr aus einer Betrachtung über die *Beschaffenheit* des Lebens nach dem Tode hervorgehen (da doch in der Predigt des Vfs. zunächst nur von der *Gewissheit* dieser Erwartung die Rede war). Rec. würde vielmehr in diesem Theile den Satz als Folgerung ausführen: Erhalte und nähre das Gefühl deiner Menschenwürde (da von dem lebendig erhaltenen Gefühle desselben offenbar, nach der Einrichtung des Schöpfers, die Klarheit und Lebendigkeit des Glaubens an die Unsterblichkeit abhängen soll). In der Reformationspredigt eben dieses Heftes S. 140 folgg. stellt der Vf. eine sehr interessante Vergleichung zwischen Petrus und Luther an. Wenn aber dann im zweyten Theile S. 155 folgg. aus jener Vergleichung folgende Puncte als Folgerungen abgeleitet werden: Diese Vergleichung soll uns a) zur dankbaren Werthschätzung der Verdienste Luthers anhalten, b) wir müssen Luthers Werk als Gottes Werk betrachten, c) wir haben alle Ursache, die fernere Fortdauer der protestantischen Kirche zu erwarten: so beziehen sich alle diese Puncte wohl auf eine Darstellung der Verdienste Luthers, und des höheren Beystandes, der ihm zu Theil geworden ist (also auf einen Theil des Thema), aber nicht auf die zwischen *Petrus und Luther* angestellte *Vergleichung* (nicht auf die Verbindung der Begriffe, welche das Thema ausmacht, im Ganzen.) Rec. glaubte um so mehr auf diesen Punct hindeuten zu müssen, je öfter er die Erfahrung gemacht hat, dass Prediger, welche übrigens sehr richtig zu disponiren wissen, doch nicht selten von dieser Methode, die *anwendenden* Theile ihrer Predigten zu disponiren, irre geleitet werden. Unstreitig wird der Vf. bey einer Fortsetzung dieser schätzbaren Beyträge auch bisweilen Entwürfe zu Casualreden und Predigten anderer Art ausser den hier gelieferten (z. B. Eidesvermahnungen, Taufreden u. dgl.) mittheilen.

St.

Sulzbach, in Commiss. bey Seidel: *Protestantisches Kirchenjahrbuch für das Königreich Baiern.* Erster Jahrgang. 1812. IV u. 508 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Sehr löblich ist die Absicht dieses Kirchenjahrbuchs. Es soll die protestantische Geistlichkeit des Königreichs Baiern, deren einzelne Mitglieder vorher verschiedenen Ländern angehörten, und daher sich grösstentheils fremd geblieben waren, mit dem neuen Vereine, welchen sie unter dem Scepter von Baiern bildet, näher bekannt machen, so weit diess freylich durch eine Schrift geschehen kann, welche blosse Namensverzeichnisse der einzelnen Mitglieder liefert. Der Schluss des Jahres 1811 ist zum Standpuncte angenommen worden, und die späteren Veränderungen sollen in den folgenden Jahrgängen geliefert werden. Da der Ertrag des Unternehmens der allgemeinen protestantischen Pfarrwitwen-Casse gewidmet ist: so ist das ein Grund mehr für alle protestantischen Geistlichen des Königreichs, sich für dieses Werk zu interessiren.

Die Einrichtung ist folgende. Den Anfang macht eine Beschreibung sämmtlicher protestantischer Pfarreyen in dem Königreiche Baiern. I) Das General-Decanat Bayreuth, Mainkreis. Dazu gehören a) das Decanat Beyreuth mit 19 Parochieen, deren eingepfarrte Ortschaften sämmtlich aufgeführt werden, b) das Decanat Bamberg mit 11 Parochieen, c) das Decanat Barneck mit 10 Parochieen, d) das Decanat Hof mit 14 Parochieen, e) das Decanat Kreussen mit 9 Parochieen, f) das Decanat Culmbach mit 18 Parochieen, g) das Decanat Ludwigstadt mit 5 Parochieen, h) das Decanat Michelau mit 13 Parochieen, i) das Decanat Münchberg mit 11 Parochieen, k) das Decanat Naila mit 10 Parochieen, l) das Decanat Seibelsdorf mit 7 Parochieen, m) das Decanat Thurnau mit 10 Parochieen, n) das Decanat Weiden mit 9 Parochieen, o) das Decanat Wunsiedel mit 17 Parochieen, p) die Inspection Redwitz, welche nur aus einer Parochie besteht. Bey jeder einzelnen Parochie sind der Pfarrort, die Parochialorte, die Zahl der darin wohnenden Reformirten und Katholiken, und endlich die Gerichts- und Polizey-Behörde angegeben. II) Das General-Decanat Ansbach. A. Rezatkreis. Hiezu gehören: a) das Decanat Ansbach mit 16 Parochieen, b) das Decanat Altdorf mit 10 Parochieen, c) das Decanat Burghasslach mit 7 Parochieen, d) das Decanat Dünkelsbühl mit 10 Parochieen, e) das Decanat Einersheim mit 16 Parochieen, f) das Decanat Erlangen mit 12 Parochieen, g) das Decanat Erlbach mit 10 Parochieen, h) das Decanat Feuchtwangen mit 11 Parochieen, i) das Decanat Hersbruck mit 14 Parochieen, m) das das Decanat Gräfenberg mit 13 Parochieen, k) das Decanat Gunzenhausen mit 18 Parochieen, l) Decanat Eusingen mit 11 Parochieen, n) das Decanat Kadolzburg mit 17 Parochieen, o) das Decanat Colmberg mit 15 Parochieen, p) das Decanat Lauf mit 10 Parochieen, q) das Decanat Lonnerstadt mit 14 Parochieen, r) das Decanat Neustadt an der Aisch mit 17 Parochieen, s) das Decanat Rothenburg mit 15 Parochieen, t) das Decanat Schwabach mit 14 Parochieen, u) das Decanat Uffenheim mit 20 Parochieen, w) das Decanat Wassertrüdingen mit 15 Parochieen, x) das Decanat Windsbach mit 15 Parochieen, y) das Decanat Windsheim mit 20 Parochieen. B. Stadt Nürnberg. z) Das Decanat Nürnberg mit 11 Parochieen. III) General-Decanat Regensburg. A. Oberdonaukreis. a) Das Decanat Harburg mit 13 Parochieen, b) das Decanat Hechlingen mit 19 Parochieen, c) das Decanat Leipheim mit 9 Parochieen, d) das Decanat Nördlingen mit 15 Parochieen, e) das Decanat Öttingen mit 17 Parochieen, f) das Decanat Pappenheim mit 11 Parochieen, g) das Decanat Roth mit 6 Parochieen, h) das Decanat Sulzkirche mit 6 Parochieen, i) das Decanat Thalmessingen mit 18 Parochieen, k) das Decanat Weissenburg mit 12 Parochieen. B. Stadt Augsburg. l) Das Decanat Augsburg mit 5 Parochieen. C. Regenkreis. m) Das Decanat Sulzbach mit 10 Parochieen, n) das Decanat Regensburg mit 2 Parochieen. IV. General-Decanat München. a) Das Decanat München mit 4 Parochieen A) im Isarkreise, und B) im Salzachkreise. b) Das Decanat Kempten im Illarkreise mit 6 Parochieen, c) das Decanat Memmingen mit 12 Parochieen.

Hierauf folgt der Personalstand sämmtlicher protestantischer kirchlicher Behörden und geistlicher Stellen in dem Königreiche Baiern am Schlusse des Jahres 1811. Hier werden die Vor- und Zunamen sämmtlicher Geistlichen, die Zeit und Ort ihrer Geburt, ihre Gymnasialstudien, ihre Universitätsstudien, ihre Aufnahme unter die Candidaten, ihre erste Anstellung, und ihre weitere Beförderung in Tabellen angegeben. Nachdem ferner die im Jahr 1811 vorgefallenen Personal-Veränderungen unter den protestantischen Geistlichen bemerkt worden sind, folgen die auf die protestantische Geistlichkeit Bezug habenden königlichen Verordnungen. Das Ganze beschliesst mit einem vollständigen Namensregister.

Wir haben mit Fleiss oben sämmtliche protestantische Decanate mit ihren Parochieen ausgehoben, um den Lesern eine Übersicht derselben zu gewähren.

— R —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Halle*, in Commiss. in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Christliche Gesänge nach kirchlichen Melodieen.* Von *Carl August Döring.* 1814. 48 S. 8. (4 Gr.)

Diese Gesänge sind gemein, und nur wenige erheben sich über das Mittelmässige. Einige Loblieder sind erwecklich. Aus allen Gesängen aber spricht ein gutes religiöses Herz: von dieser Seite sind sie allerdings zu empfehlen, und werden nicht gebildeten Leser erbauen können.

Φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Brockhaus: *Le Traité d'Utrecht réclamé par la France, ou Coup d'oeil sur le Système maritime de Napoleon Bonaparte et Analyse du Rapport de son Ministre des Relations extérieures, communiqué au Sénat de France dans la Seance du 10 Mars 1812. Renfermant un apperçu historique et raisonné des principales discussions dernièrement agitées, et qui le seront toujours, entre les Puissances belligérantes et les nations neutres, en matiere de législation maritime.* Le tout appuyé du texte des pièces officielles et des traités. 1814. 186 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist ein glücklicher Einfall von dem Vf., in einer Zeit der allgemeinen Friedensstiftung diejenigen Puncte zusammenzustellen, die in Hinsicht des Seerechtes streitig sind, und zum Theil immer es seyn werden, da für die Continentalen die englischen neueren Actenstücke bisher unzugänglich waren, und man nirgends alles bis auf diese Zeiten zusammengetragen findet. Bonaparte hat das Aushängeschild, seine Eroberungen immer weiter auszudehnen, Freyheit der Meere, fast so verhasst wie ein Medusenhaupt gemacht, und was auch immer über den Satz: „frey Schiff" frey Gut, in einem Frieden festgesetzt werden mag, wird beym Ausbruch eines Krieges nicht gehalten.

Der Vf. beleuchtet die Ähnlichkeit zwischen den Seekriegen von Ludwig XIV und von Napoleon Bonaparte, und den Tractat von Utrecht in politischer und seerechtlicher Hinsicht. Wir glauben nicht, dass Napoleon, wie er annimmt, vor dem Continentalsystem seine Politik auf Colonieen und Handel gerichtet hatte: denn es lag nicht in seinem Geist, für diese Gegenstände thätig zu seyn, denen nichts schädlicher ist wie die blosse Willkühr, welche die Triebfeder aller Handlungen des Kaisers war. Seine Invasion von Hannover 1803 hatte die Engländer zur Blockade der deutschen Flüsse veranlasst, die staatsrechtlich noch immer zu bestreiten ist. Als Weiterungen mit Preussen hinzukamen, und als Frankreich den englischen Handel zu Lande beeinträchtigte, erklärte der gemässigteste aller englischen Minister, *Charles Fox*, die Häfen von der Elbe bis Brest, den 16 May 1806 blockirt. Diese Massregel war eigentlich nur eine Erneuerung der Blockade von Ostende bis zu der Seine, die wegen der Invasionsanstalten eingetreten und gerechtfertiget war, und bestand in Hinsicht der anderen Häfen nur in der Anwendung gemässigter Kriegsrechte. Napoleon benutzte diese Blockade zu seinem berliner Decret, wodurch England für blockirt erklärt wurde. England erliess dagegen die Cabinetsordres vom 7 Jan. und 11 November 1807, und verbot durch erstere den Handel *zwischen* Häfen unter feindlicher Gewalt, und durch letztere den Handel *nach* Häfen unter feindlicher Gewalt, mit Ausnahme der Fahrt von neutralen Häfen nach feindlichen Colonieen und von dort zurück. Schiffe, die nach feindlichen Häfen wollten, hatten gegen 25 pr. C. sich die Erlaubniss dazu in England auszuwirken. Diess brachte Napoleon dahin, durch sein mayländer Decret vom 17 Decbr. 1807 jedes Schiff für denationalisirt zu erklären, welches eine englische Durchsuchung gelitten hatte, oder in England vorgewesen war. Durch eine Cabinetsordre vom 26 April 1809 beschränkte England, rücksichtlich von Amerika, seine letzte Ordre auf Frankreich, Holland, und das Königreich Italien. Frankreich wünschte nun auch auf Amerika zu wirken, und der Herzog von Bassano kündigte den 9 Aug. 1810 dem amerikanischen Minister in einer umwundenen Erklärung an, dass von dem 1 Nov. 1810 die Wirkung der Decrete von Berlin und Mayland rücksichtlich von Amerika aufhören sollte. Der Vf. theilt bis zu dieser Epoche alle Actenstücke mit, und beleuchtet sie. Nun aber folgt eine kleine Lücke, weil die Verbindung mit England noch zu neu ist, als dass man die ganze englische Literatur besitzen kann. Wir wollen sie ergänzen. Amerika liess sich umgarnen, und hob die Nonintercourse-Acte, die es gegen England und Frankreich erlassen hatte, gegen Frankreich auf. England aber verlangte Beweise, dass die zwey französischen Decrete in der That und in der Wahrheit zurück genommen wären. Der amerikanische Minister, Hr. Russel, theilte darüber unter dem 20 May 1812 der englischen Regierung ein französisch kaiserliches Decret vom 28 April 1811 mit, worin der Kaiser die Zurücknahme decretirte. Die englische Regierung suspendirte hierauf sogleich unter dem 23 Juny die Condemnation der nach dem 20 May 1812 aufgebrachten amerikanischen Schiffe. Was aber die Untersuchung der Frage, ob die französischen Decrete in der That und der Wahrheit zurückgenommen wären, betraf: so hatte es solche schon vorher dem Admiralitätsgerichte überlassen, und *Sir Wm. Scott* that nun unter dem 30 July 1812 in einem in Hinsicht der Sprache und der Gründe meister-

haften gerichtlichen Entscheidung den Ausspruch: dass das obgedachte kaiserliche Decret vom 28 April 1812, seinem Dafürhalten nach, falsch und untergeschoben sey. Die Schritte der französischen Regierung aber hatten in Amerika ihre Wirkung gethan, *et bellum, horridum bellum* verwüstet seitdem die englischen und amerikanischen sich berührenden Grenzen, und färbt seitdem den Ocean.

Unser Vf. berührt hierauf das Continentalsystem, welches durch das trianoner Decret vom 5ten Aug. 1810 und das fontainebleauer Decret vom 19ten Octobr. 1810 in seiner ganzen Furchtbarkeit entfaltet war, und theilt den französischen ministeriellen Bericht vom 10ten März 1812 mit, welcher die Grundsätze des utrechter Tractats, (den er auch im Auszug vorlegt) als den Grund alles Seevölkerrechtes aufstellt, und dem Kayser räth, überall hinzumarschiren, wo noch feindliche und denationalisirte Fahrzeuge zugelassen werden. England antwortete unter dem 21sten April d. J., dass der Augenblick noch nicht gekommen sey, über seine vornehmsten Seerechte zu transigiren, und lehnte in dem Streit mit Amerika die russische Mediation ab. Hierauf beleuchtet die vorliegende Schrift die Grundsätze des utrechter Tractats, und zwar:

1) den Satz: „frey Schiff, frey Gut.“ Sie erklärt sich, und mit Recht, gegen diesen Satz. Die Aufstellung dieses Princips führt, glauben wir, was die andern neutralbleibenden Mächte betrifft, dahin, dass sie in Kriege verwickelt werden, und jeder Seekrieg ein allgemeiner Krieg wird, weil kein Kriegführender, ohne auf seine aus der Nothwehr aus dem Kriegsrechte fliessenden Rechte zu verzichten, den Satz: „frey Schiff, frey Gut“ im Kriege nach dem Buchstaben befolgen kann. Der Grundsatz des Consulats der See: „wo ich meines Feindes Gut finde, da nehme ich es“, ist mit neutralem Eigenthum vereinbar, aber der Satz: „frey Schiff, frey Gut“ der immer synonym mit „verfallen Schiff verfallen Gut“ genommen wird, ist es nicht, wie die Erfahrung lehrt. Wer ihn befolgt, und auf seine Kriegsrechte nicht verzichtet, condemnirt wegen der Verletzung der geringsten Formalität, des geringsten fehlenden Papiers halber, feindliches und neutrales Gut. Der Satz, der in der Theorie so schön klingt, ist in der Praxis nicht haltbar. Was auch darüber festgesetzt werden mag, wird auf Wellen geschrieben. Er lässt nur zwey Alternative. Entweder bindet er den Kriegführenden an Händen und Füssen rücksichtlich seiner Kriegsrechte, oder, wenn der Kriegführende seine Kriegsrechte, nach dem Satze: „verfallen Schiff verfallen Gut“ mit Strenge handhabt, so bringt er die Neutralen um alle ihre Rechte. Der Verfasser zeigt, dass Frankreich den Satz nie buchstäblich befolgt hat, dass das Verfahren Frankreichs vielmehr weit willkührlicher und härter gegen die Neutralen gewesen ist, als Englands Verfahren Dr. *Holtz* und andere haben schon früher darauf aufmerksam gemacht. Der Vf. hat aber Unrecht, dass er den ersten Artikel des Reglements von 1778 für eine unbedingte Aufstellung des Satzes: „frey Schiff frey Gut“ hält, da er in Verbindung mit den anderen Artikeln genommen werden muss, und nie die Engländer in Hinsicht des Schiffskaufs, der Pässe, der Musterrolle so streuge gewesen sind, wie dieses Reglement es angiebt, welches die Neutralen um weit mehr Rechte bringt, als es ihnen zugesteht. Nach 1803 hat Frankreich sich einige Jahre hindurch aller Aufbringungen enthalten. England behauptet aber, diess sey nur geschehen, England in Streit mit anderen zu verwickeln, und nicht als Anerkennung neutraler Rechte. Nach der Beurtheilung des Betragens Frankreichs stellt er die Geschichte der bewaffneten Neutralität auf, und das Resultat seiner historischen mit Beweisen belegten Deduction ist dieses: 1) dass die *utrechter* Seerechts-Principien, obgleich nach und nach von einer grossen Menge handelnder Völker adoptirt, nie das allgemeine Recht gebildet haben; 2) dass für England seine Wirkung (mit Ausnahme gegen Portugal) durch die Aufhebung der Tractaten aufgehört, worin es denselben anerkannt hat, da diese Tractaten nicht wieder erneuert wurden.

Der 2te angeführte Punct des *utrechter* Tractats betrifft die Kriegs-Contrebande. Er beschränkt sie auf diejenigen Gegenstände, die unmittelbar zu einem Kriege gebraucht werden können. Die Engländer dehnen sie auf Schiffsbau-Vorräthe, und bey feindlichen Kriegsschiffs-Häfen auf Lebensmittel und alles was am Borde von Schiffen gebraucht werden kann, aus. Sie haben in den letzten Tractaten zugestanden, dass Schweden und Russland mit contrebanden Artikeln ihres Heimathslandes nach dem Feinde handeln dürfen. Sie beschränken diese Erlaubniss aber nur auf inländische Schiffe, wenn solche neutral sind, indem sie eben so wenig alliirten Unterthanen, wie ihren eigenen, den Handel mit dem gemeinschaftlichen Feinde zugestehen. Sie hatten indess Schweden in dem letzten Kriege erlaubt, in unschuldigen Artikeln mit dem feindlichen Holland zu handeln. Eine Menge schwedischer Schiffe ging hierauf mit Pech und Theer nach Holland, die nach England aufgebracht wurden, welches Pech und Theer nicht für unschuldige Artikel gelten lassen wollte. Alles, was über Contrebande festgesetzt werden kann, scheint dem Rec. darin zu bestehen, dass allgemein ausgemacht werden muss, dass jedes neutrale Land das Recht habe, mit seinen contrebanden Naturproducten auch nach dem Lande des einen Kriegführenden zu handeln, unter etwaniger Zugestehung des Verkaufsrechtes an denjenigen Kriegführenden, dem dieser Handel nicht convenirt, auf welchen Verkauf aber alle Grundsätze des Civil-Seerechtes über Ersatz von Liegetage, prompte Bezahlung der Waaren und der Fracht angewandt werden müssen. An Schweden hat England 10 pr. C. auf den Facturenworth des Kaufpreises zugestanden.

3) das Recht der Durchsuchung.

Es wurde bekanntlich durch den Tractat von 1801 zwischen England und den nordischen Mächten, den Privat-Seekriegern untersagt, Schiffe in einer

Convoy zu untersuchen, und dieses Recht der Staatsschiffe bey einer neutralen Convoy beschränkt. Es wäre ferner festzusetzen, ob ein und dasselbe Kriegsschiff das Recht habe, mehrmals zur Untersuchung an Bord eines und desselben Schiffes zu kommen. Der amerikanische Schooner Topaz war auf der Rhede von Macao schon einmal von Engländern visitirt. Sie kamen zum 9tenmale. Der Amerikaner bezweifelte das Recht dazu, und leistete Widerstand mit den Waffen. Die Engländer condemnirten daher das Schiff, erst in Bombay, dann nach langen Debatten den 9ten May 1811 in England, in der Appellations-Instanz. Dass übrigens die Kriegführenden in verdächtigen Fällen am Borde der Kauffahrer durch Officiere erscheinen, liegt in der Natur der Sache, und wird, was auch festgesetzt werden mag, in Praxis nicht unterlassen werden.

4) Die Beschränkung der Blockaden auf blosse Häfen.

Schweden hat neuerdings ganz Norwegen für blockirt erklärt. Holland blockirte im 17ten Jahrhundert einen Theil von Frankreich. So wird es immer bleiben. Es wäre aber zu wünschen, dass dort, wo selbst keine Macht sichtbar stationirt ist, wenn ein Schiff in einen blockirten Hafen einzulaufen sucht, keine Condemnation auf diesen Versuch, sondern blosse Abweisung folgen müsste, falls es dem Kriegführenden gelingt, das einlaufende Schiff anzuhalten. Diese Beliebung würde auch den Kriegführenden zwingen, eine gehörige Anzahl Schiffe zur Blockirung zu gebrauchen, und nicht nachlässig darin zu seyn. Es sollten die Gründe festgesetzt werden, die einem Kriegführenden Befugniss geben, eine grosse Strecke für blockirt zu erklären; z. B. wegen der dort befindlichen Zurüstungen zu einer Invasion u. s. w., und dass man genauer, wie bisher, in den Anzeigen von der Zurücknahme oder dem Aufhören der Blokade seyn müsste. Dadurch, dass in dem Tractat von 1801 dem Worte *und* das Wort *oder* substituirt wurde, ist dem Unbestimmten in der Definition einer Blockade Thür und Thor geöffnet.

Der Vf. trägt nach allgemeinen Bemerkungen über die Blockade die Geschichte der von 1806 und die aus den späteren englischen Cabinetsordres hervorgehende Blockade mit Klarheit und Unparteylichkeit vor. Auser der obberührten Einschränkung wäre zu wünschen, dass durch Tractate a) die Präscriptionszeit der Confiscabilität der Schiffe, welche eine Blockade gebrochen haben, mehr beschränkt würde, wie diess nach der englischen neueren Praxis anzunehmen ist; b) dass Waaren, die aus einem blockirten Hafen über die Watten oder anderweitig nach einem unblockirten Seehafen gekommen sind, nicht ferner für confiscable erachtet werden; wie diess z. B. in Hinsicht der Waaren, die von Hamburg und Bremen nach Tönning und von Livorno nach Civita vecchia gebracht waren, der Fall gewesen ist.

Wir erlauben uns diese Zusätze zu der Darstellung des Vfs, der er 16 nothwendige Actenstücke, um das *Pro* und *Contra* des Streites übersehen zu können, hinzugefügt hat. Sein Buch verdient eine Stelle in der Bibliothek jedes Diplomaten, jedes Gelehrten und jedes Kaufmannes, den der Streit in publicistischer, wissenschaftlicher und commercieller Hinsicht interessirt.

J - - - n.

Landshut, b. Krüll: *Anleitung zur Vertheidigungskunst im Criminalprocesse* von Dr. *C. J. A. Mittermaier*, öffentl. ordentl. Prof. der Rechte in Landshut. 1814. XVI u. 270 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Diese Schrift besteht aus *fünf* Abtheilungen und einem Anhange. I Abth. allgemeine Bestimmungen über das Verhältniss der Vertheidigung zu anderen gerichtlichen Handlungen im Criminalprocesse, Rechtfertigung der Nothwendigkeit derselben, Grundsätze über die Erfodernisse und Pflichten eines Defensors und dessen Wahl, Begriff und Theile der Vertheidigungskunst, ihre Hülfswissenschaften und Literatur; II Abth. von den Defensionsgründen, ihrer Quelle und den Mitteln sie aufzusuchen; III Abth. von der Vorbereitung des Defensors zur Vertheidigung; IV Abth. von der Sorge des Defensors für die Vollständigkeit der Acten in Ansehung des Entschuldigungsbeweises und V Abth. von der Abfassung der Defensionsschriften.

Man sieht aus dieser Inhalts-Anzeige, dass das Werk mehr umfasse, als der Titel desselben besagt. Der bereits durch andere Schriften sehr verdiente Verfasser hat hier eine so vollständige Darstellung der Lehre von der Vertheidigung geliefert, als wir sie noch nicht haben. Rec. hat keinen bedeutenden Gegenstand bemerkt, der hier nicht abgehandelt worden wäre, und diese Abhandlung ist auf das gründlichste geschehen. Die Grundsätze sind dabey überall genau entwickelt und geprüft, und stets unter Beziehung auf die älteren und neuesten Gesetze und mit sorgfältiger Berücksichtigung der Literatur angegeben. Auch gegen die Grundsätze selbst hat Rec. wenig Erhebliches auszusetzen gefunden. Ihm ist nur die gar zu grosse Umständlichkeit anstössig gewesen. Und in der That scheint es, dass sich Hr. *M.* in mehreren Stücken hätte kürzer fassen können, besonders wo die Grundsätze der Vertheidigungskunst mit den Grundsätzen von der Gültigkeit der Strafurtheile und der Anwendbarkeit der Strafe überhaupt, in Eins zusammenfliessen. Diess ist hauptsächlich in der zweyten Abtheilung der Fall, wo die Defensionsgründe nach den verschiedenen Rücksichten der Strafanwendung angegeben werden, nämlich danach, ob I) das untersuchende Gericht die Macht, Fähigkeit und nöthigen Eigenschaften gehabt habe, den Process einzuleiten und zu führen; ob II) die That in den Landesgesetzen verpönt sey; ob sie III) die allgemeinen Merkmale eines Verbrechens in objectiver und subjectiver Hinsicht gehabt habe; ob sie IV) alle besonderen Merkmale des bestimmten

Verbrechens an sich trage; ob V) das Daseyn dieser Merkmale und der Thäter juristisch gewiss sey; ob VI) die That mit Vorsatz ausgeführt worden und VII) nicht mit ausserordentlichen, eine Strafmilderung bewirkenden Umständen verknüpft gewesen sey. Man sieht, dass alles diess eben so gut in eine Theorie der Abfassung der Urtheile, als der Vertheidigungsschriften gehören könne; indessen hat es doch den Vortheil, dass dem Defensor auf diese Art diese allgemeinen theoretischen Grundsätze in einer unmittelbaren Beziehung auf das Geschäft der Vertheidigung dargestellt werden. — Die Theorie des Vfs. über die Unterredung des Vertheidigers mit dem Angeschuldigten scheint gemissdeutet werden zu können. Nach seiner Gründlichkeit führt er alle möglichen Gegenstände auf, über die sich der Vertheidiger mit dem Angeschuldigten besprechen kann: nämlich in Beziehung auf Gang des Processes, auf die vorhandenen Beweismittel, auf den Thatbestand und die wahre Beschaffenheit der That, auf die Zurechnung und den bösen Willen und auf Milderungsgründe. Es versteht sich zwar von selbst, dass der Vertheidiger nicht diess ganze Register von Unterhaltungsgegenständen bey seiner Unterredung mit dem Angeschuldigten ziehen könne, sondern dass er nur diejenigen ausheben müsse, wegen welcher ihm, nach dem Inhalte der Acten, noch mehr Aufklärung möglich scheint. Diess sollte aber, um nicht Anfänger irre zu führen, bestimmter gesagt seyn, als es der Vf. gethan hat, wenigstens hätte er die allgemeinen Ausdrücke vermeiden sollen, welche glauben lassen können, er wolle alles mit dem Angeschuldigten besprochen haben, wie z. B. S. 103 wo er sagt: „der Defensor wird daher jeden in den Acten vorkommenden Anschuldigungsgrund zur Rechtfertigung dem Inquisiten vorhalten." Überhaupt hätte der Vf., bey dem Capitel von der Unterredung mit dem Angeschuldigten, noch mehr die Klugheitsregeln angeben sollen, welche dem Defensor nöthig sind, um sich nicht durch suggestive oder zu specielle oder zu unbestimmte Fragen an den Angeschuldigten auf irrige Ansichten führen zu lassen. Sehr schön sind dagegen manche andere Rathschläge für Defensoren, wie z. B. den Angeschuldigten zum Geständniss zu ermahnen u. s. w. Überhaupt ist der Vf. überall bemüht gewesen, den Defensoren ihre doppelten Pflichten, die sie gegen den Angeschuldigten und gegen den Staat haben, recht einleuchtend zu machen, und ihnen den Grundsatz tief einzuprägen, dass sie nur für die Wahrheit und Gerechtigkeit zu arbeiten haben, und nicht verdientes Leiden durch Verdrehungen und Chikane zu verhindern suchen dürfen.

Der Anhang enthält zwey Muster zu Vertheidigungsschriften, welche dem Rec. zwar noch zu viel Gemeinsprüche und Umständlichkeiten zu enthalten, aber in materieller Hinsicht vollkommen geeignet scheinen, zu zeigen, wie gründliche Vertheidigungsschriften abgefasst seyn müssen.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Frankfurt a. M.* b. Hermann: *Über Entscheidungsgründe und deren Bekanntmachung mit dem Urtheile*, von Dr. *Johannes Kopp*, Hofgerichts-Advocaten zu Hanau. 1812. 38 S. 8. (6 gr.)

Die mit der Sentenz eröffneten Gründe sind keine Sätze, welche über streitige Ansprüche oder Verbindlichkeiten etwas verfügen, d. h. als Norm festsetzen, sondern sie geben bloss die rechtlichen Ursachen einer solchen Entscheidung an. Sie können daher ihrer Natur nach nicht Gesetz für die Parteyen seyn, und keine *Rechtskraft* erlangen. Eine entgegengesetzte Bestimmung würde auch höchst nachtheilig für den Hauptzweck der Entscheidungsgründe werden. Denn anstatt dass der Missbrauch suspensiver Rechtsmittel dadurch eingeschränkt werden soll, würde diess nothwendig gegen die unschuldigsten Entscheidungsgründe Appellationen veranlassen. Die Aufzeichnung der Entscheidungsgründe mit dem Urthel an und für sich, gewährt mancherley Vortheile. Der Urtheilssprecher wird veranlasst, sich die Gründe selbst klärer zu machen, und sie mit den in den Acten vorkommenden Thatsachen näher zusammen zu halten. Die Partey wird dadurch belehrt, und entweder abgehalten, ihr vermeintliches Recht weiter zu verfolgen, oder auf denjenigen Punct geführt und beschränkt, den sie bey weiteren Berufungen aufzuhellen oder zu beweisen hat. (Ähnliche Vortheile gewähren sie dem Richter in zweyter Instanz.) Können Entscheidungsgründe durch ein paar Worte gegeben werden, so ist es schicklich, sie sogleich dem Urtheilsspruche selbst einzuverleiben. Ausserdem müssen sie von diesem getrennt, und besonders geschrieben werden. — Diess sind die Hauptideen dieser kleinen Schrift. Der Vf. entwickelt sie mit steter Rücksicht auf positive Gesetze und Meinungen der Rechtsgelehrten, so, dass man diess Werkchen nicht ohne Vergnügen lesen wird. Zum Schlusse sind einige Verordnungen des Grossherzogs von Frankfurt über die Abfassung der Entscheidungsgründe mit den Urtheilen abgedruckt. Über die Mittheilung der Entscheidungsgründe an die Parteyen ist der Vf. zu schnell weggegangen. Bey Eröffnung der Strafurtheile insbesondere hat der Richter mehrere Vorsichtsmassregeln nöthig (S. *Tittmann's* Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Sachsen). Öfters müssen sogar die Entscheidungsgründe für ein Zwischen-Urtheil den Inculpaten ganz verheimlicht werden. Die Entwickelung der hierbey einschlagenden Fragen würde nach dem Titel vollkommen an ihrem Orte gewesen seyn.

F. M.

Wetzlar, ohne Angabe des Verlegers: *Von dem Verluste der bürgerlichen Rechte als Folge gerichtlicher Verurtheilungen* (dem bürgerlichen Tode). Ein civilistischer Versuch von *Joseph Eder*. 1812. 91 S. 8. (8 gr.)

Der Zweck der vorliegenden Abhandlung ist eine Darstellung der Theorie von dem bürgerlichen Tode nach dem Code Napoléon. Ist gleich das Interesse, welches Abhandlungen dieser Art *vor* dem 19 October 1813 bey den gefälligen *deutschen* Juristen hatten, nunmehro, Gott sey Dank! erloschen: so wird dieses Werkchen doch immer einen historischen Werth behaupten. Es enthält die gesetzlichen Bestimmungen über den Verlust der bürgerlichen Rechte nach erfolgter Verurtheilung zum Tode und ewiger Gefangenschaft, genau und fleissig zusammengestellt. Für Gesetzgeber ist es also jederzeit brauchbar, und es würde diess noch mehr der Fall seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, sich zugleich über die Zweckmässigkeit der französischen Gesetzgebung, und ob und in wiefern sie Nachahmung verdiene, mehr zu verbreiten, als hier geschehen ist.

Dr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der in No. 186 abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

Kiel, in der akademischen Buchhandlung: *Das germanische Europa, insbesondere Deutschland vor und seit dem Jahre* 1813. Eine Betrachtung der Schutzvereine in Stämmen, Reichen und Bündnissen. Von *Johann Friedrich Reitemeier*, königl. dänischem Staatsrath. 1814. 92 S. 8. (12 Gr.)

Eine der wenigen gehaltreichen Schriften, welche der jetzige grosse Moment der Deutschen veranlasst hat. Schon der Titel verräth, dass ihr Vf. das gegenwärtige Deutschland mit dem umfassenden und tiefen Blick des Historikers betrachtet, und den einzigen Weg einschlägt, auf welchem wir zu politischer Weisheit über unser Vaterland gelangen können. Germanisches Europa nennt er das ganze westliche Europa bis an die Grenzen von Russland und der Türkey, welches der Wohnsitz von zwey grossen Völkerschaften eines gemeinschaftlichen Stammes, von *Stamm-* und *Römer-Germanen*, sey.

Solche Erscheinung, und dass diese Völker, die cultivirtesten der Erde, in allen Welttheilen herrschend sind, ergebe sich aus drey grossen Bewegungen, die in den germanischen Völkern von einem halben Jahrtausend zum anderen erfolgten. Die erste war das Vordringen der im östlichen Germanien nomadisirenden Völker, welche die Westgermanen mit sich fortrissen nach dem Süden in die römischen Länder, ohne dass jene letzten ihr Stammland aufgaben. Zugleich gingen Germanen von der Küste der Nordsee nach römischen Provinzen über. Nun bildete sich ein neuer Völkerzweig, welchen der Vf. *Römer-Germanen* nennt, in Italien, Gallien und Spanien, ein gemischtes Geschlecht von Stamm-Germanen und Eingeborenen, das einen von dem ursprünglich germanischen merklich verschiedenen Nationalcharakter erhielt. Durch Sprache, Religion und Cultur ward eine Scheidewand zwischen demselben und den Stamm-Germanen aufgerichtet, von welchen nur die in Britannien angesessenen einen leichten Anflug von römischer Sitte und Sprache bekamen. Der Unterschied der Religionen schwand früher, indem die germanischen Völker des Stammlandes sich, freywillig oder gezwungen, der christlichen Religion ergaben, durch welche die römischen Provincialen und die über sie hergeströmten Germanen vorzüglich verschmolzen waren. Auch der Unterschied der Cultur hat sich im Laufe der Jahrhunderte allmählich verloren; nur die Sprache scheidet noch Stamm-Germanen und Römer-Germanen, nach der Meinung des Vfs. Es ist freylich wahr, dass beynahe jegliche Industrie- und Kunst-Arbeiten, die in Römergermanien blühten, auch in dem Stammlande gediehen; die Schrift der altrömischen Sprache und ihre Literatur wurden allerdings daselbst bekannt und ein bedeutendes Mittel der Cultur: allein wie diese Sprache nie die ursprüngliche der Stamm-Germanen verschlang, so blieb auch in ihrer Cultur dem Wesen nach eine entschiedene Unähnlichkeit gegen den Geist der Römer-Germanen, indem jene sich weit mehr in die Ideenwelt begaben, und an praktischer Geschicklichkeit für die Lebensverhältnisse zurückblieben.

Die zweyte grosse Bewegung, wodurch die Ausbildung des germanischen Europa bewirkt wurde, sieht der Vf. veranlasst, theils durch die Gefahr, welche von der östlichen Seite her die Sicherheit Deutschlands bedrohte, theils durch den Bekehrungseifer, welcher den Krieg wider die östlichen Völker beseelte. Hier kommt er nämlich auf das wichtige Ereigniss, dass nach Auswanderung der Germanen ihre Wohnsitze an der Ostsee und den beiden Ufern der Oder Völkerschaften von dem grossen Stamme der Slawen eingenommen hatten. Durch die Waffen und das Christenthum wurden die Deutschen Herren über die Slawen am rechten Ufer der Elbe, in Sachsen, Brandenburg, Lauenburg und Ost-Holstein: an den Ufern der Weichsel und Düna, in Preussen, Curland und Liefland, trugen die zahlreichen deutschen Colonisten, welche den Eroberern folgten, ungemein viel dazu bey, dass daselbst ein neues Deutschland aufblühte. Mit Recht nennt der Vf. es eine ausserordentliche Erscheinung, dass sich nach diesen Colonisten Sprache und Sitte vom Hofe bis zu den niedrigsten Volksclassen völlig umbildeten, und vortrefflich sind die Bemerkungen über die Wichtigkeit, welche das Entstehen des germanisch-slawischen Deutschlands seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts für das alte Deutschland hatte. An den Küsten der Ostsee kamen bald viele blühende Städte zum Vorschein, die der Mittelpunct des Handels zwischen Altdeutschland, dem Norden und Slawien wurden, und den hanseatischen Bund hervorbrachten. Geht man weiter: so überrascht die Wahrnehmung, dass in diesem neuen Deutschland selbst die Freyheit der Kirche vorzüglich entstand, indem *Lu-*

ther und seine Freunde von *Sachsen* aus *vollendeten*, was *Huss* und seine Gefährten in *Böhmen begonnen* hatten. Erwägt man die Wirkungen von Mischung des deutschen und slawischen Geistes: so wird man zu Würdigung mancher wichtiger Erscheinungen in der neuen Cultur bisher unbemerkte Gesichtspuncte finden.

Da nun der Vf. in dem germanischen Europa ausser den Stamm-Germanen und Römer-Germanen auch die *germanisirten Slawen* und die *Stamm-Germanen in Slawien* aufführt: so begreift man schon mehr, wie er das germanische Europa bis an die Grenzen von Russland und der Türkey ausdehnen konnte. Wenn er auch Ungern zu demselben schlägt: so wird er sich damit rechtfertigen wollen, dass besonders durch die Gründung einer Colonie von Sachsen in Siebenbürgen, dann durch Unterwerfung jener Gegenden unter ein deutsches Fürstenhaus, und endlich auf den gewöhnlichen Wegen, welche einwandernde Cultur zu finden weiss, auch Ungern und Siebenbürgen *germanisirt* wurden. Allein fehlerhaft wird es dennoch bleiben, dass er nicht auch *germanisirte* Magyaren und *Stamm-Magyaren* in dem germanischen Europa oder Gross-Germanien wahrnimmt. So scheint es fast, als hätte er die Ungern zu den slawischen Völkern rechnen wollen, wovon sie himmelweit verschieden sind.

Dieses Gross-Germanien, welches auf allen Seiten von der übrigen Welt Meere scheiden, nur nicht im Osten, wo das russische Slawien und das türkische Griechenland seine Grenze machen, ist hier scharfsinnig als eine Einheit betrachtet, weil alle Völker, die es umschlingt, das deutsche Gepräge in Haus-, Familien- und Volks-Verfassung bey aller Verschiedenheit tragen, oder wenigstens als das herrschende anerkennen; weil sie alle die Stammreligion gegen eine neue von der römischen Kirche ausgegangene vertauschten, und durch die Hierarchie in einen allgemeinen Verein kamen; weil sie selbst in eine gewisse Gemeinschaft der römischen Sprache und des römischen Rechtes traten, und mittelst des politischen Verkehrs unter einander einigermassen ein gemeinsames Völkerrecht erhielten.

Da Gross-Germanien in freye Völker getheilt war: so entwickelte sich durch deren Wetteifer ein Streben, welches seine Industrie, Kunst und Wissenschaft über die Meere in alle Weltheile führte, wo es durch seinen Muth und seine Waffenkunde herrschend wurde. In dieser ausserordentlichen Entwickelung der Kräfte sieht der Vf. die dritte Bewegung, wodurch sich die Entstehung des germanischen Europa erklärt. Durch sie ward zugleich ein Neues Germanien in der aussereuropäischen Welt gestiftet, „welches mit Europa nicht bloss durch Flotten, wie durch Schiffbrücken, sondern auch durch ein Gemeininteresse des Verkehrs und des Glücks so genau verbunden ist, dass beide als Bestandtheile eines Ganzen betrachtet werden müssen." Mancherley Betrachtungen erregt hiebey die Bemerkung, dass jene Colonieen unter alle Völker des germanischen Europa vertheilt wurden, ausgenommen die Deutschen und Italiäner, eben diejenigen, die sich im Mittelalter am ersten und am meisten durch Handlung und Schiffahrt ausgezeichnet hatten. Allein ihre Kräfte waren nicht vorzüglich mehr auf diesen Gegenstand gerichtet, als die neue Welt entdeckt wurde. Dagegen hat ein Volk von Stammgermanen in den aussereuropäischen Germanien alle überflügelt, und wir wünschten, dass der Vf. auf die Untersuchung gekommen wäre, welche auf seinem Wege lag, in wiefern Grossbritannien zu jenem Übergewicht gelangt sey, weil es die ursprüngliche germanische Verfassung am reinsten bey sich bewahrte, und am meisten zu einem bürgerlichen Leben ausbildete.

Einen solchen Zustand, und was ihn herbeyführte, suchte das germanische Europa sich durch Schutzvereine zu sichern; und dieselben sind hier nach Massgabe ihrer Grösse in *Stammstaaten* und *Grossstaaten-Vereine* unterschieden: eine Eintheilung, die sich dem Wesen nach als richtig bewährt, wie verschiedene Benennungen auch für die verschiedenen Classen belieben mögen. Die Stammvereine sind die *Urstaaten*, und erscheinen bey allen Völkern, sobald die anwachsenden Familien sich in festen Wohnsitzen niederliessen. Über Bestimmung der Grenzen, indem sich die Stammvereine in Deutschland in Staatenvereine verwandelten, wollen wir nicht rechten. Diese letzten sind in zwey Classen geschieden. Wenn die verbundenen Völker, heisst es, ihre *Stammverfassung*, *Volksgesammtheit* und ihr *Volkshaupt* behalten: so entstehen *Bundesvereine; verschwindet* aber in den verbundenen Urstaaten bis auf ein einziges das *Volkshaupt*: so haben wir *Reichsvereine*. Diese Unterscheidung genügt der historischen Wahrnehmung nur dann, wenn lange Zeiträume, in welchen die einzelnen Volkshäupter allmählich vor dem Einen verschwanden, obgleich die verschiedenen Völker schon wie ein Reich betrachtet werden konnten, nur als ein Übergang genommen werden, der noch kein Resultat für die Abstraction giebt. Sonst könnte man entgegenstellen, dass das deutsche Reich in seiner späteren Gestalt, deren Spuren aber schon unter Karl dem Grossen und in seinem Reiche sich deutlich zeigten, viele Volkshäupter enthielt, die unter einem Oberhaupte zu einem Reiche verbunden waren. Nach dem hier angegebenen Unterscheidungsbegriffe, war da jenes Deutschland ein Bundesverein oder ein Reichsverein?

Solcher Staatenvereins, die für ein Werk des Zufalls und der Menschen gelten müssen, da hingegen die Urstaaten eine Stiftung der Natur sind, denkt sich der Vf. sechs in dem germanischen Europa, die bloss Stammzweige in sich schliessen: drey unter den Römer-Germanen: Spanien, Frankreich und Italien; drey unter den Stamm-Germanen: Deutschland, Scandinavien und England. Man sieht leicht, wie man den Ausdruck, dass diese Vereine bloss Stammzweige in sich schliessen, nicht im strengsten Sinne nehmen müsse; denn die Nachkommen der Mauren

in Spanien, die Juden in den genannten Ländern, sind gewiss doch kein Stammzweig der Germanen? Offenbar hatte der Vf. hier nur die Hauptmasse des Volkes im Sinne, die dem Staatenvereine seinen Charakter gab, und er hat wahrscheinlich auf die ungleichartige Beymischung von Völkern in jenen Staatenvereinen hindeuten wollen, wenn er die nicht genug zu beherzigende Bemerkung hinzufügt, dass die Staatenvereine von dem Vorwurfe der Unnatur sich nur dann frey erhalten, wenn sie sich auf die Grenzen der ihnen aus Stammgemeinschaft angehörigen Völker beschränken.

Der *deutsche Staatenverein* verfiel von der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts an, weil das Oberhaupt des Reiches die Mittel, auf welche sich seine Macht stützte, die Krongüter und Gefälle, nicht in hinlänglichem Mass erhalten hatte. Zur Zeit der allmählichen Auflösung waren in dem alten Deutschland die Urstaaten, bis auf Baiern, das sich noch in seinem Hauptlande erhielt, in viele kleine Gebiete zersplittert. „Sachsen, Franken und Schwaben, sonst als Mächte bedeutend, waren jetzt das Bild des gestirnten Himmels, der grosse und kleine Lichter bis auf die Nebelsterne herab zeigt, die aber alle nicht hinlänglich leuchten." Nachdem Sitte der Fürstenfamilien geworden, die Erbtheilung zu unterlassen: haben sich in Niedersachsen Braunschweig - Lüneburg, Hessen in Thüringen und Franken, Wirtemberg in Schwaben, freylich wieder zu einer Art von Macht erhoben, sind aber weit hinter den alten Fürstenstaaten zurückgeblieben. In dem neuen oder germanisch - slawischen Deutschland entstanden dagegen zwey bedeutende Mächte: im südlichen Neu - Deutschland die österreichische Monarchie, im nördlichen die preussische.

Über die erste spricht der Vf. so wahr als scharfsinnig. Wie ungleich die Völker und Verfassungen sind, aus welchen sie erwuchs: so haben dieselben doch alle ihrer Lage wegen ein Gemeininteresse, das nämlich auf die Sicherheit von der östlichen Seite her geht; und darum ist ihr Staatenverein nicht nur eine nützliche, sondern fast nothwendige Ausnahme von dem Grundsatz, dass die Staatenvereine sich auf die Stammgemeinschaft ihrer Völker beschränken sollen. Es ist ganz richtig, wenn der Vf. die österreichische Monarchie wie eine den Freyheiten der Theile unschädliche Schutzgemeinschaft unter einem gemeinsamen Oberhaupt betrachtet: denn jedes ihrer verbundenen Völker hat seine eigene Verfassung behalten. Diesen ihren Charakter scheint die österreichische Politik nie so tief und lauter eingesehn zu haben, als in *unseren* Tagen, und das Glück hat endlich ihre Weisheit glorreich begünstigt. Indem sie der Eigenthümlichkeit ihrer Völker Abbruch zu thun vermeidet, weil dieselbe der Schutzgemeinschaft nicht hinderlich ist, sondern ihr vielmehr lebendigere Kräfte verleiht: so hat sie ihreM acht auf alle jene Länder ausgedehnt, deren Verein nöthig war, um die Monarchie zur festen Burg der europäischen Freyheit im Osten und zum unverrückbaren Eckstein des europäischen Germanien zu machen. Sie scheint sich selbst auf jene Länder auch beschränken, und einer so fremdartigen Zugabe, wie Belgien, entledigen zu wollen. Eben so hat der väterliche Charakter, der dem Oberhaupte einer so verschiedenartigen Schutzgemeinschaft insonderheit zur Pflicht wird, ihre Einheit neben der angegebenen Naturnothwendigkeit schaffen muss, sich nie bestimmter als jetzt, im Geiste der österreichischen Regierung gezeigt, wiewohl sie ihn seit langen Zeiten vorzugsweise als eine Eigenthümlichkeit des habsburgischen Hauses getragen hat.

Weniger richtig scheint uns die preussische Monarchie beurtheilt, wenn auch sie, wie die österreichische, eine Schutzgemeinschaft genannt wird. Da die Massen, aus welchen sie zusammengesetzt wurde, bey weitem nicht so gross, so verschiedenartig und so ausgebildet in ihrer Verfassung waren, als die Urstaaten von dieser: so hat sie sich schnell dem Charakter einer strengen Monarchie genähert, und lässt von den ehemaligen Verfassungen ihrer Theile nur noch sehr unbedeutende Spuren sehen. Eben desswegen wird freylich nothwendig werden, dass sie eine ganz neue, und dem Zeitgeist angemessene Constitution erhalte; allein noch wagen wir nicht die Freude des Vfs. zu theilen, welcher versichert, dass die preussische Regierung selbst mit einem weisen Blicke in die Zukunft an die Vorbereitung einer freyen und festen Verfassung denke, was in dem gegenwärtigen Zeitpuncte ein eben so grosses, als seltenes und lehrreiches Beyspiel sey. So viel wissen wir indess mit Zuverlässigkeit, dass ein grosser, und der edelste und kräftigste Theil des Volkes in jener Monarchie eine freye und feste Verfassung wünsche und wolle: denn die Zeit ist gekommen, wo eine entwickelte deutsche Volksmasse sich nicht mehr mit der blossen Verwaltung und Vormundschaft begnügt, und wäre sie noch so vortrefflich.

Dass sich trotz des ungleichen Machtverhältnisses unter den deutschen Ländern der Reichsverein erhielt, kam eine Zeitlang daher, weil bey seiner sinkenden Kraft es an den Grenzen Deutschlands keine Mächte gab, welche eine Unterjochung der deutschen Freyheit befürchten liessen. Als aber dieser Fall eintrat: so ward ihr vom Schicksal eine Schutzmacht gegeben, welche eben sowohl die Eroberung durch Feinde, als die Unterdrückung der Mindermächtigen von den grossen Reichsfürsten hinderte. Hiemit ist das *unendliche* Verdienst ausgesprochen, welches *Habsburg um Deutschland* hat, und sich immer von Neuem erwerben wird. Gegen Frankreichs Übermacht, wider welche es Deutschland seit dem sechzehnten Jahrhundert fast ununterbrochen vertheidigte, hat es dasselbe in unseren Tagen glorreicher wie jemals geschützt; und wenn freylich jetzt die Gefahr geringer ist, die es uns von Seiten der Türken abwehrt: so zeigt sich für die Zukunft der Schutz, welchen Habsburg der deutschen Freyheit

gewährt, wahrscheinlich noch in seiner *grössten* Wichtigkeit gegen die *slawische Riesenmacht*, die im Norden erwuchs. Durch die schönen Verhältnisse und Hoffnungen, welche bisweilen durch die blosse Persönlichkeit der Herrscher entstehen, wird der Historiker nicht über die eigentliche politische Lage der Mächte und Länder gegen einander getäuscht.

Jene grosse Schutzmacht Deutschlands behielt freylich gegen die Reichsfürsten die lehnsherrliche Form bey; aber eigentlich hörte der Reichsverein, der auf das Lehnwesen gegründet war, von ihr an wirklich auf, und war zu einem Bundesverein unter einer Schutzherrschaft geworden. Wie auch Gesinnung und Geist der Schutzmacht beschaffen seyn mochten: so lag es in der Natur des Verhältnisses, dass die Bundesglieder, sobald keine harte Gefahr von aussen drohete, ein drückendes Übergewicht von jener fürchteten. Die daher entstandene Spannung zwischen den Fürsten und dem Reichsoberhaupte sprach sich ganz aus, sobald sich eine Spaltung der Kirche ereignete; und sehr richtig nennt der Vf. den deutschen Krieg im sechzehnten Jahrhundert, und den dreyssigjährigen im siebenzehnten einen Kampf für Kirchen - und *Reichs* - Freyheit. Nicht gleich bestimmte Wahrheit ist in seinen folgenden historischen Wahrnehmungen. Das Verhältniss der Schutzmacht zu den Reichsfürsten, meint er, hätte seine Bestimmungen zu Gunsten der letzteren durch den westphälischen Frieden nicht anders bewahren können, als indem sich eine Schutzmacht der Protestanten bildete, welche dann in der preussischen Monarchie entstanden sey. Allein die protestantischen Rechte im Reiche fanden ihren Schutz eigentlich in dem protestantischen Collegium überhaupt, und Friedrich der Zweyte von Preussen war ja der ausdrückliche Beschützer einer sehr katholischen Fürstenfamilie, der bairischen. Auch finden wir selbst hier die Bemerkung, dass Preussen als Schutzmacht der Protestanten mit seiner Hülfe um ein paar Jahrhunderte zu spät gekommen sey. In Opposition gegen Österreich gerieth es allein durch die Wegnahme von Schlesien, welches sich zu bewahren Friedrich der Zweyte jede Vergrösserung der österreichischen Macht argwöhnisch zu hindern suchte. Wenn auf der anderen Seite der Vf. die preussische Monarchie auch eine Schutzmacht des nördlichen Deutschlands gen Osten hin nennt: so gesteht er wiederum, dass sie auch als solche mit ihrer Hülfe um einige Jahrhunderte zu spät gekommen sey. Denn im funfzehnten Jahrhundert sey Brandenburg viel zu zerrüttet und geschwächt gewesen, um die Polen abzuhalten, dass sie die deutschen Colonieen an der Weichsel und Düna an sich rissen. Es kommt also fast darauf hinaus, dass Preussen wirklich keine Schutzmacht weder der Protestanten noch des nördlichen Deutschlandes sey, und wirklich war seit dem Gedeihen seiner Macht weder von jenen gegen Österreich, noch von diesem gegen Polen irgend eine Gefahr abzuwehren. Dagegen nimmt uns Wunder, dass hier der preussischen Monarchie in der einzigen Beziehung, wo sie wirklich eine Schutzmacht war, nämlich gegen die Übermacht Russlands, gar nicht gedacht ist, zu welcher Bestimmung es sich wahrscheinlich an Österreich ehemals angeschlossen hätte, wenn Schlesien nicht der grosse Zankapfel zwischen beiden Staaten geworden wäre.

Wir erwähnen, indem wir den bisher beleuchteten Abschnitt der Schrift verlassen, nur noch, dass S. 39 wirklich von Polen oder Böhmen und *Ungern*, als *slawischen* Mächten, zweymal die Rede, also unser obiger Argwohn vollkommen gerechtfertigt ist.

Den Übergang selbst zu dem dritten Abschnitt über die Grossreiche macht der Vf. mit dem Wunsche, dass sich Deutschland schon ehemals in zwey grosse Bundeskreise für den Süden und den Norden unter den beiden Schutzmächten, Österreich und Preussen, gebildet hätte, wozu aber die gänzliche Zertrümmerung der Reichsverfassung durch das französische Grossreich nöthig gewesen sey. Wir wollen hier nicht darüber rechten, ob eine solche bestimmte Scheidung der deutschen Gauen in ein nördliches und südliches System an sich wünschenswerth sey; wir wollen hier nicht untersuchen, ob eine solche Scheidung die innere Zwietracht, die in Deutschland soviel Unheil gestiftet hat, nicht gleichsam auf die höchste Spitze stellen werde, die beiden Schutzmächte so gegen einander führe, dass die Einmischung von Westen und Nordosten in die deutschen Angelegenheiten mehr als jemals zu fürchten sey; ob überhaupt die Deutschheit in unserem südlichen Vaterlande nicht gefährdet werde, wenn ihr das nördliche wie eine constitutionell ausgesprochene Verschiedenheit entgegensteht: genug, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach zu Erfüllung des hier geäusserten Wunsches bald kommen wird, was nach einer Ansicht der deutschen Geschichte, die des Vfs. Blicke eben so ehrt, als sie in Anwendung der historischen Resultate von ihm abweicht, immer nur ein nicht lange dauernder Übergang zu der Einheit des deutschen Systems seyn kann.

(Die Fortsetzung dieser Recensionen folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

KIEL, in der akademischen Buchhandlung: *Das germanische Europa, insbesondere Deutschland vor und seit dem Jahre* 1813. Eine Betrachtung der Schutzvereine in Stämmen, Reichen und Bündnissen. Von *Johann Friedrich Reitemeier* u. s. w.

Nach der einleitenden Bemerkung, dass im europäischen Germanien sich natürliche Hindernisse fanden, ob der Scheide durch Gebirg oder Meer oder Nationalverschiedenheit, wodurch die Entstehung von *Grossreichen* gehemmt wurde, ein Wort, welches hier dasselbe andeutet, was man sonst unter *Universalmonarchien* versteht, fährt der Vf. fort, dass gleichwohl sich dreymal daselbst Grossreiche zeigten, jedoch ohne lange Dauer. Karl der Grosse stiftete das fränkische, welches den Freyheiten der Völker gefährlich worden sey, weil es auf das Princip der Gleichmachung berechnet gewesen, und ihnen statt ihrer Stammfürsten fränkische Befehlshaber gab. Allerdings sagt diess die Geschichte, doch weiss sie auch, dass Karl für die Freyheiten der Völker eine gesammte Nationalfreyheit, die sich der androhenden Sclaverey durch das Lehnswesen entlud, geben wollte, und zum Theil wieder herstellte. Einen Reichsverein bezweckte er, damit wir in der Sprache des Vfs. reden, und keinen Bundesverein; doch wollte seine grosse Seele über ein freyes Volk in seinem Reich herrschen. Aber im schnellen Verfall desselben zeigte sich noch deutlicher, als in unseren Tagen, dass das Schicksal keine gleiche Gesammtfreyheit der Nationen, sondern wie bey einzelnen Personen, so auch bey den Völkern, die freye Individualität will; und diese blieb in dem zweyten Grossreiche, welches die Sachsen im zehnten Jahrhundert stifteten, und die Hohenstaufen zu Grunde richteten, weil ihr heroischer Geist in Hinsicht auf den dritten Stand unter dem Zeitgeiste, in Betracht des Papstes und der Geistlichkeit über demselben war, sowohl für die Stamm-Germanen als die Slawen ungekränkt: den Römer-Germanen in Burgund und der Lombardey erwuchsen aus den Statthaltern bald freye Fürsten.

Bey dem dritten, dem französischen Grossreiche, einem Erzeugniss unserer Tage, wird eine Vergleichung zwischen der französischen und der hussitischen Revolution angestellt, welche von einem glücklichen historischen Witze zeugt. Sie thut dar, dass die Erscheinungen unserer Zeit in Frankreich schon im funfzehnten Jahrhundert in Böhmen, derselben natürlichen Ordnung nach, auf einander folgten. Durchaus gerecht ist sie gegen *Georg Podiebrad*, der als Haupt der Hussiten den Thron bestieg, und unparteyisch wird bemerkt, dass der Feldherr, welcher das französische Grossreich stiftete, ein Product der Revolution und seines Genius, darum nicht so gross blieb, als der böhmische König, weil der Ehrgeiz bey ihm nicht, wie bey diesem, durch geringere Mittel beschränkt wurde. Es hätte aber nicht übergangen werden sollen, dass der grösste Zug in Georg Podiebrad, wie er nämlich seine Krone nicht zu vererben strebte, um seinem Vaterlande den Bürgerkrieg zu ersparen, ungleich grösser in Napoleon Bonaparte erscheint. In den Tagen, da sich derselbe zur Niederlegung seiner Krone entschloss, hatte er wenigstens noch 30,000 Mann der versuchtesten und treuesten Truppen um seine Person. Die Armee von Suchet stand ihm noch zu Gebote, das allenthalben durch Frankreich zerstreute Militär war ihm so ergeben, dass es auch nach seiner Abdankung, und während seiner Reise nach Elba, nur durch sein ernstes Dazuthun abgehalten wurde, nicht loszubrechen und ihn zur Rückkehr auf den Thron zu zwingen. Aber die Krone däuchte ihm zu gering, wenn er nicht über ein solches Frankreich, wie er es sich gedacht hatte, herrschen konnte; und die Erhabenheit dieses Ehrgeizes müssen wir ihm zugestehn, wenn wir ihm auch nicht glauben, dass Frankreichs Glück immer sein einziges Ziel gewesen sey, ihm nicht zutrauen, dass er vornehmlich desshalb auf die Seite trat, um von diesem Lande das Unglück abzuwenden.

Der Sturz des französischen Grossreiches hat einen Zustand der Welt veranlasst, in welchem sich, wie es hier heisst, Glück und Weisheit vereinigen, dasjenige Gute, das sonst in den Völkerverhältnissen nur der Wurf des Zufalls schuf, den germanischen Völkern als ein dauerhaftes Resultat von den erleuchteten Ansichten und grossen Gesinnungen der ersten Regierungen in Europa zu geben. Dem slawischen

Volksstamme soll inzwischen ein gleiches Resultat gegeben werden; und wenn gleich der Vf. sich nur mit den germanischen Schutzvereinen beschäftigt: so ist es doch auch für diese eine grosse Epoche, dass durch die Rolle, welche jetzt Russland spielt, das germanische Europa, als ein politisches Ganzes gedacht, sich zu einem *germanisch-slawischen* Europa erst vollendet.

Den Betrachtungen über germanische Schutzvereine v. J. 1813 an ist der Gedanke vorausgeschickt, dass nicht wohlgethan sey, wenn man in Staatenvereinen die Urstaaten ganz in einander zu verschmelzen suche; denn Wetteifer, Gemeingeist und Ehrtrieb, besonders bey Vertheidigung des Vaterlandes, würden dadurch geschwächt. Wenn die französische Revolution alle Ungleichheit der Provinzen aufhob, und die Völker durch Vertauschung ihres Nationalnamens mit Namen von Flüssen und Gebirgen gleichsam territorialisirte: so bedurfte es des ungemeinen Schwunges, welchen sie auf einige Zeit allen Franzosen gab, um nicht sogleich fühlbar werden zu lassen, dass die Einbusse von vielen concentrirenden Puncten durch jene Masregel den Gemeingeist an sich geschwächt hatte. Der Grosherrscher Frankreichs scheint diess sehr gut eingesehn zu haben. Denn als die mächtigen Heere der Feinde Frankreichs Boden betreten hatten, um sein Grossreich zu stürzen, rief er die Nation zu der ungemeinsten Bewegung nach den *vernichteten Namen der einzelnen Völker* auf, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Wir sind ganz einverstanden mit dem Vf., dass man den gegenwärtigen Zeitpunct benutzen sollte, um die Urstaaten der Völker in Deutschland soviel wie möglich wiederherzustellen, und wenigstens ihre Nationalnamen in der neuen Verfassung auf eine bessere Art, als bey den vormaligen Reichskreisen, geltend zu machen. Eben so wahr ist, dass das ganze europäische Germanien, welches an Deutschland eine Vormauer wider die östlichen Grosmächte finden muss, eine verbesserte Wiederherstellung des deutschen Völker-Vereins zu wünschen hat. Bisher war in der unglücklichen Mischung desselben von Stärke und Schwäche nur eine allgemeine Quelle von Kriegen. In dieser Hinsicht wird hier zuerst die Frage aufgeworfen, ob künftig seine Schutzmacht in mehrere Hauptmächte vertheilt werden müsse, so dass diese zusammen einen gemeinschaftlichen Schutzbund bilden. Wir wollen die Gedankenreihe, wodurch die Auflösung dieser Frage hier versucht ist, zuerst in der möglichsten Kürze hervorheben, ohne unsere eigenen Ansichten dazwischen zu weben.

Der Reichsverein unter einer einzigen Hauptmacht war der That nach schon aufgelöset, sobald sich einige der Schutzgenossen zu grossen deutschen Mächten, oder gar zu Hauptmächten in Europa erhoben. Bedroht von drey Grosmächten, mussten diese durch locale Wehranstalten sich einen Schirm geben, welchen sie bey dem Reichsverein nicht finden konnten. Wollten sie aber auch jetzt unter eine einzige Hauptmacht, als das Reichsoberhaupt zurückkehren: so würde dadurch nur die alte innere Schwäche Deutschlands wieder eingeführt werden. Jetzt bleibt keine andere Wahl, als die Stiftung von *Partial-Schutzvereinen* als *Hauptmächten*, die wieder in einen *allgemeinen Schutzbund vereinigt* werden. Wie es unter den Nachbaren Deutschlands drey Grossmächte giebt, so auch *drey* Partial-Vereine in demselben, zwey auf der östlichen Seite, einen auf der westlichen im alten Deutschland. Der erste ist die österreichische Monarchie, als Südmacht auf den gefährlichsten Punct gestellt, und als die grösste, dazu geeignet. Ihr schliessen sich keine Mindermächtige als Schutzgenossen an. Dagegen sollte der zweyte Partial-Verein, oder die preussische Monarchie, um den Osten und Norden Deutschlands zu decken, alle Mindermächtigen am rechten Ufer der Elbe und Saale als Schutzgenossen mit sich vereinigen. Ein dritter Partial-Verein wäre ein Bund der sämmtlichen westlichen deutschen Völker, welcher ein Schutzbund wider die Grossmacht Frankreich würde. Er umfasste am linken Rheinufer die Baiern, Schwaben und Ostfranken südlich, und die Alt-Sachsen nördlich, oder die Thüringer, Hessen, Ostphalen, Westphalen und Friesen. Was am linken Rheinufer hinzukommen könnte, war noch nicht bestimmt, als der Vf. schrieb. Wie wenig ist es geworden gegen das Bild, welches ihm vorschwebte! Dieser Schutzbund nun könnte ein freyer seyn, oder ein Bund mit einer Schutzherrschaft. Zu jenem würde er sich hinneigen, weil es in dem alten Deutschland keine solche Hauptmacht giebt, als in den germanisch-slawischen Ländern. Krieg, Frieden und Bündnisse beschlösse allein der gesammte Bund; und wären sie auch nicht wider diesen gerichtet, blieben gleichwohl Privatkriege und Privatbündnisse jeglichem Bundesgliede untersagt. Obgleich schon durch diesen Grundsatz manchem Gebrechen der alten Reichsverfassung vorgebaut wird, träte immer die Furcht ein, dass die Verbindung zu lose, Oberbefehl und Vorsorge der Bundesversammlung nicht kräftig und thätig genug, die Ungleichheit der Truppen verwirrend seyn möchte. Der Westbund soll also kein freyer seyn, sondern sich an eine Schutzherrschaft anlehnen. Würden alle deutsche Lande am linken Rheinufer je von Frankreich abgetreten, und unter einem Haupte vereinigt: so liesse sich leicht daraus für das alte Deutschland eine Schutzmacht bilden, und gerade an der günstigsten Stelle. So lange dieser Fall nicht eintritt, müsste die Schutzherrschaft entweder an Österreich oder Preussen, oder auch gemeinschaftlich an beide überantwortet werden. Eine Entzweyung dieser beiden Schutzmächte wäre bey weitem nicht so leicht zu besorgen, als bey der alten Reichsverfassung, die dazu überall den Zunder enthielt. Erfolgte dieselbe wirklich, so hörte das Verhältniss des Westbundes gegen beide Schutzmächte vorläufig auf, er bliebe neutral, und nur wenn eine derselben in Gefahr geriethe, ganz unterzugehn, rettete er sie mit seiner Hülfe, um sich selbst zu erhalten.

Wenn auch die beiden ersten Partialvereine ihre Verfassung nicht so machten, dass sie die Versammlung der Bundesglieder an den Höfen der Schutzmächte hielten, sondern den Mittelpunct ihrer Berathschlagungen auch in dem Westbund hätten: so wäre ein grosser Schritt zur Einheit Deutschlands, zu einem allgemeinen Schutz- und Hülfs-Vereine der deutschen Völker geschehn. Um ihn vollständig auszubilden, käme es vorzüglich auf Bestimmung der Generalbundesversammlung und des Bundeshauptes an. Hier tritt die Schwierigkeit ein, dass es für einen solchen Generalverein gewöhnlich, und soweit man die Zuträglichkeit berechnen kann, nur Ein Oberhaupt giebt, wir aber in Deutschland zwey der grossen Schutzmächte haben. Eine Wahl hier walten zu lassen, wäre gefährlicher wie jemals, da sie die Einmischung fremder Völker befördert, deren Unglück wir nun bis zu den Hefen ausgetrunken haben. Erblich die Oberhauptmannschaft an eine jener Schutzmächte zu verleihen, entspräche nicht der Natur eines Staatenbundes, wahrscheinlich auch nicht dem Verhältniss zwischen jenen beiden Schutzmächten, und dem Wunsche der deutschen Fürsten. Ein Mittelweg wäre, wenn die Würde eines Reichsoberhauptes unter den beiden Schutzmächten von einer Regierung zur anderen wechselte. So wäre jede Schutzmacht aufgerufen, die Beschirmung und den Vortheil Deutschlands zu jeder Zeit als ihre eigene Angelegenheit zu betrachten, und beide Kirchenparteyen würden sich dadurch beruhigt finden, dass alle Religionsbeschwerden von selbst Antiquität würden.

Diess ist im Wesentlichen die Gedankenreihe des Vfs. Wir wollen ihr eine andere Ideenfolge zur Seite stellen, mitunter entgegensetzen.

Es sind viele Ursachen, wodurch der Reichsverein unter einer einzigen Hauptmacht aufgelöset wurde, und auch die oben angegebene hat ihre Richtigkeit. Doch sind alle, die man bisher aufgeführt hat, nur Erscheinungen, welche freylich zum Verfall des Vereins beytrugen, aber sich aus dem Verfall selbst mit entwickelten, so dass dieser eine tiefere Ursache haben muss. Diese ist keine andere, als dass das heilige römische Reich sich nur auf die Fürsten lehnte, und nicht auf die deutsche Nation. Einigemal hat dieselbe Bewegungen gemacht, sich an das Reichsoberhaupt anzuschliessen, und es ist zu bedauern, dass die Politik der Kaiser den ursprünglichen Trieb solcher Bewegungen nicht wahrnahm, oder wenigstens nicht zu brauchen wusste. Jegliches Staatsgebäude nun, das nicht unmittelbar auf der Nation ruht, trägt den Grund seines nothwendigen Verfalls in sich. Zu einer wahrhaftigen Wiedergeburt werden die Deutschen daher nicht gelangen, als bis die Nation von unten herauf nach Grundsätzen, die zuletzt auf dem freyen Hausstand ruhen, so organisirt wird, dass sie wahrhaftig repräsentirt werden, und ihre Nationalkraft unter einem Oberhaupte vereinigen kann, wie es die natürliche Entwickelung aller Gesellschaft eigentlich will. Man glaube nicht, dass diess ein künstliches Beginnen sey. Wer die Deutschheit in ihren Wurzeln kennt, durch die Jahrhunderte zu verfolgen weiss, nimmt sie in vielen der noch bestehenden politischen Verhältnisse und bürgerlichen Einrichtungen wahr, und würde ohne grossen Umsturz jene politischen Veränderungen vollbringen können. In der Nation selbst wäre dann die wahre Schutzmacht, welche durch ihre Bundesversammlung der Klugheit und dem einmal vorhandenen Besitzstande gemäss vertheilt, und in Hauptmassen vorzüglich an den Grenzen aufgestellt werden könnte. Indem wir uns keineswegs mit der Hoffnung täuschen, als würden die gegenwärtigen Verhältnisse schon eine solche Organisirung und Repräsentation, eine solche Einheit der deutschen Nation unter einem Reichsoberhaupt herbeyführen, halten wir für unumgänglich nothwendig, dass man alle vorläufig zu treffenden Einrichtungen aus dem angegebenen Gesichtspunct, wenn nicht vornehme, doch beurtheile. Mag es jetzt, theils wegen politischer Beziehungen zwischen Österreich und Preussen, theils wegen ganz individuell persönlicher Neigungen, nicht dahin kommen, dass das ganze Deutschland wieder Ein Oberhaupt habe: so bleibt gewiss, dass es ein solches haben solle, und dass nur Österreich sich zu einem solchen eigene: denn diese Macht beherrscht allein eine solche Ländermasse, welche wieder alle drey Grossmächte, von denen Deutschland bedroht werden könnte, zu Beschirmung desselben auffodert, und sie zu leisten vermag. Daher kommt Alles darauf an, sie in das Interesse der deutschen Nation auf jede mögliche Weise hineinzuziehn, und sie niemals auf den Gedanken zu bringen, dass sie ausserhalb der deutschen Nation zu grosse Kräfte besitze, um den Schwerpunct ihrer Politik nicht in jener zu nehmen. Insofern verdient die Ansicht keine Billigung, dass Österreich ein Partialverein sey, welchem sich keine Mindermächtige unter den deutschen als Schutzgenossen anschliessen. Woher soll denn hier überhaupt der Begriff eines Vereins entstehen oder eines Südbundes in Deutschland, wenn es ganz allein ohne alle deutsche Verbindung erscheint? Indessen sieht man jetzt nicht, wie es die deutschen Schutzgenossen erhalten solle, wenn wir auf die Gedankenreihe unseres Vfs. eingehen. Baiern nämlich macht dergleichen unmöglich, sobald ein Westbund nach der angegebenen Vorstellung sich bildet, worin es nicht nur den ersten Ton angeben, sondern eine gleiche Schutzmacht, wie Österreich und Preussen in den beiden anderen Bünden zu werden, sich beeifern würde. Darum wäre, wenn Deutschland wirklich in ähnliche drey Partialvereine, wie oben beschrieben sind, constitutionell getheilt werden sollte, nichts mehr zu wünschen, als dass Österreich, wenn es gleich nicht wieder wie das alte Reichsoberhaupt eintritt, doch auf den bezweckten Genralverein der deutschen Völker einen

viel grösseren Einfluss, wie es als jenes besass, und einen zu grossen erhalte, um sich je versucht zu fühlen, nicht mehr in Deutschland den Schwerpunct seiner Politik zu haben. Hieraus ergiebt sich, dass wir die ganze Idee des Vfs. von den erwähnten Partialvereinen verwerfen würden, sobald der Generalverein nicht eine Organisation bekäme, worin zwey derselben dem dritten gewissermassen untergeordnet wären. Dauernd aber, ohne Unterbrechung, müsste dieser Einfluss bey Österreich bleiben, weil es, wie gesagt, allein unter allen deutschen Mächten die Kraft und das unmittelbarste Interesse hat, Deutschland gegen jegliche Gefahr zu vertheidigen. Das Schicksal hat wohl gewusst, warum es die Oberhauptmannschaft über uns Jahrhunderte lang an dasselbe übertrug, und hat die bewegenden Gründe dafür noch keineswegs entkräftet. Ein Wechsel der höchsten Würde im deutschen Völkerverein zwischen Österreich und Preussen, welchen der Vf. vorschlägt, würde nichts seyn, als eine Zerreissung der Deutschheit durch die Adler beider Fürstenhäuser, so dass sie in ihrer Verblutung ein leichter Raub der Ausländer wäre.

Nach den Untersuchungen, womit diese Schrift scharfsinnig anhob, liess sich vermuthen, dass sie nicht endigen würde, ohne Ideen und Wünsche für einen künftigen — *germanischen Völkerverein* aufzustellen. Sie haben den Fehler, dass sie das germanische Europa nach den zu Anfang bestimmten Grenzen wie die sogenannte europäische Republik umfassen, also ohne Zweifel mit zu grosser Beschränkung, vornehmlich in Hinsicht auf das Verhältniss zwischen Gross-Germanien und Gross-Slawien oder Russland mit Inbegriff Polens. Eben diese slawische Macht würde wohl sehr mit einsprechen, und sich noch mehr zu dergleichen Begünstigungen berechtigt glauben, wenn der Wunsch des Vfs. in Erfüllung gehen sollte, dass man die deutschen Mächte Österreich und Preussen auch mit Colonialbesitzungen ausstatten möge, um alle germanischen Völker in das Gemeininteresse für das indische Germanien zu ziehen. Diess braucht nicht auf eine so baare Weise zu geschehn, und würde vielleicht sicherer erreicht, wenn man einzelnen deutschen Handelspuncten, wie den hanseatischen Städten, zweckmässige Besitzungen in fernen Meeren anwiese. Genug, dass jener Wunsch eine Äusserung veranlasst, die sich der brittische Patriot tief einprägen soll. Wir können diese Kritik nicht rühmlicher für den Vf. schliessen, als wenn wir seine Worte anführen, welche dieselbe ausdrücken. „Das Glück Grossbritanniens ist in dieser Hinsicht (nämlich auf Besitz im indischen Germanien) überfliessend. Wenn es nicht selbst dafür sorgt, dass ihm Wetteifer und Gefahr nicht fehlen, wenn es im Alleingenusse des Monopols gewinnen, und wenn es beym Mangel des Seekriegs seine Kriegsflotten verfaulen, und seine Seehelden aussterben lassen will, dann wird es mit der Zeit ein neues, aber trübes Loos, das Schicksal eines Grossreiches zur See, erfahren."

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte.* Herausgegeben von *Heinrich Luden*, Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena. Erster Band. Mit Kupfern und Charten. 655 S. 8. Zweyten Bandes erstes Stück. 157 S. 1814. (Jedes Stück 18 Gr.)

Geht man von einem so gediegenen Juristen und Historiker, wie der kaum beurtheilte, zu dieser *Nemesis* über: so glaubt man aus dem Rath erleuchteter Staatsmänner plötzlich in eine gewöhnliche Busspredigt versetzt zu seyn. Schon der Titel dieser Zeitschrift deutet dahin, dass in ihr Politik und Geschichte mehr zu erbaulichen Betrachtungen benutzt, als mit feinem politischen Sinn, einer durch Erfahrung gereiften Einsicht und jenem genialen Tact genommen werden, welchem sich die Welt aufschliesst. In der Ankündigung verspüren wir dann sogleich einen Predigerton von phrasenreicher Breite. Der Vf. scheint sich redlich für das Wohl und die Freyheit der Völker, auch für geschichtliche Aufklärung zu bemühn; aber wir haben in diesen fünf Heften umsonst nach einer tieferen, lichtgebenden politischen Idee oder historischen Auffassung gesucht. Fast immer hört man nur einen schwachen Nachhall von einigen kraftvollen und fruchtbaren politischen und historischen Gedanken, die ausgezeichnete Köpfe unserer Zeit zum Eigenthum gaben.

Der Plan zerfällt in drey Abtheilungen: Zeitgeschichte, Abhandlungen, Gedichte. Wie wenig diesen Abschnitten irgend eine feste Unterscheidungsnorm zum Grunde liegt, sieht man am deutlichsten an den Unterabtheilungen. Die Zeitgeschichte soll merkwürdige Züge aus der Geschichte unserer Zeit, Berichte von interessanten Ereignissen u. s. w. liefern, und unter den Abhandlungen sollen auch Bemerkungen über die Verhältnisse unserer Zeit im Allgemeinen und über die Verhältnisse einzelner Staaten, und Bemerkungen über einzelne Ereignisse und Begebenheiten der Zeit vorkommen, ja sogar historische Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, ohne den Zusatz dass dieselben aus der Zeitgeschichte seyn sollen. Wie kommen solche Darstellungen unter Abhandlungen? und wie können jene versprochenen Bemerkungen füglich von der Zeitgeschichte getrennt werden? Der Herausgeber hätte mit gleicher Befugniss, wie die angegebenen, noch eine lange Reihe von Unterabtheilungen aufführen können. Übrigens hat er durch diese schlecht gerathenen Rubriken nur den Inhalt seiner Zeitschrift ungefähr anzeigen wollen, und ihre Materialien nicht unter denselben geordnet. So wenig der Plan aus einer bestimmten Idee sich entwickelt hat, eben so wenig sind Publicum und Zweck fest ins Auge gefasst. Durch das ganze Institut geht ein Schwanken, ob es für wissenschaftliche Politik oder ein historisches Archiv, oder nichts als eine Art von Volksschrift seyn solle.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recensionen-Reihe.*)

WEIMAR, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte.* Herausgegeben von *Heinrich Luden* u. s. w.

(Fortsetzung.)

In den vorliegenden Heften sind die allgemeinen politischen Abhandlungen überwiegend. Wir wollen eine sehr weitläuftige näher betrachten, und damit die Nemesis von *dieser* Seite einmal für allemal charakterisiren. Die Überschrift ist: *Das Vaterland, oder Staat und Volk;* und der erste Abschnitt, *die Geschichte* betitelt, dehnt sich von S. 14 bis 39. Das Leben der Menschen, heisst es daselbst, sey in allen Ländern und Zeiten, wo es gesellschaftliches oder gemeines Leben werde, von zwey Kreisen umschlossen, welche man *Staat* und *Volk* nenne. Manche undeutliche Weitläuftigkeiten wären vermieden, wenn der Vf. hier sogleich ausgesprochen hätte, was er einen Staat nennt. Wir erfahren es erst S. 209 im zweyten Heft: nämlich „einen freyen Verein von Menschen, die sich gegenseitig einen Kreis freyen Wirkens — Rechte — zugestanden, und verbunden haben, für gemeine Sicherheit zu einander zu halten, und unter sich solche Einrichtungen zu erstreben, dass einem jeden Mitgliede unter allen Verhältnissen freye Auslebung — freye Entwickelung seines Selbst, Bildung — möglich bleiben soll." Was an einer solchen Beschreibung auszusetzen seyn könnte, kümmert uns hier nicht: wir hätten nur früher erfahren sollen, was in der Abhandlung der Staat heisst, sowie zu Anfang gesagt ist, was Volk sey, eine Masse von Menschen, welche sich durch ihre gemeinsame Individualität von allen anderen Menschen sondert. So nämlich hat der Vf. seinen Begriff ausdrücken wollen. Wenn er von einer gewissen Eigenthümlichkeit, einer gewissen Anzahl von Menschen in Sprache, Geist und Art redet: so taugt jenes *gewisse* eben so wenig in den Begriff, als die Einzelnheiten der Individualität darin aufgeführt werden dürfen, weil sie nur historisch mit Bestimmtheit und erschöpfend aufgeführt werden könnten. Wichtiger bleibt indessen bey jenem Gedanken, dass die Kreise *Volk* und *Staat*, zwischen welchen das gesellschaftliche und gemeine Leben laufe, von keinem grösseren umschlossen seyn sollen. Diess führt auf eine beschränkte Ansicht in der ganzen Politik: denn *Völkervereine* und *Staatenvereine* sind ohne Zweifel grössere Kreise, die jene umschliessen. Damit kann sich der Vf. unmöglich hier ausreden, dass dieselben wegen des einzelnen Volkes, des einzelnen Staates vorhanden sind, und der Wichtigkeit nach also denselben untergeordnet. An sich hiesse diess nur eben soviel, als wenn Jemand behauptete, dass das einzelne Volk, der einzelne Staat, den Individuen in ihnen untergeordnet bleiben; sie sind nämlich der Individuen wegen da, wie Völker- und Staaten-Vereine wegen der einzelnen Völker und Staaten. Genug, dass jene Kreise diese wieder umschliessen, wie z. B. das germanische Europa unser Deutschland, oder wie dieses die einzelnen deutschen Völker und Staaten.

Natürlich muss das Volk streben, „sich auf das innigste mit dem Staate zu verbinden, so wie dieser, sich jenem anzuschliessen", und beider Leben gewinnt an Kraft, Freyheit und Glück, je mehr sie sich vereinen. Diess in der Geschichte wahrzunehmen, ist sehr leicht, und es bedarf dazu keiner so gedehnten historischen Ausführung, als wir hier finden.

Indessen zeigt sich das *Talent der Weitläuftigkeit*, welches der Vf. in einem hohen Grade besitzt, noch üppiger, indem er die Erscheinungen, an welchen jene Wahrnehmung hängt, nach seinem Ausdruck aus einem *Gesetz* erklären will. S. 192—233. Er braucht sehr viele Worte, um darzuthun, dass der Mensch zwar ein Ganzes für sich, aber auch ein Theil der Menschheit sey, und die Widersprüche, welche dadurch in ihm entstehen, nur durch Volk und Staat ausgleichen könne. Kraft der Einheit von diesen beiden erhalte er dann ein *Vaterland*, welches Wort dem Vf. aber selbst etwas zu schwer ins Ohr für den Begriff fällt, den er damit verbinden will, und auf kein *Land* zu gründen weiss. Wir könnten ihm dazu mittelst des dritten Abschnittes seiner Abhandlung, der überschrieben ist, *die höchste Aufgabe der Politik*, S. 303—328, füglich verhelfen. Er achtet die *Naturmarken* höher, als die übrigen Volksgrenzen, und nicht bloss für die Urvölker, sondern auch die vermischten, oder nach seiner Benennung *Mangvölker*. Warum nimmt er nun die Naturmarken nicht in seinen Begriff vom Vaterland auf, und sagt, dass es da vorhanden sey, wo ein Volk in Einheit mit dem Staat innerhalb der

eine Geburt seiner eigenen Furcht und Noth sind, wohl zu entschuldigen; aber sträflich kann die Sorgsamkeit, sie zu vollziehen, so wenig genannt werden, dass vielmehr das Gegentheil immer sträflich bleibt. Keineswegs gebührt den Beamten und dem Volke zu beurtheilen, in wiefern die Regierung ihre wahre Gesinnung blossgeben soll, und immer wird es ein besonderer Ruhm für die preussische Staatsklugheit bleiben, dass sie in den letzten bedrängten Zeiten vor dem Jahre 1813 die Nationalentrüstung wider die französische Tyranney von auffallenden Unternehmungen zurückzuhalten, und in der Stille doch höher zu befeuern wusste.

Im französischen Gebiete selbst, „in Hamburg, wo die Einführung der französischen Gewalt, recht im Gegensatze mit dem vorigen Freyheitsglück, zur unerträglichsten Qual und Lebenshemmung geworden war, brach bey einem unbedeutenden Anlass die vieljährige (?) Zerknirschung furchtbar aus." Es ist bekannt genug, wie jene Bewegung, die am vier und zwanzigsten Februar 1813 einen allgemeineren Sturm zu drohen schien, sich wiederum legte. Den vornehmsten Grund davon sieht der Vf. mit Recht in der Vorsicht der Franzosen, dass sie die angesehenen Bürger mit zu Rathe zogen, und der Bürgerschaft sogar Waffen anvertrauten. Denn wie wahr ist seine Bemerkung, dass nichts den Muth und Unternehmungsgeist des Einzelnen so lähmt, als die Verstrickung in auch noch so oberflächliche Amtsobliegenheiten, zumal mittelst einer regelmässigen Bewaffnung, wo der Wille des Bürgers durch den Gehorsam des Soldaten gefesselt wird. Die Annäherung der Russen indess, die völlig entschiedene Theilnahme der Preussen gegen Frankreich, entflammten bald wiederum den Geist der Hamburger wider das Franzosenthum, und um so mehr, da ihnen nicht ganz verborgen blieb, dass man von Seiten der beiden verbündeten Mächte ihre Stadt als den gelegensten Punct betrachte, von wo aus die Erhebung des übrigen Deutschlands begonnen und gefördert werden könnte. Die Idee dazu war zuerst von dem russischen Obristen Freyherrn v. *Tettenborn* angeregt und betrieben: ihm ward auch die Ausführung derselben übertragen. Dieses Feldherrn Persönlichkeit wird nun hier glücklich in den Vorgrund gestellt; auch sind die Züge in ihr, welche dem Anführer zu einer solchen Unternehmung beywohnen mussten, geschickt hervorgehoben; und nicht nur der Verfolg der Begebenheiten, welche diese Schrift umfasst, sondern in viel höherem Masse hat *Tettenborns* Rolle bey der verbündeten Heeresmacht in Frankreich selbst dargethan, dass jene Schilderung seiner Persönlichkeit nicht im mindesten über die Wahrheit hinausgeht. Da der Urheber dieser Denkwürdigkeiten von ihm auch dort ihm stets zur Seite geblieben ist: so wünschen und hoffen wir, dass er ihn auch auf jenem Schauplatze darstellen werde. Noch weiss die Welt nicht genug, wie kühn dieser Feldherr mit seiner kleinen Macht dort in die grossen Operationen eingriff, und wie man es insonderheit seiner wohlcombinirenden Raschheit verdankt, dass Napoleons grösster militärischer Gewaltstreich misslungen ist.

Wie man auf seine Persönlichkeit auch bey der Unternehmung auf Hamburg vorzüglich rechnete, ergiebt sich schon, indem man ihm blos Reiterey und zwey Stücke leichtes Geschütz zur Einnahme einer Stadt gab, die in durchschnittener Ebene liegt. Aus der Beschreibung seines Zuges nach derselben und seiner Gefechte mit dem General Morand heben wir nur die Bemerkung über die Führung der Cosaken aus, dass sie durchaus etwas Hinreissendes und Geschicktes erfodere, und alles darauf ankomme, wie und zu welcher Zeit und an welchem Orte sie gebraucht werden. Dass *Tettenborn* darin Meister war, hatte sein zweytägiger Kampf mit den Franzosen bewiesen, als dessen glückliche Wendung ihm den Weg nach Hamburg bahnte; und dass er die Erhebung Deutschlands auf eine gleich meisterhaft politische Weise beginnen wollte, bewies die Weisung, welche er den Abgeordneten jener Stadt ertheilte, dass er diese nicht eher betreten werde, als bis die Hamburger selbst sie zu einer *deutschen* wiederhergestellt hätten. So musste das ganze Werk der Befreyung angefangen werden: das deutsche Volk musste schlechterdings sich selbst befreyen, und Russland immer nur als eine Schutzmacht für das Beginnen desselben dastehen. Dem Verlangen des Feldherrn geschah Genüge. Sein Einzug in Hamburg ist lebhaft geschildert. Als er zum ersten Mal im Schauspiel erschien, standen alle Zuschauer, auch die Frauen, und sangen feyerlich *god save the King*. Warum denn wohl dieses englische Lied? Wahrscheinlich, weil nun dem englischen Handel der Lauf wieder frey war, und Hamburg sich trotz seiner deutschen republicanischen Freyheit gern als eine englische Stadt fühlt; oder müssen wir überhaupt, wenn auf dem Continent der Ton der Freyheit angeschlagen werden soll, uns erst Englands erinnern? Dabey war es auch in englischer Manier, dass die Bürger dem Obristen die Pferde ausspannten, ihn mit Jubelgeschrey nach Hause zogen, und auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen. Er schenkte der Stadt die angefüllten Douanenspeicher, die mehr als 400,000 Thaler Waaren enthielten. „Dass es seine Nachtheile hat, dem Volke als ein zu grosser Wohlthäter zu erscheinen, haben viele alte und neue Beyspiele dargethan; allein wir rühmen doch immer die, deren edler Trieb solche Klugheit nicht achtete."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(*Fortsetzung der in No. 204 abgebrochenen Recensionen-Reihe.*)

London: *Geschichte der hamburgischen Begebenheiten während des Frühjahres* 1813. u. s. w.

(*Fortsetzung.*)

Wie Tettenborn darauf planmäfsig verfuhr, um durch die Befreyten seine Streitkräfte zu mehren, ohne ihnen im Geringsten Zwang anzuthun, ist mit Klarheit entwickelt. Eine hanseatische Legion war das erste Erfodernifs, und selbst Manche, welche sich kaum von der französischen Conscription durch grosse Summen losgekauft, und Stellvertreter erhandelt hatten, eilten jetzt, sich selbst unter die Waffen zu stellen. Die Anschaffung des Geldes zur Ausrüstung der Truppen ward lediglich der Stadt überlassen; und da macht es freylich im Vergleich mit jenem Eifer einen widrigen Eindruck, dafs durch Rath- und Bürger-Schlufs nur die Summe von 200,000 Thalern zur Errichtung der Legion vorläufig bewilligt wurde, *dafs der Senat sogar nur die Hälfte dieser Summe in Anregung gebracht, und die Bürger, welche sie zahlen sollten, sie um die Hälfte verdoppelt hatten.* Schwerlich ist die dann folgende Schilderung, wie unzulänglich und langsam die Anordnungen aller Art von den hamburgischen Behörden betrieben wurden, mit Parteylichkeit abgefafst, und besonders scharfsinnig und eindringend ist die Darstellung der inneren Ursachen davon. Das Gefühl von persönlicher Unabhängigkeit, welches auch den geringsten Hamburger bis zur sogenannten Grobheit befeuerte, und bey dem Mittelstande in grosse bürgerliche Thätigkeit, fast eigensinnige Rechtschaffenheit im Handel, eifrige Aufopferung für Wohl und Freyheit der Vaterstadt überging, war nicht auch Gemeingut des Senates. Der gröfste Theil der Rathsherren zeigte sich schwach, und ohne Neigung, sich mit den Geschäften zu befassen, ohne Sinn für die Bedürfnisse der Gegenwart, ohne Geist für ihre Leitung. Eben dasselbe galt von dem Collegium der Oberalten und anderen Ausschüssen der Stadt. Vor dem Einzuge der russischen Truppen war zur Sprache gekommen, ob man die Wahl eines ganz neuen Rathes, oder die gänzliche Wiedereinsetzung des alten zuträglicher finden solle. Für die letzte entschied der Gedanke, dafs man bey der gegenwärtigen lebhaften Bewegung der Gemüther das Gewicht des früheren, obrigkeitlichen Ansehns nicht aus dem Spiele lassen dürfe. Gewifs war diefs ein Fehlgriff, so wie überhaupt bey der ganzen Umwandlung, welche für Deutschland bewirkt ist und nun vollendet werden soll, viel zu sehr die Rücksicht obwaltet, dafs man den Zustand vor der französischen Machthabung gleichsam als eine rechtliche Norm ansieht. Eben dafs er sich nicht halten konnte, beweist vor der Politik, dafs er wenigstens nicht ganz tauglich war, und für die Zukunft, ohne sich zu einem neuen zu gestalten, nicht tauglich seyn könne. Ohne Zweifel war auch Tettenborn durch solche Rücksicht höheren Ortes gehemmt, so wie durch die Milde, mit welcher stets geschaltet werden sollte.

Dem Detail der weiteren Schwierigkeiten, die er zu besiegen hatte, und wovon nicht die geringsten aus der seltsamen politischen und militärischen Haltung Dänemarks herkamen, so wie aller der klugen und raschen Mafsregeln, womit er ihnen entgegentrat, kann die Kritik dieser Schrift nicht folgen. Nach ihr ist es sein hohes Verdienst, dafs seine Unternehmung *so weit* gelang, und sich so lange hielt, und wir haben auch nicht die kleinste Spur entdeckt, warum man dem Vf. nicht völlig beypflichten sollte. Indessen liegt in der Natur der Sache, dafs auf manche Verhältnisse, welche auf die hier beschriebenen Ereignisse einwirkten, mit der Zeit von der Gegenseite, oder von einem höheren Standpunct, ein anderes Licht fallen wird, als wir hier sehen.

Besonders anziehend, ja rührend, ist das Gemälde, wie gegen die ungemeine Übermacht, die unter dem Oberbefehl von Davoust gegen Hamburg anrückte, der russische Feldherr seine geringen Kräfte zusammen nimmt, eine Stadt zu vertheidigen, die sich auf die Länge wider einen überlegenen Feind nicht vertheidigen liefs, weil sie kein militärischer Punct war. Jeden Augenblick liefs sich erwarten, dafs endlich entschiedene politische und militärische Fügungen ihm insonderheit von den Schweden, die schon gröfstentheils im Mecklenburgischen standen, rettende Hülfe bringen würden. Aufserdem lag ihm ob, den Punct, von wo aus man die Erhebung des deutschen Volkes bewirken wollte, und wo das Volk sich so begeistert für die Freyheit gezeigt hatte, nur nach der äufsersten Gegenwehr fallen zu lassen, und allen niederschlagenden Verdacht zu vermeiden, dafs nicht blofs die Gewalt des Schicksals, sondern Schwa-

cher Ernst für die Freyheit Deutschlands eine seiner freyesten Städte ins Verderben gebracht habe. Auf jeden Fall endlich durfte er sich nicht herausnehmen, eine ihm anvertraute Unternehmung aufzugeben, ehe ihm grosse Entscheidungen zwischen den Hauptheeren die Hoffnung raubten, der bisherigen Isolirung abzuhelfen.

Die Beschreibung der letzten Tage, wo man nach einem unbeschreiblichen Wechsel von Verzweiflung und Hoffnung bey jedem entschlossenen und wohlberechneten Sturm des Feindes Hamburg unwiederbringlich verloren sah, ist der schönste Theil dieses Berichtes. Man sieht den Augenzeugen, der auf dem besten Standpuncte steht, um Alles wahrzunehmen, und durch die thätige Rolle, die er selbst mitspielt, nur das Interesse der Wahrnehmung erhöht, nicht befangen wird. Eine Stelle aus derselben zeuge von seiner Gesinnung und beredten Sprache. S. 146 — 47. „Obgleich der Reichthum und Wohlstand von Hamburg nicht in diesen Häusern und Einrichtungen besteht, die ohne freyen Handel fast gar nichts werth sind, und die Betriebsamkeit, die Kenntniss und das Vertrauen des Handels, ihr wahrer Reichthum, sie überall hinbegleitet hätten: so schauderten dennoch alle vor dem Gedanken, ihre Stadt den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Gegenstande seiner Wuth nur eine rauchende Brandstätte zurückzulassen. Als der General Tettenborn ihnen nichts mehr zu bieten hatte, als rothe Fahnen und Pechkränze, zogen sich die Unseligen zurück, für die es eine Wohlthat, nicht Grausamkeit gewesen wäre, wenn man, sogar wider ihren Willen, das Heldenwerk Rostopchins wiederholt hätte."

Soviel Aufmerksamkeit diese Schrift verdient, wegen der authentischen und merkwürdigen Nachrichten, welche sie über ein Vorspiel der Befreyung Deutschlands giebt, das belehrend darthut, wieviel und welchen Volksclassen der Geist des Handels an Freyheitssinn giebt und nimmt: eben so sehr muss sie unsere Theilnahme dadurch erregen, dass sie ihr offenbar ein ausgezeichnetes und auf vielfache Art, auch durch Liebe zu den alten Historikern, ausgebildetes Talent für die Geschichtschreibung überhaupt, besonders aber für die Abfassung von historischen Denkwürdigkeiten, wo der Historiker als Augenzeuge spricht, durch und durch waltet. Unsere Zeiten bedürfen eben solches Talentes vorzüglich, weil sie seiner würdig sind, und ihre Begebenheiten zu einem grossen Werke der Geschichtschreibung von geläuterten Geistern überliefert werden sollen. Durch Eines würden indessen die Denkschriften unseres Vfs. gewinnen, wenn er nämlich sowohl in seinen Schilderungen, als Betrachtungen, den Hauptpunct der Phantasie und dem Verstande unmittelbarer geben wollte. Er führt denselben freylich kräftig und fast epigrammatisch aus, umgiebt ihn aber mit zuviel Courtoisie.

Hamburg: *Hanseatische Anregungen.* 1814. 15 S. 8. (4 Gr.)

Ihr Vf. ist gleichfalls *Varnhagen von Ense*, welcher im Kampf für die Freyheit der Hansestädte zu grosse Theilnahme an ihnen gewonnen hat, als dass er nicht wünschen sollte, ihre künftige Freyheit durch ihren politischen Zustand gesichert zu sehen. Daher beseelt er diese Blätter durch den Gedanken, dass auf jeden Fall ein Bund hanseatischer Städte in Deutschland seyn solle, welcher eine Macht vorstelle, selbst wenn er auch nicht mehr Städte, als die drey umfasse, die jetzt noch einen Gesammtnamen der hanseatischen führen. In ihrer Blüthe wären selbst sie im Stande, eine geraume Zeit zehntausend Mann im Felde zu halten, welche wenigstens mithelfen könnten, ihre Freyheit zu vertheidigen, ohne in Anschlag zu bringen, was durch bewaffnete Schiffe der Städte auf offener See und an den Küsten gethan werden könnte. Zu einer Zeit, wo die grossen stehenden Heere sich in die Volksbewaffnung verlieren müssten, und wo nach dem Sturze des napoleonischen Reiches wieder ein freyes System der Staaten zur Sicherheit der einzelnen und auch der kleinsten in Wirksamkeit getreten sey, könne selbst jene militärische Anstrengung das Ansehn einer Macht geben. Alles komme nur darauf an, dass die Städte treu und gemeinsam bey einander stehen.

Man möchte einreden, dass auf solche Weise die Macht, welche die Hansestädte seyn sollen, im Grunde nichts Anderes sey, als ihre vormalige Souveränität, die ihnen der gute Wille der grossen Mächte, oder die Rücksicht, welche diese auf einander nehmen mussten, lange Zeit gesichert hat. Allein damals war jede einzelne Stadt souverän, sie waren es nicht als eine Gesammtheit, als ein Bund, welcher nach den hier geäusserten Gedanken als eine souveräne Macht bezweckt werden sollte. Ausserdem ist es ein Unterschied, ob die Hansestädte ihre Souveränetät bloss durch das System der europäischen Staaten vertheidigen lassen, und etwa Geld zu dieser Vertheidigung herschiessen, wie es sich sonst verhielt; oder ob sie mit Anstrengung aller ihrer Kräfte und mit der Gesammtheit ihrer Bürger darthun, dass sie nicht unwerth erscheinen, einer besonderen Freyheit in der europäischen Republik zu geniessen, und dass sie sich wirklich als eine Macht zeigen.

Inzwischen ist in den vorliegenden Blättern auch ein Gedanke, wie ein deutscher Städtebund sich als eine bedeutende Macht zusammenthun möge. Frankfurt am Main sey in seine Freyheit zurückgekehrt, Köln am Rhein habe ein gleiches Glück durch nichts verwirkt, und viele Stimmen von dort hätten schon laut eine neue Verschwisterung der rheinischen Städte mit den nordischen verlangt; noch andere liessen sich hinzufügen; Sachsen böte vorzüglich eine solche dar; für das preussische ausgedehnte Küstenland scheine es von äusserster Wichtigkeit, dass es ausser den preussischen Häfen auch einen hanseatischen besitze.

Allerdings wäre dergleichen wünschenswerth, insonderheit wenn das europäische Völkerrecht den verbündeten Städten ganz die Gunst erwiese, welche der Freyheit des Handels Bedürfniss ist, und allen Nationen eine Wohlthat seyn würde. Nürnberg

und Augsburg müssten, als Hauptpuncte des südlicheren Handels, zunächst als Republiken wieder hergestellt werden. Mehr als hundert solcher Freystaaten, heisst es hier, brachten ehemals über Deutschland keinen Nachtheil. Zweyerley scheint uns aber schlechterdings erfoderlich, wenn aus einem solchen Städtebund ein dauernder Vortheil für unser Vaterland aufblühen soll: erstens, dass er eben so trefflich, wie die alte Hanse zu ihrer schönsten Zeit für die damalige politische und mercantische Welt, organisirt werde für die gegenwärtige Beschaffenheit der Weltverhältnisse, und zweytens, dass er ein Theil eines deutschen Staatenbundes sey, dessen Glieder weder unter sich, noch einzeln mit Auswärtigen Krieg führen dürfen, sondern wie ein wahrhaftiger Bund den europäischen Mächten gegenüber erscheinen. Was nützen uns freye Puncte des Handels, wenn ihn Waffen nach Belieben unterbrechen, und jene selbst befehden können? Zugleich wünschten wir, was wir schon einmal in dieser Literaturzeitung geäussert haben, dass den vornehmsten solcher deutschen Handelsrepubliken, welche der See nahe sind, indische Colonieen angewiesen würden. Deutschland besitzt ohnediess nichts in den fremden Welttheilen, und der Handelsgeist bedarf, wenn er nicht dem Krämergeist ähneln soll, noch eines anderen Schwunges, als den die blosse Speculation auf Gewinn geben kann. Vorzügliche Beherzigung verdient noch der Gesichtspunct, aus welchem der Vf. eine blühende Hanse deutscher Städte wünscht, dass man nämlich ihrer als Pflanzschulen des freyen Bürgersinnes bedürfe. Darin ist viel Wahrheit. Angenommen selbst, dass wir endlich nicht nur eine allgemeine Reichsverfassung, sondern auch eine gesellschaftliche Organisation der einzelnen deutschen Völker erhalten, wie sie der ursprüngliche germanische Geist verlangt, und worauf er stets durch allen Schutt der Zeitalter hinarbeitet, ein öffentliches bürgerliches Leben also, das seinen Urquell in den Individuen hat, die unmittelbar ihren Willen aussprechen und öffentlich constituiren, und welches dann stufenweise durch Repräsentanten weiter geleitet wird, die so gewählt sind, dass der individuelle Wille sich zuletzt sicher als Nationalwille kund macht, und dieser endlich in dem letzten und höchsten Repräsentanten, dem durch Erbrecht geheiligten, als unveränderliche Souveränetät erscheint, dieses grosse Glück vorausgesetzt, wird es doch heilsam bleiben, wenn wir in Freystaaten eigentliche Bezirke der Freyheit besitzen, von wo aus unser Leben immer wieder erfrischt wird. Denn wiewohl eine gut eingerichtete erblich - monarchische Verfassung für grössere Gebiete eine unentbehrliche Wohlthat ist: so behält sie doch immer eine Tendenz *wider* die Freyheit, und bedarf der Erfrischung ihres Geistes durch den Luftzug der Republiken.

Diess führt uns auf ein drittes, und das unerlässlichste Erfodernis bey Wiederherstellung der Hanse. Es ist ziemlich allgemein wahrgenommen, dass in unseren letzten sogenannten freyen Städten der republicanische Sinn geschmälert worden, und vornehmlich, weil auf Ergänzung der Senate der Gemeingeist nicht genug Einfluss hatte. So muss vor allen Dingen das Wesen der Hansestädte gestaltet werden, dass die Mehrzahl und die besseren der Bürger in den Rathsmännern die gediegensten von ihnen anerkennen, die wahrhaftigen Repräsentanten des wahren freyen Bürgersinnes. Nichts geziemt denselben weniger als sclavische Demuth vor den Höfen, und Hoffahrt, welche beiden Übelstände man wohl bey Vätern jener freyen Republiken vereinigt fand.

Bremen, b. Heyse: *Finks und Bergers Ermordung. Ein Beytrag zur Charakteristik der französischen Herrschaft in Deutschland*, von Dr. *J. C. F. Gildemeister*. 1814. 20 S. 8.

Indem wir kaum von der höheren Freyheit redeten, welche den Hansestädten in Deutschland werden sollte, können wir nicht ohne Bewegung eines Ereignisses gedenken, wodurch diejenige von ihnen, deren Senat sich ehemals durch etliche wahrhaftig republicanische Mitglieder auszeichnete, wenigstens zum Schauplatz der greulichsten Gewaltthat der französischen Tyranney unter den Deutschen gemacht wurde. Ohne Bedenken nennen wir so die Ermordung der beiden edeln Oldenburger *von Fink* und *von Berger*. Auch in anderen Gegenden unseres Vaterlandes hat jene Tyranney der Maxime, dass zu ihrer Erhaltung ein Opfer fallen müsste, unschuldige Männer hingerichtet; doch wüssten wir nicht, dass ihr irgend einer gefallen sey, der an geistiger Ausbildung, moralischem Werth, und unwidersprechlicher Kraft der leider kaum dem Scheine nach *gerichtlichen* Vertheidigung mit *Berger* verglichen werden könne.

Die gegenwärtige kleine Schrift ist mit solcher Einsicht, Wahrheitsliebe, und, wir möchten sagen, einer solchen klaren juristischen Männlichkeit geschrieben, wiewohl der Vf. sie entfernt von seiner Heimath, dem Schauplatze des Blutgerichtes, nur aus dem Gedächtnisse niederschrieb, dass eine actenmässige Darstellung nicht überzeugender werden kann. Dennoch wünschen wir, dass er sein Versprechen erfülle, auch diese zu liefern, und uns insonderheit manche Belege, wie *Bergers* Darstellung der oldenburgischen Unruhen, nicht vorenthalte. Auch abgesehen von der Sache selbst, wird man gern eine Urkunde empfangen, worin der Geist ihres Vfs., welchen man aus seinen zerstreuten Aufsätzen und seinen Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Italien liebgewinnt, mit einer Evidenz und Kraft gesprochen hat, die durch Liebe zum Vaterland, und die Hoffnung, das eigene Leben zu retten, zum höchsten gesteigert waren.

Wir wollen hier durch keinen Auszug der gegenwärtigen Schrift auf uns die Schuld ziehen, dass sie irgend Jemand ungelesen lasse, und wir wüssten auch keinen Auszug von ihr zu geben: denn in ihr ist nur gesagt, was schlechterdings gesagt werden muss. Wir heben nur heraus, dass der öffentlich bestellte Ankläger bey jenem Blutgericht die Ange-

klagten zwar einiger gesetzwidriger Verfügungen schuldig fand, worauf aber nach dem französischen Criminalcodex nur eine Gefängnisstrafe von etlichen Monaten steht. Dieser Berichterstatter, war der Capitän *Carlier*, und sein Name verdient nicht vergessen zu werden: denn zwey von den Angeschuldigten waren schon *vor* dem Gericht auf höheren Befehl zum Tode verurtheilt, und der Präsident, Major *Goutefrey* (seinen Namen mache die Schande ebnernd), behandelte sogleich durch die erbärmlichsten Kunstgriffe die Sache als *Hochverrath*. Wir glauben nicht, dass man, um die Quelle des höheren Befehls zu dem Bluturtheil zu finden, bis zu des — „Usurpators finsterer Seele, der glaubte, den wankenden Völkern sein Daseyn durch irgend ein Schreckenszeichen kund geben zu müssen" — hinaufzusteigen brauche. Es ist bekannt genug, dass jeglichem französischen Befehlshaber in jener unseligen Zeit freystand, nach Belieben Todesopfer aus dem unterdrückten Volk aufgreifen zu lassen, sobald ihm schien, dass dergleichen zur Sicherheit der Franzosen erfoderlich wären; und wie wollte da ein so berüchtigter, wie *Vandamme*, zur Zeit des äussersten Schreckens der Tyrannen, nicht gerade die ausgezeichnetsten Opfer wählen, durch deren Tod man am meisten Furcht zu erregen glaubte? Übrigens hat derjenige, welcher seinen bösen Geist auf *Berger* hinlenkte, ihm nicht missrathen: denn er hätte keinen Oldenburger morden können, der zu Oldenburg und dessen rechtmässigen Fürsten, keinen Deutschen, der zu Deutschland treuer gehalten hätte. Ms.

Nancy: *Die Oriflamme oder der pariser Enthusiasmus unter Napoleon dem Grossen, Kaiser der Franzosen.* — Eine Sammlung merkwürdiger, vor der Aufführung dieser Oper in Paris gewechselter Briefe, als ein Beytrag zu der französischen Kunst, das Volk gegen sein eigenes Herz und seinen Verstand zu bearbeiten. 1814. 80 S. 8. (9 Gr.)

Was diese Sammlung von Briefen seyn soll, sagt der Titel hinlänglich. Die Versicherung des Vfs. macht sie nicht ächt; sie widerstrebt dem verschlossenen kalten Charakter des Grossinquisitors, Herz. von Rovigo, und der Bedächtlichkeit des Hn. v. Remusat, die beide die Hauptpersonen sind, und welche die Dichter Etienne und Baour Lormian, wie die Schauspieler und Schauspielerinnen, sogar den Journalisten Geoffroi, in das Interesse der Verfertigung, Aufführung und Würdigung dieses bekannten Theaterstücks ziehen, um auf eine höchst schamlose Art (z. B. dass die Schauspielerinnen ohne Hosen tanzen, dass die Dichter, wie sie nur immer können, lügen, und die Journalisten Alles loben sollen; dass die Russen mit Schwänzen wie die Affen, mit einem rings um den Kopf laufenden Maule, mit Pferdefüssen dargestellt werden) den Enthusiasmus des Publicums zu wecken. Wäre sie wahr: so bewiese sie, dass Napoleon zum ersten Male von seinem Imperativus (Rec. meint den lichtenbergischen mit der Systole und Diastole) verlassen war.

Berlin, b. Hayn: *Alexander, Kaiser von Russland.* Ein Regierungs- und Charakter-Gemälde von *J. D. Rumpf*, k. pr. exped. Secret. bey der Abgaben-Direction in Berlin. Mit dem Bildniss des Kaisers. 1814. 96 S. 8. (8 Gr.)

Der Gegenstand und die Gegenwart fodert eine Biographie: denn es ist nur in gewisser Hinsicht wahr: *Vivorum uti magna admiratio, ita difficilis censura.* Der Charakter Alexanders spricht sich so rein, so unverstellt, so offen und ganz aus, dass die Wahrheit der Geschichte wenig Eintrag von der Behandlung des Biographen leiden kann: er darf nur sehen, was da liegt, und ordnen. In erster Hinsicht hat Hr. *Rumpf* nicht viel mehr aufgenommen, als was *Storchs* Gemälde und Zeitschrift, und was *von Reimers* Schriften lieferten; dann hat er in zweyter Hinsicht den chronologischen mit dem Sach-Zusammenhang wechseln lassen. Sein Vortrag ist lebhaft und rein, aber flach und nicht gründlich. Mehrere Ukasen (die schon oft abgedruckt sind) rückt er wörtlich und unabgekürzt ein; er wiederholt sich wohl (z. B. die auf Alexanders Krönung geprägte Medaille, die auch auf dem Titelblatte als Vignette vorkommt, die Antwort des Kaisers an die Fürstin Gallizin werden zweymal erwähnt); doch dieses ist verzeihlicher, als dass ein Berliner behauptet, dass Alexander und der König sich über Friedrichs Grabe die Hände gereicht hätten — eine Thatsache, die so oft wiedergesagt, und doch topisch nicht möglich ist, wenn der Sarg nicht von der Wand weggerückt wird; der Castellan der Kirche, der zugegen war, als Alexander die Leichenstätte mit dem Könige besuchte, widerspricht ihr ebenfalls. Auch würde der Vf. wohl Mühe haben, das förmliche Decret aufzufinden, wodurch sich Napoleon den Namen des Grossen beylegen liess. In der neuesten wichtigsten Zeitgeschichte, wo Alexander so glänzend hervortritt, geht der Vf. fast nicht über die Grenze der bekannten Novellen. So ist also ausser dem schönen Äusseren der gute Wille das Beste an dieser Biographie.

Berlin, b. Hayn: *Deutschlands Triumph oder das entjochte Europa.* Herausgegeben von *W. Scheerer.* I Band. I Heft. 1814. 96 S. 8. (Jedes Heft 8 Gr.)

Diess soll eine Zeitschrift in unbestimmten Zwischenräumen werden. An Mannichfaltigkeit hat es der Herausgeber nicht fehlen lassen; es sind der Aufsätze 14; aber an Interesse fehlt es fast durchgängig, einige Gedichte von *Gubiz* und *Held* etwa ausgenommen. Wir hoffen, dass der Triumph noch nachkommen werde; bis jetzt ist es noch keine Ovation. Dk.

(Die Fortsetzung dieser Recensionen-Reihe wird künftig folgen.)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

MEDICIN.

(Fortsetzung der in den Ergänzungsblättern No. 49 — 53 und No. 75 u. 76 erschienenen Kritik der neuesten Schriften *„über den contagiösen Typhus."*)

44) HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Von der Natur des ansteckenden Typhus, dem Wesen des Ansteckungsstoffes, der Art sich gegen denselben zu sichern, und der Methode, die Krankheit zu heilen. Eine Pathogenie aller ansteckenden Heer- und Volks-Krankheiten*, von *J. F. Ackermann*, der Philos., Med. und Chirurgie Dr., großherz. bad. Geheimen Hofrathe, der Anatomie und Physiologie an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg ord. Lehrer, u. s. w. 1814. XVI u. 318 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

In dieser, allen verbündeten Monarchen Europas gewidmeten, höchst interessanten Schrift werden nicht bloss neue Aufschlüsse über die Natur des ansteckenden Typhus gegeben, und ein neuer Heilungsweg vorgezeichnet, sondern zugleich wird der Versuch gewagt, den geheimnissvollen Schleyer über das Wesen der Contagien selbst zu lüften. Der berühmte Vf. bemüht sich nämlich darzuthun, dass alle ansteckenden Heer- und Volks-Krankheiten: der ansteckende Typhus, das Gallenfieber, die Ruhr, ja sogar das gelbe Fieber und die Pest, aus einer gemeinschaftlichen Quelle entspringen, ihrer inneren Natur nach eins sind, und nur in ihrem Verlaufe sich verschieden zeigen.

Auch diesen Untersuchungen hat Hr. *A.* die Principien seines bekannten chemiatrischen Systems zum Grunde gelegt, und mit vieler Consequenz auf den hier behandelten Gegenstand angewendet. In gewisser Hinsicht kann die vorliegende Schrift als eine geistreiche Entwickelung der in seiner Fieberlehre dargelegten Ansicht betrachtet werden. Wie man daraus entnimmt, so neigt sich die Theorie des Vfs. immer mehr zu einer sublimen Humoralpathologie hin, welche sich nur dadurch von den früheren humoralpathologischen Systemen unterscheidet, dass Hr. *A.* eine ganz neue, originelle Erklärung der in den Säften vor sich gehenden Veränderungen, nach den Gesetzen des animalischen Chemismus, versucht hat.

Über den Gehalt dieses chemisch-humoralpathologischen Systems ein Urtheil zu fällen, ist hier nicht der Ort. Rec. wird sich nur darauf beschränken, die daraus für die Typhuslehre gezogenen Folgerungen zu beleuchten. Bekanntlich haben die meisten Beurtheiler der *Ackermannschen* Fieberlehre zwar dem Scharfsinne und der Consequenz, womit dieses pathologische System aus den aufgestellten Principien abgeleitet ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen, dessen Zulässigkeit aber, wegen der zu einseitigen chemischen Betrachtungsart des Organismus, mit Recht verworfen. Diese Urtheile haben den Vf. in seiner Überzeugung von der Wahrheit seines medicinischen Lehrgebäudes keineswegs wankend gemacht. Zur Widerlegung aller Zweifel gegen die Hauptmomente seiner Theorie, ist Hr. *A.*, wie wir in der Vorrede S. XIV erfahren, vielmehr entschlossen, ein eigenes Journal herauszugeben, in welchem die nähere Beleuchtung und Widerlegung aller gegen seine Theorie vorgebrachten Einwürfe einen Platz finden soll.

Hr. *A.* eröffnet diese Untersuchungen in dem 1 *Abschnitte, über die Natur des ansteckenden Typhus*, mit der Behauptung, dass, um die richtige Erkenntniss des Typhus zu begründen, zuvor die Natur der Krankheit ausgemittelt werden müsse, aus welcher der Typhus hervorgehe. Der Vf. ist nämlich der Meinung, in dem Organismus beginne niemals eine so vollendete Krankheit, wie der Typhus, sondern es entstehe erst ein geringeres Abweichen von dem Gleichgewichte der Lebenskräfte. S. 5 wird es sogar als eines der wichtigsten medicinischen Theoreme festgesetzt: *Es giebt keinen ursprünglichen Typhus, und es kann keinen geben.* Denn der Typhus, sagt Hr. *A.*, ist der höchste Grad der Krankheit; dieser kann aber nicht eintreten, ohne dass die Differenz der von dem Puncte der Lebensidentität schwankenden Lebenskräfte nach und nach von diesem Mittelpuncte aus gegen die Pole des Lebens zunehme; also muss die Krankheit, ehe sie bis zum Typhus sich ausbildet, mehrere Hemmungspuncte der Lebensdifferenz durchgehen; mithin kann es schlechthin keinen ursprünglichen Typhus geben. Diese Behauptung, woraus die wichtigsten Folgerungen gezogen, ja welche der Vf. seiner ganzen Theorie des Typhus und der Contagien als höchstes Princip zum Grunde gelegt hat, verdient die genaueste Beleuchtung.

Den ursprünglichen Typhus abzuläugnen, ist unstreitig eine der sonderbarsten Paradoxieen. Wo der Typhus durch das Contagium unmittelbar er-

zeugt wird, haben wir eine Krankheit vor uns, welche alle Kriterien eines ursprünglichen Leidens an sich trägt. Die Erfahrung aller Zeiten hat gelehrt, dass bey der Einwirkung dieses feindseligen Princips die Harmonie des Lebens schnell gestört, und die Krankheit hervorgerufen wird. Der gesundeste, kräftigste Mensch setzt sich der Ansteckung aus, und, gleichsam wie von einem Zauberstabe berührt, sinkt er zusammen, wird auf das Krankenlager geworfen. Obgleich öfters ein längeres *Stadium prodromorum* vorausgehet; so fehlt es doch nicht an häufigen Beyspielen, dass sich 24 Stunden nach geschehener Ansteckung die Krankheit mit allen charakteristischen Erscheinungen entwickelt darstellt. Wer kann unter diesen Umständen den ursprünglichen Typhus ableugnen? Wo ist hier die Spur von einer anderen Krankheit aufzufinden, aus welcher sich dieser Typhus erst entwickelt hätte? Hr. *A.* wird den Einwurf nicht geltend machen wollen, dass, ehe das Contagium diese Wirkung in dem lebenden Organismus hervorbringe, zuvor eine Entzweyung in den ihn bestimmenden Thätigkeiten, Dimensionen gesetzt, und dadurch das normale Gleichgewicht aufgehoben werden müsse. Ohne diesen vorausgehenden Process ist die Bildung keiner Krankheitsform denkbar. Desshalb bleibt aber der contagiöse Typhus unbezweifelt ein ursprüngliches Übel. Dass Hr. *A.* diese so sprechende Wahrheit verkannte, hat vorzüglich in der falschen Beurtheilung derjenigen Erscheinungen, welche sich in den ersten Zeiträumen der Krankheit darstellen, seinen Grund. Wie wir nämlich im weiteren Verlaufe dieser Anzeige sehen werden, so erkennt der Vf. erst dort den Typhus an, wo sich das Übel bereits in einem sehr bedeutenden Grad entwickelt hat. Die in den früheren Perioden sich offenbarenden Zufälle aber lässt Hr. *A.* nicht als die Begleiter und Repräsentanten des Typhus gelten, sieht vielmehr in ihnen bloss die Symptome eines rheumatischen oder gastrischen Leidens. Bey dieser Betrachtungsweise musste Hr. *A.* ganz natürlich zu der Behauptung kommen, dass es keinen ursprünglichen Typhus gebe.

Der Vf. definirt den Typhus S. 6 als diejenige hitzige Krankheitsform, in welcher das thierische Nervensystem besonders angegriffen, und in eine gewisse Verwirrung seiner Functionen gebracht worden ist, wobey jedoch die Krankheit in den organischen oder automatischen Lebensfunctionen noch fortdauert. — Rec. enthält sich über diese Definition, so wie über die folgende nähere Erläuterung, aller Bemerkungen. Hr. *A.* sucht Alles aus den Principien seines chemiatrischen Systemes, dessen Grundzüge hier wiederholt werden, herzuleiten. — Bey der Schilderung der Krankheit unterscheidet der Vf. drey Perioden, die *Vorläufer*, *das Fieber*, und den *Typhus*. Diese unnatürliche Unterscheidung des Fiebers und des Typhus ist eine nothwendige Folge der irrigen Ansicht, welche sich Hr. *A.* von dem Typhus gebildet hat. Erwägt man die Erscheinungen, welche als die Begleiter der zweyten Krankheits-Periode aufgezählt sind: so ist es unbegreiflich, wie der Vf. übersehen konnte, dass hier der Typhus schon wirklich ganz ausgebildet sey. Denn bey den meisten Kranken stellt sich ein unausstehliches, reissendes Kopfweh ein, der Puls ist voll, hart, und geschwind, es sind Zufälle der afficirten Respirations- oder Digestions-Organe, und häufig sogar Petechien zu bemerken u. s. w. S. 19.

Dass man es hier mit dem Typhus selbst zu thun habe, demnach nicht erst der Übergang einer anderen Krankheit in den Typhus anzunehmen sey, wie Hr. *A.* will, geht mit der grössten Bestimmtheit aus der S. 25 mitgetheilten Schilderung der dritten, von dem Vf. als Typhus angesprochenen Krankheits-Periode hervor. Alle jene Erscheinungen, welche in der zweyten Periode zum Theil in geringerem Grade vorhanden waren, treten jetzt in einer grösseren Ex- und Intensität auf, und es gesellen sich neue hinzu. Der Kopfschmerz steigt bis zum höchsten Grade, die Sinne werden bald getäuscht, die Einbildungskraft verwirrt, es treten Phantasieen und Irrereden ein.

Der Vf. äussert S. 27: wenn man die Schilderung dieser Krankheit, vorzüglich ihren Verlauf, und die Folgenreihe der Zufälle genau überdenke: so könne es dem geübten Arzte nicht lange verborgen bleiben, dass diese Krankheit *rheumatischen Ursprunges* sey, und aus dem zurückgehaltenen Ausdünstungsstoff, wie ein groser Brand aus einem Funken, fortschreitend, und immer heftiger werdend, sich entwickelt habe. Es sey demnach die epidemische Krankheit, welche uns in ihrem letzten Stadium als Typhus oder Nervenfieber erschrecke, im Beginnen nichts anderes, als ein *splanchnisch-pneumatisches Fieber*, und noch specieller ausgedrückt, ein *rheumatisch-gastrisches Fieber*.

Unter den mannichfaltigen Erklärungsarten über die nächste Ursache des contagiösen Typhus, welche in der neuesten Zeit so zahlreich zum Vorschein gekommen sind, ist die hier mitgetheilte unstreitig eine der auffallendsten.

Für die rheumatische Natur der Krankheit sollen aber sowohl die das Übel herbeyführenden ursachlichen Momente, als auch die Erscheinungen und Symptome während des Krankheitsverlaufes, endlich die angewendete Heilmethode sprechen. — Erwägen wir von Allen den ersten Punct, die ursachlichen Momente der Krankheit. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass die Entstehungsart des Typhus theils durch die epidemische Constitution, theils durch das Contagium vermittelt werde. Hiebey scheint er aber ganz vergessen zu haben, dass der in den Jahren 1812 und 1813 herrschend gewesene Typhus ungleich häufiger durch ein Contagium, als durch die abweichenden Verhältnisse der Atmosphäre erzeugt worden ist. — In Beziehung der epidemischen Constitution äussert Hr. *A.*, dass die Beschaffenheit der Atmosphäre im December 1813 mit vielen Dünsten angefüllt, der Barometer tief unter 27 Zoll, der Thermometer bald einige Grade über, bald einige

Grade unter dem Gefrierpuncte sind. Hieraus sey schon zu schliessen, dass vorzüglich diejenigen Verrichtungen des pneumatischen Systems (die Haut und die Lunge) leiden mussten, welche die durch den Lebensprocess zersetzten Stoffe, die sich als kohlensaures Gas und Wasser zeigen, aus dem Körper auszuführen bestimmt sind. Durch diese Störung in der Verrichtung des Hautsystems blieben die durch dasselbe auszuführenden Stoffe in den Gefäsen zurück; hiedurch werde aber die Entstehung des rheumatischen Leidens bewirkt.

Es wird den Lesern nicht entgehen, wie viel Hr. *A.* hier aus einer gänzlich unerwiesenen Hypothese gefolgert habe. Giebt man nämlich auch zu, dass durch die atmosphärischen Einflüsse, die Nässe, Kälte u. s. w. die Verrichtung des Hautsystems gestört wird: so ist hiemit doch keineswegs bewiesen, dass diejenigen Stoffe, welche durch das Hautorgan excernirt werden, das kohlensaure Gas und das Wasser, in den Gefäsen des Körpers nothwendig zurückbleiben. Diese gewagte Erklärung verdient eine um so strengere Rüge, da aus dieser rein hypothetischen Annahme die wichtigsten Folgerungen gezogen sind. Wollte man aber auch diese Argumentation gelten lassen: so ist damit doch nichts für die rheumatische Natur des contagiösen Typhus bewiesen. Denn in den letzteren Epidemieen wurde diese Krankheit ungleich häufiger durch das Contagium, als durch die Einwirkung der atmosphärischen Einflüsse hervorgebracht. Auch sieht Rec. nicht ein, warum jene Einflüsse der Atmosphäre gerade ein rheumatisches Leiden bewirken sollen. Bey einer solchen Argumentation würde man nothwendig darauf geführt, alle im Herbst, Winter und Frühjahr herrschenden Krankheiten für ursprünglich rheumatische Leiden zu erklären, da in diesen Jahreszeiten ähnliche Beschaffenheiten der Atmosphäre so häufig Statt finden. — Eben so wenig beweisen die Erscheinungen der Krankheit etwas für die rheumatische Natur des contagiösen Typhus. Das Zusammenziehen der Haut, das Reissen in den Gliedern, der Schauer, das Frösteln u. s. w., welche noch vor dem wirklichen Ausbruche der Krankheit beobachtet werden, bezeichnen die erste Bildungsperiode sehr vieler fieberhafter und entzündlicher Krankheiten, wobey von einer rheumatischen Beschaffenheit gar keine Rede ist. — Noch weniger kann diese Ansicht gerechtfertigt werden, wenn man die Zufälle der nur einigermassen ausgebildeten Krankheit in Betrachtung zieht. Hier werden die sogenannten rheumatischen Erscheinungen immer unscheinbarer, dagegen jene Zufälle besonders ausdrucksvoll hervortreten, welche die Affection des Cerebral- und Nerven-Systems bezeichnen. — Dass auch die angewendete Heilmethode dieser Ansicht keineswegs das Wort rede, wird sich im Verlaufe dieser Anzeige ergeben.

So wenig haltbar demnach die Beweise sind, welche Hr. *A.* für die ursprüngliche rheumatische Natur des contagiösen Typhus angeführt hat: so ist der Vf. von der Wahrheit dieser Vorstellungsart doch so überzeugt, dass er S. 31 seine Verwunderung bezeugt, wie die Ärzte unserer Zeit eine so wichtige Forschung hätten unbeachtet lassen können. Die Ärzte unserer Zeit möchten sich dagegen verwundern, wie ein so scharfsinniger Arzt sich durch eine zu rege Einbildungskraft zu einer so äusserst bizarren Theorie des Typhus habe verleiten lassen, welche mehr, wie alle bisher bekannt gewordenen, auf einem grundlosen, hypothetischen Boden beruht. — Die verschiedenen Erscheinungen der Krankheit werden von dem hervorstechenden Leiden des einen oder des anderen Lebenssystems abgeleitet. Nach der Ansicht des Vfs. ist nämlich das epidemische Fieber zwar in seinem ersten Ursprunge rheumatischer Natur; bald aber treten die gastrischen Erscheinungen, als Ausdruck des leidenden splanchnischen Systems, auf. Diesen doppelten, gleichsam polarischen Unterschied müsse man bey der Cur vor Allem berücksichtigen. In dieser Hinsicht empfiehlt Hr. *A.* mit Recht die Würdigung der verschiedenen Jahreszeiten, in welchen sich die Krankheit darstellt. Am Ende des Herbstes und im Winter sind die rheumatischen Beschwerden vorherrschend; zu Anfang des Frühjahrs werden die rheumatisch-katarrhalischen Leiden zur wahren Entzündung gesteigert, und pneumonische Affectionen verlarven gleichsam die wahre Natur des Übels. Hier treten auch öfters die Zufälle einer wahren Hirnentzündung ein. Am Ende des Frühlings und im Anfange des Sommers soll zwischen den Leiden beider Systeme — des pneumatischen und des splanchnischen — ein gewisses Gleichgewicht eintreten, dagegen im Sommer das splanchnische Leiden sich sehr über das rheumatische erhebe u. s. w. — Diesen Bestimmungen liegt viel Wahres zum Grunde. Die Erfahrung hat in den letzteren Epidemieen bewiesen, dass der Krankheitscharakter zwar in allen Jahreszeiten sich gleich bleibt, aber durch die, von den verschiedenen Jahreszeiten abhangenden Complicationen manche Modification erhält. Dieses gilt vorzüglich von dem Gastricismus, welcher sich im Herbst und Sommer 1813 dem Typhus so häufig beygesellte. So grosse Berücksichtigung diese Complicationen aber auch verdienen: so darf man doch nie den eigenthümlichen Genius der Krankheit, das ursprüngliche Leiden des Cerebral- und Nerven-Systems, aus dem Gesichte verlieren. Viele Ärzte wurden dadurch auf Abwege geführt, dass sie diesen Complicationen ein zu grosses Gewicht beylegten, und darüber das eigentliche Wesen der Krankheit hinlänglich zu würdigen unterliessen.

Die unternommene Construction der Krankheit eröffnet Hr. *A.* mit der Bemerkung, dass es dem philosophischen Arzte nicht genügen könne, das Bild einer Krankheit entworfen, auch allenfalls auf eine wahrscheinliche Weise die Natur der Krankheit, ihrer Form nach, dargestellt zu haben. Sein Streben müsse vielmehr dahin gehen, das Wesen des kranken Zustandes zu enthüllen, den Lebensreflex nach allen seinen Zufällen und Erscheinungen zu construiren, d. i. alle Phänomene auf einen Ursprung zu-

rückzuführen. — Niemand kann dieser ächt wissenschaftlichen, philosophischen Behandlungsart unserer Kunst mehr zugethan seyn, als Rec. Er betrachtet es als die wahre Aufgabe unserer Wissenschaft, die Theorie zu demjenigen Puncte zu bringen, wo sie sich mit der ächten Speculation und Erfahrung zur vollkommensten Einheit gestaltet, und die erschöpfendste Construction der Krankheit gewährt. Dieses Ziel dürfen wir, als wissenschaftliche Ärzte, niemals aus den Augen verlieren. Zugleich müssen wir aber auch nicht vergessen, dass unsere Einsicht der kranken Natur noch keineswegs zu diesem lichten Puncte gelangt, und eine vollendete Construction der Krankheit noch immer ein fast unauflösliches Problem ist. Diese Überzeugung scheint Hr. *A.* nicht mit Rec. zu theilen. Wie man aus der hier dargelegten Krankheitsconstruction ersieht: so ist der Vf. vielmehr ernstlich der Meinung, diese Aufgabe durch seine Theorie auf eine vollendete Weise gelöset zu haben. Der Vf. eröffnet diese Untersuchung mit der Behauptung, dass die hier von ihm zu construirende Krankheit rheumatischer Natur sey. Die Irrigkeit dieser Annahme hat Rec. bereits dargethan, und hiemit zugleich alle daraus hergeleiteten Folgerungen widerlegt. — Die Frage, was eine rheumatische Krankheit sey, wird S. 41 dahin beantwortet, dass es derjenige Lebensdeflex sey, welcher von der zurückgehaltenen Ausdünstungsmaterie entsteht, indem nämlich hiedurch die Kohlensäure und das Wasser in den Gefässen zurückgehalten werde. Um nun darzulegen, woher dieser Kohlen- und Wasser-Stoff kommen, welche im oxydirten Zustande als Kohlensäure und Wasser erscheinen, und einer beständigen Ausführung aus dem Körper bedürfen, steigt der Vf. mit uns in die geheimnissvollen Tiefen seines dunkeln chemiatrischen Systems. Die wenigsten Leser möchten geneigt seyn, ihn dahin zu begleiten, da der Vf. diese Untersuchung mit der Betrachtung der Urstoffe unseres Planeten beginnt. Die rege Phantasie ist wirklich bewunderungswürdig, womit hier alle, in dem Inneren des Organismus vorgehenden, von uns noch wenig gekannten animalisch-chemischen Processe mit der grössten Genauigkeit entwickelt werden. Weiter möchte aber an dieser Deduction nichts zu bewundern seyn, ausser die Selbsttäuschung des Vfs., durch diese Anwendung roh chemischer Principien die Mysterien der organischen Natur entziffert zu haben. — Das Resultat dieser Untersuchung geht endlich dahin, dass, wenn der Kohlenwasserstoff nicht durch schweisstreibende Mittel aus den Gefässflechten der Haut an die Atmosphäre übergetrieben werde, eine Reaction des Nervensystems entstehe, um diese fremden Stoffe (gleichsam die feindseligen Krankheitsdämonen) auszutreiben, was man das rheumatische Fieber nenne. — Eine gelehrtere Definition des rheumatischen Fiebers haben wir in den Jahrbüchern der Medicin wohl kaum aufzuweisen.

Die Tendenz des *Fiebers* bey diesem rheumatischen Leiden bestimmt der Vf. dahin, dass dadurch die Oxydation, welche sonst durch das Sauerstoffgas der Atmosphäre geschieht, hier durch das Zuströmen des Nervenäthers bewirkt werde. In sofern betrachtet Hr. *A.* das Fieber, welches durch die zurückgehaltene Ausdünstungsmaterie erregt worden, zugleich als das Heilmittel, dessen sich die Natur bediene, den Krankheitsstoff zu verändern, und ihn sodann über die Grenzen des Organismus hinauszuwerfen. Sind demnach diese Fieberbewegungen nicht stark genug, oder weichen sie von ihrer Richtung ab: so entsteht entweder eine unvollkommene Krise, oder das Fieber dauert fort, complicirt sich mit dem splanchnischen Systeme, wo dann die gastrischen Erscheinungen auftreten. Dieses soll aber dadurch geschehen, dass die Absonderung der Gallensäfte und die Ausscheidung der Verdauungssäfte von ihren gegenseitig sich bestimmenden polarischen Verhältnissen abweichen. — Die ausführliche, rein humoralpathologische Construction dieses Vorganges muss in dem Werke selbst nachgelesen werden. Die halb vergessene Lehre von der scharfen Galle ist hier wieder aufgeregt, und von Hn. *A.* in ihre alten Rechte eingesetzt worden. Dieser scharfe Gallenstoff ist übrigens nach der hier gegebenen Erläuterung nichts anderes, als der Kohlenwasserstoff, der durch die Beymischung des Sauerstoffhalbgases in einen reizenden Zustand versetzt worden ist. S. 60.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechetik. *Heidelberg*, b. Engelmann: *Fragen und Antworten zum Gebrauch bey öffentlichen Katechisationen an den Fest- und Feyer-Tagen, welche in den evangelischen Kirchen des Grossherzogthums Baden gefeyert werden.* 1814. 32 S. 8. (3 Gr.)

Die Festtage, welche hier erklärt werden, sind, ausser den Hauptfesten der erste Adventssonntag, der Neujahrstag, der Palmsonntag statt des Grünendonnerstags, Charfreytag, Himmelfahrtsfest, Dreyeinigkeitsfest, Erndte- und Dank-Fest. Die Erklärung verbreitet sich über den Namen, Zweck und Gebrauch dieser Festtage, und kann in der Hand eines geschickten Lehrers zu mancherley guten und erbaulichen Betrachtungen Gelegenheit geben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

MEDICIN.

(Fortsetzung der in den Ergänzungsblättern No. 49—53 und No. 75 u. 76 erschienenen Kritik der neuesten Schriften „über den contagiösen Typhus.")

14) Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Von der Natur des ansteckenden Typhus, dem Wesen des Ansteckungsstoffes, der Art, sich gegen denselben zu sichern, und der Methode, die Krankheit zu heilen. Eine Pathogenie aller ansteckenden Heer- und Volks-Krankheiten*, von *J. F. Ackermann*, u. s. w.

(*Beschluss.*)

Der Übergang in das eigentliche Nervenfieber erfolgt, wenn die Krankheit oder das Fieber durch die Reaction des organischen Nervensystems auf das Herz und die Gefäße den Krankheit erzeugenden Stoff nicht durch die kritischen Auswürfe der reinigenden Organe (die Haut und die Leber) forttreibt, ja durch das Fieber selbst neue Reizkräfte auf das Gefäss- und Nerven-System erhält, und dadurch Entzündungen mancher Art in den Werkzeugen des Lebens und der thierischen Organe hervorbringt. S. 61. Hier, wo der Vf. zur eigentlichen Construction des Nervenfiebers gelangt, nähert er sich der in der neuesten Zeit geltend gemachten Ansicht, dass das Nervenfieber auf Entzündung, besonders des Gehirns, beruhe. Nur hält Hr. *A.* diese Entzündung für eine bloss secundäre, welche durch den Reiz der nicht aus dem Organismus fortgetriebenen krankhaften Stoffe, besonders des Kohlenwasserstoffes, erzeugt werde. Er bestreitet desshalb die Behauptung, dass der Typhus eine Kopfkrankheit sey, obgleich er die, so häufig dem Nervenfieber sich beygesellende Hirnentzündung für eines der gefährlichsten Symptome anspricht. Bey den vielen Leichenöffnungen, welche der Vf. bey den am Typhus Verstorbenen unternahm, fand er die Gefässanfüllung in der Oberfläche des Gehirns, von einer blossen Congestion bis zu dem Grade einer wirklichen Entzündung, in allen Zwischengraden. — Bey Vielen waren nur die *Sinus* der harten Hirnhaut, und die sich in dieselben ergiessenden Venen voll von schwarzem Blute; bey Anderen drang dieses Blut auch in das Capillarnetz der Arterien, ja die Zweige der Arterien selbst waren davon voll; allemal aber war, bald mehr, bald minder, eine gelbliche Flüssigkeit in die Zellen der *arachnoidea* sowohl, als in die Hirnhöhlen ergossen. S. 64. Trotz dieser sprechenden Thatsachen erkennt Hr. *A.* in der sich hier so laut verkündenden Hirnentzündung nur ein Symptom der Krankheit. Die Erscheinungen, welche in Begleitung dieses widernatürlichen Hirnzustandes, wie sich Hr. *A.* ausdrückt, wahrgenommen werden, die unerträglichen Kopfschmerzen, die Sinnestäuschungen, die Verstandes- und Phantasie-Verwirrungen, die Krämpfe und Zuckungen, leitet der Vf., ganz in dem Geiste seines Systems, von dem Reize des in den Gefässen der Hirnhäute stockenden hydrocarbonisirten Blutes ab, wodurch die Aus- und Fort-Bildung dieser Krankheit bedingt werde.

Der *zweyte Abschnitt* handelt *von dem Wesen des Ansteckungsstoffes im Typhus*. Bekanntlich sind wir über die eigentliche Natur des Ansteckungsstoffes beym Typhus, wie bey den übrigen contagiösen Krankheiten, noch vollkommen im Dunkeln. So oft und vielseitig dieser Gegenstand auch bisher bearbeitet worden ist: so war doch keine Theorie bis jetzt im Stande, diesen geheimnissvollen Vorgang genügend zu erklären. In der neuesten Zeit hat man sogar darüber gestritten, ob die Ansteckung durch das Medium eines materiellen Körpers geschehe, ob nicht vielmehr eine geistige Wirkungsart, eine Action nach den Gesetzen des thierischen Magnetismus, dabey angenommen werden müsse. Alle diese Erklärungsarten tragen zu sehr das Gepräge gewagter Hypothesen an sich, um daraus etwas Haltbares folgern zu können. Auch unser Vf. hat es versucht, das geheimnissvolle Wesen des Contagiums zu enthüllen, und diese schwierige Aufgabe aus den Principien seines chemisch-humoralpathologischen Systems zu lösen. Rec. verkennt zwar den Scharfsinn und die Consequenz nicht, womit hier Alles aus den aufgestellten Grundsätzen hergeleitet, und ein vollständiges Lehrgebäude aller Heer- und Volks-Krankheiten darauf errichtet ist. Dennoch kann er dieser Theorie unmöglich beystimmen, da Hr. *A.* auch hier den irrigen Vordersatz zum Grunde gelegt hat, der Typhus sey ein ursprünglich rheumatisches Übel. Zugleich ist der Standpunct, von welchem aus diese Betrachtungen unternommen werden, viel zu einseitig, um diese Theorie für etwas mehr, als eine zwar sinnreich erdachte und consequent durchgeführte, in ihren Prämissen aber gänzlich irrige Hypothese zu erklären. Denn Alles wird hier auf die chemisch-humoralpathologische Ansicht bezogen, und aus dem veränderten Zustande der Säfte alle sich hier darstellenden Probleme gelöst. Diese humoralpathologische

Betrachtungsweise führt Hn. *A.* zu dem Resultat, das Wesen des Contagiums nicht bloss aller typhösen, sondern auch der ansteckenden Gallenkrankheiten und Ruhren, des gelben Fiebers und der Pestilenz in den *ätherisirten Gallenstoff* zu setzen. Es würde die Grenzen einer blossen Anzeige überschreiten, wenn wir in die nähere Würdigung der hier durch 69 Seiten entwickelten Ideen über die Entstehungsart und die Natur der Contagien eingehen wollten. Die Originalität dieser Ansichten, die strenge Anwendung chemisch-humoralpathologischer Grundsätze zur Erklärung eines so geheimnissvollen Processes, und die grosse Consequenz, mit welcher die aufgestellten Principien von Anfang bis zu Ende durchgeführt sind, werden inzwischen dieser Theorie eine bleibende Stelle in unseren pathologischen Handbüchern zusichern.

Der *dritte Abschnitt, über die Art, sich gegen den Ansteckungsstoff zu sichern,* ist mit grosser Vollständigkeit abgehandelt. Der Vf. ist auch hier seiner Lieblingsidee gefolgt, dass der contagiöse Typhus ein ursprünglich rheumatisches Übel sey, wesshalb bey der Prophylaxis, theils die Bildung solcher rheumatischer Zustände zu verhüten, theils die durch die unterdrückte Ausdünstung in dem Organismus zurückgebliebenen schädlichen Krankheitsstoffe durch die entgegengesetzten Agentien zu zerstören, gelehrt wird. — Nach diesen Grundsätzen verbreitet sich Hr. *A.* über die Art der Sicherung vor der Ansteckung im Typhus bey den einzelnen Ständen, den Soldaten, Bürgern, Ärzten u. s. w. Die hier gegebenen Rathschläge sind im Durchschnitt sehr zweckmäsig, und mit einer Ausführlichkeit, welche nichts zu wünschen übrig lässt, entwickelt.

In dem *vierten Abschnitt* verbreitet sich Hr. *A.* über das in dem contagiösen Typhus anzuwendende *Heilverfahren.* — Auch hier verfolgt er die Idee der rheumatischen Natur der Krankheit, und räumet ihr einen wichtigen Einfluss in der Behandlung selbst ein. So heisst es S. 232 von der Heilart des *ersten Stadiums, der Vorläufer*: Ist die Krankheit bloss eine Folge der epidemischen Constitution, wobey das Stadium der Vorläufer viel gedehnter ist, und besonders rheumatische Zufälle bemerkt werden: so sind oft ganz leichte, die Ausdünstung hervorrufende Mittel hinreichend, den Ausbruch der Krankheit in ihrem Beginnen zu ersticken. — Die meisten hier empfohlenen Mittel, z. B. alter Rheinwein, Camillenaufguss mit Wein, Punschthee mit Rum, gehören zu der Classe der erhitzenden, und sind eher geschickt, die völlige Ausbildung der Krankheit zu befördern, als zu unterdrücken. Denn diese Vorläufer der Krankheit, welche der Vf. für rheumatische Zufälle ansieht, was sind sie anderes, als die ersten Erscheinungen des in seiner Ausbildung begriffenen Typhus? Wie verwerflich ist demnach der Rath, unter diesen Umständen erhitzende Mittel anzuwenden, welche so ganz dazu geeignet sind, den glimmenden Funken zur vollen Flamme anzufachen! In der letzten Typhusepidemie glückte es Rec. in einer nicht unbedeutenden Zahl von Fällen, den Ausbruch der Krankheit zu verhüten, wenn er bey dem ersten Auftreten der charakteristischen Vorläufer der Krankheit eine Venäsection, besonders bey jungen, gut genährten Subjecten, vornehmen liess.

Ist ein Ansteckungsstoff die Quelle dieses Übels: so treten, nebst dem Gliederreissen, Stiche durch den Kopf, oder ein heftiger Kopfschmerz ein, der Kranke spürt eine ausserordentliche Mattigkeit und Abgeschlagenheit in den Gliedern, oder Dumpfheit und Schwindel im Kopfe. Hier soll der Arzt einer doppelten Anzeige zu entsprechen suchen: einmal die Quelle des Übels, den Ansteckungsstoff zu tilgen, zweytens, da der Ansteckungsstoff selbst zu seinem Substrat die rheumatische Materie oder den Gallenstoff hat, denselben aus dem Körper zu treiben versuchen. Dieser Indication sollen die *Säuren,* vorzüglich der *Essig,* Genüge leisten. Rec. zweifelt sehr daran, dass, wenn das Contagium schon eingewirkt hat, der von dem Vf. so emphatisch gepriesene Essig und dessen Präparate, der Pest-, Campher- und Theriak-Essig, kräftig genug sind, die Entstehung des Typhus zu verhüten. Die letztere Epidemie hat wenigstens der Fälle nur zu viele aufgezeigt, wo gerade jene Ärzte, welche aus Furcht vor der Ansteckung die Pestessigflasche gar nicht von dem Munde brachten, von der Krankheit ergriffen wurden. Viele andere dagegen, welche ohne Furcht waren, blieben von der Ansteckung frey, obgleich sie alle Schutzmittel vernachlässigten.

Den zweyten Zeitraum der Krankheit behandelt Hr. *A.* ganz wie ein rheumatisches Fieber mit diaphoretischen Mitteln, *Liquor ammon. acet. Vinum Stibiat., Flor. Sambuc., Valeriana, Chaenopod.* ambro*sioides.* Zugleich wird bey dem Verdacht eines eingetretenen Contagiums der Gebrauch des Weinessigs empfohlen. Ist das rheumatische Fieber nicht mehr einfach, sondern mit dem splanchnischen complicirt: so soll die Heilanzeige dahin gehen, sowohl den Gallenstoff aus der Leber auszuleeren, als auch den in den Geflechten der Haut stockenden, mit jenem analogen Ausdünstungsstoff in die Atmosphäre überzutreiben. — Diese doppelte Anzeige erfüllen die Emetica. Abführungsmittel verwirft dagegen der Vf. unter diesen Umständen. — Das Hinzutreten der gastrischen Complication zu solchen rheumatischen Leiden habe man, glaubt Hr. *A.*, bis dahin sehr irrig durch den, zwischen der Haut und dem Darmcanal angenommenen Consensus zu erklären gesucht. Hiemit sey aber gar nichts erklärt, da die Ursache dieses Consensus nicht nachgewiesen wurde. Der Vf. glaubt den wahren und eigentlichen Consensus dieser beiden Systeme darin gefunden zu haben, dass, bey der Absonderung der Stoffe durch die Haut, die zurückgehaltenen Stoffe durch die Leber entleert würden, weil beide reinigende Organe sind. — Ob eine solche rein humoralpathologische Erklärung die eigentliche Bedeutung des im Organismus Statt findenden Consensus aufzuhellen im Stande sey, überlässt Rec. der eigenen Beurtheilung der Leser. — Nachdem

sich das Fieber in dem erwähnten complicirten Zustande dargestellt hat, verläuft es nun nach einer doppelten Richtung, indem es entweder mehr gegen die rheumatische oder splanchnische Seite hinneigt. In dem ersten Falle dringt der Vf. auf die Anwendung solcher Mittel, welche die Ausdünstung durch die Haut und die Lungen wiederherstellen. Nur wird davor gewarnt, keine zu reizenden Diaphoretica anzuwenden, besonders wenn die Krankheit durch ein Contagium hervorgerufen wurde, indem durch den Reiz dieser Mittel die Congestion in den Hirn- und Nerven-Häuten mit gekohltem Blute vermehrt werde. Ausser den schon erwähnten diaphoretischen Mitteln wird hier auch der Gebrauch des Mohnsafts in der Form der doverischen Pulver empfohlen. Rec. hält diese Vorschrift für sehr verwerflich. Hier nämlich, wo der Vf. noch immer ein rheumatisches Fieber vor sich zu haben glaubt, ist der Typhus schon völlig entwickelt, wobey die Anwendung des Opiums auf keine Weise zu rechtfertigen ist. Dass ein so scharfsinniger Arzt diese eigentliche Beschaffenheit der Krankheit verkännte, ist um so befremdender, da derselbe S. 201 selbst eingesteht, dass trotz der consequenten Anwendung dieser diaphoretischen Heilart die Krankheit sich selten kritisch entscheide, vielmehr meistens in das dritte Stadium übergehe. Die Erscheinungen des afficirten Cerebralsystems, welche in diesem Stadium der Krankheit bemerkt werden, leitet der Vf. davon ab, dass das Contagium, welches im Typhus durch eine Reaction des höheren thierischen Nervensystems erzeugt werde, in die verwandten Organe eintrete, die Gefäſse der Hirnmembranen afficire, und so die Hirnfunction zerstöre. Hr. *A.* dringt darauf, diesen Zustand vor allem zu berücksichtigen, indem der Arzt im Stande sey, durch die Entleerung der überfüllten Hirngefäſse den Übergang des Fiebers in den Typhus zu verhüten, und die Krankheit noch auf der automatischen Lebensseite durch eine günstige Krise zu endigen. Ist daher der Puls des Kranken voll und hart, die Constitution kräftig, das Gesicht roth, die Augen glänzend, der Kranke unruhig, seine Phantasie sehr exaltirt: so soll die *Vena jugularis* geöffnet werden. Sind die erwähnten Symptome nicht in diesem Grade vorhanden: so soll man Blutigel anwenden, und durch den Gebrauch der Kälte, besonders der kalten Umschläge auf den Kopf, die geschwächten Gefäſse des Hirns zur Zusammenziehung zu reizen suchen. — Die hier empfohlene Heilart ist vollkommen mit derjenigen übereinstimmend, welche von vielen neueren Ärzten, die den Typhus für eine *Encephalitis* ansprechen, so dringend in dieser Krankheit angepriesen worden ist.

Neigt sich aber das Fieber mehr nach der splanchnischen Seite, was der Zusammenfluss der sogenannten gastrischen Zufälle beweist: so ist nach dem Urtheile des Vfs. ein ganz verschiedenes Verfahren erfoderlich. Nachdem der Gallenstoff durch ein Brechmittel ausgeleert worden, soll der Arzt hier den diaphoretischen Mitteln Bitterstoffe beymischen, um die Erregbarkeit des Darmcanals, welche durch die Anhäufung des hydrocarbonisirten Blutes in dem Pfortadersysteme sehr vermindert worden ist, zu erheben. Zu diesem Behuf empfiehlt Hr. *A.* leichte Abkochungen der China, der *Radix Gei urbani*, *Cortex Hypocastani*, *Radix Columbo*, die bitteren Extracte. — Es wird wohl kaum der Erinnerung bedürfen, wie weit sich der Vf. hier, durch seine hypothetische Ansicht der Krankheit, von der wahren Heilanzeige hat abführen lassen, da nach dem Zeugniss aller erfahrenen Ärzte solche anhaltende Reizmittel im ganzen Verlaufe des Typhus gar nicht anwendbar sind.

Geht das Fieber in den dritten Zeitraum über, und stellt sich als wirklicher Typhus dar, ein Übergang, der bald den 7ten, bald den 10ten, bald den 12ten, ja schon den 2ten oder 3ten Tag der Krankheit erfolgt, wenn eine Ansteckung vorherging: so soll man folgenden Heilanzeigen zu genügen suchen:

1) Das Nervensystem muss von dem feindseligen Stoffe befreyet werden, welcher im letzten Stadium in die Hirn- und Nerven-Gefäſse, und in das Zellgewebe dieser Organe eingedrungen ist.

2) Der Gallenstoff muss unschädlich gemacht, und seine fernere Verfeinerung durch das Fieber verhindert werden.

3) Deshalb muss das Substrat des ätherisirten Gallenstoffs, der Kohlenwasserstoff, oxydirt werden.

4) Hat sich derselbe im Pfortadersysteme gehäuft, oder in die Eingeweide ergossen: so muss er durch ausleerende Mittel fortgeschafft werden.

5) Steckt er aber mehr in den Hautgefäſsen, oder in den Geflechten der Lunge: so müssen gelind diaphoretische Mittel angewendet werden.

6) Diese Mittel muss man verbinden, wenn das Fieber beide Systeme ergriffen.

7) Ist auf diese Art die Ursache des Typhus vom Nervensystem entfernt: so muss die Schwäche durch Herstellung der Reproduction gehoben, und hiedurch den Nachkrankheiten vorgebeugt werden.

Um der ersten Indication zu genügen, giebt es, nach der Bestimmung des Vfs., zwey Wege: einmal den in die Gefäſshäute des Nervensystems, und vorzüglich in die *Membrana vasculosa* des Gehirns eingedrungenen ätherisirten Gallenstoff zu entfernen; zweytens, an der Peripherie der Organe einen solchen Reiz anzubringen, dass dadurch die Nerventhätigkeit zu ihrer natürlichen Richtung bestimmt werde. — Die erste Methode ist die Anwendung des antiphlogistischen Verfahrens, sowie dasselbe von vielen neueren Ärzten, welche den *Typhus contagiosus* für eine *Encephalitis* erklärten, empfohlen wird. Hr. *A.* tritt hier ganz in die Fusstapfen der Vertheidiger jener Behauptung, obgleich er die hier Statt findende Hirnentzündung nur für eine unächte gelten lassen will. Der Vf. rühmt unter diesen Umständen allge-

meine und örtliche Blutentleerungen, kalte Umschläge auf den Kopf, und vorzüglich kalte Begiessungen als die wirksamsten Heilmittel.

Die zweyte Methode ist die von der *brownschen* Schule so einseitig und unbedingt bey dem Typhus angewendete incitirende Heilart. Hr. *A.* ist diesem Heilverfahren keineswegs zugethan, und will dasselbe nur dort gelten lassen, wo alle Zufälle gehoben sind, die von einiger Energie des arteriellen Systems herrühren, wobey die Unterdrückung des Nervensystems mehr als eine Folge der Congestion und Stockung erscheint. — Hier soll man, nebst den reizenden Mitteln, den innerlichen und äusserlichen Gebrauch des Essigs verbinden, und mit den kalten Begiessungen fortfahren.

G. G . . . R.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Halle* und *Berlin*, in der Buchhandlung des hallischen Waisenhauses: *Der Gesundbrunnen und das Bad zu Lauchstädt.* Historisch, physikalisch, chemisch und medicinisch beschrieben von *Johann Ernst Andreas Koch*, der Medic. Dr. und Bademedicus. Nebst einer kurzen Topographie des Städtchens Lauchstädt. Zweyte vermehrte Ausgabe. Mit einem Kupfer. 1813. XII u. 120 S. 8. (12 Gr.)

Die erste Ausgabe dieser kleinen Schrift erschien im Jahr 1790, und war seit 5 Jahren vergriffen; es war daher um so mehr eine neue Auflage dieser, einen bekannten Brunnen betreffenden Schrift nothwendig, da die chemische Analyse des Wassers desselben dort nur unvollkommen hatte gegeben werden können. Wir können indessen dieselbe nicht zu den vorzüglicheren Brunnenschriften rechnen, und am wenigsten hat uns das Capitel über die Wirkungen des Gesundbrunnens zugesagt. Die Ansichten, so wie die Sprache, sind hier nicht selten zu obsolet, als dass sie noch Beyfall finden könnten. Wir werden diess vorläufige Urtheil durch Angabe des Inhalts, und durch einige Bemerkungen zu bestätigen suchen.

1 *Abtheilung.* Von der Stadt Lauchstädt und ihrer inneren Einrichtung. Handelt in drey Capiteln S. 1 — 10 von dem Namen und der Geschichte des Ortes; von der Lage, Anzahl der Häuser, und Volksmenge des Städtchens; von dem Gewerbe der Einwohner und der Polizeyeinrichtung des Ortes. — Einfache statistische Nachrichten.

2 *Abtheilung.* Von dem Gesundbrunnen zu Lauchstädt, seinen Bestandtheilen und Wirkungskräften, besonders der Douche; redet in 9 Capiteln S. 11 — 101 von der physikalischen Beschaffenheit des Bodens und den Merkwürdigkeiten der Gegend um Lauchstädt; von der Lage, dem Alterthume und der Geschichte des Gesundbrunnens; von den Verschönerungen und neuen Anlagen bey demselben; von dem Angenehmen Lauchstädts, und von den Vergnügungen und Spaziergängen; von den Anstalten und Einrichtungen bey dem Gesundbrunnen zur Bequemlichkeit der Cur- und anderer Gäste; von der Literatur und den Bestandtheilen des Brunnens; von den Wirkungskräften (?) des Gesundbrunnens; von der Douche und von einigem Nebengebrauche des Mineralwassers und Ockerschlammes; und giebt endlich ein tabellarisches Verzeichniss einiger durch die Douche geschehener glücklicher und fruchtloser Curen. Im 15ten Capitel wünschten wir eine genauere Angabe der Erdschichten, aus welchen die Quelle entspringt. Überflüssig ist S. 16 und 17 die Aufzählung der fürstlichen Personen, welche das Bad seit 1725 besuchten. S. 27 wird als eine Annehmlichkeit des Brunnens angegeben, dass die Allee recht dazu geeignet ist, sich einander aufzuheitern, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen, und vertrauliche Freundschaften, Gevatterschaften und Heirathen, oder was es sonst gesellschaftliches Gutes giebt, anzuknüpfen.

Nach Hn. *Grens* und *Kochs* Analyse enthält das lauchstädter Wasser in 16 Unzen $6 \frac{108}{1000}$ Cubikzolle kohlensaures Gas, und 6,3 Grane fixer Bestandtheile, nach Dr. *Hein's* in Leipzig Angabe aber nur 3,370 Decimalcubikzolle Kohlensäure, und 6,5 Grane fixer Bestandtheile in folgenden Verhältnissen:

Einen bituminösen Körper	0,3	Gran.
Salzsaure Bittererde	0,7	—
Schwefelsaure Kalkerde	0,3	—
Schwefelsaure Bittererde	2,1	—
Kieselerde	0,8	—
Kalkerde	1,1	—
Kohlensaures Eisenoxyd	1,2	—
	6,5	Grane.

In Hinsicht seiner Bestandtheile kann also Lauchstädt nur zu den minder kräftigen Mineralbrunnen gezählt werden.

Die 3 *Abtheilung* S. 102 — 120 handelt in drey Capiteln von dem Verhalten der Curgäste, vor, bey und nach dem Gebrauche des Gesundbrunnens, wo die bekannten diätetischen Maasregeln angegeben werden. Das, eine Ansicht des lauchstädter Brunnens und des Tanzsaales gebende Titelkupfer ist über alle Beschreibung erbärmlich.

L.

Schöne Künste. *Jena*, b. Göpferdt: *Talto und Nanthild*, oder *die drey schweren Proben der Liebestreue.* Ein Schauspiel in zwey Theilen, jeder Theil zu vier Aufzügen, theils nach Hn. *Lafontaine*, theils frey bearbeitet von *Carl Gottfried Theodor Chladenius*, Accisinspectoren nnd Stadtrichtern (!) zu Grossenhain. 1812. 135 S. 8. (16 Gr.)

Dieses Schauspiel ist weiter nichts als eine dramatisirte Geschichte, in welcher noch Vieles undramatisch als Erzählung zurückgeblieben ist. Auch sieht man der dramatischen Einkleidung noch eine gewisse Unbeholfenheit an: das Meiste ist im Affect zu gleichgültig gesagt, und gerade, wo die Rede feuriger werden soll, ist der Ausdruck nicht getroffen. Was aber in eine einfach natürliche Sprache passt, das gelingt dem Verfasser. Übrigens ist für ein Drama viel zu viel hier zusammengefasst, Hochzeit und Niederkunft, und sogar eine Wiege mit Zwillingskindern kommt zum Vorschein. Manche grammatische Unrichtigkeit läuft auch mitunter, z. B. Du hast mich geruft, du verderbst Alles, was vor Beweise, Hirtenstochter. Das Ganze hat wohl nur eine Übung der Musse seyn sollen.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

GESCHICHTE.

1) Wernigerode, auf Kosten des Vfs.: *Beyträge zur Geschichte deutscher Gebiete und ihrer Beherrscher.* Herausgegeben vom Archivar *Delius* zu Wernigerode, Correspondenten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Erster Band: *Bruchstücke aus der Geschichte des Amts Elbingerode während des Besitzes der Grafen zu Stolberg* (vom 15 Jahrhundert bis zur Mitte des 16). Erstes Heft, die allgemeinen Verhältnisse und die Urkunden enthaltend. 1813. XIV S. Vorrede, 240 S. geschichtliche Ausführung, 254 Urkunden und Beylagen. 8. (1 Rthlr. 15 gr.)

2) Frankfurt a. M., in Commiss. b. Gebhard u. Körber: *Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte.* Herausgegeben von *J. C. v. Fichard*, genannt *Baur v. Eyseneck.* Mit Kupfern. Erster Theil. 1811. XII u. 470 S. Zweyter Theil. 1812. IV u. 411 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

3) Frankfurt a. M., in Commiss. b. Jäger u. Eichenberg: *Geschichte der Stadt Frankfurt am Main.* Von *Anton Kirchner*, d. W. W. Dr., u. evang. Prediger an der h. Geistkirche. Zweyter Theil. 1810. XIV u. 560 S. 8. (Beide Theile 3 Rthlr. 12 gr.)

Im Geiste entworfen, erscheint das Werk der deutschen Geschichte jedem Unbefangenen als das herrlichste von allen geschichtlichen, als ein Werk, das in Ansehung des Umfangs, der Reichhaltigkeit, der Verbindung so verschiedenartiger Theile, selbst vor jenen berühmten des Alterthums sich auszeichnet. Die deutsche Geschichte, verbunden mit der italischen im Mittelalter, bildet ein geschlossenes Ganzes, eine Weltgeschichte im Kleinen. Betrachtet man das deutsche Volk aus dem Gesichtspuncte der kirchlichen Verhältnisse: nirgend in Europa haben die Bewegungen, die Kämpfe, ein so grosses, würdiges Ansehn, und so umfassende Folgen; denn in England sind die Zerrüttungen seit Karl dem Ersten nur ein Schauspiel von Geistesverirrungen, Grausamkeiten und Entwürfen der Herrschsucht. Vergegenwärtigt man sich die staatsrechtliche Verfassung von Deutschland: so steht ein Gebäude vor uns, über das wir Deutschen selbst genug gespottet haben, besonders seitdem wir, von den Verirrungen eines benachbarten Volks angesteckt, alles Urtheil über bürgerliche Ordnungen verloren hatten; ein Gebäude, dem fast die allgemeine, aber deshalb nicht entscheidende Stimme die Brauchbarkeit für unsere Zeiten abspricht, und welches einige, über das Wesen der Gesellschaft wenig aufgeklärte Schriftsteller der Erde gleich zu machen bemüht sind; aber ein Gebäude, das hoffentlich vor dem Untergange wird bewahrt werden, und mit welchem, wenn es dennoch in seiner Grundlage zerstört werden sollte, die innere, staatsrechtliche Freyheit der Deutschen dahin seyn würde, während allerdings die äussere, völkerrechtliche, mehr Festigkeit erlangt haben könnte, so dass über dem Bestreben, der Schale grössere Härte zu verleihen, der Kern zu Grunde gegangen wäre. Man hat gesagt: was die Gelehrten einer Nation einstimmig und anhaltend verlangen, das geschieht endlich. Gut. Aber zuvörderst, nicht alle Schriftsteller sind Gelehrte, so wie bekanntlich bey weitem nicht alle Gelehrten auch Schriftsteller sind. Besonders im Gebiete der Staatskunst ist es eine häufige Wahrnehmung, dass die Sachgelehrten keine Bücher schreiben, und diejenigen, von denen solche verfertigt werden, keine Sachgelehrten sind. Dann sind auch nicht alle deutschen Schriftsteller der Meinung jener, für starke Massregeln so eingenommenen, staatsrechtlichen Baukünstler. Männer, denen selbst diese den Scharfblick, die Sachgelehrsamkeit und den Vaterlandssinn nicht absprechen werden, haben schriftlich ihre Überzeugung zu erkennen gegeben, dass die Grundzüge der deutschen Verfassung bleiben müssen, weil sie die Bedingung der staatsrechtlichen Freyheit ausmachen, einer Freyheit, ohne welche das deutsche Volk nicht zu der sittlichen Stufe gelangt wäre, durch die es sich vor allen auszeichnet. Man lese, was ganz neuerlich der Freyherr *von Gagern* in einer kleinen Abhandlung über die deutsche Grundverfassung geäussert hat. Sehr zu beherzigen ist eine Warnung des vortrefflichen *Spittler*, am Schlusse der Vorrede zum zweyten Theile seines Entwurfs der Geschichte der europäischen Staaten. Schon vor zwanzig Jahren ahnete der hellsehende Mann grössere Gefahr für die deutsche Freyheit von Seiten gewisser, damals aufkommender, starker Massregeln, als von Seiten Frankreichs. Die Zusammenziehung vieler selbstständiger Gebiete in ein grosses, enge zusammenhängendes Reich wäre nothwendig verbunden mit dem Verluste eines beglückenden Schatzes freyer bürgerlicher Wirksamkeit: denn in der grössten Einheit im Staatswesen liegt die Begünstigung der grössten Willkühr. Diess

sey genug, um unsere Würdigung der deutschen Grundverfassung, und den immer genährten Wunsch ihrer Rettung auszusprechen, einen Wunsch, den die Überzeugung eingiebt, dass eine solche Verfassung, so sehr sie häufig durch die Leidenschaften der Menschen entstellt worden ist, in ihren Grundzügen die von der Natur gewollte Verfassung sey, wie sie der Stab ist, an dem sich die morgenländischen und die hellenischen Völker der früheren Zeit bürgerlich aufgerichtet haben. Wir meinen nämlich nicht die bekannten Bundesstaaten, zu denen sich noch jetzt Seitenstücke in den schweizerischen, niederländischen und nordamerikanischen finden, sondern jene Überzeugung hängt an Inbegriffen fürstlicher und gemeinheitlicher Gebiete, unter der Leitung eines oberhauptlichen Fürstenhauses. Je gewisser nun ist, dass Deutschland, vom Ende des funfzehnten bis um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, von allen germanischen Staaten am meisten in seiner Grundverfassung jenem Urbilde sich genähert hat, das die Natur aufstellt, und das allen besseren Völkern in ihrer früheren Zeit vorgeschwebet hat: desto grösser ist die Aufgabe, in der Geschichte dieses Reichs ein Haupt-Augenmerk auf die Ausbildung sowohl des Reichsstaatsrechts, als der Landesverfassungen, zu richten. Was aber die letztern betrifft: so muss der Gelehrte, der das Selbstvertrauen besitzt, die Arbeit zu unternehmen, die vielen Verschiedenheiten im Einzelnen, die Eigenthümlichkeiten mancher Gebiete, wiewohl sie nicht zu den wesentlichen Theilen der Verfassung deutscher Lande gehören, genau unterscheiden, vergleichen, ordnen, und dem Ganzen einverleiben; er muss über sich wachen, dass er nicht verführt werde, Verhältnisse, hie und da vorgefunden, für allgemein zu halten: ein Fehler, der besonders dem geistvollen *Möser* zur Last fällt. Selbstvertrauen muss der Unternehmer einer Geschichte von Deutschland besitzen, die allen gerechten Anfoderungen genügen soll. Denn wie eine solche, nach unserer Äusserung im Eingange, das erste von allen Geschichtwerken seyn würde: so ist sie unleugbar auch das schwierigste von allen, weit schwieriger namentlich, als die Geschichte von Frankreich unter anderen, da hier nicht, wie in Deutschland, der König durch die völkerrechtlich-kirchenrechtliche Würde eines römischen Kaisers, auch nicht durch die Würde eines Königs von Italien, in verwickelte Verhältnisse gezogen worden ist, die auf die gesammte Ausbildung der Nation mannichfach eingewirkt haben. Es scheint aber, die Natur der Sache bringe mit sich, dass jenes Selbstvertrauen in gleichem Masse abnehme, als die Fähigkeit zu solcher Arbeit zunimmt. Warum hat *Spittler*, in seinem oben genannten Entwurf u. s. w., von allen europäischen Staaten bloss Deutschland übergangen? Dass vormals herkömmlich die Lehrer des Staatsrechts dieselbe unter dem Namen der Reichsgeschichte in den Kreis ihrer Vorträge gezogen hatten, kann ihn nicht abgehalten haben.

Eine vollständige, fruchtbare Geschichte von Deutschland beschränkt sich nicht auf den gesellschaftlichen (kirchlichen und bürgerlichen) Zustand der Nation; der gewerbliche, sittliche und geistige ist von gleicher Wichtigkeit, sowohl für sich selbst, als in sofern die Zusammenwirkung dieser drey Zustände nothwendig in dem Bau der Gesellschaft mächtige Veränderungen hervorbringt. Um diesen grossen, wenn gleich allmählichen, Einfluss anzudeuten, erinnern wir nur an ein Beyspiel, das umfassendste von allen, an die Entwickelung des Bürgerstandes und des niederen Adels, also des Kerns der Nation. Wenn der Gang in der Verbreitung des gesammten Gewerbes, das der Lehrer des öffentlichen Haushalts wissenschaftlich entwirft, von der Landwirthschaft ausgeht, zum Kunstfleisse fortschreitet, darauf den inneren und Klein-Handel berührt, und bey dem äusseren und Gross-Handel endet: so ist in der Wirklichkeit die rückwärts laufende Richtung die gewöhnliche: die zunehmenden Versprechungen des Kaufmanns ermuntern den Handwerker und Künstler, die Formen der Naturstoffe zu verbessern, und der Künstler reizt den Landwirth, diese Stoffe zu vermehren und zu veredeln. Zwar nicht überhaupt von der ländlichen Thätigkeit, aber gewiss von der ländlichen Betriebsamkeit ist in den meisten Ländern der städtische Fleiss die Ursache, welcher wiederum durch Bewegungen von aussen geweckt wird. Je nachdrücklicher nun die Geschichte aussagt, dass der Verkehr eine Welt-Anstalt sey, in welcher die einzelnen Länder nur Glieder der umfassenden Kette sind: desto mehr sollten sich die Regierungen bescheiden, nicht in denselben eingreifen zu dürfen, da eingreifen und stören gewöhnlich dasselbe ist. Unter den europäischen Ländern war Deutschland, der Lage wegen, dasjenige, durch welches, seit dem Erwachen der germanischen Völker, die meisten Kanäle des befruchtenden Handels und Kunstfleisses in den mannichfachsten Richtungen gezogen wurden; wodurch ein zahlreicher, gediegener Theil der Nation, der nachherige Mittelstand, anfing, ein freyeres Daseyn zu ahnen und zu erwerben. An allen Grenzpuncten erfolgten Auffoderungen an die Deutschen, Vermittler des damaligen Welthandels zu werden. Von Wladislav (an der Weichsel) durch Oberschlesien nach Wien, und weiter nach Italien; von Naugard und Wisby über Lübeck nach Antwerpen, und weiter nach England, Frankreich, Oberdeutschland; von Constantinopel, über Wien und Regensburg, durch ganz Deutschland in das westliche und nordwestliche Europa; von Venedig durch die Alpen, und von Moskwa und Cracau über Prag, nach dem wichtigen Nürnberg, und von da nach Gent, Brugge und Ypern, und weiter nach England, theils über Hamburg, theils den Rhein hinab (da die gebietenden Nürnberger den selbstsüchtigen Cöllnern die Befreyung nicht nur von dem dortigen Niederlagsrecht, sondern auch von dem Zoll, abgenöthigt hatten, und bloss Pfundrecht bezahlten): das sind die vorzüglichsten Wege, von

denen aus, zu beiden Seiten, überall jene wohlthätige Kraft sich verbreitete, welche die Brust des niederen Adels und der Städtebewohner mit Selbstgefühl schwellte, dass jener nicht nur das entehrende Band der Hörigkeit abstreifte, sondern sogar zur Landstandschaft emporstieg, diese aus einer Schaar geldreicher Knechte eine Gemeinheit freyer Männer wurden. Wohlstand, Reichthum und bürgerliche Freyheit sind endlich auch die stufenweisen Bedingungen der Wissenschaft und Kunst. Im Lande der schmutzigen Armuth und der Knechtschaft des Haufens sind wissenschaftliche und Kunst-Anstalten blosse Gewächshäuser, an deren Früchten nur Wenige Theil nehmen. Auch von dieser Seite zeigt sich Deutschland in vorzüglichem Glanze; wiewohl es in der Kunst Italien, der älteren Schwester, den Rang zugesteht, und in der Wissenschaft in früheren Jahrhunderten Frankreich einen Vorsprung hatte, als die Schulen zu Tours, Bec, Laon, Paris, in so ausgezeichnetem Rufe standen.

Die alten Sprachen und die Geschichte werden mit Recht zu den Hauptmitteln der männlichen Bildung gezählt; darin liegt die Erklärung, dass nebst der höheren Ordnung der Dinge, nebst der geistigen Natur des Menschen, und nebst der sinnlichen Welt, *die Vorzeit* das Gevierte-Werk ausmache, auf welchem die vollständige Menschenbildung ruhe. Mit gleichem Recht wird insbesondere die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte zu dem bürgerlichen Zwecke empfohlen, den Vaterlandssinn zu wecken und zu unterhalten. Jeder Deutsche demnach, der die Geschichte seiner Heimath zu würdigen versteht, wird die Mittheilung von Baustücken zur einstigen Vollendung des Ganzen als verdienstlich anerkennen, und dankbar aufnehmen. Zu den besten Beyträgen der neuesten Zeit gehören die hier angekündigten, besonders die beiden ersten. Ehe wir zu deren Anzeige übergehen, enthalten wir uns nicht der Betrachtung eines Neben-Umstandes. Von allen dreyen haben die Verfasser und Herausgeber den Druck mit eigenen Kosten bestreiten müssen. Wir werden hiebey zwar weniger an die Gesinnung vieler Buchhändler, und den Zustand ihres Geschäfts in dem letzten Jahrzehend, als an die Gefahren erinnert, die den wissenschaftlichen Zustand der Deutschen bedrohten. Aber es vermischt sich doch mit dieser Betrachtung die Erinnerung an den wackern *Friedrich Perthes*, einen Mann, der in jener so gefahrvollen Zeit das *vaterländische Museum* unternahm, der dabey auf selten uneigennützige Weise erklärte, er werde das Werk, da es dringend an der Zeit sey, auch ohne Entschädigung fortführen, und der drey Jahre darauf mit dem Schwerte bewies, dass es ihm mit dem Worte für die deutsche Sache Ernst gewesen.

Der Leser entschuldige diese lange Einleitung. Dem Urheber derselben war es Bedürfniss, einige Vorstellungen über Deutschland, dessen Verfassung und Geschichte zu äussern, und zwar eben jetzt. Er gehört nicht zu denen, die seit anderthalb Jahren über Deutschland sich ausgesprochen haben, weil er weiss, welches Schicksal Flugschriften erfahren, und häufig verdienen. In einem Blatte aber, wie unsere A. L. Z. ist, glaubt er viele ruhige, prüfende Leser zu finden. Jetzt von dem Inhalt der angekündigten Schriften.

No. 1. Die Burg und Landschaft Bodfeld, wozu die Gegend von Elbingerode gehörte, ward von dem Könige Heinrich II i. J. 1008 dem Stifte Gandersheim abgetreten, von dem es weiterhin den Grafen zu Hohnstein als Lehn verliehen wurde. Der Lehnbesitz des genannten Gebiets ging 1343 an die Grafen zu Wernigerode über, und, nach Erlöschung dieses Geschlechts, 1402 an die Herzoge von Braunschweig. Wenige Jahre darauf gaben die Herzoge das Amt Elbingerode als Afterlehn an die Grafen zu Stolberg, wobey sie zugleich, auf den Fall von deren Aussterben, den Grafen zu Schwarzburg-Sondershausen die Mitbelehnung gewährten; eine Veräusserung, welche die folgenden Herzoge gereuet haben muss. Denn als das kleine, doch einträgliche, Amt durch die Grafen zu Stolberg sehr verschuldet, lange Zeit im Pfandbesitze erst der Hnn. von Bila, dann der Hnn. von Krebs, gewesen war: glückte es zwar den stolbergschen Grafen um 1500, wieder zum Besitz zu gelangen; aber im Laufe der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wuchsen neue, auf das Amt geladene Schulden so sehr an, und die Gläubiger wurden so ungeduldig, dass die Herzoge Ernst, und bald darauf Wolfgang von Braunschweig, bey denen, als den unmittelbaren Lehnherrn, die Gläubiger ihre Klagen einreichten, das Amt in Besitz nahmen, weil sie selbst unter den Gläubigern die erste Stelle einnahmen, ohne jedoch weder die anderen alle zu befriedigen, noch den stolbergschen Grafen Rechnung von der angemassten Verwaltung abzulegen. Doch wagten sie diese Ungerechtigkeit nicht länger, als elf Jahre, fortzusetzen; 1574 gaben sie das Amt zurück an die rechtmässigen Besitzer. Neue, eigennützige Pfandherren, erst der mindensche Edelmann von Holle, dann der kalenbergsche von Münchhausen, drückten nun das kleine Land. Von dem letztern, damals noch einem stolbergschen Rathe, wusste der Herzog Heinrich Julius, Fürst von Kalenberg, Wolfenbüttel u. s. w., der nach Abrundung seines Gebiets trachtete, Elbingerode an sich zu bringen. Abermals schlug der Plan fehl, das Amt den braunschweigschen Landen einzuverleiben; nach sieben Jahren sah sich der Herzog bewogen, dasselbe an Münchhausen zurückzugeben, und dieser setzte den stolbergschen Grafen, seinen Schuldnern, so zu, dass ihm das kleine Gebiet i. J. 1600 als förmliches Afterlehn eingeräumt wurde. Aber die braunschweigschen Herzoge gaben jenen Plan nicht auf: unter verschiedenen Vorwänden verzögerten sie während eines halben Jahrhunderts jede Belehnung. Endlich, als auch Münchhausen in Schulden versunken war, und die Gläubiger lange Zeit das Amt

verwaltet hatten, zog der Herzog Christian Ludwig 1653 dasselbe ohne Weiteres ein, ohne die Rechte weder der münchhausenschen Gläubiger, noch der stolbergschen und schwarzburgschen Grafen zu berücksichtigen.

Das ist der kurze Begriff der äusseren Geschichte eines Gebiets von nicht vollen zwey Geviertemeilen, mit ungefähr 3300 Bewohnern. Von den dazu gehörenden Urkunden, aus denen sie grösstentheils geschöpft ist, 95 an der Zahl, sind die meisten aus dem stolbergschen Archiv entlehnt. Das vorläufige Verzeichniss der für das zweyte Heft versprochenen innern Landesgeschichte, S. XIX. XX. erregt in gleichem Grade die theilnehmende Erwartung der Geschichtsfreunde, als der Vf. auf die dankbare Aufnahme des hier gelieferten rechnen darf. Eine Geschichte, die noch niemals beschrieben ist, den Anbau einer bisher wüsten Stelle im Gebiete der deutschen Vorzeit verdanken wir dem uneigennützigen Eifer, ja der Aufopferung des achtungswerthen Mannes. Mit dem Wunsche, er möge durch hinlängliche äussere Entschädigung bald bewogen werden, seine verdienstliche Arbeit fortzusetzen, erlauben wir uns bloss die Bitte zu verbinden, dass er nicht weiter nach dichterischer Einkleidung, nach Bildern, sittlichen Betrachtungen strebe: so sprödem Stoffe will sich diese Form nicht anschmiegen. Die Werke von *Kindlinger, Gemeiner, Schultes, Zauner, Wiarda, Genssler* u. s. w. haben ihren Werth, obgleich deren Vff. sich nicht kümmern um dichterische Färbung. Vielmehr, wenn nur die Sprache rein ist, gefällt bey solchen Gegenständen eine anspruchlose, einfache Erzählung am meisten.

No. 2. Das zu Frankfurt a. M. angelegte Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte hat, zufolge der Vorrede, zum Hauptgegenstande die Erweiterung der Kenntniss deutscher Vorzeit, mit vorzüglicher Rücksicht auf Sittengeschichte; welches, etwas unbeholfen, so ausgedrückt ist: „erweiternde Kenntniss der Geschichte deutscher Vorzeit, mit besonderem Rückblick auf die stufenweise Ausbildung der Sitten und Cultur des deutschen Volks.“ Namentlich sollen den Inhalt ausmachen: Berichte über erhebliche ältere Begebenheiten in einzelnen Städten und Landschaften, von Zeitgenossen aufgesetzt; Gesänge und Briefe von geschichtlichem Inhalt; fruchtbare, noch ungedruckte Urkunden, und Berichtigung und Prüfung schon gedruckter; Jahrbücher von Klöstern und Stiften; Abhandlungen über die Siegelkunde; Geschichten adlicher Geschlechter; Nachrichten über die Zünfte; Urkunden, Aufsätze, Erzählungen, obrigkeitliche Verordnungen, die den sittlichen Zustand und die Kunst des Mittelalters betreffen; Briefe und Lebensbeschreibungen berühmter deutscher Gelehrten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts; ältere Reisebeschreibungen, wenn sie Bemerkungen über die bürgerliche Verfassung, Erzählungen und Nachrichten von ausgezeichneten Männern, Sittenzüge u. s. w. enthalten. Das siebenzehnte Jahrhundert soll die Grenze ausmachen; aus der ersten Hälfte des achtzehnten sollen als Ausnahme nur Reisebeschreibungen aufgenommen werden. Ein reichhaltiger Plan, von Wichtigkeit für die Geschichte der Deutschen, sollte er auch nur zur Hälfte auszuführen seyn. Ob der Herausgeber zu [illegible]iel versprochen habe, werden unsere Leser aus der Übersicht des Inhalts der beiden ersten Bände beurtheilen. Dass der verdiente und gelehrte Herausgeber jeden von beiden mit einem Aufsatze eröffnet, der seinen Ahnherrn angeht, den Doctor der Rechte und Syndicus seiner Vaterstadt, *Johann v. Fichard*, ist nicht zu missbilligen. Von diesem, im römischen Ausdrucke geübten, wiewohl darin nicht strengen, Manne stehn an der Spitze der Aufsätze im ersten Bande lateinisch geschriebene Jahrbücher seiner Zeit von 1512 bis 1544.

(Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KATECHETIK. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Anleitung zur katechetischen Erklärung der neugewählten epistolischen Perikopen*, als Anhang der Anleitung zur katechetischen Erklärung der Sonn- und Festtags-Episteln. Von *August Theodor Leuchte*, Pastor zu Haynichen. 1813. 57 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. will dieses Büchlein als *das fünfte Heft* einer katechetischen Bearbeitung sämmtlicher epistolischer Perikopen, die er, der Vorrede zufolge, vor einigen Jahren herausgegeben hat, betrachtet wissen, und es ist deshalb noch ein zweyter Titel vorgesetzt. Rec. ist die frühere Arbeit nicht zu Gesicht gekommen. In gegenwärtigem Hefte sind die *sieben* in dem sächs. neuen Kirchenbuche, anstatt der älteren und gewöhnlichen, vorgeschriebenen Episteltexte, *vorher* jedesmal mit einer auf den Text vorbereitenden Einleitung versehen, dann eine kurze katechetische Zergliederung und zuletzt eine Übersetzung der Perikope beygefügt. Der Fleiss des Vfs. verdient Lob. Beweise katechetisch entwickelnder Kunst darf man jedoch hier nicht suchen, sondern mehr Auflösungen der Textesworte in Fragen, die zu einer umschreibenden Erklärung derselben eher hinführen, als zu einer umfassenden, zumal praktischen Erkenntniss. Dass übrigens nichts so unkatechetisch sey, als die Katechismusfragen, die auch in diesem Büchlein nicht selten sind, z. B.: was bedeutet der griechische Name *Engel?* Wessen Gesandte oder Boten sind sie? Bleiben alle von erschaffenen Engel ihrer Bestimmung treu? Wie vielerley sind also die Engel? u. dgl. (S. 52) — dürfen wir dem Vf. wohl nicht aus einander setzen. Uns scheint es, als habe er sich die katechetische Erläuterung der neuen epistolischen Perikopen leichter gedacht, als der Kenner sie dafür halten kann.

NA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. Main, in Commiss. b. Gebhard u. Körber: *Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte.* Herausgegeben von *J. C. v. Fichard*, genannt *Baur von Eyseneck* u. s. w.

FRANKFURT a. Main, in Commiss. b. Jäger u. Eichenberg: *Geschichte der Stadt Frankfurt am Main.* Von *Anton Kirchner*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir freuten uns, als wir sogleich bey dem ersten Jahre die Erwähnung der Streitigkeiten fanden, die in Speyer zwischen dem Rath und der Gemeine über das berüchtigte *Ungeld* entstanden waren, und bey dem folgenden die Erwähnung eines ähnlichen Aufstandes zu Cölln: denn wir hofften, diese Jahrbücher würden mit den frankfurter Annalen von *Peter Herp* (bey Senckenberg), oder mit der limpurger Chronik, herausgegeben von *Faust* von Aschaffenburg, zu vergleichen seyn. Aber wir fanden bald, dass *Fichard* fast durchaus nach der Weise der meisten Vff. von Jahrbüchern im Mittelalter verfährt, und entweder äussere Vorfälle, oder Naturbegebenheiten, Gegenstände des Wunderglaubens, aufzeichnet, auf Sitten dagegen, auf Kleidertrachten, Volkslieder, Volksgeist, keine Rücksicht nimmt. Es wechseln demnach die Berichte von folgenden Dingen: von Kriegen, Empörungen, Fehden, in Deutschland, Italien, Ungarn, der Türkey, der Schweiz, Afrika, Dänemark; von Reichstagen, Rechtshändeln bey den Reichsgerichten, anderen Reichsangelegenheiten, Kirchensachen seit Luther, vorzüglich Frankfurt a. M. betreffend; ferner von anderen frankfurter Vorfällen, von Begebenheiten in der eigenen Familie des Vfs., von berühmten Männern der Zeit, von einem wahnsinnigen Mädchen zu Frankfurt a. d. Oder, das gierig Münzen verschluckte, wovon es Geldteufel genannt ward (mehr davon erzählt *Beckmann* in der Beschreibung der Stadt Frankfurt a. d. O. S. 17); von einem anderen bey Speyer, das ohne alle Nahrung lebte; von guten und schlechten Wein-Jahren, Getreidetheurung, trockenen Sommern, Erdbeben, Pest, der englischen Schwitzkrankheit, Brandstiftungen. — Bey manchen Nachrichten haben wir Abweichungen von anderen Geschichtschreibern bemerkt. Wir erwähnen nur folgende. In der Erzählung von dem Tode des grossgesinnten *Zwingli* führt unser Vf. den auffallenden Umstand an, derselbe sey von Einigen erkannt, *vor ein Kriegsgericht gezogen (ad judicium, quod more militari habebatur, delatus)*, als Vaterlandsverräther verurtheilt, dann als Ketzer verbrannt worden. Dagegen sagt *Hess*, in der Lebensbeschreibung desselben S. 297, es hätten einige Feinde den Sterbenden angetroffen, ihn nicht erkannt, erst ihm einen Beichtvater angeboten, dann ihn ermahnt, seine Seele der heiligen Jungfrau zu empfehlen, und als er Beides verweigert, da hätte Einer ihn durchstochen, mit den Worten: so stirb, verstockter Ketzer. Darauf sey der Leichnam verbrannt, und die Asche nach den vier Winden ausgestreuet worden. Diese Nachricht von dem Ende des grossen Mannes rühre von einigen Augenzeugen her, die ihn erkannt hätten. Die grausame Demüthigung des Raths und der Bürgerschaft zu Gent durch Karl den Fünften im J. 1540 ist von *Haraeus* (*annales Brabantiae totiusque Belgii*, p. 616. 617) vollständiger erzählt, der aber nichts davon erwähnt, dass der Kaiser die Stadtmauer habe niederreissen lassen. Sonderlichen Gewinn für die deutsche Geschichte können wir von diesen Jahrbüchern nicht absehen. Den zweyten Band eröffnet eine selbstentworfene Lebensbeschreibung des Vfs. der Jahrbücher, die aber nur die ersten dreyssig Jahre seines Lebens umfasst, und bey dem J. 1542 endet. Schon *Heinrich Petrejus Herdesianus*, Zeitgenosse und Mitbürger *Johann Fichards*, hat dieselbe drucken lassen. Aus der hier mitgetheilten urschriftlichen Lebensbeschreibung kann *Jöcher* berichtigt werden, welcher angiebt, *F.* habe zu Speyer und Freyburg im Breisgau die Rechte erlernt; anstatt Speyer muss Heidelberg gesetzt werden: denn in jener Stadt ist *F.* Sachwalter am Reichskammergericht gewesen. Falsch ist auch die Angabe *Jöchers*, *F.* habe zu Padua und Bologna die Rechte gelehrt; vielmehr umgekehrt hat derselbe zu Padua den Vorträgen der Rechtslehrer beygewohnt. Seinen Aufenthalt in Italien, die Bekanntschaft mit berühmten Rechtsgelehrten, namentlich mit *Andreas Alciati* zu Pavia, beschreibt er leider auf wenigen Seiten; er hat aber darüber ein eigenes Werk hinterlassen, zu dessen Mittheilung der Herausgeber des Archivs Hoffnung macht. Der erste Band hat, ausser jenen Jahrbüchern, folgenden Inhalt: Zwey Gedichte *Johannes von Soest*, der in den letzten Jahren seines Lebens (1506) Stadtarzt zu Frankfurt a. M. war, wo er 16 Gulden Gehalt und Steuerfreyheit genoss; ein Lobgedicht auf Frankfurt, das sich mit Ermahnungen und guten Wünschen endet, ob-

ne Gehalt, und in rauhen heiseren Tönen; eine in gebundener Rede abgefasste, eigene Lebensbeschreibung, fliessender, doch ohne Würze. — Zwey Gedichte auf die Belagerung Frankfurts im J. 1552. Wenn die Liebe zur altdeutschen Dichtkunst nur nicht verführt, uns alle die geistleeren Reimereyen im Druck mitzutheilen, die noch hie und da liegen mögen! Aber Volkslieder, wenn sie wirklich gesungen worden sind, haben, dieses Umstandes wegen, geschichtlichen Werth, sollte ihnen auch der dichterische abgehen. Es folgt ein merkwürdiger Aufsatz, für dessen Mittheilung der Herausgeber den vorzüglichen Dank der Geschichtfreunde verdient, die im J. 1586 aufgesetzte Erneuerung eines Tafelrechts, welches dreyssig Jahre früher von der Genossenschaft derjenigen fremden Kaufleute war beschlossen worden, die im glauburger (jetzt nürnberger) Hofe ihre Handelsläden hatten, und zusammen speiseten. Nach dieser Tischordnung nannten sich alle Mitglieder der Speisegesellschaft *Schwager*; wer von einem Genossen irgend einen anderen Namen gebrauchte, verfiel in Strafe; Keiner sollte vor dem Andern den Hut oder das Baret rücken, Keiner zu essen anfangen und aufhören, ohne zu beten, Keiner schwören; auf jedes Vergehen dagegen war die Strafe eines Kreuzers gesetzt. Eben so ward der Schwager bestraft, der, ehe die Reihe an ihn kam, nach Speisen oder Tellern griff. Neu aufzunehmende Mitglieder sollten geheuselt und getauft werden. Unter den Unterschriften befinden sich viele Namen von Kaufleuten aus Breslau, einige von solchen aus Danzig, Thorn, Posen, Zürich. Die Tischgesellschaft hat gedauert bis zum J. 1620. Man erinnert sich dabey an die *Sodalitia* der Handwerker und Kaufleute in den römischen Städten der späteren Zeit, wovon bey *Gruter*, *Fabretti*, *Spon* mehrere Beyspiele vorkommen. — Zeitbuch des frankfurter Bürgers Caspar Kitsch, über den Aufenthalt Gustaf Adolfs, seiner Gemahlin, Oxenstierna, und anderer Schweden, in der Vaterstadt. Recht willkommen, besonders die Nachricht von den Sitten und Kleidertrachten S. 169, 170, von dem Begräbniss S. 174. — Vertrag der Stadt Wetzlar v. J. 1382 mit ihren Gläubigern zu Mainz, Worms, Frankfurt, Friedberg, und der Abtey Arnsburg. Das Ungeld von Getränken, Getreide, Schlachtvieh, Heringen und anderen Fischen, Feigen, Rosinen, Honig, Talg, Thran, Fellen, Tüchern, Leinwand, Wolle, Eisen, Kupfer, Bley, Alaun, Töpfen, ward den Gläubigern zur Hälfte überlassen, zur Tilgung der Schuldsumme und der Zinsen. In Kupferstich beygefügt sind die Siegel einiger Zünfte zu Wetzlar, der Gewandschneider, Becker, Schlächter, Brauer, Schmidte, Schuhmacher. Nicht unwichtig für die Steuer- und Münz-Geschichte. Unter den Münzen, in denen gesteuert werden soll, kommen mehrmals solche vor, die schlechthin *Engelsche*, andere, die *Tornoss*, genannt werden. Jene sind wahrscheinlich die engelschen Nobles, die damals in den Rheingegenden und den Niederlanden, unter anderen auch in Frankfurt, nachgeahmt wurden (wie die Kleinen), und von denen einer 8 Schillinge und 8 Pfennige flämischer Groten galt; diese die sogenannten schwarzen Pfennige von *Tours* (*Tournois*), deren drey auf einen flämischen Groten gingen. *Sarog* erklärt der Herausgeber in einer Anmerkung durch Cherrock; es ist aber wohl das, im Latein des Mittelalters vorkommende *sargium*, *serge*, in niederländischen Urkunden, *sange*, *sarke*, aus *sericum*. — Es folgen siebenzehn Urkunden, die sämmtlich die innere Geschichte von Frankfurt a. M. betreffen, theils zum ersten Mal gedruckt, theils, wenn sie früher nach falschen Abschriften, oder blos in Auszügen, gedruckt waren, hier berichtigt und ergänzt. Diese nützliche Sammlung wird im zweyten Theile fortgesetzt; und soll es eben so in den folgenden werden. Der im zweyten Theile gelieferten sind neunzehn. Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen wir den Inhalt dieser 36 Urkunden, und erklären blos, dass wir sie theils wegen mancher, für die deutsche Wortforschung, Geschichte, und Urkundenkenntniss nicht unbedeutender Beyträge, theils wegen der gründlichen, von dem Herausgeber hinzugefügten Erläuterungen, für eine schätzbare Mittheilung halten. Auf die Urkunden im ersten Theile folgt der achte und letzte Aufsatz, der aber die Hälfte des Bandes ausmacht: prüfende Bemerkungen über den ersten Theil der *Kirchner*schen Geschichte von Frankfurt a. M. Im zweyten Theile des Archivs werden diese Bemerkungen fortgesetzt, wo sie sich, ebenfalls sehr weitläuftig, über den zweyten Theil jener Geschichte erstrecken. Wir finden daher bequem, sie nachher im Zusammenhange anzuzeigen, wann wir den, noch nicht angegebenen, übrigen Inhalt des *zweyten Theils* kürzlich unseren Lesern bekannt gemacht haben. Von dreyen Gedichten auf den Kurfürsten Friedrich den Ersten oder Siegreichen, v. J. 1462, hat das erste einigen Werth; der Urheber der beiden anderen nennt sich *Gilgenschein*. In den drey abgedruckten Briefen, und in dem Schriftwechsel über die Anstellung eines Haller von Hallerstein als Schultheis zu Frankfurt a. M., sämmtlich aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, haben wir nichts Besonderes gefunden. Auch die Ordnung der Krämerstube, von welcher letzteren die Anfänge in das Jahr 1348 gesetzt werden, zeichnet sich vor anderen Zunft-Ordnungen höchstens dadurch aus, dass die Strafgesetze sehr in das Einzelne gehen. — Johann David Wunderers, aus Strasburg gebürtig, unter die frankfurter Geschlechter aufgenommen, Reisen durch Dänemark, die süd-baltischen Landschaften, einen Theil Russlands, Lappland, Schweden, Liefland und Curland, in den Jahren 1589 und 1590. Anfänglich erwarteten wir wenig von diesen zwey Reisebeschreibungen, da wir fast lauter kleinliche Dinge bemerkt fanden. Wundern konnten wir uns nicht darüber, da es Reisen eines Jünglings sind, die derselbe von Rostock aus gemacht hat, wo er die Rechte erlernte. Wir dachten dabey an manche der heutigen jungen Reisenden, die, mit *Reichards* oder *Gilberts* Handbü-

the gesehen, in den Städten umherlaufen, und nach Sehenswürdigkeiten fragen, die kein Lohndiener mehr anzugeben weiss. Beobachtungen über Menschen, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten suchen wir vergebens. Dagegen hatten wir oft Gelegenheit, die Liebhaberey des Reisenden an Marställen und schönen Pferden wahrzunehmen; auch erzählt er, dass Friedrichs des Zweyten von Dänemark Leibpferd tanzen gekonnt hat. Auf der Insel Hween hat er die Werkzeuge der Himmelsbeobachtung gesehen, aber es geschieht keine Erwähnung von persönlicher Bekanntschaft mit dem berühmten Manne, der sie gebrauchte, und der im Sommer 1589 seinen Aufenthalt noch auf der Insel gehabt haben muss. Die Reise durch Dänemark hat nur einige Wochen gedauert. Im Frühjahr 1590 trat Wunderer die zweyte Reise an, rings um die Ostsee; dieses Mal kam er erst nach Verlaufe von acht Monaten wieder nach Rostock. Zuerst durch Pommern, Preussen und Litthauen. Wie grösstentheils, so sind auch hier die Namen der meisten weniger bekannten kleinen Städte falsch geschrieben, z. B. Danne statt Damm, Butischer statt Bublitz, Schlag statt Slawe, Kraschy statt Rosienie u. s. w. Den Bernstein nennt er immer Augstein, verhört statt Agtstein (Achatstein). Von einem Dorfe zwischen Marienburg und Elbing erzählt er, dass einmal die Einwohner desselben zwey reisige Knechte ihres Junkers aus Muthwillen lebendig gebraten haben; aber durch Frauenburg reiset er, ohne an den grossen *Copernicus* zu denken. Zuweilen kömmt er uns so treuherzig vor wie Herodot, unter andern S. 189: „Folgends kamen wir in *Samogitiam*, durch dicke und grosse, ungeheuere Wildtnussen, in welchen zu underschiedtlich Zeitten am hellen tag erschreckliche *visiones* und Geistern gesehen werden, es vermeinen die Gelehrten, es komme daher, weil noch heuttiges tags viel Inwohner wie die bestien *absque fide et religione* ihr leben zu pringen, und nicht allein thier und andrer *Monstra serpentum* adoriren, sondern auch, weil sie auss teuffelischen Künsten sich in Wölff und Beeren gestalt transmutiren und verstellen, also der Sathan sehr mächtig bey ihnen gefunden wird u. s. w." Dann setzt er hinzu: „Wir haben gleichwohl nichts dergleichen gesehn." In Wilna geht mit unserem Reisenden eine Veränderung vor. Er fängt an, auf Menschen, Lebensart, Kleidungen, Sitten, Körpergestalt, Gesetze, Verfassung, Münzen, Handelswaaren und Handelswege zu achten; von nun an wird sein Tagebuch anziehend, wiewohl er manche Irrthümer aufgenommen hat. Dahin gehört die Angabe in den ausführlichen Nachrichten über die eben genannte litthauische Hauptstadt, dass unter den fremden Kaufleuten daselbst Indier gewesen seyen. Das Elend der Leibeigenen in Litthauen und Russland entgeht seiner Theilnahme nicht; mehrmals kömmt er darauf zurück. Unter Beschwerden ging die Reise von Wilna weiter über Pskow, und in Gesellschaft von Handelsleuten bis an die südlichen Ufer des weissen Meeres. Wenn der Vf. meint, auf diesem Wege an den Don gekommen zu seyn: so irrt er; so weit nach Süden, in die Gegend von Tula, wo der Don entspringt, ist er nicht gekommen, nicht einmal nach Moskwa. Ehe er dahin kam, wo er den Don gesehen haben will, traf er auf „achtzehn selzam gekleitete halbnackende männer, so von Alkayr aus Calecutten kommen, und uf Novogrodt zu wollten, fuhr jeder uff einem rotten lädern Wägle, daran zogen Pferdt', wie Mauhlesell, die waren aber weiss. Ihre Kleidungen wahren von gelb geflochtenen und breitten schnüren anzusehn, alss gewürkte breitte bendell, mit engen ermeln und weitten langen Hosen, vast wie die Schiffleuth antragen. Uff dem kopfe hatten sie gleichergestalt hauben ohn stilpen, wie die kleidung." Merkwürdig. Wir halten diese Fremden für Bucharen, die den Zwischenhandel zwischen der Ostsee und Schina und Indien trieben. *Contareni* und *Witsen* erwähnen nichts davon. Es waren eben die längsten Tage, daher konnte die Reise nordwärts bis nach Wardöehuus fortgesetzt werden, das damals schwedisch war. Hier sah unser Reisende um Mitternacht, wo es schon wieder eine Stunde lang dunkel war, — „in der Thyl-Insell, sonsten Islandt genannt, den Heckelberg brennen." Mit einem schwedischen Schiffe trat er die Rückreise an, in die wir uns aber nicht finden können: Die Fahrt ging um „Lappen, Conelien und Botinen (Bottnien)," bey Irrlandt gerith das Schiff in Gefahr, bald darauf war man bey Åland, und in wenigen Tagen in Stockholm! Irrland muss ein Schreibfehler seyn. Dann herüber nach Finnland, und weiter nach Liefland. Sprachforschern wird das eingerückte lettische Vater unser willkommen seyn, aber, aus anderen Beyspielen von Oberflächlichkeit des Reisenden zu schliessen, möchten wir dessen Richtigkeit nicht verbürgen. Von den Letten sagt der leichtgläubige Wunderer unter andern: „Blochende und gottlose Leuth, der mehrertheil zum Zauberen abgerichtet, die sich in Wölff und katzen transmuttiren, zu nacht auf Böcken in lüften fahren, in wälden und wildtnussen ihre *conventicula*, hagelsiedung, gabbelschmierung, teuffels Däntz, *diabolicos concubitus*, und dergleichen unerhörte, abschewliche grewell haltten, von welchen viel wunders gesagt wird." In Riga ward der Reisende, als Protestant, in die Streitigkeiten der Bürgerschaft mit den Jesuiten und dem an sie verkauften Magistrat verwickelt. Schon in Braunsberg hatte er Nachstellungen von den Jesuiten erfahren, weil er nicht daselbst hatte verweilen wollen, um sich bekehren zu lassen. Hier kam er in neue Gefahr, von der ein lübecker Schiff ihn befreyete. Er ging über Lübeck nach Rostock, und bald darauf in die Heimath. — Endlich ein Verzeichniss aller, bey der Rathsbehörde zu Frankfurt a. M. seit dem westphälischen Frieden beglaubigt gewesenen Gesandten und Geschäftsführer europäischer, insbesondere deutscher Fürsten.

Wir kommen zu den prüfenden Bemerkungen des Herausgebers über *Kirchners* Geschichte von Frankfurt a. M. Der allgemeine Eindruck, den sie

zurücklassen, muss freylich den Wunsch erregen, die Geschichte dieser Stadt, einer der wichtigsten in Europa, möchte in die Hände des Hn. *von Fichard* gefallen seyn: viele und mannichfaltige, dem Berufe eines Geistlichen fremdartige Kenntnisse, und ein bürgerlich geübter Blick, gehören dazu, die Geschichte eines Freystaats und grossen Handelsplatzes zu entwerfen. Fast mehr, als in anderen gelehrten Arbeiten, ist hier dem Schriftsteller bald anzumerken, ob er in dem Lande, wo er sich zum Wegweiser aufwirft, schon bekannt sey, oder es selbst erst auskundschafte. Wenn der *Feyerleinsche* Tadel, von dem wir vor einiger Zeit (J. A. L. Z. 1812. No. 79) an unsere Leser berichtet haben, ein beizendes Mittel war: so ist der *Fichardsche* das Messer eines Wundarztes, das die schadhaften Theile ablöset, worauf freylich ein verstümmelter Körper übrig bleibt. Über die, gewiss milden Ausstellungen, die wir vor sieben Jahren (J. A. L. Z. 1807. No. 71) gegen den ersten Theil der genannten Geschichte machten, beschwerte sich Hr. *Kirchner*: der einzige Fall, dass man unsere Beurtheilungen unbillig gefunden hat. Eine Prüfung der *Fichardschen* Bemerkungen kann hier nicht erwartet werden; sie gehen zu sehr in das Einzelne, wo wir dem Urheber nicht folgen können, dem wir überdiess eine grössere Kenntniss des Örtlichen zugestehen. Nur bey einigen Stellen sey uns eine Bemerkung gestattet. Der Streit über den Ort, wo das Palatium Karls d. Gr. gestanden habe, kömmt uns müssig vor. Unter *Palatium* eines deutschen Königs, Fürsten, Reichsfreyherrn, ward nicht das verstanden, was wir jetzt Pallast nennen, sondern ein mit herrschaftlichen Wohngebäuden versehenes Landgut, ein Domänen- oder Kammer-Amt, zum Unterschiede von einem blossen Vorwerk, *villa*, wo nur Wohngebäude für den Villicus und die nöthigen Dienstleute waren. Daher wird unter andern die ganze Ortschaft Aachen schlechthin genannt *Palatium*, Urkunde Otto's III v. J. 997, bey *Miraeus* I, 658; daher auch der häufige urkundliche Ausdruck: *Markt unserer Pfalz*, *mercatus palatii nostri*, z. B. in einer Urkunde Karls d. Gr. v. J. 808, bey *Baluzius* I, 463. Die Frage könnte demnach nur so gestellt werden: Wo hat das Haus gestanden, worin Karl d. Gr. wohnte, wenn er sich in seiner *Pfalz Frankfurt* aufhielt? Wir denken, in dem Namen des *Salhofes* habe sich eine nicht undeutliche Spur erhalten. *Sala* hiess ein herrschaftliches Haus (*Lex Alam. c.* 81. §. 1 *et* 4); daher: „*invenimus in illo fisco dominico salam regalem, ex lapide factam; — domum regalem ex lapide*" (*breviarium Caroli M.*); — „*area, cum sala desuper stabilita*" (*traditiones Fuldenses ed. Schannat. N.* 54); davon hiessen auch die Grundstücke, die von dem Salhofe aus bestellt wurden, *Sal-Land*, zum Unterschiede von den Äckern, die den Hintersassen zur Nutzung überlassen waren: „*Comes de Spanheim tenere debet Wimesheim in feodo; canonici nostri recipiunt decimam in salica terra ejusdem curiae*". (*Registrum Prumiense*, *ap. Leibnitz*, *collect. etymol. ed. Eccard, P. II. pag.* 460, 461).

Wir erfahren Th. I. S. 263, 315, 316, 394, und Th. II. S. 307, 569, dass Hr. *v. F.* eine Geschichte der frankfurter Geschlechter herauszugeben, und die Ursprünge der Stadtverfassung zu bearbeiten gedenkt. So sehr er zu einer günstigen Vorstellung davon berechtigt: so können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass er, was im Allgemeinen den Ursprung des niederen Adels, des städtischen und ländlichen, betrifft, nicht unbedingt dem leidenschaftlichen *Scheid* folgen, sondern neuere Untersuchungen vergleichen, und seinen eigenen schon bewährten Forschungsgeist gebrauchen möge. Was er hier von dem Ursprunge des niederen Adels, von dem Ursprunge der städtischen Geschlechter, von den Reichsdienstmannen und den Schöffenstühlen sagt, ist nicht ohne Unrichtigkeiten und Verwirrung. Seitdem, als Folge der gesammten Entwickelung des deutschen Volks, die Verhältnisse der Dienstbarkeit und Hörigkeit aufhörten, so strenge und unwürdig zu seyn; seitdem auch einträgliche Ländereyen und immer grössere Macht im Staate, im Felde, mit den Ämtern der oberen Dienstmannen verbunden waren, begaben sich freygeborene Burg- und Land-Herren in die Dienstmannschaft eines weltlichen oder geistlichen Fürsten, und wurden Landsassen desselben; worauf die Scheidewand zwischen unfreyen und freyen Gutsherren fiel, und wechselseitige Verheirathungen Statt fanden. Nicht ausschliesslich ist daher der niedere, ländliche und städtische Adel aus den Freyen entstanden, sondern aus einer Mischung von gestiegenen Unfreyen und gesunkenen Freyen. Aus eben dieser Mischung sind die städtischen Geschlechter hervorgegangen, nicht aus den freyen Acker-Bürgern (S. 284). Nur beziehungsweise wahr ist, dass der Mitgliedschaft im Schöppengericht bloss Freygeborene fähig waren. Nach dem Grundsatze nämlich: *par parem judicat*, konnten in einem Schöppenstuhle, der über Freye sprach, nur Freygeborene sitzen. Aber nach eben demselben Gerichtsgrundsatze machten auf den grösseren fürstlichen Gehöfden, und in den geschlossenen Orten, gewisse, von der Grundherrschaft bestellte, unfreye Dienstmannen die Gerichtsbehörde der übrigen aus, gleichfalls mit dem Namen Schulze und Schöppen. Wenn auch in der Folge, als diese Dienststellen einträglich wurden, sich Freygeborne dazu drängten: so erhellt doch aus vielen urkundlichen Stellen, z. B. in *Gudens cod. dipl. T. I. p.* 65. 67. 75. 79. 87. 93. 100 u. s. w., wo die *ministeriales* den *liberis* entgegengesetzt werden, dass sie anfänglich mit unfreyen Dienstmannen besetzt waren. Schöffen insbesondere werden mehrmals auf den Höfen der Abtey St. Maximin erwähnt, in den Urkunden bey *Zyllesius*.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. Main, in Commiss. b. Gebhard u. Körber: *Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte.* Herausgegeben von *J. C. v. Fichard*, genannt *Baur von Eyseneck* u. s. w.

FRANKFURT a. Main, in Commiss. b. Jäger u. Eichenberg: *Geschichte der Stadt Frankfurt am Main.* Von *Anton Kirchner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Begreiflich strebten in den grösseren und reicheren Städten die bisher unfreyen Bürger vom dritten Stande nach dem wichtigen Rechte der Selbstgerichtsbarkeit, sobald sie anfingen, sich zu fühlen. Schwierigkeiten waren dabey zu überwinden: die Schulzen- und Schöppen-Ämter waren häufig in den Familien der Dienstmannen erblich geworden. Von manchen Städten haben sich genaue Nachrichten erhalten, wie die genannten Ämter aus dem Besitz der Dienstmannen in den der Bürger vom dritten Stande übergegangen sind. Als Beyspiel führen wir Cölln an. Die Chronik dieser alten Stadt vom J. 1499, sagt S. 204 b) und 205 a): der Erzbischof „*intsatzte die Scheffen van der Stat, ind nam yn alle yre wasper*"; und nachdem erzählt worden, dass Handwerker an deren Stellen in das Schöffengericht gekommen, wird hinzugefügt: „*och Cöllen, hillige Stat, wie wirstu mit sulchen eselen besat!*" — Auffallend war uns, die sonderbare Ableitung der Wörter Schultheis und Schöppe hier wiederholt zu finden, nach welcher jenes aus *Schuld* und *heischen* (*delictum provocare*) zusammengesetzt, dieses vom *Schöpfen* des Urtheils aus dem Schatze der Gesetzkunde herkommen soll. Wie das Zunächstliegende doch so oft übersehen wird! Schulz, Schults (gedehnt Schultes, Schulteis), auch Scholz, Schelz, ist unverkennbar von Schalten, befehlen; — Schöffe, Schaffer (Urkunden bey *Ludwig*, *Rel. IV*, 60, bey *Pez*, *Thesaur. T. I. P. III. p.* 71. 77), ist von dem uralten, nicht einzig lateinischen, Chef (*κεφαλή*), *caput*, Kopf, verglichen das irische *Chieftain*). In der Wortforschung sollte der Herausgeber nicht so vertrauensvoll *du Cange*, *Scherz* und *Wachter* zu Gewährsmännern wählen, und z. B. S. 346 *Liti* willkührlich durch Freygeborne erklären, die durch Armuth in die Leibeigenschaft versunken gewesen. *Litus*, Leut, ist das ulfilanisch-gothische *Lauths*, *homo*. Sehr unbestimmt und schwankend ist S. 285 der Satz ausgedrückt: „die Reichsministerialen wurden zum niederen Adel gerechnet." Mit diesem Namen wurden ja nicht bloss die Dienstmannen auf den Reichs-Kammergütern, und (missbräuchlich) die auf den Erbgütern des zeitigen Reichsoberhauptes belegt, sondern auch, und zwar ursprünglich und eigentlich, die obersten Staats-, Kriegs- und Hof-Beamten, also der hohe Adel, z. B. die Grafen von Luxenburg, und die von Ysenburg (*Tolner cod. dipl. Pal. p.* 37), die Mitglieder des Fürstenrechts (Urkunden bey *Martene et Durand coll. ampl. Tom. II. col.* 608. 609. 615). Wenn der Herausgeber seinen Gegner nicht selten spöttisch behandelt (z. B. S. 277. 283. 285. 289. 293. 306. 317. 321. 326. 345. 350. 367. 373): so ist freylich nicht zu leugnen, dass die Versuchung dazu eben so stark ist, als der Spott in den Grenzen der Schicklichkeit bleibt, und nur gegen das Ende des ersten Theils bitter wird. Der Missgriff über die Geleitschaften konnte S. 345 u. 346 nicht zu nachdrücklich gerügt werden; er beweiset unter andern, dass der Herausgeber mit Recht Hn. *K.* die gründlichen geschichtlichen Kenntnisse abspricht. Über die Zweifelhaftigkeit des Wechsels, den der Papst Innocentius IV an Heinrich Raspo von Thüringen übermacht hat, ist der Herausgeber mit Hn. *K.* einig. Man setze indessen anstatt des von *Rohte* gebrauchten Ausdrucks *Wechsel*, richtiger das Wort *Anweisungen*: so löset sich der Zweifel. Dergleichen Geld-Anweisungen aus England, den Niederlanden, Deutschland, nach Italien, und in einigem Grade umgekehrt, hatten schon im dreyzehnten Jahrhundert Statt (*Matth. Paris*, *Rymer*, *Lünig*). — Viel milder ist das Urtheil des Herausgebers über den zweyten Theil der bewussten Geschichte; die Bemerkungen bestehen grösstentheils aus kleinen Berichtigungen, Nachträgen, Nachweisungen, woher Hr. *K.* gewisse Angaben genommen habe; nur wird derselbe einige Mal, besonders S. 339, angeklagt, ein Vergnügen darin gefunden zu haben, des vormaligen Raths seiner Vaterstadt bey jeder Veranlassung mit Spott und bitteren Vorwürfen zu gedenken.

No. 3. Den Inhalt dieses zweyten Theils der Geschichte von Frankfurt a. M., der den Zeitraum von 1519 bis 1612 umfasst, machen zuvörderst, und zum grösseren Theil, die bürgerlichen und kirchlichen Begebenheiten der Zeit aus, in sofern die Reichsstadt damit in unmittelbare Berührung kömmt. Darauf

folgt, unter der Überschrift von Staatsmerkwürdigkeiten, eine Beschreibung der gleichzeitigen inneren bürgerlichen; kirchlichen, wissenschaftlichen, sittlichen und gewerblichen Zustände. Der Eingang ist zwar etwas geziert in Gedanken und Worten; doch ist die Zusammenstellung Philipps von Hessen und Albrechts von Brandenburg zu Mainz ansprechend und gut ausgeführt. In das Einzelne gehende Erzählungen wichtiger Vorfälle haben nicht ausschliesslichen Werth und Reiz für einheimische Leser. Da ohne Kenntniss des Einzelnen kein Eindruck von den wesentlichen Merkmalen eines Zeitalters, keine Einsicht in den Gang der Begebenheiten möglich ist: so sind sie auch für andere Geschichtfreunde belehrend und anziehend. Manche Ausführungen in der gegenwärtigen Schrift über Vorgänge in dem ehrwürdigen Frankfurt, die theils die grosse Angelegenheit der Kirchenveränderung, theils äussere Bewegungen, Kriegsvorfälle, innere bürgerliche Verhältnisse, betreffen, sind von dieser Seite verdienstlich; in einer weniger anspruchvollen Darstellung würden sie noch mehr gefallen. (S. 26: „So stürmet der nie rastende Geist los von seinen Fesseln in der Finsterniss je weiter und weiter, die Gräber verjährter Meinungen und die hohen Schranken der Verfassungen wie Strohhalme überspringend, weiss er nicht wo er einhalten soll, ob er je stehen bleiben wird.") Doch ist dieses Feyerliche des Vortrags nur anfänglich zu bemerken; weiterhin ist er ungezwungener. Wieviel fruchtbarer, als der erste Theil, der vorliegende zweyte seyn müsse, ist schon daraus abzunehmen, dass jener gegen sieben Jahrhunderte, dieser nur eins umfasst. Löblich ist auch, dass der Vf. nicht mehr, wie im ersten Theile, den Leser durch zu viele, dem Zwecke des Werks fremde, allgemeine Begebenheiten zerstreut, sondern in den Ringmauern der Stadt, und in dem Umfange ihres Gebiets verweilt. Es gewährt einen Genuss, durch manche Erzählungen sich in das Innerste der Vergangenheit versetzt zu sehen, und Vergleichungen anzustellen mit der Gegenwart. Von dem Muthe und der Entschlossenheit des frankfurter Rathes schon im sechzehnten Jahrhundert zeugen manche angeführte Beyspiele. Als der Herzog Heinrich von Anjou 1573 durch Frankfurt zog, um dem Rufe als König von Polen zu folgen, und, wahrscheinlich von dem Kitzel der französischen und polnischen Begleiter des Prinzen veranlasst, heftige Händel am Thore entstanden, liess der Rath zuschliessen, ehe noch alle Kutschen und Maulesel herein waren, und erwiederte einem polnischen Herrn, der im Namen seines neuen Königs Einspruch that: Wer zu rechter Zeit kömmt, den lassen wir herein, weiter Niemand. In den Äusserungen über den jämmerlichen Zug und das unwürdige Betragen der Franzosen sagt ein Augenzeuge unter anderen: „Wenn der König über dem Essen sitzt, legen sich die Franzosen schier gar uf den Leib, halten mit ihm ein gross immerwährend Geschwätz, also, dass er kaum essen kann, und haben in Wahrheit die französischen *Mores* gegen deutschen Brauch ein lächerliches Ansehen." S. 267. 168. — Obgleich der Kaiser Rudolf II, bald nach dem Antritte seiner Regierung, dem Rathe befahl, die ganze Auflage eines den Jesuiten anstössigen Buchs von der Seligkeit verbrennen zu lassen, und den Drucker einzuziehen: liess jener doch die Sache auf sich beruhen, S. 293. 294. Weniger vermochte der Rath gegen die, für den wichtigen Buchhandel zu Frankfurt errichtete, kaiserliche Behörde der Bücherprüfung, bestehend aus dem Kammerfiscal und einem Prälaten der Stadt, S. 456. 457. Dagegen verfuhr er einige Mal zu gelinde und parteyisch gegen den sträflichen Muthwillen der Protestanten, wann diese in die Kirche der Katholiken drangen, und schändlichen Unfug trieben, S. 81. 534; insbesondere als 1583. in Folge des neuen Kalenders, die Katholiken das Weihnachtsfest zehen Tage früher feyerten, und ein wilder Haufe von Protestanten in jener Kirche Ausschweifungen verübte, von denen ein katholischer Geistlicher in seiner, bey dem Rathe darüber geführten Beschwerde am Schlusse sagt: „in Wahrheit, mich gedäucht nit, dass Christi Geburtstag, sondern Frau Veneris Kirchweih gehalten worden." S. 288. 299. Die Weisheit des Raths jener Zeit im öffentlichen Haushalt zu bewundern, ist eben keine Gelegenheit, am wenigsten, wenn er einzelne Gewerbe besteuert, z. B. das der Borten- und Schnüren-Macher, der Grünfärber, S. 464, oder wenn er, um dem Mangel an Brennholz abzuhelfen, beschliesst, die Seiden- und Wollen-Färbereyen abzuschaffen, S. 494. Welcher Mittelpunct des Kunstfleisses Frankfurt gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch die Messen geworden sey, geht aus dem blühenden Zustande mancher Gewerke hervor; es waren z. B. um diese Zeit daselbst tausend Stühle der Borten- und Schnüren-Macher, von Goldschmidten zählte man 48, von Künstlern, die edle Steine bearbeiteten, 118. S. 464. 465. Zu den gelungenen und verdienstlichen Ausführungen in diesem zweyten Theile gehört die Schilderung der öffentlichen Ordnung, Gesundheit und Sittlichkeit, der Gebräuche und Vergnügungen, S. 485, zu welches Zustandes Kenntniss auch einige von den im Anhange mitgetheilten Urkunden beytragen. Das Verderben unter dem Gesindel, das die Städte als Kriegsknechte in Dienst nahmen, muss gross gewesen seyn, aus den Zuchtgesetzen zu schliessen, die der Rath zu Frankfurt seinen Lanzknechten 1546 vorschrieb, S. 541 ff. Dass die Gewohnheit der Buhldirnen, sich einzeln in Privathäusern einzumiethen, erst eingerissen sey, nachdem die gemeinen Frauenhäuser abgeschafft, wenigstens beschränkt, worden, S. 500, ist zu bezweifeln. *Lersner* (II. 680, 689) erzählt, dass die öffentlichen Frauen, von denen der Rath doch Einkünfte zog (wie die Regierungen in mehreren Städten, z. B. in Mainz, Wien), sich vor den heimlichen nicht nähren konnten. Auch ist die Behauptung so irrig als häufig, dass damals die Sitten in dieser Hinsicht weit reiner gewesen seyen, als jetzt; aus dem angeführten Umstande der geringeren Zahl unehelicher Kinder dürfte das Ge-

gentheil folgen. Eine gar seltsame Vereinigung ist die der Schuhmacher- und Buchdrucker-Gesellen zur Aufführung eines Schauspiels, worin die Geschichte des verlorenen Sohnes gleich rührend und täuschend ist vorgestellt worden, S. 509. — Es hat dem Vf. in diesem Theile nicht gefallen, die Quellen seiner Erzählung einzeln anzugeben. Befremdend ist daher, ja verdächtig, dass er S. 467, bey Erwähnung der Handelswaaren, welche die Engländer, unter Elisabeths Regierung, über Emden nach Frankfurt gebracht haben, sich beruft auf *Braunii theatrum orbis terrarum l. 2. Emden.* Er sagt: „Ganze Schiffsladungen von Kersey, Worstedt und anderen Zeugen kamen über Emden nach Frankfurt." In *Fischers* Geschichte des deutschen Handels, IV. 47, woraus die Stelle genommen ist, wie schon Hr. *v. Fichard* bemerkt, doch ohne in eine Prüfung einzugehen, wird, ebenfalls mit dieser Berufung auf *Braun*, erzählt, die englischen sogenannten wagenden Kaufleute zu Emden hätten nach Frankfurt unter anderen gebracht: „Worstedts." Weder *Kirchner* noch *Fischer* hat das Werk von *Braun* angesehen. Denn der Titel des zweyten Theils desselben, worin Emden beschrieben wird, ist nicht jener obige, sondern folgender: „Beschreibung und *Contrafactur* von den vornembsten Stetten der Welt. Dass ander Buch. Cölln. 1576." Von *Georg Braun*, fol. Es kömmt auch No. 32, in der Beschreibung von Emden, durchaus nichts von Kersey und Worstedts vor; bloss im Allgemeinen wird angegeben, dass die Engländer Tücher gebracht haben. Wer weiss, wo der unzuverlässige, wenigprüfende *Fischer* die Angabe flüchtig aufgefasst hat! Entweder falsch gelesen, oder ein verderbtes Wort ohne Untersuchung abgeschrieben hat er aller Vermuthung nach; und Hr. *K.* hat es ebenfalls ohne Prüfung nachgeschrieben. Was mag nun mit *Worstedt* gemeint seyn? Man darf dieses Wort halten für das verderbte *Worsat*, *Wursat*, oder *Bursat*, ein Wollenzeug zu Unterfutter, verfertigt in England, auch in den Rheingegenden, von unserem Vf. S. 223 erwähnt.

NN.

Altona, b. Hammerich: *Einleitung in die historische Chronologie*, von *D. H. Hegewisch*, königl. dänischem Etatsrath, Ritter vom Danebrog, Prof. zu Kiel u. s. w. 1811. 142 S. 8. (14 Gr.)

(*Vergl. J. A. L. Z.* 1812. *No.* 227.)

Diess Buch wird gewiss Vielen ein willkommenes Geschenk gewesen seyn, und Viele werden es noch in Zukunft mit Belehrung, ja wir dürfen hinzusetzen, mit Vergnügen lesen: denn an sich trockene Gegenstände haben das Eigenthümliche, dass, wenn man uns ohne merkliche Beschwerde und mit Ersparung weitläuftiger Mühe zu einer klaren Erkenntniss derselben führt, sie uns angenehm werden. Der indess verstorbene achtungswerthe Vf. der vorliegenden Chronologie besass aber die Gabe, sich die Gegenstände klar zu denken, und sie ruhig und klar Anderen zu entwickeln, in einem vorzüglichen Grade; und wie bey solchem Naturell das Ideale freylich in der Vorstellung und Darstellung leicht seine Frische verliert, und unter die Wahrheit herabgesetzt wird: so wird dagegen das Dunkle und Übersehene erhellt und emporgehoben. Auch gehen solche Charaktere gern auf den *Grund*, nur muss er sich von der Oberfläche her schon klar sehen lassen: *tief* einzudringen lieben sie nicht, wiewohl es in der Natur der Dinge, dass in bewegter oder ungewohnter Tiefe nicht die Heitere der sonnenerhellten Oberfläche seyn kann, und werden daher nicht selten ungerecht und wider Gebühr gleichgültig gegen die strengere Wissenschaft. Ob diess auch unseren Vf. dann und wann überschlichen haben möchte: — er hat durch seine Eigenthümlichkeit sein eigenes Verdienst, und Andere werden verhüten, dass, was er leicht gemacht hat, darum nicht leicht genommen werde. Darin wenigstens hat Hr. *H.* Recht, dass *Gatterer* in seiner Chronologie Manches ohne Noth erschwert habe; allein entbehren kann man diese desswegen nicht: denn die zu speciellen Lehren und Untersuchungen, die „*Gatterer* eingemischt hat, und die in ein Elementarwerk nicht gehören", geben wohl den deutlichsten Beweis, dass *Gatterer* etwas mehr als ein blosses Elementarwerk geben wollte. Hr. *H.* giebt, was der Titel verspricht, in einer natürlichen Folge, ziemlich vollständig und meist richtig. Wir fügen insbesondere für diejenigen, die das Buch gebrauchen, Einiges zur Ergänzung und zur Berichtigung bey. Zu S. 16: Um Mitternacht fingen ausser den Römern auch die Ägypter den Tag zu rechnen an; von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang rechneten den Tag auch die Athener, die Numider in Libyen (*Nicol. Damasc.*), die alten Gallier (*Caes. de Bell. Gall. VI, c.* 18), und jetzt noch die Sicilianer, der grösste Theil der Süditaliäner, die Polen und Böhmen: woher bey den alten Deutschen die Sitte: *nec dierum numerum, sed noctium computant, Tac. Germ. c.* 11, die sich in den alten salischen und sassischen Gesetzen findet (*legg. Sal. Tit.* 28 *no.* 5: *si quis infantem, natum infra novem noctes, occiderit etc.*, Sachsenspiegel I. 3, 67), und woher noch jetzt im Englischen aus der Sprache der alten Angelsachsen *fortnight* zu sagen gebräuchlich ist, wo wir 14 Tage sagen. — Zu S. 17: Hier hätte man in einer *historischen* Chronologie nothwendig erwartet, dass angegeben worden, welche Tagtheile bey den Völkern, die den Gebrauch der Stunden nicht hatten, gewöhnlich waren. Ja bey den Griechen blieben auch, nachdem sie die Eintheilung in Stunden kennen gelernt hatten, die Bezeichnungen nach Sonnen-Auf- und Untergang, nach höchstem Sonnenstande, nach Zeit des Morgenbrodes, des vollen Marktes (ἀγορᾶς πληθούσης), des Fackelanzündens u. s. w. im gemeinen Gebrauche. (Herodot. VII. c. 215 c. not.) Bey den Juden kommen zuerst Stunden vor im Daniel, und zwar nur in dem chaldäischem Theile des Buches. Die Araber in der Wüste schätzen die Zeit nach der Länge ihres Schattens, den sie messen, indem sie einen Fuss vor den anderen setzen. Die Fischer auf dem Menza-

leh-See in Ägypten unterscheiden bloss Aufgang und Untergang der Sonne, und Mittag u. s. w. — Zu S. 20: Nach *Zach* hat das Sonnenjahr 365 Tage 5 Stunden 48′ 48″ (und nicht 45′ 30″). Und die Bemerkung S. 130, „dass 32 christliche Sonnenjahre 33 mahomedanische Mondjahre machten", ist doch gar zu roh, und die darauf gebauete Regel, Jahre nach Chr. in Jahre der Heg. zu verwandeln, indem man X — 621 dividire durch 32, kann man geradezu falsch nennen. — Bey S. 22 ff. von den Jahreszeiten und Monaten hätte wohl beygefügt werden sollen, dass nicht alle Völker nach Jahreszeiten und Monaten das Jahr geschieden, auch dass man bey keinem alten Volke Mondjahre finde, sondern dass den Völkern in ihrem kindlichen Naturzustande zwar das periodische Wiedererscheinen des Neumondes ein Fest gewesen sey, von dem an oder zu dem hin (die Römer) sie die Tage zählten, dass aber grössere Zeitabtheilungen überall nach der *Wiederkehr* derselben Erscheinungen auf der Erde von ihnen berechnet und benannt (שנה, *ἐνιαυτός*, *annus*, woher *annulus*, Jahr und *year* im Englischen vom altdeutschen *Yra*, kreisen), auf rohe Sonnenjahre geführt hätten, die am häufigsten nach Mondmonaten in Theile geschieden worden; weil sich aber keine Zahl von Mondmonaten angeben lasse, die gerade das Sonnenjahr erfüllten, habe dieses wahrscheinlich veranlasst, das Jahr in willkührliche Theile zu scheiden. So hatten die alten Römer nur zehn Jahrtheile; *les habitans du Kamtschatka, n'ont que dix mois à leur année, mais c'est qu'elle n'est reglée que par leurs travaux* (*Voyage de M. l'Abbé Chappe en Syberie, Tom. III. p.* 17); die Spanier fanden bey den Mexikanern ein Sonnenjahr von 365 Tagen, geschieden in 18 Theile; und das altindische Jahr soll nach Curtius VIII, c. 9. 24 Theile enthalten haben. Hier hätte ferner angeführt seyn müssen, dass Juden, Griechen, Römer und die alten Deutschen allgemein das Jahr nur in Sommer und Winter, oder was dem gleich gilt, in Erndte- und Saat-Zeit theilten (Ps. 74, 16. 17; Jes. 18, 4—6; Herodot. III, c. 117, IV, c. 28; Virgil. Georg. III, v. 294, c. not.); dass, wenn gleich spätere Griechen und Römer (Hor. IV, 7, 9) *vier Horen* unterschieden, die verständigeren Künstler doch, der älteren Vorstellung getreu, nur einen Reigentanz von *drey* Schwestern bildeten (*ὥρα*, *ὀπώρα*, *μετοπωρα*; der regnigte Winter war von dem Kreise der Horen ausgeschlossen, s. *Böttiger* im neuen deutschen Merkur 1799, 5. S. 58, vergl. 2, S. 130); dass Griechen und Römer nicht bloss bey Landbau und Schiffahrt, sondern auch bey Begebenheiten nach den Sonnenwenden, Nachtgleichen, und nach dem Auf- und Untergang gewisser Fixsterne die Jahrtheile bestimmten, besonders nach der *Plejaden* Frühaufgang (um den May), und Frühuntergang (um den 1 November), nach des *Arcturus* Abendaufgang (um die Mitte Februars), und nach seinem Morgenaufgang (um die Mitte Septembers), nach dem Morgenaufgang des *Sirius* (um den 20 Julius) u. s. w. (Thucyd. II, c. 78. Hippocrat. an mehreren Orten, Virg. Georg. c. not. etc.) — Zu S. 31: Gern hätten wohl Hn. *H's*. Leser hier auch die Ableitung des Namens *Almanach* gefunden, da er nicht, wie man so leicht sich selbst überredet, arabischen Ursprungs ist, sondern aus dem Altgallischen stammt, in welcher Sprache ein Mönch, Namens *Guinclan*, zur Belehrung des Volks seine dürftigen astronomischen Kenntnisse als Vorhersagungen aufschrieb und in Abschriften verbreitete, unter dem Titel: *Diagonon al Manach Guinclan*, d. i. „Vorhersagung des Mönchs G.", aus welchem Titel nachher die Worte *al Manach* auf alle Volksbücher über Sonnen- und Mond-Lauf, über Witterung u. s. w. als Name übergingen. — Bey der Verbesserung des Kalenders durch Jul. Cäsar S. 57 hätte noch beygefügt werden sollen, dass die Römer nach Cäsar 36 Jahre hindurch im dritten Jahre einschalteten, weil sie die Worte der Regel *quovis quarto anno* römisch deuteten (ist 708 eingeschaltet worden: so ist 708 selbst *annus primus*, also 711 schon *annus quartus* nach römischer Art zu zählen). Im Jahre 10 oder 9 vor Christo liess Augustus eine Verordnung über die richtige Einschaltungsart auf eine eherne Tafel eingraben, und befahl, dass in den nächsten 12 Jahren keines ein Schaltjahr seyn sollte, um die drey Tage, welche durch 12 Schaltjahre (statt 9) in 36 Jahren zuviel waren, wieder zu gewinnen. — S. 105 u. 106 ist unrichtig der Anfang der Olympiaden-Rechnung in 776 gesetzt; er ist in den Julius 777 vor Christi Geb. zu setzen. — S. 117 heisst es richtig: „Nach Cato's Berechnung sollte Ol. VII, 1 das Erbauungsjahr Roms seyn." (Das gründet sich auf Dionys. Halic. I, p. 60, und entspricht dem Jahre 752 vor Chr.) Nun aber geht es fort: „Nach *Varro* solle Rom Ol. VI, 4, d. i. 753 vor Christi Geburt erbauet seyn." Diese Angabe finden wir in mehreren neueren und älteren Schriften; sie ist aber nicht richtig, sondern, wie sich aus Plutarch. Romulus c. 12 klar ergiebt, Varro setzte die Erbauung Roms Ol. VI, 3, d. i. 754 vor Chr. Geb. Denn was Plutarch a. a. O. erzählt, ist wohl Alles aus Varro entlehnt; und nicht bloss erzählt er, Tarrutius habe dem Varro berechnet, Romulus sey von seiner Mutter im Augenblick einer Sonnenfinsterniss Ol. II, 1 empfangen worden (in seinem 18ten Jahre aber, war allgemeine Annahme Dionys. Hal. l. c., hätte Romulus den Grund zur neuen Stadt gelegt), sondern ganz in demselben Zusammenhange führt er an, dass am Tage einer Verfinsterung am Himmel im dritten Jahre der sechsten Olympiade Rom gegründet sey. Damit stimmen die Angaben bey Tacitus, der dem Varro folgte; diese Zahl geben Almeloveens *Fasti Consulares*. — Sollte eine zweyte Auflage des Buches nöthig werden: so wird der Verleger dafür sorgen, dass sie nicht unverbessert und vervollständiget erscheine; wird das Buch dann um einige Bogen stärker (der Stil des Vfs. kann, der Deutlichkeit unbeschadet, hie und da abgekürzt werden): so wird es auch um so brauchbarer werden.

V. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

BERLIN, in der maurerschen Buchhandlung: *Satirischer Feldzug*, in einer Reihe von Vorlesungen gehalten zu Berlin, im Winter 1813 — 1814, von *T. H. Friedrich*. Nebst einer Zueignungsschrift an den Einsiedler in Elba. 1814. 318 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. versichert, dass diese Vorlesungen vor einer zahlreichen und gebildeten Versammlung gehalten wurden. Es sind ihrer zehen: 1) über das gegenwärtige goldene Zeitalter; 2) über die Hölle; 3) über die Kunst, reich zu werden; 4) die Kunst, zu einem Amte zu gelangen; 5) über Napoleon den Grossen, oder die Kunst, sich unsterblich zu machen; 6) über die Pantoffeltaktik, oder die Kunst, die Männer zu unterjochen; 7) über Erziehungskunst mit Rücksicht auf die Verbesserung der Schaafzucht; 8) über die Naturgeschichte des Esels, und 9) die des Affen; 10) über das Manschetten oder Landsturm-Fieber, und über die Gallomanie oder Franzosensucht. Die No. 1, 2 und 5 sind, wie die Zueignungsschrift an den Einsiedler in Elba, und einzelne kleine Streifereyen und Plänkeleyen in den übrigen Vorlesungen, wider den Generalfeldzugmeister und seine Helfershelfer in der Parthie des Kriegs gegen persönliche und öffentliche Freyheit und gegen Eigenthum gerichtet; die anderen [illegible] betreffen meistens das Privat- und öffentliche Leben, No. 7 ausgenommen, die besonders die Pädagogik neuerer Zeit wie die Philosophen und Dichter angreift. No. 1 und 2, letztere mehr in der Anlage als Ausführung, (denn sie ist beynahe eine Art von *Klingers* Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt nur mit dem Unterschiede, dass *Klinger* seine Hölle für Faust generalisirt, Hr. *Friedrich* hingegen sie für Napoleon individualisirt), verrathen Talent des Vfs. zur Satire und zum Komus; aber zum Humoristischen scheint ihm die Leichtigkeit und Beweglichkeit, der Ernst im Spiele, und das Spiel im Ernste, die Feinheit des Gefühls für Anstand und Zartheit, besonders für Delicatesse, zu fehlen. Er verdirbt sich noch den Eindruck durch gehäufte, oft schielende Vergleichungen, durch ein zu festes Anklammern an den Gegenstand, durch das Erschöpfen desselben bis auf die Hefe, und durch Beymischung eines Zusatzes aus der öffentlichen (meistens berliner) Welt zu der napoleonischen Salmagondis. So vergleicht er die Geschwindigkeit der Fuchsschwänzer und Speichellecker mit einer Schuhsohle (setzt noch hinzu S. 149, dass dieser Vergleich der treffendste sey): denn wie diese sichs gefallen liesse, in den Koth getreten zu werden, und solche Gunstbezeugung mit einem unterwürfigen Gekriche erwiederte, so auch diese Kriecher. — Statt Protector stellt er Napoleon mit einer glücklichen Wendung als Prosector und Accoucheur der Jungfrau Europa hin, springt aber vom Prosector auf den Accoucheur ab, und fragt, ob Napoleon Recht hatte, die *Pudenda* in Deutschland zu suchen, wo er seine Instrumente anlegen sollte. Wie humoristisch hingegen hat *Richter* den Begriff des Protectors, in Phoebus und Mars an dem Beyspiel des h. Laurentius entfaltet! Eben so widrig ist der Vergleich S. 165 zwischen einer grossen Haushaltung, wo es nicht darauf ankommt, ob ein Dutzend Eimer mehr oder weniger verschüttet werden, und zwischen einer grossen Staatshaushaltung, wo einige Tausend Eimer Menschenblut mehr oder weniger vergossen werden. Die Pantoffeltaktik liess sich als Gelegenheitsrede zur Auslösung in einem Pfänderspiel allenfalls entschuldigen; die Vorlesungen über die Naturgeschichte des Esels und Affens sind zu verbrauchte und fast abgenutzte Gegenstände.

DEUTSCHLAND: *Der Oberrhein*. Eine politische Aufgabe, untersucht von einem Bürger eines Staats, der dabey bloss ein allgemeines deutsches Interesse haben kann. 1814. 31 S. 8.

Der Vf. mag seyn, wer er will: er gehört nicht zu den gemeinen, und wo nicht zu den weitaussehenden, doch zu den hell nahsehenden oder doch zu den unterrichteten Politikern. Er geht von der Frage aus: welche Macht soll in den Besitz des Oberrheins kommen? — eine Frage, deren Wichtigkeit er gründlich darstellt, und dahin beantwortet, dass weder die Theilung dieses Landes unter verschiedene Fürsten vom rechten Rheinufer, noch die Bildung eines allemanischen Königreichs aus demselben und allen Ländern zwischen dem Main, Rhein und Lech, noch die Bildung zu einem freyen Staatensysteme die künftige Ruhe und Sicherheit verbürgen könne, wenn letzteres nicht an Preussen, und zwar an Preussen allein, einen Stützepunct erhielte, wozu kein anderer Staat als Preussen passe. In dieser Hinsicht müsse Preussen sehr vergrössert, und von allen Staaten dahin gewirkt werden, dass es die Suprema

rie in Deutschland erhielte. Unter den Gründen, die er für seine Behauptung anführt, ist auch der historische, dass Preussen der verdienstliche Stifter des Fürstenbundes war. Wir begreifen kaum, wie der Vf. sich so blind von Vorliebe leiten liess; denn der Fürstenbund, der die Rettung Deutschlands seyn sollte, ward später sein Grab.

Halle, b. Renger: *Die deutschen Schriftsteller. Was sie thaten, was sie für Unrecht leiden, und was ihnen für Lohn gebührt.* Von *A. G. Eberhard.* 1814. 64 S. 8. (6 gr.)

Die zwey ersten auf dem Titelblatte angegebenen Untersuchungen sind etwas breit, nicht tief; die dritte, die die Frage dahin beantwortet: Schutz der Geistesfreyheit gegen engherzige Fürsten, und Schutz des Geistes-Eigenthums gegen räuberische Nachdrucker, verdient eine wiederholte Untersuchung, besonders wenn der Vf. die Ideen und Ansichten im zweyten Bande der Nemesis näher geprüft haben wird — eine Untersuchung, die uns von dem Vf. willkommen seyn wird.

Altenburg, b. Brockhaus: *Nächste Umgebungen von Paris.* Ohne Jahrzahl. (3 gr.)

Ein verjüngter sauberer Nachstich von dem Chärtchen, das sich an den 1808 herausgekommenen 2 Bändchen *les environs de Paris* findet.

Ohne Druckort: *Unterthäniges Promemoria an die hohen geistlichen und weltlichen Behörden des Königreichs Sachsen dargereicht im Jahre 1814.* 1814. 16 S. 8. (3 gr.)

Der Vf. beschuldigt die katholischen Priester in Sachsen heimlicher und jesuitischer Machinationen, um nicht nur Staatsstellen in die Hände der Katholiken zu spielen, sondern sich auch immer mehr auszubreiten, und so das Land, das Geburtsland der Abtrünnigen, wieder in den Schooss der angeblich rechtmässigen Kirche zurückzuführen. Nicht bloss die enge Verbindung, worin die katholischen Geistlichen und besonders die Beichtväter mit dem Regenten stehen, dient ihm als Beweis, sondern er glaubt auch, dass der Cardinal M. (wahrscheinlich Maury) durch Napoleon dem Beichtvater P. S. für gewisse Dienste versprochen habe, ihm ein Bisthum in Sachsen zu verleihen. So wenig Rec. Angriffe auf wohlerworbene Rechte billigen kann: so schmerzlich ist es ihm, die Lärmtrommel der Zionswächterey und Jesuitenriecherey, die so lange ruhte, wieder gerührt zu hören, ehe noch die grössere Gefahr für Deutschlands Sicherheit und Ruhe ganz verschwunden ist. Der Vf. verfolgt seinen Gegenstand so eifrig, dass er in einem Promemoria der Art die Grammatik seitwärts liegen lässt. Hr. Petersen kann hier einige artige Analekten finden. Z. B. wäre es nicht Pflicht eines das Wohl von mehr als 2 Millionen Menschen im Auge gehabten Priesters gewesen u. s. w.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Rupprecht: *Westphälische Denkwürdigkeiten* von *A. E. Zinserling* 1814. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Werk wird mehr Beyfall erhalten, als die geheime Geschichte des westphälischen Hofs, die grösstentheils eine alberne Verläumdung ist; aber wenn man gegen Hn. Z. gerecht seyn will: so muss man ihn aus zwey verschiedenen Gesichtspuncten beurtheilen, einmal, wo er das Besondere aus dem Allgemeinen erklärt, und dann, wo das Besondere allein sein Gegenstand ist. — Dort wird man sich sehr oft des Unwillens und sogar des Versuchs nicht erwehren können, den Vf. wegen seiner schamlosen Urtheile, wenn man sie nicht albern nennen will, bey dem Gerichtshofe deutscher Literatur und Kunst, des deutschen Geschmacks und Verstandes zu belangen. Denn weggesehen, dass er offen und versteckt (letzteres besonders bey Herabwürdigung dessen, was deutsch heisst) den Franzosen, selbst der französischen Verfassung und Verwaltung, wie der westphälischen, das Wort redet, und desswegen sogar weit ausholt, um es mit Schein der Wahrheit thun zu können: so muss es Jeden entrüsten, Männer, die der Literatur und Kunst Ehre machen, oder wohl die Ersten sind, auf eine niedrige Art herabgewürdigt zu finden. So heisst z. B. *Meiners* ein geistloser Compilator, *Kotzebue* durchaus erbärmlich, und kaum traut der Vf. seinen Augen, die Geschmacklosigkeit des deutschen Publicums [illegible], dass man Meisters Lehrjahre und die Wahlverwandschaften, die doch weiter nichts als zwey der Langeweile und Arbeitlosigkeit geweihte Werke [illegible] wären, als classische Meisterwerke bewundere, und die Unsicherheit des Urtheils und der von gemeinen Klicquen abhängenden Reputationen mit eignen Augen, wie es der Vf. nennt, geschildert zu sehen, dass *Herder*, dessen kleiner Finger poetischer wäre, als der ganze *Goethe* und *Schiller*, von der Celebrität dieser Beiden überschattet würde. Vielleicht bloss desswegen, weil er *Villers* für einen Deutschen hält, der mit seinem jenseitsrheinischen Orte [illegible] Jahren [illegible] geworden wäre, beschuldigt er diesen [illegible], dass er eine [illegible] gewählt habe, [illegible] in Deutschland [illegible] in Frankreich wenigstens als Original zu erscheinen, denn er habe die hohlen Phrasen einiger [illegible]ler und hochtrabender deutschen Dichter vorzüglich der neuern Zeit benutzt, um den gutmüthigen Franzosen die Meinung beyzubringen, dass die deutsche Liebe [illegible] Natur sey. — Doch genug an diesen Beyspielen, um zu beweisen, dass der französ. Esprit [illegible] phantastisch überall in Worten und Phrasen bey dem Vf. ausspricht, [illegible] wie die Franzosen so [illegible] hat, dass er das Pulver in keinem dieser Fächer erfand. Es lohnt sich nicht der Mühe, besonders da der Vf. unverbesserlich scheint, diese Urtheile auch nur in Andeutungen zu widerlegen. In der zweyten Hinsicht, wo der Vf. als Sammler von Materialien und als Darsteller derselben auftritt, kann ihm Rec. das Zeugniss eines fleissigen, aufmerksamen, vielseitigen Beobachters

und eines gebildeten Mannes nicht versagen. In den Capiteln, worin er sich über Westphalen *in Verhältniss zur Politik Frankreichs* (Napoleons), *über das Verhältniss der alten deutschen Aristokratie zum Gouvernement, über die alte und neue Verfassung, über gesellschaftliche Verhältnisse, schöne Künste, öffentlichen Unterricht, Staatsschulden, die Geschwornen und die Auflösung des Königreichs* in angegebener Ordnung verbreitet, ist er meistens überall der Wahrheit treu geblieben; wenigstens darf dieses Rec. in seinem Namen, auch im Namen einzelner sonst in Westphalen angestellter Beamten versichern, obgleich er weit entfernt ist, die Ansichten des Vfs. als die seinigen zu erkennen. Der Posten, den der Vf. als Lehrer bey der M. Schule bekleidete, konnte ihm freylich nicht alle die Quellen und Hülfsmittel verschaffen; aber er mag sie haben, woher er will, so sind sie ein nicht unwichtiger Beytrag zur neueren Geschichte der Zeit. Der Vortrag ist lebhaft, und nicht unedel; und wenn der Vf. sich von Darstellung der ärgerlichen Zeitgeschichte des Hofs und von Declamationen unversucht erhielt: so hat er auch da, wo er die Geschichte anstössiger Umgebungen nicht ausschliessen konnte, noch wollte, zur höheren Ärgerlichkeit durch seine Erzählung wenig beygetragen. Ob er aber dem Begriffe der Denkwürdigkeiten überall treu und consequent geblieben sey, vorausgesetzt, dass man hierin die französ. Memoires nicht als Muster nimmt, lässt Rec. hier, wo kein Raum für die Ausführung ist, unentschieden. Die versprochene Fortsetzung wird nur dann willkommen seyn, wenn sie ein reinerer und geläuterter Sinn für deutsche Art und Kunst umweht.

MAGDEBURG, b. Creutz: *Magdeburg während der Blokade in den Jahren* 1813 — 1814. Ein Beytrag zur Geschichte dieser merkwürdigen Zeit. 1814. I. Abth. 77 S. II. Abth. 94 S. 8. (16 gr.)

Allen von den Franzosen in Deutschland lange besetzten Städten und Festungen möchte man, des Elends und der Bedrückung ungeachtet, die sie von ihren Peinigern erlitten, jetzt zurufen: Seyd uns willkommen zur Geschichte der Nemesis, euer erlittenes Elend wird dem Wohlstande, euere überstandene Bedrückung wird unserer gesicherten Freyheit eine feste Stütze für die Zukunft seyn. Denn wenn ihr bestimmt waret, den mit Siegen gekrönten Glauben an die Vorsehung, und an die gute Sache auf die Nachkommenschaft unverfälscht zu tragen: so waret ihr zugleich bestimmt, den Hass gegen aufdringendes und zerstörendes Fremdthum zu verewigen, und so in der Nation und mit ihr ihre Persönlichkeit und ihr Ge[illegible] zu retten. Mit diesen Empfindungen nahm Rec. auch die Geschichte der Blokade von Magdeburg zur Hand. In dem Eingange entsprach der Vf. ganz dem Wunsche des Rec., ergreifende wahre Thathandlungen ohne Zusatz (denn sie sind die beste und die klingendste Stimme für die künftigen Geschlechter, kräftiger als alle Rednerkünste) am Faden der Zeit angereiht zu sehen; allein so zufrieden Rec. im Anfang und in Darstellungen einzelner Begebenheiten bey dem Fortgange war: so wenig war er es im Ganzen. Der Vf. blieb seiner Sache nicht mächtig, er ward schwankend in Zahlen und Daten, kleinlich, ausholend, abgleitend, exclamatorisch. Rec. hat es versucht, die Summen feststellen zu wollen, die die Sperrung der Stadt nach sich zog, ohne es zu vermögen; eben so konnte er kein reines Resultat von der Stärke der Besatzung aus den Prämissen gewinnen, und das Anschieben früherer an spätere Begebenheiten, oder umgekehrt, machte ihn oft in der Zeit irre. Dass *Jerome Napoleon notre gracieux Monarque* ins Deutsche *unser allertheuerster Monarch* übersetzt wurde, giebt dem Vf. Anlass, sich über das Wort *allertheuerst* auszusprechen; einige tausend Mann, die einen Ausfall machten, nennt er eine ungeheure Macht; er wundert sich über das Trommelschlagen in der Kirche, und über die vom Gouverneur eingeführte Besteuerung der Freudenmädchen; er nennt sogar eine Scene komisch, die einen Arbeitsmann Voigt betraf, der zum Galgen geführt, und lange Zeit gemartert wurde, bis der requirirte Abdecker und die requirirten Materialien, Nägel und Leitern, die Vollziehung des Urtheils möglich machten — und wie contrastirt dieses noch überdiess mit dem so oft wiederholten Bedauern unglücklicher Leute, die durch Abreissung der Häuser, Zertreten der Getreidefelder, durch Plünderung bey den Ausfällen gelitten hatten! Die Demolirung der Kirche in der Neustadt, die Entweihung der Grabstätten, die Zeitungsverbote, das Holzfällen im Forste bey Biederitz u. s. w. sind zwar vortreffliche Thatsachen zur Darstellung: aber wie hat sie der Vf. vorgetragen? Z. B. „Franzosen waren es, und schlechtgesinnte Deutsche, elende verachtungswerthe Menschen, denen ihr Privatinteresse mehr gilt, als das Wohl des Ganzen, welche ihr Herz der Vaterlandsliebe — diesem Grundpfeiler der Staaten — verschlossen haben, denen es gleichgültig ist, ob ein deutscher Fürst sie regiert, oder der Dey von Tunis — diese Menschen haben das Holz gefällt" u. s. w., u. s. w. — Bey allen diesen Mängeln muss man es dem Vf. Dank wissen, dass er einer künftigen besseren Geschichte durch Sammlung mehrerer Materialien (wobey wir es ihm als Verdienst anrechnen, dass er die deutschen Schurken namentlich nannte) vorgearbeitet hat. — Auch diese Stadt nimmt eine ehrenvolle Stelle in dem Martyrologium der neuen Zeit ein. Ein einziges Factum als Beweis. Da schon im May 1812 von der Stadt 42,000 Rthlr. vorgeschossen, im Monat April 1813 30,000 Fr., den 22 Sept. ausser der gewöhnlichen Kriegssteuer von 138,331 Fr. noch 600,000 Fr. bis zum 18 Nov. verlangt wurden, und die Summe nicht aufgebracht werden konnte: so liess der Gouverneur 13 der angesehensten Kaufleute in Verhaft nehmen, und ihnen drohen, dass, wenn sie die Zahlung bis dahin nicht möglich machten, sie unter einander losen, und zwey davon erschossen werden sollten. — Der Gou-

verneur hiess *Lemarais*, war Aide de Camp des Kaisers, Divisions-General und Reichs-Graf.

Dk.

GERMANIEN: *Über Deutschlands und Europens Staats- und National-Interesse bey und nach dem Congresse zu Wien.* 1814. 104 S. 8.

Eine Reihe wohlgemeinter und grossentheils beherzigenswerther Wünsche für das allgemeine politische Beste von Europa überhaupt und unser deutsches Vaterland insbesondere, ruhig und besonnen vorgetragen, wie es die Verhältnisse der Dinge erfodern, in denen wir leben, nicht in dem überspannten, wir müssen sagen, poetischen Tone, den die meisten Schriftsteller über diesen Gegenstand angestimmt haben, ohne zu bedenken, dass solche Poesieen nur dazu führen, das Volk über sein wahres Bestes irre zu leiten, und wenn die Regierungen seinen Wünschen nicht überall nachzugeben vermögen, den Geist der Zwietracht zu unterhalten und zu nähren, dessen Entfernung der Hauptzweck aller Bemühungen eines ächt patriotisch gesinnten Schriftstellers seyn sollte. — Für die Ruhe von *Europa* fodert der Vf.: Festsetzung eines neuen allgemeinen Seerechts, Bestimmung einer allgemeinen bewaffneten Neutralität zur See (wenn nämlich ein Seekrieg künftighin wieder ausbrechen sollte), mit Annahme des Grundsatzes: *freyes Schiff, freyes Gut*, damit nicht mehr, wie bisher, mancher Staat in *einer* Person den Gesetzgeber, den Kaufmann, den Douanier und den Caper mache; Milderung des erbarmenswürdigen Schicksals der Kriegsgefangenen, und Nichtgebrauch der feindseligen Massregeln, die sich Frankreichs gestürzter Despot und die Agenten seiner verabscheuungswürdigen öffentlichen und heimlichen Polizey gegen einzelne harmlos reisende Privatpersonen erlaubten. Dann verlangt der Vf. weiter für Europens Ruhe: die Herstellung eines richtigen und wahren *politischen Gleichgewichts*, nicht bloss nur beruhend auf einem *Gegengewichtssysteme* — wie das bisherige Gleichgewichtssystem war —, sondern bestehend „in einem solchen Verhältnisse der Staaten, vermöge dessen der Gebrauch der Macht, und das Entstehen der Übermacht, die Allen zu gefährlich werden kann, dadurch verhindert würde, dass sich alle europäischen Mächte allgemein verbinden, zu verhindern, dass kein europäischer Staat den anderen im Besitz und Genuss seiner Rechte im Mindesten störe, noch dieselben schmälere; ferner, dass kein Staat sich auf irgend eine widerrechtliche Weise vergrössere, noch durch seine Massregeln und Vorschritte den übrigen Staaten gefährlich werde; dass endlich jede ungerechte Eroberung in Europa von allen verbundenen Staaten, vereint und mit gewaffneter Hand, sofort verhindert und geahndet, auch die Stärke des stehenden Heers in jedem Staate durch eine allgemeine Übereinkunft bestimmt, und die Überschreitung derselben als ein Friedensbruch behandelt werde" (S. 17 — 19). — Für *Deutschlands* Staats- und National-Interesse ist nichts dringender nothwendig, als *völlige Freyheit von jedem auswärtigen Einflusse.* Diese aber mag nicht anders erlangt und erhalten werden, als (S. 28) durch Zusammenhalten und Einigkeit aller Deutschen unter sich, als Brüder und Glieder eines für sich bestehenden Volkes, durch Festhalten an ihre angestammten Fürsten, wie es getreuen Unterthanen zukommt und obliegt, und endlich — was dem Werke die Krone aufsetzen muss — durch *Einigkeit* aller deutschen Fürsten *unter sich.* Und diese Einigkeit zu erwirken, und Deutschlands Selbstständigkeit bestmöglichst zu sichern, hält der Vf. einen *germanischen Staatenbund* für nöthig, gebildet von sämmtlichen deutschen Staaten ausser *Österreich* und *Preussen*, „die unstreitig eine zu wichtige Stelle in der europäischen Staaten-Republik einnehmen, um Mitglieder des germanischen Staatsvereins seyn zu wollen", unter der Schutzgarantie einer benachbarten grossen Macht, die nicht bloss die Vertheidigung des Bundes gegen äussere Anfälle zu übernehmen hätte, sondern auch die Beylegung der zwischen den Gliedern des Bundes entstehenden Streitigkeiten, und die Aufrechterhaltung seiner Constitution. Die einzelnen Staaten dieses Bundes erhalten eine *neue* oder durchaus *verbesserte* Constitution; die Leitung des ganzen Bundeswesens würde an *Baiern* übertragen, als den grössten und mächtigsten Theilnehmer des Bundes (S. 44 u. 45), die *Schutzgarantie* aber an *Österreich*, — weil diess die einzige Macht ist, welche bey der jetzigen Ordnung der Dinge eine solche Garantie über den deutschen Bund übernehmen kann, — worin wohl jeder unbefangene Leser dem Vf. mit voller Überzeugung beypflichten wird, auch ohne Rücksicht auf die früheren etwas zu oberflächlich und zu breit auseinandergesetzten Verdienste des österreichischen Hauses von Rudolf von Habsburg an bis auf die neuesten Zeiten. Zur Sicherheit des Bundes von *Aussen* erfodert übrigens der Vf. ein *hinlängliches Bundesheer* durch zu bestimmende Contingente der einzelnen Staaten unter gleichmässiger Organisation, Löhnung, Waffenübung und Obercommando; für das *Innere* aber heischt er Einheit in der Gesetzgebung und Verwaltung der einzelnen Bundesländer, Einführung eines allgemeinen gleichmässigen Steuerfusses, einerley Münzfuss, und einerley Mass und Gewicht, und endlich möglichste Übereinstimmung in den Constitutionen der einzelnen Länder, wobey er übrigens die sehr richtige Bemerkung macht (S. 75), dass bey der Festsetzung aller dieser Puncte nicht Rücksicht genommen werden könne auf alte Rechte und Herkommen, sondern nur auf den gegenwärtigen Zustand der Nation, auf den allgemeinen Wunsch derselben, so wie auf die gegenwärtigen und künftigen Culturbedürfnisse der Länder und der Unterthanen.

ZO.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Braunschweig, b. Reichard: *Apollonii Rhodii Argonautica Libros IV* ex optimorum exemplarium Guelferbytanique Codicis fide in usum Scholarum et Academiarum recensuit *Ludovicus Hoerstel.* Accedit Guelferbytani Codicis cum Brunckiana editione accurata collatio. 1806. XII u. 196 S. 8. (18 Gr.)

2) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Apollonii Rhodii Argonautica* ex recensione et cum notis *Rich. Francisc. Phil. Brunckii.* Editio nova auctior et correctior. Accedunt *Scholia Graeca* ex Codic. Biblioth. Imperial. Paris. nunc primum evulgata. 1810. Tom. I. XXIII u. 410 S. (1 Rthlr. 18 gr.) Tom. II. 1813. XLIV u. 709 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber von No. 1 unternahm diesen Abdruck zu einer Zeit, als die Argonautica, bey gänzlichem Mangel der Brunckischen Ausgabe in Deutschland, höchst selten und theuer waren. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, verdient sein Bemühen alles Lob; auch dem Kritiker verschafft die angehängte Aufzählung der Lesarten der wolfenbüttler Handschrift von S. 172—196, die übrigens schon von Brunck und noch mehr von Pierson (*Verisimil.* S. 198 ff.) zu Rathe gezogen, noch nie aber so vollständig für das Publicum benutzt war, wirklichen Gewinn. Aber sehen wir von diesem theils zufälligen, theils wesentlichen Nutzen der Ausgabe ab, und betrachten vorzüglich den von Hn. *H.* uns gelieferten Text: so muss das darüber zu fällende Urtheil sich gänzlich umstimmen. Der Text ist in mehr als einer Hinsicht höchst verunglückt; und würde nicht glücklicher Weise durch den neuen leipziger Abdruck (No. 2) seine Wirksamkeit beschränkt: so dürfte er mehr Nachtheil als Vortheil bringen, zumal da die Ausgabe Jünglingen, denen keine anderen Hülfsmittel zu Gebote stehen, in die Hände gegeben werden soll. Bey allem gutem Willen, und bey allem Fleisse, den Hr. *H.* zeigt, fehlt es ihm dennoch an tieferer Einsicht in die Theorie des griechischen Hexameters, so wie in die Eigenheiten der epischen und griechischen Sprache überhaupt, auch wohl an einem feinen sicheren Takt für das Schickliche im poëtischen Ausdrucke, wodurch Brunck oft glücklich heilte. Die Anordnung des Textes, der auf die kurze Vorrede und das aus der Brunck. Ausgabe nebst der Inhaltsanzeige der Argonautika abgedruckte Leben des Apollonius folgt, machte Hr. *H.* nach Stephanus, Brunck und Beck mit häufiger, ja allzuhäufiger Zuziehung der wolfenbüttler Handschrift. Denn durch sie geleitet, verdrängt er eine grosse Menge guter Lesarten, und führt schlechte zurück, verschmäht auch zuweilen das Bessere, das die Handschrift an die Hand gab, und läst es bey dem Schlechteren bewenden: nur in ungleich selteneren Fällen hat er das Wahre getroffen. Daher kommt es, dass sein Text ein seltsames Gemisch von Lesarten aus Brunck und dem wolfenbüttler Cod. geworden ist. Weit besser würde er gethan haben, wenn er, gleich der leipziger Ausgabe, uns Brunck's Text unverändert gegeben, und bey vollständiger Aufführung der Lesarten des Cod. kurz angedeutet hätte, was ihm das Vorzüglichere schien. Von den Lesarten, welche Hr. *H.* nach der Vorrede (S. VIII) aus freyer Wahl, unabhängig von seinem Cod., oder doch nur durch ihn darauf geführt, in den Text setzte, erkennt Rec. nur zwey für besser, als die früheren an: IV, 269, εὐῤῥάος und III, 686, περαιτέρω (der W. Cod. gab παραιτέρω) st. παροιτέρω. Schon Br. wünschte diess, und setzte es, was Hr. *H.* zur Bestätigung seiner Wahl anführen konnte, II, 425 statt desselben Wortes in den Text. Die meisten übrigen Änderungen dünken uns verwerflich. I, 1187 giebt Hr. *H.* anstatt Bruncks ἑτάροις εἷς εὖ ἐπιτείλας, das die Codd. nach Br. gewöhnlich in umgestellter Ordnung haben, ἑτάροισιν ἑοῖς ἐπιτείλας. Hätte er Hermann ad Orphic. p. 692—696 nachgelesen: so würde er angestanden haben, in diese Region des Verses einen trochäischen Abschnitt einzuführen. I, 1207 liest er τόφρα δ' Ὕλας χαλκίησιν κάλπισι νόσφιν ὁμίλου, statt χαλκέῃ σὺν κάλπιδι (der Cod. gab χαλκίησι κάλπισι). Abgesehen davon, dass Hr. *H.* einen ganz unrhythmischen Vers drucken liess, und für das ungriechische χάλκιος eine Beweisstelle zu geben schuldig blieb, was würde der Scholiast gesagt haben, wenn Apoll, dem Hylas hätte Urnen tragen lassen, da er es schon unschicklich fand, dass er als Jüngling *Eine* Urne trägt (ἀπρεπὲς δὲ νεανίαν ὑδρίαν βαστάζειν). Metrische Gründe, die wir als bekannt voraussetzen, erlauben eben so wenig II, 842 σῆμα δ' ἐπὶ καὶ ὀψιγόνοισιν ἰδέσθαι statt des guten ἔπεστι. Nicht minderer Zwang wird jedem für Rhythmos des Hexameter empfänglichen Ohr durch den folgenden zum Theil nach dem Cod. umgewandelten Vers angethan, νηίου ἐκ κοτίνοιο, φάλαγγι θαλέει δέ τε φύλλοις. Wieder eine trochäische Cäsur im vierten Fusse, eine ungewöhnliche Synaloephe (wenigstens war θαλεῖ, wie Il. χ, 390 καλεῖ,

γ, 446. λ, 69 αἰρεῖ u. s. w. zu schreiben), und ein undichterisches Wort: Gründe, von denen Einer hinreichend wäre, die Vulgate: Φλεγέθει δέ τε φύλλοις gegen zehen Codd. in Schutz zu nehmen. III, 77, ἄζετο δ' ἀντομένην Ἥρην ἔνθ' ἀντιόωσαν liest der Herausg. statt ἔθεν mit der Bemerkung: *„Optima nobis lectio videtur, venerata Junonem, quam ibi, hic sibi supplicantem videbat.* Wir wollen nichts von dem weit vorzüglicheren ἔθεν in poëtischer Hinsicht sagen; allein nimmer wird man uns einreden können, dass ἔνθα, so in der Thesis gestellt, bey guten epischen Dichtern apostrophirt werden könne. Bey Homer, dem Muster des Ap. auch in Kleinigkeiten, kommt es, wie bey unserem Dichter, nie anders einsylbig vor, als in der Arsis. Vgl. Od. α, 11. 26. β, 151. δ, 795. ε, 56. ζ, 47. η, 251. ϑ, 533. κ, 509. ν, 161. ξ, 520. ρ, 428. τ, 50. υ, 5. χ, 335; und in der Ilias ist es nicht anders.

In metrischer Hinsicht hatte Brunck in seinem Text zwey Hauptmängel eingeführt, einmal die häufige Weglassung des ν finale, und dann die einfache Schreibart der flüssigen Buchstaben in Wörtern, wie z. B. I, 96, ἐύμμελίης und andere. Nachdem, was über Ersteres von Hermann *de emend. rat. Gr. Gram. p.* 22 *sq.*, und dem gelehrten Rec. des Wolf. Homer in unserer A. L. Z. No. 245. J. 1809, so wie von Anderen, und über Letzteres von Wolf in der Vorrede zur neuesten Ausgabe des Homer S. LXIII gesagt worden, ist es keinem Zweifel unterworfen, dass ein neuer Herausgeber die bessere, meistens erst durch Brunck ausgestossene Lesart in allen diesen Fällen herstellen werde. Über jene Unart Bruncks giebt uns Hr. Prof. *Schäfer* in dem dritten Index der leipziger Ausgabe ein Verzeichniss der Stellen, wo Br. die Ausmerzung dieses unglücklichen Buchstaben in den Noten andeutete; es sind deren aber noch mehrere, wo Brunck ganz geschwiegen hat, und doch die Ausgabe von Stephan. das ν darbot, als: I, 845. 882. 1055. III, 537. 634. II, 613. 614, ob Brunck gleich wieder in anderen Stellen, z. B. III, 562, wie in den meisten seiner Ansichten, zum Theil vielleicht aus blosser Eilfertigkeit, sich nicht ganz gleich geblieben ist. Hn. *H.*, dem bey Erscheinung seiner Ausgabe wenigstens die Anregung dieser Untersuchung nicht unbekannt seyn konnte, und von dem man auf das Geringste eine feste Norm bey der Anwendung auf den Text zu erwarten berechtigt war, sehen wir unstät hin und her schwanken, und bald nach dem Einen bald nach dem Anderen haschend, gleich als wollte er es mit Keinem verderben. So nimmt er das ν häufig an, wo es sein verglichener Cod. hat, doch auch nicht überall. Um nur die Stellen des ersten Buches anzuführen, so fanden wir hier I, 98 ἔχεν. 183 βάπτεν. 253 ἦεν. 502 αὐτῇσιν. 503 ἤειδεν. 882 ἀμέργουσιν (*propter sonum* sagt er). 1015 ἔδεεν. 1145 οὔρῃσιν. 1195 αὐταῖσιν. Aber warum ward nun nicht auch I, 19 und anderwärts νοσφίν geschrieben? warum blieben gegen die Autorität des Cod., wollte er sich nur an diesen halten, 217 κλείουσι. 1289 ἔλε. 167 ὄπασσε. 380 ἀμφοτέρωθε ohne ν stehen?

Vorzüglicher, aber nicht selbstständiger, erscheint uns der Herausgeber in der zweyten Hinsicht, wo in vielen Stellen in Einstimmung mit dem Cod. seine Schreibart die bessere ist. So I, 131 περιμήκης. 925 ἀμφιρρῶγας. 1154 ἀπελλήξειεν. 1177 καταρρέουσα. 1199 βαθύρριζον. u. s. f. Aber warum erscheinen auch hier, wo er das Richtigere einzusehen schien, die Änderungen nicht durchgreifend? Denn daneben stösst man V. 49 auf εὐρήνεσσιν, 96 und 1043 ἐυμελίης und ähnliche. Zu weit aber geht er, wenn er nun auch mit einem anderen Cod. I, 665 μητίσσεται schreibt. Die dafür angeführte Stelle Il. γ, 416 beweist das Gegentheil. Richtiger ist III, 1238 κνῶσαι aufgenommen, aber fälschlich mit Beck und der wolfenb. Handschrift als Perispomenon bezeichnet; die von Brunck angeführten Stellen beweisen hinlänglich das Entgegengesetzte, und wäre es der Natur nach in der ersten Sylbe lang, wozu dann noch die Verdoppelung? In den Formen der Patronym. billigt der Herausg. mit Recht nach Wolfs Vorgange (*Praef. Hom. p. LXX*) die von dem Cod. befolgte, zusammengezogene Schreibart, als I, 101. Ἐρεχθείδας. Warum liess er aber nun weder dieses, noch I, 56 Καινείδης, noch 190, 1046 Οἰνείδης, alles Lesarten des Cod., drucken? Doch wem diess noch nicht genügte, dem mögen einige der auffallendsten Beyspiele bewähren, wie wenig der Herausgeber des Versbaues kundig war. I, 926 setzte er in den Text ἔνθα σφι λαμπρηρὴς ἄητο νότος, ἴττια δ' οὔρῳ. Wer mag diesen Vers scandiren? Zwar wird in den *Corrigendis* die alte Lesart ἔνθα σφιν — ἀη wieder zurückgerufen; dagegen aber erhalten wir in den Anmerkungen folgende Note: *„Nam prior pes ut Il. φ, 125 (cf. et ε, 567), non est dactylus, et tertius anapaestus, ut Il. Χ, 5, rejiciendus est. In prima sede anapaestus tantum locum habere potest."* Porson beschränkte in dem trag. Iambus den Anapästos mit wenigen Ausnahmen auf den ersten Fuss: nun sehen wir ihn gleichsam *postliminio* dafür sich in den Hexameter eindrängen. Kein alter Grammatiker und Metriker, so wenig sie oft Einsicht haben, hat je so geurtheilt (Vgl. *Draco Stratonic. p.* 142 ff. *Elias de metr. p.* 56 *ed. Furia*), und der einzige Vers, den der Herausgeber [illegible] Meinung anführen könnte, Il. ι, 5. Βορέης [illegible] θυρος im Anfange, ist nicht anders, als Il. ψ, 2, Ἑλλήσποντον ἵκοντο und ähnliche Stellen, und hat das Gewicht der Arsis für sich, so dass es leicht entschuldigt (Vgl. Voss in der Jen. A. L. Z. 1803. N. 124); und solche Unregelmässigkeiten, die wohl in Homeros anzutreffen sind, möchten sich im Apoll. schwerlich finden. Aber unserem Herausgeber ist Alles möglich. Er schreibt II, 630 βαίνομεν πάντῃ unglücklich, an das homerische ἴομεν, das so nie steht, erinnernd, und 760 im demselben Buche μετὰ πολίεθρον ἰόντες. Ja noch mehr, I, 942 glaubt er ἀγριοι ναιεταουσι könne stehen bleiben. Brunck beruft sich auf Bentley zu Callimach. Jov. 87. Hätte er, dieser Weisung folgend, den Fürsten der Kritiker vergleichen wollen; so würde er seine Ansicht geändert, und den Grund des Anstössigen, der in nichts weniger, als in der Wieder-

holung desselben Wortes lag, klar erkannt haben. Ähnlich ist die Belehrung zu III, 206 ἀλλ' ἐν ἀδε-ψήτοισι κατειλύσαντε βοείαις, wo der Herausgeber mit dem Cod. κατειλύσαντες liest, denn ς mache, sagt er, am Ende öfters keine Position. Woran stiess er sich hier? Unmöglich an den Gebrauch des Dual. für den Plural., den er ja an einem anderen Ort II, 307 anerkennt (s. *Fischer ad Weller. Specim. III, Part. I, p.* 396). Aus keinem Cod. hat noch irgend ein Bearbeiter des Apollon. die erwähnte Lesart angemerkt; und hätte sie sich gefunden: man würde sie für einen Schreibfehler angenommen, und der Erwähnung unwerth geachtet haben, da ja κατειλύσαντε dem Zusammenhange nach als Accus. gedacht werden muss, und folglich auch κατειλύσαντας nur stehen könnte. Gleich darauf ist geschrieben III, 386. Αἰήτη, χρέος μοι τῷδε στόλῳ mit dem Cod. statt σχέο, indem χρέος für einen Pyrrhichios genommen wird. Hätte der Herausgeber χρεώ gewählt, und dabey an die homer. Synaloephe dieser Form erinnert: so könnte beym ersten Anblick der Vers vortheilhaft geändert erscheinen: denn die lat. Übersetzung der Vulgate: *Aeeta, cohibe te in hac cohorte,* giebt eben nicht viel Tröstliches. Allein die Scholiasten erkennen die Schreibart als ächt, und ihre Erklärung genügt uns wenigstens: τὸ δὲ σχέο μοι ἀντὶ τοῦ ἀνάσχου μοι, τὸ δὲ τῷ στόλῳ, ἀντὶ τοῦ περὶ τούτου τοῦ στόλου sagen die Paris. Die häufige Weglassung des Augmentum in den Verb., wie I, 42 ἐπιθωρήσσοιτο, II, 387 ὁπότε στρατόωιτο nach dem Cod. Vorred. p. 7, ist auch ein Übelstand (s. *Wolf praef. ad Hom. p. LXVII ff.*), der sich so bündig, als einsichtsvoll, gerade mit Beziehung auf unseren Dichter, darüber erklärt. Selbst, I, 1047 διεζώεσκον dürfte sich vertheidigen lassen. S. Schäfer z. Ap. Rhod. T. II, p. 157. Um nichts mehr kann Rec. die häufig vorgenommene Einführung attischer Formen in den Apollonius gut heissen, worüber der Herausg. Vorred. p. VII sagt: *Saepius noster formas Atticas habet. Quod quidem Alexandrinis multum cum Atheniensibus versantibus haud a vero aberrare videtur, inprimis si consideres, Apollonium apud Rhodios vixisse.* Den letzteren Gründen wird Niemand Gewicht beylegen, der da weiss, dass Apollon. mit zu den Kritikern des Homeros gehörte, und also wohl bey eigener Arbeit das Epische vom Unepischen unterscheiden konnte. Zu unbestimmt aber spricht Hr. *H.* hier und in den Noten, so dass der unkundige Leser leicht auf die Meinung gebracht werden kann, als sey der Dichter selbst, nicht die wolfenbüttler Handschrift, mit dem *noster* verstanden. Unter andern hat diess Streben nach Atticismen seinen nachtheiligen Einfluss auf den Text II, 441 gezeigt. Hr. *H.* giebt εἰ δὲ καὶ ὀφθαλμοῖσι φόως πάρει statt πόροι. Diess soll Xenoph. Cyrop. IV, 5, 11 schützen. Abgerechnet, dass jene Stelle gar keinen Beweis dafür enthält: wem wird es nur einfallen, aus einem attischen Prosaiker die Form eines Epikers beweisen zu wollen? Im Gegentheil ist πάρει ganz unepisch. Zwar weiss Rec. recht wohl, dass es solcher Missklänge der rein ionischen Sprache mehrere im Apoll. noch giebt, aber eine Frage ist es, ob sie auf Rechnung des Dichters oder der Abschreiber kommen. Ersteres scheint sehr ungewiss, wenn man neben I, 607 ἄμ' ἠελίοιο βολαῖς, II, 943 u. a. a. O., ἄμ' ἠελίοιο βολῇσι neben II, 970 προχοαῖς, IV, 617 προχοῇς liest, und man möchte dadurch sich geneigt fühlen, auch II, 985 θεοτροπίαις, 1275 ψυχαῖς, III, 126 κενεαῖς σὺν χερσὶν in Anspruch zu nehmen; wenigstens wird wohl Niemand aus dem noch im Homer Il. μ, 284 sich findenden ἀκταῖς, so wie Od. ι, 119 θεαῖς, auf attische Formen in ihm schliessen. In anderen Änderungen, wo der Herausgeber seinem Cod. folgte, ist er nicht glücklicher. Wie I, 1146 ὕδατι ναῖεν statt νᾶεν. 1167 τετρυκότος οἴδματος ὁλκοὺς statt τετρηχότος, was allein dem Bilde der aufschlagenden Meeresfurchen zusagt. 1245: οὐδ' ἐπίκερσε Ποίμνησιν, πρὸ γὰρ αὐτοὶ ἐνὶ σταθμοῖσι νομῆες Ἔλσαν, ist die Vulgat. ἐπέκυρσαν schon wegen des Folgenden einzig zweckmässig, fände sich das Wort auch nicht so häufig anderwärts in gleicher Verbindung, z. B. Hom. Il. γ, 23. ὥστε λέων ἐχάρη μεγάλῳ ἐπὶ σώματι κύρσας. V. 1267 scheint uns ἄκαυστος und ἱέμενος von dem durch den Stich der Bremse in Wuth gesetzten Stier ein weit besserer Gegensatz, als des wolfenb. Cod. ἄπαστος. An II, 75—78:

— — ὁ δ' ἄρ' αἰὲν ἀνούτατος ἣν διὰ μῆτιν
ἀΐσσοντ' ἀλέεινεν· ἀπηλέα δ' αἶψα νοήσας
πυγμαχίην, ᾗ κάρτος ἀάατος, ᾗ τε χερείων,
τῆ ῥ' ἄμοτον καὶ χερσὶν ἐναντία χεῖρας ἔμιξεν.

hat schon Slothouwer *Act. Societ. Traject. T. III, p.* 165 sein Heil versucht; auch er liest, wie Hr. *H.* mit dem wolfenb. Cod., im letzten Verse στῆ statt τῆ, und ändert αἶψα in εἶξε. Die Heilung erscheint etwas gewaltsam, und sowohl der häufige Gebrauch dieses Wortes im Apoll., als die Anmerkungen beider Scholiast. vertheidigen es hinlänglich. Auch Piersons ἀΐσσοντ' ἀλ. verwirft der Herausg., und kehrt zu dem alten ἀΐσσων zurück, was die Schol. durch ὑπαΐσσων, ὑποφεύγων erläutern. Da uns hiefür die Gewähr mangelt: so ziehen wir Piersons Vorschlag vor, und denken uns das Folgende, in dem von den paris. Schol. angegebenen Sinne, deren Vergleichung wir dem Leser überlassen; auch entspricht unserem Gefühle nach τῆ dem vorhergehenden ᾗ weit besser, als στῆ: denn wegen καὶ bedurfte es keines neuen Verbum; auch hätte die Partikel in diesem Falle vor ἄμοτον stehen müssen, da diess zu ἔμιξε zu ziehen ist, und ἄμοτον στῆναι verbunden keinen passenden Gedanken giebt; wie sollten endlich die Erklärungen der Alten von ἄμοτον durch ἀκατάπαυστον oder ἀκορέστως auf diese Verbindung anwendbar seyn? zu geschweigen, dass στῆ nachzustellen wäre. II, 123, αἱ δή τοι, was der Herausg. mit Beck schreibt, ist nicht bloss hier, sondern überall schlechter, als Brunck's αἱ δ' ἤτοι (s. *Hermann. Hymn. Homer. in Ven.* 226). Im entgegengesetzten Falle hält Rec. es für unrichtig, bey den Epikern zu schreiben δ' ἤπει-

τα mit einer der Gewohnheit der epischen Sprache wenig angemessenen Krasis, wiewohl es sich noch häufig genug darbietet, z. B. Hesiod. Op. et D. 290 (wo es jedoch Brunck in den Gnomikern stillschweigend änderte), Theog. 405. 501: bey Arat. Phaen. hat ein wiener Cod. nach Groddeck δὴ ἔπειτα, was wir wünschen. Im Apollon. steht es noch so: II, 435. 899. 1171. III, 770. IV, 70. 1393. Arg. II, 181, οὐδ᾽ ὅσσον ὀπίζετο καὶ Διὸς αὐτοῦ, ist weit vorzüglicher, als des Herausg. ὄσσαν, einmal wegen des bekannten Sprachgebrauchs von ὅσον und οὐδ᾽ ὅσον, nach welchem jenes nur, dieses nicht so viel, d. i. gar nicht, bezeichnet, und welchen Apollon. (man sehe I, 184. 290. 482) häufig genug befolgt; sodann wegen ὄσσα, dessen Grundbedeutung Ruf, Gerücht, dann eine vorhersagende Stimme, sey es nun die eines Orakels oder Vogels u. s. w., zu der gegenwärtigen Stelle kaum einen geschickten Sinn geben würde. Diess Wort führt uns auf eine andere von dem Herausg. angenommene Lesart, in III, 673, δάκρυσιν ὄσσα πεφυρμένα statt ὄσσε. Die Bestätigung derselben aus Quint. Sm. beweist nichts; in jener Stelle steht ὄσσοις, was sich weit früher Hymn. Hom. XXXI, 9, Hes. Scut. 145. 426 (in der Anführung b. Matth. ausf. Gr. Gram. §. 91, 92 aus Il. ξ, 94 waltet ein Irrthum ob) findet, so wie der Genit. ὄσσων schon bey Hes. Theog. 826, und beider Formen bedienen sich auch die Tragiker. Die Grammatiker haben bey Homer häufige Gelegenheit, von dieser anomalischen Wortform zu sprechen: die Hauptstelle darüber ist die des Porphyrios bey den Schol. Venet. zu Il. γ, 356, p. 276 im Villois., womit man Eustath. zu Od. ι, 453, p. 1746, und Il. α, 104, p. 58 ed. Rom., der den Herodianos in der ersten Stelle als seinen Bürgen aufführt, vergleichen kann. Alle stimmen dahin überein, dass ὄσσε von einem ursprünglichen Neutrum der dritten Decl. als Dual. herzuleiten sey. Daneben nahm Herodian ein Masc. ὁ ὄσσος an, so wie man sagte ὁ σκότος, τὸ σκότος und andere; diess würde sich noch in den Formen ὄσσων, ὄσσοις, ὄσσοισι erhalten haben, so wie für die Gewissheit der ersten Form das von Eustath. aufbewahrte ὄσσοι neben ὄσσε zeugt; von beiden aber könnte keine Form ὄσσα gebildet werden, und desswegen müssen wir sie auch, so lange uns nicht verdachtlosere Beglaubigung dafür wird, bezweifeln. Wollte indess Hr. *H.* sie annehmen: so musste er um der Gleichheit willen auch II, 407 ἀναιδέα δάμναται ὄσσα schreiben, wo er aber ὄσσε unangetastet lässt, und sich begnügte, das von Brunck verdrängte ἀναιδέα statt ἀναιδέε (was hier die Mehrheit der Codd. offenbar schützt) zurückzurufen. So ist der Herausg., indem er ohne Prüfung seinem Cod. nachschreibt, oft mit sich selbst in Widerspruch.

Der Geschmack für wahren poetischen Ausdruck entging dem Herausgeber gleichfalls, und dieses Mangels wegen gab er uns nicht selten schlechtere Lesarten. Auch davon einige Beyspiele. II, 268 steht von den Harpyien ἢ στεροπαὶ ὡς Ἀπρόφατοι νεφέων ἐξάλμεναι ἐσσεύοντο. Hr. *H.* liest πρόφατοι mit folgender Bemerkung: *aut* ἀπρόφατος *improvisus i. q.* ἀπροφανής, *sic* πρόφατος *i. q. conspicuus, perspicuus* (wo?); *quod h. l. melius de fulminibus dici potest, quam improvisae de H. Prius poetico mori magis convenire videtur.* Hr. *H.* möchte hiemit wenig Eingang bey Anderen finden, zumal wenn man an die Worte des Phineus selbst bey Apoll. II, 224 sich erinnert. V. 348 ist ῥηγμῖνα πεφυλαγμένοι statt des metrisch einzig richtigen Plur. (und die Argonauten sollten sich ja überdiess vor den *Klippen* hüten), keineswegs der Natur und dem Dichter (*naturae et poetae* sagt Hr. *H.*) übereinstimmender geschrieben. Dasselbe gilt von I, 1098 ἐκ γὰρ τῆς ἄνεμοί τε θάλασσά τε, νειόθι τε χθὼν Πᾶσα, πεπείρηται, was ungleich dichterischer sich ausnimmt, als Hn. *H's.* ἄνεμος. Im umgekehrten Verhältnisse hat II, 1 das undichterische αὔλεις das bessere αὐλις vertilgt. In Rücksicht der Accente und Spiritus entschuldigt sich der Herausg. Vorr. p. VIII mit dem Setzer, und wirklich bedurfte es dieser Entschuldigung. Warum liess er aber selbst III, 791 κείνειό δ᾽ ἱκάνει und Ähnliches als Verbesserungen drucken? Doch wir würden nicht fertig werden, wollten wir die Fehlgriffe des Herausg. weiter verfolgen; wir brechen ab, und geben noch einige Beyspiele, wo uns seine Änderungen, die wir in diesem Falle oft mit Beck in Übereinstimmung gefunden haben, erfreulicher gewesen sind. Ungetheilten Beyfall verdienen ausser den oben berührten, im ersten Buche, nur 61 ἀριστήων, 76 κλίνωσι, 170 ἐνέκρυψε, 254 ἐπάρτεα. ἠκὲ 389. 542 (nicht des mehr tonischen wegen, sondern dem Metrum zu Gefallen) 495 ἂν δὲ καὶ Ὀρφεὺς st. ἐν, welches erstere beide Scholiasten als richtig erkennten, 523 ἀρτύνασθαι. 584 ἕως. Das Verzeichniss könnte bey den häufigen Änderungen allerdings zahlreicher seyn. Die Sorgfalt in Vergleichung der wolfenb. Handschrift ist von uns schon im Eingange gerühmt worden: dessenungeachtet sind uns einige Stellen vorgekommen, wo wir die gewünschte Auskunft nicht erhielten. Der Herausg. nimmt auf das Rücksicht, was Brunck irrig als Lesart dieses Cod. aufführt, wir wünschten, er hätte diese auch auf Pierson ausgedehnt. Zu I, [illegible] Οὐδ᾽ Ἀλόπῃ μίμνον πολυλήιοι Ἑρμείαο Υἱέες; [illegible] Piers. als Variant. πολυληίω, was, wenn es stände, das Vorzüglichste seyn dürfte; aber nach dem Herausg. hat der Cod. πολυλήιου. V. 963 gab Brunck οἵτινες ἔσαν, führt aber den wolf. Cod. mit unter denen an, welche ἦεν geben; bey Hn. *H.* ist diess in den Variant. mit Stillschweigen übergangen. V. 1005 lesen wir bey ihm nach Br. ὄφρα νοτισθέντα κρατεροὺς ἀνεχοίατο γόμφους, ohne zu erfahren, ob die Handschrift dieses, was keine andere so hat, hergab. Eben so 1313, στιβαρῇ γ᾽ ἐπορέξατο χειρί, wo die Partikel von Br. nur aus einem Cod. ergänzt ward. II, 349 steht Bruncks und Piers. ἀκτὴν, das 354 mit dem Cod. in ἀκτῃ umgetauscht wird, ohne weitere Nachweisung. 637 ὔμμε κομίσσω ist das erste gleichfalls Brunck's Conjectur; wir zweifeln, dass sie im Cod. enthalten war.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Apollonii Rhodii Argonautica* ex recensione et cum notis *Rich. Francisci Phil. Brunckii* — — Edidit *G. H. Schaefer*.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf Veranlassung des Verlegers unternahm Hr. Prof. *Schäfer* eine Revision des brunck. Textes, und das philologische Publicum wird es ihm, zumal bey den wesentlichen Bereicherungen, mit welchen der zweyte Theil ausgestattet ist, gewiss Dank wissen. Im ersten Theil ist der brunck. Text und die Noten dieses Kritikers ohne Abänderung abgedruckt, nur dass die von Br. später in einem Anhange hinzugekommenen Bemerkungen an den gehörigen Stellen eingeschaltet sind. Für den zweyten Theil erhielt der Herausg. von Heyne schätzbare Hülfsmittel, die ihm der edle Greis mit gewohnter Liberalität überliess. Hr. *Sch.* hat sie in der Vorrede umständlich aufgeführt, allein sie konnten von ihm nicht vollständig benutzt werden; daher ist zu wünschen, dass bey einer künftigen vervollkommneten Ausgabe des Apollonios dem Herausgeber Zugang zu ihnen gestattet werden möge. Dieser Theil nun enthält nach Vorausschickung einiger biographischer Notizen über den Dichter und einer Inhaltsanzeige der Argonautika aus den pariser Scholien, die von den schon bekannten, auch von Brunck und dem ersten Theile dieser Ausgabe vorgedruckten wenig Abweichendes enthalten, die von Heyne mitgetheilten noch ungedruckten Scholien aus dem pariser Cod. N. 2727; hierauf folgen die von Henr. Stephanus herausgegebenen, und den Schluss machen 6 *Indices*, der erste über die in den schon edirten Scholien angeführten Schriftsteller aus *Fabric. Biblioth. Graec.*, der zweyte über die in den Noten beider Theile behandelten Schriftsteller, der dritte über die daselbst behandelten Worte, beide von Hn. *Schäfer* mit gewohnter Genauigkeit verfasst, und zuletzt ein *Index geographicus, historicus* und *glossematicus* zu den schon edirten Schol. von *Reiske*, die der Herausg. mit unter den von Göttingen ihm gesandten Beyträgen bekam. In den *Indicibus* und Schol. stösst man überall, hauptsächlich in den neu edirten, auf ungemein schätzbare Bemerkungen des Herausg. über die griech. Sprache und ihre Eigenheiten; namentlich hat die Lexikographie einen bedeutenden Zuwachs von Wörtern, die mit einem Asteriscus bezeichnet sind, gewonnen; um so williger wird ihm Jeder den wohlerworbenen Kranz des Verdienstes, den er am Schlusse der Vorrede mit den Worten: „*Valete, lectores, et siquid vestris literarum studiis hunc librum profuisse senseritis, ne mihi, sed uni Heynio gratiam beneficii habetote*", von sich ablehnt, zuerkennen. In den Anmerkungen haben neben anderen Schriftstellern am meisten die pariser Scholien die hülfreiche Hand erfahren, auch einige Mal Apollonios selbst. So S. 68, wo I, 863 das brunck. Unwort δολλήσας mit Recht dem alten wohlbegründeten κολλίσσα; wieder weichen musste, und S. 175, wo IV, 1814 κάλεσσε gegen Bruncks καλέσσε in Schutz genommen ist.

Der Text dieser Ausgabe ist, wie erwähnt, der unveränderte brunckische, da es ausser dem Plane des Herausg. und Verlegers lag, hierin etwas zu verändern. Wir bedauern hiebey das Geschick des Apoll., der nicht leicht in bessere Hände hätte kommen können, zumal da Brunck auf der einen Seite zwar der Sprachrichtigkeit unseres Dichters, dem seit Stephanus kein bedeutender Herausgeber geworden war, gar sehr aufhalf, auf der anderen aber, seinen eigenen, und den Einfällen Anderer trauend, allzu Vieles willkührlich abänderte. Eine genaue Kritik über den brunck. Text würde theils zu spät kommen, theils für unseren Zweck ein viel zu umfassendes Werk seyn. Einige irrige metrische Ansichten Bruncks haben wir schon oben in der Kritik von No. 1 berührt; hier begnügen wir uns, nur einige rhapsodische Bemerkungen über das Verfahren Brs. in dieser Hinsicht aufzustellen. Dass Brunck oft zuviel auf scheinbare Conjecturen gab, beweist gleich der Anfang, I, 8, wo er das von Cuper vorgeschlagene, der Autorität ermangelnde ϑεήν in den Text setzte. Ruhnkenius τοίην κατὰ βάξιν ἴησιν, obwohl es nach Hn. *Schäfers* Bemerkung T. II. Vorred. p. 6. als Randbemerkung in einem paris. Cod. aufgefunden ward, und also nicht blosse Conjectur zu nennen ist, wird der früheren, auch von Wolf vertheidigten Lesart τεήν in einer neuen Ausgabe wohl wieder Platz machen. I, 39 schrieb Br. nach den paris. Handschriften ἀπόπροϑι εἰς ἓν ἰόντες. Wir können die Vulgate noch nicht aufgeben; sie entfernt nicht nur den Hiatus, der hineingetragen wird, sondern stimmt wörtlich mit Arat. Phaen. 459 μακρὰ δὲ σήματα κεῖται ἀπόπροϑεν εἰς ἓν ἰόντα überein. Eben so schwanken in Dionys. Perieg. 784 die Ausgaben zwischen ἐγγύϑι und ἐγγύϑεν, wo uns gleichfalls letzteres des Hiatus halber, den das erstere mit sich brächte, vorzüglicher scheint. Überhaupt möchten diese örtlichen, von Substanti-

ven, Adjectiven und Adverbien abspringenden Adverbial-Formen auf δε, θεν, θι, wozu auch die selteneren auf σε und ξε gehören, einer noch genaueren Erörterung werth seyn: denn was Fischer z. Weller P. III. Spec. II, p. 70 sqq. darüber sagt, ist weder systematisch geordnet, noch vollständig. Apollonios gebraucht manche dieser Wörter in selteneren Beziehungen, wie z. B. ποθι, nicht für wo, als Frage, oder unbestimmt *irgendwo*, sondern *wohin*; I, 241 führt Seidler zu Euripid. Troad. v. 3 an, und in beiden Schol. wird es hier bemerkbar gemacht; eben so steht es III, 1061 οἴσεαι ἐξ Αἰης τηλοῦ ποθι unbestimmt, und wieder fragend IV, 1251 πόθι ξυνέωσαν ἄελλαι. In der ersten Stelle I, 241, s. Ζεῦ ἄνα, τίς Πελίαο νόος ποθι τόσσον ὅμιλον Ἡρώων γαίης Παναχαιΐδος ἐκτόθι βάλλει, nahm Slothouwer Act. Societ. Traj. Tom. III, p. 162 dermaßen daran Anstoß, dass er τό τε oder τί δὲ lesen wollte. Wie unzeitig es sey, hier an Emendat. zu denken, beweisen die beiden anderen Stellen. Mit Unrecht aber ist II, 477 δή ποθ' Ἀμαδρυάδος Νύμφης ἀθέριξε λιτάων in Becks Ind. für das Adverb. loc. angesehen worden; es ist diess hier eben so wenig, als III, 225 ὕδωρ προρέεσκε, τὸ μὲν ποτὶ δυομένῃσιν Θέρμετο Πληϊάδεσσιν, wo es πρὸς bezeichnet, wie es Br. und die Schol. richtig nehmen. Zwar gesteht Rec., dass ihm kein anderes Beyspiel für diesen Gebrauch als Zeitbestimmung mit dem Dat. aus den Epikern bekannt sey; aber häufig braucht es Homeros ähnlich für *versus* bey Angabe der Weltgegenden mit dem Accusat.*, wie Od. ν, 241, ἠδ' ὅσσοι μετόπισθε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα, ρ, 191, fast ganz ähnlich dem Sinne nach mit unserer Stelle, ἀτὰρ τάχα τοι ποτὶ ἕσπερα ῥίγιον ἔσται. Sonst ist ποθι dem Apollon. gewöhnlich *wo*; nur II, 881 οἱ μὲν γάρ ποθι τοῖον, ἐν ἄλλαχον, οὔτιν ἕλοντο, verstehen wir es nicht. Am natürlichsten würde man hier τόθι, *ibi*, lesen, wie dasselbe Wort IV, 550 zu nehmen ist, da es sich sonst von dem relativen ὅθι, *wo*, in Nichts unterscheidet, als dass es entweder zur Vermeidung des Hiatus, oder zur Verlängerung der voraufgehenden Kürze gewählt ist. In den gleichfalls localen Adverbien καταῦθι und κατ' αὐτόθι herrscht bey Brunck noch eine durchgängige Unbestimmtheit in der Schreibart, da sie bald als Ein Wort, bald getrennt sich darstellen. Gleichheit muss in jedem Falle von dem Dichter beobachtet worden seyn, wiewohl das Wahre sich schwer ausmitteln lässt. Wir würden κατ' αὐτόθι und καταῦθι anrathen, weil αὐτόθι nur eine verlängerte Form für αὐτοῦ scheint, so wie auch θεν ursprüngliche Endung des Genitivs war, was noch aus den Genitiven der Pronom. σέθεν, ἕθεν u. s. w. erhellt, αὖθι dagegen ein reines Adverbium ist, auch II. φ. 201 steht κατ' αὐθόθι.

Mit Unrecht macht Brunck die gewöhnliche Lesart, wo er sie auch stehen lässt, nicht selten verdächtig, wie wir an dem von *Schäfer* vertheidigten κάλεσκε oben ein Beyspiel hatten. Eben so I, 246 πόνος δ' ἀπρήκτος ἰούσιν, wo er das Epitheton in Anspruch nimmt, und ἀμέγαρτος wünscht, weil jenes ihm zu übler Vorbedeutung zu seyn dünkt. Der häufige Nachahmer des Apollon. aber Maximus περὶ καταρχ. (siehe Ruhnk. ep. crit. II ad Apoll. Rhod. I, 181 und Wesseling. Probab. p. 140—142) schrieb nicht ohne Rücksicht auf diese Stelle des Apoll. v. 38 ἡ γὰρ ἀεὶ δολιχός τε πόρος καὶ ἀπρηκτα κέλευθα. In der Wahl der Formen scheint Brunck, wenn die Lesart variirt, nicht immer glücklich zu seyn, z. B. I, 806 δορυκτήτας, wo er sagt: „*aurium judicium me movit, ut vulgarem formam Ionicae praeferrem;*" Niemand wird wohl jetzt noch zweifeln, dass δορικτήταις das Bessere sey. Irrig änderte er bey den Formen der Verba auf άω, unter dem Schwanken der Handschriften, die gewöhnlichen Lesarten mit zweymaligem ω, IV, 1255 μεμνώωντας, und IV, 1534 μαιμώωντι, wo auch Codic. so lesen, und nahm hinten den kurzen Vocal an. Eben so wenig billigen wir Zusammenziehungen, wie IV, 323, αὐτὰρ ἐπεὶ τἄγγουρον ὄρος, καὶ ἄπωθεν ἰόντα Ἀγγούρου ὄρεος σκόπελον — wo τἄγγουρον für τὸ ἄγγουρον gesagt seyn soll; solche Mischlaute sind unepisch, und des Artikels bedurfte es hier nicht. Doch diess sind Einzelnheiten; aber durch das Ganze des brunck. Textes verbreiten sich mannichfache Unebenheiten. So, was freylich noch in allen anderen epischen Dichtern, selbst bey Homeros, Statt findet, die Inconsequenz in der Schreibart von διέκ, παρέκ, ὑπέκ, die bald δι' ἐκ u. s. f. geschrieben, bald zusammengezogen sind. Die Bestimmungen der Grammatiker zu Schol. Venet. Il. 2, 7. p. 201, sind freylich über παρέκ oder παρέξ selbst mit einander im Widerspruch; aber da gerade in diesem noch die meiste Gleichförmigkeit herrscht: so sehen wir nicht ein, warum II, 94 παρ' ἐκ γόνυ γουνὰς ἀμείβων geschrieben werden musste. Auffallender noch ist der Wechsel in διέκ und ὑπέκ, z. B. I, 1157, διὲξ ἁλὸς αὔσεσυσαν. IV, 659, ἔνθενδε δι' ἐξ ἁλὸς οἴδμα νέοντο u. s. f. Wenn man an ὑπεκπροφέεσιν, ὑπεκπρολύειν Od. ζ, 86. 87 keinen Anstoss nimmt: so glauben wir, dürfe man auch nicht Bedenken tragen, ὑπέκ und διέκ durchaus einzuführen. Die grammatischen Grundsätze der brunck. Kritik bedürfen einer sorgfältigeren Prüfung; z. B. seine Ansichten von den Modis, wo er Indicat., Optativ. und Conjunct. nicht selten mit grosser Willkührlichkeit durch einander wirft, und zum Überfluss häufige Änderungen der Partikeln vornimmt, I, 15 sqq. Ὄφρ' ἐνὶ πόντῳ Ἠὲ καὶ ἀλλοδαποῖσι μετ' ἀνδράσι νόστον ὀλέσσῃ, hat schon Hermann zum Viger. p. 793 geschützt; wir glauben, dass auch I, 780, ᾧ καί μιν μνηστῆρε κομέουσι τοκῆες, die Vulgate gegen Brk's. Änderung κεν und κομέωσι sich wohl vertheidigen lässt. In Rücksicht der Bedingungspartikeln εἰ, εἴκε, αἴκε, herrscht noch derselbe Zwiespalt im Apollon., der sich im Homeros findet, vergl. die Recension des Wolf. Homer in unserer A. L. Z. J. 1809. No. 246. Brunck hat nicht selten hier noch zur Steigerung der Verwirrung den Modus geändert. So schreibt er I, 680 εἰ δέ τὸ μὲν μακάρων τις ἀποτρέπει, den Optativ durchaus am unrechten Orte, da die Sache als völlig gewiss genommen wird. Die neuerdings wieder behauptete Verschiedenheit von εἴκε und αἴκε in der Bedeutung ist nach den in

jener Recension angeführten Stellen bey Homeros schwer einzusehen, und nicht anders ist es bey Apollonios. Denn welche Verschiedenheit lässt sich zwischen III, 1056 αἰ κεν ὀριωμένους πολέας νειοῖο δοκεύσῃς und IV, 376 εἰ κεν δή με κασιγνήτοιο δικάσσῃ denken? oder zwischen III, 535 εἰ κε δύναιτο, und II, 1129 αἴ κε πίθησθε, II, 26, αἴ κε πίθηαι (wir verwerfen in der ersten Stelle so wenig den Conjunct. mit Brunck, als in der zweyten die auch von Wakefield vertheidigte Interpunction nach πίθ.). Unter solchen Umständen aber scheint es uns, dass εἰ unbedenklich für die einzige epische Form anzunehmen sey. Anders ist das Verhältniss in disjunctiven Fragsätzen, wo Apollon. häufig εἴτε und εἴτε einander entgegensetzt: so dass uns III, 180 εἰ κ' ἐθέλοι φιλότητι δέρος χρύσειον ὀπάσσαι, Ἠὲ καὶ οὔ· Anstoss zu haben scheint; wir möchten lesen εἴτ' ἐθέλει. Dass bey εἴτε im Gegensatze ἤ stehen könne, zeigt Schäfer ep. critic. p. 6, und noch in einer anderen Stelle unseres Dichters, IV, 343, 4, fand er dieses im Etymol. magn.

Soviel über Brunck's Text. Rec. fügt noch einige Stellen des Apollon. bey, wo er genügender, als man gewöhnlich liest, geändert zu haben glaubt. Eine nicht unähnliche Änderung der Partikel hält er IV, 378 ff. nicht für unzweckmässig. Die Stelle heisst: πῶς ἵξομαι ὄμματα πατρός; Ἠ μάλ' εὐκλειής; allein die fortgesetzte Frage, auf die noch eine dritte folgt, scheint ihm anstössig, und er schlägt demnach ἦ μάλ' εὐκλειής, als ironischen Ausruf dieses nehmend, vor, dass Medeia sagt: *Wie werd' ich vor die Augen des Vaters kommen? Traun mit herrlichem Ruhm!* Die Verbindung von ἦ in dieser Beziehung mit μάλα, μέγα, πολλά ist übrigens schon aus Homer hinlänglich bekannt, mit dem letzten in Gesellschaft ist es häufig bey den Tragikern. IV, 1318, Κάμμορε, τίπτ' ἐπὶ τόσσον ἀμηχανίῃ βεβόλησαι; liest Rec. statt ἔτι, wie die häufige Verbindung von ἐπὶ mit sich bringt, obgleich oft der Gebrauch beider Wörtchen schwankt, wie man ἔτι δὴν und ἐπὶ δὴν ohne merklichen Unterschied sagt; doch Apollon. zieht meistentheils auch hier das letztere vor, wie I, 516. IV, 740. — IV, 1715, ἄλσει ἐνὶ σκιερῷ τέμενος σκιόεντα τε βωμόν, beleidigt allerdings die Wiederholung eines und desselben Beywortes in einem Verse; wir glauben dieser Übelstand fällt weg, wenn man θυόεντα liest. Die häufige Hinzufügung dieses Wortes, oder des gleichbedeutenden θυήεις zu βωμός bey den Dichtern bringt unserer Muthmasung einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit. So Il. Θ, 48, ἔνθα δέ οἱ τέμενος βωμός τε θυήεις gleichlautend mit Od. Θ, 363. Man sehe überdiess Il. Ψ, 148, Hom. Hym. in Apoll. 87. 88. Callim. Hymn. in Pallad. lavacr. 63. 64. — III, 203, 4. τῶν καὶ ἐπ' ἀκροτάτων νέκυας σειρῇσι κρέμαντας, sieht man nicht ein, warum die Todten der Kolchier gerade auf die Gipfel der Bäume, die ohnehin nicht eben sehr schicklich dazu dienen würden, gebracht werden sollten: wir halten es für sehr natürlich, durch eine leichte Emendation in der angezogenen Stelle ἀκρεμόνων zu lesen.

Wir übergehen andere einzelne Stellen, um uns von dem Texte zu dem Eigenthümlichen dieser Ausgabe, nämlich zu den pariser Scholien, zu wenden. Auf die Mittheilung derselben war, nach den lobpreisenden Äusserungen, mit denen vordem Ruhnkenius, und späterhin Bast ihrer zuweilen gedacht hatten, die Erwartung aller Gelehrten sehr gespannt: jetzt da sie vor uns liegen, und ihre genauere Einsicht dadurch möglich gemacht ist, sehen wir, dass diese Erwartungen zwar nicht ungerecht waren, und dass sie in vielen Fällen zum richtigen Verständniss und Herstellung der schon durch Stephanus bekannt gemachten Scholien, wohl auch zuweilen des Apoll. selbst verbessern; allein Rec. gesteht, nach einer ziemlich sorgfältigen Prüfung und Vergleichung derselben mit den älteren, dass sie ihm überschätzt worden zu seyn scheinen. Um diess zu beweisen, hebt er mit den in beiden Scholien angeführten Schriftstellern an, wobey er den aus mehreren entstandenen, auch von Hn. *Schäfer* uns hier mitgetheilten Index darüber aus *Fabric. Biblioth. Graeca*, der, obwohl in Einzelnen mangelhaft und oft irrig (wir werden weiter unten darauf zurückkommen), dennoch mit Genauigkeit entworfen ist, zu Grunde legt. Gewonnen haben wir nun durch die pariser Scholien an Schriftstellern nur drey Namen, von denen die beiden ersteren noch nicht verdachtlos erscheinen, als zu I, 105. *Dischelos* ἐν τῇ Ἀγρο[illegible], zu I, 57. *Idas* Γυρτῶνα, ἣν Ὅμηρος (Il. β, 738) Γυρτώνην λέγει. Ἔστι δὲ πόλις Θεσσαλίας· κατὰ δὲ ἑτέρους Περαιβοίας. Οὕτως Ἴδας φησίν. Anstatt Περαιβοίας ist offenbar mit den Schol. von Steph. Περραιβίας zu lesen. Aus Ἴδας aber möchte Rec. mit Hülfe des vorhergehenden Wortes machen οὕτω Σουίδας φησίν. Von diesem Schriftsteller nämlich werden ausser anderen Werken auch zu I, 554 II, 1015, 1235 von den Scholiasten Θεσσαλικά citirt (in der vierten im Ind. Fabric. erwähnten Stelle IV, 616 kommt nicht Suidas, sondern Staphylas ἐν γ τῶν περὶ Θεσσαλίας vor). In diesem Werke nun konnte jene Stelle über die Stadt Gyrtone wohl Platz gefunden haben, und bey den groben Verirrungen in unseren Scholien wird diese Conjectur um so wahrscheinlicher. Endlich steht auch *Thukydides* zu I, 874, wo das Schol. an Thukyd. I, C. 39 ff., in welcher Stelle Perikles die Athenäer zum Kampf gegen Lakedämon auffodert, gedacht hat. Andere Bereicherungen dieser Art sind nicht als Gewinn, sondern als Verderbnisse der pariser Scholien anzusehen, wie I, 1039. *Diokleides* ἐν Δηλιακοῖς, der I, 1209 richtig und in Übereinstimmung mit den Ed. *Antikleides* heisst. *Diiochos* zu I, 966. 976. 987. 989. 1061, wo in allen Stellen der Steph. *Deilochos* steht, was anerkannt richtiger ist, und schon die Variante zu I, 1039 *Diilochos* (Διίλοχος), die dem eigentlichen *Deilochos* (Δηίλοχος) näher liegt, beurkundet, zu I, 962 aber führen ihn die Stephanischen Scholien allein an. Mit anderen verhält es sich nicht anders. Die Paris. geben I, 239 *Herodotos*, die Steph. *Herodoros* ganz richtig; auch I, 186, wo bey Erwähnung des Erbauers von Miletos nur die pariser Schol. sich auf die Autorität des *Herodotos* beziehen,

möchte *Herodoros* zu lesen seyn. Umgekehrt geben die Paris. II, 675 Ὑπερβορέου; δὲ Ἡρόδωρος μὲν εἶναι ὅλως φησὶν, mit Unrecht, die edirten lesen: Ὑπερβορείους μὴ εἶναι τελέως φησὶν Ἡρόδοτος. Die daraus hervorgehende doppelte Änderung des Namens, und der Partikel μὲν in μὴ leuchtet ein; die Stelle steht im Herodotos IV, 36. Für das richtige *Kinaethon* I, 1174 (s. *Voss mytholog. Briefe B. I. p.* 97 ff.) steht in den paris. *Kinaeon*. Eben so muss *Lysanias* zu IV, 1167 dem *Pausanias* der edirten weichen, wie zu I, 826 *Nicophanes* dem *Dionysophanes*. *Nymphis Heracleota*, wie er sonst immer heisst, wird in den paris. Scholien zu II, 178 *Nymphaeos* genannt. Wunderlich genug ist zu II, 168 von denselben, was schon von dem, der für Ruhnken. die Schol. abschrieb, durch ein „*sic in apographo*" bemerkt ward, *Phineus* zur Autorschaft erhoben. Die Rede ist in der Stelle von des Phineus Abstammung, und nach Anführung der Meinung des Hellanikos fährt der Schol. fort: κατὰ δὲ Φινέα Φοίνικος τοῦ Ἀγήνορος καὶ Κασσιεπείας (nämlich υἱός ἐστ.). Die edirten haben dafür ὡς δὲ Ἡσίοδος φησὶν, Φοίνικος τοῦ Ἀγ. κ. Κ. unbezweifelt richtig, und eine blosse Unachtsamkeit der Abschreiber ist die Quelle jenes Verderbnisses: denn statt κατὰ δὲ Ἡσίοδον zu schreiben, verirrte sich derselbe auf das höher stehende Φινέα. *Tarrhaeos*, der mit zuerst Erklärungen zum Apollon. schrieb, heisst bey den Paris. I, 187, 1165. *Terrhaeos*; richtig dagegen, so wie immer in den edirten *Tarrhaeos I*, 1083; zu I, 1040 aber erwähnen ihn nur die Stephan. Nicht unähnlich dem obigen von Phineus ist IV, 1753, wo es in den Paris. heisst παρὰ Τμάνδρῳ ἐν Πυθιονίκαις, wodurch wir einen ganz neuen lyrischen Dichter erhalten würden; allein hätten wir auch die edirten Scholien nicht: so würde doch Jedermann dort *Pindaros* zu schreiben befugt seyn, da dieser den hier erwähnten Mythos von der Erdscholle, welche der Meergott Triton dem Euphemos zum Gastgeschenk gab, und aus der die Insel Thera oder Kalliste entstand, von welcher aus die Nachkommen des Euphemos die Kolonie Kyrene in Afrika gründeten, in der pythischen Siegeshymne behandelt. *Timonax*, welcher zu III, 1236, und IV, 27 gleichnamig mit den edirt. Schol. und am letzteren Orte, so wie in jenen ἐν δευτέρῳ Σκυθικῶν aufgeführt wird, heisst in den Paris. zu IV, 320, *Timon* ἐν τῷ ά περὶ Σκυθῶν, die edirten lesen den Namen auch hier richtig *Timonax*. Zweifelhafter möchte es in einigen anderen Fällen scheinen, auf welcher Seite das Recht sey. So nennen die Paris. zu I, 308 *Klearchos*, die Steph. *Nearchos*; beide Namen werden anderwärts auch als Schriftsteller angeführt, wie z. B. ein *Klearchos* Solensis bey Suidas s. voc. Χάρμος, ein *Nearchos* von demselben s. voc. Ἀλέξανδρος, ὁ Φιλίππου. Ein ähnlicher Fall ist bey IV, 1212, wo die Steph. Schol. den *Eumelos*, die edirten den *Simonides* als ihren Gewährsmann nennen. Da von Ephyra, dem alten Namen Korinths, gehandelt wird: so zweifeln wir beynahe nicht, dass auch hier die Steph. den Vorrang verdienen, da *Eumelos* bekanntlich Κορινθιακὰ geschrieben hatte, die auch von beiden Scholiasten zu I, 146 genannt werden; wiewohl nicht unwahrscheinlich ist, dass auch *Simonides* ὁ Γενεαλόγος desselben Umstandes Erwähnung hat thun können. Über den *Eumelos*, so wie über andere Schriftsteller, deren Bücher Apollonios bey Abfassung seiner Argonautika vor Augen haben konnte, und worauf die Schol. sich auch zum öfteren beziehen, hat Groddeck in der Biblioth. für alte Literat. und Kunst St. 2, S. 70 ff. gesprochen. Eine dort aufgestellte, der Ehre des Apollon. nicht günstige Meinung dieses Gelehrten kann Rec., zumal da sie aus dieser Quelle geflossen, auch bey anderen Literatoren ihm aufgestossen ist, unmöglich hier unberührt lassen. *Kleon* nämlich aus Kurion auf Kypros, der gleichfalls Argonautika schrieb, und dessen Übereinstimmung mit Apoll. von den Schol. zu I, 77. 587 ἐν πρώτῳ τῶν Ἀργοναυτικῶν und 623 (öfter führen ihn auch die Paris. nicht an) gedacht wird, soll nach jenem Gelehrten das Vorbild des Apoll. gewesen seyn, und er entweder Alles von ihm entlehnt, oder doch ihn in der Anordnung seines Gedichtes vor Augen gehabt haben. Diess wird aus dem Scholion zur letzten Stelle geschlossen, wo es heisst: Ὅτι δὲ ἐνθάδε ὁ Θόας ἐσώθη, καὶ Κλέων ὁ Κουριεὺς ἱστορεῖ, καὶ Ἀσκληπιάδης ὁ Μυρλεανὸς δεικνὺς ὅτι παρὰ Κλέωνος τὰ πάντα μετήνεγκεν Ἀπολλώνιος. Unserer Ansicht nach aber können diese Worte auf nichts anderes, als die hier erwähnte Geschichte von der Rettung des Thoas auf die Insel Oenoë, die nachmals Sikinos von seinem Sohne hiess, bezogen werden, und Asklepiades bewies, dass hierin Apollon. dem Kleon ganz gefolgt sey. Wäre die Meinung Groddecks, der freylich die Paris., die noch unbestimmter sagen: καὶ Κλέων οἰκουριεὺς, (ὁ Κουριεὺς ist mit dem Stephan. zu schreiben) κ. Ἀσκληπιάδης Μυρλ., ὅς φησιν Ἀπολλώνιον παρὰ Κλέωνος πάντα εἰληφέναι, das Wort zu reden scheinen, gegründet: so würde gewiss Kleon von den gelehrten Scholiasten des A. weit häufiger, als es jetzt geschieht, angeführt werden. Überhaupt aber erscheint uns A. als ein viel zu freyer und selbstständiger Dichter, als dass er fremder Autorität sclavisch gefolgt seyn sollte. Übrigens könnte jenes Verzeichniss von Schriftstellern, deren Werke Apollon. bey Verfertigung der Argonautika ganz oder theilweise vor Augen haben konnte, leicht noch aus den Schol. vermehrt werden. Es sey genug, den *Pindaros* und *Dionysios* von Miletos, dessen Argonautika häufig namhaft gemacht werden, hier zu erwähnen. Über Letzteren vergl. Heyne ad Apollodor. Tom. III. p. 923 u. 988 ff.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Apollonii Rhodii Argonautica* ex recensione et cum notis *Rich. Francisci Phil. Brunckii.* — Edidit *G. H. Schäfer.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nicht aber bloss in den Eigennamen, sondern auch in der Anführung der Werke der Schriftsteller fällt die Vergleichung, wo sich diess nachweisen lässt, grösstentheils zum Vortheil der Stephan. Schol. aus. Von Kleon οἰκουρικὸς ist schon gesprochen worden; andere Beyspiele beweisen dasselbe. So wird Aeschylos I, 773. ἐν Ὑψιπύλῃ (im Ind. Fabric. wird das folgende ἐν ὅπλοις gleich, als sey diess der Titel gewesen, irrig mit Hypsipyle verbunden) in den Schol. des Stephanus erwähnt, die Paris. geben verderbt: Αἴσχυλος ἐν Ὑψίστοις. Kallimachos ἐν τῇ Ἑκάλῃ zu I, 1116. richtig die edirt., fälschlich die Paris. ἐν τῇ Αἰκάλῃ. Nikandros zu IV, 57 die Schol. ed., wie es seyn muss, ἐν β Εὐρώπης, die Paris. ἀρώπης. IV, 177 Skylax ὁ Καρυανδεὺς auf den Schriftsteller es beziehend die edirten mit vollem Rechte, die Paris. Skyl. ἐν Καρυανδεῦσι. Skymnos IV, 271 ἐν τοῖς περὶ οὐσίας die Paris., die edirten ἐν τοῖς περὶ Ἀσίας. Doch wir wollen nicht bergen, dass bisweilen hinwiederum die Pariser in solchen Anführungen das Richtigere darbieten, und eine genauere Bestimmung oder Berichtigung der schon bekannten an die Hand geben. So wird III, 200 von den Ed. Hesiodus genannt, ἐν τρισὸς τοῖς ἔπεσι, die Paris. haben ἐν τῇ Θεογονίᾳ, die angeführten Verse stehen Theog. 1011 — 1013; aber schlechter ist die Lesart des mittelsten derselben, in beiden Schol. Ὀδυσσῆϊ ταλασίφρονι st. des Genitivs. Zu I, 1109 werden die Worte des Euripides: στόματος ἀφρώδη πέλανον angeführt, die Paris. setzen richtig hinzu ἐν Ὀρέστῃ (v. 214 ed. Pors.) — Polemon IV, 324 citiren die Edirt. ἐν κτίσει Ἰταλικῶν καὶ Σικελικῶν, besser, wie es uns scheint, die Paris. ἐν κτίσεσι Ἰταλικῶν κ. Σικελικῶν. Ein auffallenderes Beyspiel giebt noch I, 644. Die Schol. ed. lesen dort in der Erzählung von der Metempsychose des Pythagoras: οὗτος οὖν (φησὶ) καὶ τεθνηκὼς εἰς λήθην οὐκ ἔπεσεν. καὶ μετεμψυχωθεὶς, κατὰ τῶν φιλοσόφων λόγον, ᾔδει τις ἦν. Die gar zu unbestimmten Philosophen schafft der Paris. Schol. auf eine Art, deren Richtigkeit jedermann einleuchten muss, hinweg, wenn er sagt: ἀλλὰ καὶ μετεμψυχωθεὶς κατὰ τὸν Φιλοχόρου λόγον ᾔδει τις ἦν πρὸ τεθνηκέναι. Eine ähnliche Verwechselung dieses Namens s. bey Siebelis Fragment. Philoch. p. 106. Hiedurch erhalten wir eine Bereicherung der Anführungen des Philochoros bey den Alten, von welchen Lenz und Siebelis natürlich noch keinen Gebrauch machen konnten. Auch geben hin und wieder die Paris. von den angeführten Schriftstellern eine Stelle mehr; weit öfterer gilt diess jedoch von denen des Stephan. So wird zu I, 1337 in letzteren erwähnt Σοφοκλῆς (ἐν) Αἴαντι Μαστιγοφόρῳ (722) κυδάζεται τοῖς πᾶσιν Ἀργείοις ὁμοῦ, der Artikel τοῖς ist ausgefallen. Eine andere Stelle desselben Drama dagegen wird nur in den Paris. beygebracht: nämlich zu II, 125, jedoch ohne Nennung des Stückes (Aj. v. 8) κυνὸς Λακαίνης ὥστις εὔρινος βάσις. Über den Absyrtes werden von den Parisern zwey verschiedene Erzählungen des Sophokles in verschiedenen Stücken, nämlich in den Skythen und Kolchierinnen zu IV, 223 gegeben. Die Edirten führen dort nur das erstere an, tragen aber das letztere zu v. 228 nach (und so ist auch im Ind. Fabr., wo IV, 2. 8 gegeben ist, zu lesen). Die erste dieser beiden Tragödien wird in den Edirt. noch einmal, zu IV, 284, citirt, wo man sie in den Paris. vermisst. Eben diess gilt von der Anführung des *Euripides* zu I, 636, wo des Wortes ὠμοβόροις aus den Bakchen desselben nur von den Edirt. gedacht wird. Allein zu II, 235, wo diesen Dichter beide Schol. citiren, fehlt die Stelle im Ind. Fabric.; II, 2 aber und die nachfolgenden Stellen ebendaselbst sind die schon angeführten, jedoch nach einem Index, der in anderer Ordnung abgefasst seyn musste. So lassen sich mehrfache Verbesserungen in dieser Hinsicht aus dem einen Schol. in den anderen übertragen. Wir geben nur noch wenige Beyspiele. In der Anführung des *Kallimachos* I, 762 haben die Edirt. οὕτω γὰρ καὶ Καλλίμαχος τὰ δεινὰ τῶν θηρίων γῆς εἶναι ἔφη. (Bentl. Fragm. Callim. 376.) Die Pariser διὸ καὶ Καλλίμαχος τὰ μεγάλα τῶν θηρίων γεγονέναι. Allzuweit ist hier das Subject entfernt, als dass man es hinzudenken könnte, und γῆν ist nicht einmal vorhergegangen; aber schwierig scheint die Änderung; γηγενῆ εἶναι könnte das natürlichste scheinen, allein Rec. glaubt doch, dass in Einstimmung mit den anderen Schol. γῆς εἶναι zu verbessern sey. I, 1116 die Paris. Καλλίμαχ. ἐν ὑπομνήματι, die Ed. richtig ἐν Ὑπομνήμασι. S. Bentl. Fragm. Callimach. p. 354 ed. Spanh. Die beiden Anführungen des *Kallimachos* aber I, 117 ἐκεραυνώθη δὲ ὑπὸ Διὸς (Ἀσωπὸς näml.) διώκων αὐτὸν διὰ τὸ ἡρπακέναι τὴν θυ-

γατέρα αὐτοῦ Αἴγιναν, ὡς καὶ Καλλίμαχος φησίν, und I, 212 von der Ermordung des Theiodamas durch Herkules, die beide von Bentl. unter den Fragment. No. 375 und 410 angeführt werden, beziehen sich vielleicht auf noch vorhandene Stellen des Dichters, nämlich ersteres Hymn. in Del. 68, letzteres Hymn. in Dian. 160 ff. Zu I, 1243 in dem Fragmente des Kallim. θηρὸς ἀερτάζων δέρμα κατωμάδιον haben die Parif. nach ἀερτ. ἦν fälschlich. Eben so ist zu I, 996 das Fragment des Kallimach. in der letzten Zeile richtiger in den Schol. von Steph. als in den Parif. In der schon angeführten Stelle der Schol. IV, 320, bey Erwähnung des Timonax, ist nicht nur der Name in den Parif. verderbt, sondern auch die Worte selbst. Die Edirt. haben: τῆς δὲ Σκυθίας ἔθνη πεντήκοντα Τιμώναξ ἀναγράφει ἐν πρώτῳ περὶ Σκυθικῶν. Die Parif.: ὁ δὲ Τίμων ἐν τῷ ά περὶ Σκυθῶν ἔθνη φησὶν εἶναι Σκυθῶν. So könnte man glauben, *Timonax* habe behauptet, dass die vorher erwähnten Sigynen ein skythischer Volksstamm seyen; diess bedurfte keines Beweises aus einem anderen Schriftsteller, und der Plural ἔθνη würde dann auch schwerlich gewählt seyn. Mit Hülfe der Edirt. lesen wir: Σκυθῶν ν̄ ἔθνη φησὶν εἶναι, welches Zahlzeichen, des vorhergehenden ν wegen, leicht ausfallen konnte.

Die Worte, die aus den einzelnen Schriftstellern angezogen werden, geben die edirten Schol. meistentheils auch freyer von Fehlern als die Parif. Einige der gedachten Stellen beweisen diess schon; wir führen nur noch zur Begründung dieses andere Beyspiele aus den am häufigsten erwähnten *homerischen* Stellen an. So geben die Parif. Schol. zu I, 14 aus Il. β, 681 οἱ δ' αὐτοὶ ὅσσοι τὸ Πελασγικὸν Ἄργος ἔναιον, richtig die Edirt. νῦν δ' αὖ τούς, ὅσσοι τὸ Πελασγ. Zu I, 296 die ersteren verstümmelt aus Il. ω, 524 οὐ γάρ τις πρῆξις πολέμοιο, die Ed. vollständig und richtig οὐ γάρ τις πρῆξις πέλεται κρυεροῖο γόοιο. Zu II, 106 die Parif. aus Il. κ, 158 λὰξ ποδοῖιν κινήσας, die Ed. untadelhaft λὰξ ποδὶ κινήσας. In anderen Stellen tritt der nämliche Fall oft genug ein; wenn man nicht annehmen will, dass manche dergleichen Irrungen in den länger bekannten Schol. schon stillschweigend von Stephanus berichtigt worden sind. Für den Fabric. Index der in den Schol. angeführten Schriftsteller liessen sich vielfache Ergänzungen und Berichtigungen anbringen. Um ein Beyspiel dieser Art zu geben, wollen wir nur die Stellen ausheben, die wir bey den Erwähnungen *Homers* in den Schol. zu dem ersten Buche der Argonautica zu ergänzen oder berichtigen gefunden haben. Meistentheils ist er in jenem Ind. da nicht angeführt, wo der Scholiast seinen Namen verschweigt. Zu I, 224 ist Homer nicht genannt, zu v. 269 wird mit Verschweigung des Namens das bekannte: μελάντερον ἠΰτε πίσσα (Il. δ, 277) aus ihm entlehnt. v. 299 kommen zwey Stellen in beiden Scholiast. vor (Il. α, 130) μὴ δ' οὕτως ἀγαθός περ ἐών und Il. ρ, 120 Φυγόντι περ αἰπὺν ὄλεθρον. So auch ohne Erwähnung des Namens zu I, 406 (Il. τ, 118) ἐκ δ' ἄγαγε πρὸ φόωσδε, wobey die beiden ersten Wörter in den Parif. fehlen. v. 769 ἐν τῇ π̄ (228) τὸ ῥα τότ' ἐκ χηλοῖο bey Fabr. unter Heracl. zu suchen. v. 851 (Il. σ, 482) εἰδυίῃσι πραπίδεσσι, die Parif. setzen ausdrücklich hinzu παρὰ τὸ Ὁμηρικόν. v. 1027 kommt Hom. zweymal, und das letzte Mal namentlich vor; die Stellen sind Od. ε, 305. Il. σ, 605. 606. V. 1116 Schol. ed. καὶ Ὅμηρος μνημονεύει (Il. β, 828) οἳ τ' Ἀδρήστειάν τ' εἶχον. V. 1141 wird Homeros nicht genannt, wohl aber 1146 doppelt, aus Od. ζ, 222 und Il. δ, 451, in welcher ersteren Stelle uns mit Brunck die Lesart des Schol. vorzüglicher scheint: νᾶεν δ' ὀρῷ ἄγγεα πάντα, vor dem jetzt dort befindlichen ναῖον, auch Eustath. v. 1625 zeugt für ersteres. Zu v. 1309 wird Hom. nicht angezogen, sondern nur erwähnt, dass die Vorsetzung des langen Vocals oder des sogenannten Augmentum temporale vor Zeitwörtern, die mit einem Consonanten anfangen, wie von μέλλον ἤμελλον bey Apoll., ein gemeinsamer Fehler der nachhomerischen (τῶν μεθ' Ὅμηρον) Dichter sey. Von dergleichen Berichtigungen liessen sich bey anderen erwähnten Schriftstellern weit mehrere anbringen, wenn wir nicht durch den Raum dieser Blätter beschränkt würden. Nur diejenigen Namen, die dort fälschlich unter den Autoren aufgezählt worden sind, mögen hier noch Platz finden. *Anacharsis* zu II, 1276; *Chiron* μάντις und *Philammon* zu I, 23; *Orpheus* in allen den Stellen, mit Ausnahme von III, 26, wo der blosse Name, und nicht Orphica genannt werden, und endlich *Pythagoras* I, 45. Ein Blick in die Scholien selbst wird jeden davon überzeugen.

Auch bey einzelnen Stellen sind die Parif. Schol. ungleich öfter aus den edirten, als diese aus jenen zu berichtigen und zu verbessern. Wir geben eine Probe, indem wir den Anfang des 2ten Buches, und was in demselben für Gewinn aus dem einen Scholiasten in den anderen übergeht, kurz ausheben. In der Inhaltsanzeige dieses Buches Schol. Parif. p. 113 l. 3 τάς τε περὶ τὴν Μαριανδυνίαν καὶ τὴν ἐνταῦθα Ἀχερουσίαν ἄκραν, ist der Anfang dieses Satzes in Übereinstimmung mit den anderen τάτε zu schreiben, in diesen aber der Artikel aus jenen kurz vor ἐνταῦθα einzuschieben. Kurz nachher τῶν ἐν τῇ νήσῳ τοῦ Ἄρεως μυθευομένων ὀρνέων geben die Parif., die Ed. μυθευομένῃ mit mehr Recht, wie wir glauben, es auf die Insel Aretias beziehend. Zu ἔνθα v. 1 haben die neuedirten allein zur Erklärung ἐν τῷ αἰγιαλῷ προσωρμίσθησαν. v. 4. Βιθυνὶς μελίη geben die Parif. richtig ἀπὸ τοῦ περὶ τὰς μελίας τὰ δένδρα διατρίβειν, schlechter die Edirt. διὰ τὸ περὶ τὰς μηλέας δένδρα διατρίβειν. τὸ ὕδωρ γεννητικόν aber, das die letzteren darbieten, ist besser, als das γενητικόν der Parif. S. Schäfer zu dieser St. V. 9 haben die Parif. eine Erklärung allein. v. 15 hat nur der Parif. die Erklärung von ἀποκριδὸν κατ' ἐκλογήν, das Übrige beide gemeinschaftlich. v. 17 zu ἀπηλεγέοντες wird vom Parif. angeführt, dass Herodianos ἐν τῇ καθόλου ἀνηλεγέοντες und ἀνηλεγέως geschrieben habe, die Edirt. sagen ἐν τρίτῳ τῆς καθόλου. V. 22 sind die Ed. zu ἴσχεο um eine Bemerkung reichhaltiger, ὅ,τις εὔχεαι, wie Apoll. gab, haben die Ed., ὅστις, wie gewöhnlich, die Parif. V. 28 ἐπὶ δ' ὄσσεται οἶόθεν οἶος. Die Anführung mit Beziehung auf Aristoteles, dass der Löwe, was ihm der Dichter beylegt, wirk-

lich thue, findet sich nur in den Edit. V. 34 ὀρειτρέφιος ist die Hinzufügung des Artik. in den Paris. σχ. δ. κότινον φησὶ τὴν ἐν τῷ ὄρει τεθραμμένην ἀγριελαίαν besser, als seine Auslassung in den Ed. τοῦ ἐν ὄρει τεθραμμένου κοτίνου. Um nicht vieles verschiedener, als die hier gegebenen Abweichungen, sind in diesen beiden Schol. die meisten anderen; oft stimmen sie wörtlich mit einander überein. Von den meisten vortrefflichen Verbesserungsvorschlägen des Herausg. erwähnen wir um deswillen nichts weiter, da wir glauben, dass diese Ausgabe schon in den Händen der meisten Philologen ist. Sehr gering sind die Stellen, wo wir glaubten anderer Meinung seyn zu müssen, wie zu IV, 826: p. 303. ὅσα μὲν οὖν τῶν πλοίων ὑπὸ τῶν πετρῶν ἀποθούμενα διὰ τὸν κλύδωνα εἰς τὴν Χάρυβδιν κατακοντίσθη, ἀναῤῥοφοῦνται ὑπ' αὐτῆς κ. τ. λ. Hr. Pr. *Sch.* sagt zu κατακοντίσθη *abrepta sunt. Hunc usum verbi* κατακοντίζειν *Lexica ignorant.* Wiewohl IV, 943 das einfache ἀκοντίζειν in ähnlichem Sinne von den Schol. gebraucht worden ist: ἐβάσταζον γὰρ αὐτὴν αἱ Νηρηΐδες ἄνωθεν τῶν πετρῶν, ἀλλήλαις ὡς σφαῖραν ἀκοντίζουσαι, ist Rec. doch der Meinung, dass hier καταποντίσθη zu lesen sey, was dem nachfolgenden ἀναῤῥοφοῦνται am entsprechendsten ist. Die andere dasselbe andeutende Form, καταποντόω, steht in uns. Schol. zu IV, 1091 p. 315 μὴ πεισθεὶς ὁ Ἀκρίσιος, ἐμβάλλει αὐτὴν εἰς λάρνακα μετὰ τοῦ παιδὸς, καὶ κατακλείσας κατεπόντωσεν εἰς τὴν θάλασσαν. Zu IV, 1309 ἡρῶσσαι. Λιβύης τιμήοροι. p. 320 geben die Paris. ἡρ. δὲ προπερισπωμένως γράφει Ἡρωδιανὸς ἐν τῷ ια, λέγων, ἀπὸ τοῦ ἡρώϊσσαι κατὰ συναλοιφὴν γεγονέναι. Ἔστι γὰρ τοῦ ἥρως θηλυκὸν ἡρωΐσσαι. Τινὲς δὲ ἡρώσσαι ἐξέβαλον ἀντὶ τοῦ πρωϊναί; die Ed. geben ähnlich nach der ersten Erklärung ἢ ἀντὶ τοῦ πρωϊνάς. Der Herausg. vermuthet ἠρωῖναι; die paläographische Wahrscheinlichkeit der Verbesserung leuchtet aus Bast. Comment. Palaeogr. p. 715, was angeführt wird, allerdings ein: allein dennoch dürfte der Gegensatz der letzten Erklärung zu der früheren vielleicht die Vulgat. rechtfertigen, da ἠρωῖναι in der Bedeutung in nichts von ἡρώσσαι verschieden wäre. Vielleicht glaubten die Schol., ἡρῶσσαι sey ἠρώσσαι zu lesen, und diess wieder für ἠρέσσαι oder richtiger ἠέριαι, was allein in der Bedeutung von πρωϊναι stehen kann, gesetzt; wie Il. γ, ἠέριαι δ' ἄρα ταίγε κακὴν ἔριδα προφέρονται. Wir glauben übrigens allerdings, dass weder der Zusammenziehung, noch der Bedeutung des Wortes, die wenigstens auf keine Weise in dieser Verbindung passte, Beyfall zu geben sey; allein in dem Kopf eines späteren Grammatikers konnte ja wohl eine Idee dieser Art sich erzeugen.

Die kritischen Verbesserungen des Hn. Prof. *Schäfer* betreffen übrigens meistentheils die Paris. Schol. Die Edirten bedürfen derselben an vielen Orten nicht weniger, und sind ihrer gleich würdig. Nur einige wenige Stellen wollen wir noch auszeichnen, wo uns grösstentheils die neuedirten zur richtigen Lesart verholfen haben. I, 134. Ναύπλιος. ἀπόγονος τοῦ Ἀρχαίου, τοῦ Ποσειδῶνος υἱοῦ καὶ Ἀμυμώνης τῆς Δαναοῦ. Nach Masgabe des Dichters, und der Paris. Scholien ist hier ἀρχαίου klein zu schreiben, und nach diesem Ναυπλίου einzuschieben, die Paris. geben: Ὁ Ναύπλιος οὗτος ἀπὸ τοῦ παλαιοῦ Ναυπλίου κατάγεται. I, 212 steht Βριλισσοῦ st. Ἰλισσοῦ, den attischen Fluss, von welchem Boreas die Oreithyia nach Erzählung des Simonides entführte. Zu v. 216 Σαρπηδονίην ὅτι πέτρην haben die Ed. Πόλις τῆς Ἀττικῆς ἀπὸ Σαρπήδοντος τοῦ τῆς Θράκης βασιλέως, ἀδελφοῦ Πόλτυος. Die Paris. gewiss richtiger πόλις τῆς Θράκης, da davon die Rede ist, wohin Boreas seine Geliebte brachte, also unmöglich von einer attischen Stadt. V. 264 ἐντυπὰς ἐν λεχέεσσιν. ἄγαν περιεσφιγμένος, ὡς πάντα τὰ μέλη ἐκτυποῦσθαι ἐκ τῆς σφίγγεως. ἐκτυποῦσθαι passt hier keinesweges, sondern einzig ἐντυποῦσθαι, was die Paris. haben.

Doch wir beschliessen unsere Anzeige, da der Stoff zu reichhaltig ist, als dass wir hoffen könnten, nur einigermassen ihn durch Verlängerung derselben zu erschöpfen; das Wenige aber, was wir ausgehoben haben, wird hinreichend seyn, darzuthun, wie viel Ausbeute noch für und durch die Schol. des Apollon., durch eine sorgfältigere Bearbeitung derselben, gewonnen werden könne.

K. Φ.

Kopenhagen, gedr. b. Seidelin (b. Schubothe): *Probe eines griechisch-deutschen Wörterbuchs über den Homer und die Homeriden*, den Buchstaben α enthaltend. Ausgearbeitet von *G. H. C. Koës.* 1806. XVI u. 212 S. 8. (22 gr.)

Die Anzeige dieser Probeschrift erscheint spät, zu spät für den Vf., der nach den Beurtheilungen seiner Proben sich zur Ausfertigung des Ganzen anschicken, und den dann geprüften Grundsätzen sicherer folgen zu können meinte. Der Vf., ein Däne, für die höheren philologischen Studien wohl vorbereitet, hatte sich namentlich die homerischen Werke für eine künftige Bearbeitung ausgewählt, und gedachte durch eine gelehrte Reise in den Besitz neuer kritischer Hülfsmittel zu gelangen. Er reiste nach Italien, und ordnete dort die hinterlassenen Schriften von Zoega, hielt sich in Paris längere Zeit auf (worüber man Bredows *epistolas Parisienses* nachsehen kann, und dort eine Abhandlung über eine Schrift des *Aeneas Tacticus* findet), und trat in Begleitung Anderer die auch durch unsere A. Lit. Zeitung bekannt gewordene Reise nach Griechenland und den Inseln an. Wahrscheinlich hoffte er hinlänglich vorbereitet nach seiner Rückkehr die für Homer entworfenen Plane auszuführen. Doch auf der Insel Zante starb er plötzlich. Wohin seine Papiere gekommen, wissen wir nicht. Nach Allem aber, was man von diesem hoffnungsvollen jungen Mann erzählt, ist viel durch ihn verloren. Und so holen wir die Beurtheilung obiger Schrift nach, um dadurch sein Andenken zu erneuern, und Andere auf das, was er geleistet hätte, und noch zu leisten ist, aufmerksam zu machen.

Wer nach *Koës* den Gedanken eines homerischen Wörterbuchs auffasst und auszuführen sich vornimmt, kann in doppelter Hinsicht ihn zum Muster wählen, in dem besonnenen, rein wissenschaft-

lichen Streben, und in der richtigen Ansicht, dass nur feste, ausreichende Grundsätze zur Regel gemacht, und ihnen stets treu nachgekommen werden müsse. Von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der speciellen Wörterbücher einzelner Hauptschriftsteller braucht nicht mehr die Rede zu seyn, da man überzeugt worden, auf diesem Wege allein könne man zu dem richtigen Verständniss der Sprache und der Schriftsteller, und einst zum Besitz eines vollständigen allgemeinen Wörterbuchs gelangen. Auch über das Bedürfniss eines homerischen Wörterbuchs ist man einig, man mag das gelehrte Studium der Sprache oder nur das Erlernen derselben in Rücksicht ziehen, und für jeden dieser Zwecke besondere Werke bestimmen. *Koës* hatte vorzüglich den letzteren Zweck, den ein homerisches Wörterbuch als Hülfsmittel bey der Erlernung zu erreichen strebt, vor Augen, und sagt in dieser Hinsicht S. VIII der Vorrede: Wird dem Gedächtnisse zuerst die attische Formenlehre eingeprägt: so bleibt diese beständig die Norm, nach der die übrigen Dialektformen beurtheilt werden, und selbst die vernünftige Methode eines Lehrers, der bey dem Lesen des Homer eine von der attischen ganz unabhängige altionische Formenlehre aufstellte, vermag da nicht den ersten Eindruck ganz zu vertilgen. Um aber diess Erlernen der griechischen Sprache mit dem Lesen des Homer anfangen zu können, ist ein homerisches Lexikon, so wie eine homerische Grammatik oder wenigstens eine solche Formenlehre, durchaus nothwendig.

Ausser den Foderungen, welche die Vollständigkeit des aufzustellenden homerischen Sprachschatzes betrifft, wird der Zweck der Erlernung, welcher zu den allgemeinen Erfodernissen noch besondere hinzufügt, vorzüglich auf die sichere, begründete Darlegung und Anordnung der sich aus der Grundbedeutung entwickelnden übrigen Bedeutungen Rücksicht nehmen lassen, damit man den Abschluss des Kreises, innerhalb dessen die Ausbildung eines Grundbegriffs sich in dem Schriftsteller darstellt, mit einem Blick umfassen kann, wenn dagegen der formelle Theil der Sprache die Angabe der durchgreifenden und im Übrigen leitenden Formen und die Aufzählung der prosodischen Eigenheiten verlangt. Auch kann hier nicht die grammatische Nachweisung der Constructionen versäumt, vielmehr muss darin eine Verbindung mit der Grammatik bewerkstelligt werden. Der Vf. dieser Probe hatte diese Foderungen wohl erkannt und zu Grundsätzen seines Verfahrens gemacht. In diesem ging er also zu Werke. Nach dem alphabetisch aufgereihten Worte folgt die Angabe der Prosodie in Klammern neben dem Worte (die einzig richtige Weise der Angabe, da sonst die prosodischen Zeichen mit den Accenten collidiren, und vielen Druckfehlern ausgesetzt sind), dann die Ableitung des componirten Wortes, wobey auch, wo es nöthig, der Unsicherheit der Etymologie gedacht wird; darauf folgen die Bedeutungen in einer Folge ihrer Entwickelung und die Citate bey dem seltenen und selten vorkommenden Gebrauche. Die nur einmal im Homer gefundenen Worte haben stets die genauere Anzeige erhalten, und die Wörter, welche nur in den Hymnen und der Betrachomyomachie stehen, sind durch ein Sternchen bezeichnet worden.

In jedem dieser Puncte würde der Vf., so sind wir überzeugt, bey dem Werke selbst mehr geleistet haben, als diese Probe bezeugt; dennoch muss der Fleiss und die Sorgsamkeit, welche sich hier schon kund thut, anerkannt, und dem vielen Guten die gebührende Achtung nicht geschmälert werden. Bey der Angabe der Prosodie hätte er auf die Bedingungen des Verses und deren Einfluss auf Verlängerung und Kürzung der Sylben noch mehr Rücksicht nehmen sollen. So wird z. B. *ἄβρομος* hier durch —υυ, *ἄβροτος*, das in dem bekannten *νὺξ ἀβρότη* vorkommt, durch υυυ bezeichnet. Bey der Erklärung der Bedeutung legte der Vf. die Scholien, vom Eustathius an bis auf die Oxforder herab, zum Grunde, und benutzte die griechischen Lexikographen. Hier würde sich, wenn wir weitläuftig seyn wollten, Manches erinnern und beybringen lassen; eben so in Hinsicht der Aufreihung der Bedeutungen. In Hinsicht auf die Vollständigkeit wird der Vf. jedem Nachfolger Muster seyn können. Bey einem homerischen Wörterbuch scheint aber die etymologische Anordnung, nicht die alphabetische, die richtige und nutzreiche. Denn einmal soll der Lernende hier den Grund des Sprachgebäudes kennen lernen; der Faden, an welchem er das Einzelne verfolgen soll, ist ihm selbst in die Hand gegeben, und die unzähligen Wiederholungen einer und derselben Angabe der Ableitung wird vermieden. Eine sichere Grenzscheidung muss Statt haben zwischen dem Grammatischen und eigentlich Lexikalischen. Der Vf. zählt als einzelne Wörter die dem Homer eigenen grammatischen Wortformen *ἄμμε*, *ἄμμες*, *ἄμμι* auf. Diese müssen wegfallen und der homerischen Grammatik überlassen bleiben. — Die Grundbedeutung finden wir von dem Vf. bisweilen nicht scharf und bestimmt aufgefasst, die Ableitungen nicht eingreifend und folgerecht. Z. B. *ἀγάλλομαι*, wo als erste Bedeutung zusammengefasst steht: „*frohlocken, sich freuen, sich brüsten. αὔτως* 1) *so,* 2) *ohne Grund*", wo der Lehrling den versteckten Zusammenhang nicht auffindet. Bey vielen Wörtern wird man die Entscheidung über den Sinn in einzelnen Stellen vermissen, und nur selten geht der Vf. hier tiefer ein. Der Beyspiele bedarf es nicht. Wenn der Vf. dagegen die mythologischen und historischen Artikel mit grosser Weitläuftigkeit behandelt: so überschreitet er die ihm hier gesteckte Grenze. Der Artikel Ἀθήνη füllt z. B. vier Seiten.

Uns liegt nicht ob, die Verbesserungen und Zusätze, die Jedem, welcher sich in Homer hineingearbeitet hat, nicht schwer fallen können, der Reihe nach aufzuzählen, da diese ohne Ausführung gebliebene Probe jetzt nur zum Aufruf Anderer, das Werk fortzuführen, dienen kann. Was seit den nächsten Jahren für Homer geschehen, wird dabey seine Benutzung finden. Auch hier gilt der Anfang für die Hälfte; und wenn nur einmal ein Versuch gemacht worden: dann lässt sich durch Besserung und Ausbildung die Sache der Vollkommenheit näher bringen.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1814.

ÖKONOMIE.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Der Verwalter wie er seyn sollte;* oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen; mit Beyhülfe einiger praktischer Ökonomen bearbeitet und herausgegeben von dem Vf. des allgemeinen ökonomischen Rechenbuchs und Hauptrechnungs-Manuals. Neue umgearbeitete Auflage. 1812. XVI u. 504 S. Zweyter Theil. 1813. XX u. 528 S. Dritter und letzter Theil. Neue unveränderte Ausgabe. Mit einem Kupfer. 1812. 663 S. 8. (5 Thlr.)

Die erste Ausgabe dieses Buches erschien in den Jahren 1805 und 1809, und ob es gleich gröfstentheils nur Compilation ist, so empfiehlt es sich doch durch seinen lehrreichen und praktischen Inhalt für seinen Zweck. Der Vf. benutzte da, wo seine Erfahrungen nicht hinreichten, fast durchgängig die vorzüglichsten Schriften; ihn selbst aber rechnet man nach den gegenwärtigen neuen Verhältnissen mit unter die Classe der sogenannten rationellen Landwirthe, welche bey der Landwirthschaft den Gelderwerb zum Princip annehmen. Er hat zur neuen Ausgabe keine Vorrede geschrieben, worin er sich darüber erklärt hätte, warum er nur die beiden ersten Theile seines Buchs umgearbeitet, den dritten aber unverändert gelassen hat; auch hat er nirgends gesagt, was durch die Umarbeitung beider Theile für das Ganze gewonnen sey.

Rec., der die neue Ausgabe mit der alten verglichen hat, findet wohl zuweilen neue Paragraphen hinzugesetzt, zuweilen andere weggelassen; aber dieses Hinzusetzen und Weglassen ist, wenn wir die beiden ersten Capitel des ersten Theils ausnehmen, nur sparsam. Eine Umarbeitung wird man diese unbedeutenden Zusätze und Verbesserungen wohl nicht nennen können. Indefs wäre dieses lehrreiche Werk einer Umarbeitung allerdings werth gewesen; und es bedarf derselben noch jetzt, weil nicht einmal die Druckfehler der alten Ausgabe verbessert worden, geschweige dafs für richtigere Anordnung der Materien und besseren Stil gesorgt worden wäre. Der Vortrag ist an manchen Orten noch sehr schleppend und weitschweifig, der Ausdruck zuweilen matt und unedel, und Wiederholungen, Sprach- und andere Fehler finden sich, besonders in den beiden ersten Theilen, gar häufig. Da sonach an keine Verbesserung gedacht, und der neue Abdruck des Werkes so gar sehr vernachläfsigt worden ist: so glauben wir einer bestimmteren Anzeige seiner Mängel überhoben zu seyn. Wir bemerken nur noch, dafs im ersten Theile das Capitel von den sogenannten vegetabilischen und mineralischen Düngemitteln, und im zweyten Theile das Capitel von Wasserbauen, in der neuen Ausgabe weggefallen ist. Th. I, S. 493 wird gerathen, die Bienen, welche andere Stöcke berauben, zu vergiften. Vor einem so schändlichen und allerdings strafbaren Mittel mufs Rec. nachdrücklich warnen. Da gleich auf der folgenden Seite gelesen wird, dafs man selbst Ursache werden könne, dafs andere Bienenstöcke die unserigen berauben: so wird jeder Vernünftige selbst einsehen, dafs Niemand einen Rechtsgrund für sich habe, fremde Raubbienen zu tödten oder zu vergiften. Im 7 Cap. des II Th. ist von Anlegung neuer Mühlen bey Rittergütern die Rede. Eben so können ja auch Schmieden bey Rittergütern angelegt werden, warum sind diese nicht auch mit erwähnt? Das 7 Cap. im III Th. vom Hausschlachten ist für jeden Menschenfreund beleidigend, indem es Stellen enthält, wo man das Gesinde im Verhältnifs zu ihren Herrschaften bey diesem Geschäfte verächtlich behandelt und schändlich bevortheilt findet. Kein Wunder, wenn weiter unten der Vf. von untreuem und liederlichem Gesinde redet. Wäre er ein Freund des Gesindes: so hätte er gewifs nicht unterlassen, demselben ein Capitel zu widmen, und zu zeigen, wie man es vernünftig behandeln und beköstigen soll.

Ks.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Erfahrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft*, gesammelt von *Friedrich Schmalz*. Erster Band. 1814. XII u. 195 S. 8. (18 Gr.)

Hr. *Schmalz* ist in Sachsen, besonders im Altenburgischen, als ein sehr eifriger und thätiger, praktischer Landwirth bekannt, und defshalb auch von der königl. preufsischen Regierung unlängst zur Übernahme einer Musterwirthschaft im Litthauischen (zu Kussen) berufen worden. Wir können daher diese Schrift, worin er Etwas von seinen praktischen Erfahrungen in der Ökonomie mittheilt, dem ökonomischen Publicum mit Recht empfehlen.

In diesem ersten Bande finden sich 6 Aufsätze: I. *Über das Studium der Landwirthschaft.* Die Erzählung, wie der Vf. sich zum Landwirth bildete,

und ein Plan zur Bildung eines Landwirths überhaupt, enthält recht viel Lehrreiches. Nur übertreibt er offenbar die Schwierigkeiten, die es habe, um die mechanischen Fertigkeiten in der Landwirthschaft zu erlernen, wenn man schon in einem höheren Alter sey. Deshalb dringt er auch darauf, das Studium des Praktischen in der Ökonomie dem Theoretischen stets vorausgehen zu lassen. Im Allgemeinen will ihm zwar Rec. hierin, besonders für die, welche sich bloss zu ausübenden Landwirthen bilden wollen, nicht Unrecht geben; allein nach einem gründlichen *theoretischen* ökonomischen Studium ist es gewiss auch weder unmöglich, noch allzuschwierig, sich die mechanischen Fertigkeiten während des praktischen Studiums völlig anzueignen. Und dann ist nicht zu leugnen, dass eine *lange* empirische Erlernung der Landwirthschaft, vorzüglich die schon etwas älteren Leute, gar leicht einseitig, und zu sehr an ihre Localkenntnisse anhänglich macht. II. *Von der Wahl, Veranschlagung und Übernehmung eines Landgutes.* Der Vf. äussert sich hier zuerst über *den Werth der Frohne,* und zieht Güter ohne Frohnen denen mit Frohnen immer vor. Bey kleinen Gütern sind dieselben unstreitig entbehrlich; aber bey sehr grossen Gütern sind sie, vornehmlich in der Ernte, doch höchst wichtig und nützlich; und wo überhaupt gute Wirthschaft ist, werden auch die Frohnarbeiten nicht so schlecht ausfallen, wie gewöhnlich, — zumal wenn sie nichts Drückendes haben, wie z. B. in Sachsen. Die eigentliche Bestellung der Felder geschieht indess doch immer besser durch eigenes Gespann, als durch Frohne. Über die Veranschlagung der Landgüter stellt der Vf. sehr richtige, und aus der Erfahrung geschöpfte Grundsätze auf. S. 56 ist für das Futterbedürfniss Alles nach Jahren berechnet, bey den Schaafen bloss nach Tagen; jedoch ist das *täglich* weggelassen. — Wenn S. 59 2500 dresdener Kannen Milch als das ganz gewöhnliche jährliche Milchproduct einer Kuh gerechnet werden: so scheint diess nach Rec. Erfahrungen etwas Viel zu seyn. III. *Über die Einrichtung der Wirthschaft gleich nach der Übernahme.* Hier wird mit Recht gerathen, nicht zu voreilig mit Entwerfung eines Wirthschaftsplanes zu seyn, die beabsichtigte Veränderung des Feldsystems besonders nicht zu schnell einzuführen, sondern mehrere Jahre dazu zu bestimmen, weil man sonst gar zu leicht einen grossen Rückschlag vornehmlich im Getreidebau, und damit einen grossen Verlust an baarer Geldeinnahme leidet, der eine angehende Wirthschaft nothwendig in grosse Verlegenheit bringen muss. IV. *Über den Umgang des Landwirths mit seinen Arbeitern.* Auch dieser Abschnitt enthält viel Wahres und Lehrreiches. Auf eine gute und richtige Behandlung des Gesindes kömmt sehr Viel an. Vornehmlich darf man auch in dessen Speisung sich nichts zu Schulden kommen lassen. Den V Abschnitt, *über den Umgang der Gutsbesitzer mit ihren Pächtern und Verwaltern,* wird man ebenfalls gern lesen; besonders sind die Grundsätze des Vfs. über die Wahl, die Bildung und Behandlung der Verwalter sehr zu beherzigen. Was er über die Pluslicitation bey Güterverpachtungen sagt, ist zwar richtig, aber nicht neu. Der VI Abschnitt enthält einen sehr lehrreichen Aufsatz *über den Futterbau.* Der Vf. hat diesen wichtigen Zweig der Wirthschaft mit grosser Umsicht und Eifer betrieben. Er behandelt hier den Klee-, Luzerne-, Erbsen-, Wicken-, Kartoffeln-, Kohlrüben-, Runkelrüben-, Kraut-, weisse Rüben-, Möhren- und Spargel-Bau. Sehr gut ist der Rath, bey der Luzerne zuerst etwas Klee mit einzusäen, damit dieser, und nicht das Unkraut, die ersten leeren Stellen des Ackers einnehme. In der Folge verdrängt ihn die Luzerne ganz gewiss. Auch kann Rec. den Rath, den mit der Luzerne zu deren Schutz ausgesäeten Hafer nicht reif werden zu lassen, sondern unreif abzuhauen, nicht anders als gutheissen. Der Kartoffelbau des Vfs. S. 140 f. ist sehr zweckmässig, sorgfältig, und doch auch einfach. — Aus dem gewöhnlichen sächsischen Ruhrhaken hat auch er sich einen *Cultivator* zum Anhäufeln und Bearbeiten der Kartoffeln gemacht, wie man diess fast allgemein in Sachsen findet; und er gebraucht denselben auch zum Ausplügen der Kartoffeln, indem er ihm dann nur, statt der zwey Streichbreter, zwey Spiesse einsetzt, die den Boden zerwühlen. Indess bedient er sich auch des thaerischen dreyschaarigen Kartoffelpfluges zu den behackten Früchten. Zum Schluss folgt noch *Einiges über Wiesencultur,* wo der Vf. zuerst des reichlichen Ertrags der Wiesen in Sachsen gedenkt, den er für die eigentlichen guten Wiesengegenden richtig zu 70 Centnern auf den sächsischen Acker in 2 — 3 Schnitten jährlich angiebt. Mit Recht verwirft er dagegen alle schlechten, trockenen Wiesen. Sehr gut ist, was er S. 169 f. über das Aufreissen und neue Besäen der Wiesen, sowie über das altenburgische Überfahren der trockenen und der moosigen Wiesen mit humoser Erde sagt. Über die Düngung, Berieselung und Bewässerung der Wiesen findet sich aber nichts Neues. Die Bewässerungsanstalten zu Thambach im Gothaischen werden vorzüglich gerühmt. Das S. 188 f. empfohlene Verfahren, die Maulwurfshaufen abschaufeln und mit Händen ausstreuen zu lassen, ist zwar mühsamer, aber unstreitig besser, als das Wegschaffen mit der Wiesenschlappe. Auch ist das Abstechen, und auf grosse Haufen Setzen der alten Rasen- und Ameisen-Haufen, die man dann verrotten, und auf die Wiesen wieder ausstreuen läst, sehr zu empfehlen. Die Verbesserung der privativen Weiden und Triften durch Ansäen des weissen Klee's, durch zweckmässige Ab- und Vertheilung derselben u. s. w. sollte jeder Landwirth sich mehr als seither angelegen seyn lassen.

St. r. r.

TECHNOLOGIE.

Erfurt, b. Keyser: *Georg Wilhelm Hölterhoff's,* Kunst- und Schön-Färbers, *vollständiges praktisches Handbuch der Kunstfärberey oder Anweisung ächt türkisches Roth, Grün, Gelb,*

Braun, Violett, Incarnat, Granat, Carmoisin, Blau wie auch alle anderen Modefarben auf Nanquins, baumwollene Garne, Leinen, wollene Tücher oder Garne, Seide, Zwirne und Manchester u. s. w. zu färben; nebst Unterricht zu verschiedenen Bleichen, die bis jetzt noch wenig bekannt sind. Für Fabricanten, Färber und Künstler. I Band. Mit Abbildungen mehrerer Maschinen und Geräthschaften. 1808. XXXII u. 475 S. II Band. Enthaltend die Färberey der Seide und seidenen Zeuche. 1809. XVI u. 624 S. III Band. Enthaltend die Färbung leinener Bänder, Zwirne und Garne. 1810. XX und 600 S. IV Band. Enthaltend die Färbung der Manchester. Nebst einem Anhange oder Nachtrage zu den Farben auf Tuch, Biber, Casimirs und Zeuchen mit möglichster Ersparung der indischen und anderen Colonial-Farbenmaterialien; auch einer illuminirten Muster-Charte auf Biber und Tücher. Mit Abbildungen zweyer Maschinen. 1811. XL u. 702 S. 8. (7 Rthlr. 8 gr.)

Dieses, vier grosse Bände starke Buch ist eine Sammlung von lauter sogenannten Färber-Recepten, und, laut der Vorrede des Verlegers, zunächst für praktische Färber und für Fabrik-Patrone, keineswegs aber für Gelehrte bestimmt. — Wir haben bereits eine Menge solcher Recept-Bücher, und unter diesen mehrere, welche für den blos praktisch oder vielmehr handwerksmäfsig gebildeten Färber höchst brauchbar sind; aber fast keines derselben ist so reich an Vorschriften zur Erzielung der verschiedenen und in neueren Zeiten Mode gewordenen besonderen Farben, wie das vorliegende, und in dieser Hinsicht verdient es jenen obenan gestellt, oder wenigstens eingereiht zu werden. Für wissenschaftlich gebildete, mit physikalischen und chemischen Kenntnissen ausgerüstete Färber hat es aber wenig Werth, weil es, ausser jenen Vorschriften, gar nichts enthält, was die Kunst des Färbers weiter zu bringen geeignet wäre, und weil der wissenschaftliche Künstler bey Darstellung der verschiedenen Farben sich nicht an Recepte bindet, welche von Empirikern gegeben sind, sondern mehr nach wissenschaftlichen Lehren und Grundsätzen verfährt. Auch für angehende Färber taugt diese Farben-Recept-Sammlung nicht als Leitfaden oder Handbuch zum Unterricht, weil die Grundlehren der Färbekunst, von wo aus die (rationelle) Bildung des Färbers beginnen muss, fehlen. Die Zahl handwerksmäfsig gebildeter Färber ist freylich in Deutschland viel grösser als die der rationell gebildeten, und so wird es dem Buche nicht an Lesern fehlen.

Wir haben die gegebenen Vorschriften genau durchgesehen, und uns dadurch überzeugt, dass sie sämmtlich aus der Praxis genommen, und die Resultate geprüfter Erfahrungen sind. Auch sind die einzelnen Operationen des Färbens, Bleichens u. s. w. genau und deutlich beschreiben, so dass ein Färber, welcher sich diese Vorschriften zur Norm wählt, nicht leicht fehlen kann. Nur bey der Beschreibung des Verfahrens, das ächte türkische Roth auf Baumwolle darzustellen, haben wir eine vollständige Deutlichkeit und genaue Angabe der Art, wie jede einzelne Operation auszuführen, und was sonst dabey zu beobachten ist, vermisst; auch *Chaptal's* Methode des Türkisch-Rothfärbens, welche nach Rec. Erfahrung eine weit intensivere und glänzendere Farbe gewährt als die deutsche (von Hn. *H.* beschriebene), vergebens gesucht. Was übrigens das Buch Alles enthält, giebt der Titel hinreichend an; wir haben daher nicht nöthig, seinen reichen Inhalt besonders darzulegen. D — r.

Erfurt, b. Keyser: *Georg Wilhelm Hölterhoff's,* Kunst- und Schön-Färbers, *Farbenbuch zum häuslichen Gebrauch für Frauenzimmer, oder Anweisung, alle Moden- und andere schöne Farben auf Baumwolle, Leinen, Wolle, Seide und Garne zum Sticken zu färben; von getragenen Kleidern, Tüchern u. s. w. die alten Farben abzuziehen und eine neue darauf zu setzen; so wie Flore, Krepp, Mousselin u. s. w. zu bleichen, auszufärben und die Appretur zu geben. Ferner die Angabe einer Tinctur, um die Wäsche damit zu bläuen; Anweisung, Blumenkanten um Tücher, Röcke u. s. w. auf Baumwolle, Seide, Mousselin u. s. w. mit bunten Farben zu drucken, und allerley Flecken aus Seide, Baumwolle u. s. w. zu bringen.* Auch für Färber, Posamentierer, Leineweber u. s. w. Mit einer illuminirten Farben-Muster-Charte. 1812. XIV u. 170 S. 8. (16 Gr.)

Eine Schrift, welche für diejenigen, für die der Vf. sie bestimmt hat, belehrend und von Nutzen seyn wird; wenigstens können wir sie den Hausfrauen, welche den Wechsel der Farben lieben, und den Putzmacherinnen bestens empfehlen. D — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Altona,* b. Hammerich: *Anweisung zum Hanfbau.* Eine Preisschrift von *Christian Oluffen,* Professor. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. *Thomas Friedlieb* in Husum. 1812. 56 S. 8. (4 Gr.)

Wenn man annimmt, dass im Jahre 1800 die dänische und norwegische Kauffahrteyflotte aus mehr als 2200 grossen und kleinen Schiffen bestanden, Böte und kleine Fahrzeuge nicht gerechnet, und dass die Kriegsflotte in ihrem vollkommenen Zustande wohl 60 bis 70 Nummern ausmache: so ist leicht einzusehen, dass der Hanf für Dänemark ein Handelsartikel ist, der dem Lande jährlich leicht eine Summe von 350,000 Reichsthalern, ohne die Fracht, kosten kann. Alles Segeltuch, das Dänemark selbst verfertige, soll sich nicht auf 18,000 Rthlr. belaufen. Der Werth des rohen Stoffs der gewöhnlich aus Hanf verfertigten Waaren soll sich ferner zum Werthe der Waare selbst verhalten wie

17 zu 100, so dafs der Werth der Arbeit 83 Procente betrage: daraus erhelle deutlich, welchen grofsen Verlust dieser Handel mit sich führe. Diesen grofsen Nachtheil gedenkt Hr. *O.* dadurch zu heben, wenn er seine Landsleute, an welche schon seit 200 Jahren Verordnungen zum Hanfbau vergeblich ergangen waren, vom Anbau des Hanfes gründlich unterrichte.

Unseren Lesern liegt nicht sowohl daran, zu wissen, ob Hr. *O.* seinen Zweck bey seinen Landsleuten erreichen werde, als vielmehr, ob diese für den Anbau des Hanfes aus seiner Schrift etwas Nützliches lernen können. Für solche, die schon Erfahrungen vom Hanfbau haben, ist daraus nichts zu lernen; Neues findet man darin nicht, noch weniger etwas für die Fabrication. Die Anweisung betrifft hauptsächlich die Production. Für solche Landleute also, die in der Production als Anfänger Unterricht brauchen, wird das Büchlein am nützlichsten seyn. Was für Leute Hr. *Olufsen* vor Augen hatte, vernimmt man aus folgender Stelle S. 10: „Es würde dem Hanfbau in Dänemark und Norwegen sehr beförderlich seyn, wenn der Landmann seinen Hanf auf der Wurzel an Personen verkaufen könnte, welche ihn raufen, rösten, brechen und schwingen liessen. Der Nutzen dieser Theilung ist augenscheinlich. Den Hanf zu bauen, ist Production; diese ist Sache des Landmanns; die weitere Verarbeitung des Erzeugnisses ist Fabrication; dazu gebricht es dem Landmanne öfters an Zeit, Gelegenheit, Lust und Händegeschicklichkeit." Indessen verbreitet sich seine Anweisung über folgende 7 Puncte: 1) Über die Beschaffenheit und Zubereitung des Erdreichs; 2) über das Säen; 3) über das Raufen oder Aufziehen des Hanfs; 4) über das Rösten; 5) über das Brechen; 6) über das Schwingen, und endlich 7) über die weitere Behandlung des Hanfs zum Hausgebrauch. Gegen das S. 18 empfohlene Düngerauffahren sowohl, als gegen die Beschaffenheit desselben, hegen wir grosses Misstrauen. Denn es heisst: „den Dünger fährt man vor dem letzten Mal Pflügen auf." Und weiter: „Man kann ziemlich frischen Dünger dazu gebrauchen." Beides kann aus leicht bekannten Gründen zehn Mal eher Ursache zu Missernten als zu reichlichen werden. Vielmehr muss der Dünger im Herbste auf den Acker gebracht werden, damit er in Fäulniss übergehe, und alsdann mit der Erde im Frühjahre gut vermischt werden kann. Eben so sind wir S. 32 wegen der Beschaffenheit des Wassers zum Rösten entgegengesetzter Meinung. Der Vf. sagt: „Auf die Beschaffenheit des Wassers kömmt es nicht sehr an, es braucht nicht einmal ganz rein zu seyn; es ist sogar besser, wenn es sich einem verfaulten Zustande nähert, als wenn es ganz rein ist. Wäre Moder oder Schlamm in der Wasserstelle, oder im Graben: so würde es ohne Zweifel sehr nützlich seyn, tüchtig darin aufzurühren, so dass das Wasser trübe wäre, gerade wenn der Hanf darin eingesenkt werden sollte. Denn derjenige, der den Flachsbau recht versteht, weiss, dass der Moder, der sich während des Röstens auf den Flachs legt, demselben die graublaue Farbe giebt, welche ein Kennzeichen von feinem (!) Flachse ist u. s. w." Die einzige Absicht beym Rösten ist, die holzartige Schaale vom Baste, ohne demselben zu schaden, abzulösen, welches mittelst einer anhebenden Fäulniss erreicht wird; weder Farbe noch Feinheit wird in der Röste gesucht. Es ist daher rühmlich, dass der Übersetzer S. 33 diese Unvollkommenheit durch die Anmerkung ersetzt hat, dass die Holländer ausgemauerte Gruben haben, in welche sie erst das Wasser zuliessen, nachdem sie den Flachs oder Hanf lagenweise hineingelegt hätten.

Ks.

München, in der strobelschen Buchhandlung, gedruckt auf Kosten des Vfs.; *Joh. Bapt. Herrmann gemeinnützige Beyträge zur Ökonomie des Brauwesens. Erster Heft. Beschreibung einer neuen, durch die Erfahrung schon bewährten, ganz einfachen Kühlmaschine, und ihrer Vortheile gegen die bisher bey uns übliche Art, das Bier abzukühlen.* (Mit 2 Kupfern.) 1804. XIV u. 52 S. 8. Geheftet im blauen Umschlage, mit Inhaltsanzeige, und der Jahrzahl 1803. (4 Gr.)

Die Abkühlung des Bieres ist eins der wesentlichsten Geschäfte beym Bierbrauen, je schneller es geschehen kann, desto vortheilhafter ist es. In gut eingerichteten Brauereyen weiss man dieses längst, und versteht es sehr gut, dass das Bier zu jeder Jahreszeit in einer bestimmten Zeit den Grad der Temperatur erlange, den es zur Gährung haben muss. Zu diesem Endzweck hat man sehr flache, vier, höchstens sechs Zoll tiefe Kühlstöcke, die hoch stehen und dem freyen Luftzuge ausgesetzt sind. In diesen kühlt sich das Bier in den kälteren Monaten von selbst früh genug ab; in den wärmeren Monaten aber bedient man sich zweyer Kühlstöcke, oder man vertheilt das ganze Gebräude in mehrere Bottiche, und verschiedene kleine, flache Geschirre. Das ist aber nicht der Fall in den Brauereyen der Gegend des Verf. der vor uns liegenden Abhandlung, nämlich in Franken, für welche besonders seine Abhandlung bestimmt ist. Hier stehet wahrscheinlich das Bier im Kühlschiffe sehr hoch über einander (er bestimmt die Höhe nicht); und muss also durch mehrere Arbeiter verschiedene Stunden lang mit Krücken mühsam durchrührt werden, bis dass es den gehörigen Grad der Temperatur erhält. Um diese beschwerliche Arbeit zu ersparen, hat der Vf. eine Maschine erfunden, die das Bier in gehörige Bewegung setzt. Sie besteht aus einer drey Zoll breiten, durchlöcherten Latte, die mitten im Boden des Kühlschiffes auf einer kurzen Säule ruht, und ein paar Zolle kürzer ist, als der Durchmesser des viereckigen Kühlschiffes. Diese im Biere liegende Latte wird entweder vermittelst einiger Flaschenzüge mit Gewicht, oder durch beständige Umdrehung durch einen Knaben, mit mehrerer oder wenigerer Geschwindigkeit, in eine kreisförmige Bewegung gesetzt, wodurch denn allerdings der gesuchte Zweck, die schnellere Abkühlung des Bieres, erreicht wird. Zwey hiezu gehörige Kupfer, auf welchen die Maschine mit nicht verschiedenen Veränderungen abgebildet ist, machen Alles sehr deutlich. Die geringsten Kosten einer solchen Maschine bestimmt der Vf. auf 50 Thaler, ist Alles von Holz, etwas geringer. Da, wo einmal die Brauerey nicht zweckmässig eingerichtet ist, mag selbige vortheilhaft seyn; im nördlichen Deutschlande aber, wo die Kunst des Bierbrauens mehr Vollkommenheit erlangt hat, möchte man sich dieser Maschine wohl nicht leicht zu bedienen Ursache haben. Warum verfolgt denn aber der Vf. nicht den von ihm angezeigten Verfahren des Brauer Sch. in M., der sein Bier von der Pfanne auf die Kühle, durch mehrere bleyerne (doch wohl inwendig verzinnte?) Röhren laufen liess, die in einem Wasserbehälter lagen, wodurch er ein unbeschreiblich helles und feines Bier erhielt? Eben fast auf diese Weise hat man in der englischen Brauerey in Kösteritz das Kühlschiff mit tönernen Röhren versehen, durch welche in heissen Sommertagen Wasser aus dem Brunnen geleitet wird, wodurch denn die darauf stehende Würze in der festgesetzten Zeit den gehörigen Grad der Abkühlung erlangt. Durch solche zweckmässige, und dem Local angemessene Einrichtungen lassen sich zu diesem Behuf alle Maschinen entbehren, die auch mit 50 Thaler noch immer zu kostbar sind. — Zufolge der Vorrede hat der Vf. noch folgende Gegenstände in künftigen Heften behandeln wollen: 1) Beschreibung einer sehr einfachen und vortheilhaften Pferdemühle zum Malzbrechen (Schroten). 2) Anlegung holzersparender Brauöfen. 3) Ursachen, warum die kupfernen Braupfannen zuweilen einen Riss bekommen, oder, wie man oft glaubt, verbrennen können. 4) Über das zum Brauen vortheilhafteste Wasser. 5) Über den vortheilhaften Gebrauch des Thermometers beym Brauen. 6) Über den Gang des Brauwesens in der Anwendung selbst. 7) Bemerkungen über Branntweinbrennen. Es ist uns nicht bekannt, dass diese Hefte seitdem erschienen sind.

Λλκ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

MATHEMATIK.

1) Carlsruhe, b. Macklot: *Die Grössenlehre für Realschulen, populär bearbeitet* von *Gustav Friedrich Wucherer*, evangel. luther. Stadt- und Universitäts-Pfarrer zu Freyburg im Breisgau. Des zweyten Theils, welcher die Raumlehre enthält, zweyter Cursus. Mit 5 Kupfert. 1813. XIII u. 223 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

2) Freyberg, b. Cratz u. Gerlach: *Lehrbuch der Arithmetik und Geometrie*, zum Gebrauche des Unterrichts bey der akademischen Bergschule zu Freyberg, von *Dan. Friedr. Hecht*, Bergschullehrer und Schichtenmeister. Zweyter Cursus, enthaltend die allgemeine Arithmetik, die gemeine Geometrie und Trigonometrie. Mit 5 Kupfert. 1814. VII u. 196 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. von No. 1 setzt sein Werk über die Grössenlehre, wovon bereits früher (1809. No. 267, 1812. No. 138, 1811. No. 256, und 1812. No. 225) in diesen Blättern Anzeigen erschienen sind, zu unserer Zufriedenheit fort. Dieser fünfte Band, womit die Geometrie geschlossen wird, handelt vom Flächenmasse, von der Berechnung, Vergleichung, Verwandelung und Theilung der Drey-, Vier- und irregulären Viel-Ecke, worauf die Betrachtung des Kreises in Verbindung mit den regulären Vielecken folget. Die Stereometrie und ebene Trigonometrie macht den Beschluss. Im Allgemeinen müssen wir auch hier das Urtheil wiederholen, dass der Vf. das Talent besitzt, die geometrischen Wahrheiten auf populäre Art, ohne der Gründlichkeit etwas zu vergeben, fasslich vorzutragen. Eigenthümlichkeiten in Darstellung der Beweise, oder Auflösung der Aufgaben sind uns kaum bemerkbar geworden; allein der Vf. folgt oft einer ihm eigenen Zusammenstellung verwandter Lehren, und zeigt überall, dass er die vorhandenen Materialien auf besonnene Weise zu einem recht brauchbaren Ganzen zusammenzusetzen versteht. — Im Einzelnen bemerken wir Folgendes. Die Rechnung mit dem Quadratmasse ist S. 1 — 33 mit vieler Ausführlichkeit und in wohlgewählten Beyspielen dargestellt. — S. 34 heisst es: Es wird demnach der Inhalt eines jeden rechtwinklichten Parallelogramms gefunden, wenn man die mit einerley Längen-Mass ausgemessene Grundlinie und Höhe desselben multiplicirt. Um Missverstand zu vermeiden, sollte es heissen: wenn man das Mass der Grundlinie mit dem Masse der Höhe multiplicirt. Denn Linien können nicht mit Linien multiplicirt werden. Eben diese Unrichtigkeit kömmt S. 15 und in der Folge öfters vor. — Die Anmerkung zu §. 81 spricht von der Berechnung der Dreyecks-Ebene aus ihren gegebenen Seiten, wozu zwey Regeln gegeben werden. Zum Verständnisse der ersteren wäre es zweckmässig gewesen, wirklich zu zeigen, wie man aus diesen 3 Seiten die Höhe des Dreyecks berechne, zumal da dieses ohne Anwendung der Algebra geschehen kann. Über die zweyte Vorschrift empfehlen wir den Anfängern eine kleine Schrift: *Die Berechnung der Dreyecks-Ebene aus ihren gegebenen drey Seiten.* Frankfurt a. M. 1813, b. Jäger, worin sie reichlichen Stoff zum gründlichen Studium finden werden. — Die Bemerkung zu §. 82 erwähnt des Satzes, aus der Summe und dem Unterschiede zweyer Grössen diese Grössen selbst zu finden. Warum steht dieser Satz hier beweislos da, der doch ohne Algebra leicht erwiesen werden kann? — §. 83 zeigt die Berechnung der geradlinigen irregulären Vielecke. Bey No. 3, worin gelehrt wird, um das gegebene Vieleck ein schickliches Parallelogramm zu beschreiben, und von dessen Inhalte die zwischen dem Vielecke und dieser Figur liegenden Stücke abzuziehen, hätte kurz bemerkt werden sollen, wann diese Methode vortheilhaft, und wann sie nachtheilig ist. Bey dem Fig. 9 angegebenen Vielecke ist das Letztere wirklich der Fall. Nimmt man auch ABDC als ein Rechteck an: so muss man, um dasselbe sowohl als auch die Stücke 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, zu berechnen, 17 Linien messen. Denkt man sich aber von E nach B eine gerade Linie EB, und zieht von F, M, L, K, I und G Lothe darauf, so braucht man zur Berechnung des Vielecks nur 13 Linien zu messen. Auch ist die fernere Rechnung noch einfacher. — Die Sätze §. 85 und 86 würden dem Anfänger gewiss fasslicher seyn, wenn der Vf. sich der gewöhnlichen Bezeichnungsart der Proportionen bedient hätte: denn die Schlüsse, die doch auf der Proportionslehre beruhen, lassen sich hiedurch bequemer übersehen. — §. 87. b) vermisst man die Anweisung, ein Quadrat zu construiren, welches z. B. $\frac{2}{3}$, $\frac{5}{7}$ oder überhaupt $\frac{n}{m}$ eines gegebenen ist. — Der Beweis von §. 90 ist ohne Noth etwas gedehnt. Kürzer lässt sich zeigen, dass die drey entstehenden Parallelogramme gleich seyn müssen, weil sie gleiche Grundlinien GE = EC = CA und gleiche Höhe, den Abstand der Parallelen AG und BH, haben. — Zu §. 90 No. 3) gehört auch noch der Fall, ein Parallelogramm in zwey

gleiche Theile zu theilen, wenn der Theilungspunct in einer seiner Seiten liegt, dessen Auflösung sehr einfach ist. — Der Auflösung der Aufgabe in §. 94. No. 3) liegt eine *petitio principii* zum Grunde. Denn man kann die zwey Seiten des gegebenen Dreyecks, um welches ein Kreis (der Vf. schreibt immer *Cirkel*) beschrieben werden soll, *erst dann* als Sehnen eines Kreises ansehen, wenn dieser Kreis wirklich construirt ist. Die Auflösung setzt also die Vollendung der Aufgabe schon voraus. Diese Unrichtigkeit, welche sich in viele der besten Lehrbegriffe der Geometrie, z. B. von *Kästner*, eingeschlichen hat, läst sich sehr leicht verbessern, wenn man zeigt, dass die zwey Lothe, welche auf der Mitte zweyer Dreyecksseiten errichtet, und durch dessen Fläche verlängert werden, sich 1) schneiden müssen, und 2) in einem Puncte, der von den drey Winkelpuncten des Dreyecks gleiche Entfernung hat. — §. 98, wo von dem Verhältnisse des Durchmessers zum Umfange des Kreises gesprochen wird, vermissten wir sowohl etwas Weniges zur Geschichte dieses merkwürdigen Verhältnisses, als auch die Auseinandersetzung der Möglichkeit, aus dem Halbmesser und der Seite eines regulären Vielecks in einem Kreise die Seite des regulären Doppeleckes durch Rechnung zu finden. Ohne dieses wird dem Anfänger der Weg nimmer klar werden, den man gehen musste, um zum Ziele zu gelangen. — Der Abschnitt von den Körpern ist meist nur historisch vorgetragen. Wer die etwas schwierigen Vordersätze kennt, um die Stereometrie streng zu begründen, und des Vfs. Plan damit vergleicht, wird dieses nicht missbilligen. Auch müssen wir das *Verfertigen* der mancherley Körper aus Chartenpappe, welches §. 105 gezeigt wird, den Anfängern, als eine sehr zweckmässige Übung, bestens empfehlen. — §. 107 sollte bemerkt werden, dass übereinstimmende Körper ausser ihrem Orte auch noch in Hinsicht ihrer Lage verschieden sind, welche sie z. B. gegen irgend eine Ebene haben, auf welche man sie bezieht. — Der Beweis über die Gleichheit prismatischer Körper von gleicher Grundfläche und Höhe wird §. 107, B) aus der Gleichheit der mit ihren Grundflächen parallelgehenden Durchschnittsebenen abgeleitet, und kömmt auch noch weiter unten bey zugespitzten Körpern vor. Wie wenig bindend dieser Beweis ist, weiss jeder gründliche Geometer. Obgleich der Vf. der strengeren Darstellung nicht folgen konnte, indem diese für die ersten Anfänger etwas zu schwer seyn dürfte: so hätte sich unseres Dafürhaltens ein Mittelweg einschlagen lassen. Wenn man sich bey zwey Parallelopipeden von congruenter Basis und einerley Höhe in gleicher Entfernung von den Grundflächen zwey Durchschnittsebenen denkt, die unendlich nahe beysammen liegen: so entstehen zwey kleine Parallelopipeden, welche sich als congruent ansehen lassen. Auf solche Weise werden diese Körper nicht aus *Ebenen*, sondern aus kleinen *Elementarkörperchen* zusammengesetzt, wodurch wenigstens das Widersprechende der anderen Beweisart vermieden wird. — Das Nöthige von dem Körpermasse und dessen Verwandelung ist S. 133 recht zweckmässig vorgetragen, so wie die Anwendung davon auf Ausrechnung der Körper. — Auch die ebene Trigonometrie, worin die vorkommenden Fälle zur Berechnung der fehlenden Stücke eines Dreyecks immer mit wirklich berechneten Beyspielen erläutert sind, entspricht ihrem Zwecke. — Und so sehen wir denn mit Vergnügen der ferneren Fortsetzung dieses nützlichen Werkes entgegen.

Der *zweyte Cursus* von No. 2, welcher die allgemeine Arithmetik, die Geometrie, mit Einschluss der Stereometrie, und die ebene Trigonometrie enthält, steht dem ersten (vgl. J. A. L. Z. 1813. No. 219) weder an Deutlichkeit des Vortrags, noch an Gründlichkeit der Bearbeitung nach, und wir können ihn denjenigen, welchen bey dem Bergbaue und der Markscheidekunst eine gründliche Anwendung der Geometrie nothwendig ist, mit Grund empfehlen. Unter der Aufschrift: *allgemeine Arithmetik*, wird die gewöhnliche Buchstabenrechnung, die Lehre von Potenzen, die Ausziehung von Quadrat- und Cubik-Wurzeln, die ersten Elemente der Algebra, die Proportions- und Logarithmen-Lehre vorgetragen. — Die Geometrie und Trigonometrie enthält, ausser vielerley Anwendungen auf den Bergbau, das sonst Gewöhnliche. *Neue* Darstellungen darf man hier nicht suchen; doch müssen wir dem Vf. das Zeugniss geben, dass er vieles Wissenswerthe in einem engen Raume zu concentriren weiss, ohne Nachtheil der Deutlichkeit. — Was uns beym Durchlesen der Schrift vorzüglich aufgefallen ist, wollen wir in der Kürze berühren. Die Definition der Mathematik §. 1 ist nicht bestimmt und verständlich genug; und irrig ist es, wenn in der Anmerkung gesagt wird, die *Mathematik* betrachte *an den Körpern* nur ihre Grösse, oder den Raum, welchen sie einnehmen. Diese Betrachtung gehört in die Geometrie, als einen Theil der Grössenlehre. Auch hätte §. 2 No. 1 bemerkt werden sollen, dass die Grösse als eine blosse Menge, die aus *gleichartigen* Theilen besteht, angesehen werden könne. — Zu einem Lehrsatze gehört nach §. 9 nur dann die *Construction* der Hülfslinien, wenn man von zusammengesetzteren *geometrischen* Beweisen spricht. In der Arithmetik kommen keine Constructionen vor. — Die Regel zur Subtraction entgegengesetzter Grössen §. 29 ist richtig und sinnreich, allein für die ersten Anfänger nicht evident genug. Die gewöhnliche Regel in der Anmerkung aber hätte erwiesen werden sollen. — Bey der Aufgabe §. 39, aus jeder vollkommenen Quadratzahl die Quadratwurzel zu ziehen, vermisst man ebenfalls einen überzeugenden Beweis über die Richtigkeit des Verfahrens, der leicht geführt werden kann. Von der Annäherungs-Methode bey unvollständigen Quadratzahlen in Zus. II gilt dieses eben so, wie von Auffindung der Cubikwurzel. — In der Geometrie wird bey dem Decken der Linien, Winkel u. dgl. meist von *Auf*einanderlegen gesprochen, da man die Congruenz e-

genseitig ein Ineinanderfallen nennen muss. Jene Vorstellungsweise verleitet den Anfänger leicht zu bloss mechanischen Beweisen. — Der Grundsatz §. 90: gleiche gerade Linien und gleiche Winkel decken einander, ist nicht ganz richtig ausgedrückt, da hier nur von einer *möglichen* Congruenz die Rede ist. — Bey der Aufgabe §. 145 hätte bemerkt werden sollen, dass die fragliche Theilung der Kreisperipherieen meist nur mechanisch, in vielen Fällen aber auch streng geometrisch ausgeführt werden könne. Überhaupt wäre es zweckmässiger, dieses Capitel mit Theilung der Peripherie in 4, 8, 16 . . . gleiche Theile zu beginnen, um den Anfänger auf einem evidenten Wege in diese wichtige Lehre einzuführen. — Dem Beweise des Lehrsatzes §. 156: Parallelogramme von gleicher Höhe verhalten sich wie ihre Grundlinien, fehlt es an der erfoderlichen *Allgemeinheit*. Der Vf. hat nur einen speciellen Fall erwiesen, der wohl Vieles, doch nicht Alles unter sich begreift. Wenn die Grundlinien ein Irrationalverhältniss bilden: so bedarf der Satz eines anderen Beweises. — §. 192 hätte auch der übrigen möglichen Fälle in Hinsicht der Lage beider Parallelopipeden Erwähnung geschehen sollen, wenn sie gleich nicht besonders ausgeführt worden wären. — Wenn in dem Beweise des Lehrsatzes: Pyramiden von gleichen Grundflächen und Höhen sind gleich am Körperraume (§. 196), gesagt wird: Sollten die Pyramiden noch nicht dreyseitig seyn, so verwandele man sie in solche, und behalte Grundfläche und Höhe bey: so setzt diese Foderung den erwiesenen Satz voraus, dass jede vielseitige Pyramide einer dreyseitigen von einerley Grundfläche und Höhe gleich ist; ein Satz, der im Vorhergehenden noch nicht vorgekommen ist. Der Vortrag muss hier vielmehr den umgekehrten Gang gehen, zuerst die Gleichheit solcher dreyseitigen Pyramiden unter sich zeigen, und sodann erst sich zu den mehrseitigen erheben. — Die Elemente der Trigonometrie sind befriedigend und mit mannichfaltigen Anwendungen versehen dargestellt. Δ.

1) Emden, b. Meyer: *Kurzgefasste Darstellung der einfachen und zusammengesetzten Zinsrechnung.* Von *Ernst Wilhelm Brune.* Mit drey gedruckten Tabellen. 1813. XII u. 234 S. 8. (20 Gr.)

2) Dessau, im Selbstverlage, und Leipzig, b. Bruder: *Anfangsgründe der Algebra.* Zum Nutzen der Jugend herausgegeben von *Meyer Elkan Fürth.* Vierter Theil. 1814. V u. 210 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In No. 1 erhalten wir eine sehr empfehlenswerthe Schrift. Wenn ihr Vf., wie dieses aus der Vorrede zu erhellen scheint, ein blosser Dilettant in der Mathesis ist: so macht ihm seine Arbeit um so mehr Ehre. Er vereinigt mit einer richtigen Ansicht der bey der einfachen und zusammengesetzten Zinsrechnung vorkommenden praktischen Fälle das vorzügliche Talent, diese Fälle mit Hülfe einer strengen Anwendung der Buchstabenrechnung in sehr brauchbaren Formeln darzustellen. Obgleich wir für einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung vorzügliche Werke besitzen: so verdient doch diese Schrift wegen der Mannichfaltigkeit und Neuheit der behandelten Fälle eine vorzügliche Empfehlung. Diese Fälle hier einzeln aufzuführen, verbietet der Raum. Freylich werden nur solche Leser wahren Nutzen aus dieser Schrift ziehen, welche mit der Buchstabenrechenkunst vertraut sind, und in der Behandlung algebraischer Formeln einige Fertigkeit besitzen. Diess gereicht aber dem Werke nicht zum Nachtheil, sondern beweiset aufs Neue die alte Wahrheit, dass auch dem Juristen, Ökonomen u. s. f. gründliche mathematische Kenntnisse nothwendiger sind, als man hie und da zu glauben pflegt. — Dass aber der Vf. in dem *Anhange* zur einfachen Zinsrechnung einen Beweis der Formel in §. 26 über die Summe der harmonischen Reihe: $p = a\left(\frac{1}{1+r} + \frac{1}{1+2r} + \ldots + \frac{1}{1+nr}\right)$ beygefügt, der *erstlich* zwölf Seiten einnimmt, und *zweytens* auf der Differentialrechnung beruhet, können wir nicht billigen. — Was uns dagegen des Vfs. Werk werth gemacht hat, sind die nicht seltenen kritischen Bemerkungen über andere Schriften. So wird S. 10 ein Fehler gerügt in *Kochs* Anleitung zur Anwendung der Logarithmen-Rechnung auf kaufmännische Gegenstände, II. Abschn. §. 39; so werden mehrere Unrichtigkeiten in *v. Florencourt* Abhandl. aus der jurist. und polit. Rechenkunst, in *Langsdorfs* arithmetischen Abhandl., und in *Kästners* Fortsetz. der Rechenkunst, mit Gründlichkeit verbessert. — Ferner sind überall praktische Zahlenbeyspiele zum Verständniss der allgemeinen Formeln beygebracht. — Wir ermuntern den Vf. zur baldigen Ausarbeitung eines zweyten Theiles von Berechnung der Leibrenten, Wittwenpensionen und drgl.; empfehlen ihm aber hiebey die Grenzen der niederen Algebra nicht zu überschreiten, was auch sehr füglich geschehen kann.

Von No. 2 haben wir die drey ersten Bände (J. A. L. Z. 1810. No. 138 u. 1812. No. 183) mit Beyfall angezeigt. Der vor uns liegende vierte Band verdient gleiche Empfehlung. Er handelt von den Gleichungen der dritten, vierten und fünften Potenz, von den Gleichungen unbestimmter Dignitäten, von Auffindung der nächsten Wurzeln, und ziemlich ausführlich von der unbestimmten Analytik. Der Vf. folgte bey dessen Bearbeitung dem zweyten Theile von *Eulers* Algebra, und wir fanden öfters Verbesserungen und Ergänzungen des Eulerischen Vortrags. Auch in diesem Theile bewährt der Vf. ein vorzüglich glückliches Talent zur Darstellung analytischer Wahrheiten. Seine Bemerkungen sind nicht von der Oberfläche ergriffen, sondern aus der Tiefe der Wissenschaft geschöpft. Obgleich dieser Theil seines Gehaltes wegen mehr Leser, als die drey ersteren verdient: so zweifeln wir, ob er sie wirklich erhalte. Wie Wenige von unseren studirenden Jünglingen erheben sich in der Algebra zu den Gleichun-

gen vom *dritten*, *vierten* und *fünften* Grade? Meist setzt schon die Lehre der *quadratischen* Aufgaben ihrem Fortschreiten eine Grenze. Die Ursache davon scheint uns nicht in der vermeintlichen Schwierigkeit der Behandlung höherer Gleichungen, sondern vielmehr darin zu liegen, dass der Vortrag der Mathematik an den meisten öffentlichen Lehranstalten von den ersten Elementen an bis zu den höheren Cursen nicht nach *Einem* Plane und in *Einer* fortschreitenden Ordnung geleitet wird. Wie weit müssten es nicht die Schulen, selbst von mittelmässigen Talenten, bringen, wenn der Zeitraum von 8 – 10 Jahren, innerhalb welchem sie dem Studium der Mathesis obliegen, zweckmässig angewandt würde! Diess wird aber so lange ein frommer Wunsch bleiben, als es den Chefs des öffentlichen Unterrichts nicht gefallen wird, die Kette mathematischer Wahrheiten nach Einem Lehrbegriffe von der niedrigsten Classe bis zur höchsten vortragen zu lassen, und dabey für tüchtige Lehrer zu sorgen, die, allen Mechanismus verabscheuend, nur den Geist der Sache zu erfassen, und ihren Schülern mitzutheilen verstehen. — Übrigens verdient diese Schrift nicht nur Anfängern in die Hände zu kommen, sie wird auch jedem Liebhaber, und selbst dem Kenner eine erfreuliche Lectüre gewähren.

Wenn der Vf. die von uns (1814. No. 37) gerügten Mängel seines *Rechenbuches*, 2 Theile, Leipzig 1813, in einem dritten Theile, oder einem Anhange verbessern will: so wird es diesem Werke zum Vortheile gereichen. Das, was wir in jener Recension gegen den Beweis §. 64 gesagt haben, hat er missverstanden. Denn nicht gegen die *Wahrheit* jenes Beweises, sondern gegen dessen *Evidenz* war unsere Bemerkung gerichtet, welche wegfällt, sobald derselbe nach Anleitung von *Legendre ausgeführt* wird.

A.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Dresden*, b. Arnold: *Orthodidaktik der Mathematik, insbesondere für gelehrte Schulen, von Fr. Schmeisser*, Privatlehrer in Dresden. Erste Abtheilung. 1813. 94 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. sucht in dieser sehr gut geschriebenen Abhandlung die Vorzüge ins Licht zu stellen, welche die Lehrmethode der Griechen in der Mathematik vor der unsrigen habe, und gründet darauf Vorschläge, wie wir unseren mathematischen Unterricht einrichten sollten. Er stimmt ein in die auch von Anderen oft erhobenen Klagen, dass unsere Mathematiker oft nur Formelkrämer sind, und glaubt, unsere Lehrmethode führe dazu; indess ist er gerechter, als manche Andere, und gesteht, dass die Mathematik nur diejenigen dürre und geistlos mache, die ohnehin schon im Verdorren begriffen waren, und dass dagegen manche ächte und grosse Mathematiker geistvoll im reichem Sinne waren, und noch sind. Unstreitig thut man unserer Algebra zuviel, wenn man, wie *Kausler* sagt, sie sey durchaus geistlos. Jeder, der sich mit eigenen, neuen Untersuchungen beschäftigt hat, wird wissen, dass man, um zu etwas Gründlichem und Wahrem zu gelangen, nicht bloss rechnen, sondern immer die Sache selbst vor Augen haben muss; dass man ohne das freylich wohl Formeln finden kann, aber nie zu einer klaren Ansicht der Sache gelangt. Dass das Publicum diejenigen Menschen Mathematiker nennt, und vielleicht sogar *grosse Mathematiker*, die bloss dicke Bände voll Formeln schreiben, ist nicht die Schuld der Mathematiker, welche gewiss einstimmig diese Formelkrämer für nichts als gemeine Rechenmeister erklären. Von dem ächten Mathematiker wird man sehr oft das rühmen können, was *Kästner* von *Euler* sagt, dass er eben so gut sich mit Anfängern zu unterhalten, als die grössten Meister zu lehren wisse; Klarheit der Ansichten wird bey ihm immer das Erste und Höchste seyn, und Gewandheit im Rechnen nur das Dienende, aber doch auch unstreitig in der Hand des Meisters ein herrliches, unschätzbares Instrument.

Wie die Alten die Geometrie lehrten, glaubt Hr. *S.* aus dem Wenigen, was Plato gelegentlich andeutet, schliessen zu können, nämlich ganz heuristisch, nicht so wie Euclids Elemente abgefasst sind. Er missbilligt es, dass wir gewöhnlich, wie Euclid, den Lehrsatz im Voraus aufstellen, und nun den Beweis nachfolgen lassen; natürlicher, glaubt er, sey es, wenn man Schlüsse aus bekannten Sätzen an einander reihe, und dann dem Schüler selbst überlasse zu finden, welcher Satz daraus folge. Es lässt sich allerdings etwas hiefür sagen; aber die Methode, dem Schüler das Ziel seiner Schlüsse vor Augen zu legen, ist doch gewiss nicht geradezu verwerflich, sondern gut geleitet, kann sie dazu dienen, die ganze Richtung des Weges voraus zu sehen, den man nehmen muss, um zu diesem Satze zu gelangen. Wenn Sokrates, nachdem er den bekannten Satz im Menon durchgeführt hatte, etwa so fortgefahren wäre: Du hast nun gesehen, dass im gleichschenklichten rechtwinklichten Dreyecke die Summe der Quadrate der Catheten dem Quadrate der Hypothenuse gleich sey; Du wirst finden können, dass diese Gleichheit auch bey den rechtwinklichten Dreyecken Statt findet, die *nicht* gleichschenklicht sind; — so hätte er ganz Euklidisch den Lehrsatz voran aufgestellt, und es würde nun dem Schüler wohl nicht schwer geworden seyn, einen allgemeinen Beweis zu finden, obgleich nicht gerade den, welchen Euklides hat.

Dass man eine ähnliche Methode wie diese sokratische befolgen solle, leidet wohl keinen Zweifel; nur ist die Art, wie das geschehen könne, bey einem öffentlichen Vortrage nicht so leicht zu bestimmen. Die Griechen hatten bey der Auswahl ihrer Schüler unendliche Vorzüge vor uns, denen aufgetragen wird, bestimmten Knaben Mathematik zu lehren. Die heuristische Methode erfodert, so wie alles eigentliche Auffassen, eine willige, freudige Aufmerksamkeit des Geistes, und wird den, der geradezu faul ist und nicht denken mag, eben so wenig aus der Stelle bringen, als jede andere Methode. Dieses eben ist es, was manchen Lehrer zur Verzweiflung bringen könnte, selbst wenn er alle Fähigkeit besitzt, um auch dem minder Scharfsinnigen die Erlernung der Mathematik leicht zu machen.

Doch, dieser nie wegzuräumenden Schwierigkeit ungeachtet, wird ein doppeltes Lehrbuch für Lehrer und Schüler, so wie Hr. *S.* es zu bearbeiten gedenkt, allemal nützlich seyn, und nach diesem Vorläufer zu urtheilen, wird man sich von den Arbeiten des Vfs. viel Gutes versprechen dürfen; doch möchten wir ihn bitten, ja nicht neuerungssüchtig zu werden.

An dem Plane, welchen Hr. *S.* in dieser kleinen Schrift für die Darstellung der Arithmetik giebt, hat Rec. das nicht gefallen, dass die Potenzen aus dem Verbinden und Zerlegen der Verhältnisse hergeleitet werden. Rec. hat diese Darstellung nie so leicht finden können, als es die ist, welche vom blossen Multipliciren ausgeht.

L. e. c.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ideen über die Bildung eines freyen germanischen Staatenbundes, nebst einem Anhang über einen ähnlichen italischen Bund.* Von dem Verfasser der Ideen über das Gleichgewicht von Europa. 1814. 272 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. dieses Werkes ist ein fruchtbarer politischer Schriftsteller, welchem, wenn er sich gleich weder durch Tiefe noch Eigenthümlichkeit auszeichnet, doch ein heller und gesunder Blick nicht abgesprochen werden kann, und dessen Schriften daher alle, soweit Rec. sie kennt, ohne zu den vortrefflichen zu gehören, und bey manchen Mängeln, dennoch theils dem grösseren Publicum durch allgemeinere Verbreitung heilsamer Wahrheiten, theils selbst dem wirklichen Gelehrten und dem praktischen Staatsmanne durch die Mittheilung einzelner trefflicher Bemerkungen nützen können. Ganz ohne Belehrung wird man keines von ihnen aus der Hand legen. — Im Allgemeinen gilt diess auch von der vorliegenden Schrift, welche übrigens noch vor dem Einzuge der Verbündeten in Paris verfasst wurde, und daher Manches enthält, was weggefallen oder anders gestellt seyn würde, wenn der Vf. nach dem pariser Frieden, und also namentlich nicht mehr in der unerfüllten Voraussetzung geschrieben hätte, dass Frankreich durch diesen Frieden überall auf seine Sprachgrenze eingeschränkt werden würde.

Es lassen sich der Formen viele denken, in welche die äusseren Verhältnisse der deutschen Staaten, sowohl gegen einander, als gegen ein gemeinschaftliches Oberhaupt, wenn sie ein solches erhalten sollten, durch die künftige deutsche Verfassung gestaltet werden können. Über das Für oder Wider dieser verschiedenen Formen zu schreiben, ist zwar, wenn der Schriftsteller seinem Gegenstande gewachsen ist, nicht unverdienstlich: denn geschickte Erörterungen dieser vielseitigen Ansichten (welche nur jetzt noch mit völliger Unbefangenheit geschehen können, weil sie späterhin als Kritik des wirklich Gegebenen erscheinen müssen), können den politischen Blick üben und über die grossen Angelegenheiten des Vaterlandes aufklären; auch wird es immer ein geschichtliches Interesse haben, zu sehen, was der gebildete Theil unseres Volkes von den grossen Mächten auch in dieser Hinsicht für Deutschland foderte, und was diese ihm wirklich gaben: das grösste Interesse aber, welches solche Erörterungen haben können, fällt gegenwärtig hinweg, da wir Deutschlands Schicksal, was diese äusseren Verhältnisse im Allgemeinen betrifft, als bereits beschlossen annehmen müssen, und in diesem Augenblick nur noch des Ausspruches harren, der es kund machen soll. Die Berathung über die künftige Einrichtung der *inneren* Verhältnisse der deutschen Länder ist daher nach Rec. Dafürhalten jetzt ungleich wichtiger, als Muthmassungen und Rathschläge wohlmeinender Schriftsteller über jene *äusseren* Verhältnisse. Er wird aus diesem Grunde die Ansichten des Vfs., so weit sie bloss diese Letzteren betreffen, nur darstellen, ohne sie einer eigentlichen Prüfung zu unterwerfen.

Der Vf. wünscht nicht die Wiederherstellung eines deutschen Reiches, unter einem Kaiser vereinigt; er ist vielmehr der Meinung, „dass der ganze Hauptzweck des jetzigen schweren Kampfes in einem der wesentlichsten Puncte verfehlt, dass das ganze Gleichgewicht von Europa zerstört wäre, wenn die kleinen Staaten Deutschlands was immer für eine andere Verfassung erhielten, als die eines freyen germanischen Bundes." Österreich und Preussen sollen von diesem Bunde ausgeschlossen bleiben. — Es scheint, der Vf. hätte die natürlichste Ordnung befolgt, wenn er die Erörterung der Nothwendigkeit dieser Form und ihre näheren Bestimmungen vorangeschickt, und dann erst von den einzelnen Ländern, welche den Bund bilden sollen, und ihren inneren Verhältnissen geredet hätte. Er hat aber eine umgekehrte Ordnung befolgt, und nach dieser wollen denn auch wir die Schrift jetzt durchgehen.

Sie zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste, mit der Überschrift: „Allgemeine Ansichten des Zweckes, der Natur und der Gestaltung eines Staatenbundes," ist so allgemeinen Inhaltes, und enthält, wenn gleich im Ganzen sehr richtige Ansichten, doch so wenig, was eigentliche Auszeichnung verdient, dass er hier füglich übergangen werden kann. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich nun mit dem germanischen Staatenbunde insbesondere.

I. *Von den Grundkräften des germanischen Staatenbundes.* Die österreichischen und preussischen Länder kommen hier nicht in Betracht, da beide Monarchieen wegen ihrer selbstständigen Grösse von dem germanischen Staatenbunde ausgeschlossen bleiben sollen. Es soll derselbe vielmehr nur bestehen aus den Ländern des ehemaligen Rheinbundes, welche der Vf. auf 5480 Quadratmeilen, und auf 13,692000 Einwohner anschlägt, und aus denjenigen

deutschen Ländern, welche Frankreich nach des Vfs. Voraussetzung im Frieden an Deutschland zurückgeben sollte, und welche er auf 1625 Quadratmeilen und 3,399206 Einwohner schätzt, so dass sich eine Total - Summe von 7111 Quadrat - Meilen und 27,091206 Einwohnern ergiebt, von welcher jedoch der Vf. selbst ungefähr 1000 Quadrat - Meilen und 1,350000 Einwohner wieder abrechnet, welche davon an Österreich und Preussen, Einiges auch an Holland und die Schweiz, zurückfallen sollen. Noch einen zweyten Abzug würde der Vf. jetzt machen müssen, da Frankreich weniger abgetreten hat, als er voraussetzte.

II. *Von der zweckmässigen Vertheilung der Grundkräfte unter die einzelnen Bundesstaaten.* Nach der Ansicht, dass Deutschland weder Sicherheit von Aussen, noch im Inneren die Vortheile einer selbstständigen Verfassung geniessen kann, wenn seine bisherige Zerstückelung in zu viele und zu kleine Staaten fortwährt, vertheilt der Vf. jene Grundkräfte unter acht Staaten, nämlich Baiern, Wirtemberg, Baden, Hessen - Darmstadt, Hessen - Cassel, ein Grossherzogthum oder Königreich des Niederrheins, Sachsen und Hannover. Kleinere Länder sollen einigen von diesen zwar nicht unterworfen, aber, besonders in militärischer und polizeylicher Hinsicht, so eng mit ihnen verbunden werden, dass sie innerhalb des Bundes nur in völliger Einheit mit ihnen erscheinen, z. B. Nassau mit Hessen - Cassel, Braunschweig mit Hannover u. s. w.; Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main sollen als freye Bundesstädte für sich bestehen. Mehrere Versetzungen von Regenten - Familien liegen mit in dem Plane des Vfs. — Eine nähere Angabe und Prüfung desselben bedarf es wohl nicht. Es kann einem Schriftsteller, der unbekannt fast mit allen Schwierigkeiten ist, welche bey der wirklichen Feststellung dieser Verhältnisse jeden Schritt begleiten müssen, nicht schwer fallen, solche Vertheilungspläne bey Dutzenden zu entwerfen, ohne dass eben desshalb ein einziger die Aufmerksamkeit des praktischen Staatsmannes verdiente. Doch ist Rec. dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass sein Plan im Einzelnen mehrere glückliche Gedanken enthält. Sehr beachtungswerth scheint auch Rec. zu seyn, was der Vf. gegen die Vereinigung aller jenseits des Rheins gelegenen deutschen Länder in einen einzigen Staat (etwa in ein zweytes burgundisches Königreich, welches der Vf. bey seiner Voraussetzung, dass Frankreich alle ehemaligen deutschen Länder werde zurückgeben müssen, für möglich halten konnte) sagt, indem er besorgt, dass sich in diesem neuen Staate demnächst „ein Geist bilden würde, der, wenn auch kein französischer, wenigstens doch auch kein ächt deutscher Geist genannt werden dürfte, und der leicht die deutschen Fehler mit den französischen einigen könnte. Wahre Politik, fährt der Vf. fort, scheint mir eine solche Einrichtung zu erfodern, dass mehrere Staaten bey der Handhabung der Besitzungen jenseits des Rheins unmittelbar interessirt seyen, dass der Rhein möglichst ganz als Grenze vernichtet werde, dass aber doch die Residenzen diesseits bleiben. Durch die diesseitige Lage der Residenzen erhalten die vorliegenden Fürsten theils wirklich grössere Sicherheit, theils jenes Vertrauen in die deutsche Selbstständigkeit, ohne welches sie weder errungen noch behauptet werden kann, und nur dadurch werden die überrheinischen Brüder wieder gewöhnt, mehr nach Deutschland, nach der Weser, der Elbe, dem Neckar, dem Main und der Donau hinzuschauen, als nach den undeutschen Ufern der Seine. Ich müsste mich sehr irren, wenn diese Bemerkung nicht von psychologischer Wichtigkeit wäre, und ich müsste sehr falsch beobachtet haben, wenn die Überrheiner im Durchschnitt es nicht bedürften, dass man ihnen, so zu sagen, das Gesicht wieder umkehre nach der Gegend hin, wo der Mittelpunct deutscher Heimath und Sitte ist." — Übrigens sieht der Vf. das nochmalige, aber letzte Zerreissen mancher althergebrachten Verhältnisse zwischen Fürsten und Unterthanen, welches sein Plan mit sich bringt, nur als ein nothwendiges Übel an, und verkennt nicht das Nachtheilige und Widerrechtliche, welches an und für sich mit einem solchen Zerreissen verbunden ist.

III. *Von der Verfassung des germanischen Staatenbundes.* Als die Aufgabe jeder Verfassung im Allgemeinen nimmt der Vf. an: „eine solche Stellung des Einzelnen gegen das Ganze und des Ganzen gegen das Einzelne auszumitteln, dass jenes nur für sich thätig zu seyn scheinen könnte, während es für das Ganze thätig ist, und umgekehrt, dass alles, was für das Ganze geschiehet, für jeden Einzelnen zu geschehen scheine." Nach dieser wohlthätigen Ansicht eifert er gegen den verderblichen, aber in neueren Zeiten immer weiter verbreiteten und immer schneidender befolgten Grundsatz der Ausrottung des Provincialismus und der Zerstörung aller Eigenthümlichkeit des Einzelnen durch gewaltsam aufgezwängte allgemeine Formen. Er sagt sehr wahr, dass der Egoismus, oder die Liebe des Dinges zu sich in seiner Einzelnheit, dasjenige ist, woran der Mensch das Lieben überhaupt lernen muss, und dass namentlich der Provincialismus die nächste und wichtigste Pflanzschule des Patriotismus ist. Der Vf. bemerkt, dass selbst in Frankreich, wo man darauf ausging, durch die Bildung der neuen Departements die Namen der alten Provinzen (Normandie, Piccardie u. s. w.) und mit ihnen die Erinnerung an ihre eigenthümlichen Verfassungen auszurotten, jene Wahrheit nicht allgemein verkannt wurde, und führt zum Beleg die merkwürdigen Worte von Portalis an: „Frankreich ist zu gross und zu ausgedehnt, um sogleich in den Begriff des Volks zu fallen; an der Liebe zu seiner Heimath, an dem Stolze, den ihm der Ort und die Provinz einflösst, in der er geboren wurde, muss der Jüngling lernen, künftig das Vaterland zu lieben, und stolzer noch zu werden auf den Namen eines Franzosen." Aus diesem Grunde sah man, wie der Vf. treffend bemerkt, neuerlich in französischen Proclamationen, als der Staat in Gefahr kam, die Provin-

cialnamen wieder hervortreten, in welchen das Volk eine Geschichte hat, während die Departements-Namen es nur an Conscription und Steuern erinnern können. „In Deutschland wurde Frankreichs Vorbild auch in diesem Stück nicht immer glücklich nachgeahmt. Immerhin hätte man Kreis-Eintheilungen innerhalb alter Provinzen vornehmen können, ohne diese Provinzen selbst ganz zu vernichten. In manchen Staaten kam freylich die besondere Rücksicht dazu, dass man den ganzen Unterschied zwischen alten Besitzungen und neu erworbenen verwischen wollte. Darin liegt denn allerdings Etwas, doch glaube ich, dass der Name dabey lange nicht so viel thut, als reelle Gleichhaltung aller, während jede Provinz in dem an sich gleichgültigen Namen, unter welchem sie sich aber von langer Zeit her kennt, immer Etwas einbüsst, wobey man sie allein in grossen Anlässen hervorrufen kann. Der Provincial-Egoismus kann schädlich werden; allein die übertriebene Besorgniss, welche man desfalls so oft in neuerer Zeit geäussert hat, gleicht, näher betrachtet, der Ängstlichkeit eines schlechten Fuhrmanns wegen des Muthes der Gespanne, die er regieren soll. Das Volk, dem noch Provincial-Egoismus bleibt, erträgt nicht so leicht Peitschenhiebe, aber es bedarf deren auch nicht so viele, und es lässt das Vaterland nicht stecken, wenn Noth an den Mann gehet." — Rec. hat sich bey diesem Punct länger verweilt, weil gerade im gegenwärtigen Augenblicke die allergrösste Beherzigung dieser Wahrheiten nicht genug empfohlen werden kann. *Einheit des deutschen Volkes* auf alle mögliche Weise zu befördern, das ist jetzt die wichtigste und die schwerste Aufgabe unserer vaterländischen Politik. Denn wer kann sich die traurige Wahrheit verbergen, dass die Eintracht, durch welche sich Deutschland in der allerneuesten Zeit verherrlichte, theils *erzwungen*, theils, wenn auch freywillig, doch nur die Wirkung der höchsten *Noth* war, und mit diesen ihren Ursachen bald wieder verschwinden und den unglücklichsten Zwistigkeiten Raum geben wird, wenn nicht die Gunst des gegenwärtigen Augenblicks zu den nöthigen Vorkehrungen benutzt wird? Aber Einheit des Volks kann nur erreicht werden *durch innige Verknüpfung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, nicht durch Auflösung und Zerstörung der einzelnen Theile selbst*. Alle einzelnen Theile des deutschen Reiches oder des deutschen Bundes so unter sich zu verbinden, dass wahrhafte Einheit und Eintracht daraus hervorgehe, doch aber die Eigenthümlichkeit der einzelnen Theile zu schonen, ihre eigenthümliche Entwickelung zu befördern, auf solche Weise die Vortheile der Einheit mit denen der Mannichfaltigkeit zu vereinigen: *das* ist es, worauf es jetzt ankommt.

Indem der Vf. die für jede Verfassung im Allgemeinen aufgestellte Foderung auf den deutschen Bund anwendet, sagt er: das Meisterstück eines solchen Bundes würde vollendet seyn in dem Grade, in welchem die Genossen des Bundes, nach der Verschiedenheit ihrer Heimath, *Baiern*, *Sachsen* u. s. w., und dennoch zugleich durch ihre Stellung selbst deutsche *Bündner* zu seyn veranlasst würden. „Die Erreichung dieses Zwecks ist in Nothwendigkeit bedingt dadurch, dass eine Wahrheit von Staats-Angelegenheiten unmittelbar und einzig den einzelnen Staaten selbst überlassen bleibe, während andere definitiv und von allen als Sache des Ganzen betrachtet werden." Der Vf. wendet sich nun zu dem Einzelnen, ohne mehr zu versprechen, als Angabe der hauptsächlichsten Gegenstände der Verfassung des künftigen Bundes, mit einzelnen Bemerkungen begleitet. 1) *Vorlegung und Revision der Constitutionen der einzelnen Staaten des Bundes.* Die erste Bedingung der Aufnahme in den Bund soll die seyn, dass der Staat den Entwurf seiner eigenen bereits bestehenden oder künftigen Verfassung vorlege, und einer strengen Revision unterwerfe. Nur *verfassungsmässige Staaten* sollen in den Bund aufgenommen werden können. Der Vf. giebt die Hauptgegenstände der vorzulegenden Verfassung an. Nur in Rücksicht derjenigen Gegenstände, welche sich nicht unmittelbar auf das Zusammenbestehen im Bunde beziehen, hängt es von der Willkühr eines jeden Staates ab, ob er von den gemachten Bemerkungen Gebrauch machen will oder nicht. Man sucht die innere Verfassung aller deutschen Länder sich möglichst nahe zu bringen. Jeder Artikel der einmal auf solche Weise sanctionirten Verfassung wird der willkührlichen Abänderung des einzelnen Staates entzogen. Doch hat jeder Fürst, nachdem er eine festzusetzende Reihe von Jahren regiert hat, das Recht, auf Abänderungen anzutragen. — Offenbar sind diese Vorschläge aus sehr richtigen Grundsätzen entstanden. Soll möglichste Einheit des Ganzen mit möglichster Schonung der Eigenthümlichkeit des Einzelnen vereinigt werden: so ist es nothwendig, gewisse Hauptpuncte festzustellen, welche bey der inneren Verfassung eines jeden deutschen Landes zum Grunde gelegt werden sollen, alle weiteren Anordnungen aber den eigenthümlichen Verhältnissen und Bedürfnissen eines jeden Landes anzupassen. Natürlich kann auch diese Bestimmung der Verfassung nicht den einzelnen Staaten allein überlassen bleiben. Das Eingreifen einer höheren Macht ist nothwendig. Welche höhere Macht aber soll diess seyn, und auf welche Weise soll diess Eingreifen Statt finden? Der Vf. spricht darüber nur in unbestimmter Allgemeinheit. Doch wird sich diese Frage leichter beantworten lassen, als die zweyte: wer ist es eigentlich, der im Namen des einzelnen Staates die Anträge und Vorschläge wegen der Einrichtung der Verfassung machen soll? Der Fürst allein? Oder mit Zuziehung der successionsfähigen Mitglieder der fürstlichen Familie? Oder soll auch das Volk eine Stimme dabey haben? Aber Landstände haben wir entweder nicht, und sie müssen eben durch die Bundesverfassung erst wieder hergestellt werden; oder wo wir sie noch haben, sind sie doch nicht so organisirt, um als wirkliche Repräsentanten des Volkes gelten zu können, und müssen hiezu eben auch durch den Bund erst gemacht werden; soll es

wa zu jenem Zweck eine Versammlung von Notabeln einberufen werden? Wer sieht nicht die endlosen Schwierigkeiten, die sich hier auf jedem Schritt entgegenstellen! Und doch ist eine in den Hauptgrundsätzen übereinstimmende, in allen übrigen Puncten aber den besonderen Bedürfnissen der einzelnen Länder angepassten, durch freye Berathung zwischen den grösseren Mächten, den Fürsten und den Vertretern des Volkes bestimmte Verfassung ein so schöner Gedanke, dass man sich jede entgegenstehende Schwierigkeit verkleinern oder verbergen möchte. Möge denn die Weisheit der grossen Mächte Mittel finden, alle diese Schwierigkeiten hinwegzuräumen, und mögen unsere Fürsten nicht verkennen, wie eng auch in dieser Hinsicht ihr eigener Vortheil mit dem Vortheil ihrer Unterthanen verbunden ist! — Insbesondere verlangt der Vf., dass jeder Bundesstaat den Etat seiner Staatsschulden vorlege, unter Angabe der Mittel, die er zu ihrer Deckung und allmählichen Abtragung anwenden will. Auch Rec. ist überzeugt, dass die vollkommenste Öffentlichkeit in Rücksicht dieses Punctes bey den ungeheuren Schuldenlasten, welche jetzt alle deutschen Länder drücken, das erste, vielleicht das einzige Mittel ist, ihren Credit wieder herzustellen, und ihre Finanzen vom Untergange zu retten. Nur mit der grössten Wehmuth kann man sehen, wie Länder unter einer Schuldenlast zu erliegen drohen, welche sehr erträglich seyn würde, wenn ihre Regierungen die Öffentlichkeit nicht scheuten, und die Liebe und das Vertrauen ihrer Unterthanen zu erwerben wüssten. *Diese* Mittel, vereinigt mit der genauesten Erfüllung aller einmal übernommenen Verbindlichkeiten, können Wunder thun, von denen der gewöhnliche Finanzier, welcher nur ängstlich den Nothstand seiner Cassen zu verbergen, und auch mit Aufopferung der Ehre und der Gerechtigkeit alle Einnahmen zu erweitern, und alle Ausgaben zu verringern und zu verzögern sucht, keinen Begriff hat. — 2) *Einheit und Untheilbarkeit des Gebietes.* — 3) *Bundesfestungen.* — 4) *Die stehende Armee des Bundes und die Landesbewaffnung.* Einige beherzigenswerthe Gedanken, obgleich dieser Gegenstand durch ausführlichere, und im Ganzen auch wohl bessere Vorschläge anderer Schriftsteller fast für erschöpft zu halten seyn möchte. — 5) *Das Recht, Verträge zu schliessen.* Kein einzelner Staat kann mit einem nicht zum Bunde gehörigen Staate irgend einen Vertrag abschliessen, vielmehr können alle Verträge nur im Namen des Bundes abgeschlossen werden. Ein dringend nothwendiges Erfodernis, welches mit dem folgenden in genauer Verbindung steht. — 6) *Das Gesandtschaftswesen als ausschliessliches Recht des Bundes.* Kein einzelner Bundesstaat kann einen Gesandten an auswärtige Mächte senden, oder einen von ihnen annehmen, sondern nur dem Bunde im Ganzen steht diess Recht zu. Auch diess ist durchaus nothwendige Bedingung, wenn sich nicht die Einheit des Bundes bald wieder auflösen soll. Der Vf. verweilt sich etwas länger bey diesem Punct, und theilt namentlich über die Vortheile, welche die grossen, absolut selbstständigen Staaten daraus ziehen, dass sie Gesandte an kleine Höfe schicken, sehr beachtenswerthe Gedanken mit. Wenn übrigens der Vf. den einzelnen Bundesstaaten gestatten will, Legations-Secretäre (ohne repräsentirenden Charakter) zu senden und anzunehmen: so dürfte er dadurch sein eigenes Werk wieder zerstören. Denn ungeachtet des Vorbehaltes, dass diese Legations-Secretäre nicht fähig seyn sollen, in den inneren Cirkeln des Hofes zu erscheinen, würden sie bald die Stelle der bisherigen Gesandten ganz ersetzen. — 7) *Einheit des Steuerfusses, Einheit in Masse, Münze und Gewicht.* — 8) *Einheit der Gesetzgebung.* Über ihre Nothwendigkeit ist nach *Thibauts* Schrift fast nichts mehr zu sagen. Tadel der französischen Gesetzbücher. „Die besten Gesetze, sagt der Vf., können mit den besten, leichten Mode-Artikeln unmöglich ein Vaterland haben. Der Umstand, dass sich *Montesquieu* unter die Franzosen verirrt hat, stösst diese Wahrheit nicht um." Der Vf. räth, den österreichischen Criminal- und Polizey-Codex, und das preussische Landrecht (letzteres nach einigen Modificationen und nach Ausscheidung mehrerer Artikel, die in die Polizeygesetzgebung gehören), als Gesetzbücher des germanischen Staatenbundes anzunehmen. Rec. ist dagegen mit einem anderen sehr schätzbaren Schriftsteller der Meinung, dass dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuche in dieser Hinsicht der Vorzug vor dem preussischen Landrecht zu geben ist, weil jenes ohne alle weitere Vorbereitung in ganz Deutschland anwendbar seyn würde, dieses hingegen ausser dem bürgerlichen Recht einen so grossen Theil des öffentlichen Rechtes enthält, dass es schon desshalb sich zu einem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche für Deutschland weniger eignet, auch abgesehen davon, dass sein Inhalt besonders wegen mancher Überbleibsel aufgehobener Verhältnisse und wegen mancher Subtilitäten, welche ohne Noth aus dem römischen Rechte beybehalten sind, noch sehr einer Umarbeitung bedarf. (S. darüber *Deutschlands Wiedergeburt* von *Schmid* S. 134 f.)

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.)

FORTSETZUNGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, auch andere Theile der Amtsführung des Predigers.* Zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet, und herausgegeben von *J. C. Grosse.* Vierter Band. 1813. VIII u. 305 S. 8. (20 Gr.)

Dasselbe Urtheil, welches Rec. über den zweyten und dritten Band dieses Archivs (J. A. L. Z. 1812. No. 208) gefällt hat, gilt auch von diesem vierten Bande, der an Brauchbarkeit ihnen nicht nachsteht. Die in diesem Bande in der Ordnung der Sonntage fehlenden Entwürfe, welche bey dem Herausgeber nicht zur gehörigen Zeit eingegangen sind, und von ihm selbst wegen der durch die allgemein bekannten Zeitumstände herbeygeführten Störungen nicht ausgearbeitet werden konnten, sollen im nächsten Bande nachgeliefert werden.

— rs —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
NOVEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ideen über die Bildung eines freyen germanischen Staatenbundes, nebst einem Anhang über einen ähnlichen italischen Bund.* Von dem Verfasser der Ideen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

9) *Einheit der Anstalten für Sicherheits-Polizey.* — 10) *Freyheit des inneren Handels.* Unter anderen der wohlthätige Vorschlag, dass die schiffbaren Ströme nicht mehr abwerfen sollen, als das, was der Wasserbau zu unterhalten kostet, und höchstens das Doppelte der Grundsteuer, die der Boden des Flussbettes als gutes Ackerland abwerfen würde. — 11) *Von einigen allgemeinen Cultur-Anstalten des Bundes.* a) *Adel und Orden.* Manche sehr treffende und beherzigungswerthe Bemerkungen. b) *Akademieen und Universitäten.* Eine National-Akademie des Bundes soll der Mittelpunct aller übrigen wissenschaftlichen und artistischen Vereine in Deutschland und ihr Hauptsitz —— Göttingen seyn. Rec. gesteht, dass er von einer solchen Anstalt Wenig hofft. Aller wissenschaftliche Verkehr gedeihet immer am besten, wo er ganz frey und unabhängig ist. c) *Censur und Bücher-Nachdruck.* Eigenthümlich ist der Vorschlag des Vfs., ein unabhängiges, selbstständiges Censoren-Gericht niederzusetzen, welches in Leipzig seinen Sitz nehmen und neben den eigentlichen Censur-Geschäften auch die Oberaufsicht über die von den Buchhändlern zu machenden Bücher-Preise führen soll. Es soll befugt seyn, bey übertriebenen Preisen die Verleger zur Rechenschaft zu ziehen, und, wenn dieselben die Höhe des Preises weder mit hinreichenden Gründen rechtfertigen können, noch sich zu seiner Herabsetzung verstehen wollen, den Nachdruck eines solchen Werkes zu erlauben. Diese Maasregel würde nach Rec. Überzeugung eben so ungerecht als unnöthig, ja in mancher Hinsicht nachtheilig seyn. Wenn dem Buchhändler durch strenge Gesetze gegen den Nachdruck der ungestörte Genuss seines Eigenthums gesichert wird: so bedarf es keines weiteren Antriebes, als seines eigenen Vortheils, um durch billige Preise seinen Absatz möglichst zu erweitern. Der Vf. bemerkt selbst, dass in Frankreich alle Bücher wohlfeiler wurden, nachdem durch die Gesetzgebung dem Nachdruck gesteuert wurde, und erklärt diess daraus, dass die Gefahr des Nachdrucks den Buchhändler oft nöthigt, die Erstattung seiner ganzen Auslage von dem ersten raschen Verkauf zu erwarten, der ihm allein gesichert ist. — 12) *Deutsche Nationaltracht und Volksspiele.* Ein *Bürgerkleid* von vorgeschriebener Form soll dem jungen Deutschen bey seinem Eintritt in das waffenfähige Alter auf eine feyerliche Weise angelegt, und von allen erwachsenen Männern, denen es nicht zur Strafe verboten ist, bey feyerlichen Gelegenheiten getragen werden. Im Übrigen erklärt sich der Vf. gegen alle Nationaltracht bey beiden Geschlechtern, jedoch hauptsächlich aus Gründen, welche zeigen, dass er eine solche Volkstracht mit eigentlicher Uniform verwechselt. Letzterer bedarf es keineswegs, sondern nur der *Grundlage einer Volkstracht*, welche dem eigenthümlichen Geschmacke und Bedürfnisse jedes Einzelnen noch hinlänglichen Spielraum zu mannichfachen Veränderungen und Zusätzen übrig liesse. Der auch vom Vf. wiederholte Einwurf, dass die wechselnden Moden den Kunstfleiss unterstützen, ist unerheblich. Mancher Flitterstaat würde freylich hinwegfallen; aber alle Fabriken, welche nur für die Mode arbeiten, geben dem Unternehmer keinen festen Reichthum, und den Arbeitern keinen sicheren Unterhalt, sondern führen nur zu oft an den Bettelstab: dagegen würden durch eine Volkstracht diejenigen Fabriken, welche die Stoffe dafür lieferten, auf immer gesichert.

IV. *Von der Organisation der höchsten Gewalt im germanischen Bunde.* „Der germanische Bund, sagt der Vf., wie er mir in der Idee vorschwebt, würde ein Staat seyn, dessen Provinzen, in sich relativ geschlossene Staaten, meistens eine constitutionelle, folglich gemässigte monarchische Verfassung hätten, deren Souveräns aber unter sich eine Republik bildeten. Der germanische Bund würde sich von dem Schweizer-Bunde, von dem nordamerikanischen Freystaate, und überhaupt von allen ähnlichen Vereinen, die uns die Geschichte aufstellt, wesentlich unterscheiden dadurch, dass sich die republicanische Verfassung des Ganzen nicht in den Provinzen wiederholte, deren Verfassung monarchisch wäre." Gerade die Folgen dieses Unterschiedes hat der Vf. wohl nicht genug bedacht; ganz anders wirken Ehrgeiz und Sehnsucht nach unbeschränkter Unabhängigkeit auf einen Fürsten, namentlich auf einen Erbfürsten

als auf den Senat eines Freystaates, und ein Staatenbund, dessen einzelne Theile von *Fürsten* regiert werden, scheint fast unvereinbare Dinge vereinigen zu sollen; wenigstens bedarf er zur Erhaltung seiner Einheit ganz anderer und grösserer Vorkehrungen, als ein Staatenbund, der aus *Freystaaten* besteht: — eine Wahrheit, die gerade jetzt nicht genug berücksichtigt werden kann, und doch so oft ganz übersehen wird. — Der Vf. schlägt ein Bundes-Parlament vor, das aus zwey Kammern bestehen soll, einer Regierungs- und einer Rechts-Kammer; jene aus einem Ober- und einem Unter-Hause. Diess Parlament soll unter dem Directorium von Baiern stehen, und, wie es scheint, alle diejenigen Angelegenheiten in seinen Wirkungskreis ziehen, welche den einseitigen Verfügungen der einzelnen Staaten entzogen sind. — Aus dem oben berührten Grunde hält es Rec. für zweckwidrig, sich bey diesem, so wie bey dem folgenden Abschnitte in weitere Erörterungen einzulassen.

V. *Von den Vortheilen, die ein freyer germanischer Bund allen Mächten gewähren würde, denen es um die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa zu thun ist, mit besonderer Rücksicht auf den Irrthum derer, welche Österreich oder Preussen die deutsche Kaiser-Krone wünschen.* Dass die Fürsten nicht freywillig oder doch nur mit grossem Widerwillen die Hälfte ihrer Souveränitäts-Rechte in die Hände eines Kaisers niederlegen würden; dass ohne diese Bedingung der Kaiser nur ein Schein-Kaiser, und die Kaiser-Krone ihm eine Last seyn würde; endlich, dass das ganze Gleichgewicht von Europa aufgehoben werden würde, wenn ganz Deutschland einem durch den Besitz anderer grosser Länder mächtigen Oberhaupte so unterworfen würde, dass die volle Macht dieses Ganzen für eine unbedingte Vermehrung der Macht eines solchen Hauptstaates angesehen werden könnte, — das sind die hauptsächlichsten Gründe, welche der Vf. gegen die Errichtung eines deutschen Kaiser-Reiches anführt. — Die wohlthätigen Folgen, welche die Errichtung eines deutschen Staatenbundes für ganz Europa haben würde, fallen in die Augen, und sind von dem Vf. nicht einmal so hervorgehoben, als sie es verdient hätten.

In einem *Anhange* spricht der Vf. noch von der Errichtung eines italiänischen Bundes unter der obersten Leitung des Kaisers von Österreich: — politische Projecte, über welche, wenn gleich mancher gute Gedanke mit unterläuft, Rec. sich weiter keine Bemerkungen erlauben will.

R. V. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. Main, in d. andreäischen Buchhandlung: *Das Gericht des Herrn über Europa.* **Blicke** in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; von *K. J. Windischmann.* 1814. 353 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Das Organ für jenes Universum, das unsinnlich, d. h. nicht seh-, hör- und fühlbar ist, hängt in neuerer Zeit innerlich mit dem erweiterten Studium der alten persischen und indischen Weltweisheit und der Naturphilosophie, äusserlich mit den grossen Ereignissen der Gegenwart zusammen. Die höhere Erregung dieses Organs in unserer Zeit unterscheidet sich von der des Mittelalters, wo das Kenobium der Charakter des Lebens und sein Typus war, dadurch, dass hier fast bloss religiöse Gefühle, in unserer Zeit hingegen religiöse Begriffe und Ideen als Bedingung der wahren Gestaltung des Lebens geltend gemacht und zur Grundlage der Staatenvereine angenommen wurde. Je weiter der heutige Mysticismus, und die damit als seitenverwandt verbundene Askese den Charakter des Kenobiums hinter sich liess (wie die Abneigung gegen den Pietismus der Herrenhuter sogar für das gemeine Leben beweist): desto mehr scheint sich Hr. Dr. *Windischmann*, Prof. am Lyceum zu Aschaffenburg, diesem zu nähern. In seinen früheren Schriften (z. B. über die Selbstvernichtung der Zeit (Heidelberg 1807), selbst sogar in einer Schrift, die von dem obigen Gegenstande weit entfernt liegt (über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst 1809), am deutlichsten in der oben angezeigten, besonders S. 261 und f. nimmt er das Gemüth als die lebendige Symphonie aller Functionen des Menschen, als den Einklang derselben zur einfachen, treuen, liebevollen Gesinnung an, welche alles excentrische Über- und Unter-Menschliche in ruhige Bahnen bringt, ohne Unterlass das Reinmenschliche beabsichtigt, von Einseitigem sich niemals, sey es auch noch so virtuos, begeistern lässt; er hält es sogar für die mittlere reine Stimmung, welche weder das Irdische noch das Himmlische verabsäumt, jedem, was die Erde trägt, sein Recht widerfahren lässt, das Widerspenstige ausgleicht, das Streitende zum Frieden bringt. Aber bey allen diesen Eingeistungen des Mittelalters hat auch die persische und indische Lichtweisheit, und die Naturphilosophie, doch letztere nur in leisen Anwehungen, ihren Einfluss auf ein so empfängliches Gemüth behauptet. Das indische System, wenn man es nach der Ausbildung des Vfs. so nennen darf, herrscht durch das Ganze, und spricht sich sogar in Charakterdarstellungen, wie die vortreffliche von Napoleon S. 162 f. ist, aus. Von der Naturphilosophie hat er nur das Angrenzende angenommen, sofern es einem solchen Gemüthe nicht widerspricht. — Was den Inhalt der vorliegenden Schrift anlangt: so zerfällt er in drey Abtheilungen: 1) Freylassung und Prüfung der Europäer in dem letzten Jahrhundert, 2) Gährung der Geister, 3) die Heilkräfte der Natur und der Gnade im deutschen Volke. Es ist schwer, dem Vf. in seinen übereinanderherstürzenden Ideen und Begriffen zu folgen; sogar schwer, ihn überall zu begreifen, da die Anfänge fehlen. Indessen mit Hülfe einer Recension von *Fried. Ludwig Jahns* deutschem Volksthum 1813 in der allgemeinen Staatscorrespondenz, herausgegeben von *Bauer, Behr* und *Schott*, I Heft, S. 157, und II Heft S. 282, die wahrscheinlich von Hn. *Windischmann* herrührt, lässt

soll, dieser möglich machen. Der Beschränktheit des Raums wegen, muss Rec. hierauf verweisen. Zur Verständlichkeit sey es genug hier anzuführen, dass der Hauptsatz des Vfs. dieser sey: Die Menschheit als das vollkommenste Werkzeug des göttlichen Willens auf Erden muss nach allen möglichen Richtungen zur wirksamen Gottergebenheit vollständig durchgebildet werden. Hieraus folgert er nun, dass wir bis dahin noch nicht gelangt sind, dass die früheren Zeiten dazu erst die Vorbereitung und Veranlassung enthalten, dass die Gegenwart die Krankhaftigkeit unseres Zustandes mehr entwickelt habe, dass wir also jetzt dem Gerichte näher stehen, als dem Paradiese, und dass zur Vermeidung des Zorngerichts Gottes, oder zur Erlangung des irdischen Paradieses, alles, was in jeder menschlichen Kraft gut und tüchtig ist, und in dem Menschen ein entsprechendes Organ findet, in Fleisch und Blut verwandelt werden müsse. — Er glaubt, dass das deutsche Volk nach allen seinen Grundzügen das auserwählte Rüstzeug zur reinen gottergebenen Menschlichkeit sey, da in seinem, Äusseres und Inneres, Irdisches und Himmlisches verbindenden Gemüthe das Wohlwollen, die wahre Gottesfurcht und umfassende Liebe eingeboren vorwalte. — So weit das, was den Inhalt, weggesehen von allen übrigen geschichtlichen und rhetischen Erörterungen, betrifft. — Wenn der Vf. einerseits die Zusammenhaltung des Menschlichen von dem Übermenschlichen, andererseits die Gegenwart, die aus dem wildgewordenen Zeugungstriebe vergangener Zeiten mit aller energischen Verruchtheit und sündlichen Schwäche hervorgebrochen ist, schildert; wenn er diese Gegenwart nur als den Vorhof von Veränderungen betrachtet, die uns so lange bevorstehen, bis alle Werke der Maja (so nennt er die wunderbare Einbildungskraft, durch deren Spiel schon die indischen Götter sich den ungeheuren dunkeln Abgrund ihres inneren Wesens zauberisch verbargen), bis die Werke des den Menschen in sich einengenden Stolzes, und der ihn ausser sich setzenden Wollust zerstört sind: so wird man gern auch dann, wenn man über die Grundidee nicht einverstanden seyn sollte, dem Vf. mehr und weniger in Hinsicht anderer Ideen, die die nämlichen Resultate erzeugen, Recht geben; man wird sogar die schreyenden und Herz zerfleischenden Worte jener gespenstigen Braut von Korinth mit Schauer verwirklicht sehen, dass sie, die den Jüngling in unersättlicher Lust verzehrt hat, nach Anderen geht. Aber wenn der Vf., ohne zu bestimmen, ob und wie weit diese Gottesergebenheit passiv und activ seyn soll, sie bloss wirksam nennt, und diese Wirksamkeit mehr auf das Passive als Active bezieht und beschränkt: so könnte man leicht unwillig über das Resultat werden — ein Resultat, das ein Mann aufstellt, dem ein tiefes und weites Gemüth bey grossen und umfassenden Kenntnissen eigen, und dem noch eine Gegenwart, wie die jetzige, die erfreulichste Erscheinung ist und seyn musste. Denn wohin führt dieses Resultat? Zu weiter nichts, als (grössentheils Worte des Vfs.) zu einer Vereinigung in dem Glauben an die Grundlehren der Offenbarung Gottes durch seinen eingebornen Sohn, um alle Herzen zu befriedigen, alle Geister zu beruhigen, und dem Leben seine Tugend und seinen Frieden zu sichern, um den Weltverstand und die Weltüberwindung in diesem festen Glauben allein gedeihen zu lassen, um den Glauben, den die Mutterkirche lehrt, als unübertrefflich von aller menschlichen Weisheit, um die Reformation als Wendepunct vom Himmlischen zum Irdischen, bey der das Göttliche im Hintergrund waltete, darzustellen, um den Katholicismus als die volle, heitere, auf Gott gegründete Kraft des Gemüths, welche positiv und unmittelbar versichere, was des Glaubens ist, und den Protestantismus als eine allen Glauben schwächende und entheiligende Kraft anzusehen, der durch mittelbaren Beweis menschlicher Untersuchung darthue, was des Glaubens nicht ist u. s. w. So muss es also Pflichten als göttliche Gebote, keine Pflichten als Gebote unserer Vernunft, es muss eine Gottseligkeit ohne Tugend, und eine Frömmigkeit ohne Gottseligkeit, fast eine Kirche ohne Religion, eine Religion ohne Vernunft, eine Reformation ohne Befreyung, eine Befreyung ohne Werth, ein Katholicismus ohne Kraft des Verstandes, ein Protestantismus ohne Kraft des Gemüths, ein Glauben ohne und mit Zusatz aus dem Gemüthe geben! Es thut uns wehe, bey der Hochachtung, die wir für den Vf. hegen, wovon auch die über die gewöhnlichen Grenzen ausgedehnte Kritik ein Beweis ist, solche Irrthümer anzudeuten. — Irrthümer, die noch grösser sind, wenn man in das Detail des Werkes tiefer eingeht. Denn wir können (diese Flecken unangesehen) nicht leugnen, dass wir vielleicht in keiner Schrift der Gegenwart den Geist des Zeitalters als den Geist der Selbstbefreyung, und mehr noch den Charakter der französischen Revolution und Napoleons, mit einer solchen Lebendigkeit und Wahrheit aufgegriffen gefunden haben. Zum Beweise der Vortrefflichkeit der Charakteristik von Napoleon führen wir aus der, beynahe mehr als einen Bogen umfassenden Darstellung nur einige Stellen an. „Sein Wille, die gedrängteste Zeitlichkeit, sollte herrschen über die Welt; den Rückblick in seine Finsterniss, oder in das Geheimniss, worin die Zeit als ein Unermessenes lag, hielt er nicht aus; er eilte rastlos vorwärts. — Von Allem, was geschehen ist, scheint der Mann, um den es geschehen ist, nichts zu begreifen; er sieht, da er nur der Wille ist, der bloss sich will, weil er sich selbst am wenigsten hat, das Übrige als Zufall oder Abfall an. — Von seinem ganzen irdischen Glanze ist Er allein übrig geblieben, für ihn also der kostbarste Edelstein in seiner Krone, der zauberische Schwungpunct seiner ausgeübten Gewalt. In diesem Selbstgenusse will er bis auf den letzten Staub bestehen. In ihm erkennen wir die entsetzliche Natur, welcher Gott und die Welt als Spielzeug dienen sollen, sogar die Verneinung alles Romantischen u. s. w.

Dk.

Erfurt, b. Hennings: *Gedächtnisfeyer der Befreyung Pius VII aus der Gefangenschaft zu Fontainebleau und seine Rückkehr in seine Staaten.* Im Cirkel eines geschlossenen Freundschaftsvereins vorgetragen den 5 Junius 1814 von Hn. Procanzler und Prälat *Muth* zu Erfurt. 1814. 41 S. 8.

Ein Freund des Vfs., der sich *V.* zu G(otha) unterschreibt, gab diese Rede (ob mit oder ohne Vorwissen des Vfs., bleibt unentschieden) heraus, um das Vorgetragene aus dem Cirkel von Freunden in den grösseren Cirkel des Publicums zu ziehen. Wir wissen ihm das Dank, da die Rede es in Rücksicht des Gegenstandes, der Anordnung, und auch in Rücksicht des Vortrags, obgleich dieser einfacher seyn könnte, werth ist. In drey Theilen stellt er Pius als würdiges Oberhaupt der Kirche (hier mit weiser Vermeidung was nur irgend in Gegenwart von anderen Glaubensgenossen anstössig seyn konnte), als Mann von kräftigem Einklange der Stärke des Geistes und Reinheit des Gemüths, und als ausgezeichnet und ausdauernd in Verfolgung und Leiden dar. — Doch ist dem Vf. entgangen, dass Pius sich grösser in dem engen Kreise seiner Gefangenschaft, als in dem weiten Kreise seiner Freyheit benahm, und dass die Krönung Bonapartens durch die Hände des Oberpriesters — ein Act, der die Gemüther für den Usurpator wie den Kreis beschwor, worin er sich, und wohin er sich bewegte und bewegen wollte — eine Inconsequenz ist, die man aus dem Charakter des Mannes eben so gern als die Herstellung der Jesuiten, und die Verfolgung der Freymaurer, wegwischen möchte.

Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Mühlhausen,* b. Müller: *Isegrin.* Ein Schlachtstück des Octobers der Stadt Leipzig, von *Friedrich Ernst Graun.* 1813. 19 S. 4. (3 Gr.)

2) Ohne Druckort: *Deutschland durch Gottes Hand: Hier fängt an ein Feldbuch, benannt das Waldeshorn, Gesang und alter Welt-Spruch vom Jäger-Lebens-Born.* 1814. 64 S. 12. (4 Gr.)

3) Ohne Druckort: *Deutschland im Schlaf* (geschrieben 1809) und *Deutschlands Morgentraum und Erwachen.* Zwey politische Possenspiele. 1814. 78 S. 8. (8 Gr.)

4) *Braunschweig,* b. Vieweg: *Die Erlösung Deutschlands im Jahre* 1813. Ein National-Singspiel. 1814. 40 S. 8. (6 Gr.)

Nachdem soviel in mancherley Gestalt über Patriotismus, über die vorige Noth, und über die neuesten Hoffnungen geschrieben worden ist, fängt die Sache an in Spass überzugehen, wie obige Schriften bezeugen, und wir warnen daher die Patrioten und politischen Eiferer, diese Broschüren ja nicht in die Hand zu nehmen.

In No. 1 ist, wahrscheinlich beym Anblick vieler neuerer Schlachtgesänge, eine lustige Gesellschaft in die Versuchung gerathen, Unsinn wie Kampf und Sieg in Hexametern zusammen zu setzen, worin nach Art der hebräischen und ossianischen Sprache alle Beywörter in Hauptwörter verwandelt und sonst Alles verwickelt und verwirrt wird, folgender Gestalt:

Weiss und zart, wie des Zuckers Gekrume, breitet die Hülle
Kühligen Schneees sich dem Lager des Todes des Blutes
In dem Kampfe der Herrscher des Throns im Herzen der Völker.
Bläulicher Steige wallt der Duft des Feldes der Ehre;
Flämmlein brennen im Finstern die Wache des Schlummers der Helden,
Und im Lichte erblitzt, wie besät mit des Ruhms edlem Steine,
Blendend die Decke des Glanzes den Gruben der Schlachten der Völker.

Da der Unsinn, im Ganzen wie im Einzelnen, allen Schein des Sinnes entbehrt, so dass kein Mensch darüber lachen kann: so ist der Scherz, der doch einige Mühe gemacht haben muss, sehr albern zu nennen, und giebt auch in dieser Gestalt von den Talenten der Verfasser sehr kleine Begriffe.

No. 2 soll wahrscheinlich ein Nachlallen des Wunderhorns seyn. Denn die aufgetischten Verse sind volksmässig und zum Theil in alten Ausdrücken sehr bequem hingelagert, doch so, dass das Ganze mit halber Täuschung zwischen Scherz und Ernst schweben bleibt, und keins von Beiden erreicht wird. Übrigens gehen die Lieder nach bekannten Singweisen, wie: Der Vogelfänger bin ich ja. Wenn Hoffnung nicht wär'. Fahret hin, und dergl.

In No. 3 wird im ersten Spiele der Patriotismus von 1809 persiflirt, indem die deutschen Kannengiesser so dargestellt werden, als wenn Jeder nur auf seinen nächsten Vortheil bedacht gewesen wäre. Diese Anschuldigung scheint uns ungerecht, wenigstens übertrieben. Im zweyten Drama wird zwar der letzte Krieg in Wechselgesprächen und einzelnen Scenen sehr ernsthaft vor dem Leser vorübergeführt; da der Vf. aber nach dem Titelblatte dieses ebenfalls ein Possenspiel nennt: so bleibt es wieder ungewiss, wozu sich dieser Afterpoet mit solchen Versen eigentlich bemüht hat.

No. 4 wird ohne den Willen des Vfs. possierlich, weil er sich zur Vergegenwärtigung der Erlösung Deutschlands in dramatischer Form mit hohen pathetischen Reden sehr wunderlich gebehrdet. In der Vorrede beruft er sich auf die Nationalspiele der Alten, und meint, dass sein Product ein solches Kunstwerk seyn solle, dass das Lyrische darin componirt, und das Stück alsdann, von seiner theatralischen Hülle entkleidet, auch in einem Privathause, oder, bey seiner religiösen Tendenz, sogar in einer Kirche aufgeführt werden könne. Das musikalische Drama besteht darin, dass die Musen und einige Genien auf dem Vordergrunde der Bühne erscheinen, und den Hergang der Sache besingen oder erzählen, worauf der Mittelvorhang aufgeht, und das Erzählte wirklich sichtbar wird. So heisst es gleich im Anfang:

Chor.

Dir, dem Allgerechten, dem Gestalter
Jedes Weltenschicksals, dem Erhalter
Weiser Ordnung, jauchze unser Lied.
Du zerbrichst des frommen Dulders Fesseln,
Hängst dem Weltverwüster taube Nesseln
In die Hände, schleifst sein Raubgebiet.

(Gegen das Ende des Chorgesanges fliegt der mittlere Vorhang auf. Man erblickt eine öde, verwüstete Gegend, im Hintergrunde die Ruinen eines Tempels, auf dem Felde die verlorenen Halmen einer zertretenen Saat (!).) Auf diese Weise bekommt man in verschiedenen Zwischenräumen nach und nach funfzehn verschiedene pantomimische Darstellungen zu sehen, die unter anderen auch die erfrornen und verhungerten Krieger in Russland, nebst dem brennenden Moskau, und die Schlacht von Leipzig zeigen. Zuletzt lässt der Vf. sogar einen dritten Vorhang auffliegen, und verlangt die Darstellung der Bilder von der beygefügten Schilderung, *so weit sie auf der Bühne dargestellt werden könnten.* Auch der sterbende Moreau kommt zum Vorschein, Kaiser und König u. s. w. — Das geht doch in der That ins Weite!

&

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

NOVEMBER 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartmann: *Almanach dramatischer Spiele, zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von *August von Kotzebue*. Dreyzehnter Jahrgang. 1815. 382 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Ebendaselbst, b. Kummer: *Opern-Almanach für das Jahr 1815.* Von *August von Kotzebue*. 230 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Neues, sowohl an Charakteren als an Situationen, findet man in diesen beiden Almanachen eben nicht, sondern das Alte nur neugewandt, und hie und da mit neuem Witz und gelegentlich guten Einfällen ausstaffirt. Man hat es hier besonders mit bejahrten Freyern, alten Jungfern, verschmähten Liebhabern, geprellten Vormündern, albernen Sonderlingen, verschmitzten Kammermädchen und dummen Bedienten zu thun, wobey es mitunter ziemlich derb, oft sogar frivol zugeht, und auch die Übertreibungen über Natur und Wahrscheinlichkeit hinaus nicht fehlen.

No. 1 enthält sechs kleine Stücke. Das erste: *Der Kosak und der Freywillige*, ein Liederspiel in Einem Act, ist eigentlich nur eine Scene: die Rückkehr eines Freywilligen zu seinem treuen Mädchen, wobey mancher Schlacht und manches Helden gedacht wird, damit die Zuschauer jubelnd mit eingreifen können, wodurch das Stück seine Bestimmung erfüllt. — *Bäbbel*, oder: *Aus zweyen Übeln das kleinste*, eine historische Posse in Einem Act, hat ganz artige Einfälle, und in dem kecken frivolen Tone bis ans Ende, was in Possen nicht häufig der Fall ist, ziemliche Haltung, so dass die Charaktere durch des Vfs. Witz nur selten verletzt werden. Erst zuletzt tritt das Komische zum völligen Unsinn über, wenn Bäbbel dem Könige das Continentalsystem mit dem Zusatze vorschlägt, dass alsdann alle seine Unterthanen in zehn Jahren verhungert seyn sollten, und der König — was gar nicht denkbar — wirklich darauf antwortet: Wohlan, wir gewähren Dir auch diese Gnade. — *Der schelmische Freyer*, ein Lustspiel in Einem Act, in Alexandrinern und Knittelversen, giebt dem Schauspieler Gelegenheit zu Verkleidungen, und ergötzt mehr durch Reden und Schilderungen, als durch Charaktere und Situationen. Zu arg ist indess die Beschreibung von der Hässlichkeit der alten (heirathslustigen) Tante. Das Ganze unterhält. — *Die Rückkehr der Freywilligen*, oder: *das patriotische Gelübde*, ein Lustspiel in Einem Act, erweckt Theilnahme durch Patriotismus und eine gewisse Herzlichkeit, die sich in gelegentliche Scherze mischt. Das Komische fällt mit dem Gelübde, nur einen verstümmelten Krieger zu heirathen, auf eine alte heirathslustige Jungfrau, die, wie man das schon aus anderen Stücken gewohnt ist, sich eben nicht sehr delicat äussert. Auch das ausführliche Erwägen, was eigentlich ein Krüppel sey, ist eben nicht sehr lieblich. — *Wer weiss wozu das gut ist*, ein Schwank in Einem Act, hat wirklich etwas Schwankhaftes, Volksmässiges, Verschmitztes, dabey freylich auch — was gerade nicht nöthig wäre — etwas Verruchtes, und wird mit seiner derben Naivetät —, die nur zuweilen gar zu sehr ins Handgreifliche übergeht — vom Theater herab bey einem grossen Theile des Publicums gewiss viel Lachen erwecken. Dass der Schneidergeselle bald klug und bald dumm spricht, ist ein Verstoss gegen die Wahrheit, der bey Hn. *v. K.* nur zu oft vorkommt. — *Der Shawl*, ein Lustspiel in Einem Act, dreht sich Anfangs etwas zu einförmig um die Reize eines Shawls, wogegen zuletzt die Wohlthätigkeit siegt, und das Lächeln in eine moralische Freude verwandelt.

Da Hr. *v. K.* mehr eine witzige, als eine lyrische Natur ist: so darf man sich vom Opern-Almanach (No. 2) nicht zuviel versprechen. Dieser enthält fünf Stücke. Das erste: *Die Prinzessin von Cacambo*, eine komische Oper in zwey Acten, hat keine üble Anlage, und manche phantastische Scene, die auf dem Theater sich nicht übel ausnehmen muss; aber die Erwartung wird nicht befriedigt, die Auflösung fällt dürftig aus, und man vermisst den Fleiss der Erfindung. Überdiess geht Manches, das komisch seyn soll, z. B. das Berathschlagen der Bonzen, ins Läppische und Aberwitzige. Die Verse geben der Musik oft wenig Phantasie und Klang, z. B.: Gedenket der Mücke, sie flattert ums Licht. Zum Übertriebenen gehört, dass der Mufti mit Hurlibuk tanzen muss. — *Pervonte, oder: die Wünsche*, eine komische Oper in drey Acten, soll wohl vorzüglich durch Verwandlungen und Decorationen wirken: denn ein hässlicher Mensch, der eine Prinzessin mit Liebe verfolgt, ist auf dem Theater eben kein appetitlicher Gegenstand. Es ist wohl zu merken, dass eine Erzählung (hier ist es die bekannte

von *Wieland*), welche die Dinge nur in der Ferne erſcheinen läſst, und ein Drama, das ſie ganz nahe vor die Sinne bringt, einen groſsen Unterſchied ausmacht. Überdieſs hat hier ebenfalls Witz und Erfindung wenig gethan. — *Die Alpenhütte*, eine Oper in Einem Act, bietet in der flüchtigen Behandlung des Gegenſtandes, da ein Alpenbewohner unbekannter Weiſe den Vater ſeiner Frau rettet, für ein Drama zwar nicht Mannichfaltigkeit genug dar, möchte aber doch vielleicht mit ſeinen Verſen, die hier ſehr ſingbar lauten, und zu gefühlvollen Melodieen gute Gelegenheit geben, den Componiſten noch am willkommenſten ſeyn. — *Hans Max Giesbrecht von der Humpenburg*, oder: *Die neue Ritterzeit*, eine komiſche Oper in Einem Act, iſt in der gar zu flüchtigen Behandlung ein nur ſehr ſchwacher Verſuch, die Liebhaberey für die alte Ritterzeit lächerlich zu machen. Auch in den Verſen iſt wenig Poeſie und Klang. Ausgänge wie *girren* und *klirren* müſſen ſich im Geſang immer ſchlecht vortragen laſſen. — Eben ſo unbedeutend iſt das letzte Operchen: *Der Käficht*, ausgefallen; denn einen alten Vormund, der für den Liebhaber ſeiner Mündel einen Käficht machen läſst, ſelbſt darin einzuſperren, dazu gehört wenig Aufwand von Geiſt und Witz. — Nicht genug, daſs die Kräfte dieſes ſinnreichen Dichters nachlaſſen; auch ſein Fleiſs, ſeine Sorgfalt wird immer geringer.

L. W.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Taſchenbuch für das Jahr 1815. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet.* Herausgegeben von Dr. *St. Schütze.* Mit Kupfern. 298 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Gaben für das künftige Jahr, die uns dieſs Taſchenbuch beut, können wir im Ganzen nicht zu den erleſenſten unter den Kalathisken der Liebe und Freundſchaft zählen. Schon das Kupfer am Eingang, wo ein ziemlich terreſtres Mädchen, über welchem ein Korb mit Geniolen hängt, von einem ſchlafenden Amorin den Schleyer hebt — faſt gar wie eine Art Parodie eines göttlichen rafaelſchen Bildes — bereitet uns mit ſeiner etwas faden Erfindung nicht allzu einladend vor. Die proſaiſchen Aufſätze ſind von *Beauregard - Pandin*, dem *Herausgeber*, *Friedrich Kind*, *Fouqué* und einem Ungenannten. Die Novelle nach *Bandello*, von *Beauregard - Pandin*, iſt recht artig, aber der darin in der gewöhnlichen Art italiäniſcher Novellen erzählte Liebeshandel iſt nicht bedeutend genug, um die Grabſcene aus Romeo und Julie nachzuſpielen. — Die Erzählung des Herausgebers, *Liebe und Edelmuth*, iſt dem Inhalt der Geſchichte nach recht anziehend und wohlerfunden; die Ausführung grenzt jedoch bisweilen an Trivialität (die auch in angebrachter Sentimentalität und ſich ſelbſt überhörendem Pathos beſtehen kann), an jene Arithmetik und Rhetorik der Empfindungen, die wir an unſeren Leſebibliotheken-Romanen gewohnt ſind. Dem Intereſſe der Begebenheit nach muſs ſich der Leſer die hier erſcheinenden Perſonen viel höher geſtalten, als ſie redend und activ eingeführt werden, und der Vf. ſcheint doch dieſer Selbſtthätigkeit ſeiner Leſer durch die Alles herausſprechende Darſtellung zuvorkommen zu wollen. — Einen Beweis, wie eine an ſich unbedeutende Kleinigkeit durch die glückliche Behandlung gehoben werden könne, liefert dagegen *Friedr. Kinds* heitere harmloſe Geſchichte, *die Torte und das Halstuch*, in der *ſchilling - laun*'ſchen Art, aber mit des Vfs. eigenthümlichem Talent, in leichter, munterer Gewandtheit erzählt. An ein Talent wie das ſeinige (wie auch das von *Guſtav Schilling*) hat Natur und Kunſt ganz gewiſs ein Recht höherer Anfoderungen, als er ſelbſt in ſeinen meiſten Werken ihnen einzuräumen ſcheint; dieſs Gefühl kann man beym Leſen derſelben ſchwerlich unterdrücken. — Der Schwank vom *Rübezahl*, von *Friedrich* Bar. *de la Motte Fouqué*, iſt mit der, dieſen Dichter auszeichnenden Erfindungsgabe, Leichtigkeit und Gemüthlichkeit erzählt, und wird Alle erfreuen, die ſeine Undine entzückt — ob wir es wohl mit dieſer nicht vergleichen wollen. — Endlich die Erzählung: *Der Staatsgefangene*, von einem Ungenannten, iſt leicht und anſpruchslos hinerzählt, ſpannt die Neugierde auf eine franzöſiſche Weiſe, und behandelt auch die Liebe mit ziemlich franzöſiſchem Witz und *ſang-froid*. — *Wallenſtein und Seni*, dramatiſches Fragment von *Schiller*, bereits im Morgenblatte mitgetheilt, enthält nichts Ausgezeichnetes, als den *ewigtheuren Namen*, mit dem der Herausgeber dadurch ſeinen Almanach ſchmücken wollte. Es iſt wahrſcheinlich eine Stelle im Entwurf, die der Dichter nicht weiter auszuführen für gut fand. — Von den in dieſem Taſchenbuch enthaltenen Gedichten müſſen wir faſt ohne Ausnahme ſagen, daſs ſie weniger als mittelmäſsig ſind; von mehreren *Langbein*'ſchen wollen wir erwähnen, daſs ſie ganz glücklich leichthin ſchlendern, unter denen des *Herausg.* iſt *Clara*, und *Verſuch zu zürnen*, ganz gefällig und drollich; wenn wir dann noch den *Harfenſänger* von *Haug*, und den *ungetreuen König* von *Henr. Schubart*, als ein wenig beſſer ausgezeichnet, und in *Chr. Schreibers* Diſtichen: *Die Orgel* und *das menſchliche Herz*, den höheren geweihteren Ernſt anerkannt haben: — dann iſt, glauben wir, dieſer Gedichte hinlänglich Erwähnung geſchehen.

Der ſeelenloſen Monatsembleme aus dem geſelligen Leben mit nicht viel höher ſtehenden gereimten Erklärungen von *St. Schütze* zu geſchweigen, zeigt das letzte Kupfer eine, wie uns ſcheint, nicht richtig gedachte Situation; die weibliche Figur, die der auf ſie zukommenden männlichen den Rücken zuwendet, ſitzt in einem engen Raume auf einem Gartenſeſſel vor einem Poſtament, auf welchem ihr der Liebesgott auch den Rücken zukehrt; der Leſer wird mit uns dieſe Originalität bemerken, die wirklich kaum eine Copie der Garteneinrichtungen und der weiblichen Natur ſeyn möchte. Druck und Umſchlag ſind empfehlend.

R. O.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Almanach poetischer Spiele auf das Jahr* 1815. Von *Friedrich Haug*. Mit Kupfern. 270 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mücken - und Fliegen - Spiele — leicht von Inhalt und Versification, aber nicht libellenbeschwingt — sich vielfach, und in der Monotonie gewandt, in einem engen Kreise drehend — so möchten wir den Titel dieses Taschenbuchs (dessen Äusseres sich dem Auge angenehm darstellt) umschreiben. Epigrammen, wie sie *Goethe*, *Schiller* und *Herder* im Geiste der Griechen gedichtet haben, gewähren einen nie ermüdenden Genuss; ja jeder dieser lieblichen Becher weckt lieblicheren Durst: hingegen das römische Epigramm, wie es nach deutschen Mustern des siebzehnten Jahrhunderts von einigen der Neueren ergriffen worden ist, stumpft sich leicht ab, weil es immer auf eine Spitze gestellt ist; und dergleichen Sinngedichte zu Schocken und Hunderten hinter einander lesen zu sollen, ist eine Anmuthung, bey der es nicht ohne Überdruss und gemüthlosen Ekel abgehen kann. Das Lächerliche in der Fortsetzung wird uns bald eine Empfindung unbefriedigender Einseitigkeit zurücklassen, wo es nicht mit anderen Kräften unserer Seele vermischt wird; es ist gleichsam eine immerwährende Negation.

Die gegenwärtige Sammlung enthält 50 *Epigramme auf Zecher*, 100 *Epigramme auf Geschminkte*, 200 *Anekdoten* (ebenfalls sämmtlich modern-epigrammatischer Art), 150 *Gleichnisse* (unter denen, wenn nicht neue, doch recht gute Gedanken sind), und einen *Anhang* von (unbedeutenden) Gedichten aus dem Nachlasse *v. Cronegks* (von dem wir bessere Sachen haben), *v. Gemmingens*, *Gotters*, *Kazners*, *Kretschmanns* und *Hubers*. Endlich beschliessen Räthsel, Charaden u. dgl. das Ganze. — Allerdings wird der lustige Leser bey vielen dieser Sinngedichte Unterhaltung finden, nur muss er die Vorsicht brauchen, sie prisenweise zu schnupfen, damit er zum Niessen kommt, und sich die Niesswerkzeuge nicht vielmehr verstopft. Dass die Sammlung manchen guten und ächt witzigen Einfall enthält, und dass die epigrammatischen Schröpfköpfe des Vfs. unermüdliche Witzsauger sind, kann nicht geleugnet werden; es kann aber eben so wenig fehlen, dass, wenn *ein* Witz hundertfältig ausgeschnitzt werden soll, der Epigrammatist ihm endlich immer wieder an derselben Ecke eine neue Nase absehen will, und so nimmt z. B. der Spass mit der Eheliebsten, die der Teufel *in effigie* ist, so wie bey den Spottgedichten auf die Geschminkten die Anspielung mit den Worten Original und Copie und Gemälde u. s. w. gar kein Ende. Auch fehlt es nicht an solchen, die wirklich ohne Spitze, blosse Wassertropfen sind, z. B. S. 44:

Du vierzigst deine funfzig Jahre
Durch falsche Zähn' und Haare,
Und birgst der Runzeln Widersprüche
Durch kluge Pinselstriche.

Oder S. 48:

Spotte nimmer, ungerechte Welt,
Dass Ursina, selbst um hohes Geld
Rouge et blanc für unentbehrlich hält,
Wisse, dass geschminkt sie wohlgefällt.
Aber schminklos ist sie ganz entstellt.

Wenn solche Bemerkungen Epigramme sind: so wüssten wir allerdings keinen Menschen, der nicht Epigrammatist wäre. — Ein einziges unter allen diesen Sinngedichten entspricht in zarterer Lieblichkeit dem Geiste des griechischen Epigramms oder des Madrigals:

Die Wallfahrt im May.

Wie der Schweiss von deiner Stirne rinnt!
Mich, beym Wallen über Thal und Hügel
Drückt die Hitze nicht. „Mein schönes Kind,
Weil der Amoretten Flügel
Ringsum deine Fächer sind."

Die Kupfer, gezeichnet von *Ramberg*, gestochen von *Schwerdgeburth*, sind mit recht heiterem Geist erfunden; besonders charakteristisch ist das Kupfer, wo der renomistische Fremde den Kellner des Gastwirths erstochen hat; anmuthig und sinnig ist das Titelkupfer von Schwerdgeburth, und der Umschlag.

J. O.

MÜNSTER u. LEIPZIG, b. Coppenrath: *Metrische Producte aus dem Reiche häuslicher und allgemeiner Empfindungen*, von *Anton Ferdinand Dyckhoff*. 1811. XXIII u. 485 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

In der guten Absicht, Andere klug, weise und verständig zu machen, werden hier mit ganz christlicher Demuth, ohne alle weitere Anmassung, 30 Bogen Verse geliefert, in welchen über Alles gesprochen wird, was sich täglich zuträgt, so dass man hier über Todesfälle so gut als über böse Witterung, über Hochzeitstage wie über Geburtstage, über Verheirathung, 1) Lieben ist gut, wenn man nur Brod hat, 2) Lieben, ohne Brod zu haben, ist gefährlich — und über dergleichen mehr vielfältige Reime findet. Es sind gewöhnlich hingeworfene Gedanken und kleine Betrachtungen ohne Fortgang und Schluss, z. B.:

Das Blümchen am Wege.

Ein Blümchen, das mich lüstern macht,
Der Allmacht Werke zu betrachten,
Lässt mich, wenn's mir am Wege lacht,
Es niemals unbegrüsst verachten.

In Haiden, Weiden, überall
Lässt sich der Allmacht Grösse sehen:
Wie könnt ich doch auf solchen Fall
So ungerührt vorübergehen?

Vor gewagten Ausdrücken und grossen Kühnheiten braucht man gar nicht bange zu seyn, ob es gleich einmal S. 25 heisst:

Ein banger Schmerz durchwühlet meine Seele,
Frisst in mein Innerstes, und *säuft* mein Blut.

Dafür heifst es S. 27 wieder: Du Gott, steh uns *geschlag'nen* Waisen bey! Und in dem Gedichte: *Schamhaftigkeit*, zuletzt:

> Liebe Fleifs — besonders Brodgeschäfte!
> Sammle dir dadurch Muth, Werth und Kräfte
> Weislich auf die Folgezeit.

In einigen Gedichten klagt der Vf., dafs er vermöge seines Amtes exequiren mufs, und überhaupt, wenn ihm etwas am Herzen liegt, so spricht er es heraus. Beym Schreiben und Lesen stört ihn die Trommel, aber siehe da! es fängt an zu regnen, und das Trommeln hört auf, woraus denn der Vf. die weise Lehre zieht, dafs auch das Schlimme wieder sein Gutes habe.

Zu den leidlichen Gedichten gehört noch: *An ein kleines Schmeichel-Mädchen*, wo die Ermahnung in sanften Worten ganz artig hingleitet, und: *die Thiere, unsere Lehrmeister*.

Der Vf. sagt zuletzt an die Leser, was er mit diesen Gedichten zu wirken wünsche, und schliefst mit den Worten:

> Sollte so diefs Werk erfreun,
> Wird mir Lob willkommen seyn,
> Um ein zweytes anzufangen,
> Und dem günstigen Verlangen
> Mich noch nützlicher zu weihn.

Doch — wir sagen unbefangen: Lieber Autor, lafs es seyn! T. Z.

ZERBST, b. Füchsel: *Gedichte und prosaische Aufsätze von F. A. F. Bertrand.* 1813. 236 S. 8. (1 Rthlr.)

Einiges Talent für Poesie zeigt sich allerdings in diesen Producten, aber die Phantasie des Vfs. hat bey weitem nicht Kraft und Feuer genug, um die äusseren Formen ganz zu durchdringen und zu beleben; der Vers lastet noch zu sehr auf den Gedanken, woraus häufig zu grosse Gedehntheit entsteht. Besonders sind die Balladen mit ihren Hauptmomenten nicht genug zusammengehalten. In Behandlung gegebener Stoffe ist der Vf. nicht unglücklich, wohin wir besonders der Christen Abzug von Jerusalem rechnen, obgleich auch dieses Gedicht sich zu gemächlich ausdehnt. Wegen dieser letzteren Eigenschaft scheint die Epistel am meisten dem Geiste des Vfs. zuzusagen, die freylich schon ihrer Natur nach an die Prosa hinstreift. Im Einzelnen findet man kräftig gelungene Schilderungen; z. B. S. 18 die Beschreibung eines Feuers:

> Tosend gleich den Wogen wallen
> Rings die Gluten — krachend dräun
> Säul' und Wölbung, Balk' und Stein,
> Stracks in Trümmer zu zerfallen;
> Angstruf und Verzweiflung schallen
> Grausend durch die weiten Hallen;
> Stürmend drängt und athemlos
> Knecht und Junker aus dem Schlofs.

Auch manche alt-englische Balladen sind ziemlich treffend wiedergegeben. — Als ein kleines Ganzes ist zu loben: Frühe Verklärung; das einzige Gedicht in der Sammlung, das ganz gelungen ist, und einen sehr zarten Sinn ausdrückt. — In Vers und Sprache zeigt sich der *Geschmack* des Vfs. noch nicht völlig gebildet: so z. B. in dem gar zu oft vorkommenden Gebrauche des Wortes „thät"; in Ausdrücken, wie: der Woge Rausch, meld't, Geträum; in Reimen, wie; Erde und Schwerte, Höhlen und zählen; in Versen, wie:

> Gold, Gestein und Seide, nimmer
> Schwört sie, fort zu *legen an*.

Lafs sausen, lafs sausen wie Wirbel und Wind — erinnert an *Bürger*. Die Probescenen aus dem Schauspiele: *Thekla*, verrathen in den steifen Versen eben kein besonderes dramatisches Talent. So sieht man auch den prosaischen Auffätzen: Über Empfindung und Empfindeley, über Malerey und Tonkunst, zwar an, dafs der Vf. über diese Gegenstände nachgedacht, und sich Kenntnifs und richtige Einsicht darüber verschafft hat, nicht aber, dafs er mit besonderem Scharfsinn begabt sey, um tiefer, als gewöhnlich, in diese Materien einzudringen, oder dafs er eine besondere Geschicklichkeit besäfse, das Bekannte angenehm und deutlich vorzutragen. Mit einer gewissen Schwärmerey lacht er zu den Gegenständen hin, ohne nachher durch seine Enthüllungen und Erläuterungen Befriedigung zu geben. In dem Fragment: *Wilhelm und Betti*, wagt er sich sogar bis zu dem Tragischen hin; doch hat diefs wohl nur ein Versuch seyn sollen, wie weit ihn seine Schwingen tragen, und ein ruhigeres Gefühl wird ihm wohl schon das Urtheil darüber gesprochen haben. T. Z.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Zwey Theaterstücke* vom Freyherrn *von Thumb.* 1813. 138 S. 8. (1 Rthlr.)

Einiges Talent zu dramatischen Arbeiten zeigt Hr. *v. Th.* in diesen beiden Dramen allerdings, wenn es auch nur in Geschick und Anwendung schon bekannter Dinge besteht. Er weifs seinen Gegenstand ohne grossen Umschweif darzustellen, und Alles auf einen Punct zusammenzuhalten. Ein leichter und natürlicher Dialog, dem hie und da nur noch mehr Feinheit zu wünschen wäre, steht ihm zu Gebote. Die Charakterzeichnung geht nicht in die Tiefe; doch ist sie bey der skizzenhaften Oberflächlichkeit richtig und ohne fremdartige Störung, so dafs sie, ohne gerade für eine Person lebhaftes Interesse zu erwecken, doch im Ganzen hinreicht, um in dramatischer Form eine Unterhaltung hervorzubringen. Das erste Stück ist ein Schauspiel in drey Acten: *Täuschung und Wahrheit*, das aufs Neue den auf der Bühne schon ziemlich bekannten Gegenstand behandelt, eine Frau, die wegen sinnlicher Zerstreuungen und Vergnügungen in dem Verdacht eines unerlaubten Umgangs steht, vor ihrem edeln, nachsichtsvollen Manne endlich rein und unschuldig erscheinen zu lassen; nur die Wendung am Schlusse, wo sie ihre Mutter findet, ist neu. — Das zweyte ist ein Lustspiel in Einem Act: *Die Heimlichkeiten*, dessen ziemlich unbedeutender Inhalt nur dadurch einige dramatische Regsamkeit und komischen Anstrich bekommt, dafs ein pedantisch-drolliger Verwalter der Überraschung mit einer Heimlichkeit durch seine Plauderhaftigkeit zuvorkommt, und nachher vor den Pfeilen des Zorns zittert. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

JENA, b. F. Frommann: *Deutschlands Wiedergeburt.* Ein politischer Versuch von Dr. *Karl Ernst Schmid*, herzogl. sächs. Geheimen Rathe und Vicepräsidenten der Landesregierung zu Hildburghausen. 1814. 425 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

[Zwey Recensionen. *)]

Unter der grossen Anzahl von Schriften, welche sich mit Deutschlands Angelegenheiten beschäftigen, verdient die vorliegende in vielfacher Hinsicht ganz besonders ausgezeichnet zu werden. Mit vieler Einsicht, mit reinem Eifer für das Gute, mit rühmlicher Mäsigung, mit geübtem praktischem Blick, durch den der Abgang an Tiefe, der hie und da sich zeigt, hinlänglich ersetzt wird, ist in einer schönen, lebhaften Schreibart über viele der wichtigsten Puncte, die jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, gesprochen worden. Und kann man gleich die Ansichten des Vfs. nicht in allen Stücken theilen: so wird man doch gestehen müssen, dass er es verstanden hat, seinen Meinungen einen grossen Schein zu geben, und sie mit Gründen zu unterstützen, die es verdienen erwogen und beachtet zu werden. Das Buch ist, zum Theil wenigstens, gedacht, geschrieben und wohl auch gedruckt worden, ehe der grosse Kampf beendigt war, dessen Früchte jetzt gesammelt und für die Nachwelt aufbewahrt werden sollen. Dieses ist so wenig ausser Acht zu lassen, dass es fast Noth thäte, ein Schriftsteller über die Tages-Angelegenheiten gäbe jederzeit Tag und Stunde, zu welcher er einen Gedanken gedacht hat, genau an. Der Wunsch, den der Vf. in dem ersten Abschnitte, der dem Ganzen zum Vorworte dient, laut werden lässt, dass es den hohen Alliirten gefallen möchte, noch unter dem Geräusche der Waffen die Grundlagen des neuen deutschen Staatenvereins durch Zusammenberufen der Fürsten und derer, die man würdig hält Rath zu geben, festzusetzen, ist mehr als unerfüllt geblieben. Denn länger als sechs Monate ruhen bereits die siegreichen Waffen, und immer noch schweben die harrenden Völker in banger Erwartung, und noch sind es blosse unbestimmte, nicht selten sich widersprechende Gerüchte, die uns aus der grossen Kaiserstadt zukommen, und noch ist vielleicht keine der grossen Angelegenheiten, die den edleren Theil der Nation beschäftigen, unwiderruflich entschieden. Wohl mag man diess ein Glück nennen können, wenn die lange Zeit benutzt worden ist, um jegliche Leidenschaft zum Schweigen zu bringen, um die Foderungen der Gerechtigkeit und der ruhigen Vernunft in ihrem ganzen Umfange zu prüfen, und ihnen den Eingang und den Einfluss zu verschaffen, welchen sie haben müssen, wenn die Beschliessungen der Menschen von Dauer und Erfolg seyn und Glück und Segen bringen sollen, und um die Wünsche der Völker und die Stimmen der Verständigen zu hören und zu prüfen. Unglücklich hingegen würde es seyn, wenn die Entfernung der Gefahr, wenn die blendende und verführende Macht des Glücks und der Reiz des Erwerbens Entwürfe und Wünsche hätte entstehen und reifen lassen, welche dem nicht entsprechen, was man beym Beginnen und während der Führung des heiligen Kampfs mit Bescheidenheit dachte, und mit Freymüthigkeit und Edelmuth aussprach.

Im zweyten Abschnitt werden Erinnerungen an das ehemalige heilige römische Reich deutscher Nation gegeben. Der allgemeine Wohlstand Vieler, dessen ganze, wirklich Erstaunen erregende Grösse uns leider auf dem traurigsten Wege bekannt geworden ist; der Sinn für Recht, durch die Reichsgerichte und durch das Institut der Landstände erhalten; die Zerstückelung, welche Deutschland gegen so manches Übel grosser Reiche schützte, unseren Fürsten die Bewerbung um persönliche Vorzüge wichtig, und eine vielseitige freye Literatur möglich machte: dieses alles ist in dem Gemälde nicht vergessen, dem es an Wahrheit nicht fehlt, wenn gleich einige Parthieen ins Schöne gemalt sind. Aber übersehen ist es auch nicht, dass diese Zerstückelung, sobald die Eintracht fehlte, uns den Angriffen kriegslustiger Nachbaren unterliegen liess. „Möchten die schmerzlichen Erfahrungen, welche wir in den letzten Jahren gemacht haben, dazu dienen, dass wir uns bemühen, diese Ursachen der Uneinigkeit hinwegzuräumen, ohne die Vorzüge einer auf das föderative System gegründeten Reichsverfassung aufzugeben. — Wenn Deutschland dann schöner und grösser aus seiner vorübergegangenen Erniedrigung aufersteht, und es kann es: so wollen wir unserer bisherigen Leiden uns freuen, wir haben das Wohl unserer Kinder und Enkel damit erkauft," — sagt der Verfasser am Schluss dieses Abschnitts, und wer sollte ihm nicht beystimmen!

Unter den Ursachen, welche die Auflösung des alten deutschen Staatenbundes herbeyführten, steht billig das Bestreben aller grösseren Stände, sich von der Unterordnung unter die Reichsgewalt frey zumachen, oben an. Die Religions-Verschiedenheit that in den letz-

*) Dass wir von diesem vortrefflichen Werke zwey Recensionen liefern, wird der Inhalt des Werkes sowohl als der Gehalt beider Recensionen rechtfertigen. Die erste war bereits grossentheils abgedruckt, als die zweyte einging, von demselben Gelehrten verfasst, dem unsere A. L. Z. die meisten Beurtheilungen der auf die *Tagesgesch. in Deutschl.* bezüglichen Schriften verdankt.

teren Zeiten wenig; auch der Streit des Nordens mit dem Süden war nicht von Bedeutung. Weit mehr wirkte der Streit der Stände. Die unbillige Hartnäckigkeit, mit welcher für die Behauptung der Vorrechte des Adels gekämpft wurde — welche zum Theil wenigstens mit der Lage, in welcher die Gesellschaft einmal war, im Widerspruch standen — kann mit vielem Rechte eine Hauptursache der Unterjochung der deutschen Nation genannt werden. Denn wenn auch die hier gegebene Ansicht über die Ursachen der französischen Revolution und über die ersten Revolutionsmänner manchen Einwurf zuläfst: so ist doch so viel ausgemacht, dafs jene Vorrechte es waren, welche den schlauen Feinden der Ordnung in und ausser Frankreich gleichsam zum Stützpunct und zum Ziel dienten, worauf sie ihre Operationen gründeten, und wogegen sie selbige zunächst richten zu wollen verkündeten. Was hiebey blofs Täuschung war, ist nun zwar verschwunden; aber wenn nicht die Verhältnisse der Stände, insbesondere die Theilnahme an den Staatslasten und die Concurrenz zu Staatsämtern, auf eine verständige und billige Weise regulirt werden: so ist leider zu fürchten, dafs ein Saame zurückbleibe, welcher über kurz oder lang unheilbringende Früchte treibt, und dafs wenigstens manche schöne Kraft gelähmt, und manche Freude verbittert werde. Schön ist S. 58 der Zustand Deutschlands nach dem lüneviller Frieden geschildert, in dessen Gefolge Unterthanen entstanden, welche nicht ihr *freyer Wille*, noch das *Recht* unter eine neue Herrschaft geführt hatte. Das heilige Band der Treue und des Vertrauens zwischen Regenten und Unterthanen war gewaltsam zerrissen, und keinem Theile Deutschlands wurde vom Feinde die Zeit gelassen, dieses Band in einer Reihe von Friedensjahren durch eine milde und wohlthätige Regierung wieder zu knüpfen. Möchten doch solche Rückblicke und die Stimmen der Verständigen, welche auf die Vergangenheit und auf die ewigen Wahrheiten hinweisen, nicht ohne Nutzen seyn! Stark wollte man werden: eine schützende Macht müsse man seyn können; so hörte man damals, so hörte man oft, gleichsam als wenn die Legionen, welche aus den eingezwungenen Völkern in den Krieg getrieben werden, die Macht der Armeen in demselben Masse vermehrten, als sie die Stammlisten füllen. Möge, wenn etwas Ähnliches auch jetzt unvermeidlich seyn sollte, ein langer Frieden den Regierungen Gelegenheit geben, den Schmerz zu lindern und das wieder gut zu machen, was jederzeit darin liegt, wenn die Völker wider ihren Willen ihren angestammten Führern entrissen und anderen überantwortet werden, und möge das Streben nach einem solchen rühmlichen Ziele stets sichtbar seyn, und besonders durch Achtung der Völker, ihrer Sitten und Schonung ihrer edelsten Gefühle sich an den Tag legen, auf dafs nicht eine richtende Nachwelt den Zuruf der römischen Krieger, „*de germanis, non de Gallis triumphant* (Vellejus II, 67), auf uns anwende!

Manches von dem, was im vierten Abschnitt, — *Deutschlands Wiedergeburt* — über die Wiederherstellung des Reichs mit seinen Fürsten und Ständen gewünscht wird, ist, wie wir jetzt schon wissen, nicht geschehen; Manches, wie z. B. Wiederherstellung einiger Reichsstädte ist erfolgt; über Anderes herrscht noch ein Dunkel. Richtig scheint es, wenn S. 76 gesagt wird, dafs die Conföderations-Acte des rheinischen Bundes nunmehr auf keine Weise einen Rechtstitel mehr abgeben könne, und dafs also Alles, was nur in Folge dieses Vertrags geschehen ist, als ungültig angesehen werden könne; doch schwerlich wird dieser Satz praktisch werden, und es ist auch wohl in mancher Hinsicht gut, dafs er es nicht werde. Wie des vernichteten Bundes Grundsatz Vereinzelung war: so soll des neuen Bundes Grundsatz seyn, alle einzelnen Bestandtheile in ein solches Verhältnifs zu einander zu bringen, dafs weder die Einheit des Volks unter sich, noch die Einheit der Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind aufgehoben, dabey aber doch gleichwohl die eigenthümliche Entwickelung der einzelnen Staaten nicht beeinträchtigt werde. Dafs Alle, die in Deutschland wohnen, sich als Deutsche fühlen möchten, und dafs dieses Gefühl stärker sey, als jedes partielle Gefühl der einzelnen Stämme, ist oft und lange gewünscht; auch hat man viel darüber gesprochen, wie ein solches Gefühl zu erwecken und zu erhalten sey: aber bis jetzt ist dadurch und dafür noch wenig gewirkt. Rec. mufs auch gestehen, dafs er wenig Hoffnung hat, es werde je zu einem solchen Gefühl kommen. Aber die Sache hat doch auch vielleicht nicht den Werth, den man darauf legen will; besonders möchte sie nicht für den Zweck so nothwendig seyn, für den man sie hauptsächlich wünscht: für eine gemeinschaftliche Vertheidigung. Denn eine tapfere Vertheidigung wird nicht ausbleiben, wenn nur die Herrscher einig und die Beherrschten mit ihren Herrschern zufrieden sind, und zu ihren Führern Vertrauen haben, und ihnen willig folgen, und wenn die Sache, für die gefochten werden soll, eine wirklich gemeinsame heilige Sache ist. Der Vf. schlägt, um jene Eifersucht zu mildern, vor, dafs zuerst ein Reichsbürgerrecht alle besonderen Indigenate verdrängen möge. — Sonderbar genug, dafs man in kleinen Staaten bis jetzt mehr auf Eingeborenheit sieht, als in grofsen. Der Vf. spricht gut darüber. Dafs Religion keinen Unterschied machen, Niemanden in etwas hinderlich seyn solle, wird gleichfalls bemerkt, und Rec. wagt kaum etwas dagegen zu sagen, obwohl er nicht bergen kann, dafs auch dieses seine gefahrvolle Seite habe, indem es bey einem solchen Zustande ohne allen Indifferentismus kaum abgehen kann. Der Indifferentismus scheint ihm aber eben so verwerflich, als eine gewisse Art der Intoleranz. Dafs durch das Reichsbürgerrecht die Verbote der Auswanderungen, das Abzugs-Geld, der Universitätsbann aufgehoben werden müsse, bleibt nicht unberührt. Doch kann Rec. dem nicht beystimmen, was der Vf. bey Gelegenheit der Freyzügigkeit der Studirenden über die gefährlichen und unüberlegten Lehrer sagt. Denn wenn er gleich zugeben will, dafs man Manches für gefährliche Lehren hält und gehalten hat, die es gar nicht oder doch nicht in dem Grade waren, und dafs man sich die Gefahren meistentheils gröfser vorstellt, als sie wirklich seyn mögen: so ist von der

anderen Seite nicht weniger wahr, dass man dem Unterrichte, dem Lehrvortrage und dem Beyspiele der Lehrer entweder allen Einfluss auf die Richtung der Köpfe und Gemüther ihrer Zuhörer absprechen, oder zugeben muss, dass unvorsichtige und wirklich gefährliche Lehrer auch Schaden bringen. *Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.* — Es ist daher eben so nothwendig, dass eine weise Regierung über die Lehrvorträge der Universitäts-Lehrer wache, als über den Unfug der Orden und Landsmannschaften mit ihren mannichfaltigen Folgen; ja nach dem Urtheile des Rec. sind die Gefahren und Übel, welche von jener Seite her drohen und angerichtet werden können, eingreifender, grösser, daurender und verderblicher, als die, welche von dieser Seite sich ihm zeigen. Nach guten Bemerkungen über den Adel und die Steuerfreyheit der Rittergüter, giebt der Vf. S. 109 ein Statut des deutschen Adels. Wie lässt sich aber hoffen, dass irgend eine Corporation, und gerade eine solche Corporation wie der Adel, so kräftige Mittel anwenden sollte, um sich und ihr Wesen zu bessern, als hier in Vorschlag kommen! Auch was über einen deutschen Ritterorden gesagt ist, wird, so schön es an sich seyn mag, wenig Eindruck auf den machen, dem die Geschichte alter und neuer Zeit es sagt, dass es nicht wohl möglich zu seyn scheint, dergleichen Institute vor der Ausartung zu bewahren, wenn sie auch noch so gut ausgedacht, und wenn auch der Geist, der sie anfänglich beseelt, noch so trefflich ist.

Im sechsten Abschnitt wird von der *Einheit der bürgerlichen und peinlichen Gesetze* gehandelt. Dieser Gegenstand ist öfter zur Sprache gekommen, und bekanntlich von Hn. *Thibaut* in einer eigenen Schrift abgehandelt, die den vollkommenen Beyfall eines unserer verehrten Mitarbeiter in No. 185 d. J. A. L. Z. erhalten hat, über den jedoch Rec. grösstentheils eine ganz entgegengesetzte Ansicht hegt.

Wir wollen erst anführen, was unser Vf. sagt, und dann uns einige Bemerkungen über diesen Gegenstand erlauben, der wohl verdient von mehreren Seiten, und *ohne Übertreibungen* betrachtet zu werden. Die Gesetze, sagt auch unser Vf., haben auf den Charakter, auf das Leben, auf den Verkehr eines Volkes einen so grossen Einfluss, dass dieser Charakter fast ganz von seinen Gesetzen und ihrer Handhabung abhängig ist. Soll daher ein Volk zu einer innigeren und bleibenden Einheit gebracht werden: so ist dieses nur dann erreichbar, wenn es von einerley bürgerlichen und Straf-Gesetzen beherrscht wird. In Deutschland herrsche jedoch die grösste Verschiedenheit. Ein fremdes altes Recht steht im Hintergrunde, und ein neues höchst abweichendes ist daneben entstanden. Der Wunsch nach einer allgemeinen Legislation ist daher nichts weniger als neu. Die Verbindung mit Frankreich habe die Erfüllung desselben herbeyzuführen geschienen, und diese Hoffnung habe zu den besten gehört, die diese Verbindung gewährte. Aber auch diese sey getäuscht, obwohl das französische Gesetzbuch des Lobes nicht unwürdig sey, das ihm geworden, und obwohl dessen Flecken und Lücken auf einem Bundestage leicht hätte abgeholfen werden können. Inzwischen glaubt er doch die Aufnahme des französischen Gesetzbuchs nicht vorschlagen zu dürfen, verweiset dagegen auf das österreichische, vor dessen Annahme jedoch alle Regierungen aufzufodern seyn dürften, Bemerkungen, Zweifel und Abänderungs-Vorschläge einer gemeinschaftlichen deutschen Gesetz-Commission vorzulegen. *Einen* Vorschlag macht der Vf. selbst. Nämlich folgenden: Die den Theilhabern einer Gemeinschaft zustehende Befugniss, auf Aufhebung der Gemeinschaft zu dringen, soll auch auf das unvollständige, getheilte Eigenthum ausgedehnt, und damit unter gewissen näher angegebenen Modificationen den Besitzern von pflichtigen Gütern gestattet werden, die auf denselben haftenden Lasten jeglicher Art abzulösen. Wichtig und äusserst folgenreich würde freylich ein solches Gesetz seyn, das sieht wohl jeder ein. Aber wie unendlich schwierig, wie gänzlich unmöglich es seyn würde, Modificationen aufzufinden, welche auch nur in den Hauptmomenten allenthalben anwendbar seyn würden, sieht nicht ein Jeder in gleichem Masse ein, sieht man am wenigsten da ein, wo fast ein jedes Grundstück oder doch gleichartige Grundstücke ein abgesondertes Ganzes ausmachen und eine abgesonderte bestimmte Last haben, wo also nicht, wie anderswo, gewisse Lasten auf einem Inbegriff von verschiedenartigen Gütern und Gerechtsamen ruhen, und diese dann wieder durch mannichfaltige Gerechtsame, die den kommenden Geschlechtern und anderen Gütern erhalten werden müssen, verwickelt werden. — Schwerer, glaubt der Vf., aber auch wichtiger und nothwendiger, werde die Aufstellung einer allgemeinen Gerichts- und Process-Ordnung für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten seyn. Diess sey, glaubt er, eine Aufgabe, die noch von keinem Staat gelöset worden, und nicht werde gelöset werden, weil es hier unter allen menschlichen Einrichtungen am wenigsten auf das Gesetz, sondern fast allein auf den guten Willen der Richter und Sachwalter, und auf den Geist ankomme, der in den Gerichten lebe. Fast alle Process-Ordnungen wären gut und seyen gut gewesen, so lange mit Ernst von oben her auf die strenge Befolgung ihrer Vorschriften gehalten worden, und nicht durch spätere Zusätze der ursprüngliche Zweck verrückt worden. Mehrere Staaten hätten sich um eine bessere Rechtspflege bemühet, in anderen sey sie von einer sehr traurigen Beschaffenheit. Von der Verpflanzung der französischen Form, besonders von dem Plaidiren habe man manche gute Folge erwarten können, allein es hätte dann anders dabey müssen zu Werke gegangen werden, und man hätte dabey mehr mit deutscher Gründlichkeit verfahren, und das Ganze mehr in deutsche Sprache einkleiden müssen. Mit noch grösserer Abneigung als die französische sey die preussische Processform im Auslande betrachtet worden. Der Vf. redet ihr mit vieler Wärme das Wort, und nimmt keinen Anstand, zu erklären, dass er sie für ein Meisterstück der gesetzgebenden Weisheit erkenne, und kein Bedenken tragen würde, sie zur allgemeinen Aufnahme in ganz Deutschland zu empfehlen, wenn nicht in ihr zugleich eine Gerichtsverfassung vorausgesetzt würde, welche theils nicht überall aufgestellt werden kön-

ne, theils auch in einigen Stücken eine Abänderung wünschen lasse. Namentlich würde von einem preussischen Richter Manches erfodert, was so leicht nicht zu lernen sey. Die Entwerfung eines allgemeinen Gesetzbuchs über das bürgerliche Verfahren müsse daher zu den ersten Arbeiten einer gemeinschaftlichen Gesetzgebungs-Behörde gehören. Mit der Criminal-Gesetzgebung seyen wir besser daran, wenigstens sey hier mehr vorgearbeitet. Immer aber bleibe es ein dringender Wunsch, recht bald einerley Gesetz und Recht zu erhalten.

Es kann nicht die Absicht seyn, über Alles, was hier gesagt ist, in dieser Recension zu sprechen, und die Hauptfrage in ihrem ganzen Umfange zu prüfen. Doch kann Rec. vor allen Dingen sich der Fragen nicht enthalten: Hat man von dem Einfluss und folglich auch von den Wirkungen eines verschiedenartigen, und folglich auch von den Folgen eines allgemeinen gleichartigen Rechts nicht übertriebene Vorstellungen, und hat man bey den Schilderungen des schlechten Zustandes und der grossen Verschiedenheiten des Rechts in Deutschland sich nicht Übertreibungen mannichfaltiger Art erlaubt? Beides scheint fast. Denn was das erste angeht: so kann auch von der allereinfachsten Legislation, immer nur eine sehr kleine Anzahl von Personen eine einigermassen vollständige Kenntniss haben, und ihren Einfluss fühlen. Noch mehr aber ist und wird der eigene Gebrauch, der von den Rechtssätzen auf eine solche Art und Weise gemacht wird, dass man es recht gewahr wird und fühlt, dass die Legislation im Spiele sey, etwas höchst Seltenes und Beschränktes bleiben. Denn dieses wird man ja nur dann gewahr, wenn es zu gerichtlichen Discussionen kommt. Wie viele Menschen kommen aber ihr ganzes Leben hindurch mit den Gerichten gar nicht in Collision? Zu einer Vergleichung und zu einem lebendigen Gefühle der Gleichartigkeit oder der Verschiedenartigkeit der Legislationen haben nun noch weit weniger Menschen Veranlassung und Gelegenheit. Der Verkehr und das Gewerbe bey weitem des grössten Theils einer Nation ist ja nur auf einen kleinen Kreis eingeschränkt, und der Ärger, den der Beysitzer einer Juristen-Facultät, die von allen Seiten her Acten bekömmt, über die Mannichfaltigkeit des Rechts hat, und welchen Rec. auch recht gut kennt, ist gewiss kein universeller deutscher National-Ärger. Sehr wenige Menschen haben daher überhaupt nur einen Begriff von den Abweichungen, die sich in den Gesetzgebungen verschiedener Provinzen finden, denken sich vielmehr, dass sie allenthalben gleich seyen. Und wie der Bauernstand in Norddeutschland es jetzt nicht ahndet, dass seine Standesgenossen im südlichen Theile eines in den wesentlichsten Puncten verschiedenartigen Rechtszustandes geniessen: eben so wenig wird durch Gleichartigkeit des Rechts auf ihn gewirkt, und ein nationaler deutscher Sinn, da wo er fehlt, geweckt und gestärkt werden. Für den gebildeten Theil der Nation hingegen, der diese Verschiedenartigkeit kennt, und fühlt, giebt es hinwiederum ganz andere und viel wirksamere Mittel, den Geist der Eintracht und des Zusammenhaltens zu erwecken und zu nähren, als die Einheit des Rechts. Wie denn überhaupt für denjenigen, der zu raisoniren vermag, dasjenige weniger nöthig und wirksam ist, was seinen Einfluss bloss dadurch erhält, dass es da ist und den Menschen berührt. Die Schilderungen von den Verwirrungen und Trennungen, welche durch die Verschiedenheit des Rechts entstehen sollen, scheinen uns demnach eben so übertrieben zu seyn, als die Erwartungen, die man sich für die Entwickelung und Befestigung eines nationalen Sinnes von einer allgemeinen Rechtsgleichheit macht. Beides liesse sich durch Erfahrungen und Beyspiele belegen, wenn es nicht zu weit führte. Dagegen hat die Einführung eines allgemeinen Rechts in Staaten und Gesellschaften, die bereits eine feste Ausbildung und ein geregeltes Leben haben, etwas sehr Gefährliches und viele ganz unvermeidliche Nachtheile. Ja Rec. kann nicht bergen, dass ihm ein allgemeines Recht für ein Volk, das einen grossen Erdstrich einnimmt, das ganz verschiedenartige Gegenden bewohnt und höchst abweichende Gewerbe treibt, überall gar nichts Zweckmässiges zu seyn scheint, und unter keinerley Umständen wünschenswerth sey. Er ist daher fest überzeugt, dass, wenn, nach Hn. *Thibauts* Vorschlag, eine Anzahl von erfahrenen — nicht bloss rechtsgelehrten Theoretikern — Männern aus verschiedenen Staaten und Enden Deutschlands zusammen träte, um ein allgemeines Gesetzbuch für alle Völker deutscher Zunge zu entwerfen die Verschiedenheit der Ansichten so gross seyn würde, dass das Werk nie zu Stande kommen könnte, oder, wenn es zu Stande gekommen wäre, ein sehr verpfuschtes Werk seyn müsste. Denn nach unseren Ansichten ist das bürgerliche Recht zum Theil ein Inbegriff von gewissen Grundwahrheiten, die daher auch fast ganz allgemein angenommen sind, zum Theil aber ein Ausfluss des Lebens, der Sitten, des Verkehrs, des Charakters eines Volks, ja in vielen Puncten sogar der Natur selbst. So wie also alles dieses verschieden ist und verschieden angesehen wird, und ewig verschieden bleiben muss: so muss auch das Recht verschieden seyn, und so müssen auch die Ansichten der verständigsten Männer über die Rechtssatzungen stets verschieden und von den Wahrnehmungen abhängig bleiben, die sie gemacht haben. Und wenn auch der Zufall nicht ohne Einfluss auf das bestehende Recht geblieben ist, und etwas hat entstehen lassen, was den Verhältnissen nicht angemessen ist; so hat doch auch die Weisheit hierauf eingewirkt, es hat die Gewohnheit und ein langer Gebrauch eine Macht darauf bewiesen. Schwerlich dürfte es daher weise zu nennen seyn, wenn man auf einmal ein Werk zerstören wollte, das in Jahrhunderten entstanden ist, sich ausgebildet und ausgeglichen hat, und an das man gewöhnt ist. Wir glauben daher zum Wohl der Völker, die Wünsche nach einer Verbesserung der Legislationen für das bürgerliche Recht, welche wir in einem grossen Grade mit dem Vf. theilen, auf viel weniger als auf ein allgemeines Gesetzbuch einschränken zu müssen, und wir halten dafür, dass das, was wirkliches Bedürfniss ist, auf einem ganz anderen, als auf dem schwierigen und gefährlichen Wege einer allgemeinen Legislation, viel sicherer werde erreicht werden können.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Jena, b. Frommann: *Deutschlands Wiedergeburt.* Ein politischer Versuch von Dr. *Karl Ernst Schmid*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen ersten Recension.*)

Eine grössere Gleichförmigkeit in Ansehung mancher zum gerichtlichen Verfahren gehörender Stücke, z. B. in der Lehre von dem Gerichtsstande, scheint uns dabey vorzüglich wünschenswerth zu seyn, weil einem Jeden, der in einem fremden Lande sein Recht verfolgen will, die Verschiedenartigkeit, die hierin herrscht, fühlbar wird. Es dünkt uns auch ein allgemeines Gesetzbuch für den Process bey weitem nicht so schwierig, als über irgend einen ähnlichen Gegenstand des Privatrechts von einigem Umfange. Denn der Process enthält nur die Regeln, setzt nur die Mittel, Wege und Bedingungen fest, durch welche, und unter welchen ein Zweck, über den an sich keine Verschiedenheit der Meinung und der Ansichten herrscht, erreicht werden soll. Die Errichtung eines allgemeinen Reichsgerichts macht ohnehin die Entwerfung eines allgemeinen Gesetzbuchs für den Process eben so nothwendig, als sie solche erleichtert; zumal da dasjenige, was von dem Vf. über den Einfluss der Persönlichkeit und des Geistes der Rechte gesagt wird, hiebey nicht in Anschlag kommen kann, und auf einer Vermischung zweyer ganz verschiedener Dinge beruht. Übrigens wird Rec. sich nie für die Form des preussischen Processes erklären, so sehr er den Geist achtet, der in der allgemeinen Gerichtsordnung waltet. Was man gemeinen deutschen Process nennt, scheint ihm als Grundlage mit den nöthigen Modificationen immer das Beste. Nächst diesem wird eine Revision des bürgerlichen Rechtes, welche sich jeder Staat zur Pflicht machen wird, die Herstellung einer gewissen Gleichförmigkeit, ohne dass man es will und weiss, zur Folge haben, weil über die Grundwahrheiten des Rechts, wie über andere Materien, unter dem einsichtsvollen Theile der Staatsmänner keine grosse Verschiedenheit herrschen möchte, in sofern nicht darin Localverhältnisse berücksichtigt werden müssen. Auch könnte man ja leicht über einige Puncte und Gegenstände, die ihrer Natur nach und der Erfahrung zufolge von solcher Art sind, dass in Ansehung ihrer desshalb eine Gleichförmigkeit besonders wünschenswerth ist, weil ihre Wirkung sich nicht bloss auf einen engen Kreis beschränkt, sich verständigen, und solche zu einer gemeinschaftlichen Berathung und Entscheidung ausheben. Auf diese Weise werde die Verschiedenartigkeit, über welche man ein so grosses Geschrey erhebt, gemindert, ohne dass Änderungen gerade in solchen Materien gemacht würden, in welchen sie am gefährlichsten sind, und bey welchen es auf Gleichartigkeit am wenigsten ankommt, wie dieses z. B. in vielen Puncten, die das unbewegliche Eigenthum angehen, der Fall ist. Doch wir müssen abbrechen.

Wie die dem Deutschen von jeher eigene, und in den letzten Tagen und Jahren vielfach bewährte Tapferkeit zum Frommen der Nation benutzt und geleitet werden könne, wird in dem siebenten Abschnitt, der von *der Reichsbewaffnung, dem Reichsheer, den Haustruppen der Landwehr*, und *dem Landsturm* handelt, gezeigt. Gebt uns Liebe und Vertrauen, ihr Grossen: der Arm zur Vertheidigung wird nicht fehlen, auch dann nicht fehlen, wenn gleich keine stehende Armee da ist, die ein eigenes abgesondertes Leben für sich führt, sich absondert, mit den Anderen in ein gespanntes Verhältniss tritt, und sie von dem Gedanken, dass auch sie zu den Waffen berufen seyen, entwöhnt. Wir müssen das Weitere dieses gehaltvollen Abschnittes unseren Lesern zum Nachlesen überlassen, um noch über das Folgende etwas sagen zu können. Auch fürchtet Rec., dass über diesen Punct die Stimmen der Gelehrten am wenigsten werden beachtet werden. In der That sind sie auch zu schwach, um dann gehört zu werden, wenn die Betrachtung des grossen Aufwandes, den die stehenden Heere verursachen, und die klagenden Stimmen der Unterthanen, die um Erleichterung der Lasten flehen, unter denen sie fast erliegen, jetzt keinen Eindruck machen sollten, wo die Erfahrung noch so neu ist, dass ein grosses, wohlausgerüstetes, stehendes Heer des Ruhms so wenig, und der Schande so viel sich zuzog, deren Vorwurf zum Theil durch ganz ungeübte Helden vertilgt ist, *quos pectus fortes faciebat.*

Wohl ist es richtig, dass Deutschland als *Staat* zu den ärmsten in Europa gehöre, wie in dem achten Abschnitte, in welchem über *die Freyheit des Handels im Innern* und über die *Reichseinkünfte* gesprochen wird, bemerkt ist. Dass dieser Armuth da-

durch nicht abgeholfen werden kann, dafs man einen Theil des eroberten Landes zu Reichsgut macht, ist jetzt wohl entschieden. Hat man doch nicht genug an dem vom Feinde eroberten Lande, um Wünsche zu befriedigen, die wohl bey Manchem seit einem Jahre gar sehr gewachsen seyn mögen. Auch weifs man, wie wenig auf die Beyträge aus landesherrlichen Caffen und auf allgemeine Reichssteuern gerechnet werden darf. Aufhebung aller Handelssperren, welche bis hieher so viel Unheil brachten, und wodurch höchstens einige Fabricanten, nie aber das Volk reich und glücklich werden kann, und die in der That den älteren Gesetzen Deutschlands gerade zuwider waren, Einführung freyer Schiffahrt gegen Entrichtung eines mäfsigen Zolles zum Vortheil der Reichs-Caffe, würde dem Mangel abhelfen. Die Ersparungen, welche dadurch entstehen, dafs manche bisherige Landesanstalt zu einer Reichsanstalt wird, dafs man das viel zu grofse Heer der Diener einschränkt, worüber S. 211 sehr schön gesprochen wird, könnten den Abfall in der Einnahme genugsam decken.

Auch für die innere Besteuerung will der Vf. gewisse allgemeine Grundsätze aufgestellt haben. Namentlich will er gleiche Besteuerung des gesammten Grundvermögens nach dem Mafsstabe seiner Ertragsfähigkeit, also Aufhebung aller Steuerfreyheiten adelicher Güter, von deren Fortdauer man nicht, wie er sagt, ohne bitter zu werden, reden könne. Rec. glaubt indessen, dafs, wenn man nicht blofs auf die Entstehungsart und den letzten Grund der Steuerfreyheiten der adelichen Güter sieht, wie vom Vf. geschehen ist, sondern in Erwägung zieht, dafs diese Steuerfreyheit nun einmal ein grosses und wichtiges Stück des Eigenthums geworden, welches der Staat auf mannichfaltige Weise garantirt hat, und welches ohne grofse Zerrüttungen in dem Vermögenszustande vieler rechtlicher Menschen auf einmal nicht aufgehoben werden kann, diese Bitterkeit sich mildern, und zu grofser Vorsicht bey Aufhebung der vorhandenen Freyheiten stimmen werde, welche freylich eben so sehr zu wünschen ist, als sie, wenn sie mit Schonung geschieht, gerecht werden kann.

So allgemein der Wunsch nach Herstellung des deutschen Reichs ist: so darf doch, wie im neunten Capitel richtig bemerkt wird, nicht verschwiegen werden, dafs eine Reichsverfassung, wie sie vor der letzten Katastrophe war, nicht wieder herzustellen sey, noch auch, wenn sie hergestellt werden könnte, die billigsten Erwartungen befriedigen würde. Völlige Erneuerung, bey welcher nur die Grundlage des alten Gebäudes beybehalten wird, ist nothwendig. Was die Grundlage ist, zeigt der Vf. S. 222. Alles ist nicht schwierig, wenn man den Zweck nicht verkennt. „Dieser Zweck ist nicht der Ruhm Einzelner, nicht die Unabhängigkeit eines oder des anderen deutschen Landes, nicht das Wohl der Bewohner der Elbe, der Oder, des Rheins, nicht die Wiedereinsetzung Eines oder des Anderen in angestammte Rechte, sondern die Unabhängigkeit, das Wohl, die gesetzmäfsige Freyheit des ganzen deutschen Volkes, und die Sicherstellung eines festen, rechtmäfsigen Zustandes der Dinge in ganz Deutschland." Was geschehen müsse, um diesen Zweck zu erreichen, wird nicht verschwiegen; aber freylich sind die Zeichen der Zeit den Wünschen und Erwartungen nicht ganz entsprechend. Einen erblichen Kaiser setzt der Vf. an die Spitze des Reichs. Dafs er aus dem Hause Österreich sey, versteht sich von selbst. Mit der Erblichkeit der Kaiserwürde hören die Kurfürsten auf. — Des Prinzen Regenten eben erschienene Erklärung hat dieses bestätigt. — Erzämter müfsten von den ersten Fürsten bekleidet werden, und ein Primas würde dem Reiche nöthig seyn. Preussen, dessen Könige und Volke die Lobsprüche nicht vorzuenthalten sind, die es auf dem *Schlachtfelde* verdient hat, soll ein Gegengewicht bilden, defshalb erblicher Reichsverweser in Norddeutschland werden, aber auch mit allen seinen deutschen Ländern dem Reichsverbande unbedingt und vollkommen beytreten, und sich das Vertrauen wieder erwerben, das es einst hatte, als es bey Gelegenheit der baierischen Erbfolge sich Grundsätzen widersetzte, die für die Ruhe und das Glück der Völker höchst gefährlich sind. Auch die Schweiz soll zum deutschen Bunde gezogen werden. — Verdient das Volk der gröbsten Egoisten dieses? — Die Erbbeamten bilden ein eigenes, das höchste Collegium, Ein Oberhaus mit gewissen richterlichen Rechten in den Angelegenheiten der übrigen Reichsfürsten. Diese werden durch einen beständigen Reichsrath ausgeübt, wogegen eine allgemeine Stände-Versammlung alle Jahre nur einmal Statt findet. Alle 5 Jahre soll das Oberhaupt und sämmtliche Fürsten in Person zusammen kommen. Eine kaiserliche Pfalz, angemessen der Würde des Volks, soll sofort der allgemeinen Armuth ungeachtet erbauet werden. Das Reich selbst mufs in Kreise eingetheilt werden, jeder etwa von zwey Millionen, nach gewissen natürlichen Grenzen. Was gemeinschaftliche Angelegenheiten der Kreise seyn sollen, wird S. 298 gesagt. Die Kreisregierung soll im Kleinen etwa eben so seyn, wie die Reichs-Regierung im Grofsen.

Der erste Zweck, zu welchem der Vf. im 10ten Abschnitt ein *Reichsgericht*, auf welches alle ächt deutsch gesinnten Männer hoffen, gestiftet haben will, nämlich die Aufrechterhaltung der Einheit einer gemeinschaftlichen bürgerlichen Gesetzgebung, ist uns nach dem, was wir vorhin darüber bemerkt haben, so wichtig nicht; doch wird, wie bereits erwähnt ist, die wünschenswerthe Gleichheit des processualischen Verfahrens dadurch am leichtesten begründet und erhalten werden können. Da der Vf. in einem jeden Kreise Appellationsgerichte als eine dritte Instanz errichten will: so können gewöhnliche Rechtshändel nur dann an das höchste Reichsgericht kommen, wenn jene Gerichte abgelehnt, oder deren Erkenntnisse als nichtig angefochten werden. In Ansehung der Streitigkeiten der Unterthanen mit ihren Landesherren oder deren Kammern, hingegen soll es

die dritte Instanz ausmachen. Wie durch ein Reichsgericht der Credit, die Sicherheit der Unterthanen gar mächtig befördert wird, ist nicht vergessen. Sehr wahr ist es übrigens, dass der Fall eben so häufig ist, dass Menschen, welchen noch nicht einmal der verdiente Lohn ihrer Vergehungen im ganzen Umfange zu Theil wird, über Gewalt und Ungerechtigkeit schreyen, als der, dass wirklich ein Fürst durch eigene oder fremde Leidenschaft verleitet wird, die Form des Rechts aus den Augen zu setzen. Natürlich können eigentliche Regierungssachen nicht zur Entscheidung vor die Reichsgerichte gebracht werden; doch wird richtig bemerkt, dass der Begriff davon nicht zu sehr, und nicht auf Kosten der Privatrechte ausgedehnt werden dürfe, und dass Entschädigungsansprüche, wenn wohlerworbene Rechte entzogen werden sollen, jederzeit angenommen werden müssen. *Privilegia de non appellando* sollen ganz wegfallen, und dem Reichsgerichte ein Recht der Oberaufsicht über die sämmtlichen Gerichtshöfe deutscher Länder, hauptsächlich um die Einheit in der Gesetzgebung zu erhalten, zustehen. Eben deshalb wird ihnen auch ein Einfluss auf die Gesetzgebung gegeben. Zwistigkeiten zwischen den Unterthanen und Landesherren als solchen sollen nur alsdann vor die Reichsgerichte gehören, wenn sie aus vorhandenen Verträgen entschieden werden können. Beschwerden wegen Abänderungen und Neuerungen, wie auch wegen sonstiger Schritte des Landesherrn, gehören hingegen an den Reichsrath, der dann durch Abmachungsschreiben zu helfen suchen werde. Dahin werden auch die Anordnungen der inneren Familienverhältnisse gewiesen. Dem verschuldeten Zustande, in welchem sich leider die meisten Reichslande befinden, wird von dem Vf. besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Doch wird der Vorschlag, die Schulden mancher Reichslande durch eine kaiserliche Commission von ihrem Nominalwerth auf einen anderen geringeren Werth setzen zu lassen, grosser Vorsicht bedürfen, wenn darunter, mit Verletzung der Redlichkeit, nicht der Credit Aller noch mehr leiden soll. Den Debit - Commissionen ist freylich wohl eine bessere Einrichtung zu wünschen, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen sollen. Aber überhaupt dürfte den Finanz - Collegien, besonders den Kammern in solchen Ländern, wo die Kammer-Casse ganz von der ständischen getrennt ist, ein anderer Geist zu erflehen seyn. Unendlich Viel würde dadurch den Ländern, und indirecte auch den Cassen geholfen seyn. Die Vollziehung der richterlichen Aussprüche soll dem Reichs-Rathe obliegen, und es werden einige Vorschläge darüber gegeben.

Zu den reichsständischen Gerichten soll sich das höchste Reichsgericht verhalten wie das französische Cassations-Gericht zu den Appellations-Gerichten. Was über die Nothwendigkeit einer Oberaufsicht über jedes Collegium gesagt wird, ist sehr richtig. Keines kann derselben gut entbehren, aber sie muss nothwendig von höchst einsichtsvollen Männern, und mit der grössten Ruhe und mit geübtem Blicke, geführt werden. Was zur Sprache kommt, und oftmals nur zu laut zur Sprache gebracht wird, ist nicht immer dasjenige, was den Gerichten am meisten zum Vorwurf dient. Was der Vf. über die Appellations - Gerichte in den Ländern kleiner Fürsten S. 276 u. s. w. sagt, verdient erwogen zu werden. Besonders dürfte der Vorschlag, dass nicht Alle an dem Orte der Sitzung wohnen, sondern nur zu gewissen Zeiten sich daselbst einfinden, sich durch Manches empfehlen, und dem Ganzen eine Neuheit erhalten, welche nur zu oft mit der Lebendigkeit selbst in einer sehr genauen Verbindung steht, und Eins ist. Auch der Verein solcher Gerichte mit den Universitäten empfiehlt sich. Jedoch versteht es sich von selbst, dass nicht bloss Universitäts - Gelehrte es constituiren dürfen, hauptsächlich wenn ihnen ein Recht der Aufsicht zustehen soll. Denn diese erfodert den Blick und die Erfahrung eines geübten, und im Geschäftsleben ausgebildeten Mannes. Das Verhältniss des höchsten Reichs - Gerichts zu diesen Appellations - Gerichten wird genau angegeben. Nur in Ansehung der Streitigkeiten, bey welchen der Landesherr concurrirt, soll es, wie vorhin schon bemerkt ist, ein eigentliches Appellations - Gericht, eine höhere Instanz ausmachen, in Ansehung der übrigen hingegen nur wegen Nichtigkeiten, und wegen verweigerter Justiz angegangen werden können. Über den Begriff von Nichtigkeit, zu welchem unser Vf. auch diejenigen Erkenntnisse rechnen will, welche von den Gesetzen abweichen, und denen eine unrichtige Erklärung und Anwendung der Gesetze zum Grunde liegt, liesse sich Manches sagen. Um die Aufsicht über die landesherrlichen Gerichte zu führen, sollen Geschäftsübersichten und Tabellen eingesandt werden. Schwerlich möchten sie aber auch nur den Nutzen gewähren, auf den sie der Vf. beschränkt. Und welch eine Arbeit, sie nur mit Aufmerksamkeit anzusehen! Wird man nicht auch bald Gründe finden, damit lässig zu werden? Besser ist die Art der Aufsicht, die darin besteht, dass die Mängel, welche sich in den Sachen, die an das höchste Gericht gelangen, an den Tag legen, gerügt werden.

Auch das Reichs - Fiscalat soll in der Gestalt des *Ministère public* der Franzosen wieder aufleben, und nicht nur bey dem höchsten Reichsgerichte, sondern auch bey den Appellations - und Kreis - Gerichten thätig seyn.

Der Verbesserung des Advocatenstandes wird endlich auch erwähnt. Dadurch, dass alle Advocaten in eine gewisse Verbindung gebracht werden, glaubt der Vf. eine Verbesserung des Geistes derselben zu bewirken. Am meisten wird wohl von den Gerichten abhängen, und von der Art und der Würde, mit welcher sie die Geschäfte und Menschen behandeln. Sehr wahr ist es, was zum Schluss dieses Abschnitts — welchen der Vf. vorzüglich genau und fast zu sehr ins Detail ausgearbeitet hat — über die Wichtigkeit einer guten Rechtspflege gesagt wird; auch ist es allerdings richtig, dass in kleinen Staate

die Gefahr des Verderbnisses grösser ist, als in grossen Staaten. Doch liegt in dem Justizwesen und in dem Geschäfte des Richters Etwas, was gar mächtig zur Erhaltung eines guten Geistes wirkt. Wahrheit ist die Gottheit, welcher der Richter dient, und das Ziel, nach welchem er zu streben hat. Und der Mensch kann dem wahren Gotte nicht von ganzem Herzen und mit reiner Seele dienen, ohne Theil an ihm zu erhalten, und ohne von ihm durchdrungen zu werden, sobald nur ein Funken dieser Gottheit in ihm ist.

Der eilfte Abschnitt stellt das Bild der *Reichshoheit* dar. Zu einem Ganzen will der Vf. die Kräfte vereint haben. Nicht bloss freye Einwilligung, sondern das Gefühl einer rechtlichen Nothwendigkeit soll die Fürsten und Stände zusammenhalten, und rechtliche Gleichheit das Band befestigen. Ein Kaiser soll an der Spitze des Bandes stehen, und ihm soll die mit Vernichtung des Rheinbundes wieder aufgelebte Lehnsherrlichkeit über alle und jede Stände zukommen. Dieser Lehnsverband soll inzwischen nicht zu persönlichen Diensten, sondern nur zur Treue gegen das Reich verpflichten. Die Reichshoheit ruhet in der Gesammtheit der Reichsstände. Die grössten unter ihnen erhalten die Erzämter, von welchen nur die beyzubehalten, die jetzt noch passen, dann aber auch wirkliche Geschäfte mit sich führen. Vieles wird hier berührt, was wir übergehen müssen. Auch wie es gegen den zu halten, der seine reichsfürstlichen Pflichten verletzt, wird festgesetzt. Nur der Schuldige soll im äussersten Fall seiner Landesherrlichkeit verlustig werden, nicht der unschuldige Nachfolger, nicht das ganze Geschlecht. So will es auch die Gerechtigkeit. Nur der Gottheit kommt es zu, zu strafen die Kinder bis in das dritte und vierte Glied, nicht uns Menschen, uns Kurzsichtigen, uns Schwachen, die wir allzumal Sünder sind. So wir weiter gehen, laden wir Blutschuld auf uns, die nicht ungestraft bleibt. Ein Reichskrieg kann nur vom ganzen Körper beschlossen werden, ist aber, wenn fremde Kriegsvölker den Reichsboden ohne Einwilligung betreten haben, als erklärt anzusehen. Denn ein heiliger Boden muss der Boden des Reichs seyn.

Vor Allem will der Vf., dass ein Grundvertrag entworfen, und aufgestellt, und zur weiteren Bearbeitung und Ausbildung bekannt gemacht werde. Mit Recht sagt er schon vor mehreren Monaten: Der Zustand der Ungewissheit werde allmählich peinlich und schädlich.

Was den Fürsten übrig bleibt, ihre *Landesherrlichkeit*, zeigt uns der 12te Abschnitt: „Kein Recht soll ihnen genommen werden, was ihnen nothwendig ist, um dem Gesetz Achtung zu verschaffen, die Kräfte ihrer Unterthanen zum Guten und Schönen zu lenken, ihre Länder blühend zu machen, sich in der Mitte eines treuen, fleissigen und sittlich guten Volkes die Liebe der Lebenden, und bey den Nachkommen einen unsterblichen Ruhm zu erwerben." Schönes Bild, schönes Loos, wenn es nur der Herrschsucht, die da allmächtig seyn will, der Eitelkeit, die allenthalben sich zeigen will, genügte, und wenn nur Wahrheiten, wie sie unser Vf. giebt, bey den Grossen, die leider die Wahrheit so wenig kennen, weil sie sie nie hören, und ihr Gewicht so selten fühlen, Eingang fänden!

In den *Landesverfassungen* — die das dreyzehnte Capitel darstellt — machen die Landstände einen sehr wichtigen Punct aus. Ohne die Sätze des Vfs., dass die Rechtmässigkeit aller Verfassungen darauf beruhe, dass sie repräsentativ sind, und dass deren Güte von der zweckmässigen Vertheilung der Regierungs-Rechte abhange, prüfen oder bestreiten zu wollen, wollen wir auf das aufmerksam machen, was er von den Staatsdienern sagt. Sehr wahr ist es, dass unter ihnen ein grosser Unterschied Statt findet, und dass dieser Unterschied noch immer nicht scharf und bestimmt genug in der rechtlichen Ansicht ihres Verhältnisses herausgehoben ist. Die höheren Diener der Gerechtigkeit und der Religion haben eine höhere Weihe. Sie dienen dem Höchsten mehr unmittelbar, sie müssen daher auch bey Führung ihres Amtes eine höhere Garantie haben, die sie von der menschlichen Willkühr unabhängig, und ihnen es möglich macht, ihren Zweck, nur Gott zu gefallen, und nicht den Menschen, frey zu verfolgen. Dieses leuchtet ein; ob aber deshalb alle übrigen Staatsbeamten bloss den Willen der Regenten zur Richtschnur sich nehmen müssen, ist eine andere Frage, welche Rec. so wenig bejahen möchte, als den Satz, dass in der Monarchie der Regent nicht bloss die Mittel, sondern auch die Zwecke selbst zu bestimmen habe, wenn wir gleich die Folge, die der Vf. daraus zieht, dass dem Regenten es freystehen müsse, seine Diener zu entlassen, zugeben, und es für eine verkehrte, höchst schädliche Idee halten, den Dienst als ein wohlerworbenes Eigenthum zu betrachten.

(Der Beschluss dieser ersten Recension folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues deutsches Titularbuch mit durchgängiger Rücksicht auf die durch die politischen Veränderungen hervorgebrachten politischen Verhältnisse entworfen.* Mit einer Vorrede von *Georg Carl Claudius.* Zweyte umgearbeitete Auflage. 1811. XX u. 226 S. 8. (1 Rthlr.) (Die erste Auflage erschien bereits 1799.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Jena, b. Frommann: *Deutschlands Wiedergeburt.* Ein politischer Versuch von Dr. *Karl Ernst Schmid*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen ersten Recension.*)

Die Gefahren, welche aus einer solchen Macht entstehen können, sollen in den Landständen ein Gegengewicht finden. Durch sie soll die Regierung genöthigt werden, eine Art von öffentlicher Rechenschaft abzulegen, die immer von Neuem an die Grundgesetze und höchsten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft erinnert. Ohne ihre Einwilligung darf daher auch der Vertrag zwischen den Regierenden und Regierten über die Opfer, welche diese dem Ganzen aus ihrem Vermögen bringen sollen, nicht abgeändert werden. Einwirkung in die Regierung selbst wird mit Recht den Ständen nicht gestattet, wohl aber ein Recht der bescheidenen Beschwerden, der Bitte, der Vorstellung. — Verwilligung der Steuern ist das wichtigste Recht der Stände. — Ob Grundsteuern als eine vorbehaltene Rente für die Ertheilung des Eigenthums an Grund und Boden betrachtet werden können, kann hier nicht untersucht werden. Doch würde dieser Satz, den Rec. in aller Beziehung für falsch hält, zu Folgen berechtigen, denen der Vf. selbst seinen Beyfall zu geben, schwerlich geneigt seyn möchte: denn er will von der Steuerfreyheit der Rittergüter nichts wissen. Wie will man aber deren Aufhebung rechtfertigen, wenn man diese Güter einmal ohne Vorbehalt hinweggegeben hat? Dergleichen Sätze, auf welche man zuweilen stösst, gereichen dem Werke nicht zum Vorzuge. Über die schlechte Zusammensetzung der Stände wird auch gesprochen. Freylich ists kaum möglich, bey der jetzigen Zusammensetzung etwas Gutes, gerade für das Steuerwesen, zu erwarten, wenn nicht von Oben herab gewisse allgemeine Grundsätze vorgeschrieben werden. Doch ist es auch unglaublich, wieviel ein Einziger, oder einige wenige verständige und rechtschaffene Männer in einer Versammlung wirken können, in welcher die Mehrzahl immer der Leiter bedürfen wird. Viel lässt sich hier wünschen, Eins aber dürfte vor Allem Noth seyn, den Einfluss des Adels in den landschaftlichen Versammlungen zu vermindern, oder ihm wenigstens ein Gegengewicht zu geben. — Gern treten wir dem für Deutschlands Wohl so schön erwärmten Vf. bey, wenn er in dem Schluss-Abschnitt sagt, jetzt, oder nie, sey ein Moment eingetreten, der für das ganze Leben unseres Volks entscheide, und dass selten dergleichen Sonnenblicke des Schicksals einem Volke zurückkehren, wie wir sie gesehen haben, und durch welche Ereignisse herbeygeführt sind, die eben so unerhört als unerwartet waren. Aber freylich müssen wir doch auch gestehen, dass, so günstig die Umstände auch scheinen mögen, uns doch die Benutzung derselben zur Gründung eines wirklich guten und dauerhaften Zustandes so leicht nicht erscheine, als Mancher zu glauben geneigt ist. Zeiten, welche grosse, ungeheuere Ungerechtigkeiten darbieten, die, wenn sie auch nicht immer von Erfolg gekrönt wären, doch den Abscheu und die Scham geschwächt haben, die das menschliche Gemüth dafür haben sollte, Zeiten ferner, in welchen die verschiedenartigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt sind, und in welchen Befürchtungen und Hoffnungen ihre täuschende und verführerische Gewalt auf den Menschen mehr, als Noth und Recht ist, ausüben, in welchen endlich die Kräfte einzelner nicht immer gleichgesinnter, aber gleichmässig sich selbst vertrauender Köpfe gegen einander wirken, und dem Verdienste und Ruhme, Erfinder und Schöpfer einer neuen Ordnung zu werden, mit partiellen und subjectiven Rücksichten nachstreben, sind nicht gerade dazu geeignet, ein Werk zu gründen, das für Jahrhunderte wohlthätig werden und bestehen soll. — Die schöne Lehre von einem Fortschreiten zum Besseren, und von einem steten Besserwerden, welche ein wohlwollendes Gemüth so gern ergreifen und festhalten möchte, und welche unser Vf. gegen einen Schriftsteller vertheidigt, welcher jetzt gewiss da, wo er einst kräftig wirkte, noch mehr vermisst wird, als wir ihn in der gelehrten Welt vermissen, dürfte daher, ungeachtet aller Bemühungen wohlwollender Männer, für uns und für unsere Nachkommen wohl das noch bleiben, was sie jetzt ist — ein Problem, für dessen endliche und völlige Lösung der Blick des Menschen überall zu schwach, zu beschränkt und zu befangen seyn möchte, und welche daher nicht nur verschiedenen Menschen, sondern auch einem und eben demselben Menschen, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gesichts-

puncten betrachtet, ganz verschieden erscheinen und sich darstellen wird. Denn wem sollte nicht die Richtigkeit der Lehre einleuchten, wenn man den Grad und Umfang des Anbaues der Länder, die Masse des Wissens, die Vollkommenheit der Hülfsanstalten und Hülfsmittel, die Leichtigkeit und Allgemeinheit ihrer Benutzung, wie dieses alles in der neueren Zeit sich darstellt, mit vergleichendem Blicke in Betrachtung zieht und zum Masstab annimmt! Wieviel schwieriger aber wird die Lösung, wie so ganz anders sind die Resultate, wenn wir auf die Moralität der Einzelnen, der Völker, der Staaten und ihrer Führer, unseren prüfenden Blick werfen, wenn wir den Grad der Weisheit, der Klugheit, der praktischen Gerechtigkeit zum Masstab nehmen, und nach dem Einfluss forschen, den die mehr verbreitete, erhöhete und erleichterte Erkenntniss auf das Handeln der Menschen hat! Wie dem aber auch sey: soviel ist gewiss, ein Fortschreiten des Ganzen zum Besseren ist dann nur möglich, wenn der Einzelne danach strebt, und wenn dem Einzelnen es gelingt. Darum trachte ein Jeder von uns vorzuschreiten, nicht nur im Wissen, Erkennen und Beurtheilen Anderer, sondern im Wollen, Thun und Beurtheilen seiner selbst: dann wird das Problem seiner Lösung näher geführt, und der unbefangene Forscher und Beobachter bey Wahrnehmung der Verirrungen und Laster der Menschen nicht mehr so oft an des Dichters Ausspruch erinnert werden: *Mutato nomine de te fabula narratur.*

PN.

Ein edles Werk, aus welchem eine so einsichtsvolle als feurige deutsche Vaterlandsliebe spricht. Umfassender als die uns vorgekommenen über denselben Gegenstand, gewinnt es durch die Unbefangenheit der Ansicht und jene Heiterkeit des Geistes, die nur da zu finden ist, wo sich das Herz über die Helle des Verstandes freut, eine Anmuth, die besonders in deutschen Schriften der Art selten erscheint. Natürlich theilt sie sich auch der Sprache mit, die in dem vorliegenden Werke jegliches Lob verdiente, wenn sie sich in dem Ergötzen an der heiteren Entwickelung nicht häufig zu sehr verweilte, und Nachlässigkeiten zu Schulden kommen liesse.

Zur Eröffnung des Ganzen dienen Erinnerungen an das ehemalige heilige römische Reich deutscher Nation. Indem die Gebrechen desselben den Staat immer mehr an den Abgrund stellten, sey doch das Volk in ihm gross geworden, und verdanke ihm insonderheit die Vorzüge, deren sich die Deutschen mit gerechtem Selbstgefühl rühmten. Sehr wahr ist das Lob unserer alten Verfassung, dass uns, wie die Reichsgewalt gegen die Willkühr unserer Fürsten, so die Landesherrlichkeit gegen den Missbrauch der Alleinherrschaft eines Kaisers schützte. Wieviel geistige Freyheit die Nation durch die Zerstückelung Deutschlands in viele Gebiete gewann, fiel weniger auf, nachdem die meisten Regierungen endlich den Grundsatz befolgten, die Pressfreyheit so wenig wie möglich, und besonders nur durch vorübergehende Massregeln zu beschränken. Die grössten Güter eines Volkes, Freyheit des wissenschaftlichen Strebens, eine allseitige Pflege der Wissenschaft und Kunst, gesetzmässige und persönliche Freyheit, und allgemein verbreiteten Wohlstand, verdanken wir nach dem Vf. unserer alten Reichsverfassung. Damit aber das Gemälde nicht zu glänzend werde, und eine zu heftige Trauer über das verlorene Glück entstehe, wollen wir z. B. nur erwähnen, dass man im vormaligen Deutschland mitunter sowohl die persönliche Freyheit, als Freyheit im wissenschaftlichen Denken, nur retten konnte, wenn man von einem Gebiet in das andere floh. Ohnediess wird jenes Gemälde durch die Schilderung unseres Vaterlandes nach dem Untergange der Reichsverfassung, wozu der *Hammer Gottes* kaum nöthig war, ungemein gehoben.

Von ihr ist hier der Übergang zu unserer Gegenwart mit einer Stelle gemacht, welche der Friedenscongress zu Wien, sobald er seinen Saal eröffnet, sicherlich mit goldenen Buchstaben in denselben aufhängen sollte. Wir heben sie aus, um zugleich die hier herrschende Sprache anzuzeigen: „Der Augenblick ist kostbar. Wenn er nicht benutzt wird, die deutsche Freyheit durch unerschütterliche Grundsäulen zu befestigen, wenn Deutschland in der Zersplitterung seiner Kräfte, seiner inneren Entzweyung beharrt, wenn man sich begnügt, deutschen Ländern wieder deutsche Herren zu geben, ohne sie sämmtlich durch ein starkes, Alle umschliessendes Band zu Einem Volke zu machen: so wird auch diessmal die edelste Aufopferung ohne Nutzen, und das allgemeine Elend durch sie nur grösser und unheilbarer geworden seyn."

So tief wir das Wahre in diesen Worten von Allen gefühlt wünschen, welche auf Deutschlands Wiedergeburt, oder vielmehr darauf Einfluss haben, dass sie eine solche werde: halten wir doch für nothwendig, in Erinnerung zu bringen, dass die Hoffnung des Denkers und Privatmannes in grossen Momenten eines Volkes von jeher demjenigen, was wirklich zu Stande kam, weit vorauseilte; dass die Wirklichkeit kaum um einen Strohhalm breit vorrückte, wenn leicht und natürlich schien, dass sie einen Riesenschritt mache. Gewiss wird jetzt Viel geschehen, wodurch wir dem Zustande, welchen Deutschland haben könnte und sollte, näher rücken, als wir ihm seit dem Verfall der kaiserlichen Hoheit waren; doch schwerlich wird schon jetzt ganz vollbracht, was der Vf. in der obigen Stelle so stark fodert, ohne dass seine traurige Weissagung ganz in Erfüllung geht. Das Erste fürchten wir, weil schon der beste Zeitpunct versäumt ist, wo der Verein deutscher Nationalkraft durch eine allgemeine Verfassung, welche wie durch einen Zauberschlag da seyn musste, bewirkt werden konnte. Eigennützige Politik ist schon zu sehr wie der erstarkt gegen Enthusiasmus und die Kraft der Noth, wodurch auch sie mit fortgerissen wurde; das

Undeutsche in Deutschland ist schon wieder aus seinen Schlupfwinkeln triumphirend hervorgebrochen, in welche der Nationalhohn es verscheuchte, und der Erbfeind der Deutschheit, der Franzose, darf wieder laut und vornehm die gleissnerische Sprache führen, dass er mit hoher Grossmuth für Frankreich nichts verlange, welches leider noch viel zu viel hat, das ihm nicht gebührt, dass er aber gewaffnet stehe, um Europa's Freyheit und Sicherheit zu schirmen, die von Tataren und Türken nicht so bedrängt worden ist, als von ihm selber, dass er ein Schutzgott der *Schwachen* wider die *Unterdrücker* seyn wolle. Heisst diess etwas anderes, als dass er keine Bildung wahrhaft deutscher selbstständiger Mächte in Deutschland zugeben wolle, damit *er Unterdrücker desselben* bleiben könne? Gleichwohl sehen wir in eben diesen Gründen, woran unsere schönsten Hoffnungen für die Gegenwart scheitern möchten, zugleich Zusicherung, dass jenes Elend, welches der Vf. uns weissagt, nicht über uns kommen werde. Je mehr der Franzose in Opposition gegen uns bleibt, je mehr deutsche Cabinetter ihm wieder Einfluss auf sich gestatten: desto mehr wird die deutsche Nationalkraft in die Cabinetter treten, und damit ist zuletzt Alles gewonnen. Eines nur wünschen wir, und dieser Wunsch ist auch unter den jetzt obwaltenden Umständen sehr bescheiden, dass nämlich die beiden grössten deutschen Höfe das *Ideal einer ächtdeutschen Verfassung sowohl für unseren Staatenbund, als für unsere einzelnen Länder, vollkommen ausgebildet vor sich haben, und nur mit Rücksicht auf dasselbe so viel unserer Nation vergönnen, als sich unter den gegebenen Umständen erreichen lässt.* Sie sollen für die deutsche Nationalkraft nur die höchsten strategischen Puncte im Auge haben. Denn ist dieselbe auf die richtigen Operationslinien gestellt: so liegt darin nichts Entscheidendes, wie weit sie darauf vorgerückt sey, und welche Hindernisse sie zu überwinden habe. Nur das Handeln *ohne Idee* tödtet zuletzt Leib und Seele.

So lange nun nicht offenbar geworden, ob und wie die beiden Adlermächte Deutschlands jenes erfoderliche Ideal vor Augen haben, spreche jeder deutsche Mann, der so gute historische und politische Kenntnisse besitzt, wie unser Vf., sich laut darüber aus. Wir treten seinen Gedanken näher.

Indem er auf Wiederherstellung des Reichs mit seinen Fürsten und Ständen dringt, geht er zu sehr auf den ehemaligen Rechtszustand aus, und meint, dass mit Vergrösserungsabsichten auf Kosten des Rechts der heilige Krieg gewiss nicht entweiht werden solle. Allein dem tieferen Denker leuchtet ein, wie sehr Deutschlands Wiedergeburt eben dadurch gehindert werde, dass sowohl die Höfe als die meisten Männer, die laut werden, sich den alten Rechtszustand im deutschen Reiche als eine Norm für Massregeln der Gegenwart vorschweben lassen. Dadurch entsteht eine unselige Halbheit; denn man sieht sich jeden Augenblick gezwungen, den alten Rechtszustand zu verletzen, also gegen sein eigenes Gesetz zu sündigen. Leider hat schon das alte Recht um sich gegriffen, da wir auf einem rein' politischen Standpuncte stehen sollten. Mit dem *Rechte* hat aber die Politik nichts zu schaffen, so abhängig sie von der *Moral* ist. Nur wenn sie mit möglichster Hinsicht auf diese geschaffen hat, tritt wieder ein Rechtszustand ein, welchen sie begründete.

Insonderheit wünscht der Vf. die Wiederherstellung der grösseren Reichsstädte, und gar die Errichtung neuer. Wir haben dieses Gegenstandes neulich bey Beurtheilung der *hanseatischen Anregungen* umständlicher gedacht. Schon darum verdient jener Wunsch vorzügliche Beherzigung, weil ihn viele von den edelsten und am hellsten denkenden Deutschen geäussert, und unter ihnen solche, wie der Vf., der nach seiner Versicherung nie einer Reichsstadt angehörte, sondern zwischen den ersten Staatsdienern in einem kleinen Fürstenlande steht.

Sehr wahr und schön ist, was er über das Gedeihen des tüchtigsten bürgerlichen Sinnes nur auf dem eigenthümlichen Boden eines städtischen freyen Gemeinwesens behauptet. Nur dort ist der Kreis so geschlossen, dass der Kaufmannsgeist nicht in ihm fremdartige Sphären hinüber strebt. Wo dem Ehrgeiz andere Lockungen winken, und der reichere Kaufmannsstand sich an die höheren Stände überhaupt anzuschliessen sucht, da schwindet die Genügsamkeit, die dem Handel so erspriesslich und unentbehrlich ist, und statt des soliden Luxus, der in Republiken ein reiches Besitzthum zu zeigen liebt, tritt jener der Monarchieen ein, welcher viel zu verzehren bemüht ist, und unmöglich einen soliden Wohlstand, ächte Bürgertugend begründen kann. Darum treten wir gegen den Einwurf, dass es reiche Handelsstädte in monarchischen Staaten gebe, gern der hier geäusserten Vermuthung bey, wie jene, sich selbst überlassen, noch einen grösseren Umschwung des Verkehrs geniessen, und die eigentliche Bürgertugend noch höher innerhalb ihres Bezirkes entwickeln möchten.

Von der anderen Seite ist hier eben so richtig bemerkt, dass sich grosse Handelsstädte mit der Regierung des Reiches, welchem sie angehören, fast ohne Ausnahme in einer Art von Opposition befinden. „Das Gefühl der Unabhängigkeit lebt im Kaufmannsstande, er erwirbt sich seine Bedürfnisse und seinen Überschuss ohne Zuthun der Regierung, und das Höchste, was er von ihr verlangt, ist Freyheit. Manche andere Zwecke des Staats sind ihm fremd, Staatsbeamte und Militär sind seine fast natürlichen Gegner."

Wir können nicht umhin, nach den bisherigen Betrachtungen die vier deutschen Handelsrepubliken, welche vorhanden sind, und alle, welche noch entstehen möchten, an die alte, löbliche Sitte zu erinnern, dass kein Bürger in ihrer Mitte Amt, Besoldung und Ehre von irgend einem fremden Souverän haben durfte. Sie schmälern durch irgend eine leichtsinnige Handhabung dieses Grundsatzes den Vorzug, dass sie gänzlich in sich selbst abgeschlossene Gemeinwesen seyn, und gleichsam durchaus örtliche Tugen-

den haben sollen. Aus gleicher Hinsicht dürfen sie am allerwenigsten zugeben, was bey ihnen ganz gewöhnlich war, dass Bürger von ihnen als Consuln fremder Mächte in ihrer Mitte lebten. Dergleichen ist unvereinbar mit Bürgerpflicht und Bürgerehre, und zieht eine fremde, höchst verderbliche Einmischung in ihr inneres Leben. Eben so war es sehr tadelnswerth, dass sie ihre Souveränität bey den grossen Mächten durch Männer, die nicht ihre Bürger, wohl gar Unterthanen eben dieser Mächte waren, gewöhnlich repräsentiren liessen. Den Freystaat kann nur sein Bürger repräsentiren; und wie wollte er gar durch einen Geschäftsträger, der Unterthan oder selbst Beamter des Monarchen ist, bey welchem ihn die Republik beglaubigt hat, die eigene Hoheit würdig vorstellen? Soll künftig, wie zu hoffen ist, nicht bloss die einzelne deutsche Handelsrepublik, sondern ein städtischer Bund wie eine Macht bey anderen Mächten repräsentirt werden: so wähle man auch zu diesem Zweck einen Bürger, oder mehrere Bürger aus den Städten selbst. Ihre Repräsentanten müssen schlechterdings keine Ehre und keinen Lohn haben, als die einzig von ihnen kommen.

Nur weil wir von der Ansicht ausgehen, dass überhaupt kein früher Zustand in öffentlichen Angelegenheiten jetzt ein Recht in Deutschland begründen sollte, heben wir gern auch alles Recht auf, welches aus der Urkunde des rheinischen Bundes fliesst. Dasjenige allein, das unter uns auf ächt deutscher Art beruht, hat ein Recht vor der Politik, und somit verwerfen wir gleich dem Vf. unbedenklich den Grundsatz des rheinischen Bundes, nach welchem unter den Bestandtheilen desselben nichts Gemeinschaftliches war, als die Unterwürfigkeit gegen den Protector, und kaum braucht irgend einem Deutschen gesagt zu werden, dass wir Einheit unserer Nation nebst der mannichfaltigsten Freyheit bezwecken sollen. Als das erste Erfodernis zu jener Einheit wird hier das *Reichsbürgerrecht* angegeben, so dass der Deutsche in jeglichem Reichslande zum vollsten Genuss der bürgerlichen Rechte in sämmtlichen Reichsländern befugt wäre. In dieser Hinsicht verdiente Preussen allerdings Lob, dass es nie darauf sah, nur Eingeborne in seinen Staatsdienst aufzunehmen, wenn dabey irgend ein Gesichtspunct von einem Rechte der Deutschen obgewaltet hätte. Allein der Franzose, und Jeglicher von fremden Nationen, wenn er nur der Landessprache mächtig war, und die gewöhnliche Prüfung bestand, konnte so gut, wie der Deutsche aus nicht preussischer Heimath, in dem preussischen Staatsdienst ankommen. Der Deutsche nur sollte also in sämmtlichen deutschen Ländern als solcher zum Staatsdienste zugelassen werden, und sicherlich würde diess dazu beytragen, die einzelnen deutschen Völker immer mehr zu Deutschen zu machen. Dass überhaupt Massregeln, welche zu einem solchen Zwecke beytragen, zu sehr überhand nehmen, haben wir nicht zu besorgen, und deshalb wäre auch die Bemerkung überflüssig, dass wir keineswegs den Beruf haben, die einzelne deutsche Volkseigenthümlichkeit gegen ein allgemeines Gepräge der Deutschheit gänzlich auszutauschen. Wir sollen immer nur ein Völkerverein bleiben, und nicht eine ähnliche Einheit, wie die französische, erhalten.

Unter die schädlichsten Hemmungen, wodurch die deutschen Völker von einander geschieden wurden, gehört ohne Zweifel der Schul- und Universitäten-Bann. Sobald der Deutsche gesetzlichen Zutritt zu allen Ämtern aller deutschen Länder hat, würde es freylich an sich keinen Sinn mehr haben, dass die Fähigkeit dazu ausschliesslich auf einer Landes-Anstalt erworben seyn sollte. Inzwischen könnte doch noch eine Regierung beschränkt genug denken, wenn sie auch fremdes Talent von der Sphäre ihrer Ämter nicht ausschliesst, das Geld, das Landeskinder auf ihre Ausbildung verwenden, im Lande behalten zu wollen. Darum ist gut, dass hier gezeigt wird, wie der Universitäts-Bann in den Landeskindern am Ende der Mehrzahl nach schlechte Beamte erziehen werde. Soviel wir uns erinnern, galt indessen ein solcher Bann im Preussischen, auch als der Zutritt zu den Ämtern dem Ausländer unverwehrt war, doch in sofern, dass der Eingeborne ein paar Jahre auf einer Landesuniversität studirt haben musste. Von aller finanziellen Rücksicht abgesehen, waltete dabey ohne Zweifel der Grund ob, dass besondere Zweige der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit, deren Cultivirung dem preussischen Staat insonderheit erspriesslich war, nur auf einer Landes-Universität mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt werden konnten. Geschieht diess aber wirklich, und berücksichtigt man diess vorzüglich bey den Prüfungen künftiger Staatsdiener: so bedarf es zuverlässig keines Universitäten-Bannes, um die Eingebornen auf die einheimischen hohen Lehranstalten zu treiben.

Noch immer möchte es ein Wort zur rechten Zeit seyn, was hier über die *ehemalige* Besorgniss gesagt wird, dass diese oder jene Universität einen gefährlichen Geist bey sich hege. Wie wahr ist, dass solche eitele Furcht gewöhnlich daher entstand, weil junge Leute lieben, etwas freyer zu reden, und sie in ihrer Unerfahrenheit wähnen, recht gründlich einzusehen, warum nicht ewiger Friede und vollkommenes Glück unter dem Monde herrschen; denn was sie vom Katheder vernehmen, könnte ja so leicht eingeführt werden, so dass die nächste Woche den Anfang des tausendjährigen Reiches erlebte. Eben so wahr und frey ist die darauf folgende Bemerkung, dass in einem solchen freyen Urtheil und dieser kritischen Vergleichung dessen, was ist, mit dem, wie es seyn sollte, eine der wohlthätigsten Eigenheiten der deutschen Universitäten liege, und aus den am freyesten denkenden Jünglingen die tüchtigsten Staatsbeamten werden, wenn sie vom Lernen zum Handeln kommen, Männer der Art, welche nicht bloss zum maschinenmäsigen Fortgehen in den alten Bahnen, sondern auch zum Brechen einer neuen Bahn taugen.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Jena, b. Frommann: *Deutschlands Wiedergeburt.* Ein politischer Versuch von Dr. *Karl Ernst Schmid*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zur vollständigen Ausbildung des Reichsbürgerrechtes wird nach dem Vf. auch Einheit in den Auszeichnungen der Staatsbürger, also die Verwandlung alles Provincial-Adels in einen *deutschen Reichsadel*, erfodert. Zum Grunde liegt dabey der Gedanke, dass es immer einen erblichen Adel geben werde, wovon wir indessen keine Nothwendigkeit einsehen, wenn auch der Vater wünscht und sich bemüht, seine persönlichen Vorzüge auf seine Nachkommen zu vererben. Eben so wenig können wir ganz dem Gedanken beypflichten, dass der erbliche Adel da gerecht sey, wo er weder die Herrschaft des Gesetzes über alle Bürger beschränkt, noch eine Ungleichheit in den Verbindlichkeiten der Unterthanen gegen den Staat hervorbringt. Wo er dergleichen thut, ist er freylich zuverlässig ungerecht; aber er ist es auch da, wo er irgend Vorzüge an eine Person knüpft, welche derselben durch Natur und Verdienst nicht so würdig ist, dass die bürgerliche Gesellschaft an ihr nur anerkennt, was sie anerkennen muss. Wir haben schon einmal in diesen Blättern geäussert, dass man, um die Idee vom Adel nicht zu entheiligen, und dem menschlichen Wunsche des Vaters, seine Vorzüge auf die Kinder zu vererben, aus Staatsklugheit nachzusehen, nicht weiter gehen dürfe, als dass der Sohn des Edelmannes ein besonderes Recht habe, seine Würdigkeit zum Adel darzuthun. Wo die Nachkommen jeder Art eines Adelichen wieder adelich sind, da herrscht eine durchaus verwerfliche Ungleichheit. Wir brauchen dabey nicht zu erinnern, dass wir, wie von allen Ideen, eben so wenig von der des Adels verlangen, man solle sie sofort in die Wirklichkeit einführen. Wir verlangen nur, dass man nichts Neues festsetzen solle, was ihr widerspricht, der Regel gemäss, wie wir alle Theorie in der höchsten Instanz, oder der Idee, im Verhältniss gegen die Praxis nehmen. Der Adel ist in einem Lande ganz etwas anderes, wie in dem andern, und kann nur mit der grössten Behutsamkeit bey Reformen der Idee mehr oder weniger nahe gerückt werden. Selbst in den deutschen Ländern ist er verschiedener, als der Vf. zu glauben scheint; und selbst wenn dieser Freude bezeigt, dass die Hofämter zur Zeit noch das Einzige wären, was die Adelichen mit den übrigen Ständen noch nicht getheilt hätten, worin schwerlich wohl ein Grund zur Beschwerde liege, dünkt uns dadurch noch eine sehr grosse Ungleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft bewirkt zu seyn. Wer um die Person des Monarchen ist, und gar einem ausschliessenden Rechte nach, der hat nicht nur Vorstellungen gemäss, die in Monarchieen, wo wenigstens die Vorstellungsart noch an Lehnsherrn und Vasallen mahnt, an alte Zeiten grosser Ungleichheit erinnern, sondern dem wesentlichen Einflusse nach bedeutende Vorzüge. Wo der Wille des Monarchen das Höchste im Staat ist und seyn soll, wie will seine Umgebung nicht vor den übrigen Staatsbürgern auf ihn und den Staat einwirken?

Wenn der Vf. weiter sagt, dass der persönliche Adel beynahe unter uns verschwunden sey: so heisst das im Grunde soviel, als dass es keinen wahren Adel mehr unter uns gebe. Auf einem Stücke Land kann derselbe unmöglich liegen; und was heisst es, wenn hier der Stand der Rittergutsbesitzer als ein adelicher genommen wird? Ist doch zugleich zugegeben, dass auch unadeliche Besitzer von Rittergütern vorhanden sind, woraus folgt, dass der Besitz von diesen keinen Adel verleihen könne. Unmöglich werden wir daher mit der Art zufrieden seyn, wie der Vf. ein neues Statut des deutschen Adels entwerfen wollte. Derselbe soll nach ihm aus den Besitzern der Güter bestehen, welche in der Versammlung deutscher Landstände Sitz und Stimme haben. Im Grunde wäre also eine gewisse Erde adelich; und welche Erde soll denn Sitz und Stimme haben, um eine Nation zu repräsentiren? Es ist schon genug, dass auf die öffentliche Stimme, welche über den Adel einer Person einzig entscheiden kann, der reichere Besitz an Grundeigenthum einen grossen Einfluss ausüben wird; aber die stumme Scholle darf nicht mehr, wie in rohen Zeiten, mit der öffentlichen Stimme verwechselt werden: darüber sind wir allenthalben in Deutschland schon hinweg. Wissen wir nur die öffentliche Stimme auf solche Weise zu organisiren, dass sie sich wirklich vernehmen lässt: so werden Persönlichkeit, eigenes Verdienst und Ruhm der Vorfahren,

Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung und Reichthum, besonders aber Grundeigenthum, schon das gehörige Gewicht bekommen, welches sie bey Bestimmung und Ertheilung eines Nationaladels haben sollen, und Alles, was wir jetzt in einem grösstentheils läppischen Gemisch, von altem Adel der Vorfahren, Briefadel, Stand der Besitzer von Rittergütern, unter uns finden, auf eine heilsame Art geläutert und ausgeglichen sehen. Könige muss man immer nach der Nobilität nehmen, die menschlichen Gebrechen heischen diess nothwendig: aber der Adel, aus welchem das Volk seine Führer nimmt, bestimme sich nach der Tüchtigkeit, welche freylich insonderheit von der Persönlichkeit, doch auch einigermassen von reichem Grundbesitz und Familienruhm abhängt. Die bürgerliche Gesellschaft der Deutschen ist reif bis zu dem Puncte, dass sie nur einen solchen Adel noch brauchen kann.

Dass nun derselbe nicht ein Adel der einzelnen deutschen Länder, sondern ein *Reichsadel*, oder, in Ermangelung des Reiches, ein allgemeiner Adel des deutschen Föderativsystems seyn solle, ist freylich aus dem Gesichtspuncte zu wünschen, in wiefern das allgemeine Band der Deutschen dadurch verstärkt würde. Inzwischen möchte, wenn jenes System nach richtigen Grundsätzen organisirt wird, so dass gewisse Regeln der Gesetzgebung und Verwaltung durch alle Länder des Bundes greifen, der Adel, welchen die höchste Gewalt in dem einen Lande feststellte und sanctionirte, leicht als ein allgemeiner deutscher gelten; und zuverlässig ist, dass die öffentliche Stimme, welche sein Stifter seyn soll, in einem kleineren Bezirke ihre Pflicht gründlicher handhaben kann. Dabey wäre kaum zu fürchten, dass die gar zu kleinen Souveräne des deutschen Bundes darauf ausgehen würden, einen besonderen Adel ihres Landes zu stiften, welchem sie keinen gehörigen Glanz, kein gehöriges Gewicht bey den übrigen deutschen Staaten verschaffen könnten. Auch in dem Rheinbunde, der ihnen alle souveräne Machtvollkommenheit dem Worte nach verlieh, sind sie, zu ihrer Ehre sey es gesagt, fast durchaus so bescheiden gewesen, dass sie durch ihr Wort keine Edelleute machten.

Wenn das deutsche Volk wirklich ein Volk werden solle, ist nach dem Vf. auch die Wiederherstellung des *deutschen Ordens* zu wünschen. Im Grunde will er nur diesen Titel beybehalten: denn mit dem ehemaligen deutschen Orden hat das Institut wenig Ähnlichkeit, welches er sich hier aussinnt. Es sollte nämlich den Zweck haben, die Trefflichsten, Tüchtigsten und Weisesten des deutschen Volks in eine grosse Gesellschaft zu verbinden, unter dem Grundgesetz, für Deutschlands Erhaltung, für das Wohl und die Ehre des Vaterlandes zu leben und zu sterben. Es leidet keinen Zweifel, dass ein solcher Orden, welcher im höchsten Grade den Namen des Deutschen verdiente, ein kräftiges Mittel seyn würde, Gemeingeist und Liebe des ganzen deutschen Vaterlandes zu erwecken und zu stärken. Da es auch jetzo noch nicht an der Zeit scheint, dass die deutsche Nation als solche eine Organisation erhalte, welche dergleichen Orden zur Belebung eines wahrhaftig deutschen vaterländischen Sinnes überflüssig machen würde: so wünschten wir nur, dass hier statt der Entwickelung der verschiedenen Grade in dem vorgeschlagenen ritterlichen Bunde angegeben wäre, wie die Männer desselben, welche doch durch ganz Deutschland zerstreut seyn müssen, der Eifersucht und dem Argwohne der Landesfürsten entgehen, wie vermieden werde, dass die Souveränität sie nicht erdrücke. Wir zweifeln, ob jener Orden ein blühendes Leben gewinnen könne, ohne einen Zustand der Nation, der ihn überflüssig macht. Das Reichsoberhaupt soll freylich, nach den hier geäusserten Ideen, sein Schutz- und Schirm-Herr seyn; aber schwerlich bekommen wir bald ein solches, wie hier vorausgesetzt wird, da schon der Friede von Paris unser Vaterland als ein Föderationssystem mit *Unabhängigkeit* aufführt, und wir also froh seyn müssen, wenn nur in einem Bundestage irgend ein allgemeiner politischer Mittelpunct für die deutschen Staaten gebildet wird.

Besonders reich an feinen und wichtigen Bemerkungen ist der Abschnitt über die nothwendige Einheit der bürgerlichen und peinlichen Gesetze in dem gesammten Deutschland. Ist das Recht, dessen ich mich in einem deutschen Gebiet erfreue, ein Unrecht, sobald ich über die Grenzen des benachbarten trete: wie soll ich glauben, dass in demselben mir verbrüderte Menschen leben?

Die Hoffnung, welche die meisten deutschen Länder von der genaueren Verbindung mit Frankreich hegten, nämlich auf die Wohlthat eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs, findet der Vf. mit Recht bey weitem nicht so ungereimt, als welche meinen, dass der napoleonische Codex mit Verachtung verworfen werden sollte. Seine gründliche juristische Ansicht von den grosen Vorzügen und den geringeren Flecken desselben, wie ächt deutsch zeigt sie sich gegen eine *Rehbergsche* Oberflächlichkeit, welche nur darum bisweilen als Scharfsinn erscheint, weil sie mit hartnäckiger Anmasung gepaart ist. Indessen ist er weit entfernt, die Beybehaltung der französischen Gesetzbücher auch jetzt noch vorzuschlagen. Dagegen empfiehlt er mit Recht das österreichische bürgerliche Gesetzbuch zu einem allgemeinen in Deutschland, weil es das bürgerliche Recht am reinsten enthalte, und nicht das öffentliche beymische, wie das preussische allgemeine Landrecht, welches sich daher nur für die preussische Monarchie eignet. Zu beherzigen ist zugleich seine Äusserung, dass bey einer solchen Annahme des österreichischen Gesetzbuchs für ganz Deutschland alle deutschen Regierungen aufzufodern wären, ihre Vorschläge zu Abänderungen einer gemeinschaftlichen deutschen Gesetz-Commission vorzulegen.

Noch höher als das bürgerliche Gesetzbuch Österreichs werden hier die Strafgesetze desselben von 1804

geschätzt. Sie sowohl, als die neuen baierischen, würden eine Wohlthat für die Nation seyn, wenn eines dieser Gesetzbücher als ein allgemeines angenommen wäre. Dass es dabey gleichfalls der Prüfung der Nation, und einer in ihrem Namen bestehenden allgemein Gesetz - Commission unterworfen seyn müsste, versteht sich von selbst. Man vergesse aber bey ihm insonderheit nicht, was hier über die Sprache der Gesetzbücher gesagt wird. „Wir haben in unseren alten deutschen Rechtsbüchern einen so reichen Schatz von ächt deutschen Ausdrücken für jedes Rechtsverhältniss, dass es wahrhaftig eine leichte Arbeit ist, uns ohne Schöpfung neuer schwerfälliger, gezierter und unverständlicher Worte ein durchaus deutsches Gesetzbuch zu geben."

Mit dem Scharfsinne der Mässigung unterscheidet der Vf., dass wir Deutschen freylich zu einem streitbaren Volke gebildet werden sollen, doch nicht zu einem kriegerischen, dem Krieg eine Lust und ein Bedürfniss ist, das leicht ein eroberndes wird, was wir nicht seyn wollen, sondern ein streitbares zum heiligen Vertheidigungskriege. Davon entfernt uns aber nichts mehr, als die Unterhaltung eines stehenden Heeres. In wiefern eine stehende Heeresmacht, als ein immer wechselnder und immer erneuerter Theil der Landwehr nicht nur zu dulden, sondern auch nützlich und nothwendig sey, so wie unsere Gedanken überhaupt von der Wehr der deutschen Nationen, einem Stande der Officiere, wenn gleich nicht der Soldaten, haben wir in der Kritik über *die deutsche Kriegsordnung von Arndt* in diesen Blättern (No. 45) umständlich entwickelt. Wir verweilen daher nicht bey den hier geäusserten ähnlichen Ideen, sondern gehen zu der Betrachtung, *Reichsbewaffnung* und ein *Reichsheer*, über, wobey wir sogleich bemerken, dass man diese Wörter auch in *Bundesbewaffnung* und *Bundesheer* umändern kann, ohne desshalb die Gedanken des Vfs. wegzuwerfen. Er will ein gemeinschaftliches Vertheidigungssystem der deutschen Nation, welches im Fall eines Krieges schon fertig dastehe, und erstlich die Unterhaltung fester Plätze an den deutschen Grenzen erfodere, und zweytens ein mässiges stehendes Reichsheer, welches stark genug sey, die Reichsfestungen zu vertheidigen, dem ersten Angriff der Feinde zu begegnen. Durch das Reichsoberhaupt sollte es im ganzen Deutschland ausgehoben werden, indem jeder Reichsbürger sich auf Befehl desselben zum Waffendienste stellen müsste. Dem Einwurfe, dass die grösseren deutschen Staaten, wie Baiern, Wirtemberg, Hessen, nicht so ihre Selbstständigkeit schwächen würden, um das souveräne Recht, über ihre Streitkräfte zu gebieten, sich nehmen zu lassen, wird hier entgegengesetzt, dass man nicht zugleich ein eigenes Volk ausmachen, und einem andern angehören könne, und ein gemeinschaftliches Vertheidigungssystem die einzige denkbare Bürgschaft für die Sicherheit aller deutschen Staaten sey. Ein anderer Einwurf, ob das Reichsoberhaupt durch ein solches stehendes Reichsheer nicht zu sehr Meister der deutschen Nationalkraft werde, um die ehemalige Gefahr, dass alle souveräne Gewalt in Deutschland an das Kaiserhaus komme, wirklicher zu machen, als sie je gewesen, wird hier so beseitigt werden. Das jedesmalige Reichsheer sey nicht stark genug, um damit allein grosse Unternehmungen auszuführen, und die Zusammenziehung der Reserveregimenter, in welche nämlich die deutschen Streitkräfte vertheilt wären, die nicht in dem stehenden Reichsheere in Thätigkeit sind, dürfte von dem Oberhaupte nicht ohne Zustimmung der Reichsstände vorgenommen werden. Allein hiegegen möchte man doch erinnern, dass das Reichsoberhaupt, an welches in diesem Buche gedacht wird, der Kaiser Österreichs, durch sich selbst mächtig genug sey, um in Verein mit einem mässigen stehenden Reichsheer in Deutschland etwas Grosses zu unternehmen; und ausserdem ist es ja nicht bloss die Handhabung der stehenden Reichstruppe, warum das hier vorgeschlagene allgemeine Vertheidigungssystem für Deutschland der Freyheit der einzelnen deutschen Staaten Gefahr von dem Oberhaupte selbst bringen könnte, sondern auch der Punct, dass dieses bis zu einem gewissen Grade Meister aller deutschen Streitkräfte auf constitutionelle Weise würde, und es auch leicht bis zum höchsten Grade werden möchte. Der Vf. hat indessen noch ein doppeltes Mittel, wodurch er der erwähnten Gefahr hinlänglich zu begegnen glaubt. Das erste wären die *Haustruppen*, welche jeder Reichsstand für das Innere seines Landes unterhalten dürfte. Er bestimmt zugleich, dass diese Haustruppen nicht über die Landesgrenze geschickt werden dürften; auch nur in so eingeschränkter Zahl Statt fänden, als die Verfassung eines jeglichen Landes bestimmte, damit sie demselben nicht zur Last wären. Demnach könnten die Haustruppen mehrerer Fürsten sich zu keiner widerstehenden Masse zusammenthun, und nirgends wäre durch sie etwas vorhanden, das man eine Kriegsmacht nennen möchte. Es würde also einem Oberhaupte, das die deutsche Freyheit unterdrücken wollte, sehr leicht werden, mit seiner eigenen Macht und dem stehenden Reichsheere den Widerstand der fürstlichen Haustruppen in einem Gebiete nach dem andern nichtig zu machen. Ganz anderer Art ist das zweyte Mittel, welches hier hervorgehoben, und wodurch zugleich dem Einwurfe begegnet wird, der gewiss einem Jeden zuerst wider die vorgeschlagene Militärgewalt des Reichsoberhauptes im ganzen Deutschland einfiel, dass Preussen nämlich sich dieselbe auf keinen Fall für seine Länder gefallen lassen werde. „Diess liegt, sagt der Vf., in dem wahren Verhältniss, in welchem Preussen seit hundert Jahren und darüber zum Reiche und seinem Oberhaupte stand;" und dieses Verhältniss betrachtet er keinesweges als ein feindseliges, indem durch dasselbe in die Reichsverfassung ein Gegengewicht gekommen sey, das leider nicht gesetzlich anerkannt wurde, wiewohl es keinem organischen Ganzen entstehen

dürfe. Wir geben diess gern zu, können aber die Entstehung eines solchen Gegengewichtes durch Preussen nicht früher annehmen, als vom System Friedrichs des Zweyten her. Erst durch die Eroberung Schlesiens und die Politik, welche diese Eroberung behaupten wollte, ward es bestimmt ausgesprochen, und etwas Nothwendiges in unserer Reichsverfassung.

Der angegebenen Haltung Preussens in Deutschland schliesst sich nun hier die Hoffnung an, dass es in dem Falle, wenn in einem neuen deutschen Reiche die alte Kaiserwürde wieder auflebte, und Österreich mit einer erblichen Krone derselben geziert würde, als erblicher Reichsverweser im nördlichen Theile unseres Vaterlandes warnte und hälfe, wo der Kaiser verfassungswidrig handelte, oder seine Pflicht nicht erfüllen könnte. Dabey wird nicht deutlich ausgesprochen, dass der Reichsverweser über die Streitkräfte des nördlichen Deutschlands eben so gebieten sollte, wie der Kaiser die Militärmacht in den übrigen deutschen Ländern handhabte; doch liegt diese Meinung in den Worten, dass der Main die Grenze zwischen beiden Hälften bilden könnte, die indess nur in Beziehung auf das System der Vertheidigung von einander getrennt wären.

Zu etwas Ähnlichem, wie der hier angeführte Vorschlag, scheint es allerdings in Deutschland zu kommen, wenn wir auch kein kaiserliches Oberhaupt und keinen erblichen Reichsverweser in unserem Norden erhalten. Österreich und Preussen werden auf jeden Fall die Hauptmannschaft über die deutschen Streitkräfte führen müssen. In wiefern an derselben ein deutscher Bundestag Theil haben sollte, und in welchem Verhältnisse zu ihm jene beiden Mächte in Hinsicht auf die Kriegsverwaltung stehen würden, entwickelt vielleicht der Gang unserer Ideen, indem wir dem Vf. weiter folgen.

Uns zu einem Volke zu machen, wird hier auch mit Recht die Aufhebung aller *Handelssperre* innerhalb des deutschen Staatenbundes für nöthig erachtet. Schwerlich kann das Gefühl, dass wir ein gemeinsames Vaterland und gemeinsames Nationalinteresse haben, unter uns gedeihen, wenn wir nicht einer vollkommenen Freyheit des Verkehrs, die schon unser altes Staatsrecht gebot, innerhalb der Grenzen der deutschen Nation geniessen. Alle unsere schiffbaren Flüsse waren durch unsere alte Verfassung für ein gemeines Gut des deutschen Volkes erklärt. Zu diesen Grundsätzen sollen wir allerdings wieder zurückkehren; ob aber diess geschehe, wenn die Zölle beybehalten werden, zweifeln wir sehr. Der Vf. will freylich, dass sie alle an das Reich oder die Gesammtheit unserer Staaten von den einzelnen Landesherrn abgetreten werden. Wird denn dadurch die Hemmung und Beschränkung der Handelsfreyheit gehoben, welche sie nothwendig veranlassen? und taugt überhaupt, durch Einmischung von Verwaltungen im Namen unseres Reichs oder Staatenbundes die Souveränität der einzelnen deutschen Staaten häufiger zu durchkreuzen, als unvermeidlich ist, wenn ein wahrhaftiger Verein unserer Völker Statt haben soll? Der arglistige Rheinbund bezweckte eine völlig abgeschlossene Territorialhoheit seiner Glieder, damit nie ein Verein derselben wider die Gewaltthätigkeit des Protectors entstehen möge. Unmöglich können wir dieselbe in unserem neuen Staatenbunde gestatten; doch hat sich manches Gute von ihr in der inneren Verwaltung der Länder gezeigt, und manche Lähmung in denselben, welche durch das Eingreifen der Reichsverfassung in ihre Souveränität ehemals entstand, war schnell verschwunden.

Nach dieser Ansicht können wir eben so wenig den hier geschehenen Vorschlag billigen, dass die Kosten für Erhaltung und Verwaltung unserer nationalen Gesammtheit, in sofern der Ertrag jener Reichszölle nicht hinreichte, durch Beyträge der Unterthanen aus sämmtlichen Bundeslanden gedeckt würden, die aber unmittelbar von den Einnehmern der Landessteuern an die Reichs-Ober-Einnehmer abzuliefern wären. Da jene ersten doch Beamte der einzelnen Fürsten sind: so wäre ihr Verhältniss zu diesen letzten eine arge Schmälerung der Souveränität durch die Bundesgewalt.

Dass der Vf. überhaupt in der Ängstlichkeit, die aus einander treibende Gewalt, die allerdings in Staatenvereinen immer stärker ist, als die verbindende, in recht viele Fesseln zu schlagen, die sogenannte Territorialhoheit durch die Bundesgewalt viel zu sehr durchkreuzt sehen will, als dass sie ein rüstiges Leben gewinnen könnte, ergiebt sich insonderheit aus den folgenden Abschnitten, über die deutsche Staatseinheit, den Kaiser, die Reichsversammlung, ein Reichsgericht und Kreisgericht. Schön und wahr wird S. 220 gesagt, dass in dem Fall, „wenn wir wieder ein Oberhaupt des Reiches haben sollen, der Ausdruck der allgemeinen Verehrung, Dankbarkeit und Liebe die Stelle einer Wahl vertrete.“ Aber auch für die Zukunft will der Vf. keine Wahl des deutschen Kaisers; denn selbst nach Erlöschen des österreichischen Kaiserhauses würden die Staaten der österreichischen Monarchie immer wieder eine neue Dynastie begründen. Man kann nicht in Abrede seyn, dass dieser Gesichtspunct von der nothwendigen Verbindung des österreichischen Staatenvereines mit Deutschland so durch die Natur der Verhältnisse, als durch die Erfahrung von Jahrhunderten erhärtet sey. Die alten Kurfürsten könnten also nicht mehr Statt haben; doch die verschiedenen Abstufungen unter den Reichsständen sind hier deswegen nicht verworfen. Bey Bestimmung derselben herrscht wieder mit Recht der Gesichtspunct, dass alle dem Kaiser gesetzlich entgegengestellte Gewalt, in sofern sie nicht auf der Gesammtheit der Reichsstände beruhe, in das Verhältniss Preussens zu Deutschland aufzulösen wäre.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DECEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

JENA, b. Frommann: *Deutschlands Wiedergeburt.* Ein politischer Versuch von Dr. *Karl Ernst Schmid*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zugleich aber sind die Grenzen der kaiserlichen ewalt in Deutschland, wie man nach den bisherien Äusserungen dieser Schrift erwarten konnte, in iner Ausdehnung bestimmt, gegen welche sich Preussn nicht bloss mit einer gesetzlichen Opposition benügen würde. Jener Bestimmung liegen Begriffe um Grunde, die freylich in unserer ehemaligen eichsverfassung dem Worte nach enthalten waren, och nie ganz in Wirksamkeit traten, und nur ein Vort blieben, als Reichsstände mächtig genug wuren, um eine Hoheit über sich nicht als ein Joch zu ihlen. Wie viel weniger können sie ausführbar seyn, a Preussen beynahe gross genug wird, um wider sterreich auch ohne Verbindung mit den übrigen eutschen Fürsten zu bestehen, was schlechterdings u vermeiden war, wenn seine Macht als ein Geengewicht wider die des Oberhauptes in einem ornischen Ganzen der deutschen Verfassung betrachet werden sollte, da durch den Rheinbund die übrien mächtigeren Stände unseres ehemaligen Reiches u sehr verwöhnt sind, sich als vollendete Souveräne, venigstens der constitutionellen Sprache nach, anzuehen. So gewiss es daher ein frommer Wunsch leibt, durch eine solche Subordination der deutschen ürsten unter einen Kaiser, wie die alte Reichsverassung sich dachte, nie verwirklichen konnte, und nser Vf. mit redlichem patriotischem Eifer gern ausefübrt sähe, nach den allmählich entstandenen und un vollendeten Verhältnissen Deutschland für die ukunft gesichert zu sehen: um so bestimmter könen wir auch Alles bey Seite setzen, was hier über in *Reichsgericht* und die Durchkreuzung der Justiz n den deutschen Staaten durch eine Reichsjustiz als eilsam und nothwendig angerühmt wird. Nach em deutschen Charakter ist überdiess das Recht am llerwenigsten gefährdet, durch eine souveränere Hoeit in unseren einzelnen Staaten, als die alte Reichserfassung zugeben wollte, in eine Bedrängniss zu gerathen. Dafür spricht auch das Beyspiel der Glieder des Rheinbundes, welche sich in Handhabung der Justiz am freyesten zeigen konnten, weil die Gewaltthätigkeit des Protectors in diese am wenigsten eingriff, sobald das von ihm geschaffene bürgerliche Gesetzbuch einmal angenommen war.

Überhaupt glauben wir unsere Kritik über diese Schrift nicht besser vollenden zu können, als wenn wir dem Gewebe ihrer Gedanken nicht strenge mehr folgen, sondern vielmehr unsere Ideen darlegen, was *jetzo* noch (wir schreiben diess in der ersten Hälfte des Novembermonats) geschehen sollte, und nach den dermaligen Verhältnissen geschehen könnte, auf welche beiden Gesichtspuncte zugleich jede politische Erörterung über eine Gegenwart geführt werden muss. Des Vfs. weitere Gedanken sind zu sehr an die Hoffnung auf ein erbliches Oberhaupt des deutschen Staatenbundes, die wenigstens vorläufig ganz aufgegeben ist, und an eine strenge Beschränkung der einzelnen Souveränität in Deutschland durch die Oberhoheit des Vereines geknüpft, zu welcher sich alle Glieder unseres deutschen Völkerbundes keineswegs mehr verstehen werden. Folgendes auszuführen, liegt noch in unserer Macht.

Ein Mittelpunct in einem Bundestage, einem freyen für sämmtliche Glieder des Vereines, werde uns nach einer vollkommeneren Organisation gegeben, als der ehemalige Reichstag hatte. Aus jenem, der nicht fortwährend versammelt seyn soll, bilde sich ein immer bestehender Ausschuss, dessen Mitglieder von Zeit zu Zeit erneuert werden. Weder bey dem Bundestage, noch bey dem Ausschusse, werden dauernde Gesandtschaften fremder Staaten geduldet: denn aller Einfluss auswärtiger Mächte auf ein Föderativsystem, und besonders auf das deutsche, muss vermieden werden. Übrigens geschieht alle Verhandlung mit denselben nur in lateinischer Sprache. Unter sich und zu ihrem Mittelpuncte, so wie dieser gegen sie, gebrauchen die Staaten des Bundes einzig die deutsche.

Zusammenberufen wird unser Nationaltag auf den Antrag Österreichs oder Preussens, auch beider zugleich, wenn die Mehrzahl des Ausschusses für den Antrag ist, oder durch den Ausschuss allein, sobald drey Viertheile seiner Mitglieder für die Zusammenberufung stimmen.

Über Krieg und Frieden, über jeglichen Tractat, nicht nur der deutschen Gesammtheit, sondern auch jedes einzelnen Staates in unserem Vereine, sollte nur der Bundestag und in gewissen Fällen pro-

visorisch der Ausschuss entscheiden. Eine solche Bestimmung in Kraft zu setzen, ist aber nun durchaus unmöglich, und wenigstens Österreich und Preussen können sich dieselbe nicht gefallen lassen. Man begnüge sich daher, wenn diese beiden Mächte nur verbindlich gemacht werden, keinen Krieg und Tractat zum Nachtheil des deutschen Staatenbundes oder irgend eines seiner Glieder einzugehen, zugleich aber auch streng darauf zu halten, dass die sämmtlichen übrigen Staaten Deutschlands alles Recht auf Krieg und Frieden und Tractaten mit auswärtigen Mächten, ohne Beystimmung und Theilnahme des ganzen Bundes, schlechterdings aufgeben. Endlich müssen unsere beiden grössten Mächte, was schon aus diesem letzten Satze fliesst, wenigstens darauf Verzicht thun, irgend ein Mitglied des deutschen Staatenvereines in ihre Kriege und Verhältnisse mit auswärtigen Mächten, ohne Einstimmung der deutschen Gesammtheit, hineinzuziehen. Übrigens versteht sich von selbst, dass alle Fehde zwischen den verbündeten Souveränen nie durch ihre Waffe, sondern durch den ganzen Bund beendet werde.

Wie schon bisher erörtert ist, so gebe man die sämmtlichen Streitkräfte der deutschen Nation in zwey Hälften unter die Oberaufsicht Österreichs und Preussens zu allen Zeiten, und unter ihre Hauptmannschaft im Kriege. Sobald einmal ein sich durchaus ähnliches kriegerisches System alle deutschen Länder hindurch eingeführt ist, das auf Landsturm, Landwehr, einem stehenden, aus dieser letzten immer erneueten Heere für jeden deutschen Staat, und auf einem Bundesheere beruht, welches aus diesen sämmtlichen stehenden Heeren zusammengesetzt und erneuert wird: so bedarf es in Friedenszeiten nur einer Aufsicht von Österreich und Preussen über das deutsche Kriegswesen, durch welche die Souveränität der deutschen Staaten wenig beschränkt werden mag. Überdiess könnte man noch sowohl in dieser Aufsicht als der Kriegshauptmannschaft dem österreichischen Souverän Baiern, dem preussischen Hannover zur Mitwirkung beygeben.

Ausser den beiden angegebenen positiven Beschränkungen der Souveränität von allen Staaten des deutschen Bundes, Österreich und Preussen ausgenommen, ist keine andere vonnöthen, um den Bund zusammenzuhalten. Aber durch gemeinsame Anstalten, mit welchen kein Zwang verbunden ist, kann die Gleichheit der deutschen Völker und der Gemeingeist, also die zusammenhaltende Kraft des Bundes, sehr verstärkt werden.

Indem wir voraussetzen, dass die constituirende Urkunde unseres Staatenvereines eine allgemeine, in wesentlichen Zügen sich durchaus gleiche, nur in unwesentlichen nach der Localität verschiedene, repräsentative Form für sämmtliche Länder und Staaten des Bundes einführt, möchten wir sowohl der grossen Tagsatzung desselben, als ihrem dauernden Ausschusse, eine Aufsicht über die Constitutionen und die Handhabung derselben in den verbündeten Staaten verleihen. Indessen dürfte diese Aufsicht nur darin bestehen, dass vor Abirrungen von dem constitutionellen Wege die Regierungen und ihre Unterthanen zu rechter Zeit gewarnt würden, dass beide Belehrung und Entscheidung in bedenklichen und streitigen Fällen, welche die Verfassung betreffen, bey dem Bundestage nachsuchen könnten. Es ist zu hoffen, dass die öffentliche Stimme der deutschen Nation, welche sich so ausspräche, ohne allen weiteren Zwang sattsam einwirkte. Geschähe diess einmal nicht: so stünde bey dem Bundestage, ob er erklären wollte, dass der Bund in Gefahr sey. Welche Folgen eine solche Erklärung für den Widerspänstigen haben sollte, hinge von ausserordentlichen Bestimmungen ab, welche die Bundesacte nicht mit umfasste.

Vorausgesetzt ferner, dass ein allgemeines bürgerliches und peinliches Gesetzbuch in Deutschland eingeführt wäre, möchte erspriesslich seyn, dass von einer juristischen Abtheilung im Ausschusse des Bundestages Gutachten über rechtliche Fälle gesucht würden, die als solche wirksam genug wären, ohne in die Gerichtsbarkeit der einzelnen Staaten mit Zwang einzugreifen.

Diese Abtheilung des Ausschusses der Repräsentanten unserer Nation würde zweckmäsig unseren höchsten Schöppenstuhl in Verbindung mit den juristischen Lehrern der *deutschen Universität* bilden. Wir halten uns nämlich überzeugt, dass das ächt deutsche Nationalwesen durch nichts mehr bewahrt sey, und auch für die Zukunft bewahrt werde, als durch unsere literarischen Männer und literarischen Anstalten. An dem Orte, wo unsere Nation ihre Sitzungen hält, muss daher unser literarisches Wesen in seiner höchsten Herrlichkeit erscheinen. Gern dulden wir so viele sogenannte Landes-Universitäten, als irgend mit fröhlichem Wetteifer bestehen wollen und können, und die meisten Staatsbeamten der einzelnen Länder mögen sich auf denselben zu hinreichender Brauchbarkeit ausbilden. Aber wir bedürfen auch einer Universität für die deutsche Nation, an welcher Wissenschaft und Kunst in ihren höchsten Instanzen und besonders deutsche Geschichte, deutsches Staatsrecht mit Nationalgeist, und von denjenigen Männern gelehrt werden, welche durch Genie und Gelehrsamkeit und Gabe des Vortrags sich in unserer Nation am meisten auszeichnen. Die Jünglinge, welche auf dieser hohen Schule und an der eigentlichen Stätte der Nation unter den Augen ihrer Repräsentanten nach geistiger Vollkommenheit streben, welchen Schwung werden sie der zusammenhaltenden Kraft unseres Völkerbundes ertheilen!

Auf solche Art, dünkt uns, könnten eine Oberhoheit eines deutschen Staatenbundes, die ihm selber angehört, die überwiegende Macht, welche zwey seiner Glieder besitzen, und die Souveränität Aller, unter den jetzt gegebenen Verhältnissen füglich mit innigem Gemeinsinn und ohne grossen Zwang zusammen bestehen; und so möchte das neue Deutschland ein glänzender Beweis für die schöne Lehre wer-

len, zu welcher sich der Vf. am Schlusse seines Werkes bekennt, für den Glauben an eine Erziehung, ein fortschreitendes Besserwerden des Menschengeschlechts. Wie schonend eröffnet er seine Gedanken darüber mit seinem Urtheil über einen Mann, „der sich durch seine oft treffenden, zwar nur auf der Oberfläche hingleitenden, aber fein ausgesponnenen Bemerkungen über die Verhältnisse des geselligen Lebens den Ruhm eines unserer geistvollsten Schriftsteller erworben hatte," über den verstorbenen *Brandes*. Dieser schalt jenen Glauben einen in Deutschland usgebildeten, zum Theil aus einseitigem Wohlwollen und Stolz entstandenen, zu der gefährlichsten Verblendung führenden Gedanken. Er meinte, dass die Anhänger dieser Idee selbst nicht wüssten, welche Theile des Menschengeschlechts, und in welchen Hinsichten sie zum Besseren fortgeschritten seyn sollen. Solche heillose Oberflächlichkeit, die nicht einmal einsah, dass hier nur von allen Theilen des Menschengeschlechts und Entwickelung aller menschlichen Kräfte nach allen möglichen Hinsichten, und nach dem extensiven, wie intensiven Grade, die Vergleichung in verschiedenen Zeitaltern gelten könne, straft die Milde, welche in diesem ganzen Buche herrscht, als das Missverständniss eines Weltmannes, welcher nach seinem engen Kreise und dem kurzen Augenblicke eines Menschenlebens urtheilte. Es hätte die dünne und magere Natur gerügt werden sollen, die sich unbeschreiblich vornehm und weise dünkt, wenn sie grossartige Ideen, die sie nicht fassen kann, und die ihr Herz beschweren, anstatt es zu erleichtern, wie einen Wahn zu bemitleiden und zu verspotten wagt.

Unser Vf. setzt die Aufgabe, wie sich der schönste Glaube der Menschheit durch die Geschichte erkläre, darein, dass sie unser Fortschreiten zu einer Verfassung darthue, welche dem Recht immer mehr Sicherheit, den sittlichen Anlagen des Menschen immer mehr Raum, und den Staaten ein solches Verhältniss gewähre, das die Herrschaft des Gesetzes an die Stelle der Gewalt und der Willkühr bringe. In solcher Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft wären wir bedeutend weiter gekommen, als selbst das alte Griechenland und die schönsten Zeiten Roms.

Auch wir sind dieser Meinung, sobald nur die Rede ist von dem Verhältniss der Staaten gegen einander. Aber zugegeben selbst, dass auch der innere Zustand mancher von unseren Staaten dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft besser entspricht, als Griechenland und Rom: so wird immer die Frage bleiben, was die Vergleichung so weniger Puncte in dem ungeheuren Umfange des Menschengeschlechts über das gesammte Fortschreiten desselben entscheide; und was eine so einzelne Beziehung für die menschliche Cultur, wie der Staat, bey einer Vergleichung bedeute, die alle Gesichtspuncte umfassen soll, aus welchen sich die Cultur betrachten lässt.

Auf diese letzte Frage möchte der Vf. antworten, dass der Staat, als das am meisten gemeinschaftliche, nothwendigste und wichtigste Product ganzer Massen von Menschen, uns den sichersten Standpunct gebe, um die Cultur verschiedener Zeiten und Völker zu vergleichen. Auch hiegegen liesse sich Manches erinnern; aber auf jeden Fall müssten doch alle bürgerlichen Verfassungen, die sich in den zu vergleichenden Zeitaltern über die Erde hin verbreiten, gegen einander gemessen werden, und nicht bloss in ihrer Gegenwart, sondern auch in der Hoffnung und Besorgniss, die sie mit Grunde erwecken; auch nicht bloss, in sofern sie das Recht fördern, sondern in sofern sie die menschliche Natur als ein Ganzes gedeihen lassen, was mitunter bey einem Staate, wo das Recht weniger heilig gehalten wird, als in einem anderen, dennoch mehr der Fall seyn mag.

Uns scheint, um von der Geschichte eine befriedigende Auskunft über jenen erhebenden Glauben zu erhalten, durchaus erfoderlich, so zu Werke zu gehen, dass wir so vollständig wie möglich alle Nachrichten über die Hauptperioden nach den Hauptrichtungen, welche die menschliche Natur bey ihrer Entwickelung nimmt, zusammenstellen, und den Culturzustand der Zeitalter in seiner ganzen Extension über das Menschengeschlecht, nach seinem intensiven Werthe, und nach seinen Vorbereitungsanstalten für die Cultur künftiger Zeiten vergleichen: denn bisweilen schritt die Menschheit in einer Periode fort, wo sie zurückgesunken schien, indem diese gleichsam die Werkstätte war, in welcher die Vorsehung ein schöneres Zeitalter, wie bis dahin von der Erde gesehen war, arbeitete.

Wird die historische Untersuchung über die allmähliche Vervollkommnung der Menschheit nach solchen umfassenden Gesichtspuncten kühn und vorsichtig angestellt: so glauben wir unser Wort geben zu können, dass die Geschichte in ihren grossen Massen jenes Fortschreiten unwidersprechlich darthue, und einen Glauben bewähre, ohne welchen jegliches Daseyn dem denkenden Menschen mit ungeschwächtem Herzen, dem er sich zum Glück immer aufdringt, auch wenn die Einsicht über ihn noch nicht im Klaren ist, äusserst öde, enge und unerträglich wird. Für keine Nation ist er mehr Bedürfniss, als für diejenige, welche am meisten reflectirt und am innigsten fühlt, für die deutsche; und wir wollen ihn in dieser Zeit vorzüglich festhalten: denn es war nicht der Mühe werth, dass wir aus dem verworfenen Zustande nach dieser Gegenwart rangen, wenn die Menschheit durch dieselbe nicht der Vollkommenheit näher rückt. Welcher Sinn wäre dann in dem Titel eines Buches, von dem wir uns ungern trennen, in den Worten: *Deutschlands Wiedergeburt?*

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte.* Herausgegeben von *Heinrich Luden* u. s. w. Zweyten Bandes zweytes und drittes Stück. 1814. 159 — 399 S. 8. (Jedes Stück 18 Gr.)

Wir lassen die Kritik über diese zwey Hefte der

Nemesis unmittelbar der vorangehenden folgen, weil eine ausführliche Abhandlung in ihnen vom Geheimenrath *Gruner* in Coburg *über Deutschlands künftige Verfassung* einen eben so freyen und deutschen Geist athmet, als die kaum beurtheilte Schrift. Auch das gehört zu den erfreulichen Erscheinungen, welche durch die Eigenthümlichkeit unseres alten deutschen Staaten-Systems hervorgebracht wurden, dass die vorzüglichsten Geschäftsmänner selbst in den kleineren Gebieten des Bundes mit ihrem Sinnen und Trachten das ganze Deutschland zu umfassen wussten. Hier sehen wir zwey Häupter kleiner deutscher Landesregierungen, welche die Musse eines fleissigen Geschäftslebens dazu anwenden, über die künftige Verfassung Deutschlands wie erleuchtete Bürger desselben öffentlich zu reden.

Auch *Gruner* übernahm diese patriotische Mühe, ehe der Friede von Paris bekannt wurde. Gleichwohl spielt bey ihm die alte deutsche Reichsverfassung, ein Reichsoberhaupt u. s. w. nicht eine so grosse Rolle, wie bey *Schmid*. Indem er auch das Gute nicht verkennt, das der so sehr verwünschte Rheinbund für Deutschland gehabt hat, welches besonders darin lag, dass dieser die zu ihm gehörenden Staaten mehr abrundete, den fremden Einfluss (wir nennen so natürlich nicht die unconstitutionelle Tyranney des Protectors oder der politischen Zeitverhältnisse) ihnen ausschichtete, mehr eine wahrhaftige Volksmasse aus ihren Unterthanen machte, als sie ehemals seyn konnten, sind durch Vergleichung zwischen unserer alten Reichsverfassung und dem Rheinbunde Winke gegeben, die Beherzigung verdienen.

Mit Recht stützt sich der Vf. auf die Verheissung des Kaisers von Russland in der berühmten Proclamation von Kalisch, dass die Gestaltung des wiedergebornen Deutschlands ganz allein dessen Fürsten und Völkern anheimgestellt bleiben solle; und jeder Deutsche unterschreibt gern die dort angefügte Behauptung: Je schärfer in seinen Umrissen und Grundzügen das Werk heraustreten werde, aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener werde Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können. In den Geschichten und den Gesetzen unserer Väter will der Vf. jenen ureigenen Geist aufgesucht wissen. Allein es gab eine Zeit, als nämlich ein System der Staaten in Europa begonnen hatte, wo es mit der deutschen Verfassung wesentlich anders aussah, als in früheren Zeiten. Von *welcher* unserer Väter soll hier die Rede seyn? Zur wesentlichen Verschiedenheit rechnen wir vornehmlich, dass ein Oberhaupt für die sämmtlichen Staaten unseres Vaterlandes erst späterhin entstand, früher es nur von einander unabhängige Föderativ-Systeme umfasste. Dieses Oberhaupt ist freylich ein solches Glück für Deutschland gewesen, dass man nicht einsieht, wie es ohne dasselbe nicht längst in Zerstückelung unter die Herrschaft fremder Völker gerathen wäre. Nur behauptet dabey immer die Betrachtung ihr Recht, dass unser Kaiser durchaus nicht ursprünglich unser Werk, sondern das Product einer Verbindung zwischen mehreren Völkern des Abendlandes mit der occidentalischen christlichen Kirche in Italien war, welche von dem orientalischen Kaiserthume nicht mehr abhängig seyn wollte und konnte. Darum hat es auch nie einen *deutschen* Kaiser gegeben, sondern nur einen *römischen*, wie überhaupt, wenn man genau aufmerkt, wo der Kaisertitel gebraucht wurde, man wohl einsieht, dass er zu unserem neuen deutschen Staatenbunde sich nicht eignen würde. Immer ward er da gebraucht, wo Ein Oberhaupt *verschiedenartigen* Völkern vorstand, und sie zu einer politischen Macht vereinte. Mochte aber eine Monarchie, welche auf Nationen ruhte, die entweder ursprünglich *gleichartig* waren, oder es durch den Lauf der Zeit mit geringer Ausnahme wurden, noch so umfassend, physisch und politisch gross werden, man nannte sich immer nur ein *Königreich*, nicht ein *Kaiserthum*. Das glänzendste Beyspiel davon ist Frankreich, dessen grosse Menschenmasse, seit langen Zeiten als eine und dieselbe zu betrachten, einen König hatte, da es für die wichtigste Macht in Europa gelten konnte, und ihn nun wieder hat, seitdem es in seine Naturgrenzen fast zurückgetreten ist, so wie es, wenn deutsche Kraft noch Etwas gilt, mehr in dieselben zurücktreten wird. Darum war ein französisches Kaiserthum, das ungleichartige Nationen umfasste, auf das Wesentlichste von dem französischen Königreiche unterschieden.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung: *Die Talentprobe.* Lustspiel in einem Act von *F. W. Gubitz*. Mit Musik von *F. L. Seidel*. 1813. 93 S. 12. (12 Gr.)

In verschiedenen Verkleidungen giebt eine Schauspielerin unerkannt ihrem Vater, der dem Schauspielwesen sehr abgeneigt ist, Proben von ihrem theatralischen Talent, und erhält dadurch seine Einwilligung, sich diesem Stande zu widmen. Der Plan ist also sehr einfach, und ohne alle Verwickelung; das Meiste kommt auf das Spiel der agirenden Künstlerin an. Ein lebhafter und witziger Dialog befördert die flüchtige Unterhaltung des Ganzen. Übrigens ist das Witzige und Komische mehr den Worten als den Charakteren entlehnt, das Launige fällt etwas nüchtern und halt aus, und das Colorit hat nicht ganz die Frische des wirklichen Lebens.

T. Z.

gestattet z. B. das Gesetz überhaupt nicht; und so litte gewiss die Pressfreyheit nicht darunter, wenn sie auch dem Verfasser einer Druckschrift nicht erlaubt, sondern vielmehr auch von der öffentlichen Gewalt unterdrückt oder geahndet würden.

Nach diesen Berichtigungen des hier gegebenen Begriffes von Pressfreyheit können wir uns mit dem weiteren Inhalt der vorliegenden Abhandlung verständigen, und darthun, dass manche der folgengenden Behauptungen nur halb wahr sind, weil der Begriff, auf welchem sie beruhen sollen, nicht scharf genug gefasst war. Leicht entscheidet der Vf., dass es nie und nirgends Pressfreyheit gegeben, weil nirgends Jeder das Recht gehabt hätte, drucken zu lassen, was ihm *beliebte*. Anders könnte die Antwort werden, wenn wir von Pressfreyheit nach unserer Verbesserung seines Begriffes sprechen, da auch sie nicht verlangt, Gedanken und Behauptungen in Umlauf zu bringen, deren Verbreitung als eine Handlung betrachtet werden kann, über welche schon Gesetze, die an sich in keiner Beziehung zu der Presse sind, Strafen verhängt haben. Einer solchen Pressfreyheit — und was darüber hinausgeht, ist Frechheit der Presse — steht die englische sehr nahe. In gänzlicher Vollkommenheit hat auch sie noch nicht in gesetzlicher Wirklichkeit gegolten, kann es aber, ohne dass zugleich Kirche und Staat und das gemeinschaftliche Leben nach ihrem Ideal verwirklicht sind. Denn sobald dieser Fall einträte, hörten dieselben ganz auf. Dagegen können wir erwarten, dass die von uns beschriebene Pressfreyheit innerhalb des Staates, der Kirche, der Gesellschaft, die vom Gipfel der Vollkommenheit noch ziemlich entfernt sind, doch einst vollkommen gesetzlich gestattet und ausgeübt werde, und sie dürfen wir daher nicht mit der Lebensfreyheit, dem Zustande in Kirche und Staat, nothwendig gleich setzen.

Zur Befriedigung der Frage, „ob die Presse wohl jemals solche Wirkungen hervorgebracht habe, dass dieselbe zu den grossen Hoffnungen berechtigen könnte, die man von ihrer Freyheit für Kirche und Staat, für Freyheit und Bildung hegen zu dürfen glaubte," sind hier die alltäglichen, doch richtigen Bemerkungen wiederholt, dass zu Zeiten bürgerlicher Gährung Schriften, im Sinne der allgemeinen Bestrebung verfasst, ungemein wirkten, derselben widerstrebende wenig fruchteten; durch schriftstellerische Publicität und Ausdauer in Verbreitung von Wahrheiten allmählich die Bildung des Geistes, unser höchstes Gut, hervorgebracht würde. Durch umständliche historische Erörterungen soll darauf gezeigt werden, dass die Presse bey Fürsten und Räthen selten oder nie etwas vermochte. So habe man laut und bestimmt, ja mit der Stimme des ganzen deutschen Volks gesagt, der Rhein gehöre zu Deutschland, und Alle, die deutsch redeten, müssten mit den Deutschen vereinigt seyn; und nun solle man den pariser Frieden lesen! Allein der zweyte Satz über die Staatsverbindung aller deutsch Redenden ist eine Albernheit, die keineswegs im Munde unserer Nation war; denn wie hätten wir die deutsch redenden Colonieen in Ungarn, Siebenbürgen, Amerika, mit Deutschland vereinigen sollen? Dass der Rhein ganz unser Strom sey, ist Nationalwunsch. Aber vergisst der Vf., dass nicht bloss deutsche Souveräne, sondern auch solche, die unsere Nationalstimme nicht einmal verstehen konnten, den pariser Frieden schlossen? Wir können ihm von guter Hand die Versicherung geben, dass jener Nationalwunsch, welcher sich durch die Druckerpresse verbreitet hat, bey unseren Fürsten und Räthen allerdings etwas vermochte: sonst hätten wir von dem linken Rheinufer gar nichts wieder erhalten; und ob die Druckerpresse auf Fürsten und Räthe nicht so gewirkt habe, dass wir einst Alles wiederbekommen, was uns am Rhein ursprünglich gehörte, wer von uns Deutschen giebt die Hoffnung auf?

Von den Grundsätzen, welche der Vf. aus seinen Beyspielen über die Pressfreyheit ableitet, sind die beiden ersten unleugbar, dass wir nämlich keine Herrschaft eines fremden Volkes über uns, und selbst eine freye Verfassung haben müssen, um Pressfreyheit zu besitzen. Dagegen scheint uns nach den Lehren der Geschichte der dritte wenigstens zu bezweifeln. Derselbe dringt auf die öffentliche Obsorge, dass durch Dummheit, Bosheit und Irrthum, welche sich der Druckerpresse bedienen wollen, kein Unheil angerichtet werde.

Man setze selbst voraus, wir erfreuten uns schon einer wahrhaft freyen Verfassung, die schnell tiefe Wurzeln geschlagen hätte: auch dann wäre von jener Obsorge, welche die Pressfreyheit auf jeden Fall beschränken müsste, von Beeinträchtigung derselben noch ein grösseres Übel zu fürchten, als dasjenige ist, welches Dummheit, Irrthum und Bosheit durch Missbrauch der Presse der Gesellschaft und Einzelnen zufügen könnten. In einer freyen Verfassung, wo Fürst und Volk nach dem Gesetz walten, taugt daher keine Censur, wie sie auch organisirt werden möge. Hinlänglich ist, dass wir wiederum in Erinnerung bringen, wie nach unserem Begriffe von Pressfreyheit sie keineswegs gekränkt sey, wenn jede Äusserung durch den Gebrauch von ihr, die auch ungedruckt strafällig wäre, gleichfalls gedruckt von der öffentlichen Gewalt geahndet wird. In einer freyen Verfassung werden Gesetz und Recht darum den Missbrauch der Presse grösstentheils zurückschrecken, ohne ihrer Freyheit im geringsten zu schaden. Indessen gehen wir über zu dem Abschnitt über *Censur*.

Man hat in den neuesten Zeiten gesucht, Freyheit der Presse zu gestatten, und zugleich den Missbrauch derselben zu verhüten, indem Jedem erlaubt wurde, ohne Censur drucken zu lassen, was ihm gut däuchte, er aber dafür verantwortlich blieb. Bey einer wirklich freyen Verfassung, die durch eine Volksrepräsentation, welche der oben von uns vorgeschlagenen ähnlich ist, das Gesetz und Recht hinreichend sichert, wäre nach unserer Ansicht von Pressfreyheit durch jenen Grundsatz dieselbe hinläng-

lich gedeckt, und ihr Miſsbrauch zugleich in sofern verhütet, als möglich ist, ohne sie selbst zu gefährden. Da aber, wo keine Freyheit der Verfassung ist, oder wo man nicht auf Handhabung derselben sicher bauen kann, entsteht allerdings durch die Verantwortlichkeit, welcher sich Verfasser und Drucker einer Schrift unterziehen sollen, leicht noch ein ärgerer Preſszwang, als durch eine Censur, zumal wenn, wie in der hier richtig beurtheilten Verordnung der Herzoge von Nassau, die ihrem Lande Preſsfreyheit geben soll, jene Verantwortlichkeit als eintretend angesehen wird, sobald eine Druckschrift als Pasquill gegen Personen und öffentliche Behörden, oder als öffentliche Hintansetzung der Pflichten gegen Kirche und Staat, oder als eine öffentliche Verletzung der Ehrbarkeit und Sittsamkeit betrachtet werden kann. Ist sie wirklich ein Pasquill, und wird dessen auf gerichtlichem Wege überwiesen: so muſs ihre Verläumdung, wie jede ungedruckte, nach den bürgerlichen Gesetzen geahndet werden, wie wir erörtert haben; und eine Verordnung über Preſsfreyheit braucht eigentlich darüber nichts zu bestimmen. Wie willkührlich und relativ werden dagegen die Urtheile bleiben, ob in einer Druckschrift die Pflichten gegen Kirche und Staat, oder gar Ehrbarkeit und Sittsamkeit verletzt sind! Eine solche Verantwortlichkeit ist drückender, als positiver Preſszwang, lähmt die Freyheit des Geistes durch die Gefahr, welche sie leicht bringen kann; und, hört, hört, welches Unglück aus ihr entstehen möchte: „*So sollte ich jemals*, sagt unser Vf., *Leib und Gut wagen? Das geschieht gewiſs nicht; viel lieber behalte ich alle Ideen, die ich durch Nachdenken und Studium gewonnen habe, verschlossen bey mir, und sollte ich darüber zu Grunde gehen.* Aber Leib und Gut wären dann, das Letzte wenigstens für seine Person, ja auch gewagt, und höchst wahrscheinlich verloren? Wir rathen daher, daſs er den gegenwärtigen freyen Augenblick nütze, den Drang seiner Ideen hervorbrechen lasse, und sie nicht so sparsam mit einem so reichen Wortgefolge gebe.

Die zweyte Art, wie man den Miſsbrauch der Presse verhüten will, ist die Anstellung von Censoren, ohne deren Genehmigung keine Schrift gedruckt werden darf. Da wir sie nach unserem Begriffe von Preſsfreyheit und ihrer einzig möglichen Beschränkung schon verworfen haben: so können wir hier nur auf die Ansicht des Vfs. von der Censur eingehen. Allerdings hat er darin Recht, daſs durch dieselbe Schriftsteller und Verleger besser gedeckt sind, als wenn sie in allgemeiner Verantwortlichkeit bey Freyheit der Presse in einem nicht freyen Staate bleiben, vorausgesetzt nämlich, was doch auch in den meisten deutschen Ländern der Fall ist, daſs Schriftsteller und Verleger, wenn sie den Vorschriften der Censur Genüge geleistet, keiner weiteren Verantwortlichkeit oder Verfolgung unterworfen sind.

Nach der vorliegenden Abhandlung soll indessen das Amt der Censoren nicht bloſs zur Sicherung der Urheber und Verbreiter eines Buches dienen, sondern auch verhindern, daſs irgend andere, als nützliche und vortreffliche Schriften durch die Presse in Umlauf kommen; und darum sind Regeln gegeben, welchen Männern, und unter welchen Verhältnissen die Censur übertragen werden solle. In Betreff der ersten wird verlangt, daſs sie gelehrte Männer sind, „deren Geist fähig ist, in die höchsten Ideen eben so leicht einzugehen, als die geringste Regung eines fremden Geistes gerecht zu würdigen; die einen grossen Blick über die Verhältnisse und Völker gewonnen, und die Foderungen und den Zustand des Vaterlandes wohl erkannt haben u. s. w." Wir führen die weiteren Foderungen nicht an: denn wir wüſsten in keinem deutschen Lande ein Censur-Collegium zu Stande zu bringen, dessen Mitglieder nur den beiden ersten genügten. Der Vf. giebt solchen Ländern, die dergleichen vollkommene und idealische Gelehrten nicht hätten, kurz und gut den Rath, diejenigen, welche ihnen am nächsten stehen, als Censoren zu bestellen. Wenn einmal Censur seyn soll: so ist freylich nichts Anderes zu machen.

Eine zweyte Regel geht dahin, daſs die Censoren keiner Verantwortlichkeit unterworfen seyn dürfen. Dieſs wäre wohl nöthig, wenn sie selbst nicht in die Gefahr gerathen sollen, gegen welche sie den Schriftsteller und Verleger decken. Lassen sie sich indessen wirklich Etwas zu Schulden kommen: so richtet über sie nach dem hier geschehenen Vorschlag ein Geschwornen-Gericht, das sie aber höchstens mit der Entfernung vom Amte strafen darf. Man sieht leicht, eine wie freye und schützende Verfassung erfoderlich ist, wenn eine solche Heiligkeit der Censoren mehr als ein Wort seyn soll, und sowohl sie, als die Geschwornen, sich nicht der ganzen Verfolgung aussetzen müssen, welcher Schriftsteller und Verleger im Gebrauche der Preſsfreyheit preis gegeben seyn könnten.

Drittens ist hier bestimmt, daſs eine von den Censoren verworfene Schrift durch ein Geschwornen-Gericht zum Druck erlaubt werden, und durch ein solches eine von jenen gebilligte unterdrückt werden dürfe, in welchem letzten Fall der Staat die Kosten der Entschädigung trage. Der Vf. muſs bey solchen Vorschlägen voraussetzen, daſs die Geschwornen noch eine höhere Gattung von Menschen seyn sollen, als die auſserordentlichen Männer, die zu Censoren brauchbar sind. Wo weiſs er dergleichen aufzutreiben? Natürlich muſs er wieder mit sich handeln lassen: hat man keine guten Geschworenen, so nimmt man schlechtere. So sind wir dann gefährdet, in Censoren und Geschworenen eine zwiefache Last zu erhalten, die auch wohl ein treffliches Buch, welches sie nicht fassen, unterdrücken möchten, was doch ungleich übler wäre, als wenn Hunderte von schlechten Büchern aus der freyen Presse hervorgingen.

Das Resultat möchte demnach seyn, daſs durch alle jene Vorschläge über Censur weder ein Heil für die Literatur und den Staat erwachse, noch eine gröſsere Sicherheit als bey freyer Verbreitung von Ideen durch den Druck und bey Verantwortlichkeit.

(*Der Beschluſs dieser Recensionen folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte.* Herausgegeben von *Heinrich Luden* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Weitschweifigkeit und Redseligkeit, welche wir an dem Vf. dieser Abhandlungen gewohnt sind, ergiesst sich besonders ergiebig über den *Büchernachdruck*. Wenn er glaubt, dass einem alten Griechen oder Römer nichts so unlöblich vorkommen möchte, als der Handel mit Ideen: so hängt diess mit einer einseitigen Vorstellung über den Buchhandel zusammen, und wir erwähnen vorläufig nur der Rhetorenschulen der Alten, um jenem Handel auch im Sinne des Alterthums seine Verächtlichkeit zu nehmen. Am wenigsten würde einen der alten Autoren befremden, wovon das Gegentheil hier versichert wird, dass man eines *silbernen Schlüssels* bedürfe, *um den Buchladen zu öffnen* (?): denn hatte man im Alterthum die Abschriften von geschätzten Autoren unentgeltlich, oder auch nur zu gleichem Preise, als wir jetzt ein verehrtes Buch haben können?

Indessen wird der deutsche Buchhandel hier überaus, wegen seiner zweckmäſsigen Einrichtung gelobt, ausser dass er ein Gebrechen habe, „welches nicht nur unendlich verderblich für unsere Literatur, sondern auch eine namenlose Schmach für das ganze deutsche Volk sey, und die deutsche Rechtlichkeit, auf welche wir uns doch so gern berufen, bey den Ausländern verdächtig machen könnte." Der Vf. glaubt ferner, es gebe wohl nur eine Stimme, dass der Büchernachdruck etwas Unedles, etwas Unsittliches, ja etwas Abscheuliches und Nichtswürdiges sey, nur der unselige Durst nach Gewinn diesses Gefühl überwunden habe, so dass Nachdrucker sogar die heftigsten Ausfälle gegen den Nachdruck nachgedruckt hätten." Dessen ungeachtet meint er, dass diejenigen, welche gegen den Nachdruck geschrieben hätten, Gründe brauchten, die weder den Nachdrucker von der Unrechtmäſsigkeit seines Verfahrens (ja wohl, welche *schlagfertige* Gründe müssten das seyn!), noch die Fürsten von der Nothwendigkeit überzeugen könnten, den Nachdruck durch ein Gesetz zu verbieten.

Allerdings ist gegründet, dass alle Versuche, die man bisher analogisch nach Satzungen des bürgerlichen Rechtes machte, um den Nachdruck als etwas Unrechtliches darzuthun, irgendwo einen Fehl hatten, und ihren Beweis keinesweges vollführten. Darum aber wollen wir nicht, wie der Vf., den Weg des bürgerlichen Rechtes verlassen, und die Angelegenheit wegen des Büchernachdruckes ganz in das Gebiet der Politik hinüberspielen. Was einmal dort in Untersuchung gebracht ist, bleibt etwas zu Willkührliches und zu wenig Ehrfurcht für die menschlichen Ansichten Gebietendes, als dass wir die Frage über den Büchernachdruck ganz der Politik anheimstellen möchten.

Um die Untersuchung in dem bürgerlichen Rechte zu begründen, gehen wir von dem Gedanken aus, dass die Abfassung und Verbreitung eines Buches nichts anderes sey, als eine Mittheilung von Ideen und Kenntnissen überhaupt. Es ist an sich gleichgültig, ob diese Mittheilung mündlich, oder schriftlich, oder mittelst des Druckes geschieht. Der Schriftsteller steht zu dem ganzen Publicum im gleichen Verhältnisse, wie der Professor auf einer hohen Schule zu den Studenten, die seine Zuhörer sind; und liesse dieser durch einen Famulus das Honorar für die Vorlesungen von den einzelnen Zuhörern heben: so wäre der letzte in derselben Beziehung zu ihm, wie der Buchhändler und Verleger zu dem Autor, wobey es an sich keinen Unterschied macht, wenn der Vf. eines Buches dem Verleger gegen Übernahme der Kosten der Drucks und der Verbreitung und gegen Erlegung einer honorirenden Summe das gesammte Honorar, welches von den einzelnen Käufern seiner Schrift einkommt, überlassen hat: es wäre recht gut möglich, und mag auch wohl geschehen, dass der Famulus dem Professor das Honorar der einzelnen Zuhörer für eine runde Summe abkaufte. Nun hat jeder Zuhörer das Recht, alle Ideen und Kenntnisse, die der Professor vorträgt, sich anzueignen, seiner Natur nach zu verarbeiten, und Anderen mitzutheilen. Gesetzt aber, einer derselben schriebe den Vortrag wörtlich nach, und glaubte durch das bezahlte Honorar berechtigt zu seyn, öffentlich aufzutreten, und durch Ablesung seiner nachgeschriebenen Hefte sich Zuhörer und Geld zu verschaffen: ohne allen Zweifel dürfte der beraubte Professor nach dem Privatrechte einem solchen Men-

schen das Handwerk legen, und selbst auf Schadenersatz dringen, sobald er erweisen könnte, dass er durch jenes Beginnen an Zuhörern eingebüsst hätte. Der Nachdrucker aber handelt gegen den Schriftsteller eben so, wie ein solcher unverschämter Pseudo-Professor gegen seinen bestohlenen Lehrer handeln würde, nur dass er nicht mündlich und schriftlich, sondern durch die Druckerpresse, die mitgetheilten Ideen und Kenntnisse eines Autors wörtlich oder mit unwesentlicher Veränderung zu dessen Schaden und seinem Vortheil wiederum dem Publicum mittheilt. Ein solches Beginnen muss daher nach dem gewöhnlichen Privatrecht eben so gut zu ahnden und zu hemmen seyn, als jenes vom Pseudo-Professor, und es bedarf gar keines besonderen Gesetzes wider den Nachdruck, wie ein Rescript des königlich-wirtembergischen Cabinets vorausgesetzt hat.

Einzig aus diesem Gesichtspuncte, dass derjenige, welcher öffentlich seine Ideen vorträgt, nicht durch unveränderte oder nur unwesentlich veränderte öffentliche Wiederholung derselben von einem Anderen um das ihm gebührende Honorar gebracht werden solle, scheint uns der Nachdruck unter die Ahndung des Privatrechtes gezogen werden zu können. Ist ein Buch gleich einem Vortrage: so muss es als eine Handlung, nicht als eine Waare, betrachtet werden. Dieses ist es nur in Hinsicht auf das Papier und die Druckerschwärze, und in sofern dürfte der Nachdrucker allerdings sein Exemplar so wiederholt vervielfältigen, als ihm beliebt, wenn er diess könnte, ohne die Handlung, den Vortrag eines Anderen öffentlich zu wiederholen.

Der Vf., welcher die Bestreitung des Nachdrucks vom Standpunct unseres Privatrechtes aufgab, knüpft die Fehde wider ihn an zwey allgemeine Sätze, von welchen der erste so ausgedrückt wird: „Keine Regung des Geistes soll unterdrückt werden; was aber der Geist irgend eines Menschen erzeugt, das soll seinem ganzen Volke gemein seyn." Die erste Behauptung dünkt uns hier überflüssig, und nur die zweyte könnte von Gewicht werden. Denn auf ihr ruhet der zweyte Hauptsatz, dass derjenige, dessen Geist ein Werk für sein Volk erzeugt, von diesem die Mittel erhalten müsse, um fröhlich zu leben und fortzuwirken. Entweder solle ihm die Regierung im Namen des ganzen Volkes eine Belohnung geben, die ihm Freyheit und Muth verleihe, neue Erzeugnisse des Geistes zu schaffen, oder der Vf. eines Buches könne dasselbe auf seine Gefahr verbreiten, und suchen, unmittelbar von dem Volke den Preis seiner Anstrengung zu heben. In diesem letzten Fall sey es Pflicht der Regierung, ihm diess Geschäft zu erleichtern, und besonders sein geistiges Eigenthum zu sichern, in welcher Hinsicht Schriftsteller und Verleger nach dem zwischen ihnen geschlossenen Privatvertrag als Eine Person zu betrachten wären. Der Nachdruck also, welcher auch nach dem gelindesten Urtheil diesem Eigenthum Abbruch thue, sey etwas durchaus Verwerfliches.

Gegen die Richtigkeit dieser Gedanken an sich mag wohl kein Gutgesinnter und Einsichtsvoller Einwendungen machen. Aber abgesehen von dem Wortschwall und den schwankenden Äusserungen, womit auch sie hier umgeben sind, darf man sich der Bemerkung nicht entziehen, dass noch keine unserer grösseren Regierungen und keine bürgerliche Gesellschaft in einem unserer grösseren Staaten in ihrem Geist genug entwickelt sind, um jene beiden allgemeinen Anfoderungen sich als feste Normen gegenwärtig zu erhalten, und es darum ein missliches Unternehmen sey, das Eigenthum der Autoren unter den Schutz solcher Sätze stellen zu wollen. Am gerathensten bleibt immer, dass man den Nachdruck als eine Verletzung des bestehenden Privatrechts darzustellen suche. Gegen die Justiz und das positive Recht hegen schon alle Regierungen in Deutschland, wenn nicht durchgängig Ehrfurcht, doch einige Scheu.

Sobald man einmal annimmt, dass die Verbreitung schriftstellerischer Werke von den Regierungen begünstigt werden solle, kann man leicht auch den Leihbibliotheken und öffentlichen Bibliotheken, wie hier geschehen ist, eine Fehde ansagen, denn sie schwächen ohne Zweifel den Absatz eines Buches, wobey man inzwischen doch nicht vergessen darf, dass durch die letzten öfters der Verlag umfassender und wichtiger Werke, deren Ankauf nur wenigen Privatleuten bequem ist, erleichtert, und mitunter nur möglich gemacht wird. Gern gehen wir auf den hier geäusserten Gedanken ein, dass die Vorsteher von Leihbibliotheken insonderheit, doch auch von öffentlichen Büchersammlungen unter Auspicien des Staates, gehalten seyn sollten, für das Exemplar eines Buches, welches sie zum Gemeingute machen wollen, was an sich löblich ist, einen höheren Preis dem Autor zu zahlen, welcher ihn dafür einigermassen entschädigt, dass durch ihre Anstalt viele Menschen des Ankaufes seines Werkes überhoben werden.

Allerdings hätte der Vf., nach den Foderungen, die er nach einem allgemeinen, nicht positiven Recht, aber Grundsätzen der Politik zu Begünstigung der Autoren aufstellt, ein Recht, sich zu verwundern, dass manche Regierungen zweifelten, auf wie lange das Eigenthum eines Verfassers an seinen Werken dauern solle, und darüber von einander abweichende Bestimmungen verordneten: denn natürlich ist es aufmunternder für den Schriftsteller, wenn sein Eigenthum an seinen Büchern, wie anderes Privateigenthum, auf alle seine Erben übergeht, als wenn es bey seinem Tode erlischt, oder nur auf bestimmte Zeit nach demselben noch gelten soll. Indessen hätte doch hier nach dem politischen Gesichtspuncte auch darauf Rücksicht genommen werden sollen, ob durch die entfernte Fortdauer eines solchen Eigenthums für die Erben eines Schriftstellers nicht oft Hindernisse eintreten werden, dass ein Buch bey weitem nicht so als Gemeingut betrieben werde, wie es zum Vortheil der Bildung der Nation sollte. Bey Lösung dieser Frage möchte man wohl zu dem Resultate kommen, dass es, um den Schriftsteller nicht auf Kosten der Cultur überhaupt zu sehr zu begünstigen, wohl-

gethan sey, die Fortdauer von seinem und seiner Erben Eigenthum an seinen Geisteserzeugnissen nur auf bestimmte Jahre nach seinem Tode gelten zu lassen.

Nach dem bestehenden Privatrechte aber, und unserer obigen Sicherung des schriftstellerischen Eigenthums, dauert dasselbe offenbar für ihn und seine Erben ohne Beschränkung fort: denn immer herrscht die Ansicht vor, dass er seine Ideen und Kenntnisse öffentlich mittheile für ein stipulirtes Honorar, um welches ihn Niemand bringen darf. In dieser Hinsicht ist es, um auf unsere vorige Vergleichung zurück zu kommen, ungleich vortheilhafter, durch Schrift und Druck, als mündlich vom Katheder des Professors herab, die Mittheilung von Ideen und Kenntnissen vorzunehmen.

Sobald das bestehende Privatrecht das Eigenthum der Autoren an ihren Werken so in seinen Schutz nimmt, wie wir gezeigt haben, kann gar nicht ein Zweifel seyn, dass ein Buch, welches in einem der Staaten des europäischen Gemeinwesens erscheint, in keinem anderen desselben nachgedruckt werden dürfe. Die deutschen Buchhändler, und zum Theil solche, welche es sehr übel empfinden, wenn ihnen ein Verlagsartikel nachgedruckt wird, begehen daher offenbar eine sehr häufige Sünde durch ihre Nachdrücke holländischer, französischer, englischer, und anderer ausländischer Werke, was ihnen dem Rechte nach eben so wenig ungeahndet hingehen sollte, als wenn sie sich eines anderweitigen Privateigenthums jener Nationen bemächtigten.

Bedenklich aber wird, wenn man von den Sätzen dieser Abhandlung ausgeht, wie man den Nachdruck in gewissen Fällen siegreich bekämpfen wollte. Das Beyspiel *Österreichs* hat der Vf. selbst angeführt. Dieses würde gegen ihn die Erlaubniss, welche es zum Nachdrucke giebt, ungefähr so vertheidigen:

Du hast darin vollkommen Recht, dass geistige Producte zu einem Gemeingute werden sollen, und dass man sie fördert, wenn den Urhebern ihr Eigenthum an denselben gesichert ist. Da inzwischen dieser zweyte Satz immer durch den ersten, welcher ihn begründet, seine Beschränkung haben muss: so finden wir uns in dem Falle, dass wir, um dem ersten Genüge zu leisten, dem zweyten keine Kraft vergönnen dürfen. Aus mancherley Ursachen kann nur durch den Nachdruck der besten deutschen Autoren der Geist unserer Bürger hinlänglich aufgeregt werden. Unser Papiergeld ist eine derselben, wie Du richtig bemerkt hast, nicht bloss darum, weil der Werth desselben für unser inländisches Leben ungleich höher ist, als wozu man es gegen das Silbergeld annimmt, das für ein im Ausland gedrucktes Buch gezahlt werden muss; sondern vorzüglich desshalb, weil unser Buchhandel ohne den Nachdruck ein zu arger Passivhandel wäre, so dass er von dem bey uns seltenen Silbergelde zuviel hinausschaffen würde, als dass der Werth unseres Papiergeldes nicht immer tiefer durch ihn sinken müsste. Den Autoren oder Verlegern so viel Exemplare zu vergütigen, als von einem Werk ohne den Nachdruck wahrscheinlich bey uns abgesetzt wären, diesen deinen Vorschlag müssen wir ganz aus denselben Gründen, warum wir Nachdruck haben, durchaus ablehnen: er machte uns die fremden Bücher ungemein theuer, und zehrte auch zu sehr an unserem geringen Vorrath baaren Geldes. Aber eine deiner Foderungen sollten und könnten wir befriedigen, dass wir nämlich nicht erlauben, unsere Nachdrücke über unsere Grenzen zu versenden. Übrigens wird eine Zeit kommen, wo unser Papiergeld, das wir wegen unserer mehr als zwanzigjährigen Kriege grösstentheils für ganz Deutschland, und worin dieses uns wenig unterstützte, geschaffen haben, und tief unter seinen Nominalwerth sinken lassen mussten, uns entbehrlicher wird, und wo durch die vervielfältigten Nachdrücke ein so reger Geist unter unsere Völker verbreitet ist, dass ein grosses, für sie empfängliches Publicum Autoren in fröhlicher Zahl unter uns hervorrufen wird, die anfänglich noch dadurch zu dem sorgenlosen Daseyn, welches Du für sie foderst, mehr gefödert seyn werden, dass ihre Werke bey uns nicht nachgedruckt werden dürfen. Dann ist die Zeit nahe, wo wir die uns wohl fühlbare Gehässigkeit und den politischen Nachtheil, dass der Nachdruck uns in eine gewisse Opposition mit dem literarischen Deutschland bringt, hinwegräumen können. Bis dahin wollen wir inzwischen Etwas thun, was Eure so genannten liberalen Regierungen, die den Nachdruck nicht gestatten, nicht gethan haben; wir wollen die ächten Autoren, und auch den nützlichen Schriftsteller wider die Verleger in Schutz nehmen. Wer von diesen letzten beweisen kann, dass er, wie billig ist, nur den zwölften Theil des Gewinnes von einem Buche nahm, und dem Verfasser eilf Zwölftheile zukommen liess, also nicht wie ein gemeiner Krämer den Buchhandel erniedrigte, der soll bey uns nicht nur ein unentgeltliches Privilegium wider den Nachdruck eines solchen Verlagsartikels, sondern auch alle mögliche Beförderung desselben finden.

Wollte man *Österreich*, indem es so spräche, mit jener in *dieser Kritik* aufgestellten Ansicht vom Nachdruck befehden, dass das bestehende Privatrecht ihn verbiete: so möchte es entgegnen:

Als Gesetzgeber hat Kaiser *Joseph* der Zweyte, indem er den Nachdruck erlaubte, dieses Privatrecht verändert. Aus den besten Absichten für seine Völker hat er darin unrecht gehandelt. Aber leider hat in allen unseren Staaten ein einmal eingeführtes Unrecht einen solchen Zusammenhang von Folgen, dass der späteren Zeit nicht gegeben ist, ohne neues Unrecht jenes erste bald wieder hinauszuschaffen.

Ein kleiner, aber bitterer Aufsatz in diesen Heften, *über gewisse Herabsetzungen Johann von Müllers*, scheint gegen *Friedrich Schlegel* gerichtet. Auf die Verwunderung, dass dieser jenen Geschichtschreiber, den er vor beynahe zwanzig Jahren am lautesten verkündigt habe, nun heruntersetze, möchte er (damit wir in dem angestimmten Tone bleiben) etwa diess antworten:

Damals stand ich auf einer Stufe der Cultur, vor welcher die *bejahrten* Bewunderer *Müllers* stehen geblieben, zu welcher die meisten der *jüngeren* ohnmächtig aufstreben, auf welcher etliche von ihnen stehen, welche wohl gleiches Schicksal mit mir haben werden, dass sie bey höherer Entwickelung den in bestimmten Hinsichten sehr achtungswerthen helvetischen Geschichtschreiber in Hauptrücksichten der Historie unlauter und keinesweges bewunderungswürdig finden. Ms.

Leipzig u. Halberstadt, im Büreau für Literatur und Kunst: *Denkwürdige Neuigkeiten jüngstvergangener und gegenwärtiger Zeit.* Von ***r. 1814. Erstes Heft. 71 S. Zweytes Heft. 72 S. Drittes Heft. 72 S. Viertes Heft. 116 S. Fünftes Heft. 120 S. 8. (Jedes Heft broschirt 8 gr.)

Das erste Heft enthält eine Schilderung des Rückzuges der Franzosen aus Moskau, nach der bekannten und auch in diesen Blättern angeführten Erzählung eines russischen Officiers, nebst eingestreuten Anekdoten, und einigen bey Gelegenheit dieses Feldzugs gemachten Bonmots, mit der eigenen Art von Lustigkeit erzählt, welche die Producte kleiner Bücherfabriken oft besitzen, und welche die rüstige Volksclasse meistens anspricht. Dass dabey mit dem französischen Oberhaupte oft wie mit einem travestirten Helden umgesprungen wird, ist in der Regel; aber verdirbt die Geschichte. Übrigens ist von den bekannten Thatsachen auch nichts Wichtiges übergangen worden. Angehängt sind einige unbedeutende Pieçen, z. B. die Unterredung des Königs von Neapel mit dem General Miloradowitsch. Folgendes Bonmot wird in französischer Sprache erzählt: *L'Empereur voulant s'informer de l'état de son jardin, le jardinier répondit; les lauriers sont flétris, les grenadiers sont gélés, et les fruits de la campagne sont perdus.*

Das zweyte Heft enthält kleinere Schilderungen z. B. der Schlacht bey Kulm, an der Katzbach, bey Dennewitz, Napoleons Selbstschilderung (bedeutende Aussprüche, durch welche sich Napoleon in verschiedenen Situationen seines öffentlichen Lebens widersprochen hat), Antithesen; Vandamme und von Wedell (vormaliger Kammerpräsident zu Halberstadt, Hauptmann bey der schlesischen Landwehr, der in der leipziger Schlacht, nachdem er seine Untergebenen durch patriotische Rede angefeuert, bey dem Dorfe Möckern blieb); Friedrich der II und Napoleon bey Friedensunterhandlungen (Wie sehr gewinnt der erstere bey einer solchen Vergleichung!); Worte und Thaten; der innere Wohlstand unter Napoleon. (Erklärt sich selbst.) Hierauf folgen einige Anekdoten: der deutsche Brutus: — so wird der achtzehnjährige Sohn des Predigers Staps in Naumburg genannt, welcher Napoleon zu tödten beschlossen hatte, aber nach einem vergeblich gemachten Versuche bey Schönbrunn erschossen wurde: — dann von dem römischen Bildhauer Cerachi, von Pichegrü, dem Napoleon durch Fouché (Herzog von Otranto) die Marschallswürde antrug, unter der Bedingung, gegen Moreau als Kläger aufzutreten; ein Brief des Major Schill an Napoleon (unverbürgt); des Prinzen Leopold von Hessenhomburg Fall bey Grosgörschen. Zuletzt Bemerkungen über die franz. Armee im Anfange 1813, und Beyträge zur Kenntniss der militärischen und Zeitungs-Taktik der Franzosen, worin Manches Wahre, was man jetzt aller Orten lesen kann.

In den drey letzten Heften haben vorzüglich folgende Aufsätze und Beschreibungen: *die Treffen bey Nollendorf und in der Görde, die Nachträge zu den Tagen von Grossbeeren und Dennewitz,* dann der Brief eines *meklenburger Landwehrmanns,* im Gegensatz des Artikels *Davoust,* ferner der Aufruf des *Herzogs von Meklenburg-Strelitz an seine Unterthanen* der in den Annalen der Geschichte in mehr als einer Hinsicht aufbewahrt zu werden verdient, uns zugesagt. Die andern Artikel: *Zeitungstaktik der grossen Nation, die Scythen und die Macedonier der alten und neuen Zeit,* eine (fast überraschende) Parallele, und *von der historischen Kunst der grossen Nation und ihres genicreichen Kaisers insbesondere,* aus Actenstücken mit einigen Bemerkungen, stellen zwar nicht ohne Gründlichkeit die freche Lügenhaftigkeit französischer Berichte zur Schau; indess ist dieser Gegenstand nun beynahe erschöpft zu nennen, und zu solcher Evidenz gelangt, dass nur die frohe Laune des in der allgemeinen Freyheit lustig schreibenden Journalisten diesem Stoffe einiges Interesse abgewinnen kann, so lange sie das Mass der Wohlanständigkeit hält. Eine dritte Classe der hier gegebenen Aufsätze, welche wir dem Vf. nicht fortzusetzen rathen, sind *entlehnt,* oder *Fragmente:* Theodor Körner, Maria Prochoska, Schicksale gefangener Heeresgenossen des grossen Napoleon in Russland. (Bey dem letzten Aufsatze bemerken wir nur, dass die furchtbare Rache der Völker die sichtbare Freude der Scribenten nicht entschuldigt, womit sie unmenschliche Greuel beschreiben und ausmalen.) Die Gedichte endlich, welche hier mitgetheilt werden, gehören so wenig unter die *Denkwürdigkeiten* weder der jüngstvergangenen und gegenwärtigen, noch der längstvergangenen und zukünftigen Zeit, dass sie der Vf. ins Künftige lieber den nomadischen Buchhandlungen überlassen sollte, für welche es gar keine Zeit giebt. Dagegen fodern wir dieses und andere Journale zur Sammlung wichtiger Notizen und Züge aus der Geschichte des neuesten Kriegs, welche man aus allen Gegenden Deutschlands und Frankreichs, wo für die grosse Sache gestritten worden ist, liefern kann, namentlich aber zur Aufzeichnung entscheidender Heldenthaten auf, welche der Einzelne, von den obersten Feldherrn oft übersehen, nur in den Augen seiner treuen Kriegsgefährten vollbracht hat, damit es überall klar und offenbar werde, dass solcher Erfolg nur durch allgemeine Aufopferung und Verbrüderung des Grössten mit dem Kleinsten möglich war.

M...s

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

THEOLOGIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Glückwünschungsschreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr. Majestät dem König von Preussen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission.* 1814. 51 S. 8. (6 Gr.)

Jedermann kennt die vom königl. preuss. Ministerium des Inneren unter dem 17 Sept. erlassene Bekanntmachung, betreffend eine vorzunehmende Reform des Gottesdienstes, und Jeder, dem die Religion und der Protestantismus am Herzen liegt, hat gewiss die ernsthaftesten Betrachtungen bey sich darüber angestellt, und sieht mit gespannter Erwartung auf die Vollendung des gebotenen und unternommenen Werkes hin. Jene Bekanntmachung gehört unstreitig unter die merkwürdigsten Zeichen der Zeit, und das Urtheil darüber mag bey dem Einzelnen ausgefallen seyn, wie es wolle, immer läst sich nicht leugnen, dass darin eine gewisse charakteristische Regung und Richtung unserer Zeit ausgesprochen ist. So wie Preussens allverehrter König vielleicht der deutsche Fürst gewesen ist, der es am besten verstanden hat, dem Geisteszuge seines Volkes zu folgen, und dessen Stimmung in begeisterten Worten auszusprechen: so sehen wir auch hier, und zwar in einem höheren Kreise, dem religiösen, diesen deutschen Volkskönig seinem deutschen Volke, dessen leiseste Gedanken und Wünsche ahndend, mit väterlicher Fürsorge entgegenkommen. Nur möchte vielleicht — und wer wird es nicht bey aller Freymüthigkeit und Selbstständigkeit des Urtheils mit liebender Nachsicht entschuldigen? — die dargebotene Gabe nicht ganz die rechte, oder doch nicht auf die rechte Art dargeboten seyn. Eine freymüthige Beurtheilung von einem, wie es scheint, auswärtigen praktischen Theologen, auf jeden Fall von einem tiefen Kenner des protestantischen Kirchenwesens und geistreichen Mann ist die anzuzeigende kleine Schrift, deren Erscheinen, als das ganze protestantische Deutschland nahe angehend, wir zur allgemeinen Kenntniss zu bringen eilen.

Der Vf. beginnt mit der Bemerkung, dass er keinesweges der Meinung sey, unser protestantischer Gottesdienst befinde sich in einem so bedenklichen Zustande, dass, wenn ihm nicht durch ausserordentliche Mittel und gleichsam gewaltsam geholfen würde, wir sein baldiges Absterben befürchten müssten. Wie Vieles habe sich vielmehr allmählich zum Bessern geändert! Die christliche Religion habe wieder sehr an Hochachtung gewonnen; das fade moralische empfindsame Geschwätz mache auf den Kanzeln wieder einem kräftigeren Stile, einer lebendigen Darstellung des Christenthums Platz; die undichterischen Lieder, welche eine trockene geistesarme Zeit eingeführt, würden immer mehr aus den Kirchen hinausgewünscht und hinausgewiesen, wogegen der Geschmack an dem alten Schrot und Korn wieder erwache und die hohe religiöse Bedeutsamkeit der Tonkunst überhaupt wieder gefühlt werde; und so seyen, bey allen noch unleugbaren Mängeln, unsere Kirchen wieder mehr als sonst gefüllt, und gewiss mit desto aufrichtigeren Theilnehmern, als man eben durch keinen äusseren Reiz unseres Gottesdienstes angezogen werden könne; auch sey überall bey allen Ständen ein reges Interesse für Religion sichtbar. Genug, die ganze Sache scheine auf einem mehr guten als verderblichen Wege zu seyn. Dessenungeachtet sey es höchst erfreulich, wenn der neue herrliche Geist unserer Zeit, so wie er uns die Freyheit gebracht, nun auch diesen grossen Gegenstand ergriffe, und das innere religiöse Leben neu gestaltete. „Mit einem grossen Schlage ist das Wichtigste geschehen, um unsere äussere Freyheit wieder zu erobern, und den Grund zu neuem Leben und Glück des Volks zu legen. Muth und Eifer wenden sich nun nach Innen, um das Gewonnene zu sichern, um in neuen Banden der Liebe die erwachte Kraft zusammen zu halten und allmählich erstarken zu machen, und die tiefer liegenden Gründe früherer Übel aufzusuchen und hinwegzuräumen. Wenn also hiebey die wahrhaft göttliche Überzeugung Raum gewinnt, dass christliche Gottseligkeit und Frömmigkeit allein ein besseres gemeinsames Leben sicher stellen, und uns vor Rückfällen bewahren könne, und es wäre möglich, dass kraft dieser Überzeugung jetzt auch in der Verbesserung unseres Gottesdienstes, der ja den Glauben öffentlich ausspricht, bewahrt und nährt, auf einen Schlag geschehen könnte, was ohne die eigenthümliche Kraft dieser Zeit wahrscheinlich nur sehr allmählich geschehen, und weit später zur Vollendung kommen würde, wer wollte sich nicht darüber innig freuen u. s. w."

Hierauf wünscht der Briefsteller den Mitgliedern der Commission Glück zu der hohen Bestimmung, die ihnen ihr König zugetheilt, und wodurch ihnen das schönste und vollgültigste Zeugniss geworden, dass sie sich nicht nur die vollkommenste Zufrie-

denheit des Königs mit ihrer amtlichen Wirksamkeit, sondern auch eine weitverbreitete Verehrung im Volke, als welche öffentliche Stimme unstreitig die Wahl des Königs und seines Ministers geleitet haben werde, erworben hätten. Keine äussere Auszeichnung und Würde lasse sich mit der vergleichen, die ihnen hieraus auf alle Weise erwachsen müsse. Welchen neuen und höheren Schwung müsse nicht ihr ohnehin schon weitverbreiteter Ruhm nehmen, in welchem unendlichen Masse ihre ohnehin schon so bedeutende und gesegnete Wirksamkeit sich erhöhen und erweitern, wenn ihr neues gemeinsames Werk vollendet und mit dem königlichen Beyfall gekrönt seyn werde, um mit der Kraft eines öffentlichen geheiligten Instituts vielleicht Jahrhunderte lang fortzubestehen und fortzuwirken! Denn auf eine herzustellende Gleichförmigkeit in den liturgischen Formularen sey es doch ohne Zweifel abgesehen, und alle protestantischen Geistlichen des preussischen Staats, und vielleicht auch ausserhalb desselben, würden in Zukunft an das gebunden seyn, was sie, die Mitglieder der Commission, zu Stande bringen würden. Alle würden in Zukunft in bedeutenden Theilen ihrer Amtsführung nur ihre Organe seyn, ja sie selbst würden sich an diess gemeinsame Wort gebunden fühlen, und das auch kräftige andere, das ihnen die Begeisterung des Augenblicks, die besonderen Umstände des Tages eingeben möchten, werde ihnen auf der Zunge ersterben; alle protestantischen Christen des preussischen Staates würden bey dem gemeinsamen Gebet an den Altären, beym Mahl am Tische des Herrn nur auf ihren Schwingen sich zu Gott erheben, nur durch ihr Wort der Ermahnung auf sich selbst aufmerksam gemacht, nur durch ihr Wort des Trostes gestärkt und aufgerichtet werden u. s. w. Nehme man nun noch dazu, dass ihnen aufgetragen sey, solche liturgische Formulare aufzustellen, welche dem reinen Lehrbegriffe der protestantischen Kirche nicht nur nicht widersprechen, sondern auch nicht, wie bisher gewöhnlich gewesen, stillschweigend an ihm vorbeygehen, vielmehr ihn aufrecht erhalten und in sich bewahren: so werde durch ihr Werk, wenn es vollendet und gebilligt sey, zugleich von obenher bestimmt, was seit langer Zeit durch Fahrlässigkeit des Einen und Geschäftigkeit des Anderen und durch vielfältigen Widerspruch wieder streitig geworden, welches nämlich der auch für uns und für die folgende Zeit noch gültige Lehrbegriff der protestantischen Kirche sey, und sie, die Mitglieder der Commission, seyen, wenn auch nicht den Worten nach, doch in der That, durch ihren Auftrag, mit dem ganzen Ansehen einer Landeskirchenversammlung begabt.

Nachdem so der Vf. den ganzen Umfang des königl. Auftrags an die oft erwähnten Commissarien und dessen weit aussehende Folgen angedeutet hat: fühlt er sich gedrungen, ihnen Muth, recht viel Muth zu wünschen, um diesen Auftrag anzunehmen, und an dessen Erfüllung Hand anzulegen. Denn so wie er zuversichtlich zu Gott und dem ächten Geist des Protestantismus hoffe, es werde sich nirgends in Deutschland ein protestantischer Theolog finden, der Muth und Freudigkeit hätte, ein solcher oberster Bischof der protestantischen Kirche zu werden, wie ihn ein ungenannter (berlinischer) Schriftsteller fodere: so gehöre auch, um sich dieser Aufgabe zu entledigen, ein hoher Muth dazu, den er, der Briefsteller, froh sey nicht haben zu müssen. Und nun beginnt er die Schwierigkeiten der Aufgabe zu entwickeln. Die religiöse Denkart besonders auch in Beziehung auf das Geschäft der Commission sey zu verschieden in unserer Kirche. Viele hielten noch an den alten liturgischen Formen; Andere neigten sich vorzüglich zu der Weise der evangelischen Brüdergemeine, und wieder Andere seyen Mystiker in einfältigerem oder höherem Sinne. Alle diese, die gewiss in den preussischen Staaten keinen unbedeutenden Theil ausmachten, würden mit Schmerzen ihr Interesse und ihre Wünsche nicht mitwirken sehen bey dieser neuen Gestaltung des Gottesdienstes; und könnten sie auch hoffen, dass die Commissionarien auf sie einigermassen rechneten, und etwas ihnen Angemessenes und Angenehmes in das Ganze würden zu verweben suchen: so dürfte ihnen das vielleicht gar das Änglichste und Drückendste seyn. Und so würden Viele im Voraus ohne rechtes Vertrauen seyn zu der Arbeit, was den Mitgliedern der Commission gewiss niederschlagend seyn müsse. Eine vorzügliche Schwierigkeit findet der Vf. darin, dass in den aufzustellenden liturgischen Formularen der reine Lehrbegriff enthalten seyn und aufbewahrt werden solle. Dazu gehöre dialektisch dogmatische Kenntniss und Subtilität, weil dabey so viel auf die Ausdrücke ankomme; und ob er gleich nicht zweifelt, dass die Mitglieder der Commission von allen scholastischen und speculativen Verhandlungen gelehrte Kenntniss besitzen: so giebt er ihnen doch zu bedenken, ob sie, als Prediger und praktische Theologen, nicht durch ihre gewöhnliche Vortragsweise, bey der es nicht auf Genauigkeit und Schärfe der dogmatischen Begriffe ankomme, zu sehr von dieser Richtung abgezogen worden, ob es nicht mehr für die Lehrer auf Universitäten gehöre, die dialektischen Bestimmungen abzumessen, und ob es ihnen nicht peinlich sey, dass die öffentliche Meinung einen solchen unter ihnen vermisse, und ihnen doch zuzumuthen genöthigt sey, was sie von Anderen vollkommener erwarte. Er zeigt ferner, dass zur Erfüllung des erhaltenen Auftrags, um nämlich ausländische und wohl auch altübliche Formen vergleichen und benutzen zu können, eine tiefe historische Kenntniss der christlichen Cultusformen gehöre; und in Beziehung darauf erinnert er sie wieder daran, wie wenig sie durch ihre bisherige Thätigkeit und die Richtung ihres Studiums darauf vorbereitet seyen. Freylich seyen alle einsichtigen und erfahrenen Geistlichen aufgefodert, der Commission Mittheilungen zu machen; allein wie schon um die Preise der Akademieen nur selten die ausgezeichnetsten Geister sich bewürben, sondern lieber hintennach aufträten mit ihrer Arbeit: so

möchte auch hier vielleicht nicht viel auf freywillige Mittheilung von den ersten Theologen zu rechnen seyn; auch lasse der Ausdruck Geistliche zumal mit den ihnen beygelegten Prädicaten mehr auf praktische Theologen schliessen, und im Publicandum sey nirgends von Gelehrsamkeit die Rede, so dass die Universitätslehrer fürchten müssten, gar nicht aufgefodert zu seyn. Die Commission habe daher nichts zu erwarten, als überschwemmt zu werden mit wohlgemeinten Entwürfen, deren Verfasser alle in ihrem Kreise für einsichtig und erfahren gelten möchten, die aber nichts enthalten würden, was die Mitglieder nicht aus ihrer und ihrer Freunde und Untergebenen Amtsführung schon kännten, während dagegen das Erwünschteste, ihnen nicht so nahe Liegende ausbliebe. Und wenn sie auch sich mit Mehreren, die ihnen die Erwünschtesten seyen, berathen und verbinden könnten: die Entscheidung, die definitive Abfassung der vorzulegenden Entwürfe, könnten und dürften sie doch nicht aus der Hand lassen, und bey allen trefflichen Vorarbeiten würde doch das ganze Werk auf ihrem Gewissen ruhen. Dass sie sich aber dabey ein reines Gewissen, das auf reiner Befolgung ihrer Überzeugung ruhe, erhalten würden, sey sehr schwer zu hoffen; es sey wohl kaum möglich, dass sie sich über Alles mit vollkommener gegenseitiger Befriedigung einigen würden; vielmehr werde der Eine da, der Andere dort nachgeben, so dass das Ganze zuletzt weder aus einem Stück und Guss erscheinen, noch irgend einem von denen, die daran gearbeitet, selbst genügen und gefallen werde. Und darum wünscht der Briefsteller, dass die Mitglieder der Commission nicht sogleich, wenn es fertig sey, ihres Werkes gereuen möge! Wäre diess aber auch nicht der Fall: so werde doch die Kritik, die schon jetzt darauf lauere, gierig darüber herfallen, und über Alles und Jedes mit ihnen rechten; die ganze Welt werde sich mit diesem Streit beschäftigen, und darüber werde ihr Werk gleich in seinem ersten frischen Glanz erbleichen und absterben, was weder ihre, noch sonst eine Autorität der Welt verhindern könne und werde. „Wahrlich, fährt der Vf. fort, wenn ich mir diess Alles überlege: so gemahnt mich, als hätten die preiswürdigen Heroen unserer Kirche, die Reformatoren, bey Allem, was sie Grosses geleistet und aufgestellt haben, ein weit leichteres Spiel gehabt, wie denn freylich fast immer Alles, was sich von selbst macht, eben weil es aus dem innersten geschichtlichen Kern der Menschenwelt hervorgeht, leichter ist, und auch zuverlässiger, als das, was künstlich gemacht wird. Damals herrschte ein tiefes, und eben so allgemein und tief gefühltes Verderben, wovon die Christenheit Erlösung wünschte, und schon lange gewartet hatte, ob und wie Gott Werkzeuge ausrüsten würde, die ihm steuerten. Als solche Gottgesandten traten die ersten Reformatoren auf, und fanden sich von selbst zusammen, und eben so durch Gleichheit der Gesinnung und des Zweckes schlossen sich ihre ersten Freunde und Schüler an sie, und wirkten mit ihnen zusammen. Was sie thaten und aufstellten, das kam in eine bewegte Welt, wo durch rege Empfänglichkeit Alles mitwirkend war, wo bey Allem nur gefragt ward, in wiefern Anerkennung des Verderbens und Entfernung von demselben darin ausgesprochen sey; auch das dogmatische Interesse trat mit grossen festen Zügen auf, und nirgend gab es lähmendes, kritisches Geschreibsel, sondern nur derbe Polemik, die wieder neue Funken entzündete und neues Leben aufregte. Und doch wurde Alles nur als Anfang aufgestellt, nicht als auf eine lange Zukunft berechnet, sondern als für das augenblickliche Bedürfniss, und mit Vorbehalt weiterer Fortbildung. Auch die älteren liturgischen Formulare sind noch aus der Zeit des lebendigen Streites, sowohl der Protestanten mit den Katholiken, als der beiden protestantischen Parteyen unter sich; ihre, im Vergleich mit allen neueren Producten der Art weit grössere Gediegenheit und Lebendigkeit rührt daher, weil darin die Begriffe und Ansichten, bey denen Jeder aufs Höchste interessirt war, klar und voll mussten ausgesprochen werden, damit Keinem etwas fehle, und Keiner durch den Verdacht von etwas Fremdem gestört würde, und weil gleichsam wetteifernd fühlbar gemacht werden musste, wie in diesen Begriffen und Ansichten die höchste Kraft der Erbauung liege. Je weiter von diesem Zeitpunct ab, desto mehr ist jeder neu auftretende liturgische Buchstabe nicht ein abgedrungenes Werk des Bedürfnisses, sondern ein Werk der ruhigen Überlegung, des klügelnden Bessermachenwollens und der Anmassung, dass man nun endlich Etwas aufstellen wolle, das auf lange Zeit aushalten sollte; und jeder solche ist eben desshalb entweder gleich todt zur Welt gekommen, oder doch sehr bald, und ohne viel Aufsehen, von dem angemassten Charakter eines öffentlichen Kirchenwerks zu dem einer blossen Privatunternehmung herabgesetzt worden." Ein Werk der letzteren Art, fürchtet nun der Vf., werde auch die Arbeit der Commission werden, die ja nicht von selbst vermöge eines göttlichen Berufs zusammengekommen, sondern durch die, wenn gleich noch so allgemein verehrte, und auch in ihren frommen Absichten anerkannte, doch immer weltliche Gewalt ausgesucht und zusammengeordnet sey. Schon deshalb werde die Sache von Vielen gefühlt werden als eine Art von Eingriff in den stillen ruhigen Gang der Entwickelung, der der Kirche gegenwärtig gezieme; und schon mit der Frage werde die Kritik anfangen: Warum nun gerade diese Männer, und keine anderen? Warum gerade dieser Umfang ihres Auftrags, warum nicht weiter und nicht enger? Und was so zu Stande gebracht werde, das komme nicht in eine so bewegte, so lebendig theilnehmende, so innig von dem dringenden Bedürfniss überzeugte Welt, und werde nur mit einer kritischen, streng überall nach Gründen fragenden Kälte aufgenommen werden. Und über alle diese Schwierigkeiten hinweggesehen, sey das ganze Unternehmen, etwas auf lange Zeit Verbindliches aufzustellen, gegen den Geist des Protestantismus, in dessen Wesen der Glaube an eine unaufhaltsam unter uns fortschreitende Entwickelung

des religiösen Geistes liege. Warum wolle man gerade die feyerlichsten Theile unseres Gottesdienstes unter einen Buchstaben bannen, und dadurch unsere gottesdienstlichen Handlungen hindern, zugleich mit dem ganzen kirchlichen Geist und Leben auch fortzuschreiten? Und das nicht etwa in einer todten Zeit, wo man nur darauf denken müsste, was noch da sey, vor Verwesung zu schützen, wie vielleicht vor fünf und zwanzig Jahren, sondern in einer höchst lebendigen Zeit, von der auch ein geringes Ahndungsvermögen sich versprechen könne, dass Vieles, auch auf dem kirchlichen Gebiet, durchbrechen und sich neu gestalten werde. Wie ganz anders werde man vielleicht in zehn Jahren schon in unseren Kirchen zu beten verstehen, mit welcher anderen Inbrunst die Kinder wieder aufnehmen in den heiligen Bund der Kirche u. s. w.: warum wolle man nun diese neue begeisterte Zeit an einen Buchstaben binden, die in unseren Studirstuben, oder gar in einem Sessionszimmer acten- und conferenzmäsig zusammengezimmert worden?

Hierauf zeigt der Vf. mit vieler Einsicht, wie und auf welche Art liturgische Formeln aufgestellt werden könnten, ohne der protestantischen Freyheit zu schaden, und das Fortschreiten zu hemmen. Erstens müsste eine grosse Mannichfaltigkeit solcher Formeln, unter denen die Auswahl frey stünde, den verschiedenen Bedürfnissen und Stimmungen der verschiedenen Geistlichen und Gemeinden zu Hülfe kommen; und zweytens müsste immer von Zeit zu Zeit verfassungsmäsig eine ähnliche Reform und Revision des Gottesdienstes, wie die jetzige, Statt finden, um aus der bestehenden Liturgie das Alte, Unbrauchbare auszuscheiden, und das Neue, Treffliche aufzunehmen. Eine solche Verfassung der Kirche nun zu veranlassen, habe die Commission die beste Gelegenheit, und dadurch würde sie sich das grösste Verdienst erwerben. Und selbst dann dürften nicht alle Geistlichen bey allen Verrichtungen an die festgesetzten Formulare buchstäblich gebunden seyn, sondern nur die jungen, noch nicht gehörig bewährten, und die schwachen an Talent und Einsicht; den erfahrenen und tadellosen Pfarrherren hingegen solle freystehen, Eigenes zu bilden, wo sie es gut fänden, durch Auslassung und Zusammenschmelzung aus den bestehenden Formularen, bey Beobachtung des Ganges im Ganzen: so dass eine Abstufung unter den Geistlichen bestünde, die aber wieder nur durch eine freye Verfassung der Kirche bestimmt werden könnte, worauf also der Vf. wieder dringt. (Über den letzten, besonders schwierigen Punct der Vorschläge des Vfs. müsste unseres Erachtens mehr Licht verbreitet werden, wenn Andere, die nicht im Mittelpunct seiner Ansicht stehen, darauf eingehen sollten.)

Bisher hat der Vf. nur von dem Theile des der Commission gegebenen Auftrages gesprochen, der sich unmittelbar aus den Worten der ministeriellen Bekanntmachung ergiebt, nämlich der Aufstellung neuer liturgischer Formulare; nun wendet er sich zu dem ungleich wichtigeren, was das, etwas unbestimmt sich ausdrückende Publicandum noch errathen lässt. Nämlich der Ausdruck: *„neue liturgische Formen,"* muss nach der Vermuthung des Vfs. auch in einem weiteren Sinne von einem neuen Ritus, von einer neuen Anordnung und Zusammensetzung unseres Gottesdienstes verstanden werden, von welcher das Publicandum schon voraussetze, dass sie auch mancherley Veränderungen in der äusseren Einrichtung und Ausstattung unserer Kirchen herbeyführen werde. Denn sonst wäre in dem Publicando die Klage über die Sparsamkeit und Bedeutungslosigkeit der Symbole, und darüber, dass die Predigt für den wesentlichsten Theil des Gottesdienstes gehalten werde, nicht recht an ihrer Stelle. Also solle die Commission dem protestantischen Gottesdienste des preussischen Landes eine Form geben, wodurch er das Erbauliche, Feyerliche, die Gemüther Erregende erhalte, welches ihm in den „neuesten protestantischen Kirchen" fehle. Zwar ist der Briefsteller nicht der Meinung mit dem Publicandum, dass die Predigt hinter irgend einem anderen Bestandtheile des protestantischen Gottesdienstes zurückstehen könne oder müsse, die Sacramente ausgenommen; jedoch glaubt er, dass es eben so irrig sey, zu meinen, dass man die Predigt für sich allein benutzen und geniessen könne; es müsse eine Vorbereitung zur Predigt geben, in welcher die dazu nöthige Stimmung gegründet werde. In dieser Hinsicht scheine ihm unserem sonntäglichen Hauptgottesdienste vorzüglich dieses zu fehlen, dass er nicht dialogisch genug sey, und deshalb wären Antiphonieen und Responsalien und Gebete in Form der Litaney gar sehr zurückzuwünschen. An höheren kirchlichen Festtagen wünscht der Briefsteller sogar einen grösseren Reichthum des Gottesdienstes, hinter welchem die Predigt noch mehr zurücktrete, einen vollständigeren und bedeutenderen Antheil der Tonkunst; und im Laufe der Woche sowohl als an den Sonntags-Nachmittagen findet er einen Gottesdienst ohne Predigt zweckmäsig. Aber wenn sich dahin der Geschäftskreis der Commission ausdehne: so sehe er ein Endloses von Arbeit darin. Denn anstatt einer überall im Lande sich gleichen Form des Gottesdienstes müsse man einen grossen Reichthum von Formen aufstellen, damit Gemeinden und Geistliche nach ihrer Gesinnung und Empfänglichkeit sich allmählich dem Besseren und Vollständigeren annähern könnten, damit überall nach den Umständen und der Localität könnte verfahren werden. Man müsse, um diesen Reichthum hervorzubringen, alles fremde Protestantische sich vergegenwärtigen, und eben so aus der früheren Kirche alles dem Protestantismus Analoge aufsuchen, als auf der anderen Seite allen Verdacht strenge vermeiden, als ob man aus dem eigenthümlichen Gebiet der unprotestantischen Kirchen, der römischen und griechischen, mit eingemischt hätte u. s. w. Besonders mache die Erziehung der Gemeine zur Musik und zum Gesang grosse Schwierigkeiten. Auch dürfe man die Nachkommen nicht binden, so dass verfassungsmäsig der ganze Ritus sich künftig jedem Zeitalter gemäss umgestalten könne.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

THEOLOGIE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Glückwünschungsschreiben an die hochwürdigen Mitglieder der von Sr. Majestät dem König von Preussen zur Aufstellung neuer liturgischer Formen ernannten Commission* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zuletzt berührt der Vf. eine Seite des königlichen Auftrags, die sich mehr aus Gesprächen und Gerüchten, als aus dem Publicandum selbst ergebe, dass neuerlich die protestantischen Kirchen mit Gemälden und anderen Symbolen und Verzierungen ausgeschmückt werden sollten. Dabey macht er auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die theils in der Abneigung der reformirten Confession gegen solche Ausschmückungen der Kirchen, theils in der Sache selbst liegen. Was die letztere betrifft: so bemerkt der Vf. sehr treffend, dass Werke der schönen Kunst ein beständiger Gegenstand kritischer Reflexionen seyen, und um so mehr in unserer Zeit das reine gottesdienstliche Zusammenseyn stören könnten, als Liebeley mit der Kunst und Geschwätz über die Kunst nur zu sehr anfingen überhand zu nehmen, und als wir wenig Aussicht hätten, zu Kunstwerken von solcher Trefflichkeit zu gelangen, welche alle Reflexionssucht unter der Gewalt einer höheren Anschauung gefangen nähmen. Was die ersten Schwierigkeiten, die in der verschiedenen Gesinnung der protestantischen Confessionen liegen, betrifft: so geben sie dem Vf. Gelegenheit, nochmals auf die Gründung einer freyen lebendigen Verfassung der protestantischen Kirche zu dringen, mit welchem Wunsche er denn sein Glückwünschungsschreiben schliesst.

Zu den tiefgreifenden freysinnigen Gedanken und Vorschläge des Vfs. fühlt sich Rec. gedrungen noch Folgendes hinzuzufügen. Höchst anstösig ist uns in dem Publicandum die Voraussetzung gewesen, dass die Predigt mit Unrecht als der wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, worüber unser Briefsteller etwas zu kurz hinweggegangen ist. Wir behaupten, und getrauen uns zu beweisen, *dass die Predigt gerade der wesentlichste Theil des Protestantismus sey*, wenn wir auch zugeben, dass sie heutzutage oft durch Schuld der Prediger als sehr unbedeutend und leer erscheinen muss. In dem, was wesentlicher Theil eines Gottesdienstes seyn soll, muss sich der eigenthümliche Charakter desselben besonders ausdrücken: es fragt sich also, worin dieser Charakter des Protestantismus liege. Der Kenner der Geschichte desselben antwortet ohne Bedenken: im Streben nach Wahrheit, im Streit gegen Irrthum und Aberglauben. Polemisch ist der Protestantismus von Anfange aufgetreten gegen den Katholicismus, und polemisch haben sich dann in ihm die verschiedenen Confessionen getrennt und behauptet. Entwichen war der wahre lebendige Geist von der protestantischen Kirche, als man mit behaglicher Zufriedenheit auf den errungenen Lehren der Wahrheit ausruhen zu können glaubte, und die Polemik entweder ganz schwieg, oder doch nur im Wiederhall aus voriger Zeit sich hören liess. In welcher Form des Gottesdienstes kann sich nun dieser Geist der Wahrheit, dieser Hass des Irrthums, lebendiger aussprechen, als in der Predigt, welche ja ihrer Natur nach eher belehrend und ermahnend, als begeisternd und erhebend seyn kann? Nämlich da man an den geistlichen Redner nicht die Anfoderung einer künstlerischen Darstellung religiöser Ideen machen darf: so ist ihm zunächst das Gebiet des Verstandes angewiesen, und sein Vortrag muss zunächst verständig seyn. Indem aber bey der religiösen Richtung des Gemüths die verständige Betrachtung auf religiöse Ideen hingeht, wird sich nach Befriedigung des Verstandes auch die Begeisterung und Andacht Eingang verschaffen, und der Redner indirect erreichen, was ihm auf directem Wege nur mit dem höchsten poetisch-rhetorischen Talent gelingen würde. Freylich ist die ächt religiöse Polemik zu jeder Zeit eine andere, wie denn die Wahrheit zwar ewig dieselbe, die Verhältnisse der Annäherung zu ihr aber in verschiedener Zeit sehr verschieden sind; und die neuere protestantische Polemik müsste wohl, obschon nie den äusseren Gegensatz gegen den Katholicismus aus dem Auge lassend, nicht selten nach Innen zu gekehrt seyn, und das innere Verderben, den unter mancherley Masken, besonders auch der der strengen Rechtglaubigkeit, sich bergenden Geist der Lüge und Falschheit angreifen und entlarven. Aber leider ist man eben so wenig mehr in jenem lebendigen Gegensatze gegen äusseres Verderben begriffen, als man den Muth hat, geheiligte Irrthümer unserer eigenen Lehre anzutasten. Vielmehr neigen sich die Einen zum Katholicismus, die Anderen suchen alles Heil im alten dogmatischen System. Sollte aber nicht bald, bey so manchen dem

Proteſtantismus bedenklichen Zeichen der Zeit, jene alberne Vorliebe wieder einer ächten proteſtantiſchen ſtreitbaren Wachſamkeit weichen, und auf der anderen Seite kraft des noch nicht ganz unterdrückten Forſchungsgeiſtes unſeres vielgeſtaltigen Zeitalters der blödſinnige Hang zum alten Poſitiven als ein trauriger Rückſchritt, als ein kindiſcher Miſsverſtand anerkannt werden? Freylich ſo wenig die proteſtantiſche Kritik und Polemik eine bloſs verſtändige und ſomit nicht religiöſe Forſchung iſt: eben ſo wenig kann die Predigt bloſs und allein den Gottesdienſt ausmachen. Jene Wahrheitsliebe quillt aus dem tiefen Grunde heiliger Andacht, und ſo muſs auch die Predigt ſich ſtützen auf andere zur Andacht erregende Cultusformen, die wir aber allein im Gebet und Geſang finden, und für die wir auch allein eine beſſernde, belebende Reform wünſchen und zulaſſen können. Andere Formen und Symbole, die nicht dieſem Ernſt, dieſer Inſichzurückgezogenheit der Andacht dienen, ſind unproteſtantiſch, ſind katholiſch oder wohl gar heidniſch.

Zweytens giebt eine Stelle des oft berührten Publicandum dem Rec. Anlaſs zu einer anderen und, wie ihm ſcheint, höchſt wichtigen Bemerkung. Es wird nämlich darin hingedeutet auf die neueſten herzerhebenden Begebenheiten der vaterländiſchen Geſchichte, und ihre religiöſe Beziehung. Es gehört zu der ächten, jetzt ſich immer mehr verbreitenden Anſicht der Zeitgeſchichte, darin einen Gegenſtand der religiöſen Betrachtung und Andacht zu finden, und man feyert ſchon jetzt vaterländiſche Feſte mit religiöſem Sinn und Gebrauch. Das Vaterland gehört Allen, und die Religion auch, aber nicht Allen derſelbe Cultus: es entdeckt ſich daher in dieſer religiöſen Behandlung vaterländiſcher Feyerlichkeiten ein ſtörender Zwieſpalt. Der preuſſiſche Katholik kann ſolchen religiöſen Handlungen nicht mit dem Sinne beywohnen, wie der preuſſiſche Proteſtant, und doch ſollen alle von einem Gefühl der Vaterlandsliebe beſeelt werden. Unſerer Zeit ziemte es daher wohl, gewiſſe feyerliche heilige Gebräuche zu gründen, welche, auf den allgemein menſchlichen Ideen der Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe ruhend, alle Staatsbürger mit gemeinſamen Banden umſchlängen, und alle mit gleichen begeiſternden Gefühlen zu erfüllen geeignet wären. Die allgemeine Landesbewaffnung und die ohne Zweifel in Zukunft mehr kriegeriſche und vaterländiſche Erziehung unſerer Jugend würden mannichfache Anläſſe zur Einführung ſolcher Gebräuche geben, und während die verſchiedenen Confeſſionen jede in ihrem engeren Kreiſe religiöſes Gefühl auszubilden ſuchten, würde ſich im öffentlichen Leben eine Art von *Staatsreligion* bilden, deren Oberprieſterthum mit mehr Recht in den Händen der Regierung läge, als die Kirchengewalt über chriſtliche Gemeinden, und durch welche der Staat jene Sicherheit und innerlich feſte Begründung erhielte, deren Mangel wir zur Zeit des Unglücks ſchmerzlich beklagt haben. Aber eine Bedingung, ohne welche alles doch nur leeres Formenweſen und Schauſpielerey ſeyn würde, iſt der Geiſt *der öffentlichen Gerechtigkeit und Tugend*, der von der Regierung ausgehend ſich in alle Verhältniſſe verbreiten, und Alles durchdringen müſste. Und wir hoffen nun zu Gott, daſs, nachdem wir fremden Druck und Unrecht glücklich beſiegt, und im Gefühl der Ehre uns aus der Schmach der Knechtſchaft emporgeriſſen, wir nun auch das eigene noch unter uns beſtehende Unrecht mit gleicher Tapferkeit bekämpfen, und die noch in vielen Verhältniſſen zurückgebliebenen Spuren alter Ehrloſigkeit und Menſchenſchmach austilgen werden.

A. S.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Godofr. Chriſt. Frider. Lücke*, Magdeb., nunc Repetent. — numero adſcripti etc., *commentatio de eccleſia Chriſtianorum apoſtolica*, in certamine litterario civium Georg. Aug. — 1812 praemio ornata. 1813. 159 S. 4. (1 Rthlr.)

Dieſe Abhandlung iſt ein vollgültiger Beweis, daſs Hr. *L.* ſeine akademiſchen Jahre unter der Leitung ſeiner trefflichen Lehrer wohl angewendet habe, und läſst für die Zukunft ſehr reife Früchte von ihm erwarten. Nach §. 4 fängt der Zeitraum, welchen der Vf. behandelt, mit Jeſu Auferſtehung an, und endet mit der Zerſtörung Jeruſalems. Die zu dem Thema gehörenden Unterſuchungen ſind ſo geordnet, daſs der Vf. im erſten Buche *de modo plantatae primaevae eccl.*, und im zweyten *de forma et conditione prim. eccl.* ſpricht. Jenes handelt alsdann in 3 Capp. *de via ac finibus*, *de impedimentis et adjumentis* und *de morali vi* der chriſtlichen Religion in dem beſtimmten Zeitraume; dieſes zerfällt wieder in zwey Theile, in deren erſtem unterſucht wird, ob und in wiefern Jeſus der Stifter der Kirche ſey, wodurch dieſe ſich erhob, und in welchem Verhältniſſe ſie zu dem römiſchen Staate ſtand, im zweyten nach Anleitung der N. T. Schriften die einzelnen Kirchen in Aſien, Europa und Africa aufgezählt werden. Es liegt in der Natur ſolcher Unterſuchungen, wie die hier angeſtellten ſind, daſs eine groſse Verſchiedenheit der Reſultate Statt finden muſs; Rec. kann daher auch häufig den Meinungen des Hn. *L.* nicht beyſtimmen. Da aber die Grenzen einer Recenſion weit überſchritten werden müſsten, wenn des Rec. abweichende Anſichten, wie ſichs gebührt, mit den nöthigen Gründen belegt werden ſollten: ſo will er ſich bloſs auf einige Bemerkungen, die das Ganze angehen, beſchränken. — Es werden gewiſs viele Leſer mit dem Rec. den Wunſch theilen, daſs es dem Vf. gefallen haben möchte, wenigſtens die wichtigeren Schriften, welche vor ihm denſelben Gegenſtand behandelt haben, anzugeben und kurz zu würdigen. Theils iſt man bey dem Vf. einer akademiſchen Probeſchrift berechtiget, eine genaue, ins Einzelne gehende Kenntniſs der dahin einſchlagenden Literatur vorauszuſetzen, theils ſcheint es auch

eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen die Vorgänger zu seyn, zu erwähnen, was sie schon geleistet haben. — So zweckmäsig auch der Plan, nach welchem Hr. L. seinen Stoff verarbeitet hat, für ein Werk, das die ganze Kirchengeschichte umfasst, ist: so scheint er doch für die Periode der apost. Kirche nicht ganz passend, weil in diesem Zeitraume mehr, als in jedem anderen, Religion und Kirche noch sich durchdringen. Daher ist auch die kirchl. Verfassung gleichsam nur als Anhang behandelt, wie schon die Überschrift des Cap. S. 91 zeigt: *causae aperiuntur et exortae et evidentis magis magisque ecclesiae, itemque, qualis in ea fuerint instituta, describantur*, und die Aufzählung der einzelnen Kirchen in den 3 letzten Capp. ist nur Fortsetzung und Erweiterung des Cap. *de via ac finibus rel. aetate apost. propagatae.* Dagegen blieb für diejenigen Secten und Parteyen, deren Entstehen und Bildung in den Schriften der App. nachgewiesen werden kann, kein Raum, und nur Wenige dürften dem Vf. zugestehen (S. 69), dass ihre *descriptio et accurata historia hoc loco aliena nimisque longa* sey. — Bey der Ausarbeitung selbst sind viele Urtheile zu allgemein ausgesprochen, und durch die Umstände nicht gehörig motivirt. Diess verursachet, dass vorzüglich bey Angabe der Hindernisse und Beförderungsmittel der christl. Religion nicht hinlänglich einleuchtend wird, wie gerade dadurch die Ausbreitung des Christenthums beschränkt oder befördert werden konnte. Ja es entstehen zuweilen kleine Widersprüche. S. 30 sagt der Vf., die schnelle Ausbreitung der christl. Lehre werde jeden um so mehr in Verwunderung setzen, *quo facilius reputaverit secum talem, qualis nunc est, illa aetate nondum fuisse populorum omnium inter sese conjunctionem, — quae rel. cursum aliquatenus accelerare potuisset*, und S. 50 macht er *Spittler's* Äusserung auch zu den seinigen: durch Handel und andere politische Verbindungen waren alle Theile der damals für gesittet gehaltenen Welt in so beständiger Mittheilung, dass es nur Berührung eines Punctes im Cirkel bedurfte, um den ganzen Cirkel in Feuer zu setzen. — Die Bildung und Religionskenntniss der Apostel setzt der Vf. zu tief herab. Sie waren nach S. 35 *moribus rusticis — ac nescii vivere cum hominibus urbanitatis et elegantiae plenis*; S. 95 wird *Mosheim's* Meinung von der Gemeinschaft der Güter unter den Christen wörtlich angeführt, dann fährt der Vf. fort: *fac rem ita se habuisse, ut certe habuit: inconsideratissima tamen in ea cernitur apostolorum temeritas, idque, quam tumultuarie factum sit, ex ipsa rei historia cuicunque apparet: in quo simul rei, si quid habet, magna est excusatio*; S. 100 heisst es: *hoc vero diaconorum munere instituto, citius nunc nova in dies crevit ecclesia Chr. adolescens. In quo facile agnoscas fortunam magis et necessitatem, quam rationem et circumspectionem app. magistros ecclesiae atque fictrices.* Erst zwanzig Jahre nach J. Tode sind sie, wie S. 63 für wahrscheinlich gehalten wird, zu einer reinen und fehlerfreyen (*castam*) Kenntniss der Lehre J. gelangt. Unter solchen Führern konnten auch die Christen nicht viel an Einsicht gewinnen; wie es damit beschaffen gewesen sey, sagen folgende Worte S. 70: *vix dum eam Christianorum hujusce apostolicae aetatis partem ita ad meliora emersisse, ut a perspicienda novae rel. vi et ratione propius abessent, ne dicam penitus eam cognoscerent. Vulgarem vero Christianorum rel. intelligentiam ita confusam, sibique ipsi inaequalem fuisse, ut facile farraginem eam dicas placitorum inepte collectorum, aut male, aut omnino non intellectorum.* Aus dem N. T. möchten sich diese und ähnliche Behauptungen schwerlich beweisen lassen. Dagegen ist ganz übergangen, was in demselben von dem höheren Beystande, den die App. erhalten sollten und erhalten hatten, gesagt wird. Petrus wird S. 27, Johannes S. 143 einmal *divino instinctus impetu* genannt; dieses reicht aber nicht hin, um des Vfs. Ansicht von dem besonderen Einflusse Gottes auf die Apostel kennen zu lernen. — Endlich hat der Vf. mit vielen seiner Vorgänger das gemein, dass er die Einrichtungen und Anordnungen in einzelnen Gemeinden dieser Periode auf die ganze Kirche überträgt. Wir haben nämlich in der Apostelgeschichte und dem grösseren Theile der apostol. Briefe nur Nachrichten über die schon bestehenden Einrichtungen oder Vorschriften, wie es mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in einer einzelnen Gemeinde oder einem näher verbundenen Districte gehalten werden solle; keinesweges aber, das Decret des Concilii in Jerusalem ausgenommen, für alle Gemeinden verbindliche Gesetze, welche die kirchlichen Ämter u. s. w. betreffen. Und wenn auch die Briefe an den Timotheus und Titus die Ideen, welche der Apostel im Allgemeinen ausgeführt zu sehen wünschte, enthalten sollten: so lässt sich doch daraus nicht mit Sicherheit schliessen, dass es auch überall so gewesen sey. Vielmehr zeigen die vorhandenen Nachrichten, dass die Apostel nicht die Einheit der äusseren Form in der christlichen Kirche, für die späterhin so viel gekämpft wurde, erzwingen wollten, sondern sich nach den obwaltenden Verhältnissen und Bedürfnissen der Gemeinden richteten. Man sollte deshalb z. B. nicht fragen: lehrten die Presbyter in der apost. Kirche, oder waren sie nur Vorsteher der Gemeinden? sondern nur: hatte diese Gemeinde oder dieser Bezirk nach den vorhandenen Nachrichten Presbyter dieser oder jener Art u. s. w.? Dadurch könnten die abweichenden Meinungen über Institute der Art, wie es Rec. scheint, leicht vereiniget werden. Dabey darf man aber die Bemerkung, die ein helmstädter Theolog im J. 1679 drucken liess, nicht aus der Acht lassen: *ut arborem non crescere, sed crevisse, ita multa instituta in ecclesiam non se insinuare, sed insinuasse videmus.* — Zuletzt muss Rec. noch eines Vorschlags erwähnen, den Hr. L. S. 30 thut, dass für die Kirchengeschichte allein ein ähnlicher Atlas, wie der *Kruse'sche*, ausgearbeitet würde. Nur dürfte er nicht zu theuer werden: denn sonst würde er wenig Käufer finden.

O. P. B.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Anleitung für Seelsorger am Krankenbette.* Ein Handbuch für angehende Pfarrgeistliche und Seelsorger bey katholischen Gemeinden. Von *Fr. Darup*, Pfarrer zu Sendenhorst. Erster Theil. 1812. XVI u. 252 S. 8. (20 gr.)

Wer es weiss, welch ein schwieriges, viele Vorsicht und Menschenkenntniss erfoderndes Geschäft es für den Geistlichen ist, kranken Personen nicht allein Worte des Trostes, sondern auch der Erinnerung zu sagen, und wie besonders unbesonnene Geistliche oft dabey mehr schaden als nützen, der kann eine solche Anleitung, wie Krankenbesuche von den Geistlichen angestellt werden müssen, nicht für überflüssig erklären. Die längste Amtserfahrung reicht oft nicht hin, um unter allen Umständen am Krankenbette sich geschickt zu benehmen, und dem Kranken immer nur dasjenige zu sagen, was für ihn passt und was daher ihm frommen kann. Der Schrift des Vfs. geht eine Einleitung voraus, in welcher die Wichtigkeit dieser Krankenbesuche, ihre Unannehmlichkeiten und Hindernisse, die dazu erfoderlichen Eigenschaften des Seelsorgers und das Bild eines vollkommenen Seelsorgers am Krankenbette recht gut gezeigt werden. Dann führt die erste Abtheilung die Quellen an, aus welchen der Seelsorger bey seinen Krankenbesuchen schöpfen soll. Allein nur der erste §. beschäftiget sich mit diesen Quellen, die übrigen §§. verbreiten sich über Dinge, welche unter diese Rubrik nicht gehören. Die zweyte Abtheilung lehrt das Verhalten des Seelsorgers beym Anfange der Krankheit, und bestimmt, wie er sich bey seinem ersten Besuche benehmen, wie er dem Kranken seine Gefahr zu erkennen geben, wie er ihm und besonders jungen Leuten (aber diese fürchten gewöhnlich den Tod nicht) die Furcht vor dem Tode benehmen, wie er sich bey erkrankten Ältern, die ungern von ihren Kindern scheiden, bey Reichen und Wohlhabenden, bey Armen und Unglücklichen, bey grossen Sündern, die der Verzweiflung nahe sind, bey fremden Religionsverwandten und gegen ganz Unbussfertige benehmen soll. Man sieht aus dieser Darstellung des Inhalts, dass diese Anleitung sehr ins Einzelne geht, und manche besondere Fälle umfasst. Es sind auch hin und wieder viel gute Rathschläge, die hier gegeben werden. Dass man aber Manches für gewagt, Manches für zudringlich, Manches endlich für unnütz erklären werde, was oft der Vf. anräth, wollen wir nicht in Abrede seyn. Denn wenn der Geistliche den Grundsatz befolgen will, den der Vf. S. 129 angiebt: „Der Seelsorger darf nicht ruhen, bis er seinen Zweck erreicht, und den Kranken zu dem Entschluss, sich christlich vorzubereiten, gebracht hat": so dürfte er wohl in manchen Fällen sich nicht nur vergebliche Mühe geben, sondern auch hie und dort lästig, wohl gar lächerlich werden.

— R —

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Berlin*, b. Dieterici: *Glaubensbekenntniss Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig von Preussen*, nebst den zur Confirmation und ersten Communion des Prinzen gehörigen Reden und einem Anhange herausgegeben von *Friedrich Ehrenberg*, königl. Hofprediger. 1812. X u. 94 S. 8. (10 gr.)

Es ist eine weise und rühmliche Sitte, womit uns die Vorerinnerung bekannt macht, dass die Prinzen und Prinzessinnen des kön. preussischen Hauses erst in dem Alter der reiferen Überlegungen die Confirmation empfangen. Der Prinz, dessen hier abgedrucktes und — wie uns Hr. *E.* versichert — von ihm selbst aufgesetztes Glaubensbekenntniss uns mit wahrer Achtung für seine helle und geläuterte Überzeugung und für seinen redlichen und frommen Willen erfüllt, hatte bey Ablegung desselben seit einigen Monaten das 18 Jahr angetreten. Diese Achtung wird verstärkt durch den Ausspruch seines Lehrers, des Hn. *E.*, S. 38: „Ew. k. Hoheit stehen hier, das kann ich getrost bezeugen, mit einem noch unentweihten, für Religion und Christenthum erwärmten, von einer aufrichtigen Liebe zur Wahrheit und zu allem Guten, von einem lebhaften Abschen gegen das Unwürdige und Schlechte erfüllten Herzen vor Gott, und das erweckt in uns die angenehmsten Hoffnungen u. s. w." Übrigens fällt ein Theil des Ruhms, welchen das *Glaubensbekenntniss* in Ansehung seiner Grundsätze, seiner zweckmässigen Anordnung und seines herzlichen Tons verdient, auf den Lehrer zurück. Auch die darauf folgende „*Anrede* nach der Einsegnung" und die „*Predigt* bey der ersten Communion des Prinzen gehalten," hat Rec. mit Theilnahme und Einstimmung gelesen. Wir geben jener noch den Vorzug vor dieser, weil die Anrede, wie diess der feyerliche Augenblick von selbst gab, eingreifender und nachdrücklich erweckender ist. Die Predigt „*von der Freudigkeit des Glaubens an Jesum*," nach 2 Tim. 1, 12, ist zwar, wie sich von dem Vf. erwarten lässt, weder leer noch matt an Gedanken, oder verfehlt im Ausdruck. Doch hält sie sich, unserem Sinne nach, etwas im Allgemeinen, und wiederholt in der Hauptsache zu viel von dem, was an dem Confirmationstage gesprochen oder doch angedeutet war. Wir hätten, statt des gewählten Themas, an *diesem* Tage ein anderes, das in näherer Verbindung mit der Feyer des Abendmahles stand, für zweckmässiger, vielleicht für wirksamer gehalten. Die als Anhang beygefügte „*Zuschrift, die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen betreffend*," S. 69 ff., welche der Vf. zur Erinnerung an die letzten religiösen Unterhaltungen für den Prinzen aufsetzte, hat Rec. völligen Beyfall. Sie nimmt mit genauer Kenntniss gerade auf die Puncte die vornehmste Rücksicht, welche treu beherzigt werden wollen, und worauf das selbstbewusste Gedächtniss oft zurückkehren muss, wenn das Saamenkorn des religiösen Glaubens auch Frucht bringen soll in *Geduld*. Wir können die ganze Schrift allen Lehrern empfehlen, welchen das in unserer Zeit so hochwichtige Geschäft übertragen ist, fürstliche oder überhaupt Jünglinge der höheren Stände zu dem öffentlichen und feyerlichen Bekenntnisse ihrer Religion vorzubereiten.

N A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

JURISPRUDENZ.

Berlin, b. Sander: *Ökonomisch-juristisches Handbuch der Land-Haushaltungskunst.* Von *Friedrich Bened. Weber*, ordentl. Professor der Staats- und Land-Wirthschaft zu Frankfurt a. d. Oder (jetzt zu Breslau). I Band. 1809. XXVI und 810 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. hätte wenigstens diesen Band — und wenn er die Gegenstände aus eben dem Gesichtspuncte darstellen wollte, auch das Ganze — nur schlechthin *juristisches* Handbuch der L. H. K. nennen sollen. Denn nicht zu gedenken, dass in jenem Titel ein Pleonasmus liegt — denn was ist Ökonomie anderes als Haushaltungskunst —: so enthält dieses Buch eigentlich nichts Ökonomisches, d. h. auf die Haushaltung selbst Bezughabendes, sondern handelt nur von den rechtlichen Eigenschaften, Verhältnissen und Begriffen der bey der Landwirthschaft vorkommenden Gegenstände. Es lehrt nicht einmal — es sey denn hie und da ganz beyläufig —, welche Rücksicht bey der Organisirung und Führung der Landwirthschaft auf jene rechtlichen Verhältnisse zu nehmen, welche Vortheile daraus für den Wirthschaftsbetrieb zu ziehen, welche Vorsichtsmassregeln anzurathen seyen; was allerdings zu zeigen sehr verdienstlich gewesen wäre, und jenen Titel mehr gerechtfertigt hätte. Der Vf. erklärt sich in der Vorrede, dass es nicht sowohl der Zweck gewesen sey, dem Juristen eine Anleitung zur Kenntniss des Ökonomischen, als dem Landwirthe einen Begriff von den juristischen Ansichten der ökonomischen Gegenstände zu verschaffen, und deshalb mag er wohl jenen Zusatz *ökonomisch* gewählt haben: welche Absicht aber bestimmter erklärt wäre, wenn er hinzugefügt hatte: *Für Gutsbesitzer und Landwirthe.* Hätte er nicht bloss letzteren Zweck gehabt, sagt er, so wäre es nöthig gewesen, eine allgemeine juristische Einleitung zur Auseinandersetzung und Erklärung rechtlicher Grundbegriffe vorauszuschicken, welches seinen Plan zu weit ausgedehnt hätte. Rec. glaubt, dass dieses gerade unnöthig gewesen wäre, wenn er für Juristen geschrieben, dass es aber dem höheren und gebildeten Landwirthe sehr willkommen gewesen seyn würde, wenn auf eine zweckmässige Weise gezeigt wäre, wie die rechtlichen Verhältnisse landwirthschaftlicher Gegenstände und die jetzigen Begriffe davon, aus der alten deutschen Verfassung und dem Feudalwesen herstammend, durch die römischen Rechtsgelehrten modificirt und in einer gewissen Periode mehrentheils zu Gunsten der Berechtigten gegen die Belasteten anders gestaltet worden, als sie ursprünglich waren. Auch meint der Vf., es sey darin durch Hn. *von Seuter* in seiner *Darstellung der höheren Landwirthschafts-Wissenschaft*, so wie durch Hn. Ob. App. Rath *Hagemann* in seinem *Handbuche des Landwirthschafts-Rechts* schon genug geschehen. Rec. findet das in diesen Werken nicht, und glaubt nicht, dass sie geeignet sind, dem Juristen einen klaren Begriff von landwirthschaftlichen Gegenständen zu geben, was auch gewiss ihr Zweck nicht war.

In Hinsicht des letzteren Werkes — welches erschienen sey, nachdem der Vf. das seinige schon mehrentheils ausgearbeitet hatte, und das er also wenig benutzen konnte — scheint er zu besorgen, man möge das seinige nun für unnütz halten. Für den, dem daran gelegen ist, die mannichfaltigen Rechtsverhältnisse im Fache der Landwirthschaft kennen zu lernen, ist das wohl nicht der Fall. Denn unerachtet sich das *hagemannische* Werk durch logische Ordnung, Bestimmtheit und Klarheit auszeichnet: so giebt es doch neben den allgemeinen Rechtsgrundsätzen fast nur die niedersächsischen und westphälischen Verhältnisse an, wogegen in dem vorliegenden mehr auf die sehr verschiedenen obersächsischen und vormaligen preussischen Rücksicht genommen ist. (Wir sagen vormaligen preussischen — denn durch die Edicte von 1807 und 1811 haben sie eine völlige Abänderung erlitten, deren genauere Bestimmung täglich erwartet wird, und wovon der Vf. nur die aus dem ersteren sich ergebenden in dieser Schrift nachtragen und einschalten konnte.) Bey der unendlichen Verschiedenheit der landwirthschaftlichen Rechte, die aus der ursprünglichen Verfassung, aus verjährter Observanz, und aus den Präjudizen der Gerichtshöfe in jeder Provinz hervorgeht, wäre es ein sehr verdienstliches, aber sehr schwieriges Unternehmen, sie in bestimmte Kategorieen und unter Einen Gesichtspunct zu bringen: denn Alles, was bisher darüber gesagt worden, hat zu viele örtliche Ausnahmen und Modificationen in Deutschland.

Die Einleitung in die Land-Haushaltungskunst, womit das Buch anhebt, scheint einem weit umfassenderen Werke anzugehören, als das vorliegende ist. Denn ob wir gleich nur zwey Abschnitte davon haben, folglich über den Umfang desselben noch nicht urtheilen können: so sind doch die in diesem vorkommenden Gegenstände auf eine Art behandelt, die mit der Idee, die hier von der Land-Haushaltungs-

kunst gegeben worden, nichts gemein hat: denn es ist dabey einzig und allein auf ihre Rechtsverhältnisse, überall nicht auf ihre ökonomischen Rücksicht genommen worden. Was der Vf. in dieser Einleitung unter einer allgemeinen Land-Haushaltungskunst verstehe, würde von uns, bey aller Mühe, die er sich im Texte und in Anmerkungen deutlich zu werden giebt, kaum errathen werden, wenn er nicht sagte, dass man derselben schon einen anderen Namen, nämlich den der höheren Landwirthschafts-Wissenschaft, gegeben habe, und in einer Anmerkung auf *Seuters* Werk hinwiese, was er hernach unter der Überschrift einer Geschichte dieser Wissenschaft wiederholt. Es ist also wohl von dem die Rede, was wir die *allgemeine landwirthschaftliche Gewerbslehre* nennen würden; welche Lehre zeigen soll, wie man den Zweck des Gewerbes, den möglich höchsten Reinertrag nach den gegebenen Verhältnissen, erreichen soll, und die als Wissenschaft von diesem obersten Princip ausgehen, und Alles darauf zurückführen muss.

Für diese Lehre aber scheint uns Land-Haushaltungskunst kein angemessener Name. Um ihn zu begründen, sagt der Vf. in einer Note: „Eine jede Haushaltung ist ein Inbegriff von Mitteln zum Erwerb, um Vermögen — eine Summe von Genussmitteln — zu erwerben, und von Verhältnissen, unter welchen diess geschieht, und das erlangte Vermögen benutzt werden kann." Aber eigentliche Haushaltungen haben gar nicht den Zweck des Erwerbes, sondern vielmehr des Genusses: bey vielen Haushaltungen ist gar kein Erwerb, sondern dieser kommt von aussen her, wird in selbigen verzehrt, und bey einem grossen Theile der Gewerbtreibenden ist das Gewerbe von der Haushaltung ganz abgesondert, wenn auch beide unter einem Dache betrieben werden. Ferner ist die hier gemeinte Lehre wohl keine Kunst, auch nicht Anweisung zur Kunst zu nennen: denn der Begriff, so wie er von *Seuter* gegeben, und vom Vf. angenommen ist, schliesst gerade das Technische von dieser Lehre aus. Man halte diese Bemerkungen nicht für Wortklauberey. Soll die Landwirthschaft wissenschaftlich gelehrt werden: so müssen wir auch für bestimmte Begriffe angemessene, und den Sinn aussprechende Worte wählen. Sonst verbreiten wir nur verworrene Ideen, die selbst auf die Praxis einen schädlichen Einfluss haben, und geben denen die Waffen in die Hand, welche die Landwirthschaft keiner wissenschaftlichen Behandlung fähig halten.

Wenn man aber nach dieser Einleitung jene höhere Landwirthschafts-Wissenschaft oder Gewerbes-Lehre in dem Werke vorgetragen erwarten sollte: so zeigt doch schon die darauf folgende Eintheilung nebst der Darstellung des Plans dieses Werkes, welche der Vf. *zur noch genaueren Darstellung des Wesens und Inhaltes dieser Lehre* geben will, dass er Alles nur nach juristischen Ansichten ordnen wolle. Die einzige Eintheilung sey die: a) in die Lehre von den Landgütern, b) in die Lehre von landwirthschaftlichen Personen (*Realia* und *Personalia*). Die erstere theilt sich in drey Abschnitte: 1) von den Landgütern überhaupt; 2) von den verschiedenen speciellen Arten der Landgüter, vorzüglich in Deutschland, und den davon abhängigen Rechten und Pflichten, Freyheiten und Lasten; 3) von der Erwerbung eines Landgutes und der Erlangung einer ländlichen Pacht. Aber nur bis zum zweyten Abschnitt des ersten Theiles geht dieser Band. Der erste Theil des ersten Abschnitts handelt nun in zwey Capiteln von den wesentlichen, nothwendigen und ordentlichen Theilen des Landgutes, nämlich: a) von dem Grund-Capital, d. h. den Grundstücken, α) dem Grund und Boden, β) den Gebäuden; b) vom beweglichen Capital, d. h. vom eigentlichen Inventarium. (Warum sich der Vf. hier überhaupt des Wortes Capital bediene, weiss Rec. nicht, da er weder Grund und Boden, noch Inventarium unter der Ansicht von Capital, welches eine Rente giebt, aufstellt, sondern nur ein Verzeichniss der dazu gehörigen Theile giebt. Er hatte hier wieder nur die juristische Unterscheidung zwischen *immobilia* und *mobilia* vor Augen. In der National- und Staats-Wirthschaftslehre, die mit der Landwirthschafts-Lehre in näherer Verwandtschaft steht — wie denn auch der Vf. Professor beider ist —, versteht man unter *beweglichem* oder *umlaufendem* Capital den Werth des zum Betriebe des Gewerbes nöthigen Cassen-Bestandes, des Vorraths an rohem Material, und der zum Verkauf bereit liegenden Gewerbs-Producte; dagegen heisst der Werth des zum Betriebe des Gewerbes nöthigen, unveräusserlichen Inventariums *stehendes* Capital.) Der zweyte Theil des ersten Abschnittes handelt von den zufälligen Theilen der Landgüter, oder von den nutzbaren Gerechtigkeiten derselben. Dieses hätte füglich ganz wegbleiben können, weil, im zweyten Hauptabschnitte von den Arten der Landgüter — die durch ihre Gerechtsamen bestimmt werden, und deren Verschiedenheit fast lediglich daraus hervorgehet — diese Gerechtsamen nochmals aus einander gesetzt werden.

In der Aufzählung und Abtheilung in Classen und Unterclassen aller Arten von Grundstücken, die zu einem Landgute gehören können, ist der Vf. sehr umständlich. Aber von der Ausmittelung ihres Ertrages und ihrer Abschätzung kommt nichts vor, was doch um so mehr zu erwarten war, da er sie als Grund-*Capital* aufführte. Hier hätte das Werk juristisch nützlich werden können, wenn über gerichtliche Abschätzungen geredet, und insbesondere die Frage erörtert wäre, in wiefern dabey auf den temporären Cultur-Zustand des Grundstückes Rücksicht zu nehmen sey. Noch mehr geht der Vf. ins Detail bey der Aufzählung der zum lebendigen und leblosen Inventarium gehörenden Stücke. Unter ersterem vergisst er auch die Hauskatzen nicht, die zur Vertilgung der Ratzen und Mäuse nöthig seyen, und unter letzteren führt er auch die kleinlichsten, und die höchst selten vorkommenden Geräthe und Werkzeuge an, die ihm beyfallen. Die in *Thaer's* Beschrei-

bung der nutzbarsten neuen Ackerwerkzeuge abgebildeten kommen sämmtlich vor — er hätte so ins Unendliche gehen können. Es wäre dem Zwecke des Werkes weit angemessener gewesen, wenn er auch hier von dem Capital-Werthe der Haupttheile des Inventariums, von dem jährlichen Betrage ihrer Unterhaltung, und von deren Verhältnisse zur Grösse und Art der Wirthschaft gesprochen hätte.

Das Vollständigste, und für den, der es braucht, Nutzbarste in diesem Werke ist ohne Zweifel der zweyte Hauptabschnitt: von den verschiedenen Arten der Landgüter. Indessen ist hier doch keine Bestimmtheit zu erwarten, indem Güter gleicher Benennung nicht gleiche Rechte und Pflichten oft in einem und demselben Lande haben, und aus jener nicht auf diese geschlossen werden darf. Hier ist auch die Literatur zweckmässig angeführt, was bey dem Übrigen gar nicht der Fall ist. In sofern der Vf. aber auf die Rechte der Landgüter in seinem jetzigen Vaterlande vorzüglich Rücksicht genommen hat: so bleibt dieser Theil des Werkes nur noch historisch nutzbar, da sie nach der neuen agrarischen Legislatur dieses Staats fast sämmtlich wegfallen werden.

M.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Commentatio juris civilis de singulari jure rerum plurium, quae non sine damno vel offensa pietatis separantur, praecipue circa emtionem venditionem.* Auctore D. *Christian. Theoph. de Gmelin*, Jur. Prof. publ. ord., supr. Appellation. trib. Wirtembergici Consiliar. Reg. ord. merit. civ. Equite. 1814. 72 S. 8. (8 Gr.)

Der Gegenstand dieser Schrift ist interessant, und, so viel dem Rec. bekannt ist, noch nicht besonders behandelt. Es können Sachen, die schon für sich Gegenstände des Verkehrs sind, in ein solches Verhältniss zu einander kommen, dass die Trennung einer einzigen den Werth aller anderen verringert, z. B. die Pferde eines Postzugs. Den Römern kam dieses besonders auch bey ihren Sclaven vor, die sie gern zu musikalischen Chören, Tänzen u. dergl. vereinigten, und um so höher schätzten, je mehr sie zusammen eingeübt waren. Aus einer Menschenfreundlichkeit, die mit den gewöhnlichen Beschreibungen der Grausamkeit gegen die Sclaven sehr contrastirt, trennten sie auch Sclavenfamilien nicht gern, wie man aus *L.* 35 (aus welcher der Titel unserer Schrift genommen ist). 39. 40. *D. de aedil. ed. L.* 12. §. 7. *D. de fundo instr. leg. L.* 11. *C. commun. utr. jud.* und anderen Stellen sieht.

Der Vf. bemüht sich nun, Regeln über diese Art von Sachen aufzustellen, und deren Anwendung zuvörderst im röm. Rechte, dann selbst im heutigen nachzuweisen. Der Regeln sind drey (§. 3. S. 9): 1) *Sachen dieser Art dürfen nicht leicht getrennt werden, weil jede Trennung den Werth aller verringert oder grausam ist;* 2) *jedes einzelne Stück muss hier nicht bloss nach seinem absoluten Werthe, sondern nach dem höheren geschätzt werden, den es den übrigen Stücken giebt, und der durch Trennung verloren gehen würde;* 3) *durch die Trennung eines einzigen Stückes hört die Sache ganz auf, das zu seyn, was sie war.*

Die Anwendungen dieser Regeln, die der Vf. im römischen Rechte, besonders beym Kaufcontract, und hier vorzüglich bey der Wandelungsklage, nachweist, sind nun zwar im Ganzen richtig und vollständig gesammelt; aber Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. tiefer in die Ansicht der Classiker von der Verbindung der Sachen, eingedrungen wäre, und so seiner schätzenswerthen Abhandlung mehr gelehrten Werth, und zugleich auch dem Gegenstande mehr Licht gegeben hätte. *Tria sunt genera corporum*, sagt ganz nach stoischer Ansicht *Pomponius* in *L.* 30. *D. de usurp. et usuc.: unum, quod continetur uno spiritu, et Graece ἡνωμενον vocatur, ut homo, tignum, lapis et similia; alterum, quod ex contingentibus, hoc est, pluribus inter se cohaerentibus, constat, quod συνημμενον, i. e. connexum, vocatur, ut aedificium, navis, armarium; tertium, quod ex distantibus constat (διεστωτον), ut corpora non soluta sed uni nomini subjecta, veluti populus, legio, grex.* (Vrgl. *Chr. Fr. Ge. Meister de philos. ICtor. Rom. Stoica in doctrina de corporibus ejusque partibus* §. 11, *in ejus Opusc. Syll. I. p.* 548 sqq.)

Auf diese Eintheilung nehmen die Classiker überall Rücksicht. Sie finden zwar nicht selten Vergleichungspuncte zwischen den einzelnen Arten (z. B. *L.* 22. *D. de leg.* 1. *L.* 76. *de judic.*); doch ist auch das Unterscheidende, besonders der zweyten und dritten Art von Sachen, oft und deutlich genug hervorgehoben. Bey der zweyten Art nämlich, den physisch zusammenhängenden Sachen, ist Erhaltung der Verbindung unter den Bestandtheilen wesentliches Erfoderniss: was physisch mit der Sache verbunden ist, gehört juristisch zu ihr, auch wenn es allenfalls getrennt werden könnte und im Begriff der Sache nicht nothwendig liegt (z. B. *L.* 31. 52. §. 7. *D. de leg.* 3.); nur wenn Bestandtheile eines Hauses, eines Schiffes sich physisch absondern, bilden sie eine andere Sache (ein ἡνωμενον), und werden ganz anders beurtheilt, als das Haus oder Schiff im Ganzen (*L.* 23. *pr.* §. 2. *de usurp. et usuc. L.* 11. §. 6. *de Publ. in r. act. L.* 30. *pr. de acqu. v. am. poss.* und andere Stellen). Nur bey dieser und der ersten Art der Sachen gilt daher ein Erwerb durch Accession (§. 28. *Inst. de rer. divis.*, vgl. mit *L.* 5. *D. de rei vind.* und einigen der unteren Stellen). Wird ein Haus oder Schiff eingerissen, und selbst mit den nämlichen Bestandtheilen, aber so dass die Art der Verbindung sich ändert, wieder aufgeführt: so ist es doch eine ganz andere Sache, um so mehr wenn neue Bestandtheile eingenommen werden; wenn aber durch allmähliche Reparatur auch kein Stein mehr vom alten geblieben ist: so ist es doch das alte Haus (*L.* 83. §. 5. *D. de V. O. L.* 98. §. 8. *de sol. et lib. L.* 65. §. 2. *D. de leg.* 1. *L.* 10. §. 2. 7. *D. quib. mod. ususfr. am. L.* 76. *de judic. L.* 24. §. 4. *de leg.* 1.). — Von der dritten Art

hingegen, *quae ex distantibus sunt*, sagt *Paulus L.* 23. §. 5. *D. de rei vind.: Singulas partes retinere suam propriam speciem*, d. h. sie werden immer zugleich als für sich bestehende Individuen betrachtet; die Änderung der Bestandtheile der Identität und Zahl nach hat gar keinen Einfluss; eine Heerde bleibt juristisch die nämliche, wenn auch alle ihre Stücke sich der Identität oder der Zahl nach, auf Einmal oder nach und nach, ändern (*L.* 21. §. 1. *D. de exc. rei jud. L.* 1. §. 3. *D. de rei vind. L.* 30. §. 3. *de usurp. et usuc.*), nur muss die Anzahl noch hinreichend seyn, damit der Begriff *Heerde* bestehe (*L.* 22. *D. de leg.* 1. *L. ult. quib. mod. usussr. am.*, vgl. mit *L. ult. de abigeis*).

Vergleichen wir nun diese Eintheilung, worüber sich noch sehr Viel sagen liesse, mit den oben angeführten Regeln, welche der Vf. auf die Art der Sachen, von der er hier handelt, beschränkt: so findet sich, dass diese Regeln auf alle Sachen der zweyten Classe bey Pomponius, auf alle συνημμενα, passen. — Da nämlich der offene Sinn der classischen Juristen bemerkte, dass unter den Gegenständen, welche, *physisch* betrachtet, zur dritten Classe gehören, sich theils *Aggregate gleichartiger Sachen von ganz willkührlicher Ausdehnung* (wie die Heerde), theils *geschlossene Ganze von Sachen, die mit einander in Beziehung stehen*, befinden, welche zu trennen, Klugheit oder Menschlichkeit verbieten (z. B. ein Postzug, ein Sclavenorchester, eine Sclavenfamilie): so zählten sie diese letzten *juristisch* zur zweyten, und wendeten darauf sehr viele Regeln an, die von dieser gelten. Man darf nur die *L.* 65. §. 2. *de leg.* 1. mit *L.* 65. §. 1. *de leg.* 2 vergleichen, oder die *L.* 10. §. 8. *quib. mod. usussr. am.* mit Rücksicht auf mehrere oben angeführte Stellen lesen, um sich davon zu überzeugen.

Rec. glaubt Alles, was der Vf. anführt, aus diesem Princip erklären zu können. Bey der körperlichen Theilung eines Postzugs z. B. würden Erben eben so thöricht handeln, als wenn sie ein Haus einrissen, und die Materialien theilten, was verboten ist (*L.* 41. §. 1 sq., *L.* 114. §. 9. *de leg.* 1.). Bey der Wandelungsklage ist nichts natürlicher, als dass der Käufer eines Postzugs wegen des Fehlers an einem Pferde Alle zurückgebe — während der Käufer von vier einzelnen Pferden nur das fehlerhafte zurückgiebt (*L.* 34. *D. de aed. ed.*). Ganz eben so würde im Falle der *L.* 4. *C. de aedil. act.*, wenn auch nur ein Theil eines im Ganzen gekauften Grundstücks verpestet wäre, die Wandelungsklage wegen des Ganzen angestellt werden; wäre aber von drey gekauften Wiesen eine verpestet, nur wegen dieser. Wir können den Vf. hier nicht weiter auf diese Art begleiten.

Das Meiste, was er sagt, ist wahr; aber das leitende Princip fehlt, und dadurch wird die Übersicht erschwert. S. 17 u. 23 nimmt der Vf. nicht auf die Worte des Edicts der Ädilen in *L.* 38. *pr. de aedil. ed.*, sondern nur auf die Relation und Interpretation in *L.* 38. §. 7. *eod.* Rücksicht. Bisweilen dürfte auch eine Stelle in falsche Verbindung gebracht seyn, z. B. S. 22, wo in der Entscheidung der *L.* 64. §. 1. *eod.* eine Furcht vor Ansteckung vorausgesetzt, und *Schoepff de eo quod justum est circa luem pecorum* damit in Verbindung gebracht wird, da doch jene Entscheidung offenbar nur auf dem vorausgesetzten Versprechen, *sanos esse servos*, und dem *in solle* bestimmten Kaufpreise beruht.

Doch der Raum verbietet, mehr dergleichen anzuführen, und auch das, was der Vf. über das heutige, besonders wirtembergische Recht, vorzüglich über Retract sagt, durchzugehen. Im Allgemeinen ist es unrichtig, wenn S. 60 Bibliotheken, Münz- und Naturalien-Sammlungen und dergl. als Gegenstände angeführt werden, worauf die Lehre des Vfs. noch jetzt anwendbar sey. Denn da bey diesen Sammlungen absolute Vollständigkeit nie erreicht wird: so sind sie nie geschlossene Ganze, sondern immer als διεστωτα nach der Analogie der Heerde zu beurtheilen; es können Stücke wegfallen, dazu kommen — die Sache bleibt, was sie ist. Passender ist das Beyspiel von einem aus mehreren Bänden bestehenden Buche. Auch der Stil hat Rec. in früheren Schriften des Vfs. besser gefallen. Wir finden hier S. 15 *pretium — aestimanda est*; S. 20 *ancillabus*; S. 28 *pretium dimidio majus* für *duplex*, und dergl. Sehr unangenehm für den durch die Classiker verwöhnten Leser ist aber besonders das beynahe in jeder Zeile vorkommende *sin*, welches der Vf. allemal vor einem Vocal, *si* hingegen nur vor Consonanten gebraucht.

A — s V — s.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig*, auf Kosten des Verf.: *Der Scharfrichter nach allen seinen Beziehungen.* Zum Dessert für Landespolizeybehörden, Stadtmagistrate und landräthliche Officiere, Stadt- und Kreis-Physikos (*sic*), Thierärzte und Scharfrichter. Von dem Thierarzte Dr. *Lux* zu Leipzig. 1813. XII u. 163 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein buntes Gemisch von allerley Dingen, die auf die Scharfrichter und ihr gewöhnliches Treiben Bezug haben, für dessen Zusammenmengung indess dem Vf. Niemand sonderlichen Dank wissen wird. Er giebt hier Betrachtungen über den *Scharfrichter nach allen seinen Beziehungen* (S. 1—32), Vorschläge zu einer *neuen Verfassung der Scharfrichter* (S. 33—40), *Beyspiele, dass der Milzbrand höchst ansteckend sey* (S. 41—51), *Mandate, Rescripte, Bekanntmachungen von Fürsten und (preussischen) Landesbehörden* (S. 52—66), *Inserate (grösstentheils das Abdeckerwesen betreffend)* (S. 67—95), *Noten zum Texte* (S. 96—131), *geheime Sprüche der Scharfrichter und Abdecker* (S. 132—137), und *Arcana, Sympathieen und magische Curen* u. s. w. (S. 138—163). — und die Tendenz des ganzen Werkleins geht eigentlich dahin, nachzuweisen, dass die in mehreren Ländern mit dem Scharfrichteramte verbundene sogenannte Landpflege, oder Fallmeistereyen dabey verbleiben müssen, wenn nicht eine Menge bedeutender Nachtheile für die allgemeine Gesundheitspflege zu befürchten seyn sollen. Das hie und da freygegebene Selbstabledern der gefallenen Viehstücke hält er in rechtlicher, moralischer, ökonomischer, technischer, medicinischer, thierärztlicher, polizeylicher und finanzieller Hinsicht für nachtheilig; und wenn man auch nicht Allem beystimmen kann, was er (S. 10—52) hierüber sagt: so verdient doch gewiss sehr Vieles die Aufmerksamkeit der Polizeybehörden, und seinen Vorschlägen zur neuen Verfassung der Scharfrichter, die vorzüglich auf eine zweckmässige Einrichtung des Abdeckergewerbes abzwecken, lässt sich der Beyfall auf keinen Fall versagen. Doch hätte er sich nur hierauf beschränken sollen. Die *Beylagen* hätten ohne Nachtheil wegbleiben können.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

MEDICIN.

Leipzig u. Riga, b. Hartmann: *Anatomische Untersuchungen bezogen auf Naturwissenschaft und Heilkunst*, von *Carl Friedrich Burdach*, Dr. der Phil., Med. und Chir., russ. kaiserl. Hofrath und Prof. ord. der Anat., Physiol. und gerichtl. Med. zu Dorpat (jetzt zu Königsberg) u. s. w. Erstes Heft. 1814. 92 S. mit 4 Kupf. gr. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. will in diesem Werke, laut der Vorrede, einige Beyträge zu einer reinen, klaren und pragmatischen Anschauung der Form des menschlichen Körpers liefern. Das 1 Heft enthält 4 Aufsätze, zwar von sehr verschiedenem Werthe, aber alle von gleichem Interesse.

Als Einleitung zum Ganzen dient der erste Aufsatz, *Umriss einer Methodik der Morphologie des menschlichen Körpers* betitelt. Wegen der grossen Wichtigkeit einer zweckmässigen Methode in der Anatomie heben wir das Wichtigste aus. Der Vf. verwirft aus den bekannten Gründen den Namen *Anatomie*, und wählt statt dessen *Morphologie*. Ist dieser aber besser? ἡ μορφὴ bezeichnet dem Sprachgebrauche gemäss durchaus nur etwas Äusseres, die Form der Körper, nie aber deren Structur, Schwere, Festigkeit, Farbe, Verbindungsart ihrer Theile unter einander u. s. w., was in der Regel wichtiger ist als ihre Gestalt. Mithin möchte der alte Name, der doch die eigenthümliche und hauptsächlichste Art der Bearbeitung seiner Disciplin bezeichnet, wohl eben so gut seyn. Zu den Gegenständen der Anatomie rechnet der Vf. nicht allein die festen Gebilde, sondern auch die Flüssigkeiten, zu deren näherer Erforschung er selbst Geruch und Geschmack in Anspruch nehmen will. Rec. hält diess für eine unpassende Erweiterung des anatomischen Gebiets auf Unkosten der Chemie und Physiologie.

Nachdem ausführlich von dem Zwecke der Anatomie gehandelt worden, sucht der Vf. die Aufgabe der Anatomie zu lösen. Er betrachtet dieselbe genetisch, d. h. wie sie selbst zur Wissenschaft sich bildet, und von der Technik zur Morphographie und zuletzt zur Morphotheorie sich erhebt, von welcher leider mit vollem Recht gesagt wird, dass sie bis jetzt nur aus einzelnen Bruchstücken bestehe. — Dann geht Hr. *B.* zur didaktischen Methode der Anatomie, oder zur Aufstellung der Principien für den akademischen Lehrvortrag derselben über, und sucht die Nothwendigkeit der Sonderung der Anatomie in zwey ganz verschiedene Cursus, einen scientifischen nämlich und einen technischen zu beweisen. Ersterer beginne mit der allgemeinen Anatomie (hier wird mit vollem Recht neben *Bichat* auch unser *Sömmerring* genannt, der schon vor jenem einen Versuch zur Begründung einer allgemeinen Anatomie machte), die wieder in die Elementarlehre, allgemeine Organologie und Architektonik zerfalle. Die Elementarlehre betrachte zuerst den Zellstoff, mit den daraus gebildeten verwandten Formen, als Membranen, fibröse Organe, Knorpel und Knochen; — dann die Muskelfaser nebst den zweyerley Arten von Muskeln; zuletzt die Nervensubstanz und die verschiedenen Nerven. Die allgemeine Organologie untersuche, wie aus diesen Elementen individuelle Organe sich bilden und in Hauptgruppen vereinen, also Drüsen und drüsige Eingeweide, Herz und Saugaderstamm, sowie Sinnorgane, Ganglien, Rückenmark und Gehirn. Die Architektonik endlich fasse den menschlichen Körper als ein Ganzes auf, wobey die Topographie die Provinzen des menschlichen Körpers, und die Proportionslehre das Verhältniss der Gestaltung der Provinzen und Systeme unter einander und die Übereinstimmung derselben zu einem Ganzen betrachtet. In der speciellen Anatomie wählt der Vf. folgende Anordnung: Osteologie in Verbindung mit der Syndesmologie; dann Myologie. Bey dieser tadelt er die physiologische Anordnung, doch, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, da nach ihr der Vortrag minder trocken und dem Gedächtnisse fasslicher wird; überdiess kommt ja auch diese physiologische Anordnung fast überall mit der nach topischen Verhältnissen überein. Dann folge die Organologie (Splanchnologie), und zwar nach dieser inneren Reihefolge: 1) das Hautorgan, 2) die Gruppe der Verdauungsorgane, wo beym Übergang der Speiseröhre in den Darmkanal die Unterleibhöhle und namentlich der Sack des Bauchfells als Ganzes und mit allen in ihm eingeschlossenen Gebilden betrachtet wird; 3) die Gruppe der Respirationsorgane, welche mit dem Geruchorgan anfängt und beym Larynx zur Schilddrüse, bey den Lungen zur Brusthöhle überhaupt und zur Thymus übergeht. Endlich nach Betrachtung der Beckenhöhle in ihrer Gesammtheit 4) die Harnorgane, und 5) die Geschlechtsorgane. Dann Herz, Ohr und Auge, zuletzt das Rückenmark und Gehirn. — Neurologie und Angiologie machen den Beschluss. Diese Anordnung hält Rec. im Allgemeinen für die beste, und bedient sich ihrer schon lange; nur die

Reihe der einzelnen Capitel in der Splanchnologie scheint ihm weder natürlich noch zweckmäfsig.

Im zweyten, oder sogenannten technischen Cursus, womit der Student seine akademische Laufbahn beendigen soll, müsse der Menschenkörper so betrachtet werden, wie er in der Natur als ein, verschiedenartige Theile in und neben einander begreifendes mechanisches Ganzes erscheinen, welches Object eines Kunstverfahrens werden soll. Nach dieser vollständigen Übersicht der Localität sollen die nöthigen Handgriffe angegeben werden, um die einzelnen Theile einer solchen Parthie dem Auge darzulegen; alsdann die sogenannte pathologische und chirurgische Anatomie folgen, und endlich die Grundsätze der pathologischen und legalen Sectionen diesen Cursus schliessen.

Diesen technischen Cursus hält Rec. theils für unnöthig, theils für sehr schwer ausführbar, weil auf der einen Seite der Studirende, der schon im Anfange gewöhnlich zwey Winter auf das anatomische Studium hat verwenden müssen, nicht gut noch einen dritten ihm widmen kann, das Technische auch wohl am besten mit ein paar Worten bey den gewöhnlichen anatomischen Demonstrationen berücksichtigt werden kann, und sich so dem Gedächtnifs am leichtesten einprägt, — andererseits aber der akademische Lehrer, der jeden Winter den scientifischen Cursus der Anatomie besorgt, weder Zeit noch Leichen genug zu diesem daneben laufenden technischen Cursus haben möchte. Die höchstwichtige pathologische Anatomie, so wie die Anleitung zu zweckmäfsigen Sectionen, müssen in eigenen Vorlesungen zu seiner Zeit gegeben werden. Erstere, die leider noch nicht auf allen Universitäten vorgetragen wird, möchte Rec. in zwey Theile zerfallen, so dafs er einmal in physiologischer Hinsicht die Fehler der ersten Bildung mit der Bildungsgeschichte des Fötus vereint vortrüge, ein andermal den gesammten Inhalt der pathologischen Anatomie mehr in pathologischer Hinsicht abhandelte.

Der zweyte Aufsatz, *die Metamorphose der Geschlechter*, oder *Entwicklung der Bildungsstufen, durch welche beide Geschlechter in einander übergehen*, ist seinem inneren Gehalte und seinem Umfange nach unstreitig der wichtigste. Er zerfällt in 2 Abschnitte, wovon der erste eine räsonnirende, nicht gut eines Auszugs fähige Betrachtung der normalen und regelwidrigen Entwicklung der Geschlechtstheile des Menschen, nebst einer Classification der letzteren, giebt. Diese ist kurz folgende: I Classe: Gynandrie. A. Äussere Deflexe der Bildung. a. Kryptorchidismus. b. Spaltung des Mittelfleisches. c. Hypospadiäen. B. Übergang des Penis in eine Clitoris. a. Mündung der Urethra an der Wurzel des Gliedes: α) oberhalb des Gliedes, 1) ohne Dislocation der Harnblase, 2) mit Vorfall und Umstülpung der Harnblase; β) unterhalb des Gliedes, 1) ohne Abnormität des Mastdarmes, 2) mit Abnormität des Mastdarms. b) Übergang der Raphe in eine Vagina. C. Übergang der Saamenbläschen in einen Uterus. II Classe: Kryptogamie [Indifferenz der Geschlechter]. A. Übergang der Testikeln in Ovarien. B. Ein Testikel und ein Ovarium. III Classe: Androgynen. 1. Höhere Stufe. Abnormität der mittleren Sphäre, männliches Verhältnifs der Urethra. A. Übergang der Clitoris in einen Penis, Gang der Urethra in ihr. B. Aufnahme der Vagina in die Urethra. 2. Niedere Stufe. Abnormität des Durchmessers von Vagina und Clitoris. A. Abnorme Gröfse der Clitoris. B. Atresie der Vagina. C. Verengerung der Vagina. Hieran schliessen sich die *Viragines*, wie die *mares effoeminati* den Übergang von der Mannheit zur Gynandrie machen. (Man sieht leicht, was zu beweisen hier zu weit führen würde, dafs auch diese Classification ihre bedeutenden Mängel hat. — Der zweyte Abschnitt dieses Aufsatzes liefert zur Erläuterung des vorigen das Wesentlichste aus den hieher gehörigen Beobachtungen, welche ziemlich vollständig sind. Mehrere derselben sind des Vfs. Eigenthum: z. B. eine Beobachtung von Kryptorchidismus [hievon sah auch Rec. einen Fall]; eine von Öffnung der Harnröhre oberhalb der Wurzel des *penis* [diefs sah Rec. zweymal]; eine andere ähnliche mit Vorfall und Umstülpung der Harnblase [hievon sah Rec. 2 Fälle]; eine anatomisch genau untersuchte sehr interessante Beobachtung von einem weiblichen Hermaphroditen mit penisartiger Clitoris und mit Einmündung der Scheide in die Urethra. Hieher gehören die sehr deutlichen und schönen 4 Kupfertafeln, von denen die beiden ersten illuminirten die äusseren Geschlechtstheile, die 3te die linke Niere mit der abnormen grossen Nebenniere, die vierte die von hinten geöffnete Beckenhöhle darstellen.

Der dritte Aufsatz, *Fragmente über Verhärtung der Organe* überschrieben, liefert eine Beobachtung von Leberknoten, von Knochenerweichung mit Erzeugung einer faustgrossen Knochenmasse in der Lendengegend, nebst Verwandlung der linken Niere in eine sehnig-knorpelige Masse, und von allgemeiner Verhärtung der Lymphdrüsen. Der Vf. giebt die Resultate der interessanten chemischen Untersuchung dieser krankhaften Producte, und begleitet sie mit Bemerkungen über ihre Entstehungsart.

Der vierte Aufsatz endlich, *Untersuchung verwester Leichname*, liefert besonders die manches Merkwürdige enthaltende, und zum Theil auf chemische Untersuchung gegründete Beschreibung von drey solchen Leichnamen, die sich auf dem anatomischen Theater zu Dorpat befinden.

Das Äussere des Werkes entspricht dem inneren Werthe desselben.

— st

Wien, in d. Camesina'schen Buchhandlung: *Versuch einer Darstellung des kindlichen Organismus in physiologisch- pathologisch- und therapeutischer Hinsicht*, als Einleitung zu den öffentlichen Vorlesungen über Kinderkrankheiten, von *Henr. Xav. Boer*, der freyen Künste, Philos. und Arzneyk. Dr., öffentl. ausserordentl. Prof. der Weiber- und Kinder-Krankheiten, und k. k. Stadtärmenarzte des dritten Hauptbezirks. 1813. VI u. 125 S. 8. (16 gr.)

Der Zweck dieser Schrift ist, wie ihn der Vf. in der Vorrede selbst angiebt, eine Zusammenstellung der wichtigsten Momente, welche der Arzt bey der Besorgung und Behandlung gesunder sowohl als kranker Kinder zu erwägen hat, in fasslicher und allgemein verständlicher Sprache zu geben. Dem zufolge stellt er die organischen Verschiedenheiten der verschiedenen Körpertheile und Systeme des Kindes vorm, und betrachtet ein jedes derselben in Hinsicht seiner Structur sowohl als seiner Function, also in anatomischer und physiologischer Beziehung. Es fehlt den hier vorgetragenen Lehrsätzen weder an Wahrheit, noch an Deutlichkeit und Bestimmtheit. Nur bleibt an manchen Stellen in Bezug auf Vollständigkeit Einiges zu erinnern. So z. B. hätte bey der Harnabsonderung, die uns übrigens, gegen die Annahme des Vfs., besonders in gewissen Perioden des kindlichen Alters, doch verhältnismäsig grösser zu seyn scheint als im späteren Alter, — die Verschiedenheit des Harns von dem Harne Erwachsener, besonders sein geringerer Gehalt an phosphorsauren Salzen und Harnstoff, angeführt zu werden verdient. Bey der Lehre von dem Blutumlauf hätte der Einfluss des Oxygens auf das Blut, und dadurch auf das Festwerden und die Textur der organischen Faser, wovon vorzüglich die fortschreitende Zunahme der festen Masse bedingt ist, erwähnt werden sollen; bey dem Sinne des Gesichts die röthliche Farbe der Linse und des Glaskörpers, die sich erst allmählich, bis sich die Blutgefäſschen dieser Theile gänzlich geschlossen haben, verliert, u. s. f. Sehr lehrreich, und ganz treu nach der Natur geschildert, ist das, was der Vf. von der Lebensart und den Krankheitsursachen sagt. Als Zusatz zu dem letzteren Abschnitt erlauben wir uns einige Bemerkungen, die, so unwichtig sie auch Manchem scheinen mögen, doch, wie uns vielfältige Erfahrung belehrt hat, Grund und Ursache so mancher Krankheiten dieses Alters darlegen. Wir zählen vorzüglich dahin: 1) das zu *schnelle* Füttern der Kinder, das um so nachtheiliger wird, je jünger das Kind ist. Man beobachte nur, wie leicht sich Mütter, Ammen und Wärterinnen dieses Geschäft machen, um nur bald damit zu Ende und zu anderer Arbeit zu kommen. Nicht ohne weise Absicht hat es die Natur so eingerichtet, dass dem Kinde die erste Nahrung durch die Brust nur allmählich und in kleinen Gaben zufliesse, und so die Gefahren einer möglichen Indigestion gänzlich vermieden. Wie sehr nun mit dieser weisen Einrichtung jene schädliche Gewohnheit contrastire, leuchtet ohne alle Widerrede ein. 2) Der zu schnelle Wechsel der Nahrungsmittel. An Eine Nahrung, die Muttermilch, gewöhnt, vertragen die Verdauungsorgane des Kindes durchaus keinen *schnellen* Übergang zu anderen Nahrungsmitteln, und es ist daher durchaus nothwendig, nach dem Entwöhnen erst sich an eines derselben zu halten, und auch späterhin, wenn Abwechselung in den Nahrungsmitteln nöthig wird, unter diesen solche zu wählen, welche sich nicht zu heterogen sind, wie z. B. Milch und schwarzes Brod. — Mit Recht warnt der Vf. gegen den Missbrauch der Klystiere; aber mit demselben Rechte dürfte man diese Warnung auch auf den Missbrauch der in manchen Gegenden üblichen Stuhlzäpfchen (*suppositoria*) ausdehnen, durch welche ein Vorfall des Mastdarms noch leichter begünstiget wird als durch jene. Auch was er über den zu frühen Genuss des Weines bemerkt, womit manche Ältern ihre Kinder stärken zu können wähnen, hat unseren ganzen Beyfall. — In dem Abschnitte: „Über den Verlauf der einmal entstandenen Krankheiten und ihre verschiedenen Complicationen," finden sich gleichfalls viele treffende Wahrheiten, welche den Vf. als treuen Beobachter der Natur und vorurtheilsfreyen Heilkünstler charakterisiren; z. B. über die Complicationen des Zahnens, der Würmer, des Wasserkopfes u. s. w. mit anderen Krankheiten, über die heilsamen Wirkungen der Brech- und abführenden Mittel u. s. w.

Dass reizende Klystiere, ja sogar solche, welche Aloe in ziemlicher Menge (?) u. s. w. enthalten, fast immer gut von Kindern vertragen werden, und selten, wenigstens nicht gleich, üble Folgen nach sich ziehen, wie der Vf. behauptet, möchte sich wohl in der Erfahrung nicht bestätigen. Auch können wir nicht zugeben, dass der Mastdarm bey dem Kinde weniger Reizbarkeit besitze, als beym Erwachsenen. Wäre diess der Fall: so müssten wohl auch andere reizende Substanzen, z. B. Salze, geringere Wirkung auf diese Theile äussern, welches aber bekanntlich nicht der Fall ist. — Bey den Bädern würden wir noch rathen, mit dem Zusatze von aromatischen Kräutern und geistigen Verbindungsmitteln vorsichtiger zu seyn, und dabey nicht mit solcher Willkühr zu verfahren, als es in den meisten Fällen geschieht. — Was von der Untersuchung der erkrankten Kinder gesagt wird, ist eben so wahr, als vollständig, und besonders jüngeren Ärzten empfehlungswerth, denen überhaupt diese ganze Schrift grössere Vortheile gewähren dürfte, als manches andere voluminöse Werk über Kinderkrankheiten.

Hbm.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Steinacker: *Medicinischer Rath für Prediger, welche eine schwache Brust und Stimme haben, beide gern dauerhaft verstärken und ihr Amt ohne schmerzliche Anstrengung bis in ihr Alter verwalten wollen.* Von einem Prediger, welcher aus Erfahrung spricht. 1813. 78 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. will von öfteren frühen Todesfällen unter den Predigern gelesen und ersehen haben, dass ihr Amt die Veranlassung dazu gewesen sey, nämlich anhaltende Anstrengungen des Gehirns durch Meditiren und Lungenübel von allzu starkem Schreyen, S. VI. Das Letzte geben wir zu, das Erste muss Rec. wenigstens nach seiner Erfahrung grösstentheils leugnen. Er kennt nur wenig Prediger, welche ihr Gehirn durch Meditiren allzu sehr anstrengen; mehrere, welche durch allzu starkes Schreyen sich Lungenübel zugezogen haben. Die meisten Prediger können an die Cultur des Geistes nicht kommen, weil sie des Leibes zu sehr pflegen und pflegen müssen. Die meisten Landgeistlichen müssen sich der Ökonomie widmen; das erhält sie gesund. Die unthätige Lebensweise, welcher sich viele andere überlassen, das viele Kaffee- und Bier-Trinken, das Anfüllen des Leibes mit

schweren Speisen, das erschlaffende Hinbrüten auf dem Kanapee oder im Lehnstuhle, erzeugt Wassersucht, Schlagfluss u. s. w. Und stirbt ja ein Landgeistlicher in früheren Jahren: so ist nicht sowohl sein Amt Schuld, als vielmehr manche Unvorsichtigkeit der früheren Jahre, der Zeit des Studirens auf Gymnasien und Universitäten. Das Amt eines Predigers ist an sich nicht ungesund; die Alten wandten die *clara lectio*, das Declamiren, in vielen Krankheiten, besonders der Verdauungsorgane, an, und Rec. erinnert sich gelesen zu haben, dass der verst. GSup. *Schlegel* in Hannover das Predigen unter seine grössten Erholungen und Stärkungsmittel rechnete. Also im Amte, im Predigen sind jene öfteren Lungenkrankheiten nicht begründet, eher im Schreyen und in den dumpfen, kalten Sacristeyen, die den Geistlichen zu ihrem Aufenthalte angewiesen sind. Aber warum gehen sie in dieselben? Warum setzen sie sich nicht, wenigstens nach gehaltener Predigt, an einen anderen besseren Ort hin? Der Vf. verliert sich ein wenig in unhaltbare theoretische Untersuchungen, um nach Anleitung derselben seinen Amtsbrüdern diese und jene diätetischen Vorschriften zu geben. Wir wollen nicht bey denselben verweilen, sondern hören, was für ein Mittel das sey, welches er so sehr zur Reinigung und Stärkung der Lunge empfiehlt. Es ist das flüssige Harz der Weiss- oder Edeltannen. Rund um den Stamm der Tannen befinden sich kleine blasichte Erhöhungen, in denen das Harz enthalten ist. Man soll sie aufschneiden und diesen harzichten Saft sammeln, um in den Zimmern, mittelst eines heissen Bleches, damit zu räuchern. In dieser Harzluft bleibe man 3—4 Stunden, hüte sich aber während der Zeit vor lautem Sprechen; thue es auch nicht an Predigttagen, sondern Tags vor dem Predigen. Dabey vermeide man alles Essen und Trinken. Der Vf. empfiehlt auch eine eigene Inhalationsvorrichtung. Ausserdem giebt derselbe noch einige andere Rathschläge, welche unbedeutend sind, zuletzt aber einen höchstbedeutenden — die Enthaltung von allzu öfterem Beyschlafe. Darin S. 54 geben wir dem Vf. vollkommen Recht. Die heilsamen Kräfte des Harzdunstes werden in einer angehängten, ein wenig breit erzählten Krankheitsgeschichte bestätigt, und das Ganze mit einigen rhapsodischen Bemerkungen über das Arbeiten im Stehen, welchem der Vf. so gar beymisst, dass es das Denken erleichtere (!), über Abwendung kalter Füsse, wogegen der Vf. Überschuhe, der Rec. Haar- oder Filz-Sohlen empfiehlt, über das Brantweintrinken, welches der Vf. mit Recht allen Landgeistlichen untersagt, obschon der den Landgeistlichen so gewöhnliche Husten und Schnupfen wohl weniger davon, als von ihren gewöhnlichen heissen Stuben, herrühren mag, über das Tabakrauchen (eine alberne Gewohnheit von der langen Weile ersonnen), welches der Vf. in Schutz nimmt, und über das Kaffeetrinken gleich nach der Predigt, welches der Vf. aus Furcht vor Blutspeyen (die Zeitumstände haben bisher dieser Furcht entgegen gearbeitet) verwirft. Wir wünschen, dass des Vfs. Beobachtungen von dem Nutzen harzichter Dünste, welche von den Ärzten zwar schon lange gekannt, aber nicht allgemein beachtet worden sind, mögen zu ferneren Versuchen Veranlassung geben. Es dienen dazu aber nicht bloss die Waldungen der Edeltanne, sondern alle Nadelholzwaldungen, vorzüglich auch die Kiefern.

Fj. n. M.

Berlin, b. Maurer: *Von den Entzündungen im Halse, besonders von der Angina polyposa und dem Asthma Millari* — von *A. Fr. Hecker*, k. pr. HR. 1809. 96 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. hat die löbliche Gewohnheit, seine Vorlesungen mit kurzen Abhandlungen anzukündigen, in denen bald dieser, bald jener streitige Gegenstand aus der Medicin erörtert wird. In dem gegenwärtigen Programm handelt er von den Entzündungen im Halse, wozu er das *Asthma Millari* rechnet. Passender würde der Titel gewesen seyn: von den mannichfaltigen Bräunen. Der Vf. will bekanntlich eine Abart der häutigen Bräune und des millarschen Asthma beobachtet haben, deren Beschreibung er vor mehreren Jahren im *hufeland*schen Journal mittheilte. Neuester Zeit ist die Aufmerksamkeit sowohl der Ärzte als Nichtärzte mehr als je auf beide Krankheiten geleitet worden, und die Erfahrungen des Hn. Prof. *Autenrieth* sind es besonders, welche dem Vf. Veranlassung zu nochmaliger Bearbeitung dieses Gegenstandes gegeben haben. Der Vf. rechnet beide Krankheiten zu den katarrhalischen, bey beiden sey theils Krampf, theils Entzündung, in verschiedenen Graden und Formen, theils eine besondere Folge dieser, lymphatische Ergiessung und daraus gebildete polypöse, häutige Concremente zugegen. Es könne also keine andere Heilart geben, als wodurch jene Hindernisse des Athemholens gehoben werden. Um diesen Zweck zu erreichen, hat man theils örtliche Mittel vorgeschlagen, theils solche, welche auf die ganze Constitution wirken. So sicher auch alle diese Sätze des Vfs. zu stehen scheinen: so viel lässt sich doch dagegen erinnern. Gleichwohl meint der Vf., die Natur beider Übel sey uns in einem solchen Grade bekannt, dass dabey von Hypothesen gar nicht mehr die Rede seyn könne (!). Schon, was er von Autoritäten anführt, zeigt, dass er sich hierin sehr irre; noch mehr würde es durch dasjenige bewiesen werden, was er von Autoritäten übergangen hat. Das grösste Gewicht legt er auf Hn. *Autenrieth*, welcher seine Ideen weiter ausgeführt habe; Rec. dagegen legt mehr Gewicht auf Hn. *Formey*, welcher jene Ideen für irrig hält. Hier kann nur die Natur und Erfahrung entscheiden. Die Theorie macht manche Combinationen möglich und leicht, welche in der Natur schwer, ja unmöglich sind. Und wer sollte wohl die kranke Natur besser kennen gelernt haben, die Hnn. *A.* und *H.* oder Hr. *F.*, welchen unser Vf. selbst einen Arzt von *grosser Erfahrung* nennt? Zudem hat Hr. *A.* durch manche andere Übereilungen, z. B. der Empfehlung des *Tartar. emet.* im Keichhusten, den Glauben an seine Ansichten sehr geschwächt. Das Hauptmoment ist, dass das eine dieser Übel sich durchaus nur auf Krampf, das andere nur auf Entzündung basirt. Nun giebt es aber noch mehrere ähnliche Beschwerden, ja ganze katarrhalische Epidemieen, welche von beidem einige Ähnlichkeit haben. Diese könnte man wohl mit dem Vf. *Angina catarrhalis spasmodica* nennen. Und diese haben wahrscheinlich die Herren *A.* und *H.* für die Krankheiten *quaest.* genommen. *Asthma acutum* ist nie eine katarrhalische Entzündung, wie Hr. *H.* S. 44 meint. Man könnte vielleicht noch eher ein rheumatisches Substrat bey denselben annehmen. Eben so müssen wir widersprechen, wenn Hr. *H.* S. 48 meint, das Daseyn, der Grad, die Form beider Krankheiten hänge *ganz* von dem allgemeinen Zustande des Kranken ab. Zum Theil allenfalls, aber noch mehr und öfter ist das allgemeine Leiden Folge des örtlichen Krankheitsreizes. Das ganze theoretische Räsonnement S. 49 ist nur halb wahr; so wie auch der Ton des Hustens allein, auf welchen der Vf. alles baut, S. 53 ff., keinen sicheren Leiter zur bestimmten Diagnose giebt. S. 55 meint nun eben der Vf.; es gebe eine *Angina polyposa spasmodica*, und das sey A's. Krankheit gewesen. Das können und wollen wir dem zugeben, finden aber eben darin mit dem Vf. S. 67 die Bestätigung, dass *A.* weder den wahren Croup gesehen, noch geheilt habe. Ohne Zweifel ist diess eine leichtere Krankheit, als jene beiden, wovon die Rede geht, da weder der eine noch der andere Zustand lange in hohem Grade dauern kann. Aus dem Räsonnement S. 61 sieht Rec., dass der Vf. wenig oder keine Untersuchungen nach dem Tode angestellt habe. Die Vertheidigung der autenriethschen Methode, S. 68, erinnert an manche Kunstgriffe geschickter Advocaten, über welche man — nur lächelt. Wir wollen diess, so wie Alles, was der Vf. gegen die Erregungstheoretiker, zu denen jedoch der Vf. wirklich selbst gehört, und die Naturphilosophie sagt, übergehen, obgleich manches Beherzigungswerthe darin vorkommt. So unterschreiben wir, um nur Eins anzuführen, alles, was über die unverständliche Sprache der medicinischen Naturphilosophen gesagt wird. Zum Schlusse macht der Vf. noch einige Betrachtungen über die Halsentzündungen insgemein. Er hält die Entzündung für eine Krankheit der Reproduction. Da aber jedes Organ für ein Ganzes gehalten werden müsse, so verstehe es sich von selbst, dass auch die Sensibilität und Irritabilität ihren, jedoch sehr verschiedenen Antheil daran nehmen. Diess setzt der Vf. schön und nach seiner bekannten guten Darstellungsgabe so auseinander, dass wir weder etwas hinzuzufügen, noch zu verändern haben. Und dieses ist zwar der kleinere, aber interessantere Theil der ganzen Schrift.

Fj. n. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DECEMBER 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

St. Petersburg, auf Kosten des Vfs., und in Commiss. b. Haude u. Spener in Berlin: *Reise um die Welt, in den Jahren* 1803, 1804, 1805 *und* 1806, auf Befehl Sr. K. M. Alexanders des Ersten, auf den Schiffen Nadeshda und Newa, unter dem Commando des Capitäns der kais. Marine *A. F. von Krusenstern*. III Theil. 1812. IV u. 376 S. 4.

(Vgl. J. A. L. Z. Jahrg. 1813. No. 56. 57. Der zu dem ganzen Werke gehörige Atlas begreift jetzt 8 Hefte, bestehend in 69 Kupfern, welche Vuen und naturhistorische Gegenstände enthalten, und 33 Charten, zusammen also 102 Blatt, kostet 60 Rthlr. baar.)

Dieser Theil der Reisebeschreibung enthält Abhandlungen, die auf die Reise Bezug haben. Wir beschäftigen uns zuerst mit den *physikalischen* und *nautischen* Abhandlungen; ein anderer Recensent wird die in seine Fächer einschlagenden Aufsätze beurtheilen.

III. S. 101—146. *Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen*, von dem Astronomen der Expedition Dr. *Horner*. Statt der von *Hales* angegebenen, sehr unvollkommenen Einrichtung, mittelst welcher das Meerwasser aus der Tiefe hervorgeholt werden sollte, um alsdann am Tage seine Temperatur zu beobachten, wählte man ein von *Adams* verfertigtes Thermometrograph, welches, indem es mit einem Quecksilberthermometer übereinstimmend gefunden wurde, sicherere Resultate versprach. Allein dieses Instrument hat die schwer zu besiegende Unvollkommenheit, dass es nur die Grenzen der Temperatur anzeigt; um zu erfahren, wo diese Grenzen Statt fanden, wurde es oft bis auf verschiedene Tiefen herabgelassen. Das Resultat dieser Versuche ist, dass die Temperatur gleich an der Oberfläche des Meers abzunehmen anfängt, dass diese Abnahme Anfangs gering ist, bald grösser, endlich aber wieder geringer wird, bis die Temperatur einen gewissen Punct erreicht, wo sie constant zu seyn scheint. Dieser Punct liegt, nach den Versuchen des Vfs., in der Zone von 23° bis 30° nördlicher Breite, in etwas über 200 Faden Tiefe, und die Temperatur beträgt dort zwischen 13°,3 und 14°,3 Reaumur; — im ochotzkischen Meere unter 53° nördl. Br. stiess man schon bey 25 Faden Tiefe auf eine constante Temperatur von — 1°,5. Hr. *Horner*, von der Voraussetzung ausgehend, dass die Erde an sich kalt sey, und nur von der Sonne ihre Wärme empfange, glaubt, dass man in sehr grossen Tiefen, an allen Puncten der Erde, auf eine und dieselbe constante Temperatur stossen werde; und schlägt nachfolgenden Seefahrern die Beobachtung dieser Tiefen vor, die er als den besten Massstab der örtlichen Wärme der Erdgegenden ansieht. In diesem letzten Puncte stimmen wir dem Vf. bey; aber ob eine solche constante Temperatur, falls sie auch wirklich existirte, sich ausmitteln lässt, bezweifeln wir. Denn aus den gemachten Beobachtungen lässt es sich leicht übersehen, dass in den wärmeren Erdgürteln die constante Temperatur, wenn man mit Hn. *H.* — 1°,6, oder eine noch geringere, dafür annimmt, so tief liegen muss, dass sie schwerlich abzureichen seyn möchte. Allein trotz der hornerschen Versuche könnte man doch auch eine grössere constante Temperatur erwarten. Denn auf der einen Seite würde diese mit den Grundgesetzen der Hydrostatik nicht im Widerspruche stehen, indem die grösste Dichte des Wassers bekanntlich *über* dem Gefrierpuncte Statt findet; auf der anderen muss man wohl bemerken, dass *Horners* Thermometrograph nur die Maxima und Minima in den Wasserschichten angab, durch welche es durchging, so dass eine wärmere *unter* einer weniger warmen nicht durch dieses Instrument angezeigt werden konnte, so lange nämlich jene die Temperatur an der Oberfläche des Meeres nicht übertraf.

IV. S. 147—153. *Specifisches Gewicht des Meerwassers*, von dem Astronomen *Horner*. Diese Versuche, mit einem fahrenheitschen Araeometer angestellt, sind sehr zahlreich, und wegen der Erkennung des Salzgehalts der verschiedenen Puncte des Meers von Interesse. Im Allgemeinen ergiebt sich aus ihnen, dass das Meer zwischen den Wendekreisen, wahrscheinlich wegen der stärkeren Verdünstung, mehr Salztheile enthält, als in den kälteren Himmelsstrichen; dass eingeschlossene Meere immer auffallend süsser sind als der Ocean. Ein detaillirter Auszug aus dieser Abhandlung kann hier nicht gegeben werden; allein Rec. glaubt die Frage, ob es rechtmässig ist, die bey verschiedenen Temperaturen angestellten araeometrischen Versuche auf die Normaltemperatur von 10° R. mit einer unveränderlichen Correction für jeden Thermometergrad zu bringen, hier aufwerfen zu müssen. Dieser ist in der That nicht ganz genau, indem man auf diesem Wege offenbar eine falsche Correction für eine *unter* dem Puncte der stärksten Verdichtung des Wassers gemachte Beobachtung erhält; — allein für die Temperaturen,

in welchen gemeiniglich beobachtet wurde, möchte der Fehler gering seyn, und es scheint, dass man ihn desto weniger fürchten darf, da Versuche mit demselben Seewasser, bey verschiedenen Temperaturen angestellt, nach *Horners* Reduction wirklich sehr nahe gleiche Resultate geben. Der Werth dieser Abhandlung wird übrigens hiedurch nicht verringert, da alle Versuche mit so vielem Detail angegeben sind, dass jeder sie nach einer beliebigen Methode berechnen kann. Die grösste specifische Schwere des Seewassers fand man = 1,0295.

V. S. 154 — 183. *Über die Oscillationen des Barometers zwischen den Wendekreisen*, von *demselben Vf.* Das hier benutzte Barometer hatte die Einrichtung, dass der Theil der Röhre, in welchem man ablas, etwa zwanzigmal so weit war, als der andere, sich unten in einem Gefäse endigende; wodurch eine grössere Ruhe des Quecksilbers, bey den Schwankungen des Schiffs, erreicht wurde. Überdiess war das Barometer, wie die Schiffscompasse, etwas über dem Schwerpuncte aufgehängt, so dass es freye Pendelschwingungen machen konnte. — Durch diese Einrichtungen sind die Beobachtungen weit sicherer geworden, als man bey der Bewegung des Schiffs erwarten sollte, — und wir müssen den Reisenden für den bewunderungswürdigen Fleiss, mit welchem sie, fast drey Monate lang, von Stunde zu Stunde diese Beobachtungen machten, desto mehr unseren Dank zollen, da wir noch keine Reihe ähnlicher Beobachtungen besitzen, die, wie diese, auf dem Meere, also frey von allen durch Berge, eingeschlossene von der Sonne erwärmte Luft u. s. w. erzeugten Störungen, angestellt wurden.

Rec. glaubt bey dieser Gelegenheit eine kurze Darstellung des beobachteten sehr merkwürdigen Phänomens, in soweit es durch die Bemühungen verschiedener Physiker bis jetzt bekannt geworden ist, geben zu dürfen. — Schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Erscheinung des täglich zweymal wiederkehrenden Steigens und Fallens des Barometers zwischen den Wendekreisen beobachtet: doch genauere Nachrichten darüber verdanken wir *v. Humboldt* und *Bonpland*. Sie fanden diese periodischen Veränderungen überall zwischen den Wendekreisen, sowohl am Meere als mitten im Lande; sowohl an der Wasserfläche, als auf den grössten Höhen, die sie erstiegen, überall von gleicher Grösse und ungestörter Regelmässigkeit; und Hr. *von Humboldt* erklärt, dass seine Beobachtungen diese Oscillationen nur von dem Stande der Sonne, oder der Tageszeit, abhängig zeigen, und keinen fremden Einfluss, z. B. des Mondes, verrathen. Jedoch führt er an, dass *Mutis*, der sich seit 30 Jahren mit diesem Gegenstande beschäftigte, in *Santa Fe - de - Bogota* einen Einfluss des Mondes zu bemerken glaubte. Hiemit stimmen nun die Beobachtungen des Hn. *Horner* im Allgemeinen überein, obgleich sich doch im Einzelnen Unterschiede zeigen, die nicht allein auf Rechnung der Beobachtungen zu kommen scheinen. Um die Vergleichung beider Beobachtungen zu erleichtern, theilt Rec. hier das Resultat seiner Reduction der *horner*schen Angaben, so wie die von *Humboldt* in dem *Recueil des obs. astr. III Livrais.* S. 289 bekannt gemachte Tafel der seinigen, mit. Die erste ist auf die der zweyten zum Grunde liegende Temperatur, = 20° Reaum., reducirt; und zwar sind *Horners* sämmtliche Beobachtungen dabey benutzt. Die folgende Tafel enthält die beobachteten Unterschiede der Barometerstände, von dem mittleren, in Theilen der pariser Linie:

Zeit. u		*Horner.*		*v. Humboldt.*		Unterschied. ″
0	...	+ 0,110	...	+ 0,235	...	+ 0,125
1	...	— 0,100	...	+ 0,005	...	+ 0,105
2	...	— 0,282	...	— 0,207	...	+ 0,075
3	...	— 0,410	...	— 0,337	...	+ 0,073
4	...	— 0,465	...	— 0,387	...	+ 0,078
5	...	— 0,360	...	— 0,377	...	— 0,010
6	...	— 0,237	...	— 0,337	...	— 0,100
7	...	— 0,101	...	— 0,257	...	— 0,156
8	...	+ 0,050	...	— 0,097	...	— 0,147
9	...	+ 0,225	...	+ 0,043	...	— 0,182
10	...	+ 0,291	...	+ 0,105	...	— 0,188
11	...	+ 0,304	...	+ 0,123	...	— 0,181
12	...	+ 0,187	...	+ 0,093	...	— 0,094
13	...	+ 0,051	...	+ 0,013	...	— 0,038
14	...	— 0,118	...	— 0,097	...	+ 0,021
15	...	— 0,191	...	— 0,167	...	+ 0,024
16	...	— 0,272	...	— 0,187	...	+ 0,085
17	...	— 0,160	...	— 0,107	...	+ 0,053
18	...	— 0,050	...	+ 0,003	...	+ 0,053
19	...	+ 0,150	...	+ 0,153	...	+ 0,003
20	...	+ 0,305	...	+ 0,375	...	+ 0,070
21	...	+ 0,405	...	+ 0,515	...	+ 0,110
22	...	+ 0,395	...	+ 0,493	...	+ 0,098
23	...	+ 0,266	...	+ 0,423	...	+ 0,157

Die Unterschiede beider Bestimmungen haben hier einen zu regelmässigen Gang, um sie allein zufälligen Fehlern der Beobachtung, oder Unregelmässigkeiten der Erscheinung selbst, zuschreiben zu können. Die Angaben dieser Tafel sind als vom Einflusse des Mondes frey zu betrachten, indem sie die arithmetischen Mittel aus unter vielfach abgeänderten Umständen angestellten Beobachtungen sind; und desshalb sind sie als periodische Functionen des Arguments der Tafel, oder der wahren Zeit, anzusehen. Auf diese Bemerkung hat Rec. eine Methode gegründet, die Zeiten der grössten und kleinsten Höhen genauer zu berechnen, als es bisher geschehen konnte: er verglich nämlich die beobachteten Barometerhöhen mit dem Ausdrucke

$$\text{Mittl. Höhe} + \alpha \,\text{Sin.}\, t + \alpha' \,\text{Sin.}\, 2t + \alpha'' \,\text{Sin.}\, 3t + \text{etc.}$$
$$+ \beta \,\text{Cos.}\, t + \beta' \,\text{Cos.}\, 2t + \beta'' \,\text{Cos.}\, 3t + \text{etc.}$$

dem sie aus den angeführten physikalischen, und bekanntlich auch mathematischen Gründen entsprechen müssen; und brachte für *Horners* Beobachtungen

$\alpha = -0,1267 \quad \beta = -0,0249$
$\alpha' = -0,3090 \quad \beta' = +0,1482$
$\alpha'' = -0,0108 \quad \beta'' = -0,0230$

und für die von *v. Humboldt*

$\alpha = -0,1970 \quad \beta = +0,0878$
$\alpha' = -0,2525 \quad \beta' = +0,1622$
$\alpha'' = -0,0306 \quad \beta'' = -0,0208$

heraus. Hieraus ergab sich eine sehr genaue Übereinstimmung der beobachteten und berechneten Oscillationen, und die Maxima und Minima wie folgt:

	Horner.			*v. Humboldt.*	
Minimum ...	5ᵘ 52′	— 0,435	...	4ᵘ 23′	— 0,415
Maximum ...	10 24′	+ 0,296	...	11 0′	+ 0,123
Minimum ...	15 51	— 0,249	...	15 45′	— 0,197
Maximum ...	21 24	+ 0,408	...	21 58	+ 0,510

Man sieht aus dem augenfälligen Zusammenhange des Barometerstandes und der wahren Zeit, dass das Phänomen nicht der Ebbe und Fluth des Meers analog ist, und nicht in der Attraction des Mondes seinen Grund hat. Auf der anderen Seite ist es bekannt, dass auch eine geringe vom Monde und der Sonne herrührende Ebbe und Fluth der Atmosphäre existiren muss, die im Maximo etwa 0,14 Linien beträgt, und die die Beobachtungen auch ohne Zweifel verrathen werden, wenn man sie nur von der hier untersuchten Oscillation trennt, indem man für sie in einer langen Beobachtungsreihe besondere Bedingungsgleichungen einführt. Rec. glaubt, dass die Beobachtungen des Hn. *Mutis* die von der Attraction der Sonne und des Mondes herrührende Ebbe und Fluth auf diese Weise deutlich zeigen müssen; es ist desshalb zu bedauern, dass sie nicht bekannt geworden sind. Die grössere Ungleichheit, wovon hier die Rede ist, scheint in der Sonnenwärme ihren Grund zu haben, und eine Folge der durch diese bewirkten Erhöhung der Luftsäulen, und des darauf folgenden Überströmens in kältere Gegenden, zu seyn. Ihre mathematische Entwickelung aus irgend einer über die Verbreitung der Sonnenwärme zu machenden Voraussetzung scheint aber grosen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, und sogar die Kräfte der heutigen Analyse zu übersteigen. — Ehe man nicht diese Oscillation der Rechnung zu unterwerfen im Stande ist, wird man auch das höchst wahrscheinlich mit ihr verbundene Phänomen des niedrigeren Barometerstandes in den Äquatorealgegenden nicht ordentlich zu erklären hoffen dürfen. Aus *Horners* Beobachtungen ergiebt sich der mittlere Barometerstand unter den Wendekreisen = 28 Z. 0,113 Lin. für 20° Réaum.; allein da das Barometer späterhin in einem Sturme zerschlagen wurde, und folglich die Richtigkeit der Scale nicht geprüft werden konnte: so verdient dieses Resultat nicht vollkommenes Vertrauen. Nach *v. Humboldt* ist für diese Temperatur der mittlete Barometerstand = 28 Z. 1,8 L., nach *Don George Juan* = 27 Z. 2 11,5 L., nach *Bouguer* 28 Z. 1 L. An den Ufern der europäischen Meere ist er bey 10° Réaumur = 28 Z. 2,2 L.; oder bey 20° R. = 28 Z. 2,97 L.

VII. S. 233 — 266. *Über die während der Reise beobachteten Strömungen*, von Hn. *von Krusenstern.* Eine für die Seefahrer höchst schätzbare, aber keines Auszugs fähige Abhandlung. VIII. S. 267 — 309 *Über die Fluthbeobachtungen im Hafen von Nangasaky* von *Demselben.* Der Vf. hoffte, seinen Aufenthalt in Nangasaky, der etwa ein halbes Jahr dauerte, durch fleissige Beobachtungen der Fluth der Wissenschaft nützlich zu machen; desto mehr da im Hafen von Nangasaky die Fluth sehr regelmäsig eintritt, und das Wasser nie stark von Winde beunruhigt wird. Allein auch diesen Vorsatz vereitelte das Misstrauen der Japaner zum Theil; und es blieb ihm nur möglich, vom 10 Jan. bis 24 Febr. 1805, und vom 6 März bis 19 April, zwey Reihen von Beobachtungen zu machen, deren erste nicht einmal die Vollständigkeit haben konnte, die der Vf. ihr zu geben wünschte; die andere aber ist äusserst genau und befriedigend, und es ist desshalb sehr zu bedauern, dass der Eifer unserer Reisenden nicht früher ungestörten Spielraum erhielt. Die Resultate des Vfs. stimmen zwar im Ganzen mit der Theorie; allein die Beobachtungen sind viel zu wenig zahlreich, um durch sie Verbesserungen der auf weit häufigere gegründeten Theorie erhalten zu können. — Indessen ist es deswegen nicht weniger dankenswerth, dass Hr. *v. K.* hier die Beobachtungen mit allem Detail mittheilt, indem sie sich so an andere, die vielleicht später in demselben Hafen angestellt werden, anschliessen, und mit diesen ein Ganzes ausmachen können.

In einem Supplemente zur Instruction des Chefs der Expedition, welches wir S. 310 — 316 erhalten, macht der (damalige) Commerzminister *Graf v. Romanzoff* aufmerksam auf die Wiederaufsuchung eines von den Spaniern im J. 1610 in 37 ½° nördl. Breite und 28° östl. von Japan entdeckten Landes, und empfiehlt sie vorzüglicher Aufmerksamkeit. Den Lesern der früheren Bände dieses Werks ist es bekannt, dass Hr. *v. K.* diese, der Angabe nach von weissen Menschen bewohnte goldhaltige Insel, im Parallel von 36°, und von 191° 30′ bis 194° 45, vergebens suchte; dann wurde er von den Umständen gezwungen, diese, auch wegen der starken Nebel wenig Erfolg versprechende Aufsuchung aufzugeben. *Lapeyrouse* hielt bey der Aufsuchung dieser Insel die Parallele von 37½°, und ging von 178° 9 bis 191° 49′ westl. Länge, von Greenwich. Im Jahre 1643 ging *Vries* unter derselben Parallele von 190° bis 218° westlicher Länge. Es scheint, nach den Untersuchungen der angeführten Seefahrer, zwar keine Insel auf dem Parallele von 37½° in dieser Gegend zu existiren; allein viele Geographen glauben dennoch an die von den Spaniern gemachte Entdeckung, und man muss in der That zugeben, dass etwas nördlicher oder südlicher die Insel sich wohl noch finden könnte, zumal da alle Seefahrer Zeichen von Land bemerkten, und da diese Meere fast immer mit Nebel bedeckt sind, der die Aufsuchungen sehr erschwert.

Von S. 317 – 376 erhalten wir das tabellarische Journal der Nadeshda. Hr. *von Krusenstern* zeigt sich hier als sehr sorgfältiger nautischer Astronom, der die ihm zu Gebote stehenden Mittel sehr zweckmässig zu benutzen wusste. Für die Länge kommen 4 Columnen vor: die erste enthält die Angabe der Seeuhren; die zweyte die der Mondsbeobachtungen; die dritte die der Schiffsrechnung; eine vierte, mit der Aufschrift: wahre Länge, entstand aus den beiden ersten auf folgende Weise. Wenn das Schiff von einem gut bestimmten Puncte absegelte, oder einen solchen auf seinem Wege antraf, wurde die Länge dieses Punctes für die weitere Fahrt zum Grunde gelegt, und mittelst der Seeuhren auf die folgenden Tage übertragen. Gelangen nun gute Mondsbeobachtungen, oder traf man einen anderen gut bestimmten Punct: so wurde die dadurch erhaltene Länge mit der auf die angezeigte Weise berechneten verglichen; der Unterschied wurde dem fehlerhaften Gange der Seeuhren zugeschrieben, und auf die seit der vorhergehenden Berichtigung verflossenen Tage gleichförmig vertheilt. Auf diese Art muss man die wahre Länge mit einer desto grösseren Sicherheit allgemein erhalten haben, da vorzüglich der Chronometer einen guten Gang hatte, und da der thätige Chef der Expedition sowohl, als Dr. *Horner*, keine Gelegenheit vorbeygehen liessen, die Länge aus Mondsbeobachtungen zu erhalten. Rec. glaubt, dass sehr wenige Seefahrer ihren Längenbestimmungen den hier erreichten Grad von Genauigkeit zu geben wussten. J. W.

I. *Über die Seeblasen, ein räthselhaftes Thiergeschlecht, welches auch unter den Namen: Galere, Fregatte, the portuguese man of war, Besandjes und Bydewind-Seglare unter den Seeleuten bekannt ist; in mehreren Bruchstücken gesammelt* von Dr. *Tilesius*, Naturalisten (warum nicht *Naturforscher?*) der Expedition. S. 1 — 108. — Hr. Hofr. *Tilesius*, welcher, laut der Vorrede, den ganzen Atlas zur Krusensternschen Reise, mit Ausnahme der Charten, gezeichnet hat, ist die Beschreibung desselben grösstentheils noch schuldig, und Hr. *v. K.* macht Hoffnung, dass er in einem, wahrscheinlich vierten oder Supplement-Bande diese dem Besitzer gewiss sehr willkommene Erklärung liefern werde. Es fehlte also bis jetzt auch zu den 24 naturhistorischen Tafeln des Atlasses der Text; und obgleich Hr. *T.* in einzelnen Denkschriften, z. B. den wetterauer Annalen, den Schriften der petersburger, moskauer, berliner und göttinger Societäten, so wie in einzelnen zu versendenden Quartblättern, seine Entdeckungen angefangen hat mitzutheilen: so sind doch diese und die folgende Abhandlung die beiden ersten, die als integrirender Theil der Reise angesehen werden können. Die Seeblasen, nun *Physalia* (oder, wie der Vf. noch sagt, *Physalis*) genannt, früherhin von *Linné* und Anderen unter andere Genera und oft mit höchst heterogenen zusammengebracht, bedurften einer neuen Revision, und selbst nach dem gegenwärtig Gelieferten möchten die Acten noch nicht als geschlossen anzusehen seyn. Und sie verdienten Abbildung und Beschreibung vor vielen, da sie als in die Augen fallende und höchst wunderbare Geschöpfe fast allen Seefahrern unter den Wendekreisen begegnen, und die grosse, hier abgebildete, eine Blase grösser als ein Hühnerey trägt. Zuerst geht Hr. *T.* die älteren Autoren, *Linné*, *Schöpf*, *Sloane*, *Browne* und *König*, ferner *Modeer*, *Osbeck*, *Rumph* (hier immer *Rumpf* geschrieben), und einige unbedeutende durch, und giebt einen Auszug aus ihren Beschreibungen, woraus man ersieht, dass Viele recht gut und richtig beobachtet haben. Er fügt auch in Noten unter dem Texte Berichtigungen und Erläuterungen ihrer Aussagen bey, woraus man das Thier schon ziemlich kann kennen lernen. *Sloane* hat die Ehre der ersten Entdeckung des grossen hier gebildeten Seepfaues, *Phys. Arethusa*. *Bose* und *Lamartinière* gehören schon unter die neueren Autoren, zuletzt *Descourtilz*, *Bory de St. Vincent* und *Péron*, welche andere Species abgebildet haben. Alle diese Schriftsteller werden genau und scharf kritisirt. Endlich lässt der Vf. die Auszüge aus seinen Tagebüchern, nebst einer Episode über den Begriff Pflanzenthier folgen, und charakterisirt Genus und Species. Ohne Zweifel ist es aus Vergessenheit geschehen (da er den Namen schon vorfand), dass der Vf. das Genus *Physalis* und nicht *Physalia* genannt hat, da wir doch schon im Pflanzenreiche ein Genus unter diesem Namen besitzen. Rec. kann es nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit, ohne dabey auf den Vf. zielen zu wollen, auf den noch immer herrschenden Unfug mancher neuen Nomenclatoren aufmerksam zu machen, die entweder, weil sie nur ein Reich, oder gar nur eine Classe von Geschöpfen kennen, aus Unwissenheit Namen etabliren, die schon lange da sind, oder die aus Mangel an Geschmack und philologischen Kenntnissen (hier sehr nöthig) abgeschmackte, gar nicht dem Ausdruck des Geschöpfes angemessene, und deshalb widerliche Namen componiren und herbeyholen, wodurch die an sich so schöne Nomenclatur roh, und die Synonymik unbezweifelt erschwert wird, da jeder besser Fühlende das Hässliche wieder allgemach zu verdrängen sucht. Was das Letztere betrifft: so scheinen die Engländer vor Allen verwahrlost zu seyn. Das Fehlerhafte ersterer Art ist, wo wir nicht irren, schon irgendwo einmal gerügt worden, und die Ornithologen können keinen *Micropus*, die Botaniker kein *Phalangium* zu Taufnamen wählen, so wie wir gegenwärtig mit *Thalia* und *Thalia*, und der *Physalis* in Verwirrung gerathen. Linné bleibt auch hier vor Allem Muster: er hat den Sprachgenius, die Mythologie, selbst den Homer auf das glücklichste benutzt, und darum haben seine Benennungen auch so vielen Eingang gefunden, und sind geblieben.

(Die Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

St. Petersburg, auf Kosten des Vfs., und in Commiss. b. Haude u. Spener in Berlin: *Reise um die Welt, in den Jahren 1803, 1804, 1805 und 1806* — von *Aug. Friedr. v. Krusenstern* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den generischen Charakter der Seeblasen bestimmt Hr. *Tilesius* folgendermasen: *Ph. Corpus liberum gelatinosum per vesicam aëream musculoso-membranosam diaphanam polymorpham situ hydrostatico in pelagi superficie sublatum, supra crista venosa instructum, subtus tentaculis filiformibus tubulosis, numerosissimis, longissimis retractilibus, appendiculatum vel cirrhis pendulis supra crassioribus contortis, subtus tenuioribus totidemque osculis hiantibus armatum.* Die Species sind: 1) ***Ph. Arethusa.*** *Ph. vesica aërea maxima rostrata rostro roseo, papill. binis astroideis instructa, tentaculis subtus coeruleo convolutis tactu urentibus armata, crista supra longitudinali roseo coeruleoque venosa in dorso vesicae loco veli musculosi imposita.* Die rosenrothe grosse Meerblase, der Meerpfau, oder die grosse brennende Seeblase aus Brasilien. Abgebildet Taf. II u. XXIII. Sie könnte auch *Caravella pneumatica, urens, maxima,* oder *pavo marinus* heissen, da sie sich stolz, wie ein Pfau, aufbläht, und eine brennende Art ist. *Browne* nannte sie *Arethusa*, die Portugiesen *Caravella*, in Brasilien hat sie den Namen *Moocicu* erhalten. Das wunderbare Thier schwimmt wie ein Schiff auf der Oberfläche des Meeres, und wird vom Winde leicht fortgetrieben; auch fand Hr. *T.* deren zwey ans Land geworfen auf Sta. Catharina, ausgetrocknet, und, merkwürdig, die Blase noch mit allen schillernden Farben spielend. Sonst läfst sie sich, weil sie stets Feuchtigkeit anzieht, fast gar nicht trocknen und aufbewahren, auch nicht in Weingeist, wo die meisten Theile zerfliessen; doch hat Rec. noch eines dieser getrockneten Exemplare gesehen, das aber freylich allen Farbenreiz verloren hatte. Die, einem Magen oder einer Sackpfeife ähnliche, ganz prall gespannte Blase ist mit Luft gefüllt, wie eine Schwimmblase der Fische, und knallt, wenn man mit dem Fufse auf sie tritt; doch wagen dieses die Leute nicht leicht, da es schlimme Folgen verursachen soll. An ihr bemerkte Hr. *T.* zwey Warzen, eine seitwärts vorn, die andere mehr hinten, die er aber bey aller Untersuchung für geschlossen erklären musste, daher nicht für Mundöffnung oder dergleichen auszugeben wagt. Auf dem Rücken läuft ein Fleischkamm, und unten am Bauche hängen erstlich die aus einem gemeinsamen Stamm entspringenden, einige Zoll langen Saugröhren, mit Mündungen, und wie ein Büschel Wurzeln, und längere gegliederte Fühlfäden, wie Schnüre, vom schönsten Violblau, und oft von acht Fufs Länge, wenn sie ausgedehnt wurden. Diese Schnüre, an der Wurzel dick, sind hohl, sehr ausdehnbar, auch mit Saugmündung am Ende versehen, und die confervenartigen Glieder scheinen aus feinen Härchen zu bestehen, die eben, wenn sie die Haut berühren, das unerträgliche Brennen und Jucken, ja sogar kleine Brandblasen verursachen. Der spitze Rüssel der Blase ist schön rosenroth, so auch der Kamm längs des Rückens, das Übrige gröfstentheils violblau. Die Bewegungen und Zusammenziehungen des Thieres sind höchst anmuthig, wunderbar und vielfach, zumal mit dem Rüssel, und es segelt völlig wie ein Kriegsschiff. In den Saugröhren fand Hr. *T.* Reste von Quallen, Velellen, Fischen u. dgl. Der Schleim selbst, womit sie überzogen sind, ist auch ätzend, ohne dafs sich durch die Lupe etwas Mechanisches entdecken liefse. Indefs spricht Hr. *T.* von einer Varietät, *Physalis maxima*, die zwey bis dreymal gröfser, als die gewöhnliche brasilische, seyn soll, und deren brennendes Wesen wieder von kleinen Härchen und Röhrchen komme. Die Fühlfäden dieser Varietät sollen über 20—30 Fufs lang gewesen seyn, das Ende eines Fängers betrug 2—3 Linien, und konnte einen weit dickeren Fisch, als sie selbst ist, aufnehmen. Die Länge der Blase war 10 Zoll, die Breite (der kleine Durchmesser) 5 Zoll, und abgeschnittene Fänger lebten noch zwey Stunden lang im Wasser. Diese gröfsten wurden am 19 May 1806 unter dem 5° 26' südl. Breite und 20° 20' westl. Länge gefangen. Waschen mit Seife und Flufswasser ist das beste Mittel, sich von den brennenden Schmerzen zu befreyen. Noch hatte man bemerkt, dafs sich zwey solcher Seeblasen stets zusammenhielten, und, wenn man sie trennte, immer wieder verbanden; auch sahen die Seefahrenden einmal welche paarweis in der See schwimmen: es ist also wahrscheinlich, dafs es zweyerley Geschlechter giebt. — 2) ***Phys. glauca***: *varietas forsan prioris, sed rarior et minor, ovi columbini magnitudine; vesica diaphana plus minusve glauca rostro ruso tentaculis glaucis.* Der Vf. fing sie zweymal bey Cap Frio, und unweit St. Helena. *Linné* kannte sie. — 3) ***Phys. pelagica:***

oblonga subrostrata, altera extremitate subbifurca ventricosa, tentaculis variae longitudinis et formae innocuis obsita, crista supra crispata crenulata, venis roseis intertexta, vesicula amygdalae magnitudine. Bosc. Pl. 19. Fig. 1. 2., *v. Krusenst. Atl.* T. I. Fig. 6—9. Auch diese sah der Vf. zweymal. — 4) *Phys. Lamartinieri* (*Journal de physique* Nov. 1787, *La Pérouse* T. IV. Pl. 20. Fig. 13. 14. *Péron* Pl. XXIX, et *Bory de St. Vincent* Pl. LIV.). *Phys. rostro longissimo attenuato extremitatem versus in papillam vel cucurbitulam producto, exteriora versus granulis 25 glandulosis pedunculatis fimbriato, subtus ad ventrem vesicae tentaculis trigenis papilliferis pendulis simplicibus et ramosis cum cirrho longissimo solitario ciliato ex eorum medio propendente instructa, superius crista depressa interdum vix suturam vel lineam transverse sulcatam referente marginata: magnitudine nucis avellanae. Vesica ad utramque extremitatem attenuata subtus in ventre longitudinem versus tentaculis ubique ciliata, cirrho longissimo appendiculata. v. Krusenst. Atl.* T. I. Fig. 10—14. — *Lamartinière* fand diese kleine Seeblase am 18 November 1786 auf *La Perouse's* Weltumsegelung unter dem 20° südl. Br. und 179° östl. Länge, zwischen den Sandwich-Inseln und den Philippinen oder Marianen, und sah sie zum anderen Male in noch grösserer Menge bey den Baschi-Inseln wieder. — 5) *Phys. cornuta* (*Phys. Afer* T. I. Fig. 14. 16. *Physalis Osbeckii, Osbeck Reise n. Ost-Indien u. China.* Rostock 1765. S. 84 u. 371. T. XII. F. 1.). *Phys. rostro nullo vel brevissimo vix papillari flavo. Vesica clavata superius crista depressa crenulata, anterius versus rostrum dilatata, posterius coarctata, processu cornuto laterali instructa et in cirrhum solitarium longissimum tentaculis pluribus glandulosis vel papilliferis ad radicem obsitum producta. Minima omnium, magnitudine fabae majoris vel ovi Motacillae Troglodytis* (Tab. I. Fig. 15 u. 16), bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und nur von *Osbeck* beobachtet.

II. *Bemerkungen über den Jocko oder Orang-Outang von Borneo, oder den ostindischen Waldteufel* (*Simia Satyrus L.*). Entworfen von Dr. *Tilesius*. S. 109—130. — Dieses hier beschriebene Thier, es war ein Weibchen, von der Grösse eines dreyjährigen Kindes, besass im Jahre 1805 der portugiesische Gouverneur von Macao, Dom Caetano da Sousa, und hatte ihm einen hässlichen Caffer zum Wärter gegeben, an den es sich, wie ein kränkliches Kind an seine Mutter, zu hängen pflegte. In dieser Stellung hat es Hr. *T.* Tafel CIII, und ausserdem noch in einigen CIV, abgezeichnet. Diese Abbildungen weichen von denen, die wir haben (*Camper, Blumenbach, Buffon, Schreber, Audebert, Edwards*), wie Rec. sieht, ab; doch kann man die Ähnlichkeit nicht ganz verkennen; es käme daher darauf an, ob wirklich noch auf Borneo mehr als eine Species existire, oder ob der Fehler an den Zeichnern gelegen. Mit dem Pongo aus Afrika wird er übrigens nicht mehr verwechselt. Als die beste Beschreibung findet Rec. die des Hn. *von Wurmb* in *Lichtenbergs* und *Voigts Magazin d. N. G.* 1 Bd. 4 St., welche auch in *Pennant's Thiergeschichte* (übers. von *Bechstein*) ausgezogen ist, jedoch ohne die Quelle anzugeben. Hr. *Tilesius* irrt sich wohl, wenn er von *vier Daumen der Vorderhände* (S. 114) spricht. Entschieden scheint es nun zu seyn, dass dieser menschenähnlichste Affe wirklich an jeden Daumen einen Nagel hat, welches auch schon *Edwards* und *Wurmb* angaben, und *Camper* leugnete, der also vermuthlich ein verstümmeltes Exemplar gesehen, und auf dessen Autorität es *Blumenbach* nachgeschrieben hat. Auch *Fr. Cuvier* bestätigt diese Anwesenheit (*Annales du Museum* T. XVI p. 46 u. f.). Der Schädel des vom Vf. beschriebenen ist fast ganz kahl, und nur im Nacken mit einigen rothen Haaren versehen, blaugrau von Farbe, stark gewölbt, und die *Gall'schen* Observationsorgane sehr vorstehend, was sich auch im Naturell bestätigte. Die Basis der Nase fehlt ganz, nur erhabene Nasenlöcher sieht man. Das Maul bildet eine breite Schnautze ohne sichtbare Lippen, und er konnte sie, zumal wenn er lüstern war, in einen bewundernswürdigen langen Rüssel vorstrecken. Die Ohren liegen dicht am Kopfe, sind etwas kleiner und abgerundet, aber sehr menschenähnlich. Diess widerlegt also das alte Mährchen, dass sie beym Menschen durch den Gebrauch der Mützen also würden. Der Rücken schien wie buckelig, und er hat lange fuchsrothe Haare daselbst, wie eine Rückenmähne. Er zeigte viele Fertigkeit im Auflösen eines Knotens, Entwirren eines Bindfadens u. s. w. Die Fähigkeit, seine Schnautze so weit rüsselförmig vorstrecken zu können, nimmt Hr. *T.* mit Recht als ein Hauptkennzeichen der Gattung an, und wir wissen, dass das Menschliche auf Zurückgezogenheit der Vorderkinnladen beruht, und die feine sittliche Bildung mit Feinheit der Lippen zusammenhängt. Der Affe schien nicht bösartig. Seine Sinne waren scharf, doch nicht schärfer als die menschlichen. — Was der Vf. über Verstand, Willen, Vorsatz sagt, hätte um Vieles genauer seyn können. Überhaupt muss Rec. gestehen, dass es ihm leid war, zu bemerken, wie Hr. *T.* bey seinen vielen schätzbaren Eigenschaften sich so vernachlässigen wollte, in einem so wichtigen Werke, wie diese grosse Reisebeschreibung ist, nicht alle gehörige Sorgfalt anzuwenden. Es ist schon ein grosser Fehler (um so mehr, da er ihn selbst eingesteht), dass die Richtung der Haare, die am Vorderarm von der Hand nach dem Ellenbogen zu gehen soll, in der Hauptfigur nur an dem *einen* Arme, am anderen das Gegentheil ausgedrückt ist, und dass bey der Illumination, die, wie wir glauben, wohl am Thiere richtig seyn mag, die Umgebungen auf der Landschaft so flüchtig behandelt sind, dass z. B. die Baumäste auf der Erde mit dem schönen Blau, welches von der Anmalung der Luft im Pinsel blieb, colorirt wurden. Sehen wir ferner auf die mannichfaltigen Wiederholungen und Weit-

schweifigkeiten im Text, und dass der Vf. *Bodin*, *Rumpf*, *Desrotitz*, *Spurtsheim*, *Lemeur*, *Annales de Museum de l'histoire nat.* (statt *Baudin*, *Rumph*, *Descourtilz*, *Spurzheim*, *Lesueur*, *Ann. du Mus. d'histoire nat.*) schreibt: so müssen wir fürchten, dass die Welt, von dem, was sie beurtheilen kann, auf das was sie auf Glauben anzunehmen hat, zu schliessen, dem Vf. in seiner Genauigkeit misstrauen, und ihm auch da, wo er es nicht verdient, seine Worte bezweifeln werde.

VI. *Nachrichten über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf der Nadeshda, während der Reise um die Welt, in den Jahren* 1803, 1804, 1805 *und* 1806. Von Dr. *Carl Espenberg*. S. 184 — 232. „Dass von 85 Personen, von denen Einige sogar mehr als fünfzig Jahre zählten, auf dieser Reise in drey Jahren Niemand gestorben ist," hebt der würdige Vf. an, „ist gewiss ein seltenes Glück, zu dem mehrere, theils physische, theils moralische Ursachen beytrugen." Die grosse Sorgfalt, und, wir können hinzusetzen, der wirklich grosse Sinn, in welchem gehandelt wurde, haben sich hier aufs Schönste bewährt, und Hn. *v. Krusenstern*, so wie den Ärzten, unvergänglichen Ruhm bereitet. Niemand wurde wider seinen Willen, oder gezwungen, zur Reise mitgenommen; ein Tatar, den es reute, obschon er den Geldvorschuss, den Alle in Kronstadt ansehnlich erhielten, auch schon empfangen und benutzt hatte, ohne Weiteres wieder entlassen, und der Capitän liess Jeden durch Hn. *E.* vor der Reise medicinisch untersuchen. Die höchst liberale Behandlung wirkte unendlich auf den Geist; und war irgend ein Matrose krank: so ward er sogleich wie der Vornehmste des Schiffes behandelt. Er bekam, während die Officiere altes übelriechendes Salzfleisch genossen, Hühnersuppe, und, wenn er das Huhn lieber gebraten haben wollte, Sagosuppe mit Wein. Dr. *E.* überliess es fast immer dem Appetit seines Kranken, was er sich beym Koch bestellen wollte. Ja, bey feuchtem Wetter ward der Mannschaft ein trefflicher warmer Punsch gemacht. Dieses und vieles Andere erhöhte die Kräfte, das Wohlbehagen und das Selbstgefühl, diese wahren Lebensquellen. Der ganze Aufsatz verdient, als ein Muster der Art, wie man mit Seereisenden umzugehen hat, gelesen zu werden. Auch der Fall ist interessant, wo ein lustiger Matrose sehr gefährlich krank wurde, nach allen Indicationen ein Aderlass verdiente, allein es von Hn. *E.* nicht verordnet erhielt, weil dieser bemerkt hatte, dass sich der Patient stets auf dem Lande zu besaufen pflegte, und dieses Vergnügen nun seit fast drey Monaten sich hatte versagen müssen. Allem gewöhnlichen Verfahren entgegen, erhielt er tüchtige Portionen Punsch und Portwein, und siehe, er ward vollkommen wieder hergestellt. — Die Krankheiten auf der Reise waren, wie zu erwarten, verschieden; vor Allem lobt der Vf. sein Opium, als ein fast überall, selbst in China, trefflich befundenes Mittel. Mercurialia fand er in heissen Ländern nicht schädlich; auch die bekannte Güte des Gebrauches der Brechmittel in heissen Ländern bestätigte sich. Unter den Wendecirkeln lobt er aus Erfahrung sehr, wenn man auf der offenen See, und nur nicht in der Nähe eines ungesunden Landes sich befindet, die Nacht auf dem Verdecke zu schlafen, gegen die Meinung anderer Seefahrer. Wenn nur nicht die harten Russen mehr ausgehalten haben, als andere Nationen! Ein faules Wasser, dessen stinkende Dünste aus dem unteren Schiffsraum aufstiegen, färbte die Wand an Dr. *Horner's* Cajüte, wie wenn sie mit einem Bleystift sorgfältig wäre bestrichen worden. Auf der Reise von Kamtschatka nach Japan zeigten sich bey Mehreren Würmer, die nie vorher dergleichen gehabt hatten. Dr. *E.* schreibt es den häufig genossenen trockenen Fischen auf Kamtschatka, die von Würmern wimmeln sollen, zu; doch möchte diess unserer Meinung nach noch nicht entscheidend beweisen. Ein von Kamtschatka zurückgebrachter Japaner verschluckte in Japan, um sich zu entleiben, ein Rasirmesser, das ihm aber ein russischer Soldat aus dem Halse riss. Der japanische Arzt verordnete dagegen Eyweiss zu schlucken, und späterhin nichts weiter als gesalzene Rettige zu essen. — Das chinesische Manifest, in welchem die Einfuhr des Opiums verboten wird, soll in medicinischer Rücksicht ein wahres Meisterstück seyn. Mehrere Matrosen wurden durch ihre gemachten chinesischen Bekanntschaften angesteckt. Diese Mädchen haben keine verkrüppelten Füsse. Auf St. Helena, wovon unser Vf., wie ohne Ausnahme *alle* Reisenden, entzückt ist, bemerkte er, dass die Äpfel daselbst keine Kerne haben. Bey der Ankunft in Kronstadt befand sich die Mannschaft in einem Zustande blühender Gesundheit.

V. B. J.

1) Weimar, im Verlage des Landes - Industrie-Comptoirs: *Neueste Kunde von dem Königreiche Baiern*, aus guten Quellen bearbeitet von *C. R.* Mit Charten und Kupfern. 1812. 298 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Neueste Kunde von dem Königreiche Wirtemberg*, aus guten Quellen bearbeitet von *C. R.* Mit Charten und Kupfern. 1812. 286 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Beide Werke machen den dreyzehnten Band der im Verlage des L. I. C. herausgegebenen *neuesten Länder - und Völker - Kunde* aus, wovon jedes aus drey Abtheilungen 1) der allgemeinen Übersicht des Landes, seiner Bewohner, und seiner Staatsverfassung, 2) und 3) aus einer topographischen Skizze, einem angehängten Verzeichniss der Schriften und Charten, die hierüber erschienen sind, und einem Register besteht. Das No. 1 ist mit einer General-Charte, mit dem Plane der Residenzstadt München, mit 4 Grundrissen von Augsburg, Inspruck, Salzburg,

mit 3 Tafeln Nationaltrachten, das No. 2 mit einer General-Charte, dem Plane der Residenzstadt Stuttgardt, der Hauptansicht des königl. Residenzschlosses zu Stuttgardt, dem Grundrisse des Schönstockwerks davon, und 2 Tafeln Nationaltrachten ausgestattet. Die Bearbeitung entspricht dem Zweck, eine gedrungene Übersicht des neuesten Zustandes dieser Länder aus den besten vorhandenen Schriften zu geben, und es würde für unsere Anzeige zwecklos seyn, einzelne Divergenzen, die sich darbieten, als einen Tadel des Werkes zu betrachten. Nur ist uns das zu Viel des Historischen und das zu Wenig des Statistischen in der allgemeinen Übersicht zu unverhältnissmäfsig erschienen, um nicht dagegen für die Zukunft zu warnen. Dk.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig: *Extrait d'une brochure* intitulée: *Mémoires sur la campagne de* 1813, par le Général *Jomini*. Octobre 1813. 14 S. 8. (3 Gr.)

Leipzig: *Auszug aus den Memoiren über den Feldzug von* 1813, vom General *Jomini*. Im October 1813. 15 S. 8. (3 Gr.)

Der als ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller bekannte Vf. schickt einem noch nicht erschienenen gröfseren Werke über den Feldzug von 1813 diesen kleinen Auffatz voraus, der blofs zur Rechtfertigung seines Übergangs von den Fahnen Napoleons zu den Verbündeten dienen soll. Als ein geborner Schweizer aus dem Waatlande, hatte er schon früher vergebens seine Entlassung gefodert; eine Denkschrift, welche er dem Kaiser überreichte, wurde nicht gut aufgenommen, und er selbst, ob man ihm gleich als Chef des Generalstabes eines Armeecorps wichtige Aufträge anvertrauete, bey einer allgemeinen Beförderung nach der Schlacht von Bauzen übergangen. Diese persönlichen Gründe bewogen ihn, die Bande zu zerreifsen, die er, seinen Grundsätzen gemäfs, schon längst, obwohl vergebens, aufzulösen gestrebt hatte.

Die schöne, würdige Schreibart der Urschrift muſste in jeder Übersetzung verlieren, wiewohl man der gegenwärtigen das Verdienst eines leichten und fliefsenden Vortrags nicht absprechen kann. Sie hat sich von fremdartigen Wendungen ziemlich rein zu erhalten gewuſst, nicht aber von ausländischen Wörtern, wie: *Allianz*, *Barrieren*, *contrastiren*, *Superiorität*, *Garantie* u. s. w. Um völlig treu zu seyn, mangelt ihr die schöne Bestimmtheit des französischen Ausdrucks, welche in der Verdeutschung ganz verwischt worden ist. Schon der Titel erlaubt sich eine unnöthige Abweichung, und jede Seite des Buches liefert wiederholte Beweise einer gar zu nachlässigen Gleichgültigkeit. Z. B. S. 1: „*La demarche* — — — *pourroit être blamée* — —" Überf.: „Könnte mir zum *Schimpf* gereichen." — S. 8: „*Qui affectoit tant de grandeur*." Üb. S. 9: „Der so viel Gröfse *gelogen hatte*." — S. 13: „*Pourquoi humilier ainsi* — — —" Üb. S. 14: „Warum wurde — — — so *erniedrigt*." Unverdiente Demüthigungen können einen Mann von Ehre wohl kränken, aber nicht erniedrigen.

Kf.

Berlin, b. Gädicke: *Chronologische Geschichte, oder Tagebuch vom deutschen Freyheits-Kriege.* II Theil. Enthaltend den Zeitraum vom 1 Januar bis (zum) letzten May 1814, oder von dem Vorrücken der alliirten Truppen in Frankreich, bis zu der Einnahme von Paris und dem Friedensschlusse. 1814. 260 S. 8. (18 Gr.)

Die Herausgeber sind dem Plane treu geblieben, den sie in dem, in unseren Blättern (J. 1814. No. 104) angezeigten ersten Theile befolgt hatten. Das Tagebuch fährt fort, Zeitungsartikel nach der Zeitfolge abzudrucken, aber noch mit wenigerer Wahl, als in dem ersten Theile. Ungeachtet die Fortsetzung nur fünf Monate umfasst, ist sie doch um einige Blätter stärker geworden als die Abtheilung, die das ganze thatenreiche Jahr 1813 enthielt. Das Werk hat dadurch nicht gewonnen, dass es die Menge der sich wiederholenden Armeebefehle, die oft gar keine Begebenheiten melden, aufgenommen hat. Die Proclamationen sind entweder in ihrer ganzen Länge, oder mit einem: u. s. w. abgebrochen, eingerückt; kurze Auszüge würden zweckmäſsiger gewesen seyn. Ganz leere Artikel, wie z. B. S. 33: Paris den 16 Januar, hätten durchaus wegbleiben sollen. Auch der chronologische Zweck ist hie und da vernachlässigt worden, weil die Begebenheiten nicht unter dem Tage, an welchem sie sich zugetragen haben, sondern unter dem Datum des Zeitungsberichts angeführt sind. Die Einrichtung des Registers ist wie bey dem 1 Hefte. Kf.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Duncker u. Humblodt: *Vergiss mein nicht.* Sammlung auserlesener Stellen von griechischen, römischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen, englischen, französischen und deutschen Schriftstellern, in der Originalsprache mit deutscher Übersetzung. Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Herausgegeben von *Karl Müchler*. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. XII u. 259 S. 12. (20 Gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1809. No. 65.)

Erfurt, b. Keyser: *Auswahl der wirksamsten, einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel, oder praktische Materia medica, nach den besten medicinischen Schriftstellern und eigener Erfahrung bearbeitet*, von *Friedrich Jahn*, herzogl. s. meiningischem Hofmedicus u. s. w. Erster Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1814. XXXVI und 550 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.) Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Fortsetzung dieses trefflichen Werkes durch den erfolgten Tod seines Vfs. gehemmt werden sollte.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

METRIK.

HALLE, in der rengerschen Buchhandlung: *Beyträge zur Prosodie und Metrik der deutschen und griechischen Sprache.* Nebst Bemerkungen über Hn. Director *Gottholds* Widerlegung der *Apelschen* Theorie. Von *Karl Besseldt*, Lehrer der deutschen Sprache am Conradinum zu Jenkau bey Danzig. 1813. XVI u. 176 S. 8. (16 Gr.)

Seit *Hermann* seine bekannte Theorie der Metrik aufstellte, bedienten sich sowohl ihr Erfinder als dessen Nachfolger dieser Theorie vorzüglich, um Stellen der alten Dichter danach zu prüfen, und die ursprünglichen wahren Lesarten herzustellen. Allerdings auch setzt die Kenntniss einer Versart den Leser in den Stand, zu beurtheilen, ob ein dazu gehöriger Vers verstümmelt oder richtig in einem Gedicht stehe. Eine solche Kenntniss, selbst unbekannter Versarten, wollte die *Hermannische* Metrik gewähren, indem sie es unternahm, den Rhythmus aus allgemein gültigen Principien *a priori* abzuleiten, auf welche sich jeder Vers müsse zurückführen lassen. Diese Principien müssen indessen höchst einfach, und für den natürlichen Sinn fasslich seyn, weil man sonst nicht voraussetzen könnte, dass die alten Dichter bewusstlos ihnen gemäss Verse gebildet hätten, und, was sich von selbst versteht, ihre Befolgung muss in den Gedichten wirklich ohne Zwang nachgewiesen werden können.

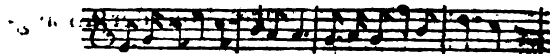
Obwohl einige Kritiker an einzelnen Sätzen der *Hermannischen* Metrik Manches auszusetzen fanden: so behielt sie doch im Ganzen ihre einmal erworbene Autorität, und man fuhr fort, ihren Foderungen gemäss die alten Dichter zu verbessern, und ihre Verse bald anders zu ordnen, bald zu verkürzen, bald zu verlängern. Jetzt scheint aber die Frage aufgeworfen zu seyn, ob nicht die *Hermannische* Metrik in ihren ersten Elementen das Wesen des Rhythmus ganz und durchaus verkenne, und mithin nur ein wissenschaftliches Spiel mit einem selbstgeschaffenen Fantom, keinesweges aber eine Theorie des Rhythmus und des Metrum sey. Wäre dieses der Fall: so wäre nicht allein jene Theorie nichtig, was das Geringste wäre; sondern die, nach jener Theorie unternommenen, sogenannten Wiederherstellungen und Emendationen wären Verfälschungen und eitle Mühe der Philologen, was denn ohne Zweifel von Wichtigkeit wäre, und eine umständliche Revision der *Hermannischen* Metrik rechtfertigt.

Die angezeigte *Besseldt'*sche Schrift gehört zu denen, welche, bey aller Achtung gegen *Hermann* als Philologen, doch die Richtigkeit seiner Metrik in der Hauptsache bezweifeln. Die Hauptsache ist nämlich diese:

Hermann hat sich in mehreren Schriften bestimmt und deutlich gegen den Takt erklärt, den früher *Voss* (*Zeitmessung der deutschen Sprache* 1802) als Grundgesetz des Rhythmus erkannte, und den später *Apel* (*Über Rhythmus und Metrum*, Mus. Zeit. 1807 u. 1808) sowohl in der Natur jedes Rhythmus, als in den alten Versen selbst, durch bestimmte Messungen nachwies.

Der Vf. dieser Beyträge erklärt sich ebenfalls für den Takt, den er mit *Apel* als Gesetz der Einheit in den Rhythmen annimmt, und in der Messung vieler alten Rhythmen nachweiset.

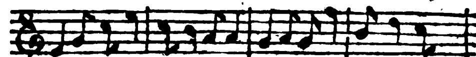
Der Anerkennung des Taktes in den alten Rhythmen ist vorzüglich dieses hinderlich, dass die Metriker jeder rhythmischen Länge ohne Unterschied zwey Zeiten, und jeder rhythmischen Kürze, ebenfalls ohne Unterschied, Eine Zeit zuschreiben. Hiedurch erhalten sie allerdings ein taktloses Mass des Rhythmus, gesetzt auch im Rhythmus selbst wäre ganz unzweifelhaft Takt vorhanden. Man setze den Fall, ein Metriker bezeichne die Melodie:



durch seine metrischen Zeichen so:



also in bestimmtem Musikmasse:

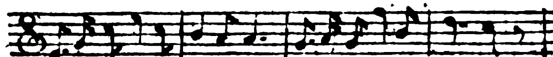


so wäre allerdings in seiner Bezeichnung (wie in alten Notirungen selbst der Fall ist) kein Takt, und am wenigsten jene bezeichnete Melodie zu vernehmen. Folgt aber daraus, dass jene Melodie selbst taktlos sey, oder dass sie nur zufällig jenen Takt in sich finden lasse, ursprünglich aber vom Componisten taktlos, nach der metrischen Bezeichnung gedacht worden sey? — Nein, sagt selbst der Metriker, aber ein anderes ist Melodie, ein anderes Vers. — Wir erwarten zuerst den Beweis der angeblichen Verschiedenheit: denn ein Grund ist nicht abzusehen, warum ein Rhythmus, nach dem ein Vers ge-

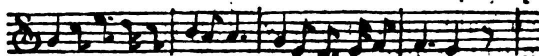
ſungen wird, ganz anderer Natur ſeyn ſoll, als der, welchen ein Inſtrument ſpielt. Finden wir nun einen Vers, der genau jene Melodie hören läſst, z. B.:

Schon vom Gebirg her rauſcht der Chor fröhlicher Jubellieder,

iſt es wohl wahrſcheinlicher, daſs ihn der Dichter in jener Melodie, oder nach dem taktloſen Schema des Metrikers ſich gedacht habe? — Ja, wendet der Metriker ein, aber das iſt moderne Täuſchung. Unſere neuen Dichter verſificiren aus Verwöhnung im Takt, die alten aber kannten keinen Takt, und brauchten keinen. — Wir ſtellen alſo einen wirklich alten Vers auf, der, wie der vorige deutſche, den Rhythmus jener Melodie hören läſst.



und fragen wie vorhin: iſt wohl zu vermuthen, daſs dieſe Melodie durch Zufall in dem Vers ſich findet, daſs aber der Dichter ihn nach jenem Schema des Metrikers, taktlos gedacht habe? — Es ſey ſelbſt einmal Zufall, aber der Fall tritt nicht einzig bey dieſem, vielleicht ausgeſuchten priapiſchen Verſe ein, er gilt von Allen. Z. B.:

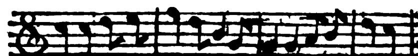


(Die Länge ſtatt der Kürze ♩ an einer ungewöhnlichen Stelle iſt in der angeführten Abhandlung Muſ. Zeit. 1808 erklärt.) Iſt nun wohl auch dieſe Melodie durch Zufall in dem Vers, den das metriſche Schema

— ◡ — ◡ | ◡ — ◡ — | — ◡ — ◡ | ◡ — ◡̄

taktlos miſst? Und wäre es bey der ganzen Gattung priapiſcher Verſe Zufall, iſt es auch bey dem ſodatiſchen Zufall, daſs er, ungeachtet der unfangbaren metriſchen Meſſung:

— — ◡ ◡ | — ◡ — ◡ | — — ◡ ◡ | — ◡̄



doch die ſangbare Melodie:



enthält? Und iſt es bey allen Verſen des Alterthums überhaupt Zufall? Denn bey allen findet ſich, ganz wie bey den hier aufgeführten, die beſtimmteſte taktmäſsige Melodie. So iſt es denn wohl einleuchtend, daſs nicht die alten Verſe taktlos ſind, ſondern nur die Meſſungen der Metriker, welche die Verſe nicht verſtanden; und daſs die Griechen allerdings den Takt kannten und hatten, wenn es auch nicht geleugnet werden kann, daſs es den Metrikern gewöhnlich an Takt fehlt.

Sieht ſich indeſſen der Metriker hiedurch auf dem Felde des Rhythmus geſchlagen: ſo zieht er ſich noch in das Gebiet der Sprache zurück, und behauptet: Der Vers entſteht in der Sprache. Geſetzt alſo auch, der Muſikrhythmus habe ein vielfacheres Maſs als das metriſch angenommene der zweyzeitigen Länge und einzeitigen Kürze: ſo übt er dieſes im freyen Gebiet des Tons. In der Sprache aber iſt kein anderes Verhältniſs gegeben, als das von Zwey und Eins, folglich erkennt beym Versmaſse der Metriker nur dieſes an, und überläſst dem Muſiker ſein vielfaches.

Wir müſſen den Metriker hier weniger ſcharfſinnig räſonniren laſſen, als man es von einem Forſcher gern hört, nicht allein weil ähnliche Gründe von den Metrikern ſelbſt vorgebracht worden ſind, ſondern weil ihm auf dem Standpuncte, von wo aus er ſich vertheidiget, keine anderen Waffen bleiben. Denn man begreift wohl, daſs der Rhythmus des Verſes ſo wenig in der Sprache entſteht, als im Ton, im Gegentheil giebt er ſelbſt erſt den Tönen und Sylben metriſchen Gehalt; allein weil dieſes erſt einen Beweis vorausſetzt: ſo geben wir dem Metriker indeſſen zu, der Vers entſtehe in der Sprache. Aber dem dictatoriſchen Ausſpruch: Die Sprache kenne nur zweyzeitige Länge und einzeitige Kürze, — dieſem müſſen wir geradezu widerſprechen. Man ſpreche das Wort: *Anmuthiges*, oder *Wohlthätiges*: ſo wird man es niemals in dieſem Maſs ſondern allezeit in dieſem ausſprechen.

So ſpricht es auch der Metriker, nur weiſs er den Rhythmus mit ſeinen metriſchen Zeichen nicht beſtimmt genug zu unterſcheiden, weil das Zeichen — — ◡ ◡ auf beide verſchiedene muſikaliſche Bezeichnungen paſst. Alſo hat die Sprache dreyzeitige Längen, und folglich muſs dieſe dreyzeitige Länge, ſelbſt nach der Anſicht des Metrikers, auch in dem Maſse des Verſes Statt finden. Findet ſie aber Statt: ſo ſind unſere oben angezeigten Meſſungen richtig, der Takt iſt erwieſen, und die Metriker haben den gröſsten Theil der Verſe verkannt, falſch gemeſſen, falſch beurtheilt, und, wie wir an Beyſpielen zeigen werden, durch ihre ſogenannten Emendationen bloſs verfälſcht.

Wer die Takt-Theorie gegen die H[illegible] Metrik vertheidigen will, hat [illegible]er Zweyerley zu bewirken. Er hat theils zu beweiſen, daſs die Versrhythmen nach einem Maſse gemeſſen werden können, welches ihre Bewegung als völlig taktmäſsig zeigt, theils hat er nachzuweiſen, daſs dieſes Maſs der Sprache ſelbſt eigen iſt, und ſich in ihren Worten findet. Will er die Takt-Theorie zugleich begründen: ſo muſs er aus dem Weſen des Rhythmus ſelbſt den Takt als nothwendige Folge ableiten, wo ſich dann von ſelbſt ergiebt, daſs im Rhythmus jedes Wortes und jedes Verſes Takt ſeyn muſs.

Hr. *Beſſeldt* hat in dieſen Beyträgen zwar nicht

den Takt aus dem Wesen des Rhythmus selbst ab, indessen zeigt er die Inconsequenz der Gegner, welche im Hexameter den Takt anerkennen, und nur in anderen Versarten, deren gleicher Schritt sich hinter der Unvollkommenheit der metrischen Bezeichnung verbirgt (z. B. — ᴗ — statt [Noten]), verkennen und ableugnen. Wichtiger sind die beiden anderen Puncte, mit welchen er die Takt-Theorie vertheidigt. Er zeigt zuvörderst in den verschiedenen Wortrhythmen der Sprache die wahre Messung und den Takt (z. B. im Choriamb — ᴗ ᴗ — die Messung [Noten] Göttergewalt; im Cretikus — ᴗ — diese: [Noten] Blumenflor, u. s. w.), und giebt zugleich bey jedem Wortrhythmus ein reichhaltiges Verzeichniss der in der Sprache dahin gehörigen Wortfüsse.

Zweytens zeigt der Vf. in mehreren Versen den von den Metrikern verkannten Takt. Vorzüglichen Fleiss widmet er dabey dem sinkenden Ioniker. Er misst diesen Fuss nach der Takt-Theorie richtig [Noten], neigt sich aber darin auf *Hermanns* Seite, dass er die trochäische Form des Ionikers nicht aus der trochäischen Dipodie bestehend, sondern als aus zwey einzelnen Trochäen zusammengesetzt annimmt, deren jeder seine kurze Sylbe als Endsylbe einer Reihe verlängern kann (— ᴗ, — ᴗ). So will er die Formen: — ᴗ — ᴗ und — ᴗ — ᴗ, welche der Ioniker zuweilen haben soll, ableiten. Die Sache hat allerdings einigen Schein; indessen wird sich zeigen, dass die Form — — — ᴗ gewöhnlich nur in dem Masse der Metriker, in den meisten Fällen aber nicht im Verse selbst existirt. Der Rhythmus des Ionikers [Noten] zeigt sich auch zu bestimmt als fortschreitend, als dass man im Allgemeinen ihn durch zwey unverbundene einzelne Trochäen darstellen könnte, und überhaupt wird die *Hermanni*sche Lehre von der Unbestimmtheit der Endsylbe selbst noch sehr genaue Bestimmung erhalten müssen, um von ihren Widersprüchen mit sich selbst gereinigt zu werden. Doch davon hernach.

In der Messung einiger sotadischer Verse, die durch eine vorgeschlagene Kürze bewirkt werden soll, kann Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Der Vers ist dieser nach *B's* Messung S. 70:

ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ | — — ᴗ — | — ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ | — ᴗ

[Noten]

Mit dem fröhlichen Tanzreihn verwebt flieht uns lächelnd die Stunde.

Die Messung scheint vielmehr den Auftakt zu fodern:

[Noten]

ᴗ ᴗ | — ᴗ ᴗ — | — ᴗ ᴗ — | — ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ | — —

der dem sotadischen Vers nicht so ganz fremd seyn dürfte, als der Vf. zu glauben scheint; z. B:

ᴗ ᴗ | — — ᴗ | — — ᴗ ᴗ | — — ᴗ ᴗ | — —

παρα τηρει τα παντων καλα, καὶ ταυτα συ μιμου

ᴗ ᴗ | — — ᴗ | — — ᴗ | — ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ | — —

υ γη αι ναυ σι χου ποις θε οις εφ' οσον ἀ χεις ζην

welche freylich *Hermann* mit Hülfe der ungeheuren Formen — — ᴗ — und ᴗ ᴗ — — ᴗ und ᴗ ᴗ — — ohne Auftakt lesen will.

Besondere Rücksicht hat der Vf. dem Skolion des Hybrias (No. 26 in *Ilgens* Sammlung) gewidmet. Er erkennt in den Versen den ionischen Hauptrhythmus an, theilt mit richtigem Gefühl den ersten (nach *Ilgen*) sechsfüssigen Streckvers in zwey Theile, doch nicht mit *Hermann*, gegen Sinn und Rhythmus, nach δορυ, sondern beiden gemäss nach ξιφος, und das Nämliche thut er bey dem (nach *Ilgen*) fünften, gleichlangen Vers. Endlich zieht er die, den Satz beschliessenden Worte: ἀπ' ἀμπελων aus dem vierten zum dritten Vers, wo sie auch dem Rhythmus nach hingehören, und so bekommt das Skolion folgende richtige Abtheilung:

Ἐστι μοι πλουτος μεγας, δορυ και ξιφος,
και το καλον λαισηιον, προβλημα χρωτος.
τουτῳ γαρ αρω, τουτῳ θεριζω,
τουτῳ πατεω τον ἁδυν οινον ἀπ' ἀμπελων·
τουτῳ δεσποτας μνοιας κεκλημαι.
τοι δε μη τολμωντες ἐχειν δορυ και ξιφος
και το καλον λαισηιον, προβλημα χρωτος,
παντες γονυπεπτηοτες ἐμ' ὀν κυνεοντι
δεσποταν και μεγαν βασιληα φωνεοντι.

Den wahren Rhythmus scheint indessen der Vf. doch verfehlt zu haben, besonders weil er zu sehr an der Form — — — ᴗ, die nur unter gewissen Bedingungen Statt findet, hängt, und weil er zweytens die, sehr oft in Versen vorkommende, aber freylich den Theorieen unbekannte spondeische Form des Ionikers [Noten] verkannte.

Die spondeische Form macht eine Erläuterung nöthig. Sie ist in folgendem Rhythmus enthalten, den Niemand unsangbar finden wird:

[Noten]

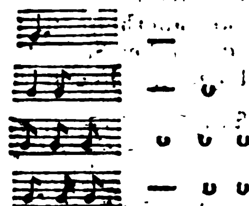
— — | — ᴗ — | — — ᴗ | — —

τουτῳ δεσποτας μνοιας κε - κλημαι

Die Takt-Theorie hat an anderen Orten erwiesen, dass die bacchische Form [Noten] in Zusammenziehung des ersten Trochäen zur dreyzeitigen Länge bestehe. Wird nun der zweyte gleichfalls zusammengezogen: so entsteht (im gemischten Metrum) die spondeische Form. Im vierzeitigen Metrum ist der ähnliche Fall allgemein anerkannt. In Zusammenziehung des ersten Pyrrichius im Proceleusmaticus besteht der Daktylus (ᴗ ᴗ ᴗ ᴗ), im gleichen Zu-

sammenziehn des zweyten der Spondeus (◡◡ ◡◡). Was aber der Proceleusmaticus im gleichgetheilten vierzeitigen Metrum ist, das ist der Ditrochäus im gemischten (nämlich Erfüllung eines vollen Taktes, oder einer metrischen Periode). Die Form [Noten] darf also im gemischten Metrum statt des Baccheos oder der Dipodie so wenig befremden, als im vierzeitigen der Spondeus [Noten] statt des Daktylus oder des Proceleusmaticus. — So ist jener Rhythmus und die spondeische Form in ihm vorläufig durch die Analogie gerechtfertigt. Die wissenschaftliche Ableitung ist leicht. Nach dieser ist der Spondeus die Grundform, und die anderen Formen erst aus ihr abgeleitet.

Die angebliche luxuriose Form der Verse in jenem Skolion beschränkt sich nun bloss auf den Wechsel des Ionikers mit verwandten Formen von gleichem Masse. Diese Formen selbst erscheinen ganz leicht übersehbar, wenn man die Veränderung des ionischen Halbfusses, d. i. der dreyzeitigen Länge, betrachtet, nämlich:



Jeder Halbfuss wechselt willkührlich mit diesen vier Formen, woraus die sechzehn verschiedenen Formen des ganzen Fusses entstehen, die wir des Raumes wegen dem Leser selbst zu bilden überlassen. Jede dieser Formen des ionischen Fusses bildet, wie man sieht, einen vollen (sechs Achtel) Takt, und nun wird sich ausweisen, wie richtig dieses Skolion vom Dichter gedacht, und sogar in der Declamation gehalten worden ist.

Das Mass nämlich ist dieses:

Ε—στι μοι πλου-τος μα—γας δο-ρυ και ξι—φος και το κα-λον λαι-ση-ϊ-ον προ-βλη-μα

χρω-τος. του—τῳ γαρ ἀ-ρω, του-τῳ θε-ρι-ζω, του-τῳ πα-τε—ω τον ἁ-δυν

οἱ-νον ἀπ' ἀμ—πε—λων. του—τῳ δε-σπο-τας μνοι-ας κε—κλη—μαι

τοι δε μη τολ-μωντες ἐ—χειν δο-ρυ και ξι—φος, και το κα-λον λαι—ση—ι-

ον προ βλη μα χρω—τος, παν τες γο—νυ—πεπ—τη—ο—τες ἀμ' ἐν κυ—νε—ον—π

δε-σπο—ταν και με-γαν βα-σι-—λη-α φω—νε—ον—τι.

Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

METRIK.

HALLE, in der rengerschen Buchhandlung: *Beyträge zur Prosodie und Metrik der deutschen und griechischen Sprache.* Nebst Bemerkungen über Hn. Director *Gottholds* Widerlegung der *Apelschen* Theorie. Von *Karl Bessfeldt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ist dieser schöne, lebendige und sinnvoll declamirende Rhythmus nun wohl durch blossen Zufall in jenem, durch Gesang bestimmten Skolion? Und ist es wahrscheinlich, dass der Verfertiger es in dem Masse gedichtet und gesungen habe, welches *Ilgen* angiebt:

— υ — — | — υ — υ | υ — υ — | — υ — υ
εστι μοι πλουτος μεγας δορυ και ξιφος και το καλον
— — — υ — υ | — — υ
και-σηι-ον προβλημα χρωτος

— — υ υ | — — — υ | — —
τουτῳ γαρ αρω, τουτῳ θεριζω,

— — υ υ | — υ — | — υ
τουτῳ πατεω τον αδυν οινον

υ — υ — | — — — υ | — — — υ | — υ
απ' αμπελων, τουτῳ δεσποτας μνοιας κεκλημαι

u. s. w., oder gar nach *Hermanns* Messung:

— — υ — — υ υ υ
εστι μοι πλουτος μεγας δορυ

— υ — — | υ υ — — | — υ — υ | — υ — υ
και ξιφος και το καλον λαι-σηι-ον προβλημα χρωτος

u. s. w., wo der Rhythmus noch mehr zerrissen wird? Die Pause nach *δορυ* in unserer Messung wird Niemand befremden, der gelesen hat, was Aristides von den Pausen λειμμα und προσθεσις sagt. Wir haben desswegen diese Pause durch ein λ bezeichnet; wollen Andere, weil sie dreyzeitig ist, sie für προσθεσις halten: so ist nichts dagegen zu sagen.

Die Verse sind nach unserer Messung sämmtlich Tetrameter, wovon drey auf der Arsis, die übrigen auf der Thesis endigen. *Bessfeldt* verfehlte das Mass: Indem er, gleich seinen Vorgängern, Verse verschiedener Länge annahm: so bekommt er nur zwey Tetrameter, übrigens Trimeter, als:

— υ — | υ υ | — υ — υ υ | — υ
εστι μοι πλουτος μεγας δορυ και ξιφος

statt: — υ — | — — υ | — υ υ — υ | —

Er sah nämlich die lange Arsis des zweyten Taktes für die unbestimmte prosodisch lange Endsylbe des ersten an.

In diesem Beyspiele sehen wir nun, wie die *Hermannischen* Formen des Ionikers bloss aus Unbekanntschaft mit der wahren Messung entstehe. Die Form υ — υυ steht, wie wir sehen, gar nicht statt des ionischen Fusses, sie ist nur ein Stück der, dem Ioniker gleichen metrischen Form — υ — υυ, z. B. im zweyten Takt des Verses:

— υ — | — υ — υ υ | — υ — υ | — —
δεσποταν και μεγαν βασιληα φωνεοντι

Eben so verhält es sich mit mehreren anderen. Aus dieser Unbekanntschaft mit der wahren Messung der Verse geht nun sehr unzweydeutig hervor, dass der Einfluss der *Hermannischen* Metrik auf die Kritik der Verse nicht anders als höchst nachtheilig seyn konnte. Dieses zeigt sich schon in diesem kleinen Skolion sehr vielfach. So liest *Hermann* statt: πλουτος μεγας δορυ και ξιφος, um seiner Form — υυυυ willen πλουτος, μεγα δορυ. So lässt er bey Wiederholung des Verses, gegen bessere Lesarten, die Worte και ξιφος weg, weil er sie in seiner Messung nicht brauchen kann. Der Rhythmus und die Natur der Wiederholung zeigen aber ihre Nothwendigkeit. So zerreisst er den Zusammenhang des Sinnes und des Rhythmus im ersten Verse, indem er die Schlussworte: και ξιφος, zum Anfang des zweyten nimmt. So trennt er den Sinn und den Rhythmus der Worte: απ' αμπελων, von dem vorigen Verse, und verdirbt damit ebenfalls zwey Verse. Die übrigen Entstellungen und Zerreissungen findet der Leser leicht selbst. Auf ähnliche Weise verdirbt die *Hermannische* Metrik den ganz leicht fasslichen Rhythmus des Schwalbenliedes in ein rhythmisches Galimathias, das zu keinem Gesang passt, am wenigsten für die Melodie eines antiken Johanniskranzliedchens. Obwohl der einfache Rhythmus

— υ υ — — υ υ — υ υ | — υ
ηλθ' ηλθε χελιδων

— υ — υ — υ υ — | — υ
καλας ωρας αγουσα

— ⏑ — ⏑⏑ | — ⏑

και καλους ἐνι-αυ-τους.

⏑ ⏑ — ⏑⏑ | — ⏑

ἐπι γαστερα λευκα

u. s. w. jedem Unbefangenen entgegentönt, sobald er nicht Sylben nach eins und zwey Zeiten auszählt, sondern nach ihrem Gehalt im Rhythmus hört: so zwingt die *Hermannische* Metrik jenen natürlichen Gesang in folgendes metrische Prokrustbett:

— ⏑ — ⏑⏑ —

ἠλθ', ἠλθε χελιδων, καλας ὡρας

ἀγουσα και καλους ἐνιαυτους | — ⏑ —

wo denn die Formen ⏑ — ⏑ — und ⏑ — ⏑⏑, welche dem Ioniker gleich seyn sollen, geschaffen werden müssen, um wenigstens Methode in den Unrhythmus zu bringen. Gleichwohl schreiben die Herausgeber (z. B. *Schweighäuser* im Athenäus) diese Abtheilungen treulich als unfehlbare Wahrheiten nach. Geschieht dieses aber an so kleinen, so leicht fasslichen Gedichten: was mögen die Dramatiker und Pindaros geduldet haben! Wir sehen am Rhythmus dieses Skolion, wie Hand in Hand immer logischer und rythmischer Sinn gehe, die durch die *Hermannische* Theilung gleich Osirisgliedern zerrissen und verworfen erscheinen. Sollte man nicht vermuthen, dass die Zerstückelung der chorischen Stellen der Dramatiker und des Pindarus auch nur ein Werk typhonischer Hände sey, und den Natursinn erwartete, der sie zum rhythmischen Leben wiederherstellt? Von *Böckh* lässt sich hierin Viel erwarten, wahrscheinlich auch vom Vf. dieser Beyträge.

Vom glykonisch-polyschematischen Verse handelt der Vf. ebenfalls sehr ausführlich, und zeigt darin sechzehn Variationen, theils mit, theils ohne Auftakt. Des Metrum *Eupolideum* und *Cratineum* Unregelmässigkeit im Gebrauch der Länge statt der Kürze wird durch die Vereinzelung trochäischer Reihen (— ⏑, — ⏑) erklärt. Dann aber wird der Vers ein bloss accentirender Vers (gleich dem saturnischen), wo von Quantität nicht mehr die Rede seyn kann.

Die sogenannten Asynarteten misst der Vf. ebenfalls nach einzelnen Trochäen, um die Länge an den ungewöhnlichen Stellen zu rechtfertigen. Der platonische Vers aber, den er so misst:

— ⏑⏑ | — ⏑⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑⏑ | — ⏑⏑ | —

Feyernder schallet des Festlieds Ton hinauf zum funkelnden Sternengefild.

müsste nach dieser Messung in der Auftaktsylbe des zweyten Theiles die Länge gestatten, was nicht der Fall zu seyn scheint. Die Reinheit dieser Stelle scheint folgende Messung

— ⏑ ⏑ — ⏑⏑ — ⏑ | — ⏑ — ⏑ | — ⏑⏑ — ⏑⏑ —

χαιρε παλαιογονων ἀνδρων θεατων ξυλλογε παντοσοφων

anzudeuten: freylich eine Messung, nicht nach Dipodien, sondern nach Tripodien, wovon die Theorien nichts wissen. Sonderbar genug theilt *Hermann* diesen Vers richtig nach Tripodien metrisch ab, Weise ab, indem er ihn rhythmisch abzutheilen denkt,

— ⏑⏑ — ⏑⏑ —, ⏑ | — ⏑ — ⏑ | — ⏑⏑ — ⏑⏑ —

bis auf den zweyten Takt, der nicht — ⏑ — ⏑, sondern — ⏑⏑ — ⏑ heissen muss, denn *Hermann*, der die Tripodie nicht kennt, und den Takt verwirft, traf das Rechte hier nur durch Zufall.

Die *Hermannische* Metrik unterscheidet nämlich niemals *rhythmische* und *metrische* Reihen, und daher entsteht hauptsächlich die überall hervortretende Verwirrung.

Metrische Reihe, um die Sache kurz zu fassen, ist der Verstakt, das Mass des Verses. Die trochäische Dipodie z. B. ist eine metrische Reihe, weil sie der Takt, d. i. das gleichförmige Mass (Sechsachtel-Takt) trochäischer Verse ist. Der Tetrameter also ist ein Vers von vier Takten, oder Dipodien. So ist jeder Takt, er sey Dipodie, oder Monopodie, oder Tripodie, eine *metrische Reihe*, die wir, um sie genau zu bestimmen, wegen ihrer Wiederkehr *metrische Periode* nennen wollen. Natürlich ist auch jede Form des Taktes, z. B. die Auflösung der Dipodie — ⏑ ⏑⏑⏑ metrische Reihe, mithin auch diese Form: — ⏑ — ⏑⏑, wo man nicht die letzte Sylbe, des wörtlichen Sinnes der Dipodie wegen, abzuscheiden und zum folgenden Takt zu zählen hat, z. B.:

— ⏑ — ⏑ | ⏑ — ⏑ —

πλου | τος μεγας δο | ρυ και ξιφος

statt: — ⏑ — ⏑⏑ | — ⏑ —

πλου | τος μεγας δορυ | και ξιφος.

Denn die Form: — ⏑ — ⏑⏑ ist von demselben metrischen Gehalt, als die eigentliche Dipodie — ⏑ — ⏑. Eben das gilt von der ionischen Form — — ⏑⏑ und von jeder der oben erwähnten sechzehn Formen, die wir desswegen, in sofern jede eine volle metrische Periode taktmässig ausfüllt, *metrische Perioden* nennen.

Rhythmische Reihen sind davon ganz verschieden. Eine rhythmische Reihe ist das, was der Musiker musikalischen Gedanken nennt, oder in grösserem Umfang Melodie. Der Verstheil z. B.

— ⏑ — ⏑ | — ⏑

Froher Lobgesang

ist eine rhythmische Reihe, die als überzähliger Monometer länger ist, als die metrische Periode.

Wiewohl die rhythmische Reihe von der metrischen ganz verschieden ist, so kann es sich doch treffen, dass eine metrische Reihe zugleich eine rhythmische ist, wenn z. B. der Rhythmus der Dipodie zugleich eine metrische Periode ausfüllt, z. B.

— ⏑ — ⏑

Bürgerwohlfahrt

In einer solchen Reihe muss man aber immer die metrische Natur von der rhythmischen unterscheiden. Denn es kann eine rhythmische Reihe einer metrischen Form ganz gleich seyn, ohne, wie die metrische Form allezeit thut, die Periode auszufüllen; dann nennen wir diese Form nicht metrische, sondern *rhythmische*. Im Verse z. B.

— ⏑⏑ | — — ⏑⏑ | — —

Grüsst Glockengetön heiligen Festtag:

ist die ionische Form die metrische, die choriambische in *Glockengetön* aber rhythmische Form. Hält man die rhythmische Form für die Grundform des Verses: so entstehen überall Verwirrungen.

Die *Hermannische* Metrik unterscheidet beide Gattungen von Reihen gar nicht, sondern spricht nur von Reihen im Allgemeinen. So heisst die Dipodie eine Reihe, und ein Stück Vers bis zur Cäsur, z. B.

Arma virumque cano,

heisst ebenfalls eine Reihe. Was einzig von metrischen Reihen gelten kann, wird daher von rhythmischen Reihen zugleich ausgesagt, und umgekehrt. Hiedurch entstehen folgende Widersprüche in der *Hermannischen* Theorie, besonders in Ansehung der unbestimmten Sylbe:

„Cäsur heisst jeder Ort in einem Verse, wo eine Reihe sich endigt." *Handb. d. Metrik* §. 87.

„Wo sich eine Reihe im Rhythmus des Verses endiget, da muss auch eine Reihe im Rhythmus der Worte, mithin ein Wort, geendigt werden." Daselbst §. 89.

„Die letzte Sylbe einer jeden Reihe ist unbestimmt." Daselbst §. 46.

„Daher ist es auch die letzte Sylbe der trochäischen Dipodie." Daselbst §. 106.

Nothwendige Folgerung hieraus ist, dass, weil die trochäische Dipodie sich durch die unbestimmte Endsylbe als vollendete Reihe ankündigt, auch jedesmal mit ihrer letzten Sylbe wie ein Wort schliessen müsse. Gleichwohl ist allgemein bekannt, dass gerade die besten trochäischen Verse solche sind, in welchen nicht jede Dipodie mit dem Ende eines Wortes schliesst. Im Tetrameter

Εἰ τι μη δαιμων παλαιος νυν μεθεστηκε στρατῳ,

endigt mit der ersten und dritten Dipodie das Wort nicht, gleichwohl steht zu Ende beider Dipodien die lange Sylbe statt der kurzen. Wie stimmt dieses nun zu jener Theorie?

Ferner: Unter den Cäsuren des heroischen Verses wird von allen Theoretikern (auch von *Hermann*) die κατα τριτον τροχαιον aufgezählt:

παντας γαρ ὀπιπευει, ἐδω ἐπι οἰνοπα ποντον.

Ist nun hier eine Cäsur: so ist nach *Hermann* hier das Ende einer Reihe; und ist dieses: so findet die unbestimmte Sylbe hier Statt, folglich müsste der Hexameter diese Form dulden:

— ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑ | ⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ — —

Furchtbar tobte die Windbraut, | und hoch aufschäumte die Brandung,

welche *Hermann* selbst nicht löblich finden wird.

Diese Verworrenheit verschwindet sogleich, wenn man *rhythmische* und *metrische* Reihen (also Rhythmus und Takt) unterscheidet. Die Endsylbe rhythmischer Reihen ist nämlich nur dann unbestimmt, wenn der Rhythmus auf einer langen Arsis schliesst: denn dann ist die prosodische Kürze hinlänglich, die Arsis des Verses zu bezeichnen, z. B.

Omnia vincit amor.

Im deutschen Verse fodern wir auch, dass sie im Wortrhythmus Arsis sey, z. B.

Folge dem Glücklicheren.

Die Schluss-*Thesis* rhythmischer (nicht zugleich metrischer) Reihen ist aber durchaus nicht unbestimmt. Man kann in der Cäsur des Trimeter:

του ζην ἀπεστερησεν, οἰστροπληξ δ' ἐγω

nicht die prosodische Länge brauchen, z. B.

Leicht wird die Last des *Unglücks*, trägt ein Mann es leicht.

Hingegen die Schlussthesis der *metrischen* Reihe ist unbestimmt, und zwar aus dem Grunde, weil sie das Hervorbringen der neuen Periode in der vorigen anschaulich machen soll, indem sie in der Zeit einer metrischen Kürze eine prosodische Länge hören lässt: denn nach ganz mechanischem Gesetz wird die concentrirte Extensität durch stärkere Intensität ausgeglichen (der Gewinn an Zeit durch Aufwand an Kraft). Der Ausdruck der arsischen (hervorbringenden) Kraft ist also ästhetischer Weise auf der Thesis der Periode vorhanden, die, eben um diesen Ausdruck zu haben, das Mass einer *metrischen Kürze* behält, während sie *prosodische Länge* ist. Diese Länge gleicht also dem Sforzando in der Musik. — Hieraus ist deutlich, warum in der Mitte des Rhythmus diese Länge vorkommen kann, und mit Recht vorkommt, z. B.

— ⏑ — ⏑ | — , ⏑ — ⏑

ὠ πατρας Θηβης ἐνοικοι

was nach *Hermanns* Theorie unerklärlich bleibt.

Überhaupt würden die näheren Erörterungen über unbestimmte Sylben und über die Form — — — ⏑ hier zu weit führen, und bleiben einer anderen Gelegenheit vorbehalten. Hier genügt es, das Unzulängliche der *Hermannischen* Metrik, und die Art zu zeigen, wie ihre halbwahren Sätze von der Takt-Theorie berichtigt werden müssen. Denn metrische Reihen sind nur im Takt möglich; indem sie aber das Mass rhythmischer Reihen sind, ist auch der Takt das Mass des Rhythmus und des Verses.

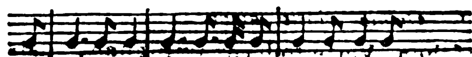
Auch die sogenannten Metra κατ' ἀντιπαθειαν μικτα hat Hr. *B.* mit viel Sinn für Rhythmus auf ihr wahres Mass zurückgeführt, und mit Musikno-

ten bezeichnet. So gewiss aber auch jeder Vers *Takt* hat: so sehr würde man irren, wenn man überall die *Taktart* mit Sicherheit bestimmen zu können meinte, wenn nur einzelne Verse gegeben sind. Denn so, wie wir oft einer einzelnen Notenfigur nicht ansehen können, ob sie im Dreyviertel- oder Sechsachtel-Takt gedacht sey, z. B.:

so auch manchen Versen. Der Vers z. B.:

ἰοπλοκ' ἀγνὰ μειλιχόμειδε Σαπφοῖ

welchen Hr. *B.* so misst:



lässt auch die Messung zu, an die *Hermann* wahrscheinlich dachte:

⏑̄ | — ⏑ — ⏑̄ | — ⏑ ⏑ — ⏑ | — —

und eben so die nach zwey Tripodien

⏑̄ | — ⏑ — — | — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑̄

Wer kann aber mit Bestimmtheit sagen, welche der Dichter im Sinn hatte? Rec. vermuthet: die *Hermannische*.

Zum Schluss setzt Hr. *B.* noch eine Ode von *Klopstock*: „die Welten", in Musikzeichen, und giebt selbst ein epodisches Gedicht in pindarischer Oden-Gattung, nämlich einen Hymnus auf Kleobis und Biton. Der Rhythmus hat die mannichfaltigste Abwechselung, ohne aus dem Metrum (dem gemischten, oder Sechsachtel-Takt) jemals abzuweichen. Nur in der dritten Strophe V. 4 möchte der Päon — ⏑ ⏑ ⏑ nicht gut durch: *Ihnen zur Ver* — gegeben seyn, weil der zweyten Sylbe des Worts *Ihnen* der arsische Charakter fehlt, den der Vers fodert. Man lieset daher leicht einen unvollzähligen trochäischen Dimeter:

— ⏑ — ⏑ | — ⏑ —

Ihnen zur Verherrlichung

Übrigens ist der Rhythmus vortrefflich, und das Gedicht nicht weniger schön.

Als Anhang dieses sehr interessanten und lehrreichen Buches giebt der Vf. noch Bemerkungen über Hn. Dir. *Gotthelds* Versuch einer Widerlegung des Aufsatzes über Rhythmus und Metrum in der musikalischen Zeitung. Hr. Dir. *G.* hatte nämlich in der Berl. Mon. Schrift 1809 Julius, gegen jenen Aufsatz, die Behauptung von der Taktlosigkeit der alten Musik erneuert. Hr. *B.* zeigt die Ungründlichkeit dieser Widerlegung, und in der That hätte sich gegen die Takt-Theorie, wenn sie einmal bestritten werden sollte, wohl etwas Gründlicheres, oder doch Tieferes einwenden lassen, als von Hn. *Gotthold* geschehen ist. Hr. *B.* erinnert auch, dass er den Gegner wegen jener seichten Oberflächlichkeit nur mit leichten Waffen bekämpfen könne.

Gewiss wird Jeder, der ohne Ansehen herrschender Meinungen die Wahrheit sucht, dieses kleine Buch nicht ohne Vergnügen und Belehrung aus der Hand legen, und mit dem Rec. wünschen, dass der Vf. mehrere Resultate seiner Forschungen über die Metrik der alten Dichter bald öffentlich vorlegen möge.

— o —

SCHÖNE KÜNSTE.

REGENSBURG, in der montag- und weissischen Buchhandlung: *Herzog Christoph der Kämpfer.* Eine Tragödie von *August Eckschlager.* 1811. XII u. 164 S. 8. (16 Gr.)

Nachdem in einer Einleitung die zum Grunde gelegte Geschichte, die in Baiern im 15ten Jahrhundert spielt, ist erzählt worden, kömmt die Tragödie in vier Abtheilungen, worin der Gegenstand mit vieler Klarheit und Deutlichkeit, so dass selbst die Einleitung entbehrlich scheint, dramatisch dargestellt, und in vielen einzelnen Auftritten, die im raschen Gange alle mit zum Ganzen wirken, immer mit Beziehung auf das Wesentliche vor den Augen vorüber geführt wird. Die Charaktere erscheinen mit wenig flüchtigen, doch starken Zügen, und die Sprache ist dem gemäss, ohne Umschweif, kühn und ans Schroffe grenzend. Unser Urtheil kurz zu fassen — als historisches Drama verdient das Stück viel Lob; das Ganze ist wohl geordnet, und gewährt in dem lebendigen und raschen Gange, worin nur das Nöthige vergegenwärtigt wird, eine sehr anziehende Unterhaltung, woran auch Geist und Herz einigen Antheil nehmen. Auch fehlt es nicht an Scenen, wie z. B. das öftere Erscheinen des Harfenspielers, welche den Gegenstand ins Romantische spielen, und ihm zum Theil eine poetische Ferne geben, in welcher er als etwas Allgemeineres mehr auf die Phantasie wirken kann. Indess mit diesem Allen wird das Stück noch keine eigentliche Tragödie: dazu ist Alles zu flüchtig behandelt, und die innere Thätigkeit des Gemüths, die eigentliche Quelle der äusseren Handlung, nicht tief, nicht stark genug aufgefasst, nicht gradweise genug entwickelt. Um in eine tragische Stimmung zu kommen, werden wir nicht genug in den inneren Zustand der Personen versetzt; der rasche Wechsel der Begebenheiten reisst uns bald wieder aus der Empfindung, die eine Situation in uns hervorbringt. Nehmen wir es als ein historisches Drama: so ist nichts dagegen zu sagen. Nur eine einzige Stelle hat uns befremdet, die wir uns bey der übrigens verständigen Weise des Vfs. nicht erklären können. Am Ende der dritten Abtheilung heisst es nämlich vom ermordeten Abensberg: Mit dem letzten Schlag der Glocke hebt sich die *Leiche* aus dem Sarge, und schwindet still und langsam zur Kirche hinaus. Ist der Vf. hierin vielleicht einer Volkssage gefolgt — ? Wir wissen es nicht, und können es auch in dieser Beziehung, da im Dramatischen Alles sinnlicher hervortritt, nicht billigen. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DECEMBER 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Neue Kupferſtiche aus Rom.

Da Kupferſtiche ſich in mancherley Beziehung mit Büchern wohl vergleichen laſſen, und eigentlich ihrer Entſtehung nach nur als eine Folge oder Erzeugniſs der Buchdruckerkunſt anzuſehen ſind, da ferner in dieſen Blättern häufig Anzeigen von Werken vorzukommen pflegen, welche faſt bloſs aus Kupferſtichen beſtehen: ſo mag es Niemand befremden, wenn wir jetzt von einigen neuerſchienenen vorzüglichen Stücken dieſes Fachs der Kunſt reden wollen; und da Rom immer noch als die Hauptpflegerin der Künſte angeſehen werden muſs: ſo haben von dort ausgehende Kunſtproducte doppelte Aufmerkſamkeit zu gewärtigen.

A. *Blätter nach Statuen in Marmor, Gipsmodellen und gezeichneten Entwürfen des berühmten Bildhauers Antonio Canova.*

Canova's Künſtlerruhm iſt groſs, und überall verbreitet; wir würden alſo nur verſuchen, was Andere mit gröſserer Beredſamkeit ſchon geleiſtet, wenn wir ſeine Werke mit Lobſprüchen beehren wollten. Auch ſind die Verdienſte derſelben von ſolcher Beſchaffenheit, daſs allein ſtrenge, von einem hohen Standpunct ausgehende Kritik Fehler an ihnen zu rügen haben dürfte; ja die zu machenden billigen Einwendungen würden endlich noch immer weniger den Künſtler, als das Zeitalter, in welchem er lebt, betreffen; und ſo ſcheint es überhaupt am zweckmäſsigſten, wenn wir neben Anzeige der Gegenſtände bloſs die Arbeit der Kupferſtecher betrachten.

1) *Amore e Psiche*, Marmorgruppe: Pſyche hält einen Schmetterling, und ſcheint im Begriff, ſolchen dem Amor auf die dargereichte Hand zu ſetzen; von *Domenico Marchetti* geſtochen, die Behandlung im Ganzen iſt ſehr reinlich und zart, das Nackte an beiden Figuren verdient groſses Lob, Haare und Gewand nicht weniger. Es gelang dem Kupferſtecher vollkommen, das Weichliche, Schmelzende, das *Canova* dem Marmor mitzutheilen weiſs, in Kupfer darzuſtellen; auch ſind die gefälligen Formen der Figuren gut wiedergegeben.

2) *La Beneficenza*, Gruppe von drey Figuren, zum Mauſoleum der Erzherzogin Chriſtina in Wien gehörig; (vgl. J. A. L. Z. 1813. No. 242.): eine weibliche Figur leitet einen alten blinden Mann, und zwiſchen Beiden geht ein junges Mädchen mit zuſammengehaltenen Händen, als ob es betete. Dieſes Blatt, ſo wie das vorige, von *Marchetti* geſtochen, iſt in Hinſicht auf die tiefſten Schattenpartheyen etwas kräftiger gehalten, noch reinlicher, noch mit mehr Aufwand von Fleiſs und künſtleriſcher Sorgfalt behandelt, der Ausdruck in den Köpfen gelungen, lebhaft und geiſtreich; wir dürfen füglich behaupten, es habe ſelten ein Kupferſtich nach Statuen ſo manche gute Eigenſchaft in ſich vereinigt.

3) und 4) *Venus*, Statue von Marmor, in Lebensgröſse, in der Gallerie zu Florenz. Die Göttin ſteht etwas gebückt, mit auf die Seite gewendetem Geſicht, ein Gewand vor die Bruſt haltend, welches ihr den Schooſs und die Schenkel zum Theil bedeckt. Sie iſt auf dieſen beiden Blättern von vorn und vom Rücken dargeſtellt, und in Hinſicht auf den Stich könnte wiederholt werden, was oben ſchon über Amor und Pſyche bemerkt worden; doch hat Hr. *Marchetti*, ohne Nachtheil des Schmelzenden und Weichen, hier die Schatten etwas kräftiger gemacht.

5) *Hebe*, Marmorſtatue in natürlicher Gröſse, dem Lord Cawder gehörig: abermals ein Blatt von *Marchetti*, und nicht weniger verdienſtlich als eins der vorhergehenden. *Hebe* iſt halbbekleidet, den Becher und die Gieſskanne in den Händen, ſchreitet ſie faſt ſchwebend einher, den Boden nur mit den Fuſszehen berührend.

6) *Herkules ſchleudert den Lichas ins Meer*: koloſſale Marmorgruppe, im Beſitz des Banquier Torlonio, nunmehrigen Herzogs von Bracciano. *G. Follo*, von dem dieſe Platte geſtochen iſt, hat als Kupferſtecher nicht weniger Verdienſt, als der vorhin gelobte *Marchetti*. Seine Behandlung iſt eben ſo zart, eben ſo kräftig, und ſorgfältig: denn daſs die vorhin angezeigten Blätter von *Marchetti* überhaupt beſſer gefallen, möchte keineswegs an der Ausführung, ſondern an den erfreulicheren Gegenſtänden liegen.

7) *Dieſelbe Gruppe*: Herkules mit dem Lichas von der Rückſeite dargeſtellt; geſtochen von *P. Fontana*, ebenfalls zart, mit groſsem Fleiſs und Reinlichkeit behandelt, jedoch nicht ganz ſo maleriſch als das vorerwähnte Gegenſtück.

8) *Amor und Pſyche*. Marmorgruppe, die der Fürſt Youſouppoff beſitzt, und mit geringem Unterſchied auch einer anderen ähnlich, welche ſich im Pallaſt zu Compiegne befindet. Amor umarmt die an der Erde liegende Pſyche, und ſcheint ihr einen Kuſs geben zu wollen; ſie hingegen faſst mit beiden Händen des Geliebten Haupt, um ihm den Kuſs zu erwiedern. Dieſes Blatt, eine Arbeit des eben genannten *P. Fontana*, iſt ſehr gefällig und zart ausgeführt, die

weiche, fleifsige Behandlung des Marmors mit kunstreicher Treue dargeftellt. Von ihm rührt auch noch die folgende Platte her, welche Zartes und Kräftiges, fleifsige Ausführung und meifterhafte Freyheit glücklich vereinigt.

9) *Die Mufe Terpfichore.* Mit viel Gefchmack drappirt, fteht fie an ein niedriges Pilafter oder Poftement gelehnt, worauf die Leyer ruht, von ihr mit der linken Hand angefafst, in der gefenkten Rechten aber hält fie das Schlag-Inftrument.

10) *Thefeus erfchlägt einen Centauren:* Marmorgruppe, welche die Stadt Mayland von Canova hat verfertigen laffen. *P. Bettelini* hat diefes Blatt rein, glänzend und kräftig geftochen, fo, dafs es, in Betracht des Stichs auch den beften nicht nachfteht.

11) *Diefelbe Gruppe:* Anficht der Rückfeite, geftochen von *P. Bonato*, und in jedem Betracht nicht minder verdienftlich, als das eben erwähnte Gegenftück. Am Centauren ift der Unterfchied zwifchen nackten und behaarten Theilen auf das glücklichfte dargeftellt, auch das Gewand verdient des höchft zierlichen Stichs wegen Aufmerkfamkeit, und fchimmert, als ob es von Seide wäre.

12) *Entwurf eines Grabmals für den Admiral Nelfon.* Auf vierfeitigem Sokel, an deffen Ecken Candelaber ftehen, erhebt fich ein rundes Piedeftal, mit der Urne des Helden, welche auf untergefchobenen Schiffen ruht, und mit Basreliefen geziert ift; an den vier Seiten der Urne fitzen auf dem runden Poftement vier weibliche Statuen, die vier Welttheile darftellend.

Pietro Fontana ftach diefes Blatt reinlich und zierlich; der fchwarze Grund ift vielleicht der Wirkung des Ganzen nicht zuträglich.

13) *Daffelbe Grabmal von der entgegengefetzten Seite angefehen:* ein wohlgezeichneter Umrifs, fauber geftochen von *Franc. Hayes Veneto.*

14) *Zwey Mädchen fpielen mit Würfelknochen. Ein Liebesgott biegt über fie einen Palmzweig, woran eine Binde und ein Reif hängt; hinter den Mädchen fitzt ein anderer Liebesgott, ihr Spiel für fich nachahmend.* Figuren auf fchwarzem Grunde reinlich ausgeführt; der Kupferftecher heifst *Ang. Tefta*, und wir vermuthen, dafs diefes Blatt fowohl als die vier folgenden nach gezeichneten Entwürfen von Canova gearbeitet feyen.

15) *Eine fitzende weibliche Figur fchliefst ein Schmuckkäftchen auf, und betrachtet die darin liegenden Schätze; vor ihr knieet eine andere mit dem Ausdruck der Bewunderung des Gefchmeides.* Die Arbeit des Kupferftechers *Luigi Cunego* ift befriedigend, ungefähr an Verdienft dem vorigen Blatt gleich.

16) *Amor als Wickelkind,* unter vier um ihn her gruppirten knieenden Mädchen, die fich an ihm freuen und ihn bewundern. Hinter den Mädchen fteht Diana; den Bogen erhebend, fcheint fie ihnen zuzurufen, aber nicht gehört zu werden. Ebenfalls von *Cunego* geftochen.

17) *Von einer weiblichen Figur wird Amor als Wickelkind in die Höhe gehalten. Ein Knabe fteht vor ihr; fich auf den Zehen hebend, fcheint er mit verbreiteten Armen nach dem Liebesgott hinauf zu ftreben; hinter der weiblichen Figur geht ein junges Mädchen, und hält ein Blumengewinde.* Der Kupferftecher *M. da Bani* kann mit feiner Arbeit etwa neben Cunego und Tefta gefetzt werden.

18) *Mercato di Amore.* In einem Bauer erfcheinen fünf Liebesgötter eingefperrt, und ftreben mit verfchiedener Geberde heraus; Mercur fteht an dem Bauer; über demfelben den fechften Liebesgott bey den Flügeln emporhaltend, als ob er ihn zum Verkauf ausböte; zwey Mädchen greifen nach demfelben; fünf andere betrachten ihn mit Luft und Begierde; eine Kleine guckt mit kindifcher Neugier in den Bauer, zwey gröfsere Mädchen herzen den fchonten von ihnen erhandelten Amor als Wickelkind; an diefe ftrebt das kleinfte der Mädchen, noch ein Kind, hinauf; zwey nackte Knaben betrachten ebenfalls die im Bauer verfchloffenen Amorinen.

Diefes Blatt, gröfser als die vier vorhergehenden, und vorzüglich im Stich, ift eine Arbeit des fchon oben gelobten *D. Marchetti.* Er hat die nackten Theile mit Fleifs und Zartheit, die Gewänder mit glänzenderen Strichen behandelt; diefer Verdienfte ungeachtet fcheinen uns die befchriebenen Blätter nach Statuen gelungenere Stiche des trefflichen Künftlers zu feyn.

19) *Pompa delle matrone trojane con Ecuba offerente il peplo a Minerva per mano della Sacerdotessa Teano.* Umrifs mit wenigen Schattenftrichen nach einem grofsen Basrelief, mit viel Kunft und Geift von *P. Fontana* geftochen.

20) *Critone che chiude gli occhi a Socrate dopo l'ultimo respiro.* Ebenfalls Umrifs, mit leichter Angabe der Schattenpartheien, nach einem grofsen Basrelief von *P. Fontana* geftochen. Das Ganze befteht aus zehn wohlangeordneten Figuren. Vom Kupferftecher kann in folcher fkizzenhafter Art von Nachbildung fchwerlich mehr verlangt werden, als hier geleiftet ift; denn die Köpfe haben viel Geift und Ausdruck, die Glieder und Gewänder find wohl gezeichnet. Wenig hinter diefem Künftler zurück fteht *Ant. Banzo*, der die folgende fehr gefällige Compofition geftochen hat.

21) *La buona Madre.* Die Mutter hat vom Stuhle fich aufgerichtet, und lehrt den vor ihr ftehenden Knaben lefen. Von vier Mädchen betet das jüngfte, knieend, in feinen Händchen einen Rofenkranz haltend; das zweyte und dritte find fitzend mit Stricken und Nähen befchäftigt; das vierte fteht hinter diefen, und fpinnt am Rocken.

22) *Pianto di Maria e Giovanni sul morto Gesu deposto di Croce.* Alle drey Hauptfiguren haben edeln Charakter, lebhaften Ausdruck, und find gut angeordnet; bey ihnen befinden fich noch vier kleine Engel, deren einer der Maria Chrifti Leichnam unterftützen hilft, die anderen trauern und beten. Im Hintergrunde (obfchon *Canova's* Arbeit ein Basrelief zu feyn fcheint) bemerkt man auf der einen Seite das Grab, auf der anderen fchreiten die drey ... rien herbey; oben in der Ecke fchwebt auf Wolken

eine Glorie von drey kleinen jammernden Engeln, welche dem klagenden Johannes zu antworten scheinen. Auch dieses Blatt ist, nach Art der vorigen, Umriss mit leichter Andeutung der Schattenpartheieen, und von Ant. Banzo gestochen.

23) *Canova's eigenes Bildniss, nach einer kolossalen, von ihm 1812 verfertigten Marmorbüste.* Der Kopf ist im Profil gezeichnet, und eben so, wie die kurz vorher angezeigten Blätter, nur wenig schattirt. Der Kupferstecher *P. Fontana* hat indessen vorzügliche Sorgfalt auf die Darstellung der Formen verwendet, auch die Haare trefflich zu behandeln verstanden; man möchte solche, in Betracht dass sie nach einem marmornen Vorbild gearbeitet sind, gar wohl musterhaft nennen.

B) *Die mit Arabesken gezierten Pilaster in den Loggen, und einige von den Wandgemälden Rafaels in den Stanzen; jene mit Schatten sehr sauber ausgeführt, diese in Umrissen dargestellt, zwey Blätter.*

No. 1 enthält sieben Pilaster, gestochen von *Hyacintus Maina*, und darunter vier von den grossen Wandgemälden, nämlich 1) die Messe von Bolsena; 2) die Schule von Athen; 3) der Streit über das Sacrament; 4) St. Petrus im Gefängniss, welche *Barth. Pinelli* gestochen hat. Die Pilaster sind hier im Kupferstich etwa 8 Zoll hoch, und die überschwenglich reiche Verzierung derselben so zart und fleissig ausgeführt, dass ein unbewaffnetes Auge kaum alles Detail wahrzunehmen im Stande ist; dabey fehlt es nicht an Kraft und Bestimmtheit. — Die Umrisse nach den grossen Wandgemälden mögen etwa 5 Zoll Länge gegen 4 Zoll Höhe haben, und sind in ihrer Art eben so reinlich behandelt, ja man kann hinzufügen, sogar geistreich. Das Blatt

No. 2 enthält ebenfalls Abbildungen von sieben Pilastern, von *Maina* gestochen, und von vier Wandgemälden, als: 1) das Incendio di Borgo, 2) Heliodor, 3) Attila, 4) der Parnass, welche *Pinelli* verfertigt hat. Beide Meister haben an diesem Blatt ungefähr gleiche Kunst bewiesen, wie an No. 1.

C) *Landschaften, nach den beiden Poussins, von Gmelin gestochen.*

1) *I. Sepolchri del Pussino Nic. Poussin pinx., Wilh. Fr. Gmelin sculp., d'apresso il Quadro, una volta in Roma nel Palazzo Falconieri, di palmi 6 a p. 7.*

Es wäre eine sehr schwere Aufgabe, den einfachen Reichthum, das Tiefgedachte, Liebliche, und zugleich Edle und Grosse in der Anlage dieser Landschaft durch Beschreibung ganz deutlich zu machen; wir wollen also nur überhaupt den Inhalt derselben angeben. Nicht ganz zunächst vorn ist ein stiller Teich, an welchem einfache Grabmäler stehen; jenseit des Teichs, im nahen Mittelgrund, erhebt sich sanft ansteigend ein Hügel mit Bäumen, üppig bewachsen, zwischen welchen die Ruinen eines alten Tempels emporragen; am diesen Tempel steht einiges gothisches Gemäuer, auch schon verfallen, und an die Säulen des Tempels lehnt sich ein niedriges Häuschen, welches bewohnt scheint, und ein anderes ähnlicher Art steht näher im Gebüsche. Ein Bach entrinnt dem Teiche, und zieht durch stille Thalgründe an Gebirgen hin der Ferne zu. Die Luft ist heiter, mit grossen lichten Wolken. Den nächsten Vordergrund füllen Bäume und Gesträuch. Milde Beleuchtung breitet sich über das Ganze aus; die Schattenparthieen sind sehr gross, aber gemässigt, so dass dieselben keine frappanten Gegensätze bilden; denn Stille und Ruhe sollte nach des dichtenden Künstlers Absicht der herrschende Charakter des Gemäldes seyn, und wie alle Theile der Composition dahin zielen, so dienen auch Licht und Schatten demselben Zwecke.

2. *Il Temporale di Pussino i Gaspar Dughel, d°. Pussino dipinse, Wilh. Fr. Gmelin inc. d'appresso il Quadro una volta in Roma nella Galleria Colonna di Palmi 9 a p. 7, e once 2.*

Dunkele Gewitterwolken ziehen eben vorüber, und man sieht auf der einen Seite an den Gebirgen Regengüsse niederfallen, während auf der anderen in weiterer Ferne bereits wieder lieblicher Abendschein den Horizont erheitert. Tief im Mittelgrunde, am Gebirge, liegt auf Felsen ein grosses Schloss, wo der Blitz einschlägt, und vermöge des aufsteigenden Rauchs zu zünden scheint; aus dem Thale hinter dem Schlosse dringen grosse Qualmwolken hervor, und lassen daselbst eine bedeutende Feuersbrunst ahnden. Vorn ergiessen sich, über Felsenabsätze stürzend, die Wasser eines Stroms. Der Sturm braust in den hohen Bäumen, womit der Vordergrund besetzt ist; einer derselben, von Windesgewalt abgeworfen, liegt queer über die vorbeyziehende Strasse, wo seitwärts drey Figuren, Mann, Frau und Kind, mit Furcht zu verweilen scheinen. Dämmerndes Licht herrscht über das Ganze, Alles ist in gewaltsamer Bewegung, erhält aber eben durch die Dämmerung wieder Harmonie. Betrachtet man das Bild aus bloss technischem Gesichtspunct: so bemerkt man, wie der Maler sich des Kunstgriffs bediente, über den ganzen Vordergrund eine grosse kräftige Haupt-Schattenmasse zu werfen, im Mittelgrunde die Mitteltinte vorwalten zu lassen, und helle Beleuchtung nur in der letzten Ferne anzubringen.

Die Arbeit des Kupferstechers zeigt in beiden Blättern neben tüchtiger Meisterschaft lobenswürdige Sorgfalt. Hr. *Gmelin* war überall redlich bemüht, seine Vorbilder nachzuahmen, so gut es mit Strichen der Nadel und des Grabstichels angehen will. Sein Hauptaugenmerk war, Form und Charakter der Gegenstände deutlich zu machen, mehr als mit glänzenden Linien das Auge zu bestechen, und diese Weise ist, wie uns dünkt, diejenige, welche dem Kupferstich am allerbesten geziemt.

Das zweyte Blatt, oder das Gewitter, hat, weil dasselbe, wie schon vorhin gemeldet worden, beynahe bloss aus Schattenparthie und Mitteltint besteht, mehr Sättigung, und zieht das Auge vorzüglich an. Die Grabmale sind etwas heller beleuchtet, die Parthieen nach Erfodernis des Gegenstandes zuweilen unterbrochen; das Auge wird darum etwas weniger gelockt. Kunst und Fleiss des Kupferstechers möchten sich wohl in beiden Blättern die Wage halten, wenn aber gewählt, und Eigenschaft um Eigenschaft geprüft

werden sollten: so würden wir, obgleich das Gewitter von Seiten der Erfindung hoch schätzbar ist, doch den Grabmälern, als noch besser und zugleich lieblicher gedacht, den Vorrang zugestehen. Es ist nicht zu streiten, dass unter dem, was Landschaftsmaler je gedichtet haben, dieses Stück eines der gehaltvollesten sey.

Aus allem diesem werden Liebhaber und Künstler leicht entnehmen, dass sie weder den Besitz noch das Studium dieser Blätter entbehren können. W. K. F.

PARIS, b. Colas: *Les Peuples de la Russie, ou Description des moeurs, usages et costumes de diverses Nations de l'Empire de Russie, accompagnée de figures coloriées.* Tom. I. II. 1812. Fol. Imp.

Hr. Graf *von Rechberg* zu München, der längere Zeit in Russland sich aufgehalten, und mehrere Provinzen dieses Reichs bereiset hat, ist der Herausgeber dieses in seiner Art ganz eigenen Prachtwerkes, von welchem jeder Theil 48 sehr sauber illuminirte, Aquatinta-Kupfer enthält, welche Trachten russischer Völker, Gegenden, Belustigungen, Portraits, Familienscenen und dergl. darstellen. Jedem Kupfer ist eine Erklärung beygefügt, und sorgfältig wird über dieselbe nach Angabe glaubwürdiger Reisenden, oder nach eigenen Beobachtungen, Rechnung abgelegt. Der *Discours préliminaire* giebt eine (wohl zu kurze) Übersicht der russischen Geschichte, und erzählt die Bemühungen achtbarer Reisenden, die Länder des russischen grossen Reichs und seiner so verschiedenartigen Völker genauer kennen zu lernen. Es sendete der Wissenschaften liebende, wirkliche Vater seines Reichs, Kaiser *Alexander*, den General *Sprengporten*, nebst dem Akademiker und Major *Karnejeff* aus, die entlegensten Provinzen der russischen Monarchie zu bereisen, und Nachrichten über die dortigen Völker, ihre Sitten, Gebräuche u. s. w. einzuziehen. Von den auf dieser Reise gemachten Zeichnungen erhielt der Hr. Gr. *Rechberg* viele, und wurde dadurch aufgemuntert, in Hn. *Karnejeffs* Begleitung, selbst eine Wanderung durch mehrere Provinzen zu machen. Auf dieser Wanderung wurden von *K.* mehrere Zeichnungen aufgenommen, welche der Herausg. seinem Werke einverleibt hat. So entstand diese Sammlung, welche jedoch nicht Darstellungen *aller* Völkerschaften des russischen Reichs enthält, deren *Georgi* 90 angiebt.

Hr. Gr. *R.*, der sein Werk, wie er sagt, von Hn. *Depping* (Vf. der *Histoire d' Espagne*) und dem bekannten Annalisten *Maltebrun* hat durchsehen, und mit Bemerkungen bereichern lassen, theilt die Völkerschaften Russlands in 8 Classen, als: Russen, Finnen, Tataren, kaukasische Völker, Mongolen, Völker ungewissen Ursprungs, und eingewanderte, ein.

Dieser Eintheilung nach, giebt er uns Nachrichten, Notizen und Abbildungen von russischen Bauern und Bäuerinnen, von der Taufe, Hochzeit, letzten Ölung und Beerdigung der Russen; dann von ihren Eisbergen, Tänzen, Schaukeln, Bädern, und von ihren Spielen *Babky. Gvrodky, Svayky* und *Pristinky.* Darauf folgen Abbildungen von den verschiedenen Völkerstämmen der *Kosaken*, und von den *Albaniern*, oder *Arnauten*. Wie diese letzteren hieher kommen, lässt sich nur begreifen, wenn der Vf. sagt: *„par conséquent ils appartiennent à la race Slave comme les Russes."*

Zu den *Finnen* zählt der Herausg. auch die *Lappländer, Tschuwassen, Tischermissen, Ostiaken, Esthen* und *Liefländer*, von denen er Abbildungen giebt. Die *Tschuwassen* (deren Sprache verloren gegangen ist) gehören nach Anderen zu den *Tataren*. Ob die *Ostiaken* einen eigenen Volksstamm bilden, oder nicht, ist zweifelhaft. Vielleicht aber weniger, dass die *Liefländer* finnischen Ursprungs seyn sollen. Sollten dieselben nicht vielmehr ihre Ahnherren, unter den Slaven und Wenden suchen müssen? (Vgl. *Hupel* Nachrichten von Lief- und Esth-Land. 1 Th. S. 72. Es giebt in Liefland einen Fluss und eine Stadt *Wenden*, und das umliegende Gebiet wird der *wendische Kreis* genannt. *Bergmann* Liefl. Gesch. S. 30. *Kelch* Chron. Livon. P. IV. p. 343.)

Hierauf folgen die Abbildungen der tatarischen Stämme, ihrer Fürsten, Gezelte, Wohnungen u. s. w. Die von den gleichsam geharnischten *Baschkiren* gegebene Abbildung gleicht den Originalen, welche wir so zahlreich in Deutschland seit einem Jahre gesehen haben, in keinem Puncte. Nach *Pallas* und *Geislers* gleichförmigen Abbildungen sind es vielmehr *Tscherkassen*. Die *Kirgisen* aber, in des Hn. Gr. *R.* Werke, sind die wirklichen *Baschkiren*, welche wir gesehen. Die Abbildung einer kirgisischen Sultanin auf der Ottomane in ihrer Ruhe, und ihr Gemahl auf der Falkenjagd, beschliessen den ersten Band.

Der zweyte Band enthält die Abbildungen der asiatischen Völkerschaften Russlands, mit mancherley dahin gehörigen Scenen, Tänzen u. dgl. Die *Georgier* nimmt der Vf. mit anderen Schriftstellern für Nachkommen der Iberier der Alten an. Hierauf folgen die mongolischen Völker, *Kalmücken, Buräten*, ein mongolischer *Lama*, Götzen, Musikinstrumente, Kampfspiele u. s. w. dieser Nationen; dann die *Mantschu*, und die Völker *ungewissen Ursprungs: Samojeden, Koräken, Aleuten, Kamtschadalen, Kurilen* u. s. w. Unter den eingewanderten Völkern werden dargestellt *Armenier, Taschkiner, Indier, Chinesen*, und sogar *Japaner*, die nur durch Zufall zuweilen in die Küstenländer Russlands kommen.

Dieses ist der Inhalt eines überaus kostbaren und schönen Werkes, von welchem sich nichts weiter als *dieses* sagen lässt, und welches leider nur ein prächtiges Bilderbuch bleiben wird, da dessen historischer Werth durchaus von keiner Bedeutung ist, und die Geschichte durch dasselbe nichts gewinnen kann. — Nach einem in das Werk eingelegten Prospectus, welchem eine *Condition de la Souscrition* beygefügt ist, sind von demselben nur 12 Exemplare *avant la lettre*, 100 Exempl. *peints en Miniature* (ein solches liegt vor Rec.), und 300 Exempl. gewöhnlich colorirt abgedruckt worden. Von der ersteren Qualität kostet das Exemplar 1800 Franken, von der zweyten 1000, und von der dritten und vierten 850 und 600 Franken. Diess für diejenigen, welche Lust haben, sich das Werk anzuschaffen, welches nun, im Buchhandel, vielleicht weit mehr kosten wird. L. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DECEMBER 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

(Bezüglich auf die Tagesgeschichte in Deutschland.)

1) BERLIN, b. Hitzig: *Gedichte vor und während dem Kriege* 1813 *von Fouqué.* Als Manuscript für Freunde. Zweyte vollständige Ausgabe. 1814. 32 S. 12. (4 Gr.)

2) Ohne Druckort: *Sieben Kriegslieder von Max von Schenkendorf und Friedrich Baron de la Motte Fouqué.* 1813. 16 S. 8. (2 Gr.)

3) BERLIN, in der nikolaischen Buchhandlung: *Lieder des Vaterlandes und der Geselligkeit.* 1814. 60 S. 8. (12 Gr.)

4) MARBURG: *Teutona's Nacht und neuer Morgen.* 1813. 8 S. 8.

5) Ohne Druckort: *Deutschlands Palingenesie. Von Gustav Feuerlein.* 1814. 24 S. 8. (4 Gr.)

6) BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *La Renommée.* Poeme par Mr. l'Abbé *Perreau.* 1814. 34 S. 8. (6 Gr.)

7) DEUTSCHLAND: *Die Königsflucht, oder Hieronymus und seiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich.* 1814. 101 S. 8. (10 Gr.)

8) SONDERSHAUSEN, b. Voigt: *Die Insel Elba,* eine Metamorphose von *Bernhard dem Funfziger.* 1814. 24 S. 8. (4 Gr.)

9) Ohne Druckort: *Generalbeichte Napoleons* u. s. w. 1814. 16 S. 8. (2 Gr.)

So reich unsere Literatur fast in allen Fächern der Kunst und Wissenschaft ist: so besitzet sie doch den grössten Reichthum an lyrischer Poesie. Diess zeugt allerdings von einer Fülle der Deutschen an Gemüth und auch Einbildungskraft; ist aber durch sie noch nicht erklärt: denn andere Nationen, deren Gemüth viel regsamer, deren Phantasie viel lebendiger ist, als die unserigen, haben doch, selbst bey einer zum Gesang sehr geeigneten und ausgebildeten Sprache, weniger lyrische Dichter. Allein eben diese Bemerkung führt uns auch auf den Grund jener Erscheinung. Die schöne Kunst gedeiht überhaupt nur in der productiven Reflexion, und wo Herz und Einbildungskraft zu gewaltig und immerwährend von den Momenten der Wirklichkeit ergriffen werden, da reifen die Eindrücke und Empfindungen nie genug in der Seele, um zur lyrischen Poesie zu werden. Der Deutsche nun freut sich, möchte man sagen, fast noch mehr, als der unmittelbaren Genüsse und Erschütterungen der Einbildungskraft und des Herzens, ihres Nachklanges, ihrer Wiederholung durch die Reflexion.

So sehr wir überzeugt sind, dass dieser Quelle unser lyrischer Reichthum zu verdanken sey: so sind zugleich aus ihr die Hauptmängel der deutschen lyrischen Dichter entsprungen. Ist gleich die Reflexion nöthig, um aus dem Stoff der Empfindung und Phantasie ein Werk der schönen Kunst zu bilden: so darf sie doch nicht in der Poesie, und am allerwenigsten in der lyrischen, vorherrschend werden. Der eigentliche Hauptmoment in der Aufregung des Gefühls und der Bilder muss wie *unmittelbar* wirkend das Ganze beseelen, der lyrische Punct muss immer festgehalten seyn. Offenbar entfernen sich die deutschen Dichter grösstentheils viel zu sehr von demselben, und was ein Hauch der Brust, vorüber gleitendes oder rauschendes Bild war, wird in ihrer Poesie nicht bloss festgehalten, sondern beynahe abhandlungsmässig verarbeitet. Sie verstehen nicht aufzuhören, oder werden undeutlich, dämmernd, brechen zu früh ab, wenn sie jenem Fehler entgehen wollen.

Vielleicht ist keiner unserer grossen Dichter an diesen Fehlern überschwenglicher, und an lyrischen Meisterzügen zugleich reicher, also auch nach diesem Gesichtspunct so sehr Repräsentant des deutschen Geistes, als *Klopstock,* vielleicht Niemand von den ersten reiner, als *Goethe.* In mancher Hinsicht, auch in der lyrischen Poesie, kann *Schiller* für eine schwächere Wiederholung des *klopstockschen* Genius in einem fruchtbareren Zeitalter gelten, das insonderheit durch die kantische Philosophie mit Ideen und Aussichten, welche den denkenden Dichter beflügeln, reichlich ausgestattet wurde.

In dem letzten Jahrzehend, und schon einige Jahre früher, hat man in der deutschen Dichterwelt, um jene Erbmängel der Väter zu vermeiden, sich mannichfaltig bemüht, unserer lyrischen Poesie ein südliches Colorit zu geben. Empfindung und Phantasie sollten frey und unmittelbar ihr Spiel treiben, und der Zuchtruthe ernster Reflexion erledigt seyn. Solches Beginnen ist aber dem deutschen Wesen so wenig angemessen, dass es eine süsse und holdträumende Tölpelhaftigkeit hervorbrachte, und wir allerley wunderliche Anklänge für ein gediegenes Gedicht gelten lassen sollten. Man brauchte sich nur hinzusetzen, und die Winde um sich klingen, die Blumen sprechen, die unergründliche Liebe walten

zu lassen, und diess alles in Assonanzen zu verkünden, so galt man für einen grossen lyrischen Dichter ohne ein einziges baares Gefühl in der Brust, eine kräftige, eigenthümliche Erscheinung in der Phantasie, einen tüchtigen Gedanken, der von beidem ausging, im Kopfe zu haben. Diese Poeten, die in Pomeranzenwäldern zu sitzen glaubten, wenn es Eicheln auf sie herabregnete, schienen einige Stärke zu gewinnen, da ein unseliges Verhängniss Sehnsucht nach dem verlorenen Deutschland erweckte, und alle Sehnsucht an sich schon etwas Poetisches mit sich führt.

So stand es mit unserer lyrischen Poesie, als uns eine Wirklichkeit ergriff und fortriss, die freylich dem Genius einen herrlichen Stoff zu Poesie aller Gattung verleihen kann, doch zu kurz gedauert hat, um unsere gegenwärtige poetische Literatur von den Nebeln zu reinigen, und vor den alten Gebrechen zu bewahren. Der wahrhaftige Mannesmuth, welchen wir wohl haben lernen müssen, das Ahnden einer deutschen Vorwelt, blieben bey unseren Poeten gewisser Art mit einer Spielerey, Flüchtigkeit und Albernheit, welche südlich seyn sollen, nach wie vor verknüpft, und andere glaubten, wenn sie ein derbes deutsches Gemüth breit austönen liessen, so hätten sie ein lyrisches Gedicht verfertigt; und keiner gab durch den Verein von Empfindung, Bild und Gedanken einen ächt lyrischen Punct.

Wir durften diese Bemerkungen zunächst einer kleinen Sammlung von Poesieen eines Dichters vorausschicken, der unter allen deutschen Sängern, die in den beiden letzten Jahrzehnden aufgestanden sind, die reichste Fülle von Gemüth und Phantasie besitzt, von der Manneskraft unserer alten und gegenwärtigen Welt begeistert ist, aber sowohl diese Begeisterung, als jene Naturgaben, so sehr wie irgend ein anderer mit jener undeutschen Schattenhaftigkeit von Empfindungen und Gestalten und einer südlich seyn sollenden, aber wirklich mehr albernen Tändeley der Gefühle versetzt hat. Selbst diese Lieder, die vom Krieg eingegeben sind, enthalten Beweise hiefür, so wie von seinen gerühmten Tugenden. Schon das *Vorspiel* zu ihnen leidet unter dem Wahn der Südlichkeit. Wie ist möglich, dass *sie* von einem *zarten Wehen*, das den Dichter *hold in selige Wirbel drehen will*, geweckt wurden? *sie*, welche doch, so heisst es am Schluss sehr schön,

— wie Funken aus geschlagnen Klingen
Hell, reich und kühn, durch finstre Wolken springen.

Wie tändelnd ist das *preussische Marschlied* S. 26, und besonders die Spielerey mit dem *lieben Vater Kleist*, und wie ist da an gar kein Aufhören zu denken! Männer sprechen doch, wenn auch *kindlich*, nie *kinderhaft*; und wenn man zur Schlacht geht, ist man nicht wie in der Kinderstube, sagt nicht:

Gewährst Du's, lieber Vater Kleist,
Mich dünkt, wir bitten recht. (?)

Am meisten aber sinkt zur albernen Spielerey das Gedicht *an Napoleon* herab, indem es die Phantasie furchtbar erschüttern soll. Der Dichter will jenen eisernen Mann durch Träume schrecken, die sich schauerlich um dessen Bette drängen,

Und machen gar entsetzlich nach
Der unbegrabnen Leichen Schmach,
Das einseln liegende Gebein,
Zerrissner Krieger Jammerschreyn,
Der Todten offen, starres Aug' —
Ich zittre, Kaiser, Du wohl auch;
Du nicht? — So schenke Gott Erbarmen
Dir Armen! —

Einen seltsamen Contrast mit diesem Gedichte macht das unmittelbar vorhergehende, die *Himmelslichter*, wiewohl ein historischer Zusammenhang zwischen beiden ist. Denn der Kummer, welcher die zwey Sterne, die wenigstens den Seelen vom Himmel durch das Kriegsgewimmel leuchten, einst befeuchtete, als sie auf Erden im freundlichen Blau strahlten, wird hinreichend durch den folgenden Schwur bezeichnet, der die Schmerzen der herrlichsten Frau zu rächen gelobte. Diess Lied soll den Geist der Chevalerie athmen; allein die Allegorie ist zu frostig und gekünstelt, als dass es von der gerügten Kränklichkeit unserer jetzigen Poesie freygesprochen werden könnte. Ganz werth eines deutschen Sängers ist der Gesang *auf dem Marsche in einer schönen Gebirgsgegend Böhmens*. Die erste Strophe stellt uns die Berge mit ihren Wäldern in Sonnenglanz und Nebel meisterhaft dar; an diesen sinnlichen Eindruck knüpft sich in der zweyten eben so schön das Schwanken der Zukunft für das verbündete Heer vor der Schlacht bey Culm und den ihr verbrüderten Siegen; und wie erhebend schwingt sich aus jenem sinnlichen Eindruck und der durch ihn geweckten Betrachtung aus den beiden ersten Strophen die dritte mit ihrem ächt deutschen Sinn empor:

Lass die Übel tragen,
Uns ist Tang ein Spott!
Trotzend allen Lügen
Brechen deutsche Streiter
Ihre Bahnen weiter,
Und das Ziel ist Gott.

Eben so werth eines deutschen Sängers ist der Triumph *nach der Schlacht bey Culm*. Schöner und frommer kann nie ein Gefühl nach einem Siege gewesen seyn, als das in den beiden ersten Strophen, wo die Hügel wie die Altäre glühn, und die Gipfel der Berge voll Opferpracht wallen,

Derweil noch einzeln Donner schallen,
Echo der Schlacht.

Mit gleichem Gemüth endigt das Gedicht, nachdem es die weiteren Siegeskunden in sich aufgenommen, wahrhaft erhaben mit der Ermahnung an das Volk des Herrn, das unter dem reichen Segen fast erlag:

Knie nieder unter Fruchtgewittern,
Und bete still.

Die Ballade, *das Mädchen und der lützowsche Jäger*, ist lebendig und lieblich dramatisirt, und die spielende Phantasie, welche in einem verfallenen Fenster

der Ruinen des Schlossberges zu Teplitz mit der süssen Dame spricht, die sonst durch das bunte Glas dort freundlich hinaus sah, gehört nicht unter die spielenden Auswüchse unserer neuesten Poesie. Von den übrigen Gedichten der kleinen Sammlung ist nichts Gutes und nichts Böses zu sagen.

— Ein ungemein kräftiger und männlicher, von den modernsten poetischen Schwächen freyer Geist wehet aus drey Kriegsgesängen von *Max von Schenkendorf*, die mit einigen auch in der kaum angezeigten Sammlung begriffenen Liedern von *Fouqué* zusammengedruckt sind. Aus dem *Soldaten-Morgenlied* spricht der Ritter unmittelbar, nicht eine Erinnerung des Ritterwesens. Es ist frisch und ermuthigend, wie der Morgen selbst, und giebt einen Schwung, wie jenen unbeschreiblichen der Soldatenseele, wenn die ersten Canonendonner, der Schlacht Verkündiger, durch die blauen Räume schlagen.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh;
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,
Man *träumt* von Siegeskränzen,
Man *denkt* auch an den Tod.

So bedeutend hier der Gegensatz ist, dass man von Siegeskränzen träumt, dass man an den Tod denkt: um so weniger gefällt die Ausführung in der zweyten Strophe, wo der Tod als ein Liebchen gedacht wird, als eine ernste Braut, in deren kaltes Bette die Streiter sinken; aber in den drey letzten ist der Ritter und Christ und Dichter ohne Fehl. Wenn der Freyheitstag anbricht,

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust:
Es schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrey,
Und wir — ihr wackern Degen —
Wir waren auch dabey.

In die bekannte Form des ambrosianischen Lobgesanges ist die Deutschheit, so gediegen und lauter, und poetisch durch Christenthum und Ritterthum, wie noch in kein Dichterwerk gelegt. Mögen wir Deutsche bey Erinnerung der Schlacht von Leipzig immerdar so fühlen! Dann erwachsen aus der Brust des Volkes solche politische Einrichtungen, die eine wahrhaftige Volksfreyheit gründen, und sich auch schon dem diplomatischen Congress begreiflich machen werden.

Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir;
Herr Jesu Christ, wir danken Dir!
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Dass wir den grossen Tag gesehn,
Dich Tag der Sühne, Tag des Herrn;
Wie feurig schien dein Morgenstern!

Wie kräftig fasst das romantische Lied, *Ronzevall*, die Thaten von Roland und Wellington zusammen, und strömt eine Farbe des Südens in nordische Einbildungskraft und Freyheit. Man hört zugleich Rolands Horn, und

Maurisches Königschor,
Spanischen Adels Flor,
Tanzender Mädchenchor
Wo die Orangen blühn,
Heisser die Weine glühn,

den wackeren Lord preisen, welcher da, wo Roland fiel, das Franzenheer erschlug. Das Lied ist auf die Melodie von *God save the king* gesetzt. Hat das englische Volk nach dieser Melodie irgend so triumphirende Töne zu singen, als folgende:

Freudiger Helden Speer
Hob sich aus wildem Meer;
Mächtiges Franzenheer
Scheut sich und flieht u. s. w.

Zu den beurtheilten Dichtern, welche beide der erste reich an Phantasie und Gemüth, aber an beiden auch kränkelnd, der andere vielleicht mit weniger poetischer Fülle, doch mit ungleich frischerem und mannhafterem Schwunge, von der Begeisterung einer Zeit ergriffen wurden, die mehr als irgend eine vorhergehende unseren lyrischen Reichthum vergrössern muss, gesellt sich hier ein achtungswerther Mann, ein braver preussischer Patriot, welcher durch eine solche Zeit einen Anflug von Poesie und selbst ritterlicher Denkart erhielt, der ihn sonst wohl nicht angewandelt hätte. Übrigens hat er offenbar einen gebildeten Geist, dem das Alterthum und die neuere Literatur anderer Nationen bekannt und lieb sind, treu dem *Vaterlande* und der *Geselligkeit* geweiht: wir wünschten nur, den ersten nicht unter dem Spruch: *mit Gott für König und Vaterland*, sondern lieber für Vaterland und König: denn der erste kann nur durch dieses letzte etwas seyn, und das Vaterland ist nicht immer etwas durch seine Könige.

Im Übrigen kann die Geistesbildung, welche dem Vf. dieser Lieder häufig hilft, seine Prosa zu verstecken, doch nicht allezeit dazu aushelfen, und nirgend dieselbe in Poesie verwandeln. Ein Schema zu einem lyrischen Gedichte, wie es die Philologen den horazischen vorzusetzen pflegen, und in dem römischen Dichter in der Empfängniss der Phantasie und im Gewinde der Grazie kaum aufgespürt werden kann, blickt in den besseren Gedichten dieser Sammlung kalt hervor. Wie Horaz spricht der Vf. auch von Beflügelung seines Geistes durch den entsiegelten Wein und seinem trunkenen Munde; doch vermerkt man seine Trunkenheit nicht. Neben einem Begriffe findet man hier einen einzelnen Zug, ohne dass man weiss, warum sie eben zusammenstehen; und an eine Belebung mehrerer Züge zu einem poetischen Ganzen ist gar nicht zu denken. Was konnte einen preussischen Patrioten mehr, wir wollen nicht sagen zu einem ganz heiteren, aber doch zu einem selbst durch der Wehmuth Gewalt mitten im Jubel hinreissenden Dichterschwunge begeistern, als die Rückkehr des Königs nach dem Frieden von

Tilsit? Unser Vf. sagt erst, dass das Volk sich doppelt stark fühle, weil der König in seiner Mitte sey, und fährt fort;

Ein Jeder sucht ein Zeichen,
Den Tag ihm zu vergleichen.
Der Landmann strömt herbey,
Und ruft Juchhey! Juchhey:

Welcher Sinn in den beiden ersten Zeilen seyn mag, er ist wenigstens ein sehr geschraubter, steifer, ein abstracter, wenn wir mit diesem Wort einen Tadel aussprechen können: und warum tölpelt eben über einen solchen Sinn das *Juchhey* des Landmanns her? Die zweyte Strophe hat in ihrer zweyten Hälfte eine gleiche Unart:

So feyre laut und stille
Sein Fest der muntre Wille,
Doch Bräutigam und Braut
Sie küssen heut sich laut:

Wie gekünstelt und abstract gesagt ist der erste Gedanke, zu welchem sich wiederum der individuellste Zug, ein *lauter Kuss* von Bräutigam und Braut, gesellen muss. Die folgende Strophe macht freylich begreiflich, warum ein solches Küssen eintreten solle: am Königspaare nämlich sey gesehen, dass die Liebe keine Jahre zähle, und dazu kommt der Trost,

Des Volkes Lieben auch
Behält den gleichen Brauch.

Der Sänger versichert dann, man wolle dem König durch Thaten schwören,

Dass wir sein eigen sind,
Wie Vaters treue Kind.

Wird hier die Grammatik selbst nicht zu naiv? und dürfen diese *Kind*, wie unmittelbar darauf geschieht, Herz und Hirn mit Wein beflügeln, und einen trunkenen Mund führen? Das Gedicht endigt zum Glück hier: denn eine *dichterische* Trunkenheit möchten wir schwerlich vernehmen.

Übrigens hat manches andere Gedicht dieser Sammlung nicht einen so gänzlichen Mangel an poetischer Farbe, wie das kaum angeführte. Besonders verbreitet sich ein gewisses anmuthiges Licht über den Sänger, wenn er seine Gedanken zu der Königin *Luise* erhebt, welche so früh nach ihrem Hinscheiden, nicht nur in Preussen, sondern in einem grossen Theile Deutschlands schon zu einem Mythus aller Frauentugend und Frauenanmuth geworden ist.

In *Teutonas Macht* und *neuem Morgen* wechselt die Situation zu schnell, und insonderheit ist der Übergang von der Nacht zum Morgen, welcher in der Wirklichkeit so rüstig und hell war, viel zu schwach und dämmernd, als dass die Einbildungskraft hinlänglich befriedigt werden könnte. Einige Bilder der nordischen Mythologie sind lebhaft aufgeführt. Die Sprache möchte Schwung haben, wird aber von lahmen Alexandrinern niedergezogen, wie z. B. von solchen, ohne den nöthigen Abschnitt im dritten Fusse,

Sieg winkte von der hohen Wolkenbahn und zeigte —
Am düstern Aschenkruge deutscher Heldenbeine —
Nicht von des aufgeschreckten Löwen ehrnem Streite —

Gustav Feuerlein giebt in drey besonderen Gedichten den drey grossen Continentalmächten, die wider Frankreichs Übermuth verbündet standen, einer jeglichen ihr Lob. Das erste, *die Völkerschlacht bey Leipzig*, endigt mit den Worten:

Emporgetragen bis zum Sternenplan,
Wird *Schwarzenberg* der Nachwelt übergeben,
Mit *Metternich* im Mund der Deutschen leben.

Ein Gespräch zwischen dem *Niemen und der Berezyna* lässt gegen seinen Schluss die letzte sagen:

Heil Dir, o Enkel der grossen *Kathrina*,
Rauschend verkündigt der Strom Berezyna:
Du bist der Sieger, der Retter bist Du.

Preussen, Unlängst und Jetzt, sagt zuletzt zu den Preussen:

Empfangt dafür vom deutschen Vaterlande
Den höchsten Schmuck, den Eichenkranz zum Dank!
Ein Zweig davon ist auch dem Dichter sicher,
Der Eure Thaten feyert, *Stein* und *Blücher*.

Die Beschreibung der Schlacht bey Leipzig, in nicht übel klingenden Stanzen, trifft glücklich den Mittelton von epischer und lyrischer Dichtungsart, und hat freylich keine originelle, aber viele lebhafte Züge. Man möchte das Gespräch zwischen dem Niemen und der Berezyna manchem der früheren Gedichte *Schillers* in seiner Anthologie vergleichen. Ganz erinnert an diese der grelle Contrast, wie der erste Strom das glänzende Heer Frankreichs und seiner Genossen beym Eindringen in Russland schildert, und der zweyte das zertrümmerte, sich siech zurückschleppende:

Schon ist der Würfel entscheidend gefallen;
Tausend und tausend Bewaffnete wallen
Über mich Rubicon - Niemen dahin.

Lange Reihen abgelebter Siechen
Seh ich meinem Bett entgegenkriechen,
Mancher Mutter einzig letzten Sohn;
Tausende lebendig todter Leichen
Gegen meine Trauerufer schleichen,
Gegen Berezyna - Phlegeton.

Das wechselnde Sylbenmass für beide Ströme ist glücklich gewählt, die Sprache kräftig und schön bis auf wenige Flecken, und der grosse Reichthum an Schilderung, die auch eine schläferige Phantasie aufzustürmen vermöchte, ist weniger durch Misstöne entzweyt, wie in den früheren *schillerschen* Poesieen.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Oldenburg, b. Schulze: *Über Bürger - Garden, ihre Bestimmung, Einrichtung und ihren Nutzen.* Besonders abgedruckt aus der Germania. 1814. 61 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DECEMBER 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

(Bezüglich auf die Tagesgeschichte in Deutschland.)

1) Ohne Druckort: *Deutschlands Palingenesie.* Von *Gustav Feuerlein* u. s. w.

2) BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *La Renommée.* Poëme par Mr. l'Abbé *Perreau* u. s. w.

3) DEUTSCHLAND: *Die Königsflucht*, oder *Hieronymus und seiner Staatsdiener Ankunft in Frankreich* u. s. w.

4) SONDERSHAUSEN, b. Voigt: *Die Insel Elba*, eine Metamorphose von *Bernhard dem Funfziger* u. s. w.

5) Ohne Druckort: *Generalbeichte Napoleons* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das preussische Heer in den Jahren 1806 und 1813 bietet einen ungefähr eben so grellen Contrast dar, wie der ist, welchen unser Sänger von den vorher erwähnten Strömen aufgeführt hat: da aber jener in moralischer Hinsicht noch viel bedeutender, als in physischer, war: so wird die Poesie mitunter gnomischer Art, und manche Zeilen wird das Gedächtniss der Preussen wie Epigramm festhalten. So heisst es über die Schlacht bey Jena von den Franzosen:

> Sie äfften nach, o weint Thuiskons Söhne,
> Mit umgetauschter Rolle Rossbachs Scene,

und von der Preussen Muth im Jahre 1813:

> Sich rein in Blut vor Herrmanns Volk zu waschen,
> Und noch im Tod den schnellen Sieg zu haschen.

Der Muse des Vfs. von dem Gedicht *la Renommée* ist schwer beyzukommen. Auf dem Titelblatt ist dasselbe dem König von Preussen, seinen braven Kriegern, und seinen treuen Unterthanen gewidmet. Dann folgt ein Schreiben an den König selbst, welchem zugleich eine allgemeine höfliche Antwort, die Abbé *Perreau* vor langen Jahren von der hochseligen Königin Luise erhielt, vorgelegt wird; auch die königliche Antwort auf dieses Schreiben wird uns nicht vorenthalten. Hierauf folgen vorläufige Bemerkungen, worunter auch die, dass man zugleich eine deutsche Übersetzung mit dem französischen Original des Gedichtes habe drucken lassen wollen, aber auf den Rath verständiger (ja wohl!) Freunde sie zurückhalte, bis das Publicum sie verlange. Noch bleibt man fern von dem eigentlichen Gegenstand: denn darauf kommen an den König von Preussen, den Kaiser von Russland, den Kaiser von Österreich, den Kronprinzen von Schweden, an jeden besondere Weihungsverse, endlich auch noch an die Generäle und Officiere der verbündeten Mächte insgesammt. Indem so den Zuhörern und Lesern der Athem ausgeht, hat der Sänger noch Athem genug, um anzuheben:

> *Déesse des vainqueurs, aimable Renommée!*
> *Toi, qui dans ces pays n'est point une étrangère,*
> *Compagne des héros, charmante messagère.* — —

Nach dieser kurzen Anrede an die Göttin, die liebenswürdige *Renommée*, wird ihrer im ganzen Gedicht nicht weiter gedacht, und selbst am Schluss wendet sich der Dichter nicht mit einem Compliment an sie, sondern an die preussischen

> *Actifs et sages chefs, d'une exacte Police!*
> *Directeurs assidus de chaque corps utile!*
> *Citoyens vigilans! brave garde civile!*

und endlich an die grosse Gottheit der Christen, zu welcher wir mit ihm beten:

> *Inspire aux Potentats une heureuse Concorde!*

Im Übrigen enthält das Gedicht über den letzten Krieg in Russland, Deutschland und Frankreich Zeitungsnachrichten in fliessenden Alexandrinern, die nur durch einige oratorische Stücke erweitert werden. In einem derselben redet Napoleon voll Verzweiflung über sein Unglück durch den russischen Frost, und hebt an:

> *Contre moi la nature aida la barbarie;*

und spricht in erhabenen Tönen weiter. Doch wird man zuletzt irre, ob die Würde dieses Gedichtes mit Fleiss verletzt sey, um den französischen Kaiser lächerlich zu machen. Denn er sagt am Schluss:

> *Je vous laisse, Guerriers, et sans prendre la fuite,*
> *Je m'envais et sans garde, et sans aucune Suite.*

Am breitesten lässt sich der treue preussische Unterthan aus, indem er seine Mitbürger ermahnt, die Waffen wider den fremden Unterdrücker zu ergreifen. Der Vf. entschuldigt diese Redseligkeit in den vorläufigen Bemerkungen damit, dass man immer glaube, nicht genug sagen zu können, wenn man beeifert sey, die Liebe zum Vaterlande zu befeuern. Uns befremdet dabey, warum, und wie ein Franzose die deutsche Freyheit so sehr lieben wolle: denn das Beste, um dessentwillen wir die Waffen wider das *Franzosenthum* ergriffen, muss ihm solcher Anstrengung nicht werth scheinen.

Auf dem Umschlage der *Königsflucht von Hiero-*

nymus ist die Figur eines ungeheueren *Bierbruders*, welcher lachend den Rachen aufreisst, sich mit beiden Händen die erschütterte Brust hält, und die Worte ausstöst; *Buch zum Todtlachen*. In den Scenen zwischen dem Präsidenten *Jacobson* und dem Hofagenten *Schmuel* sind Sprache und Sinnesart der Juden, und in anderen ist das närrische Franzosenwesen als ein Königthum in dem deutschesten Deutschland derb genug dargestellt, um den *Bierwitz* zu vergnügen. Der Monolog von Jacobson zu Anfang des neunten Auftrittes enthält auch feinere Züge, besonders den, dass der Jude auf der Flucht, wo er und sein König Alles hinter sich lassen, sich noch mit dem Project tröstet, nach welchem er die sämmtlichen *evangelischen Kirchen* pachten, und den christlichen Gemeinden verpachten will. Er ist in seiner Noth so entzückt über dieses Project, dass er zu sich selbst sagt: *Bischt doch ä Hexenkarl, Du Jacobson.*

Bernhard der Funfziger hat wahrscheinlich in seinem zwanzigsten Jahre, oder noch früher, *Blumauers* gotteslästerliche Art, den Olymp zu behandeln, als ein etwas ruchloser Jüngling mit Bewunderung und Entzücken angehört. Zum Unglück für Deutschland ist die Freude über den Sturz Napoleons so gross, dass wir uns nach so vielen Blössen, welche wir uns während seiner Tyranney über unser Vaterland gaben, auch nicht entblöden, selbst in dem Grimme gegen ihn, so frey er sich ergiessen darf, und so stark er zu einer mehr als juvenalischen Satire begeistern könnte, die grösste Armuth an ächtem Witze darzulegen. Unser *Funfziger* lässt Zeus seinen Jahrestag feyern. Der vermisste Mercur kommt während des Gelages. Unter allen französischen Courieren war gewiss kein so gemeiner, als wie der beflügelte Hermes hier beschrieben ist, und die Freude, welche Zeus bezeugt, dass Paris eingenommen sey, ist wirklich der Art, dass wir *Bernhard den Funfziger* für den rohesten Invaliden halten würden, wenn er nicht so gut, wie ein *Professor* der *Geschichte*, Bonaparte, nach der jetzt beliebten Art, mit historischen Beyspielen niederzuschlagen verstünde.

Wo noch einmal ein Funke von Witz wider Napoleon aufschlägt, ist er den Franzosen entwendet. So der satirische Blumenstrauss, welcher der elenden *Generalbeichte* des Kaisers angehängt ist. Es ist doch wenigstens sinnreich, welche Blumen durch ihn zu Grunde gegangen sind, und was nur übrig blieb, um noch einen Blumenstrauss für ihn abzugeben.

Ms.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Ohne Verlagsort: *Zum deutschen Congresse* 1814. im November 1814. 68 S. 8. (8 Gr.)

Eine Stimme, die sich darf hören lassen, wenn man sie auch so, wie sie sich hören lässt, nicht ganz hören will und hören kann. Mit Unparteylichkeit würdigt der Vf. die Geschichte der Mittel- und neuen Welt, und wenn er dort die Fortschritte der Deutschen seit der nach Aussen kraftvoll wirkenden Reformation, die Fortschritte in geistiger und sittlicher Erziehung, hier die Begeisterung für einen Bund des Rechts und der hohen Einsicht, was Noth thut, nicht verkennt: so gesteht er eben so offenherzig, dass Deutschland dort seit dieser Zeit der That und der Welt fremd geworden, und jetzt in der neuen Welt gefährdet werde, der dummen und eigennützigen Anhänglichkeit an das Alte, der ewigen Feindin des Rechts und der Ordnung, zu unterliegen. Er verwirft Priester, Lehrer, und Ritter, dann alle Privilegirten als Stände: — die Priester, weil die Theologie von dem Leben entfremde, und das weltliche Sorgenfrey das stehende Wasser des Überflusses erzeugt habe; — Lehrer, weil ihr Stand, eine eigene Welt, nie die Bedürfnisse der Mitwelt erkennen werde; — die Ritter und alle anderen Privilegirten, weil sie als landesständische Verfassung, theilnehmend an der gesetzgebenden Gewalt, nur ihre Freyheit von den öffentlichen Lasten, und als landständisches Ansehen, theilnehmend an der vollstreckenden Gewalt, die herkömmlichen Rechte, den Thron ausschliessend zu umgeben, bewachten und bewahrten. Er will daher zur Bewahrung der errungenen äusseren Selbstständigkeit, und zur Befestigung einer selbstständigen Stellung im Krieg und Frieden, wovon das individuelle Wohl in dem Gleichgewichte, die Ausbildung der so klar ausgesprochenen Volksthümlichkeit, und die äussere Achtung eines Volks abhange, 1) *einen deutschen Spiegel*, der allen Unterthanen gleiche Rechte gegen ihre Regenten sichere, und 2) diese Rechte sichere durch eine neue dem Obscuranten-Orden, oder der Anhänglichkeit an das Alte entgegengesetzte Landesverfassung: in jenem müssten die Fragen erörtert und bestimmt seyn, wie die Regenten durch ganz Deutschland im Inneren durch eine Verfassung gegen das Ausland gesichert, und wie die Elemente dieser Verfassung selbst festgesetzt und angewendet werden sollen; bey dieser müsse man von dem Satze ausgehen: *Jedes Werk* der Gesetzgebung und Staatsverwaltung werde *berathen* nur von *denen, die es verstehen, aber auch von Allen*, die *es verstehen*; die *Ausführung* der Berathung bleibe *Einem*, weil in der Einheit nur ausführende Kraft ist. Für die zwey von ihm vorgeschlagenen Kammern (denen in England ähnlich) findet er es rathsam, eine sachliche Norm für die Qualification der Individuen nach Massgabe der Grösse des Eigenthums, oder besser des activen Interesse am Staate, d. h. der erlegten Abgaben und der von ihnen abhängigen Menschen, dergestalt anzunehmen, dass die zweyte Kammer, die Kammer der Gemeinen, aus den demokratischen Communalverfassungen nach Massgabe ihres passiven Interesse bestehe, und durch Wahl ihrer Obrigkeit regelmässig beschränkt werden müsse. — So wahr es ist, dass eine rechtliche Nation, die ihren Sinn für grosse That so bewährt hat, wie die deutsche, verlangen kann, dass die Zeit

der Noth nicht wiederkehre, und das Gemeinwohl nur von einer privilegirten Kaste berathen werde: so wahr ist es auch, dass der von dem Vf. mit vielen anderen Schriftstellern der neueren Zeit gemachte Vorschlag, so wenig auch in Thesi gegen ihn eingewendet werden kann, in Hypothesi manchen Modificationen unterliegen müsse, um den Folgen zu begegnen, dass nicht mit dem kühnen Wegschneiden der zum Theil morschen, zum Theil noch kräftigen Grundpfeiler das ganze Gebäude in Trümmer zerfliege, ehe das neue gesichert und ausgebaut ist. Wer kann den von der Höhe herabgestürzten Felsen in der Mitte aufhalten! — Gerade die Geschichte, auf die der Vf. sich als einen untrüglichen Wegweiser zu dem, was künftig geschehen soll, und als sicheren Zeitweiser zu dem, wann es geschehen soll, beruft, möchte ihm nicht überall günstig seyn, wenn gleich Rec., bey aller Achtung für den Werth der Geschichte, ihr nie eine entscheidende Stimme in Hauptangelegenheiten der Individuen und Staaten, aus Gefahr, in einen groben Empirismus (oder Quacksalberey) zu verfallen, einräumen wird. — So kraftvoll übrigens die Diction, so vorurtheilsfrey die Ansicht des Vfs. ist: so hat er doch die Inconsequenz nicht ganz vermeiden können. Dk.

St. Petersburg: *Geheime Geschichte des ehemaligen westphälischen Hofs zu Cassel.* 1814. I Theil. 263 S. II Theil. 279 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Vf. giebt sich (S. 1 u. f.) für einen Staatsdiener von einem grossen Wirkungskreise aus, den er nicht verlassen wollte, so sehr auch ein geheimer Zorn das Herz schmerzhaft zusammenpresste, um nicht einer gemeinen Creatur von bekanntem Schlage Platz zu machen, und um das Verderben zu verhüten, das eine solche Creatur anrichten konnte und würde; er verleugnete sich also selbst um des Besten Anderer willen, und um nicht Tausende der Gewalt eines Eigennützigen und Stolzen, der sie auf jede mögliche Weise bis aufs Blut gedrückt haben würde, zu überliefern. Mit ihm gab es einige andere Patrioten, die (II Th. S. 36) bey der veränderten Regierung, die sie von Herzen hassten, in einen sauren Apfel beissen mussten, Andere (II Th. S. 180), die bey der Gewalt, die man den Unterthanen anthun musste, um die Erpressungen zu bewerkstelligen, bey der heillosen Vergeudung der geraubten Summen, ein zu rechtschaffenes deutsches Herz in der Brust trugen, und nicht länger mehr die Büttel einer solchen abscheulichen und verhassten Finanzverwaltung bleiben konnten; die als ehrliche und redliche Männer sich mit Kraft dem Ruin des Landes entgegenstemmten, und daher entweder verabschiedet wurden, oder mit Freuden ihre Stellen niederlegten. Wir haben hier die Worte des Vfs. gebraucht, um ihn über seine Gesinnungen, und besonders über die Gründe, seine Stelle beyzubehalten, selbst zu hören, und es ihm wiederholt fühlen zu lassen, dass er, da er in den sauren Apfel biss, weder zu denjenigen rechtlichen Männern gehörte, die verabschiedet wurden, noch zu denjenigen, die ihren Abschied nahmen, und vorzogen (I Th. S. 21), den Keulenstreichen einer despotischen Wildheit auszuweichen. Dafür hat er nun auch die Freude, seinen Gehalt bezogen, während seiner Verwaltung, des Eides ungeachtet, einen Hass gegen die Regierung, und die deutschen Büttel (I Th. S. 8) ärger wie gegen die Sünde genährt zu haben; und freygeworden, hat er die doppelte Freude, von dem unnatürlichsten, sittenlosesten, abscheulichsten Hofe (I Th. S. 6) und von einem Reiche, worin es (II Th. S. 185) ärger herging, als im Sündenvollen Babel, ein Gemälde voll Verzerrung, Unnatürlichkeit, Abgeschmacktheit, voll von Bubenstreichen, Erpressungen, Erniedrigungen, vor die Augen des Publicums zu stellen, oder ein Lastergemälde (II Th. S. 216) zu liefern, wie es die Hölle wohl nicht ärger aufzuweisen hat. Indem er Jedem die rechte Ehre anthut (II Th. S. 222), versichert er, seinen Pinsel in die Farben der Nacht getaucht zu haben. Es gereicht dem Heere von Spionen, deren Zahl er auf 26,000 setzt, gewiss zum Vorwurfe, den Vf. nicht in Ansehung seiner Gesinnung ausgekundschaftet zu haben, da doch kein Mensch ihrer Beobachtung entging. Doch genug von diesem Pasquill, das ein Gemälde voll von Gemeinheiten, Plattheiten, Schwätzereyen, Verdrehungen, Entstellungen, Lügen und Widersprüchen ist. Kaum ein einziges Factum ist wahr wiedergegeben, und nur der Versicherung des Vfs., dass er (I Th. S. 35) kein Plutarch sey, um seine Leser bis auf den Grund des Herzens seiner Helden sehen zu lassen, und dass (II Th. S. 212) das Ganze seiner Briefe kein philosophisches System ausmache, sondern durch sein buntes Gemisch zur Unterhaltung dienen solle, kann man unbedingt glauben. Rec. war nie in Westphalen angestellt, und er kennt auch den Vf. nicht; aber ihm ist die Verwaltung des westphälischen Reichs nicht fremd; und so sehr er die Mängel und Verbrechen der Regierung ungeschont wünscht, so darf er doch bekennen, dass nicht der zehnte Theil dieser beiden Bände der Wirklichkeit entspricht, und dass er einer solchen geist- und herzlosen Darstellung eben so gram bleiben, als er Verläumdung und Unwahrheit hassen wird. Weder der Geschichte noch der Begeisterung der Zeit hat der Vf. einen Dienst gethan. Zum Schlusse mag noch eine Stelle für die Verantwortlichkeit sprechen, einem Manne ohne Kopf einen grossen Wirkungskreis anvertraut zu haben. „Die Fäuste der Buben (sagt er, II Th. S. 68, wo von Verfolgung der Polizeyspione die Rede ist) waren ihre Ballister und Katapulten; anstatt der Felsklüfte und Stämme ergriffen sie Kieslinge und Ingredienzen, welche das Primordialfluidum der Erde ausgemacht haben." Dk.

Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Hamburgs Schicksale unter Davoust, und meine Auswanderung. An meine Freunde,* von *Joh. Christ. Aug. Grohmann,* Professor am Gymnasium. 1814. 92 S. 8. (6 Gr.)

Die letzte verhängnissvolle Zeit Hamburgs, während der Einschliessung, hat der Vf. nicht erlebt. Denn

er verliess bald nach der Wiedereinnahme durch Davoust die Stadt, weil er dem Gouverneur nicht traute, bey dem er schon früher durch einen Aufsatz, die Vorstellung Hamlets während der französischen Regierung betreffend, den er dem Redacteur der neuen Zeitung und des Addressblatts, Hn. Klopstock, mitgetheilt hatte, bey ihm anrüchtig geworden war, und als Vf. zweyer anderer, während der momentanen Besitznahme Hamburgs durch die Russen erschienener Aufsätze (*Die deutsche Convention, und was ist der Deutsche?*) verdächtig und straffällig werden musste. — Seine Darstellung beschränkt sich also auch nicht auf die letzte Zeit des Elends und des namenlosen Jammers, und doch würde man auch mit der früheren zufrieden seyn, wenn der Vf. die Darstellung nicht so leer an geschichtlichen Handlungen gelassen, wenn er es der Mühe werth geachtet hätte, die Zeit und die Begebenheiten in der Zeit zu bezeichnen, wenn er nicht geglaubt hätte, für die Überzeugung dadurch genug gethan zu haben, dass er Davousten das in Thon oder Eisen abgedruckte Format seines Herrn, den unbedingten Sclaven seines Gebieters und glühenden Götzens, einen Unmenschen, einen eisernen Henkersknecht, die Franzosen Raub- und Mord-Gesindel, die davoustische und napoleonische Regierung eine solche, die ihres Gleichen an Grausamkeit, List, Verfolgung, Tyranney, Barbarey, nicht hatte, den Zustand Hamburgs einen bis zur Bettlerarmuth herunter gesunkenen Zustand nennt, ohne schneidende und individuell gezeichnete Handlungen anzuführen. Eine solche verallgemeinerte Darstellung kommt zwar bey dem Vf. auf Rechnung seines philosophischen Studiums; allein der Geschichte genügt sie um so weniger, je dringender die Foderungen sind, welche die Gegenwart an die Geschichte machen kann. — Dafür hat sich denn auch die Geschichte an seiner Philosophie nicht nur durch Isoliren der allgemeinen Sätze, die wie angeschoben erscheinen, durch ein Verlassen beym Aufgreifen mancher Wahrheiten, sondern auch durch den Contrast gerächt, worin die natürliche Thatsache zu der oft unnatürlichen Darstellung steht. — Davoust hatte eine schätzbare Seite, die man, ohne undankbar zu seyn, nicht verschweigen sollte — eine strenge Soldatendisciplin, und dann scheint auch eine solche starke Natur der Possenreisserey am 11 April (die ängstlich aus dem Schlafe gerüttelten, und zu ihm bestellten Senatoren trafen verschlossene Thüren an), als einer spasshaften Vergessenheit seiner selbst, nicht einmal heimlich, geschweige öffentlich, empfänglich. — Rec. schätzt den Vf. von Seiten seiner Kenntnisse und seines Herzens; der Hochachtung, die er für ihn hegt, war er aber, wie der Wahrheit, diese Bemerkungen schuldig. Dk.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Riga*, b. Hartmann: *Der Feldzug des Darius gegen die Scythen* — eine Rede am Krönungsfeste S. Maj. Alexander I, Selbstherrschers aller Reussen; den 15 Sept. 1812 gehalten von *D. Karl Ludwig Struve*, Oberlehrer. Zweyte, mit einem Anhange von Gedichten vermehrte Auflage. 1813. 32 S. 8. (8 Gr.)

So viel Ähnliches auch die Eroberungen des Cyrus und der Feldzug des Darius gegen die Scythen mit der Gegenwart darbieten: so hätte doch der Vf., der die bisher passenden Nachrichten aus Herodot, Heerens Ideen und Mannerts Geographie fleissig zusammenstellt, die doppelte Feyer (das Andenken an die vor 11 Jahren geschehene Kaiserweihe, und an die vor 8 Jahren gestifteten Unterrichts-Anstalten des Gymnasiums und der Kreisschule) mit einem solchen Thema nicht entstellen sollen, da der Gegenstand der Feyer selbst so viel Würdiges in sich schliesst, und dieses Würdige besser als mit den leeren Ausrufungen (Wo soll ich aufzählen, was passend zur heutigen Feyer von diesem Orte gesprochen werden soll?) ausgeprägt werden konnte; die Feyer ist ja kein Schulexercitium! Die angehängten 7 Gedichte, die schon von der Schlacht bey Pultusk 1807 anfangen, haben wenig poetischen Werth. Dk.

(*Braunschweig*,) b. Meyer: *Gelegenheits-Gedanken über die Gedankenfreyheit*. Zum Besten der hülflosen Wittwen und Kinder der für die Freyheit gefallenen braven Preussen. (1814.) 22 S. 8. (4 Gr.)

Der Vf. ist für die unbeschränkte Mittheilung seiner Gedanken, weil sie die erste Grundlage der Cultur sey, wie sie uns als Vernunftwesen zukomme; das Recht derselben bedürfe keine weitere Erörterung; man denke sich, sagt er, die Menschheit stumm, und man hat die Ausbildung weggedacht, und lässt sich wohl, fragt er, das Athmen einem Verbote unterwerfen, wenn auch der Athmende ein Kranker wäre, der möglicher Weise sein Übel verbreiten könnte? Daran hat der Vf. wohl nicht gedacht, dass er sein eigen Wort nicht hören würde, wenn die ganze gegenwärtige Menschheit zu Einer Zeit redend wäre, und dass für giftige Ausdünstungen Verwahrungshäuser und Räucherungen nöthig sind. — Das Unverzeihlichste an der Schrift ist noch der Glaube des Vfs., dass Wahrheit ohne Irrthum, wie Tugend nicht ohne Veranlassung des Lasters, möglich sey. War ihm der wohlthätige Zweck, wozu er dieselbe — das Beste an ihr — bestimmte, auch nicht möglich, ohne den Geiz zu verlassen? Die Buchhändler in Westphalen nennt er zur Zeit der vorigen Regierung literärische Montirungsschneider, denen die Materialien von der Regierung zugeschnitten überliefert wurden — zum Theil, aber nie im Ganzen wahr. Dk.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Italiänisches Lesebuch für Anfänger*. Nebst einem Wortregister. Von *Georg Wilhelm Müller*. Dritte, mit einer kleinen italiänischen Grammatik vermehrte Auflage. 1810. 178 S. 8.

Ebendaselbst: *Kurze italiänische Grammatik für Anfänger*, von *Georg Wilhelm Müller*. Mit einem italiänischen Lesebuche. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1811. 68 S. 8. (Lesebuch und Grammatik zusammen 16 Gr.)

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

